

Nena Sahib
oder
Die Empörung in Indien.
Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.
von
Sir John Retcliffe.
Erster Band:
Die Tyrannen der Erde.

DIE INDISCHE UNIVERSITÄT.

In der Cleveland-Street, unweit des Buckingham-Square zu London, steht ein Haus, gegen die englische Gewohnheit ziemlich geräumig und etwas von der Straßenfront zurückgebaut, so daß hierdurch eine kurze Auffahrt gewonnen worden, die nach der Straße zu ein eisernes Gitter abschließt.

Der Ein- und Ausgang dieses Gitters stand an dem Vormittag, an dem unsere Erzählung beginnt – am 20. Juni 1851 – weit geöffnet und eben so der Sitte zuwider die Hausthür, an deren Pfosten ein reich gallonirter Diener von tragem, anmaßendem Aussehn lehnte, nur hin und wieder ein Wort mit einem jungen Mann von schlaudem aber bleichem und abgemagertem Antlitz redend, das alle Spuren dürftig nährender und angestrongter Arbeit an den Aktentischen trug. Der junge Mensch, etwa 19 oder 20 Jahr alt und in einer abgeschabten aber sehr reinlichen Kleidung steckend, hatte einen Sack mit Papieren in der Hand, der ihn sofort für jeden mit englischen Sitten Bekannten als einen Advokatenschreiber bezeichnet hätte.

Der Bediente blickte, so weit es der Charakter seiner allgemeinen Trägheit erlaubte, eifrig die Straße hinauf, gleich als erwarte er die Ankunft einer oder der andern Person, und ließ zuweilen ungeduldig ein *Goddam!* zwischen den Zähnen hören.

»Ist es wahr,« bemerkte der Schreiber schüchtern, »daß der Nabob, Ihr Herr, so gefährlich erkrankt ist, daß man keine Hoffnung für seine Genesung mehr hegt?«

»Es muß Jeder einmal sterben,« erwiederte sein Gesellschafter gleichgiltig, indem er fortfuhr, die Straße hinauf zu starren.

»Man sagt, er sei ein Mann noch in seinen besten Jahren,« fuhr der Andere fort. »Es muß schlimm sein zu sterben, wenn man so reich ist, wie es von Sir *David Dyce* heißt!«

Ein »Hm!« war die bloße Antwort.

»Wie alt mag der Nabob doch jetzt sein!« wiederholte der junge Mann beharrlich seine Frage.

»Er ist dreiundvierzig Jahr. – Warum nennen Sie Sir David den Nabob!«

»Ei mein Gott, ist er es denn nicht? Das Bureau meines Herrn befindet sich zwar nicht in dieser Stadtgegend, und es ist das, erste Mal, daß wir einen Act für ihn vollziehen; indeß wer hatte in ganz London nicht von Sir David Ochterlony Dyce Sombre sprechen hören und von seinen unglücklichen Schicksalen, wie von seinen großen indischen Reichthümern. Sind Sie schon lange in seinem Dienst, wenn ich fragen darf?« fügte der Schreiber hinzu.

»Sie scheinen sehr neugierig, Master So und So,« erwiderte ärgerlich der Diener. »Wenn Sie so genau mit dem Stadtgeklatsch vertraut sind, statt sich um Ihre Schreibereien zu kümmern, so werden Sie auch wissen, daß Sir David erst seit drei Jahren sich wieder in England befindet.«

»Es ist wahr, ich erinnere mich, in einem Blatte gelesen zu haben, daß er nach seiner Flucht aus Bedlam¹ vier Jahre lang durch ganz Europa gereist ist, um sich von allen berühmten Ärzten untersuchen und sich Zeugnisse seiner geistigen Gesundheit geben zu lassen. Darf ich Sie wohl noch fragen, ob Lady Marie wieder mit ihrem Gatten ausgesöhnt und bei ihm ist? So schön Ihr Haus auch scheint, so muß ich Ihnen gestehen, hätte ich mir doch ein weit prächtigeres Bild von dem Haushalt eines indischen Nabobs gemacht.«

Die Neugierde des kleinen Schreibers schien seinen phlegmatischen Gefährten eben zu einem Ausbruch heftigen Unwillens gereizt zu haben, und dieser wandte sich ärgerlich gegen ihn, als das Hinzukommen einer dritten Person aus dem Innern des Hauses den Zorn des Bedienten von dem jungen Menschen ab und zugleich alle Neugier des Letztern auf sich wandte.

Der Hinzutretende war ein großer, vielleicht fünfzig Jahre zählender Mann, dessen dunkle, fast in's Grünliche spielende Broncefärbung sofort seine indische Heimath verrieth, auch wenn es die reiche Kleidung nicht gethan. Ein gelbseidenes Tuch wand sich um seinen kahl geschornen Kopf, ein Kaftan von blauem Seidenzeug, in der Mitte von einem buntgewirkten Shawl zusammengehalten, aus dem der dunkle Stahlgriff eines malayischen Dolches hervorsah, zeichnete seinen ziemlich schmalen, aber anscheinend äußerst muskelkräftigen Körperbau ab, und reichte bis zur Hälfte der Schenkel. Sein weißes faltenreiches Beinkleid fiel bis über die Kniee und ließ von dort die dunkle Farbe der nackten Beine sehen, während die Füße bis über die Knöchel hinauf in strumpffartigen gelben Lederstiefeln steckten.

Ein grauer dichter Bart bedeckte Wangen, Kinn und Oberlippe des Indiers, wohl eine Handlänge auf die Brust herabhängend, so daß kaum die dünnen Lippen des Mundes sichtbar blieben. Seine Nase sprang kühn aus dem schmalen, an den Backenknochen aber breiten Gesicht unter einer niedern Stirn hervor; die Augen unter buschigen Brauen schienen, wenn sie sich auf einen Gegenstand hefteten, bei allem lodernnden Feuer in ihnen, eine starre Unbeweglichkeit zu haben. Er gehörte offenbar einem der kriegerischeren Völker, wahrscheinlich dem Maharattenstamm an, und sein Gesicht, an und für sich schon finster und streng, zeigte in diesem Augenblick noch den Ausdruck des Kummers und Schmerzes.

Der Indier war mit leichten, unhörbaren Schritten die teppichbelegte Treppe herabgekommen, so daß er ganz unerwartet zwischen den Beiden stand. Sein dunkles Auge wandte sich zuerst suchend rechts und links und dann auf den Bedienten.

»Wo ist der Ferash John, Dein Gefährte?« fragte er in leicht gebrochenem Englisch. »Du weißt, daß Radschah David streng befohlen hat, daß keiner seiner Seis² heute das Haus verlassen soll.«

Der träge Schlingel schien einigermaßen verwirrt, antwortete aber dann: »Was weiß ich, ich habe John nichts zu befehlen, er ist vielleicht nach dem Square gegangen, um zu sehen, wo der Doctor bleibt.«

¹Das große Irrenhaus bei London.

²Diener.

Der Indier sah ihn scharf und drohend an. »Hüte Dich!« sagte er ernst, »Du weißt, daß *Tukallah* wachsam ist. Wenn der Arzt kommt, so benachrichtige mich. Ist dieser Dschuckarah¹ der Ferash des Mirza, der bei dem Sahib² ist?«

Er hatte sich mit der letzten Frage nach dem kleinen Schreiber gewandt, der ihn mit offenem Munde anstarrte, ohne die ihm fremden Ausdrücke zu verstehen.

»Ich meine, ob Du der Diener des Mannes bist, der für das Gesetz schreibt!«

Der junge Mensch begriff. »Wenn Ihr fragt, Sir, ob ich der Secretair des gelehrten Doctor Duncombe, Notar und Anwalt am Hohen Kanzleihofe, bin, so ist es richtig. Mein Name ist Tom Malwinkle, und ich habe die Ehre . . . «

Der Indier unterbrach ihn unwillig mit einer Handbewegung und sagte: »Komm!«

Er schritt dem jungen Mann voran die Treppe hinauf, ihn bedeutend, so wenig Geräusch als möglich zu machen.

James, der Diener, blieb allein am Eingang der Thür zurück, verdrossen vor sich hinhinmurmend: »ich wollte, ich könnte dem gelben Hunde einmal zeigen, was ein geborner Engländer einem solchen ungläubigen Schuft gegenüber zu bedeuten hat. Aber Geduld, ich meine, es hat bald ausgespielt. Wenn nur John zurückkommt, der Doctor hat mir's auf die Seele gebunden, ihm Nachricht zu geben, wenn sich etwas Ungewöhnliches ereignet, und der Besuch des Advokaten . . . ah, da ist er selbst.«

Ein Kabriolet rollte über den Square daher und hielt vor dem Gitter. Ein stattlich aussehender Herr mit weißem Toupé, rothem Gesicht und einem ziemlich starkem Embonpoint stieg heraus. Er trug jenen unverwischbaren Typus gelehrter Ruhe und Selbstbewußtseins, den fast alle Ärzte der Welt zeigen, die durch ihre Kunst sich Ruf und Vermögen erworben haben. Die schwarze Kleidung, die feine Wäsche, der große Solitair am kleinen Finger seiner linken fleischigen Hand und das schöne indische Rohr mit dem Goldknopf waren die Attribute, die bewiesen, daß der gelehrte Doctor Jennys sein Glück in der vornehmen Welt gemacht hatte und sich eines großen Rufes erfreute.

Der träge Bediente ging dem Arzt zwei Stufen der Treppe mit einer tiefen Verbeugung entgegen und geleitete ihn zur Thür, unter welcher der Doctor stehen blieb.

»Nichts Neues, James? Wie geht es Deinem Herrn? – ich war verhindert, ihn gestern Nachmittag zu besuchen.«

»O Sir,« sagte der Diener – »Sie haben also meinen Brief durch die Penny-Post nicht erhalten!«

»Welchen Brief? – ich mußte heute Morgen zeitig zu Lady Windham, um zum ersten Mal einen Versuch mit Chloroform bei ihrer Entbindung zu machen. Geschwind, ist etwas Wichtiges vorgefallen? Warum kamst Du nicht selbst!«

»Es war unmöglich, Sir. Dieser gelbe Teufel scheint Mißtrauen gegen uns gefaßt zu haben und beobachtet unsere Gänge. Das Befinden Sir David Dyce's war unverändert, und er fragte nur mehrmals, ob keine Briefe vom Capitain Ochterlony aus Dublin angekommen wären. Gegen Abend aber erschien ein Besuch, der sich nicht abweisen ließ; da der Indier gerade dazu kam, so gelangte er bis in's Krankenzimmer und blieb wohl zwei Stunden lang bei dem Herrn. Nachher war dieser sichtlich aufgeregt, verbot aber, Sie zu beunruhigen.«

»Wer war der Besuch? Doch nicht Mistreß Troup oder ihr Mann!«

¹Knabe.

²Herr.

»Nein, Sir, – es war ein Fremder, ein Ausländer, den ich noch nicht gesehen. Ein junger Mann noch; hier ist seine Karte, die ich wegstibitzt. Der Herr schien ihn erwartet und große Freude zu haben, ihn zu sehen.«

Der Doctor nahm die Karte und las:

Friedrich Walding,

Doctor der Medicin und der Naturwissenschaften.

»Ein deutscher Gelehrter, offenbar eine Bekanntschaft von den letzten Reisen auf dem Continent. Ist das Alles, James!«

»Nein, Sir! das Wichtigste kommt noch. Heute Morgen ist der Fremde wiedergekommen und hat einen Notar von Doctor Commons mitgebracht, Master Duncombe, ich erfuhr es von dem Schreiber, den sie eben hinaufgeholt. Der Notar befindet sich seit länger als einer Stunde oben.«

Eine grobe Verwünschung entfuhr dem Munde des Doctors. »Alle Teufel – das hat ganz das Ansehn eines bösen Streiches, und ich muß eilen, ihm vorzubeugen.« Er warf rasch einige Zeilen auf ein Blatt seines Taschenbuchs, faltete dieses und gab es dem Diener. »Trage dies sogleich zu Lord St. Paul, James; er oder Lady Mary mögen es lesen. Du hast doch hoffentlich noch Niemand von der Sache Nachricht gegeben!«

»Auf meine Ehre nicht, Sir! Sie bezahlen mich, und ich diene Ihnen allein. Aber ich darf nicht fort – John ist nicht zu Hause.«

»Ich sehe,« sagte Doctor Jennys unwillig, »die Baronin Savelli ist besser bedient, als ich. Du bist ein herzlich einfältiger Schurke, Master James, und wenn Du nicht irgend ein Mittel findest, dies Billet binnen zehn Minuten in die Hände des Marquis St. Paul oder Deiner rechtmäßigen Herrin zu bringen, so ziehe ich meine Hand von Dir.«

Damit sprang er mit einer für sein Embonpoint ganz außergewöhnlichen Heftigkeit die Treppe hinauf, durchschritt einen kurzen Corridor, auf den Cocos-Matten des Fußbodens sorgfältig alles Geräusch seiner Schritte unterdrückend, und schob vorsichtig den Teppich vor dem Eingang eines Vorzimmers zurück. Es war leer – die Thür dem Eingang gegenüber geschlossen – und der Doctor näherte sich ihr mit vorgebeugtem Haupt.

Wir müssen mit dem Leser zuvor in das Gemach treten, an dessen Thür der Arzt stehen geblieben.

Es war das Krankenzimmer des *Sir David Ochterlony Dyce Sombre*, den der kleine Advokatschreiber den indischen Nabob genannt.

Das Zimmer war von dem halben Licht beleuchtet, das die geschlossenen Jalousieen von Außen durch ihre Spalten eindringen ließen und das die Gazevorhänge noch mehr verminderten. Ein auf dem Tisch in der Mitte stehender silberner Armleuchter trug drei brennende Wachskerzen, deren Schein das Halblight noch empfindlicher machte, so daß das Auge der Eintretenden sich erst nach einigen Augenblicken vollständig zu orientiren vermochte. An der der Eingangsthür gegenüber liegenden Wand stand ein niederes, von Mousselinvorhängen umgebenes Bett, mit rothseidenen Decken, aus denen, den Kopf auf den Arm gestützt, der Kranke hervorsah. *Sir David Dyce*, 1808 in *Sirdhana* im obern Indien geboren, war von mütterlicher Seite der Enkel des *General Sombre*, der sich mit einer *Begum*, der Wittwe eines indischen Fürsten, die er vom Feuertode gerettet, verheirathet hatte, und von der er auch

den Namen trug. Die Tochter des Generals und der Begum, Juliane,¹ heirathete den Obersten Dyce, einen Muselman, der Offizier in der Leibwache der Begum war; Sir David und angeblich zwei Töchter waren die Frucht dieser Ehe. – Tiefe Züge des Leidens lagen auf dem Antlitz des Nabobs, das ganz jene Sanftmuth und Gutmüthigkeit seiner Großmutter geerbt hatte, welche die meisten Hindu's auszeichnet. Die großen gazellenartigen Augen schienen durch die vollständige Abmagerung des Körpers noch erweitert, und nur aus der höhern und kräftiger nach europäischem Typus gewölbten Stirn ließ sich auf eine verborgene Geisteskraft und Beharrlichkeit schließen.

Zu den Füßen seines Lagers stand, die Arme über die Brust gekreuzt, unbeweglich Tukulah, während an der Seite des Kranken ein Mann von etwa 28–30 Jahren saß, das ernste, ausdrucksvolle Gesicht von einem kurzen runden Bart umschattet.

Am Tisch, auf dem die Kerzen standen, saß ein älterer Herr und schrieb. Sein Gesicht war eine jener knochigen englischen Physiognomien, die eine unbeugsame Willenskraft anzeigen. Es war der Notar Duncombe, ein Mann, der in dem Ruf großer Thätigkeit und unbestechlicher Redlichkeit stand. Das Gemach, in dem sich diese Gesellschaft befand, zeigte eine halb europäische, halb orientalische Ausstattung; an den mit Stoffen tapezirten Wänden befanden sich leichte chinesische Möbel von Bambusrohr, Decorationen von indischen Waffen, und an einer Stelle zwei lebensgroße Bilder, das eine einen ältern stattlichen Offizier in veralteter Uniform, das andere eine Frau in weißen wallenden Schleiern und Gewändern darstellend – den General Sombre und die Begum Nushana, die Großeltern des Kranken.

Master Duncombe schloß eben das Schriftstück und wandte sich zu diesem. »Erlauben Sie mir, einige Fragen an Sie zu richten, Sir David,« sagte er. »Ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß unser Geschäft seine Schwierigkeiten hat, und der glückliche Ausgang ganz von unserer Vorsicht in diesem Augenblick abhängt. Unsere Gesetze lassen in Beziehung auf die Testamentsniedersetzungen leider der juristischen Kasuistik vollen Spielraum. Es ist schlimm genug, daß es damals nicht gelungen ist, bei dem Kanzleihof die Acte kassiren zu lassen, welche die Disposition über Ihr Vermögen Ihnen entzogen.«

»Man begnügte sich, mein Recht, frei zu sein, anzuerkennen,« sagte der Kranke bitter, »weil man die Freiheit mir nicht mehr nehmen konnte. An schmachvollen Anträgen an die französische Regierung, mich auszuliefern, um nach Bedlam zurückgebracht zu werden, hat es die britische Gesandtschaft in Paris nicht fehlen lassen. Aber wenn England zu seinen Bergen von Schmach und Unterdrückung gegen mein Volk auch noch die auf sich lud, zum Vortheil eines lüderlichen Weibes und ihres intriganten Vaters – weil sie zum bevorzugten Stande des Landes gehörten – den Mann, der die Entehrung seines Namens, die Vergeudung seines Vermögens nicht dulden wollte, zum Wahnsinnigen zu stempeln und ihn seiner Habe zu berauben – so hatte Frankreich Ehre genug, den Fremdling zu schützen und sein Leben wenigstens zu retten.«²

¹Wir erlauben uns, den Leser von vorn herein darauf aufmerksam zu machen, daß alle diese Verhältnisse historisch und die Vorgänge in der Scandalgeschichte der Londoner vornehmen Welt berüchtigt sind! D. V.

²Das Gegenwärtige ist eins der furchtbaren Beispiele aus der neuesten Zeit, wie leichtsinnig oder verbrecherisch in dem freien und humanen England mit den Einsperrungen als Wahnsinniger umgegangen wird. Unter diesem Prätext läßt man auf die leichteste Manier Familienmitglieder verschwinden, die in irgend einer Beziehung unbequem sind. In dem vorliegenden Fall ließ die Gattin des Sir David Dyce, ihren Mann für »wahnsinnig« erklären und einsperren, weil er »die Illusion hege, seine Frau sei ihm häufig untreu«, und weil er sich eingebildet habe, sie sei einst Ballettänzerin gewesen. Die letztere Beschuldigung gründete sich auf den Umstand,

Er sank erschöpft in die Kissen zurück, der deutsche Arzt an seiner Seite suchte ihn zu beruhigen und reichte ihm einen Trank.

»Ich bitte Sie, Sir David, sich nicht aufzuregen,« fuhr der Advokat fort – »Sie haben dadurch schon früher Ihren Gegnern Waffen in die Hände gegeben, und es ist jetzt nur unsere Aufgabe, das Geschehene so viel als möglich zu redressiren und Ihren Absichten wenigstens zum Theil Geltung zu verschaffen. Das Vermögen der Generalin Sombre, Ihrer Großmutter, ist auf Sie rechtlich übergegangen!«

Der Kranke hatte sich durch den Trank, den ihm der Freund gereicht, erholt, er fühlte die Nothwendigkeit voller Ruhe. »Das Testament liegt bei den Behörden in Calcutta. Meine Großmutter hinterließ meiner Schwester Anna Mary ein Legat von 8000 Pfd. Sterl. und ein gleiches von 5000 Pfd. der Baronin Savelli.«

daß er sie vor Zeugen eine *nautch* genannt. *Nautch* ist die indische Bezeichnung von Bajadere; unter Bajadere versteht man aber bekanntlich nicht bloß die indische Tänzerin, sondern auch die – – –

Wir erinnern weiter noch an das Beispiel des deutschen Gelehrten Peithmann, der dreizehn Jahre in Bedlam ohne Grund schmachten mußte, ein Fall, den nicht allein die englische Presse, sondern auch das preußische Herrenhaus mit Entrüstung erörtert hat, so daß auf das Andringen des preußischen Ministerpräsidenten die englische Regierung endlich sich dazu verstehen mußte, dem Mann eine Pension als Entschädigung auszusetzen.

Aber leider müssen wir darauf aufmerksam machen, daß in dieser Beziehung auch in manchen *deutschen* Staaten keineswegs die Person genügend geschützt wird. Es bestehen eine Menge privater Irrenanstalten, in die ohne Weiteres von den Verwandten anscheinend Geistesranke gebracht werden können. Es ist bei privaten Anstalten natürlich nur von den wohlhabenden Ständen die Rede – aber gerade in diesen findet sich auch am häufigsten das Interesse zu solchen Handlungen. Wir wollen nicht behaupten, daß in den meisten Fällen die Unterbringung einer kranken Person in eine private Irrenanstalt von Seiten der Beteiligten in der *bewußten* Absicht geschehe, den Kranken für immer zu beseitigen, aber es ist eine Thatsache, daß mit der größten Leichtfertigkeit bei einem so wichtigen Schritt verfahren wird. Bei aller Achtung vor Wissenschaftlichkeit und Rechtlichkeit der Vorstände solcher Irrenanstalten und bei der vortrefflichsten Einrichtung dieser Institute, lehrt doch die Erfahrung, daß sie ein lebendiges Grab für die Kranken werden. Wie oft, wie leicht kann in Folge eines körperlichen Leidens, einer falschen ärztlichen Behandlung, des Kammers &c. eine geistige Störung eintreten. Das Herausreißen aus den gewohnten Umgebungen, die Einsperrung in eine Anstalt wird aber sicher weit seltener die Wiederherstellung bewirken, als eine nachsichtige und aufmerksame Behandlung in dem bisherigen Lebenskreis.

Dennoch sieht man nur selten, selbst unter Vermögens- und Familienverhältnissen, wo dies leicht auszuführen wäre, unschädliche Geistesranke in wohlhabenden Familien behalten – man schafft sie ohne Weiteres in eine Irrenanstalt.

Die Vorsteher und Ärzte derselben haben natürlich das wissenschaftliche Interesse der Kur neben dem materiellen ihrer Anstalt. Ohne irgend ihnen zu nahe treten zu wollen, behaupten wir doch, daß sie auch die leichtesten Fälle annehmen werden. Und von den aufgenommenen Kranken – wie viele werden schlimmer – wie viele genesen in einer Anstalt?

Wir erinnern uns aus *eigner Erfahrung* eines Falles, daß eine reiche Person, lebenskräftig, sonst ganz gesund, bei der sich in Folge einer unsinnigen Kur eine leichte Geistesstörung – mehr fixe Idee – zeigte, sofort nach einer kurzen Confrontation mit den beiden sie behandelnden Ärzten, von den *erbenden* Verwandten in eine Irrenanstalt ganz gegen ihren Willen geschafft wurde, ohne auch nur den Versuch zu machen, sie in den gewohnten Umgebungen wieder sich erholen zu lassen, ja, ohne daß der entscheidende Erbe die kranke Person vorher einmal sah, sondern indem er bloß durch die Thür einige Reden der Geängsteten anhörte und darauf sie fortbringen ließ!! – Jedem bisher gewohnten Lebensgenuß entzogen, verschlimmerte sich der Zustand der vollblütigen, kräftigen Person in der Anstalt, und sie starb kaum ein halbes Jahr nachher.

Würde es nicht sehr gut sein, die Nothwendigkeit – auch die materielle – der Unterbringung von Kranken in private Irrenanstalten von einer persönlichen Prüfung und Entscheidung der Behörden abhängig zu machen?

D. U.

»Ihre zweite Schwester!«

»Nein, Herr – sie ist nur die Tochter meines Vaters, nicht meiner Mutter. Die Oberstin Dyce betheuerte es mir auf ihrem Sterbebett, obschon die Begum, meine Großmutter, uns alle Drei adoptirte. Das ganze andere Vermögen fiel mir zu. Ich war im Besitz von sechsmalshunderttausend Pfund außer dem, was ich in Indien an Gütern und Juwelen zurückließ, als ich im Jahre 1838 in dieses Land kam und nach zwei Jahren so thöricht war, in die Schlingen eines herzlosen Weibes zu fallen.«

»Sie setzten in Ihrem Ehekontrakt Ihre Gattin zu Ihrer Erbin ein, wie sie behauptet!«

»Das that ich nicht, Herr. Ich verpflichtete mich, für 130,000 Pfund Grundstücke in England zu kaufen, von denen meine Wittwe den lebenslänglichen Nießbrauch haben sollte. Ich erstand sie in Irland. Als ich im Jahre 1849 vor drei ärztlichen Zeugen hier in London mein Testament machte, bestimmte ich daß, außer den Legaten für meine Diener, meine Schwester, Mrs. Troup, 20,000 Rupien erhalten, der Überrest meines hiesigen Vermögens aber, mit dem Grundbesitz in Indien, nach dem Willen meiner Großmutter, zur Stiftung einer Universität in Indien verwendet werden sollte.«

»Wer waren die Herren, die damals Ihre Testirung als Zeugen unterzeichneten!«

»Doctor Jennys, mein Hausarzt, mit seinen Kollegen Freson und Witchdaller vom Kings-Colleg, so wie mein Freund, der Capitain Ochterlony, den ich zum Testamentsvollstrecker ernannt hatte.«

»Die Unterschrift des Doctor Jennys würde uns auch jetzt von großem Vortheil, ja unbedingt nöthig sein,« sagte der Advokat. »Ich hoffte ihn hier zu treffen.«

»Er kommt jeden Vormittag. Sieh' zu, Tukallah, ob der Doctor schon nachgefragt.«

Der indische Diener legte die Hand auf die Brust und wandte sich zur Thür.

»Versteht der Mann Englisch!«

»Vollkommen, Sir.«

»Dann will ich Sie bitten, meinen Schreiber, den ich an der Thür zurückgelassen, mit herauszubringen. Das Gesetz schreibt zwei Zeugen vor.«

Während der Abwesenheit des Dieners setzte der Advokat seine Arbeit fort. Im Verlaufe des nachfolgenden Gesprächs kehrte der Indier mit dem Schreiber zurück, der auf einen Wink seines Herrn an der Thüre Platz nahm.

»Ich kann Ihnen nur sagen, Sir David,« nahm der Notar wieder das Wort, »daß die Gelegenheit ihre großen Schwierigkeiten hat. Ihre Gegner sind gewandt und zahlreich, der Hauptnachtheil bleibt der Umstand, daß die Dispositions-Entziehung über Ihr Vermögen nicht wieder aufgehoben wurde. Ein Prozeß wird jedenfalls die Folge sein.«

»Verdammiß über die Gesetze, die zu solchem Raube helfen!«

»Ruhig, Herr – wir bessern damit Nichts. Was geschehen kann auf dem Wege des Rechts, Ihren Verwandten die Beute zu entreißen, soll geschehen, doch – ich wiederhole es – das Schicksal Ihres Vermögens in England ist sehr zweifelhaft, um so mehr als – —«

»Sprechen Sie aus, – es muß sowohl im Interesse der Regierung als auch der Ostindischen Compagnie liegen, daß mein und meiner Großmutter Wille vollzogen wird!«

»Das, Sir,« meinte achselzuckend mit leiserer Stimme der Advokat, »ist es eben, was ich gleichfalls bezweifle. Ich glaube nicht, daß die Herren in Leadenhall¹ so sehr wünschen,

¹Das Directorium der Ostindischen Compagnie befindet sich in Leadenhall.

durch eine Universität, sei sie auch so herzlich schlecht wie die unseren, die Aufklärung Ihrer Landsleute zu befördern.«

»Aber Ihr Vaterland, Sir, England,« sagte der deutsche Arzt, »nennt sich die Nation der Freiheit und Aufklärung, sie vertritt die Rechte der unterdrückten Völker, sie trägt die Civilisation bis an die Enden des Erdballs – —«

Der alte Advokat lächelte vor sich hin. »Waren Sie je in einer unserer Colonieen, Sir?«

»Nein!«

»Und wie lange sind Sie in England, wenn ich fragen darf?«

»Seit drei Tagen. Ich lebte seit dem Jahr 1849 in Paris.«

»So erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß wenn Sie erst länger in diesem gesegneten Lande sich befunden haben werden, und wirklich das Testament Ihres Freundes in Indien vollstrecken helfen sollten, Sie bald eine andere Ansicht bekommen werden. Indeß, dergleichen Meinungen gehören jetzt nicht hierher. Hier ist zunächst das Dokument, wodurch Sir David Dyce die Giltigkeit der in seinem Testament über sein Vermögen in England getroffenen Verfügungen nochmals und im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte anerkennt, und außer dem Capitain Ochterlony auch den hier gegenwärtigen Herrn, Doctor Walding, zu seinem Testamentsvollstrecker ernennt.«

Er verlas das Dokument, das der Kranke mit fester Hand unterzeichnete.

»Das Zweite ist die Übertragung des sämmtlichen Grundbesitzes des Sir David Ochterlony Dyce Sombre in Indien, sowohl im Gebiet der Compagnie, wie in den Schutzländern, an seinen Verwandten, Nena Sahib, den Vetter und Adoptivsohn des Peischwa Bazie-Rû, lebend zu Bithur in Audh, mit der Bedingung, dem Capitain Ochterlony und dem Doctor Walding jährlich zehntausend Rupien zur Betreibung des Prozesses in England zu zahlen, und ihnen die in einem von dem Erblasser eigenhändig gefertigten und an benannten Nena Sahib adressirten Schreiben aufgeführten Kostbarkeiten und Dokumente auszuhändigen. Diese Verfügung über das Vermögen in Indien ist vor dem Notar Dubois in Paris, in Gegenwart der nöthigen Zeugen, bereits am 10. August 1850 ausgefertigt, und soll gleichfalls hier bloß nochmals anerkannt werden.«

Sir David hatte sich in dem Bett emporgerichtet und zog aus den Kissen ein versiegeltes Papier hervor. »Dies ist das in dem Dokument erwähnte Schreiben,« sagte er mit fester Stimme. »Ich bitte Sie, auf dem Couvert durch einen Vermerk und die Beidrückung Ihres Siegels meine Unterschrift anzuerkennen, ehe ich darüber verfüge.« — — —

Doctor Jennys, das Ohr an die Thür im Vorgemach geneigt, hatte deutlich diese Worte gehört. Er konnte aus der darauf folgenden Pause entnehmen, daß der Notar die Unterschrift legalisirte, und hatte bei seiner angestregten Aufmerksamkeit auf die Vorgänge im Innern gänzlich überhört, wie zwei Personen in das Zimmer getreten waren.

Erst die Worte: »Ei – der gelehrte Doctor Jennys spielt den Horcher!« – schreckten ihn unangenehm empor.

Hinter ihm standen eine Dame und ein Herr; die Dame, eine Frau von etwa 34 Jahren, aber ausgezeichnet durch das jugendlich glühende Feuer ihrer dunklen Augen, die hohe schlanke Figur und den fremden heißblütigen Typus, der über der ganzen Gestalt lag; der Herr, ein alter Dandy von 50 Jahren, von allen Leidenschaften und Lastern der Gesellschaft ausgesogen, mit vornehm unverschämter Miene und einem Zug von List und Bosheit um die schlaffen Mundwinkel.

»Meine schöne Verwandte,« sagte der alte Stutzer mit einem Faunenlächeln und gedämpfter Stimme, »wird ein Bischen Horchen unserm lieben Freunde nicht zum Vorwurf machen, wenn es uns Beiden zu Statten kommen dürfte.«

Die Lady machte eine ungeduldige Bewegung. »Der Herr da ist nicht mein Spion, sondern der Ihre,« sagte sie stolz, »wie ich es längst gedacht habe.«

Der Arzt, der seine augenblickliche Verlegenheit überwunden, winkte Schweigen und Vorsicht. »Wissen Sie, um was es sich handelt!«

»Irgend eine neue Verkehrtheit meines Bruders.«

»Er ist beschäftigt, sein Testament nochmals zu verificiren.«

»Thörichte Mühe,« sagte der Herr. »Lady Mary Jarving, seine Gemahlin, meine Tochter, ist durch den Heiraths-Kontrakt gesichert.«

»Warum befinden sich Eure Herrlichkeit dann also hier?« fragte spöttisch die Dame.

»Keinen Zwist, Mylord« – bat der Doctor. »Sir David Dyce hat eine zweite Verfügung über sein Vermögen in Indien zu Paris getroffen, die demnach nicht unter unsere Gesetze fällt, und ist eben im Begriff, die Vollmacht zur Empfangnahme seiner Kostbarkeiten und gewisser, wahrscheinlich auch Ihrer Sache höchst gefährlicher Dokumente auszustellen.«

Die Gesellschaft war während dieser kurzen Erörterung einige Schritte von der Thür fortgetreten.

»Wir müssen ihn daran hindern, oder zum mindesten die Vollmacht unschädlich machen,« sagte die Lady entschlossen, indem sie nach der Thür ging, an der bereits Doctor Jennys wieder horchte.

Indem sie so nahe dem Krankenzimmer standen, konnten alle Drei deutlich hören, wie der Kranke mit lauter, fester Stimme sagte: »Hier ist es – bewahrt es wohl. Es vermag alle ihre Intriguen zu Schanden zu machen!«

Die Lady faßte den Drücker der Thür und wollte sie aufstoßen.

Die Thür war von Innen verschlossen.

Alle fühlten, daß diese Verzögerung von der größten Wichtigkeit sein konnte, und der Doctor klopfte, um jeder Unvorsichtigkeit der Dame zu begegnen, sofort drei Mal leise an und sagte: »Ich bin es, Doctor Jennys, und bitte um Einlaß.«

Die Thür wurde auf einen Wink des Kranken augenblicklich von Tukallah geöffnet; als der Arzt und seine sehr unerwartete Begleitung jedoch in das Zimmer traten, ließ kein Zeichen entdecken, wer das wichtige Papier an sich genommen, und ob es sich unter denen befand, die der Notar eben in seine Mappe legte.

Der Hausarzt eilte sofort auf den Kranken zu. »Mein lieber Sir,« sagte er hastig, um jeder Frage zuvorzukommen, »Sie wissen doch, daß ich Ihnen jede Aufregung durch Geschäfte verboten habe. Mit Besorgniß habe ich von der Dienerschaft vernommen, daß Sie sich seit gestern wieder bedeutend unwohler fühlen.«

Der Indier antwortete ihm nicht. Seine Augen waren zornig auf die Beiden gerichtet, die dem Arzt gefolgt waren, und die Geberde, mit der er auf sie hinwies, während die Adern seiner Stirn wie von einer heftigen Erregung zu schwellen begannen, seine Nasenflügel zuckten und das Blut in sein abgezehrttes Gesicht trat, war eine drohende Frage, warum Jener sie mitgebracht.

»Ich traf den Marquis und die Frau Baronin leider schon an der Thür Ihres Hauses, bester Sir,« flüsterte der Doctor, »und es war unmöglich, sie zu hindern, hierher zu kommen. Aber ich beschwöre Sie, regen Sie sich nicht auf – es könnte die schlimmsten Folgen haben.«

Der Marquis St. Paul hatte sich dem Bett seines kranken Schwiegersohns genähert, gleich als lebten sie in den freundschaftlichsten Verhältnissen und als bestehe nicht der geringste Grund zu Haß und Feindschaft zwischen ihnen, während die Lady ohne Weiteres zu dem Tisch trat und von dort mit festen, hochmüthigen Blicken die Anwesenden maß.

»Mein theurer Sohn,« sprach heuchlerisch der Marquis, indem er des Kranken Hand zu fassen suchte, »warum ließen Sie uns nicht wissen, daß Ihr Zustand sich verschlimmert hat? Welche kleine Meinungsverschiedenheiten uns leider auch in der letzten Zeit entfremdet haben, Lady Mary, Ihre Gemahlin, würde gewiß mit Vergnügen ihrer Pflicht nachgekommen sein, hierher zu eilen und Sie zu pflegen.«

Der Kranke that sich sichtlich Gewalt an, indem er sich wegwandte ohne zu antworten. »Master Duncombe,« sagte er mit fester Stimme, »hier ist Doctor Jennys, dessen Anwesenheit Sie zur Vervollständigung der Unterschriften wünschten. Er bescheinigte meinen gesunden Menschenverstand bei der Niederschreibung meines Testaments, den dieser Herr dort zu läugnen beliebte, und ich hoffe, er wird auch jetzt noch so wenig daran zweifeln, daß er ohne Anstand noch ein Mal seine Unterschrift uns leiht.«

Der Doctor sah ziemlich verlegen aus, während der Notar das erste Dokument wieder aus seiner Mappe nahm und auf den Tisch zur Unterschrift zurechtlegte. »Ich habe nie einen Augenblick gezweifelt, liebster Sir,« sagte er endlich zögernd, »daß Sie in vollem Besitz Ihrer geistigen Kräfte sind, oder – wenn ja, einmal ein Schatten diese getrübt haben sollte – sie längst wieder erlangt haben, aber ich bitte Sie nur zu bedenken, daß Sie körperlich krank und schwach sind – – –«

»Wollen Sie Ihren Namen als Zeuge unter das Dokument setzen oder nicht, Doctor,« fragte der Kranke kurz und ungeduldig.

»Ich bitte Sie nochmals, werther Sir« – – – Der Doctor hatte sich zaudernd dem Tisch genähert – »ich weiß wirklich nicht – dieser Starrsinn –«

»Ihr Patient,« sagte der deutsche Arzt, »hat dies Dokument in vollkommen gesundem geistigen Zustand vollzogen, Sir. Ich bin selbst Arzt und habe es mit gutem Gewissen bescheinigt.«

Doctor Jennys hatte zögernd die Feder genommen, die ihm der Advokat reichte; seine Augen schienen bei dem Marquis und der Baronin Unterstützung zu suchen.

Die Letztere trat entschlossen vor und wies mit strenger Geberde den Zeugen zurück. »Ich verbiete Ihnen, irgend einem Act meines unglücklichen Bruders Ihre Unterschrift zu leihen. Sie sehen, daß er zu krank ist, um für sich selbst handeln und denken zu können, und daß fremde Personen seine Schwäche mißbrauchen.«

»In der That,« fügte der Marquis hinzu– »auch ich muß im Namen meiner Tochter, der Lady Dyce, gegen jede Handlung protestiren, welche die Interessen seiner Familie gefährden könnte. Ich mache diesen Herrn darauf aufmerksam, daß das Gesetz ihm verbietet, die Handlungen von Personen zu unterstützen, die das Gericht für dispositionsunfähig erklärt hat.«

Der Notar, an den die letzten Worte gerichtet waren, trat auf den Marquis zu. »Sie sollten sich erinnern, Herr,« sagte er streng, »daß Sie über die Zulässigkeit gewisser Acte eine sehr verschiedene Meinung hegen. Die Verschreibung von zehntausend Pfund, für die Sie Lady

Jane, Ihre erste Gemahlin, an den Grafen von Rougemont verkauften, war schwerlich sehr gesetzlich.«

Der Marquis fuhr dunkelroth zurück; die Geschichte, die ihrer Zeit so vieles Aufsehn gemacht und den Beginn jener Reihe von pikanten Anekdoten gebildet hatte, welche das Leben seiner Gattin zur *Chronique scandaleuse* der englischen Aristokratie beigetragen, war zu bekannt, um geläugnet werden zu können. Überdies blieb ihm keine Zeit dazu, denn der Kranke brach in einen förmlichen Paroxysmus von Wuth aus, den die beiden Ärzte vergeblich zu beruhigen suchten.

»Bin ich ein Sklave in meinem eigenen Hause!« schrie er. »Kommt Ihr hierher, mir zu trotzen und mich zu beschimpfen, nachdem Eure Geldgier mein Leben gestohlen und Ihr das Mark meiner Knochen vertrocknet habt mit Euren verfluchten Listen und Ränken? – Will dieser Bastard meines Vaters und einer niedrig gebornen Sklavin sich erfrechen, das Erbe der Begum von Somroo anzutasten, die Barmherzigkeit an ihm geübt!«

Die Lady trat ihm zornig näher. »Lügner – elender Lügner! Würde die Begum mich dann anerkannt haben!«

»Du weißt, daß ich die Wahrheit rede, Georga, aber Du hast den wilden Charakter unsers Vaters und warst immer unsre Feindin. Doch Du haßtest mich offen, wie ein Mann, und ich vergebe Dir um des Blutes willen, das in unser beider Adern rinnt. Aber Fluch dem Teufel dort an Deiner Seite, mit dem Du jetzt gemeinschaftliche Sache machst. Er hat mit tausendfach ärgeren Folterqualen meinen Geist gepeinigt, als womit seine gierigen Landsleute die Körper der Unseren zerfleischen. Seine Lügen sind es, die mich zu den Wahnsinnigen gesperrt, die meiner Habe mich beraubt und den Fürstensohn Indiens vergeblich um sein Recht an den Pforten der englischen Gerichtshöfe betteln ließen! Und das Alles um sich und ein buhlerisches trenloses Weib zu bereichern. – –«

Der Marquis hob die Hände in die Höhe. »Guter Gott, sein Wahnsinn kehrt wieder, er verkennt die beste, edelste Frau!«

»Verächtlicher Heuchler,« schrie der Kranke, aus den Armen der beiden Ärzte sich losringend. »Bettlerischer Schurke, den ich mit meinem Golde genährt, – Du weißt, daß ich Deine Tochter selbst in der Nacht überraschte mit ihrem alten Liebhaber! Bei dem Gott der Christen, bei den verläugneten Göttern meiner Väter am heiligen Strom – es ist Wahrheit, Tukallah ist der Zeuge meiner Schmach und Du selbst wußtest darum!«

»Er rast!« unterbrach ihn der Marquis. »Sie hören es, meine Herren – es sind ganz die früheren Symptome! Ich verlange, daß eine Acte aufgenommen wird, Sie werden Ihr Zeugniß vor Gericht abgeben müssen, die Wahnsinnigkeits-Erklärung soll erneuert werden!«

»Wahnsinnig? – ja wahnsinnig, als ich dies Land betrat,« brüllte der Indier, dem blutiger Schaum vor den Mund trat – »wahnsinnig, als ich Deine Tochter heirathete! Verflucht sei sie und ihr ganzes bleiches, berechnendes Geschlecht in diesem Lande! verflucht dies Land selbst, wo das Geld regiert und die Rechte des Fremden mit Füßen getreten werden! verflucht sei dies Land, das Millionen friedlicher Menschen zu seinen Sklaven gemacht und mit dem Schutze der Menschenrechte prahlt! verflucht sei die Nation, die das Christenthum durch den Mund ihrer Missionaire in alle Welt sendet und überall unter der Maske des Christenthums ihre habgierigen Klauen ausstreckt – verflucht – verflucht –«

Er endete nicht – ein dunkler Blutstrom schoß plötzlich aus seinem Munde und überfluthete das Bett. Mit einer zuckenden Bewegung der Hand nach dem Herzen sank der reiche Mann,

der indische Nabob zurück – ein krampfhaftes Dehnen der Glieder – ein Rollen der Augen –
– –

»Um Gotteswillen, er stirbt,« rief der deutsche Arzt, »diese unerhörte Aufregung hat ihn getödtet!«

Er faßte seinen Puls, er rieb seine Schläfe, während Doctor Jennys ihn Hirschhorngest und andere belebende Mittel einathmen zu lassen versuchte – vergebens – das Leben war unwiederbringlich entflohen.

Der indische Diener warf sich an der Seite des Bettes nieder, leidenschaftliche Klagen und Verwünschungen in der heimathlichen Sprache strömten über seine Lippen, als er die kalte Hand des Gebieters daran drückte. Dann wandten sich seine Augen wie zwei Verderben sprühende Blitze aus die beiden Eingedrungenen, und die Faust an den Griff seines malayischen Krys gelegt, erhob er sich wie der Tiger zum Sprung auf seine Beute.

Aber eine Hand legte sich auf seinen Arm und hielt ihn zurück, während eine Stimme in seinen heimathlichen Lauten ernste Worte der Ermahnung zu ihm sprach. Es war der deutsche Gelehrte, von dem sie ausgingen. Der Indier biß die Zähne zusammen, ließ die Hand von dem Dolch und trat an den Fuß des Bettes zurück. Doch seine Augen, drohend und rachgierig unter den buschigen Brauen, verließen keinen Augenblick den Marquis und die Baronin.

Die Letztere war mit finsterner Miene, die Falten über der schönen Nasenwurzel zusammengezogen, die Blicke auf den todten Bruder gerichtet, schweigend an dem Tisch stehen geblieben, an den ihre Hand sich krampfhaft anklammerte. Einen Augenblick schien es, als wolle sie sich an das Lager des Sterbenden stürzen, Vergebung flehend, zur Versöhnung ihm die Hand reichend in jenem letzten schrecklichen Moment, vor dem aller Haß, aller Zwiespalt schwinden soll. Aber sie bezwang gewaltsam ihre Gefühle und nur die tiefe, geisterhafte Blässe ihres Gesichts zeigte den innern Antheil, den sie an der schrecklichen Entwicklung der Scene genommen.

Derjenige, welcher sie hauptsächlich hervorgerufen, der Schwiegervater des unglücklichen Nabob, zeigte die volle, niedrige Heuchelei seines intriganten Charakters. Er lief von einem der Ärzte händeringend zum andern, er flehte sie an, den Sterbenden zu retten, und versprach goldene Berge; sein Hilferuf brachte eilig die beiden Diener und eine Haushälterin, die einzigen Mitbewohner des Hauses, herbei, und er beschwor den Notar, der ernst und traurig dem Vorgang beiwohnte, ihm zu bezeugen, daß er keine Schuld habe an diesem plötzlichen Todesfall.

Der deutsche Arzt war nach einer nochmaligen sorgfältigen Untersuchung der Leiche der Erste, welcher die nothwendigen Folgen des Ereignisses in's Auge faßte. Sein Wink entfernte die Dienerschaft und er wandte sich hierauf zu dem Marquis und der Dame. »Das geschehene Unglück,« sagte er ernst, »ist nicht mehr zu ändern, und welche Schuld Sie daran tragen, mögen Sie mit Ihrem Gewissen ausmachen. Jetzt erlauben Sie mir nur noch die Bitte, Sie um Ihre Entfernung von hier zu ersuchen und die Ruhe des Todten nicht weiter zu stören. Ich werde für alles Nöthige sorgen.«

»Mit welchem Recht, Sir,« erwiderte Lady Savelli finster, »wagen Sie es, die Schwester aus dem Hause ihres Bruders zu weisen?«

»Sie sind uns fremd, Herr,« stimmte der Marquis bei, hastig alle Ausbrüche seines erhechelten Schmerzes bei Seite setzend, wo es galt, die so plötzlich errungenen Vortheile zu

vertheidigen. »An Ihnen ist es, sich zu entfernen. Lady Mary, die Gemahlin des Verstorbenen und seine Schwestern haben allein das Recht, die letzten Pflichten an dem lieben Todten zu üben und seine Habe gegen etwaige Anschläge zu schützen.«

»Sir,« rief der junge Mann mit Entrüstung, »ich mag Ihnen Allen persönlich unbekannt sein, aber dieser Herr hier wird mir bezeugen, daß Sir David Dyce mich mit der Vollstreckung seines letzten Willens beauftragt hat, und diese Pflicht werde ich, obschon ein Fremder in diesem Lande, erfüllen, bis der Mann zurückkehrt, der ein älteres und näheres Recht hat, hier einzuschreiten.«

»Ich muß Sie darauf aufmerksam machen, Mylord,« sagte der Advokat, »daß Sir David Dyce allerdings wenige Minuten vor seinem Tode ein Dokument ausgestellt hat, das diesen Herrn zum Mitvollstrecker seines Willens ernennt.«

»Aber Sie wissen, daß mein Schwiegersohn schwachsinnig war, daß ihm die Dispositionsfähigkeit abgesprochen worden ist.«

»Das wird Sache eines Prozesses sein, Mylord. Sie mögen das Testament anfechten, vorläufig bleiben seine Bestimmungen in Kraft, und da durch den plötzlichen Tod des Testators die vorgeschriebene Niederlegung beim Kanzleihofe verhindert wird, erfordert der Gebrauch, daß ich das von mir vollzogene Dokument hier in dem Sterbezimmer zurücklasse und die Thüren unter Siegel lege, bis die Beamten des Gerichts es an Ort und Stelle in Empfang nehmen, was einer Deponirung gleich gilt. Ich fordere die sämmtlichen Anwesenden auf, diesem Akt als Zeugen beizuwohnen.«

Er legte das Portefeuille, in dem sich seine Papiere befanden, auf das Bett des Todten nieder.

»Ich werde unter keiner Bedingung dies Haus verlassen,« erklärte die Baronin kurz. »Es ist das Eigenthum meines Bruders, und wir sind die natürlichen Erben.«

»Mylady werden doch vielleicht einen andern Entschluß fassen müssen,« unterbrach sie eine fremde sonore Stimme von dem Eingang her. »Der Fall ist vorgesehen, und Lady Georga wird nicht gegen den Willen des Eigenthümers in einem fremden Hause verweilen wollen.«

Alle wandten sich nach der unerwarteten Unterbrechung.

»Ralph!«

»Capitain Ochterlony!«

Der erste Ruf kam von den Lippen der Baronin, in dem zweiten vereinigten sich die Stimmen des Marquis und des englischen Arztes.

Das Unterhausmitglied für Ballycastle im nördlichen Irland – die Grafschaft, die der Capitain seit drei Jahren in den Reihen der Opposition vertrat – verließ langsam seine Stelle an der Thür, verbeugte sich gegen die Lady und trat zu dem Todtenbett seines langjährigen Freundes und Schützlings.

Der Capitain war etwa zehn Jahre jünger als der Todte, jetzt also ein Vierziger, obschon sein wohlconservirtes, kräftiges Äußere ihn kaum so alt erscheinen ließ. Er hatte eine majestätische, über der Brust breite Gestalt, wie man sie so oft bei seinen Landsleuten findet, welche die schönsten Soldaten abgeben, und in seinem von braunem, wirrgelocktem Haar, das noch keine Spur von Grau zeigte, und einem dunklen, wohlgepflegten Bart umgebenen, männlich schönen Gesicht zeigte sich für gewöhnlich gute Laune, Spott und Jovialität, wie die echten Irländer sie vor allen Völkern der Welt voraushaben. Nur die Bildung der Stirn verkündete unbeugsame Entschlossenheit, und einen kühnen, trotzigem Charakter, Züge, die in Verbindung mit dem durchdringend blitzenden Auge und der gutmüthigen, freundlichen und etwas

sinnlichen Bildung des untern Gesichts nicht verfehlen konnten, ihm stets in Frauenherzen ein großes Interesse zu verschaffen. In dem ganzen Wesen des Capitains lag etwas Ritterliches, und der Gentleman war in jeder Bewegung unverkennbar. Capitain Ochterlony war damals durch seinen Spott und seine unbeugsame Zähigkeit einer der von der Ministerbank gefürchtetsten und gehaßtesten Gegner.

In diesem Augenblick war freilich der Ausdruck seiner Züge ein ganz anderer. Tiefe Trauer, ein aufrichtiger männlicher Schmerz prägten sich in jeder Linie seines schönen Gesichts aus, als er zu dem Lager schritt, das Tuch, mit dem einer der Ärzte das Gesicht des Todten bedeckt, aufhob und einen Kuß auf die bleiche kalte Stirn drückte. »Armer Freund,« sagte er traurig, »meine Eile, Dir noch einmal die Hand zu drücken vor Deinem Scheiden in das Jenseits, war vergeblich. Du Sohn einer heißen Sonne hast in dem kalten, herzlosen Norden nur Leiden und Verfolgung gefunden. Mögest Du nach dem Glauben Deiner Väter in glücklichen Wandlungen Deinen Weg zum ewigen Licht fortsetzen. Dein Erbe und das Vermächtniß Deines Lebens aber soll mir heilig sein.«

Der Marquis hatte die erste unwillkürliche Scheu überwunden, die ihm der unerwartete Eintritt des Irländers verursacht, und betrachtete ihn mit Blicken boshafter Hasses. – »Wenn die Tirade,« sagte er mit Hohn, »die das Mitglied für Ballycastle uns so eben zum Besten gegeben, zur Einleitung einer Rede über die Grausamkeit der englischen Erbschaftsgesetze bestimmt ist, so wird sie gewiß nicht verfehlen, ihren Eindruck zu machen. Hier aber, in der Wohnung meines verstorbenen Schwiegersohns, verbitten wir uns alle Einmischung.«

Der Capitain sah ihn mit einem durchdringenden verächtlichen Blick an, ohne ihn für den Augenblick einer Antwort zu würdigen und wandte sich zu dem deutschen Arzt. »Sie sind Master Walding, wenn ich nach meinem Herzen und nach der Beschreibung unsers gemeinschaftlichen Freundes urtheilen darf!«

»Ja, Sir.«

»So seien Sie mir willkommen – wir werden Freunde sein, schon um des Geschiedenen willen. Sein letzter Brief, der nur von Ihrer erwarteten Ankunft sprach und mich an sein Krankenlager rufen sollte, kam mir leider zu spät in die Hände. Ich sehe hier Mr. Duncombe, einen unserer geachtetsten Notare, wollen Sie mir deshalb kurz mittheilen, was geschehen ist!«

Die Gleichgültigkeit und Nichtachtung, mit der er die Anwesenheit der anderen Personen behandelte, war zu augenscheinlich, um mißverstanden zu werden. Die schöne Frau, trotzig in ihrer frühern Stellung verharrend, wechselte jeden Augenblick die Farbe vor innerer Aufregung. Selbst der Unbefangenste hätte erkennen müssen, daß der Anblick des Capitains einen Sturm von Leidenschaften in ihrem hochbewegten Busen hervorgerufen, und es wußte mehr als Einer unter den Anwesenden, daß der Capitain einst zu ihren Bewunderern gehört hatte und von ihr leidenschaftlich geliebt worden war.

Während der Marquis sich flüsternd mit Doctor Jennys berieth, hatten der deutsche Arzt und der Advokat dem Capitain das Nöthige mitgetheilt und dieser wandte sich jetzt zu den Gegnern. »Das Testament meines verstorbenen Freundes vom Jahre 1849 ist durch Ihre Bemühungen, Mylord, ein so öffentliches Geheimniß geworden, daß ich seine Bestimmungen nicht näher zu erwähnen brauche. Sie wissen auch wahrscheinlich bereits, daß der Gatte Ihrer Tochter so eben vor seinem Tode eine zweite notarielle Anerkennung und Bestätigung dieses Testaments mit einem Codicill hat aufnehmen lassen, wodurch er diesen Herrn hier als

Vollstrecker seines letzten Willens mir zugesellt, und Mr. Duncombe hat Ihnen gesagt, daß der Gebrauch fordert, dies Dokument hier versiegelt für die Gerichtspersonen niederzulegen, da es nicht bei Lebzeiten des Erblassers mehr beim Kanzleigericht deponirt werden konnte. Dies Haus, diese Wohnung, dies Zimmer, jedes Möbel, das Sie hier sehen, gehört mir! Die Nachfrage bei dem nächsten Polizeibüreau wird Sie von meinem Eigenthumsrecht überzeugen. Ich bin bereit, in Ihrer Gegenwart dies Zimmer zu versiegeln, aber ich muß Sie zugleich auffordern, mein Recht zu achten und dann sofort dies Haus zu verlassen.«

»Sie unterstehen sich, mich hinauszuweisen!«

»Noch mehr, Mylord – ich werde Sie durch diesen Mann da,« er wies auf Tukallah, »hinauswerfen lassen, wenn Sie nicht gutwillig gehen. Ich pflege mit Leuten Ihres Schlages nicht viel Umstände zu machen.«

»Gut, Sir,« sagte knirschend der Lord, »ich weiche der Gewalt, aber Sie sollen von mir hören und diese Beleidigung mir bezahlen.«

Der Capitain verbeugte sich spöttisch. Als er aufsaß, stand die Baronin vor ihm – bleich – blitzenden Auges.

»Und Sie weisen mich gleichfalls fort – Sir – mich – die Schwester!«

»Mylady,« erwiderte der Irländer artig aber fest, »haben gehört, was das Gesetz erfordert. Mein Haus steht zu Ihrer Disposition, mit Ausnahme dieses Zimmers.«

Sie sah ihn mit flammenden Augen an, während ihre Hand sich auf seinen Arm legte und die zarten Finger wie Eisenfedern ihn drückten. »Ich muß Sie sprechen, Ralph – noch ein Mal! – heute noch!« zischte es kaum hörbar für ihn allein durch die zusammengepreßten Zähne.

»Sie thun mir Unrecht, Mylady,« sagte ruhig der Capitain, – »aber Sie haben zu befehlen. Ich werde gehorchen.«

»Wohl, Sir! – Sie haben den Schlüssel noch!« Die Worte waren leise wie der Athem.

»Ich besitze ihn.«

»Sie sollen das Weitere hören! – Kommen Sie, Mylord,« wandte sie sich laut zu dem Marquis, »dieser Herr dort wird auch ohne uns seine Siegel anlegen. Doctor Jennys möge unser Zeuge sein. Wir dürfen uns hier nicht weiteren Impertinenzen aussetzen.« Sie reichte dem Pair den Arm und rauschte mit ihm hinaus.

Auf einen Wink des Capitains verließen die Zurückgebliebenen sämmtlich das Zimmer, nachdem sich der Advokat überzeugt hatte, daß die zweite Thür, die in ein Nebengemach führte, von Innen durch einen starken Riegel verschlossen und das Portefeuille mit dem Testament auf dem Todtenbett zurückgeblieben war. Die Thür wurde hierauf sorgfältig verschlossen und der Notar legte zwei Mal sein Siegel an, dem Doctor Jennys auf Verlangen den Abdruck seines Siegelringes beifügte. Als dies geschehen, bat der Capitain den Advokaten, die nöthigen Anzeigen bei den Behörden auf das Schleunigste zu machen, verbeugte sich vor dem verlegenen Doctor Jennys, indem er die kalte Bemerkung hinzufügte, daß ihm das Honorar zugesandt werden solle, seine Besuche aber in diesem Hause künftig überflüssig wären und nahm den Arm des Deutschen mit der Einladung, ihn nach seinem Zimmer zu begleiten.

Nur Tukallah und die Haushälterin blieben in dem Vorgemach zurück.

Die Baronin und der Marquis waren schweigend die Treppe hinunter geschritten und erst auf der Schwelle der Thür sagte die Dame entschlossen: »Wir sind nie Freunde gewesen, Mylord, und werden es wahrscheinlich auch nicht werden. Indeß erfordert es die Nothwendigkeit

und unser Vortheil, daß wir gegenwärtig gemeinschaftlich handeln und uns verbünden. Wollen Sie mich in meinem Wagen eine kurze Strecke begleiten, so können wir uns über die Maßregeln verständigen, die jeder von uns zu übernehmen hat.«

»Ich stehe zu Befehl, Mylady,« versicherte der alte Intrigant. »Indeß schlage ich vor, Doctor Jennys zu erwarten.«

»Es ist unnütz und gefährlich. Steigen Sie ein, Mylord.«

Der Marquis stieg in den Miethswagen, der die Baronin hergeführt und befahl seiner Equipage zu folgen. »Nach der Goswell-Street,« sagte die Baronin, und der Wagen rasselte der City zu.

Das Geräusch der Straßen mit ihrem tausendfältigen Leben verbarg die Unterhaltung der Beiden, gleich als hätten sie sich in das Innerste ihrer Gemächer abgeschlossen.

»Lassen Sie uns offen mit einander reden, Mylord,« begann die Dame, »Ihre wie meine Interessen stehen auf dem Spiel. Sind Sie im Stande, das erste Testament meines Bruders mit Erfolg zu bekämpfen und es kassiren zu lassen?«

Der Pair lächelte. »Glauben Sie denn, schöne Dame, daß wir die zwei Jahre unbenutzt haben verstreichen lassen. Das Gutachten der besten Rechtsgelehrten ist in unseren Händen – der Prozeß, wenn diese sogenannten Testamentsvollstrecker ihn wirklich erheben sollten, so gut wie gewonnen, indeß –«

»Nun!«

»Lady Dyce, meine Tochter, muß sicher sein, daß ihr Antheil ihr nicht von den Forderungen der Geschwister geschmälert wird, wenn wir im Interesse dieser unsern Einfluß geltend machen sollen.«

»Hören Sie mich an, Mylord. Das Vermögen meines Bruders in Indien beläuft sich auf mindestens noch eben so viel als das in England Deponirte. Der Lady Mary ist bereits das Einkommen von 120,000 Pfund gesichert. Wenn wir mit Ihrer Hilfe – ich spreche im Namen meiner Schwester, die zu schwach ist, ihre eignen Interessen zu sichern – das Testament umstoßen, wollen wir Drei es gleichmäßig theilen. Eine halbe Million Pfund ist eine Sache, für die man etwas wagen muß. Kann die neue notarielle Bestätigung seines frühern Testaments die Entscheidung für uns verzögern oder verhindern?«

»Ich fürchte. Man hat die Zeit benutzt, neue ärztliche Gutachten zu sammeln. Dieser Teufel von Ochterlony wird nicht verfehlen, ein großes Geschrei zu erheben, wenn man ihm nicht auf irgend eine Weise den Hals brechen kann.«

»Es ist Ihre Sache, mit ihm fertig zu werden, Marquis. Doch das Codicill darf uns nicht beunruhigen. Gefährlicher ist das zweite Dokument, von dem uns Doctor Jennys erzählte. Sahen Sie, ob es der Advokat an sich genommen, oder wem es mein Bruder ausgehändigt!«

»Leider nicht!«

»Ist dieser Mann, der Notar, einer Überredung oder Bestechung zugänglich?«

»Nein! Sein Ruf ist zu fest begründet.«

Die Baronin lächelte verächtlich. »Ein Advokat und ehrlich! – Doch das hält uns zu lange auf. Es ist möglich, daß es sich noch unter den Papieren befindet, die man im Sterbezimmer deponirt hat. Sie müssen unter jeder Bedingung in unsere Hände kommen oder vernichtet werden.«

Der Lord wurde bleich, der Gedanke war ihm bei all seiner Schlechtigkeit noch nicht gekommen. »Aber wie, Mylady?«

»Bah – man brauchte bloß das Haus heute Nacht anzuzünden! – Erschrecken Sie nicht, Mann, – ich glaube, wir können auf eine weniger auffallende Art dazu gelangen. Zwei Dinge sind nothwendig, die ich Ihnen überlassen muß. Haben Sie den Schreiber des Notars bemerkt, der bei unserm Eintritt im Zimmer anwesend war?«

»Ich glaube mich seiner zu erinnern.« Sie müssen ihn auf jeden Fall ermitteln. Er kann uns Auskunft geben, wenn das Document über das indische Vermögen nicht in dem deponirten Portefeuille sich befindet, wer es an sich genommen. Ich hörte deutlich die Worte meines Bruders, wie er es an Jemand gab.«

»Ich auch.«

»Sodann müssen Sie durch Ihre Verbindungen bewirken, daß das Kanzleigericht nicht eher als morgen Mittag den Nachlaß Davids aufnimmt.«

»Bei der sprüchwörtlichen Langsamkeit des Kanzleihofs ist dies ohnehin nicht zu befürchten.«

»Besser ist besser. Ein Douceur an die Unterbeamten wird jede beliebige Zögerung bewerkstelligen. Gut wäre, der Person des Fremden, den wir bei meinem Bruder fanden, einen Spion an die Fersen zu heften.«

»Es soll geschehen – nur glauben Sie mir, Capitain Ochterlony wird sich stark genug halten, uns offen zu trotzen.«

»Das ist sein Charakter. Wenn ich Ihnen weiter rathen darf, Mylord,« fuhr die Dame fort, »so machen Sie noch heute Ihren Freunden im Directorium der Ostindischen Compagnie Anzeige von dem Tode meines Bruders und seinen Plänen, und versichern Sie sich ihrer Unterstützung.«

»Glauben Sie mir, Mylady, die Compagnie denkt nicht daran, eine Hochschule für ihre getreuen Unterthanen aufkommen zu lassen.«

»Ich weiß es, und nun Mylord, haben Sie die Güte dem Kutscher zu sagen, daß er vor dem Hause des Herrn Hartmann Jonas dort unten halten soll.«

»Des Wucherers? – Wie, Mylady, auch Ihre Kundschaft genießt mein guter Freund? Ich glaubte, Hartmann Jonas wäre bloß der Schutzengel ruinirter Herren von Adel, und der Herzog von Devonport zu galant, um seine schöne Freundin in Geldverlegenheiten zu lassen.«

Die Baronin sah ihn kalt und hochmüthig an. »Wir sind zwar Verbündete in dieser Sache, Mylord,« sagte sie, »indeß giebt Ihnen dies kein Recht zu Bemerkungen über meine Bekanntschaften, Geld – Vermögen – ist mein Zweck wie der Ihre bei unserm Handeln. Indeß bemerken Sie wohl, ich vertheidige das Meine, mein Eigenthum, und werde dafür kämpfen wie der Tiger meiner Heimath, denn man hat mich meines Rechtes beraubt. Sie aber, Mylord, wollen sich nur mit fremdem Gut bereichern. Ich bedarf Ihres Beistandes, um zu meinem Ziel zu gelangen, deshalb willige ich in die Theilung, deshalb sind wir Freunde. Was mich in diesem Augenblick zu dem Wucherer führt, dessen Bekanntschaft ich gar nicht läugne, ist unser beiderseitiges Interesse. Lassen Sie halten, wir sind zur Stelle.«

Der Wagen hielt vor einem großen, im Parterre mit prächtigen Läden versehenen Hause der Goswell-Street, unfern der Old-Street, und der Marquis half galant der Dame aussteigen und führte sie in den Hausflur bis an den Fuß der Treppe. »Wann seh' ich Mylady wieder?«

»Ich erwarte Sie morgen früh in meiner Wohnung in Mount-Street um eilf Uhr. Hier ist meine Karte. Ermitteln Sie heute noch Etwas durch den Schreiber oder über unsern Gegner, so lassen Sie mich es sogleich durch einige Zeilen wissen.«

Der Lord versprach es und kehrte zu seinem Tilbury zurück, während die Dame in das zweite Stockwerk hinaufstieg. Sie gab in einem Vorzimmer dem dort befindlichen Lakaien den Auftrag, sie zu melden mit dem Bemerkten, daß sie Mr. Jonas nicht in Geschäfts- sondern in Privat-Angelegenheiten zu sprechen wünsche, und ward sogleich in ein mit übertriebenem Luxus ausgestattetes Besuchzimmer eingeführt.

Selbst der unerfahrene Blick mußte sofort erkennen, daß all diesem Glanz und Reichthum der Geschmack und die gebildete Wahl fehlten, und daß allein unverständiger Prunk die mechanische Dekoration des Tapezirers vermehrt. Schon die Überhäufung der Möbel aus dem kostbarsten Holz mit Vergoldungen, Emaillen und den schwersten Stoffbezügen; die geringe Harmonie der Farben und die Zusammenstellung von Gemälden der alten Schulen, denen eben nichts mangelte als die Originalität, mit wirklich werthvollen neuen Bildern deutscher und französischer Meister, die Überladung mit Statuetten und zierlichen Nippes, bewiesen, daß der Besitzer dieser Wohnung ein reicher Emporkömmling sein mußte. Lady Savelli hatte eben erst auf einer Bergère Platz genommen, ohne all der kostbaren Spielereien zu achten, die ihr bekannt schienen, als der Erwartete eintrat. —

Der Mann, den wir dem Leser vorführen müssen, gehört zu sehr zu den Anomalien der gegenwärtigen Gesellschaft, als daß wir ihm nicht einige Zeilen widmen sollten.

Hartmann Jonas, aus einer der durch Verbrechen berüchtigten jüdischen Gaunerfamilien in der Nachbarschaft der Hauptstadt, war bis in sein angehendes Mannesalter einer der gefährlichsten Diebe und Einbrecher Londons, dieser Metropole der Verbrecher-Genossenschaften, zu deren Höhlen wir später leider genöthigt sind, den Faden unserer Erzählung zu verfolgen. Nachdem er bereits häufig vor Gericht gestanden, durch Schlaueit und falsche Zeugnisse sich jedoch stets losgelogen hatte, war derselbe eines Einbruchs in eine öffentliche Kasse überwiesen und zu zehnjähriger Deportation verurtheilt worden. Sobald Jonas die Strafe bestanden, war er aus Sidney nach London zurückgekehrt, hatte mit dem nicht entdeckten Gewinn seines Raubes zuerst ein Hehlergeschäft begonnen, sich nach und nach von den berüchtigten Gliedern seiner Familie getrennt und durch wucherische Geldspekulationen sich ein bedeutendes Vermögen zusammengegaunert. Hartmann Jonas befaßte sich nur noch mit der vornehmsten Gesellschaft Londons. Er war der Schutzgeist liederlicher Minorennen, alter Roué's und verschwenderischer, leichtsinniger Weiber, die nicht bloß zur Klasse der vornehmen Maitressen gehörten, sondern in der nobeln Gesellschaft selbst ihren Platz einnahmen. Grafen und Herzöge besuchten sein Kabinet; er kannte bis auf die entfernteste Vetterschaft die Aussichten jedes Erben und jedes jüngern Sohnes, und hatte den Ruf berühmter Familien in Händen. Seine Equipage war eine der glänzendsten im James-Park, und seine Unverschämtheit, mit der er sich an alle öffentlichen Orte drängte, sprichwörtlich. Wenn an solchen seine vornehmen Bekanntschaften sich auch hüteten, Notiz von ihm zu nehmen, und jeder, der einigermaßen auf seinen äußern Ruf hielt, sorgfältig seine Begegnung und seine zudringlichen Einladungen vermied, bewiesen dem genauern Beobachter doch gar oft ein Blick, ein Wink, ein flüchtiges Wort, wie mannigfach die Verbindungen des gefährlichen Wucherers waren, und wie sehr man ihn zu beleidigen scheute.

Der Eintretende begrüßte die schöne Indierin mit übertriebener Süßlichkeit. Er war ein Mann von etwa 45–48 Jahren, von kleiner gedrungener Gestalt mit hervortretendem Bauch, sehr elegant aber mit jüdischer Nachlässigkeit gekleidet, im blauen Frack mit blanken Knöpfen, aus dem Atelier von Stolz. Die unter den Manchetten fast verschwindenden Finger, deren

rastloses Spiel den Bewegungen einer Spinne glich, waren mit kostbaren Solitären bedeckt; der kahle Scheitel war mit einer äußerst künstlich gearbeiteten Tour geziert; neben der groß hervorspringenden, seine Abkunft unverkennbar zeigenden Nase blickten listig und begehrlieh zwei schwarze Augen aus ziemlich tiefen, dunkel umränderten Höhlen, und die Falten um den breitgezogenen Mund lagen voll Lüsternheit und Wohlleben. Seine Sprache war geziert und suchte den Ausdruck der feineren Stände nachzuahmen, doch fiel sie namentlich im Geschäft häufig selbst bis zum jüdischen Spitzbuben-Jargon herunter.

Der Wucherer eilte auf die Dame zu, ergriff mit den Fingerspitzen ihre Hand und drückte einen zärtlichen Kuß auf den feinen Handschuh. »Auf Ehre, Mylady, ich fühle mich gewaltig glücklich, Sie bei mir zu sehen. Es ist grausam von Ihnen, Mylady, daß Sie so vernachlässigen Ihren getreuen Bewunderer. Ich erinnere mich, daß Sie sonst nicht pflegten zu sein so hartherzig. Aber die Damen von der vornehmen Welt sind veränderlich wie die Course an der Börse, auf Ehre!«

Die Baronin achtete nicht auf sein Geplauder, sondern sagte rasch und bestimmt: »Ich habe einen Dienst von Ihnen zu verlangen, Hartmann, sind wir hier allein und unbelauscht?«

Der Jude sah sie mit einem Faunenlächeln an und wies nach seinem Kabinet. »Lassen Sie uns in mein Geheimes gehen. Wir sollen dort nicht gestört werden, und wenn ganz London mir machen wollte die Aufwartung.« Während er an der Thüre seine Befehle gab, war die Lady in das Kabinet des Wucherers getreten.

Es war mit Sammet von pompejanischem Roth ausgeschlagen, das die mattgelbe Farbe der Vorhänge und die Vergoldung der Deck- und Seitenleisten hob. In einer Ecke stand in einer grünen Nische die Marmorstatue der mediceischen Venus in halber Lebensgröße, einige üppige Gemälde hingen an der Wand, frivole Kupferstiche nebst den Abbildungen der berühmtesten Renner, Jockey's &c. umgaben seinen Schreibtisch, türkische Pfeifen mit edelsteinbesetzten Mundstücken, ein Paar Boxerhandschuhe nebst perlmutt-ausgelegten Scheibenpistolen, Reit- und Fahrpeitschen lagen auf den Boule-Möbeln umher, gleich als sollten sie die fashionabeln Beschäftigungen des Besitzers beweisen, wogegen ein massiver eiserner feuer- und diebsfester Schrank protestirte, der mit kolossalen Schrauben an Wand und Fußboden befestigt war. Eine große Unordnung und selbst Unsauberkeit herrschte unter den zahlreichen Papieren und all' den anderen Gegenständen. Der Wucherer war im Augenblick wieder an ihrer Seite. »Womit kann ich dienen, schönste Freundin? Sie wissen, Sie können Alles von mir verlangen, was ich thun kann. Brauchen Sie Geld? Es ist zwar rar in dem Augenblick, aber Sie gehen vor, die Anderen können warten. Mylady werden mir die goldenen Zinsen bezahlen mit 'n wenig Nachsicht für die Gefühle meines Herzens.« Er versuchte frech den Arm um die üppig schönen Formen der Dame zu legen und sie auf die breite Chaiselongue neben seinem Bureau niederzuziehen, doch sie stieß ihn ziemlich heftig zurück und ein bitterer Zug, wie von widerwilliger, verächtlicher Erinnerung, zog über ihr Gesicht.

»Lassen Sie die Thorheiten, Hartmann,« sagte sie, »ich bin heute am wenigsten aufgelegt zu Galanterien und komme vom Sterbebett meines Bruders.«

»Soll mich Gott verdammen, wenn ich nicht höre mit Vergnügen, daß er ist befreit von seinen Leiden. Lassen Sie mich Ihnen gratuliren zu der Erbschaft. Er hat sich gezeigt gegen sie bei Lebzeit als ein Achsor.¹

¹Unbarmherziger, Knicker.

»Sie täuschen sich, Hartmann,« sagte die Lady höhnisch, »ich weiß jetzt ganz bestimmt, daß ich vollständig von meinem Bruder enterbt bin. Er hat sein Testament wiederholt.«

Das rohe vergnügte Gesicht des Juden wurde plötzlich fahl, seine Züge lang und ein böser, falscher Blick schoß auf die Dame. »*Goddam* – ich würde sein ausgeklüftet! Machen Sie keinen Spaß, Mylady wissen, wie hoch sich beläuft Ihr Conto!«

»Mit oder ohne Zinsen, Hartmann!«

»Ich hab' Ihnen vorgestreckt baare fünftausend Pfund!«

»Bah – ich bin ja verheirathet! Sie können sich nöthigenfalls an meinen Mann halten, den Baron Savelli!«

»Was thu' ich mit dem Baron – er ist 'n Lump, 'n Flüchtling aus seinem Land, wo er hat verloren Alles mit seiner schoflen Politik. Er ist 'n godler Balchof, 'n verschuldeter Mann, der sich rumtreibt mit Seinesgleichen in den Schänken und schlechten Häusern. Sie wissen's besser als ich. Ich gäb' nicht fünf Pfund für 'nen Wechsel von ihm von hundert!«

»Ich nicht zehn Shillinge,« sagte die Dame gelassen.

»Fünftausend Pfund!« jammerte der Wucherer. »Es ist 'n theures Gefühl! Aber Mylady, ich weiß, Sie haben Juwelen, Sie haben große, reiche Freunde, es kostet Sie 'n Wort an Seine Herrlichkeit den Herzog von Devontport und er bezahlt mir mein Geld bis auf den Sixpence und Sie haben wieder neuen Credit bei mir und wir bleiben Freunde.«

»Pfui, Hartmann,« sagte die Lady, »das also sind Ihre Gefühle für mich, das ist der Dank, daß ich mich in meinen eigenen Augen verächtlich gemacht habe, daß Sie jetzt um Ihr schmutziges Geld besorgt sind? Seien Sie ruhig, Mann, Sie sollen es haben!«

Der Wucherer küßte zum zweiten Mal umgewandelt ihre Hand und erschöpfte sich in Betheuerungen.

»Ich brauche Ihre Hilfe in einer andern Sache,« fuhr die Lady fort. »Ich habe nicht Zeit, lange Umschweife zu machen und gehe daher auf mein Ziel geraden Weges los. Sie waren einst Spitzbube und Einbrecher, Hartmann!«

»Mylady! . . . « Das Gesicht des Mannes färbte sich dunkelroth.

»Keine unnütze Scham, Hartmann! Es haben Viele« – in ihren Worten klang eine bittere, melancholische Erinnerung wieder – »mit ihrer Vergangenheit zu kämpfen! Sie haben sich längst von dem gemeinen Schmutz Ihrer Jugend emancipirt; aber man sagt, daß Sie für Ihre eignen Zwecke nicht ohne gewisse Verbindungen sind mit den Höhlen von Smiethfield. Können Sie mir die Adresse von einem Paar entschlossenen und geschickten Dieben und die Mittel geben, noch heute mit ihnen persönlich zu verhandeln!«

»Mylady – ich wiederhole Ihnen, Sie beleidigen mich, was denken Sie von mir!«

»Wollen Sie oder wollen Sie nicht? Ihre fünftausend Pfund stehen auf dem Spiel und – meine Dankbarkeit!«

Hartmann Jonas dachte einen Augenblick nach, seine Augen suchten mehrmals die der Dame wie prüfend, ob sie ihm eine Falle stellen wolle, endlich sagte er: »Wenn ich nur mindestens wüßte, was Sie bezwecken, Mylady!«

»Das ist unnöthig und würde gefährlich für Sie und mich sein. Ich wiederhole Ihnen, ich wünsche in irgend einer Angelegenheit die Bekanntschaft von einem Paar gewandter und zuverlässiger Diebe zu machen, die bereit sind, gegen eine gute Belohnung einen vielleicht ein wenig gefährlichen Streich auszuführen.«

»Wenn Sie mir nur wenigstens sagen könnten,« meinte der Wucherer zögernd, »was Sie brauchen, einen Schränker, Makkener oder einen Lump von Torfdrucker!«

»Ich verstehe Ihr Kauderwälsch nicht, Sie müssen sich deutlicher ausdrücken.«

»Ein Schränker,« belehrte das ehemalige Mitglied der würdigen Genossenschaften, »ist ein Mann, der gewaltsam einbricht des Nachts in die Häuser. Er ist ein Mensch von Courage und Geschicklichkeit und hat 'n Renommee. Die Makkener sind Bursche, die blos mit dem falschen Schlüssel stehlen, und die Torfdrucker sind die gemeinen Taschendiebe, obschon sie oft mehr Geschicklichkeit besitzen, als die Höchsten vom Handwerk.«

»Gut – die Lection genügt. Ich brauche ein Paar Einbrecher oder Schränker, wie Sie sie nennen; gewandt, aber entschlossen und jeder zufälligen Gefahr gewachsen.«

»Wenn Sie denn durchaus wollen, Mylady – lassen Sie uns sehen – aber so wahr ich ein Gentleman bin – ich habe Nichts mit den Leuten mehr zu thun, und es geschieht nur Ihnen zu Gefallen.«

»Zur Sache! zur Sache!« drängte die Indierin.

»Da wäre zuerst Tom Burker – der Kerl hat einen sehr bedeutenden Ruf und scheut den Aschmodai¹ nicht – aber er ist jedem Konstabler in ganz London bekannt und wird gegenwärtig wegen Mordes verfolgt.«

»Das wäre zu gefährlich! Denken Sie an einen Andern.«

»Ich hab's, Mylady – Jack Slingsby, der schöne Jack, ist der Mann für Sie. Er ist ein halber Gentleman, jung und geschickt, und kein Schloß ist für ihn zu fest. Dabei hat er eine Faust, wie von Eisen – wie man mir erzählt hat. Er ist erst jüngst von jenseits des Wassers herüber gekommen und die Polizei hat noch keine Ahnung davon, daß er wieder in London ist. Er hat Gefährten in der Chawrusse² genug zu jedem Streich.«

Der fashionable Gauner wurde immer vertraulicher in seinen Mittheilungen, nachdem das Eis gebrochen war.

»Aber wie kann ich mit ihm in Verbindung kommen? ich muß ihn selbst sprechen.«

»Das wird freilich schwer halten, Mylady, die Zeit ist kurz. Jack wird sich gut verborgen halten, und er ist der einzige Mensch, der Ihnen kann sagen wo!«

»Können Sie den Mann nicht befragen?«

»Soll mir Gott, Mylady, lassen Sie mich heraus aus der Geschichte – ich könnte verlieren meinen ganzen Ruf. Sie werden doch haben 'n vertrauten Menschen, der Courage hat? Schicken Sie ihn hin zu dem Ort, den ich Ihnen beschreiben will, und lassen Sie fragen nach Jack. Es muß jedoch geschehen bei Zeiten, sonst ist der Vogel ausgeflogen. Aber ich sage Ihnen, es wird dazu gehören ein muthiges Herz.«

»Geben Sie mir die Adresse, Hartmann.« Sie nahm ihr Notizbuch, doch der Wucherer legte eilig die Hand darauf. »Nichts schreiben, Mylady, – das Geschriebene bleibt – wenn Sie wollen notiren, *Goddam*, ich sage keinen Buchstaben. Merken Sie wohl auf und schreiben Sie's in Ihr Gedächtniß, wo Sie's auslöschen, wenn's hat gedient.«

»Sprechen Sie.«

»Kennen Sie den Stadttheil zwischen White-Chapel, New-Road und Goodmans-Fields?«

»Wenig genug. Es ist die verrufenste Gegend.«

¹Teufel.

²Diebsgenossenschaft.

»Es ist was gewesen vor Zeiten Whitefriars und die Münze, die einzige Zuflucht vieler Leute. Wenn man Goodmans-Fields passirt, rechts über die Lemon-Street und Church-Lane thut man kommen an Ellen-Street, von dort wendet man sich links, bis man zwei Gassen passirt hat. Die dritte ist ein Durchgang. Ein Kohlenmagazin ist daneben. Im Durchgang die erste Thür rechts ist das Wirthshaus zum »Blutigen Arm«. Einer von unseren Leuten hält es, Joël Löwenthal, der rothe Joël genannt, der allein kann Ihnen Auskunft geben über Jack Slingsby.«

Die Lady ließ sich die Lokalbeschreibung nochmals genau wiederholen. »Aber wie kann mein Bote das Vertrauen des Mannes erlangen? Wird er ihm glauben, wenn er blos sagt, daß er von Ihnen kommt!«

»Nein, Mylady,« sagte der Jude lächelnd, »der Mann, wenn er nicht ist sehr kühn und glücklich, würde schwerlich wieder zurück kommen über die Schwelle des Hauses. Was ich jetzt thu', thu' ich für kein Geld und nur für Sie in der Hoffnung, daß Sie mir werden vergüten mein Vertrauen mit einer zärtlichen Stunde. Hier« – er stellte sich mit dem Rücken gegen die Lady, so daß diese sein Thun nicht sehen konnte, drückte an einer Feder seines Bureaus und nahm aus dem aufspringenden geheimen Fach einen Gegenstand – »hier ist 'n Geldstück, das der Mann muß zeigen dem Wirth Joël. Wenn er es hat gesehen, wird er ihm helfen zu Allem, was er verlangt.«

Das Geldstück, das er der Lady reichte, war eine Krone vom Jahre 1789. Sie war an drei Stellen durchbohrt. Die Dame barg das Zeichen sorgfältig in ihrer Börse und reichte dem Wucherer die Hand.

»Ich danke Ihnen, Hartmann, und Ihr Vertrauen soll nicht unbelohnt bleiben. Jetzt leben Sie wohl, denn ich habe noch Vieles zu thun.«

»Bin ich nicht werth einen Kuß von diesen reizenden Lippen,« sagte der Jude süßlich – »wollen Sie von mir scheiden, ohne mir zu geben ein Zeichen, daß wir wieder Freunde sein wie vorher? Machen Sie Ihren demüthigen Verehrer glücklich, reizende Baronin.« Er spitzte lüstern den Mund, doch die Dame schob den Zudringlichen abermals zurück. »Heute nicht, Hartmann, heute nicht! Ich sagte Ihnen, woher ich komme! Auf *Wiedersehn!*«

Im nächsten Augenblick war sie verschwunden.

Der Wucherer sah ihr nach. »Ein schönes Weib, ein stolzes Weib, ächt indisches Feuer! es ist ein großes Gefühl, zu sein der Nebenbuhler von Herzögen und Grafen. Freilich, Fünftausend Pfund ist ein schönes Geld. Aber ich möchte schwören auf den Talliss, ich werde nicht verlieren einen Sixpence, und wenn sie nicht kann bezahlen, werden's thun die Achuwim's.¹

Wiedersehen! leichtes – rasch gesprochenes Wort! – Wo ist auf dieser Erde der Bürge für dich?

BABYLON – SARDES – ROM – LONDON.

Die Hand, die das Mene Tekel an die goldnen Wände Belsazars schrieb, – sie streckt sich bereits drohend über die Metropole des neuen Jahrtausends!

¹Liebhaber, Freunde.

Das Gericht Gottes wandelt auf den Fersen der Völker! Wenn ihre Zeit gekommen der Verderbniß, des Übermuths und des Stolzes, dann rollen die Lawinen der Weltgeschichte darüber her und zermalmen sie zu Staub, aus welchem sie emporgestiegen.

Kein Land der Welt, kein Staat, kein Volk hat eine so teuflische Vergangenheit in die Bücher der Geschichte eingetragen, als das englische. Seit tausend Jahren hat es siebenzehn Mal die Dynastien gewechselt, neun seiner Könige *ermordet*, einen und vier Königinnen *hingerichtet*, vier Herrscher abgesetzt! Sechs Kinder haben sich gegen ihre Väter auf dem Thron empört; zehn rechtmäßige Thronerben sind gemeuchelt worden; die Zahl der politischen Hinrichtungen seiner Ersten und Edelsten, seiner *freiesten* Geister ist nicht zu zählen, die Menge seiner Revolutionen und blutigen Bürgerkriege übersteigt die aller Völker des Erdballs; die Bartholomäusnacht, die sicilianische Vesper und die französische Revolution von 1789 haben in den Menschenschlächtereien aus politischem und religiösem Fanatismus, die dieses Land befleckt, ihre Sieger gefunden.

Es ist die Nation des krassesten Egoismus, der tyrannischen Unterdrückung und der brutalsten Heuchelei: jener Heuchelei, die unter dem Geschrei des Selbstlobes das *fremde* Recht mit Füßen tritt! jener Tyrannei, die Andere knechtet, um selbst zu *herrschen!* und jenes Egoismus, der nur das goldene Kalb des *eigenen Interesses* kennt.

Ein wahrer, wirklicher englischer Gentleman mag als das Ideal der Männerschönheit und Männerwürde gelten – aber die Nation – das Volk der Krämer und politischen Kaufleute –

England ist der Hort der Freiheit; es schützt und ehrt die Freiheit der Meinungen, die Rechte der Menschen und die Selbstständigkeit der Völker! Es hat die Mission zur Verbreitung der Humanität und der Civilisation!!!

Giebt es einen grimmigern Spott als dieses Selbstlob?

Im Jahre 1829 erfolgte die erste Emancipation der Katholiken! Bis dahin konnte in England kein katholischer Christ ein öffentliches Amt bekleiden, ja sein Zeugniß war nicht einmal vollgiltig! Wie lange ist es her, daß O'Connel, der Agitator für die Religion und die Rechte Irlands, auf gesetzlichem Wege zur Deportation verurtheilt wurde?

Dennoch ist hinwiederum in keinem Lande das protestantische Sektenwesen ärger und der Haß unter einander größer.

Noch unter der Regierung Georg III., also zu Beginn dieses Jahrhunderts, bestand die berühmte *Preßkammer*, jene furchtbare Folter gegen die Angeklagten, welche eine Antwort verweigerten!

In keinem Lande der Welt hat das Civilrecht – die Probe der Gesittung eines Volkes – einen langsamern, schleppendern und kostspieligern Gang als in England. Viele Wohlthaten der Gesetze existiren ausdrücklich nur für den Reichen.

Der Kastengeist, der schroffe Unterschied und Hochmuth der Stände macht es zum europäischen Indien!

Der größte Reichthum wuchert neben der größten Armuth. Das Familienrecht der Kinder geht in dem Recht des Erstgeborenen unter!

England erzwang die Sklavenemancipation, um das Durchsuchungsrecht zu gewinnen und Amerika zu schaden. Das Trucksystem lastet auf seinen Fabrikarbeitern tyrannischer, entnervender, als die Peitsche des Aufsehers auf dem Rücken des Schwarzen.

Es ehrt die persönliche Freiheit – und es preßt seine Flottenmannschaft; es achtet die Würde der Menschen und in seinem Heer und auf seinen Schiffen regiert noch heute der Stock und die *neunschwänzige Katze*.

Es sendet gleich Fühlhörnern seine Missionaire über die Welttheile, und wo sie Fuß gefaßt, da kommt sicher die englische Herrschaft hinterdrein!

So hat es fast alle seine Kolonien gebildet und erobert.

Aber nie hat es seinen überseeischen Besitzungen politische Rechte zugestanden. Die Kolonisten waren Englands Fröhner, bis der Druck unerträglich und mit Gewalt abgeworfen wurde; Amerika eröffnete den Reigen! Noch mehr. Jenen freien, selbstständigen Staat, jene Republik, die Europa unter seinen Schutz gestellt, hält es in Banden eherner Knechtschaft!

Seine westindischen Besitzungen hat es zum größten Theil anderen Ländern genommen.

Vom Kap wurden die Holländer vertrieben. Man brauchte eine Station nach Indien!

Ostindien hat es durch die willkürlichste Unterdrückung der einheimischen Fürsten Schritt für Schritt an sich gerissen.

Helgoland – Gibraltar – Malta – Korfu – diese Felsen-Posten um Europa – wie hat es sie gewonnen?

Seine Kriege waren von jeher Kriege des Eigennutzes. Es bekämpfte Napoleon, nicht um die europäische Unabhängigkeit zu vertheidigen, sondern um Kaffee, Baumwolle und englische Fabrikate unbehindert verkaufen zu können.

Es überzog China mit Krieg, um es zu nöthigen, sein Volk durch das Opiumgift entnerven zu lassen.

Jede Phase seiner neuen Politik beweist, daß es überall sich eindringt, überall Verlegenheiten zu bereiten sucht, um dadurch zu herrschen.

England ist der Heerd der Revolutionen, es schleudert seine Feuerbrände nach allen Richtungen, um die Throne und Völker zu beschäftigen, daß sie sich nicht gegen seine Macht kehren.

Seine Volksbildung ist hinter der der meisten Staaten Europa's zurück.

Seine Kunst hat wenig producirt. Dafür schacherte und stahl es die Schätze von Italien, Griechenland und Egypten und legte sie hinter die Riegel seiner Privatmuseen.

Auffallender Weise fehlt es der britischen Nation nicht an Heroen der Wissenschaft und Poesie!

Aber finden sich nicht gerade in der Eismwelt der Gletscher und des Schnee's auch die herrlichsten Lichteffecte?

Überdies waren stets die englischen Koryphäen der Wissenschaft nur groß in den einzelnen Zweigen ihres Strebens und Forschens!

Die Einseitigkeit, die Anmaßung und den Eigennutz der Nation repräsentirt am Schlagendsten die freie Presse. Nie hat sie sich zu einer wahrhaften Unparteilichkeit erhoben. Jedes moralischen Haltes bar, vertheidigt die politische Presse Englands heute, was sie morgen mit Schmutz bewirft.

Ja – es ist keine kühne Behauptung – England hat viele geschickte Staatslenker gehabt, aber nur *einen* genialen Staatsmann erzeugt, und dieser Eine war *Cromwell!*

Es ist charakteristisch und bezeichnend in dem Buch der socialen Geschichte, daß dieses übermüthige, anmaßende Volk von allen großen Erfindungen, welche das Menschengeschlecht in Bewegung gesetzt, nur eine *einzig*e beanspruchen darf, und diese einzige ist die

Erfindung des kaltherzigen Egoismus, gegenüber dem Recht und der Kraft der *menschlichen Arbeit*.

England hat – nicht den Dampf und seine Kraft – sondern die Dampfmaschine erfunden, die die Arbeit zum Sklaven des Kapitals macht!

Die Moralität des Volkes endlich? – Bei den Verhandlungen des Palmer'schen Prozesses wurde angeführt, daß in den sechs Jahren von 1848 bis 1853 in England *siebzhundert* männliche und *fünfzehnhundertachtzehn* weibliche Personen durch *Gift* – die feigste, niederträchtigste Art des Mordes – umgekommen, und der erste Chemiker des Landes, Taylor, erklärte in dem Prozeß, daß die Mehrzahl der Fälle eines plötzlichen Todes in England auf Vergiftung zurückzuführen seien. – Die gepriesene Decenz und Sittsamkeit? Wer Lust hat, blicke in die Londoner Scandalblätter. – Ein Befehl ihrer Tyrannen zwang die Hinduweiber, mit unverschleiertem Busen zu gehen! – Wir werden Wunderdinge von der prüden Nation erfahren, wenn der Lauf unserer Geschichte uns erst an die Ufer des Ganges führen wird.

Das ist England! Das ist die Charakteristik zu jener Phrase, die noch in diesen Tagen die englische Presse gegenüber dem hereingebrochenen Gericht Gottes in die Welt geschleudert, indem sie von den unglücklichen Gemordeten in Indien spricht:

»Sie haben sich als Angehörige jener *stolzen Race* bewiesen, deren Bestimmung es ist, die **Welt zu erobern und zu beherrschen.**«

Es war bereits Abend; obschon Tag- und Nachtgleiche, zündet man in London auch zu dieser Zeit bereits in einer Stunde die Kerzen und Laternen an, wo auf dem Festlande sich Alles noch der sanften Abendstrahlen des großen Gestirns im Freien unter Laub und Blumen erfreut.

Wir bitten den Leser, uns nach Whitehall zu folgen, dem modernisirten Whitehall an der Ecke der Downing-Street, das den königlichen Palast des Kardinal Wolsey ersetzt, von dessen Fenster aus Karl I. das Schaffot betrat und der größtentheils 48 Jahre später durch eine Feuersbrunst verzehrt wurde.

In einem ganz modisch, ja mit Zierlichkeit ausgestatteten ziemlich großen Kabinet stand, an den Kamin von schwarzem spanischen Marmor gelehnt, ein bereits ziemlich bejahrter, großer und hagerer Mann. Weißes Haar umgab die hohe und breite Stirn, das ziemlich starke Kinn versank, eine Eigenthümlichkeit des Mannes, zuweilen ganz in der weiten weißen Cravatte, die seinen Hals umgab. Seine Toilette war nach der Tagesmode, ja streifte beinahe geckenhaft an das Jugentliche, und wer da hätte beobachten können, mit welcher Eitelkeit der alte Herr die zierliche kleine Form seiner lackirten Stiefel betrachtete, hätte schwerlich in ihm einen der berühmtesten und gefährlichsten Staatsmänner Englands erkannt.

Dennoch war dem so – wir befinden uns im britischen Staatssecretariat des Äußern.

An einem großen mit Briefschaften und Portefeuilles bedeckten Tisch saß ein anderer Mann von etwa 30 bis 35 Jahren, aus einer Reihenfolge von Papieren dem Andern kurze Berichte abstattend oder nach seiner Angabe Vermerke darauf machend.

»Sir Henry Addington,« sagte der Secretair, »wünscht zu wissen, wann der neue mexikanische Gesandte die Antwort auf das Schreiben des General Aristo¹ erwarten darf!«

¹Damaliger Präsident von Mexiko.

»Ich lasse ihn bitten, die Sache noch zu verzögern. Der nächste Dampfer muß uns den Bericht Bulwers über den Fortgang der Kuba-Expeditionen und die Anerbietungen Santa-Ana's bringen. Hat der Graf Boulbon die Wechsel bekommen?«

»Sie sind nach San Francisco expedirt.«

»Gut. Der Avanturier wird die Verlegenheiten in Mexiko nicht wenig vermehren. Die Kuba-Angelegenheit schafft uns in Spanien freie Hand. Dagegen müssen wir morgen über die Laplatafrage entscheiden. Haben Sie Nachrichten, *Clarel*, wann Graf Walewski seine Abreise bestimmt hat!«

»Nein, Mylord. Im Elysée ist noch Nichts festgesetzt.«

»Merken Sie auf, *Clarel*! Die Debatte mit Cavaignac ist bloßes Geplänkel. Ehe sechs Monate vergehen, werden wir einen Hauptschlag in Paris erleben.«

Der Secretair lächelte. »Ew. Herrlichkeit beabsichtigen mit der Prophezeiung doch nicht mir eine Lection in der Diplomatie zu geben!«

»Nein, *Clarel*, dazu sind Sie zu scharfsichtig, jedes Kind kann heute bereits die Schritte voraussehen, und nur die Demokratie ist so einfältig, an das Präsidententhum noch zu glauben. Lassen Sie *Ledru-Rollin* immerhin eine kleine Warnung zukommen!«

»Aber Ihrer Majestät Regierung wird das Kaiserthum anerkennen!«

»Sicher. Wir werden die Ersten sein; es ist jetzt keine Zeit für die albernen Reminiscenzen von Pitt und Fox. Was schadet uns der Name, wenn wir damit für uns dreimalhunderttausend Mann und eine Flotte in Bewegung setzen, die uns gefährlich zu werden beginnt.«

»Sir William Temple sendet von Neapel die geheime Abschrift des Bourbonischen Defensiv-Vertrages.«

»Herr Mazzini schickte mir ihn gestern schon. Master Temple scheint etwas schwerfällig. Ist Graf Revel bereits von Turin eingetroffen?«

»Heute Morgen, Mylord.«

Man muß die Effektuirung der Anleihe von 75 Millionen Lire an der Börse auf das Möglichste erleichtern. Mit der Unterstützung des Kabinetts von Turin halten wir Österreich in Schach, dessen Truppen unbedingt aus Altona fort müssen. Hat Lord Eddisbury sich mit dem dänischen Gesandten besprochen?«

»Ja, Mylord.«

»Ich bin neugierig auf die Forderungen. Aber nochmals auf Italien zu kommen, wir brauchen in nächster Zeit irgend eine Gelegenheit zum Auftreten in Neapel.«

»Es ist schwierig, Mylord – der russische Einfluß ist dort im Wachsen.«

»Eben darum. Wie ich aus den Zeitungen ersehe, ist die Unsicherheit im Lande sehr groß.«

»Die Räuberbanden nehmen überhand. Die Zahl der politischen Flüchtlinge ist sehr groß und verstärkt sie. Man hat noch kürzlich an der neapolitanischen Grenze den österreichischen Soldaten ganz offen ein Gefecht geliefert.«

»*A propos!* Sind die Ungarn und Polen aus Constantinopel angekommen?«

»Größtentheils, Mylord.«

»Gut, erinnern Sie mich daran – schreiben Sie vertraulich an Westmooreland, wenn Fürst Schwarzenberg sich gegen ihn beklagen sollte, ausdrücklich hervorzuheben, daß die Überfahrt nur auf Handelsschiffen geschehen ist und jeder Unterstützung der Regierung erman gelt. Was ich sagen wollte – geben Sie Acht darauf, ob bei den Räubern in Neapel oder an den Grenzen irgend ein englischer Reisender, sei er noch so unwichtig, zu Schaden kommt, und

instruieren Sie die Consuln darnach. Die Broschüre »*Addio at Papa*« ist nicht übel. Lassen Sie dem Comité auf dem bekannten Wege 50 Pfund zukommen, um sie durch den Druck weiter zu verbreiten. Wie viel besitzt das sicilianische Comité gegenwärtig in der Londoner Bank!«

»Dreizehntausend Pfund, Mylord.«

»Dann kann man die Vermehrung der Waffendepots in Gibraltar und Korfu immerhin gestatten. Wir dürfen nur nicht zu Schaden kommen. Bei Gelegenheit von Korfu – der Presse in Athen muß schärfer auf die Finger gesehen werden. Sir Thomas Wyse möge sich beklagen, mit einiger Grobheit – er versteht das. Wir haben hier genug zu schaffen mit den albernen liberalen Deklamationen des Earls von Fitzroy gegen die ionische Regierung. Sind noch immer keine Nachrichten über den Rebellen Grimaldi eingegangen?«

»Er scheint gänzlich verschwunden und muß auf einer oder der andern Seite das Festland erreicht haben. Ist er nach Italien entkommen, so ist er aus dem Regen in die Traufe gefallen, denn die österreichische Regierung hat 200 Scudi auf seinen Kopf gesetzt. Unsere sämtliche Consuln an den Küsten haben sein Signalement.«

»Sir Henry Ward bezeichnet ihn als den gefährlichsten Kopf auf allen sieben Inseln. Alle alten Familien halten zu ihm. Lassen Sie genaue Nachforschungen nach ihm in der italienischen Propaganda anstellen – die Schufte halten zu einander. Es ist ein *faux pas* des Lord Oberkommissars gewesen, ihm nach der Einnahme von Venedig die Rückkehr nach Korfu zu gestatten. Das Verbannungsurtheil des Senats hätte unter allen Umständen aufrecht erhalten werden müssen.«

Der Secretair zuckte die Achseln. »Sir Henry Ward pflegt sonst nicht besondere Bedenklichkeiten zu haben. – Aus Rom und Bologna sind in den letzten Tagen wieder mehrere politische Mordthaten gemeldet.«

»Wir werden uns später mit den italienischen Angelegenheiten ausführlich beschäftigen, Clarel, Paris und Petersburg sind jetzt wichtiger. Haben Sie das Memoire bereit zur Beantwortung der Interpellation über die dänische Erbfolge in der heutigen Sitzung des Unterhauses?«

»Hier, Mylord! Layard berichtet von Constantinopel vertraulich über die Beschwerden gegen unsern Consul in Smyrna. Die Entrüstung über den Raubangriff auf das Haus des österreichischen Consuls und das Erkennen der Mörder als Schützlinge des Consuls hat sich noch immer nicht beruhigt.«

»Ich erinnere mich nur dunkel. Haben Sie den Bericht Layards bei der Hand? Ich habe noch einige Minuten Zeit, und wenn Sie mir, während ich meine Toilette beende, die Güte haben wollen, den Vorfall mitzutheilen, so kann ich Ihnen gleich meine Meinung sagen. Wir dürfen im Orient, selbst wo das Unrecht auf Seite unserer Agenten ist, jetzt nirgend nachgeben. Layard ist ein Phantast, der fortwährend krakehlt, ohne zu bedenken, daß man mit diesem Lumpengesindel nicht anders fertig werden kann und daß Rußland jeden Zoll breit Boden in Constantinopel uns streitig macht.«

Er hatte geschellt. Ein schwarzgekleideter Kammerdiener in Escarpins, den Pudermantel über dem Arm, war durch eine Tapetenthür eingetreten.

»Frisiren Sie mich hier, Saunders,« sagte der Lord, auf einem Fauteuil Platz nehmend. »Clarel nimmt es nicht übel, die Zeit drängt. Aber nehmen Sie sich in Acht mit dem Toupé, es war heute Morgen sehr ungleich, Sie wissen doch, ich wünsche es mehr nach den Seiten hin. Auch mit den Handschuhen bin ich unzufrieden, das Odeur ist viel zu stark. Ich wiederhole Ihnen ausdrücklich, einen Tropfen *Eau de Lavande* in das Paar, nicht mehr!«

Während der Lord unter den Händen eines gewandten Kammerdieners für die Sitzung des Unterhauses seine Vorbereitungen traf, trug der erste Geheimsecretair Sr. Herrlichkeit den Vorfall in Smyrna vor. Er ist zu drastisch, das Treiben der Agenten Englands in dem fremden Reich, auf das schon längst sein Auge gerichtet ist, zu genau bezeichnend, als daß wir ihn nicht ausführlicher wiederholen sollten.

Die Konsulate in Smyrna liegen am Quai, wenn man die einzelnen Ausladestellen des prächtigen Hafens so nennen will, denn einen fortlaufenden, gangbaren Hafendamm giebt es nicht, und die Promenade beschränkt sich vom *Café anglais* aus auf eine sehr kurze Streck, die trotzdem schon oft der Schauplatz langer Geschichten von Raub und Mord gewesen ist. Die Konsulate sind massiv, die Zugänge fest, die unteren Fenster vergittert, das Dienstpersonal außerdem durch die Khawassen des Konsulats vermehrt, und so bieten sie eine verhältnißmäßig weit größere Sicherheit, als alle anderen Gebäude der Stadt, selbst die wenigen Amtsgebäude.

Aus diesen Gründen geschieht es gewöhnlich, daß die Kaufleute, wenn sie bedeutende Geldsummen eingenommen, dieselben auf einem Konsulate zur Aufbewahrung deponiren. Selbst die Türken und Juden folgen dieser Nothwendigkeit.

Der österreichische Konsul, Herr v. Gödel-Lannoy, hatte unter seiner Dienerschaft seit längerer Zeit einen jungen Griechen, den er mit großer Vorliebe und Nachsicht behandelt und stets mit Wohlthaten überhäuft hatte. Sei es das Gefühl dieser und das sich regende Gewissen, sei es – und das ist dem griechischen Charakter entsprechender – die Erwartung eines weniger gefährlichen Verdienstes und einer besseren Belohnung – als Herr v. Gödel eines Tages nach Hause kommt, nachdem kurz vorher bei ihm eine Summe von einer Million Piaster deponirt worden war, folgt der Diener ihm in sein Zimmer, wirft sich ihm zu Füßen und gesteht ihm, daß er an dem Vorhaben einer berüchtigten Räuber- und Mörderbande Theil genommen, die in der bevorstehenden Nacht in das Konsulat eindringen und den Konsul ermorden wolle. Herr v. Gödel, zuerst von Schrecken ergriffen, faßt sich bald. Er erklärt dem Diener, daß, wenn die Entdeckung wahr sei, er auf eine große Belohnung rechnen könne, von diesem Augenblicke an aber das Zimmer nicht mehr verlassen dürfe. Auf sein weiteres Befragen erfährt er Folgendes:

Die Bande hatte schon lange auf eine günstige Gelegenheit zu einem ähnlichen Fang gelauert. Durch ihre Spione von der Deponirung der bedeutenden Geldsumme (über 8000 Pfund – 55,000 Thlr.) in Kenntniß gesetzt, hatte sie den griechischen Diener durch das Versprechen eines bedeutenden Antheils gewonnen, in der Nacht die Riegel der Thür des Hauses nach dem innern Hofraum zu öffnen. *Sieben* der verwegesten Räuber Smyrna's sollten in der Nacht von der Meereseite in den innern Hof des Konsulats einsteigen, durch die geöffnete Thür in das Haus dringen, die beiden in einer Kammer schlafenden Khawassen überfallen und den Konsul mit seiner Familie ermorden, um vor jedem Verrath und jeder Verfolgung bei ihrem Raube sicher zu sein.

Mau denke sich die Lage des Vaters und Gatten. Jeder offene Schritt zu seiner Sicherheit hätte diese nur auf kurze Zeit gewährt und ihn durch den Diener der Rache und dem Dolche der Mörder preisgegeben, deren Verhaftung kaum auf die vage Aussage des Griechen, zu ermöglichen gewesen wäre. Herr v. Gödel kannte vollkommen die herrschenden Zustände, er

war ein entschlossener Mann und nach kurzer Überlegung hatte er sich über sein Verfahren bestimmt. Er wiederholte dem Diener seine Versprechungen, schloß ihn in ein inneres Zimmer des Hauses ein und steckte den Schlüssel zu sich. Dann machte er dem Khawaßbaschi, d. h. dem türkischen Polizeimeister oder Anführer der Khawassen, einen Besuch, rauchte mit diesem den Schibuk und brachte das Gespräch auf die herrschende Unsicherheit.

»Ich habe viel Geld in meinem Hause und bin besorgt deshalb,« sagte der Konsul. »Ich möchte Dich fragen, ob Du wohl einige Leute hast, auf welche man sich verlassen kann?«

Der Türke schluckte bedächtig seinen Rauch, sah mit klugen Augen den Konsul an und erwiderte: »Du hast etwas vor, Freund? Du glaubst, daß man Dich berauben wird?«

Der Konsul wich der Frage aus und erklärte, daß nichts vorläge; die große Summe Geldes, die sich augenblicklich in seinem Hause befände, mache ihn jedoch besorgt. Er wiederholte seine Frage, ob er eine Anzahl gut bewaffneter Khawassen für diese Nacht zur Bewachung gegen Belohnung erhalten könne, auf die man sich in jedem Falle verlassen dürfe.

Der Baschi küßte die Spitzen seiner Finger. »Sie trinken Frankenblut!« sagte er in der bilderreichen Sprache des Orients, um den Haß seiner Leute gegen die Rajahs auszudrücken. »Wie viel brauchst Du?«

»Acht bis neun.«

»Es ist gut. Du verschweigst mir die Wahrheit, aber das ist Deine Sache. Ich werde Dir die Leute auswählen und ihnen nur ihre Pistolen geben. Das knallt ein Mal, aber es ist sicher und macht keinen unnützen Aufenthalt. Verlaß Dich auf mich.«

Nachdem Herr v. Gödel noch mit dem Baschi verabredet, daß die Khawassen einzeln am Abend und, statt in ihren weißen kennbaren Mänteln, in dunkler Kleidung kommen sollten, ließ er auf seinem Sitz einen Beutel mit Piastern zurück und ging nach Hause.

Hier schickte er, ohne ein Wort zu sagen, seine Familie und das Dienstpersonal bei Zeiten zur Ruhe, und als es Nacht wurde, stellte er sich selbst an die Thür und ließ die Khawassen, wie sie kamen, ein. Wer dieses Corps in Smyrna gesehen hat, weiß wessen er sich von ihm versehen kann. Wildblickende, trotzig Gestalten, früher auf den Bergen Anatoliens oder in den syrischen Wüsten vielleicht selbst kühne Räuber, die durch ihren Eintritt in die Polizeimannschaft ihre Begnadigung erkaufte, ist ihre orientalische Gleichgültigkeit gegen das eigene und das Leben Anderer nothwendig in solchen Szenen, wie sie hier sich täglich bieten.

Das österreichische Konsulat hat, wie die meisten anderen größeren Häuser im Orient, zwei mit hohen Mauern umgebene Höfe. Der äußere geht, wie bereits erwähnt, nach dem Hafen; in den innern, der durch eine Pforte in der Zwischenmauer von dem äußern zugänglich ist, gelangt man aus dem Hause. Als die neun Khawassen versammelt waren, führte sie Herr v. Gödel in den äußern Hof und postirte sie in verschiedene Winkel und Verstecke. Das Ganze ging stillschweigend ab, ohne weitere Verhandlung und Instruction – der Khawaßbaschi hatte dieselbe zur Genüge gegeben.

Dann kehrte der Konsul in sein Haus zurück, verschloß selbst die Thüre und setzte sich mit einer Doppelflinte und seinen Pistolen bewaffnet in einem dunklen Zimmer des obern Stockwerks nieder; nachdem er sich nochmals überzeugt hatte, daß der griechische Diener in sicherm Gewahrsam war, überließ er das Weitere dem Himmel und den Khawassen.

Der Mond war im ersten Viertel und bereits vor 10 Uhr untergegangen. Der glänzende Sternenhimmel des Orients ließ jedoch die äußeren Mauern ziemlich klar überschauen; was darunter war, lag in tiefem Schatten.

Die Uhr im Zimmer schlug Mitternacht, endlich die erste Stunde. Gleich darauf sah Herr v. Gödel eine dunkle Gestalt sich über den Rand der äußern Mauer heben und im ersten Hofe verschwinden. Eine zweite folgte, so noch *fünf* andere. Der letzte Mann zog die Leiter nach sich, ließ sie in den Hof hinab und stieg hinunter. Das Alles geschah in größter Stille, das Hinabgleiten an einem Strick, kein Laut ließ sich hören.

Nach wenigen Minuten hob sich ein Mann auf der an die zweite zum innern Hofraum führenden Mauer gelehnten Leiter empor und warf das Seil in den Hof.

In diesem Augenblick fiel der erste Schuß – die dunkle Gestalt breitete die Arme aus und stürzte in den äußern Hof zurück. Zehn bis fünfzehn Pistolenschüsse knallten hinter- und durcheinander; man vernahm unterdrückte Flüche – dann das Klingeln von wüthenden Streichen, zuletzt nochmals drei Schüsse – dann Grabesstille; – der ängstlich lauschende Konsul hörte kein andres Geräusch mehr, als das Anschlagen der Wogen vom Hafen her; Nichts gab ihm Auskunft über den Ausgang des Kampfes.

Er beruhigte die erwachte Familie und die Dienerschaft und legte sich nieder. Am Morgen kamen von allen Seiten die Nachbarn und erkundigten sich, was die Ursache des nächtlichen Schießens gewesen. Dergleichen gehört in Smyrna nicht zu den Seltenheiten, aber es fällt Niemandem ein, deshalb bei Nacht sein sicheres Haus zu verlassen, um etwa Gefährdeten zu Hilfe zu kommen. Man ist ja gewiß, am Morgen die Neuigkeit zu hören.

Herr v. Gödel wich einige Zeit den Fragen der untergeordneten Personen aus. Als aber die benachbarten Consuln schickten oder selbst kamen und sich eine Menge Neugieriger um sein Haus versammelt hatte, erklärte er, daß wahrscheinlich in der Nacht von Dieben ein Überfall gegen das Konsulat versucht und zurückgewiesen sein müsse, denn man habe zu seiner Sicherheit am Abend einige Khawassen in den äußern Hof postirt. Dabei zog er den Schlüssel aus der Tasche und lud die Anwesenden, unter denen sich der *englische Konsul* befand, ein, mit ihm in den Hof zu gehen, den er nicht allein habe betreten wollen.

Die Thür wurde geöffnet – der Anblick, der sich der andrängenden Menge bot, war ein grauenvoller.

Auf den Marmorstufen des Hofes lagen sieben Leichen in den furchtbarsten Verzerrungen des Todeskampfes, bewegungslos gleich Statuen, lehnten an den Wänden umher die Khawassen, zwei verwundet; der Eine durch einen Stich in den Arm und den schrecklichen Hieb eines Yatagan über die Brust. Einer der Banditen, ein französischer Fechtmeister, hatte sich mit rasender Anstrengung vertheidigt, als er sich überfallen und seine Gefährten fast ohne Gegenwehr unter den Kugeln der Khawassen stürzen sah. Erst bei der fünften Kugel, die er empfing, war er selbst gefallen. Während ein Theil der Khawassen mit den abgeschossenen Pistolen die Hiebe des Wüthenden parirte, hatten die Anderen wieder geladen und ihn so niedergestreckt. Die Steine des Hofes schwammen in Blutpfützen.

Ein Schrei des Grauens und Entsetzens erscholl aus der versammelten Menge. Ein griechisches Weib mit fliegenden Haaren brach sich Bahn und warf sich heulend und wehklagend auf einen der blutigen Leichname, vergeblich bemüht, eine letzte Lebensspur zu finden. Dann streckte sie die geballten Hände drohend gegen den englischen Konsul. »Sieh diesen Todten,« schrie sie, »hattest Du vor zwei Tagen nicht fünfzig Colonate von mir genommen, um ihn aus seinem Gefängniß loszumachen, dann wär' er noch dort und ich nicht eine Wittwe.«

Herr v. Gödel drehte mit dem Fuße den nächsten auf dem Gesicht liegenden Körper um. Ein verzerrtes, aber in ganz Smyrna wohlbekanntes Antlitz starrte zum Himmel empor.

Der österreichische Beamte faßte den Arm des Vertreters englischer Gerechtigkeit und Humanität und wies auf die Leiche: »Wie ist mir denn, Master Blunth, das Gesicht müssen Sie kennen, das ist ja einer Ihrer Agenten und Schutzbefohlenen, den Sie so häufig gegen die türkische Polizei in Protection genommen und als britischen Unterthan reclamirt haben?«

Master Blunth sah mit großer Gleichgiltigkeit auf den Todten: »*C'est un cadavre! Je ne connais pas un cadavre.*«¹ Damit ging er, verfolgt von den Verwünschungen der Wittwe.

Smyrna war von einer seiner gefährlichsten Banden befreit, aber Herr v. Gödel beeilte seine Versetzung nach Beirut!

Der Lord lachte herzlich mit jenem stillen lautlosen Gelächter eines fashionablen Engländers. »Ich hätte dem Burschen die Geistesgegenwart gar nicht zugetraut! – Lassen Sie Layard, nicht direkt verstehen Sie, sondern durch Alison bedeuten, er möge sich um solche Sachen nicht bekümmern, oder man werde ihm alle weitere Unterstützung für die Nachgrabungen in Ninive entziehen, und legen Sie die Sache zu den Akten. – Saunders, lassen Sie den Wagen vorfahren.«

In diesem Augenblick, während der Secretair seine Papiere ordnete, schob ein Hussier, nach leisem Klopfen, den Teppich vor der Hauptthür des Kabinetts zurück, erschien in seiner Roccoco-Galla und meldete:

»Der sehr honorable Earl Grey, *Secretary of State for the foreign Colonies.*«

Zugleich überreichte er auf einem silbernen Teller ein kleines versiegeltes Billet, das, seiner Form nach, nur eine Karte enthielt.

Der Minister öffnete zunächst das Couvert, las die Karte und gab sie an den Secretair. »Empfangen Sie Signor Mazzini,« bemerkte er leise, »und sagen Sie ihm, daß ich ihn erst nach der Sitzung sprechen könne. – Lassen Sie den Herrn Staatssecretair eintreten.«

Ritter Grey erschien auf der Schwelle und wurde mit einer gewissen vornehmen Cordialität von dem Lord bewillkommt. »Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, werther College, Ihnen zu der Bill über die 300,000 Pfund für den Kaffernkrieg zu gratuliren,« sagte dieser. »Ich hoffe, wir werden diesmal vollständig nicht bloß mit den wilden Stämmen, sondern auch mit der unruhigen und lästigen Sippschaft der Boers zu Ende kommen.«

»Ew. Herrlichkeit Ansichten werden mich im großen Rath unterstützen,« antwortete der Earl. »Ich komme, um Sie noch einen Augenblick vor der Sitzung in Anspruch zu nehmen – vielleicht beliebt es Ihnen dann, von meinem Wagen Gebrauch zu machen.«

»Sehr verbunden, Freund. Hat Ihre Mittheilung auf die Sitzung Bezug?« Ein Blick des Earl zeigte ihm, daß dieser allein mit ihm zu sprechen wünsche, und ein kurzer Wink entfernte sogleich den Secretair.

»Was ich Ihnen zu sagen habe, Mylord,« bemerkte der Earl, »berührt nur in einem Punkt unsere parlamentarische Thätigkeit und betrifft die indischen Angelegenheiten. Da Sir John Com Hobhouse, unser College, krank ist, wird es nöthig sein, daß wir uns über die Schritte verständigen. Sie kennen wenigstens durch den Ruf Sir David Dyce Sombre, den reichen Enkel der Begum von Somroo?«

»Ei gewiß, Mylord. – Er war eine ganze Saison lang der Löwe der Fashion, bis ihn St. Paul für seine Tochter kaperte.«

»So werden Ew. Herrlichkeit sich auch des weitern Schicksals des Mannes erinnern, und daß es kein Geheimniß ist, daß er, mit Übergehung seiner Verwandten, sein großes Vermögen,

¹Das ist ein Leichnam! Einen Leichnam kenne ich nicht!

wie es heißt, nach einer früheren Bestimmung der Begum, zur Gründung einer indischen Universität, testirt hat?«

»Ich erinnere mich.«

»Vor einer Stunde, Mylord, war Sir John Shephard, der Präsident der Compagnie, mit dem Marquis von St. Paul bei mir, um mir die Nachricht zu bringen, daß Dyce heute gestorben ist.«

»Auf Ehre, man kann ihm Glück wünschen, von dem Schwiegervater und der Frau erlöst zu sein. Wollen Sie mich vielleicht zu dem Begräbniß einladen, Freund?«

»Weniger, Mylord, aber Ihre Hilfe in Anspruch nehmen gegen die Unannehmlichkeit, die sein Tod uns in Indien und im Parlament bereiten wird.«

»Wie meinen Sie das?«

»Das Mitglied für Ballycastle, der geschworene Gegner des Ministeriums, ist einer der Testamentsvollstrecker. Sie sind doch mit uns vollkommen einverstanden, daß von der Gründung einer Universität in Indien nicht die Rede sein kann?«

»Absurder Gedanke! Wollen Sie den Sepoy's vielleicht Vorlesungen über Logik, oder einem schmutzigen Paria über Euklid halten lassen? Ich möchte die Gesichter unserer Herren von der Compagnie sehen, wenn in Audh oder Bengalen die *Humanoria ex officio* gelehrt würden!«

»Aber Capitain Ochterlony wird einen bedeutenden Lärm erheben und die Sache vor die Öffentlichkeit ziehen.«

»Der Teufel hole ihn und seinen ganzen Anhang,« sagte der Minister heftig. »Ich bin ihm noch die Bezahlung schuldig für die Angriffe in der katholischen Frage und warte nur auf die Gelegenheit. Jede Maßregel, welche die Compagnie zur Unterstützung der Familie für gut findet, Mylord, muß unsererseits befördert werden. Es ist ein trauriges Verhältniß, diese Zwitterherrschaft in Indien, wir wollen aber zunächst uns davor schützen, daß aus Calcutta je ein Boston¹ für uns werden könnte! Jetzt, Mylord, lassen Sie uns den Herren von der Opposition in der dänischen Frage mit den nöthigen Redensarten dienen, durch die sie so klug sein werden, wie zuvor, und wegen der Excesse in Santiago die Initiative ergreifen.«

Die beiden Lords, die über das Wohl und Wehe von fast hundertundvierzig Millionen ferner Menschen zu entscheiden hatten, becomplimentirten sich, vom Turf plaudernd, nach den harrenden Wagen.

IN DEN APENNINEN.

Der glänzende Strahl der Junisonne war milder geworden, die Cypressen, die Pinien, die Berge und Felsen warfen lange, gigantische Schatten – das große Gestirn des Tages neigte sich zum Untergang in die blauen Wellen des Mittelländischen Meeres.

Es war Sommer – Sommer in Italien; aber noch in seinem ersten Beginn. Das Grün der Bäume und Matten war auf den Höhen noch kräftig, selbst die Ebenen der Campagua hatten noch nicht jene durchgängige Farbe des gelbbraunen Moders angenommen, der sie im Juli und August bedeckt, sondern zeigten Oasen frischen riesigen Graswuchses aus den sumpfigen Stellen. Die Hitze hatte noch nicht Zeit gehabt, aus dem Moor und Sumpf die giftige, Verderben bringende Malaria zu brauen, und der Duft der Blumen und Kräuter füllte noch am Morgen und Abend würzig die Luft.

¹In Boston brach der amerikanische Aufstand aus.

Auf den Berghöhen der Apenninen erschien die Natur noch kräftiger, frischer als im Thal, die Luft reiner, und aus den Klüften der Abruzzen strich der Seewind der Adria oft eisig kalt herüber. An einer einsamen, schlecht erhaltenen und nur selten von Reisenden benutzten Seitenstraße, die von Spoleto, der neapolitanischen Grenze sich nähernd, nach Ascoli geht und dort in den großen Küstenweg aus dem Neapolitanischen nach dem Wallfahrtsort Loretto an der adriatischen Küste Italiens führt, lag auf dem westlichen Abhang des Gebirges eine kleine halbverfallene Osteria. Eine riesige Pinie streckte ihre Äste über das tiefgesenkte Dach, das ärmliche Haus lehnte an die zerklüfteten Felsen, gleich als finde es darunter ein Versteck; wilder Wein und Epheu wucherten an seinen Wänden und den morschen Holzpfählern seiner Veranda, und das ganze Aussehn der kleinen Herberge ließ darauf schließen, daß es mehr ein Schlupfwinkel oder eine Herberge der römischen und neapolitanischen Schmuggler, ja wohl noch gefährlicheren Gesindels sei, als eine Unterkunft für gewöhnliche Reisende.

Dennoch gehörte der Mann, der in diesem Augenblick unter der Veranda des Hauses, den Kopf in die Hand gestützt, saß, offenbar zu keiner der oben angedeuteten Klassen. Das Äußere dieses Fremden war eben so anziehend als ungewöhnlich, obschon er eine einfache französische Kleidung trug, an der, außer dem langen griechischen Feß, nichts Auffallendes war. Der Fremde war von hohem, imponirendem Wuchs, breiter Brust und breiten Schultern und schmalen Hüften. Er mochte ungefähr dreißig bis zweiunddreißig Jahre zählen, aber obgleich in der vollen Blüthe männlicher Schönheit und Kraft, war doch eine tiefe Melancholie, eine bittere Lebensschule auf seinem klassisch edlen Gesicht ausgeprägt. Die Züge desselben wiesen die Verschmelzung des antiken italienischen und griechischen Typus in einer Vollendung, die dem Meißel Thorwaldsons zu einem Kopfe des Mars hätte dienen können. Ein durchsichtig dunkler Teint färbte gleichmäßig, ohne jene Röthung die Wangen, die im Norden Kraft und Gesundheit anzeigt. Ein mandelförmig gebildetes dunkles Auge mit langen Wimpern, von fein gezeichneten und bogenartig nach der Nasenwurzel sich senkenden Brauen überwölbt, zeigte jenen Ausdruck von Träumerei und matter Ruhe, von dem man sehr bald erkennt, daß er sich mit Gedankenschnelle zum Blick kühner Entschlossenheit und unwiderstehlichen Befehls wandeln kann. Ein dunkler, dem Haar entsprechender, wohlgepflegter Schnurrbart, lang um die Mundwinkel niederhängend, wie ihn die Magyaren und Albanesen zu tragen pflegen, beschattete die edlen Contouren der Lippen. In dem ganzen Wesen und der Gestalt des Mannes lag ein soldatischer Charakter, der Ausdruck eines kühnen und freien Kriegers, wenn auch die geregelten Formen und Bewegungen der civilisirten Militärerziehung diesem Ausdruck häufig zu fehlen schienen.

Die Aussicht, die vor dem Blick des Fremden, nach der untergehenden Sonne gekehrt, über das Bergplateau von Fogliano und Norcia sich öffnete, war köstlich. Bis nach Spoleto und Trevi hin schweifte der Blick und die Öffnung der sabinischen Berge ließ selbst an den äußersten Grenzen des Horizonts den mit den Wolken verschwimmenden Streifen des Mittelländischen Meeres erkennen. Im Rücken erhoben sich die dunklen Wände der römischen Apenninen, der Monte Vittore, darüber hinaus der Berg der Sybille und der Monte Gatto, die Aussicht nach der Adriatischen Küste sperrend, und weit hinein in die Felsenklüfte und Höhen der Abruzzen, jenseits der neapolitanischen Grenze, ließ sich der Lauf des hinter Amatrice entspringenden Tronto verfolgen.

Das Auge des Mannes war unverrückt auf den einzelnen leuchtenden Punkt des fast 50 Miglien entfernten Meeres gerichtet, während der Wirth der armseligen Posada, der schon

lange vor ihm gestanden und zu ihm gesprochen, seinen Krug auf's Neue aus dem Ziegenschlauch mit dem Wein von Velletri füllte und ihm denselben zuschob. Offenbar hatten seine abwesenden, weit in die Ferne schweifenden Gedanken Nichts von all' den Reden des Wirthes gehört, und als er jetzt wortlos den Krug zurückwies, setzte ihn dieser selbst, unwillig den Kopf schüttelnd, an den Mund, that einen langen kräftigen Zug und sagte dann: »Nichts für ungut, Signor Capitano, aber es ist eine Sünde, die edle Gottesgabe, wenn sie eingeschenkt, verkommen zu lassen. Ich trinke auf das Wohl Eurer glücklichen Überfahrt. Die heilige Jungfrau wird ein Einsehn haben, und Euch nach so vielen Leiden und Gefahren doch endlich einen Weg eröffnen. Wahrlich, Capitain, es war Zeit, daß Euch die guten Väter von St. Benedetto fortschafften, und Theodoros, Euer Diener, Euch zu mir, seinem alten Kameraden, brachte, obschon Ihr noch krank und schwach wäret; denn die österreichischen Spürhunde lungerten bereits arg um das Kloster. Der Teufel hole die Schufte, die Franzosen in Rom, sie sind eben nicht besser als diese Scharfrichter von Neapolitaner und helfen einen ehrlichen Burschen, der nur gegen ihre Feinde den Degen gezogen, zu Tode hetzen. Wahrhaftig, Signor, ich hätte die Amnestie des heiligen Vaters angenommen, und spazierte jetzt stolz über das Forum, ja vielleicht, wenn Ihr's recht angefangen, hätten Euch Ihre Eminenzen am Ende gar Eure alte Compagnie wieder gegeben, und ich will ein Schuft sein, wenn ich nicht selber wieder Handgeld genommen.«

Der Capitano, wie ihn der Wirth bezeichnet, schüttelte trübe lächelnd den Kopf. »Du weißt, Francesco, daß ein doppelter Preis auf meinen Kopf gesetzt ist, der Kaiser von Österreich und Se. Herrlichkeit der König von Jonien, Sir Henry Ward, bemühen sich auf gleiche Weise darum. Den Franzosen thust Du Unrecht. General Gemeau hat mich auf meinen Brief wissen lassen, daß es ihm unmöglich sei, ohne seine strengen Instructionen zu brechen, mir offen Schutz zu gewähren, da ich überdies in Rom zu bekannt bin. Aber der Wink wegen der französischen Handelsbrigg, die in Ancona ankert, und die Nachricht, daß den Capitain acht Tage dort jede Botschaft treffen werde, gleicht die Weigerung vollkommen aus. Neapel, wenn ich in die Hände seiner Schergen gefallen wäre, hätte mich, wenn auch nicht nach Korfu, doch sicher an die Österreicher ausgeliefert. – Ob Theodoros morgen Abend in Ripatransone sein wird?«

»Es ist unmöglich, Signor Capitano,« erklärte der Wirth. »So gewandt und verschlagen der Bursche ist, so sind es doch 80 Miglien bis Ancona, und 60 von dort zurück nach Ripatransone. Dazu braucht er Zeit, um den französischen Schiffer zu finden und sich mit ihm über Zeit und Ort zu verständigen. Vor übermorgen Abend kann er unmöglich dort sein. Doch seid unbesorgt, Signor, Euer Weg durch die Gebirge über Force und Montalto ist zwar länger als die Poststraße über Ascoli, aber wenig besucht, und die Soldaten haben genug zu thun in den immerwährenden Scharmützeln mit diesen Banden, um auf einen einzelnen Reisenden zu achten, wenn Sie nur meinem Rath folgen und meine Kleidung benutzen. Die Verwegenheit dieses Teufels von Pepe Mamiani wird alle Tage größer und, bei der Jungfrau, ich sage Ihnen, es sind tapfere Bursche unter seiner Bande, genug von denen, die auf den Mauern Roms sich gegen die französischen Kanonen vertheidigten und unter Garribaldi sechs Wochen lang in den Apenningen gegen Österreicher, Franzosen und Neapolitaner gekämpft haben.«

»Ich glaubte, sie seien Alle entkommen oder hätten die Amnestie angenommen?«

»Ah bah« – er warf mit jener verächtlichen Geberde, welche die Italiener so unnachahmlich verstehen, die Finger von sich – »Amnestie! Was braucht Jemand Amnestie, der sein Stilet und

seine Büchse hat und die Felsenpfade der Apenninen kennt. Als General Garribaldi von der Fregatte Oreste – versenkt sei sie auf den Grund des Meeres! – bei der Flucht nach Venetia sich angegriffen sah und die Küste bei Volano wieder gewann, suchten seine Begleiter in den Gebirgen Schutz. Heilige Mutter von Loretto, was blieb ihnen übrig, als Banditen zu werden – der Mensch will leben, Signor, und sie fechten für ihre Freiheit, wie sie vor zwei Jahren für die Freiheit Italiens fochten. Dennoch, glaube ich, würden Sie manchen Mann unter den Banden finden, der Sie gern auf das französische Schiff begleiten möchte.«

Der Capitain hatte ihm aufmerksamer als vorhin zugehört und wollte ihn eben näher befragen, als Peitschenknall, das Geklingel von Maulthieren, das Wiehern von Pferden und Geschrei der Vetturins den Weg heraufscholl, der sich, von einer Wendung des Berghanges verborgen, zu dem Plateau hinaufzog. Einen Augenblick horchten Beide auf das Geräusch, dann warf der Capitain einen Blick umher, als ob er ein Mittel suche, sich unbemerkt zu entfernen; aber die Felsenspalten zu erreichen, war es nicht mehr Zeit, und der Flüchtling hatte kaum das kleine Gemach der Osteria betreten, als bereits einer der Reiter, den anderen vorangeeilt, vor die Osteria sprengte und laut nach dem Wirth oder einer Bedienung rief.

Bestürzt blickte der Gerufene, der seinem Gast gefolgt war, auf diesen. »Gebenedeite Mutter der sieben Schmerzen,« jammerte er, »ich bin verloren, wenn man Sie hier findet. Geschwind hinaus, Signor, durch das hintere Fenster, der wilde Wein verbirgt Ihre Flucht und Sie sind schnell zwischen den Felsen in Sicherheit.«

Der Capitain jedoch, der durch das Fenster geschaut, winkte ihm abwehrend mit der Hand. »Geh' ruhig hinans,« sagte er, »und nimm dem Herrn das Maulthier ab. Wenn ich recht gesehen, habe ich von ihm nichts zu fürchten, und sollte es sein, je nun, auf diese oder jene Weise muß es zu Ende gehen.«

Er kreuzte die Arme und blieb ruhig an das Fenster gelehnt stehen, den Ankommenden erwartend, der auch alsobald dem herbeieilenden Wirth die Zügel zuwarf, ihm einige Anweisungen gab und in das Haus und das Gemach eintrat.

Der Reisende war ein feiner, ernster Mann mit vielem Anstand und ruhiger Würde in seinem Wesen. Er mochte zwei bis drei Jahre mehr zählen, als der Capitain; helles Haar und die durchsichtig blauen Augen, wie die gemessene Haltung, bezeichneten ihn als einen Sohn Englands, dabei fehlte aber seiner in der kräftigen, ruhigen Form jenes Landes geschnittenen Physiognomie weder ein sichtlicher Zug von Milde und Wohlwollen, noch ein gewisser Ausdruck von festem Sinn und Kraft. Er begrüßte den Anwesenden leicht in italienischer Sprache, kaum aber hatte er ihn näher in's Auge gefaßt, als sein Fuß wie gebannt an der Schwelle des Gemachs haften blieb und er mit immer erstaunteren aber auch zugleich ängstlichen Blicken den Offizier maß. »Um Gott,« sagte er endlich – »Sie sind es wirklich, Capitain *Grimaldi*? Sie noch hier in diesem unglücklichen Lande? Kaum traue ich meinen Augen! Ich glaubte Sie in Griechenland oder längst in Sicherheit!«

Der Capitain Grimaldi trat rasch auf ihn zu und reichte ihm die Hand. »So sind wir also noch immer Freunde, trotz des Preises, den Ihr Oheim, Sir Henry Ward, auf meinen Kopf gesetzt?«

»Wie können Sie zweifeln? – Ich las von jener traurigen Proclamation in den Zeitungen.«

»So kommen Sie nicht von Korfu?«

»Nein, Freund – ich komme von London – zunächst von Rom. Schon vor zwei Jahren habe ich Korfu verlassen und von Ihnen nur gehört, daß Sie an dem Kampf in Venedig und später

an dem unglücklichen Aufstand in Cephalonien Theil genommen. Ich bitte Sie, erzählen Sie mir von Ihren Schicksalen.«

Der Capitain lächelte trübe. »Sie wissen, daß ich wegen meines Widerstandes im Senat und der Unterzeichnung der Proclamation für den Anschluß an Griechenland von Korfu verbannt wurde. Ich ging nach Rom zurück und trat auf's Neue in die päpstliche Leibgarde, in der ich schon früher gedient. Es war in dem unglücklichen Jahre achtundvierzig, drei Monate nachher wurde Graf Rossi ermordet und die römische Revolution brach aus.«

»Sie schlossen sich ihr an?«

»Nein, Sir! ich that es nicht. Ich hatte dem heiligen Vater meinen Eid geleistet und schlug mich mit den schweizer Compagnieen und meinen Albanesen drei Tage lang in den Straßen Roms. Sie wissen, daß das Volk gegen uns Partei nahm, der Papst die provisorische Regierung anerkannte und floh. Die Leibwache wurde aufgelöst, meine Kapitulation war zu Ende. Als ich, von einer Wunde genesen, mich nach Griechenland einschiffen wollte, traf die Nachricht von der Bedrohung Venedigs durch die Österreicher ein. Sie wissen, daß Venedig die alte Heimath meines Geschlechts ist, und sein Name in den goldenen Büchern der Republik verzeichnet stand.«

»Wer kennt den Namen Grimaldi nicht aus der Geschichte?«

»Meine Familie wohnte seit 150 Jahren auf ihren großen Besitzungen in Korfu und Zante, aber die alte Heimath blieb uns so theuer wie die neue. Ich eilte nach Venedig, wie viele Andere von den griechischen Inseln, und half das Fort Sanct Secondo gegen die österreichischen Schergen vertheidigen. Die Welt kennt den Heldenkampf, den wir unter Manin schlugen. Auch Garribaldi stieß nach dem Falle Roms zu uns. Als General Pepe am 22. August auf der Villa Papadopoli den Vertrag zur Übergabe Venedigs mit Radetzky geschlossen, flüchtete ich mit mehreren meiner Gefährten auf einem Handelsschiff zurück in meine Heimath. Verbannt aus Korfu, wollte ich Zante nur betreten, um meine Verhältnisse zu ordnen und nach Griechenland zu gehen. Im Hafen von Korfu, am Bord des neutralen Schiffes, wurde ich verhaftet und in die Kerker der Citadelle gebracht, jener Zwingburg, die England für mein freies Vaterland errichtet. In Cephalonien war am 27. August die Erhebung ausgebrochen, welche die alte Freiheit der Republik oder die Vereinigung mit Griechenland forderte. Mein älterer Bruder, Anastasio, stand an ihrer Spitze. Dreihundert Ionier, darunter Männer aus den edelsten Familien, wurden von unsern Tyrannen hingerichtet, von jener Nation, der Europa den Schutz des jungen Staates anvertraut, und die uns zu ihren Knechten gemacht hat. Ich sah sie sterben, die Märtyrer ihrer Rechte an dem Galgen auf der Esplanada von Korfu. Neun Monate darauf erst öffnete sich die Thür meines Kerkers – ein befreundetes Herz allein hatte des Gefangenen gedacht und sich seiner angenommen; – mir ward bedeutet, nach Zante zu gehen und dort unter strenger Aufsicht, fern von aller politischen Theilnahme, zu leben, widrigenfalls mich das Schicksal meines Bruders erwarte.«

»Es ist hart mit Ihnen von der Regierung verfahren, ich gestehe es.«

»Das sagen Sie, der Engländer,« sprach mit bitterm Hohn der Capitain. »Bedenken Sie, wie ich, wie jeder Ionier in seinem Herzen dafür fühlt. Englische Festungen und drohende Kanonen auf jeder Spitze unserer Felsen, die Wappen Englands auf jedem unserer öffentlichen Gebäude; jedes Amt, jeder Posten bis zu dem geringsten herab in den Händen jüngerer Söhne und Müßiggänger, die England hier versorgt; die reichen Einkünfte unserer Ernten nicht zur

Cultur unsers Landes, sondern zum Unterhalt einer vertragswidrigen Armee, zum Bau neuer Zwingburgen, zur Bereicherung habsüchtiger Beamten verwendet! Unser Parlament eine Gesellschaft ohne Bedeutung, die jede Laune Ihres Onkels auflöst, bis sie seinen Willen thut! Freie Presse, ein Wahn unter der liberalen Herrschaft Englands – das außer der Regierungsdruckerei in Korfu notorisch keine Druckerei, keine Zeitung in dem ganzen Staat duldet. Sagen Sie selbst,« – er faßte den Arm des Briten – »habe ich mit einer Sylbe übertrieben?«

Der Engländer senkte schweigend den Kopf.

»Ich ging nach Zante, auf das kleine Eigenthum, das bei der Confiscation unserer Güter mir geblieben,« fuhr der Capitain fort, »und das unthätige Leben, das tägliche Schauspiel maßloser Unterdrückung fraß an meinem Herzen. Ich schrieb an meine Freunde in Athen, um in die griechische Armee zu treten – das arme Griechenland war geknechtet, gleich uns, von den übermüthigen Beherrschern der Meere. England forderte, allem Völkerrecht zum Trotz, die Inseln Sapienza und Cervi für *sein* Jonien und dreimalhunderttausend Drachmen für fremde Kaufleute, die von irgend einem Räuber geplündert waren. Seine Flotte sperrte den Pyräus, seine Willkür hatte alle griechischen Schiffe mit Embargo belegt, trotz des Widerspruchs Frankreichs und Rußlands. Kein Ionier durfte in Griechenland Zuflucht finden – meine Hoffnung war vergebens. Ich vegetirte fort – nur der Schmerz in meinem Innern wuchs riesengroß. Da kam von den albanesischen Küsten und aus Montenegro die heimliche Nachricht zu uns, daß russische Agenten sich dort aufhielten. Ich selbst konnte nicht hinüber, denn zeder meiner Schritte war bewacht, jeder Ausflug mir verboten. Ich kam heimlich mit getreuen Männern zusammen, ich sandte einen vertrauten Diener mit Briefen, ab nach Patras, in denen wir dem alten Freunde Griechenlands, dem Czaren, unsere Dienste anboten und von ihm Hilfe für unser Elend forderten.

»In einer Octobernacht, während das Meer im Sturm sich hob, klopfte es an das Fenster meines Hauses. Ein Unbekannter reichte ein Papier herein und verschwand so rasch, als er erschienen war. Mein alter Diener Theodoros, ein Mann, der mich nie verlassen, brachte mir den Zettel. Er enthielt die Worte: »Fliehen Sie – die Briefe nach Petersburg sind aufgefangen und in den Händen Sir Henry Wards. Befehl zu Ihrer Verhaftung. Der Weg nach Griechenland gesperrt. *Italien!*« Noch in derselben Nacht, während Theodoros meine Freunde benachrichtigte, erreichte ich Bromi, und schiffte mich auf einer Barke ein. Nach zwei Tagen Umherkreuzens auf dem offenen Meere, von denen jede Stunde zehn Mal den Tod zu bringen drohte, trafen wir ein Messina-Schiff, das nach Tarent ging. So erreichte ich das Festland.«

»Doch wie kommen Sie aus Calabrien hierher, nach so langer Zeit – warum suchten Sie nicht längst Schutz in einem andern Lande?«

»Fragen Sie die Motte, warum sie das Licht nicht verläßt, das ihre Flügel versengt?« sagte mit einem Anflug melancholischen Spottes der Capitano. »Doch – es war nicht möglich. In Neapel konnte ich nicht hoffen, mich einzuschiffen; in Folge des Anstandes in Sicilien war hier die Aufsicht streng und ausgedehnt. Ich glaubte im römischen Gebiet leichter die Küste des Mittelländischen Meeres zu erreichen und durchwanderte die Abruzzen. In Rieti, auf päpstlichem Gebiet, wurde ich erkannt – kaum entging ich den österreichischen Schergen, denn mein Name stand von Venedig her auf der Liste ihrer Proscribirten. Mein plötzliches Erscheinen galt als Beweis neuer propagandistischer Versuche; der englische Consul in Rom, ihr Gesandter in Neapel schlossen sich, der Verfolgung an und, gehetzt wie der Eber der Abruzzen, floh ich zurück in die Gebirge.

Ein Preis stand auf meinen Kopf – meine Kraft war gebrochen; in dem Schnee der Apenninen sank ich fieberheiß zu Boden und wünschte mir den Tod. Mein treuer Diener trug mich an die Pforten des Klosters St. Benedetto hoch im Gebirge an der neapolitanischen Grenze. Dort lag ich Monate lang krank und verborgen im Schutz der frommen Väter und sie entließen mich nach meiner Genesung erst dann, als mir durch einen Zufall Verrath und Gefahr drohte. Seit zehn Tagen bin ich hier bei einem Manne, der vor Jahren in Rom unter mir gedient, und der diese Schänke auf dem Gebirge von seiner Familie geerbt. Sein Dank giebt mir Obdach!«

»Und was gedenken Sie zu thun? Wie kann ich Ihnen helfen? – *Richard Hunter*, obschon nur ein Diener der Religion und des Friedens, wird keine persönliche Gefahr scheuen, um dem Freunde, dem Retter seines Lebens in den Schluchten des St. Salvador¹ zu beweisen, daß die Verschiedenheit politischer Meinungen nicht die Pflichten der Dankbarkeit und der Freundschaft aufhebt.«

Der Capitano reichte ihm die Hand. »Ich weiß, es fehlt nicht an edlen Herzen in Ihrer Nation, wie sehr ich sie als solche auch hassen muß; an Herzen, so groß und schön, so stolz und edel, wie Gott sie nur in der Menschen Brust gepflanzt. – Eine Aussicht eröffnet sich mir – in Ancona liegt ein französischer Kauffahrer, der mich an der Küste aufnehmen soll. In Ripatransone erwarte ich Botschaft, und es gilt nur, dasselbe ungefährdet zu erreichen.«

»Das träfe sich herrlich,« sagte der Brite, »wir gehen nach Ascoli und an die Küste. Niemand in unserer Reisegesellschaft kennt Sie – Sie werden uns begleiten.«

»Noch weiß ich nicht, ob ich es wagen darf,« erwiderte der Grieche. »Sie haben mir noch nicht erzählt, welcher Zufall Sie in diese wilden Gebirge führt, wer Ihre Begleiter sind!«

»Vier junge Landsleute, jüngere Söhne edler Familien wie ich, die meiner Obhut anvertraut sind, und mit denen ich die Tour durch Frankreich, Deutschland und Italien gemacht. Ihre Bestimmung ruft sie in die Armee und die Verwaltung nach Ostindien, und dorthin, Freund, führt mich auch mein Schicksal. Ich gehöre zur Mission von Bengalen, und gehe, wenn ich mein Lebensglück durch die Erfüllung meines theuersten Wunsches gesichert, nach Suez, um mich von dort nach Calcutta mit meiner künftigen Gattin einzuschiffen. – Doch da kommen meine Begleiter, und wenn Sie auch keiner persönlich kennt, ist es doch nöthig, Sie unter anderm Namen einzuführen.«

Während der Unterredung im Innern der Osteria war vor deren Thür die besprochene Gesellschaft angekommen und hatte Halt gemacht. Sie bestand aus mehreren Reitern, theils aus Eseln, theils aus Maulthieren, denen ein leichter Karren mit Gepäck folgte. Die Hauptgruppe bildeten vier junge Männer, von denen noch keiner das zwanzigste Jahr erreicht hatte, und die jetzt lachend und auf den schlechten Gebirgsweg scheltend von ihren Sätteln stiegen und nach ihrem Begleiter riefen. Lärmend kamen die jungen Herren alsbald ins Haus, wo ihnen der Vicar, dessen Ansehn und ruhiger Würde sich Alle bereitwillig zu fügen schienen, entgegentrat und ihnen den Capitain zuführte. »Sehen Sie, wie glücklich ich dabei gewesen bin, daß ich diesmal, Ihrem Willen nachgegeben und statt der großen Straße den Weg durchs Gebirge eingeschlagen,« sagte er; »denn ein Zufall läßt mich in dieser Osteria einen alten Freund aus Neapel, den Comte di Griffio treffen. Erlauben Sie mir, lieber Graf, Ihnen hier meine jungen Reisegefährten vorzustellen: Sir *Stuart Sanders*, Fähnrich in Ihrer Majestät 84.

¹Korfu.

Regiment in Ostindien, Cornet *Pond*, der Neffe des Generals Wheeler, *Hugh Flinton*, und *James Ward*, mein Retter, der Sohn meines Oheims in Korfu, der seither in England, erzogen wurde.«

Der Capitain verneigte sich höflich vor den jungen Männern, denen sein stolzes, edles Äußere imponirte, und da er fertig Englisch sprach, war die Unterhaltung bald im Gange, während die Diener den ermüdeten Thieren Futter gaben und der Wirth für die Gäste einige Flaschen des köstlichen Weins von Montefiascone herbeischaffte, mit denen sein Felsenkeller durch die Schmuggler reich versehen war.

Im Laufe des Gesprächs fragte der Grieche, weshalb Master *Hunter* sein Freund, den er vor drei Jahren in Korfu als Kaplan gekannt hatte, einen Posten in der indischen Mission angenommen habe und so weit von der Heimath sein Glück suchen wolle; derselbe erwiederte: »Unsere kirchlichen Verhältnisse können Ihnen nicht unbekannt sein. Die Stellen unserer Geistlichen theilen sich in Sinecuren mit einem fürstlichen Einkommen, und in die Lasten schlecht besoldeter Untergebenen. Der wahre, eifrige Diener und Verkünder des göttlichen Wortes leidet in unserm stolzen England oft am Nöthigsten Mangel, und das Hungertuch ist sein Loos. Wenn nun auch meine Familie so viel Einfluß besitzt, daß ich Aussicht gehabt hätte, in einiger Zeit eine dieser Sinecuren zu erhalten, so widerstrebt dem doch mein besseres Gefühl; ich will wirken, schaffen in meinem Beruf – und dazu ist in England wenig Platz. Hierzu kommt der Drang, der so häufig uns Briten nach fernen Zonen zieht. Sie werden sich vielleicht erinnern, daß ich die Naturwissenschaften mit Vorliebe treibe und schon in unserm herrlichen Korfu jede freie Stunde dazu benutzte. Hat doch gerade diese meine Neigung unser Freundschaftsbündniß geschlossen, als Sie mit Lebensgefahr aus der Felsenschlucht und der wüthenden Brandung mich retteten, in die ich durch einen jähen Sturz gerathen. Und ob Sie auch das Haus meines Oheims nicht mehr besuchten, wie Sie früher gethan, ob die politischen Feindschaften auch jeden Verkehr abgebrochen – wir sahen uns oft in Ihrem einsamen Hause am Sanct Angelo und suchten zusammen, durch die Berge streifend oder auf unserm Kahn die blauen Wellen des ionischen Meeres durchschneidend, die Heldenerinnerungen des alten Corcyra! Die schönen Tage, Freund, sind unvergeßlich in meinem Gedächtniß! Dort, wo ich hingeh, will ich gleichfalls der Natur und den mächtigen Erinnerungen der Vorzeit leben. Indien ist noch immer ein jungfräuliches Land, das alle Herrschsucht, alle falsche Maßregeln der Compagnie nicht zu Grunde zu richten vermocht haben. Eine großartige Natur, die ganze, ursprüngliche Wissenschaft und Bildung des Menschengeschlechts in gigantischen Ruinen der Vorzeit erwarten mich dort; – der Charakter des Volkes ist weich und empfänglich, die Segnungen des Christenthums haben ein weites, ergiebiges Feld vor sich, und – es ist unnütz, es Ihnen zu verhehlen – auch der Gedanke zieht mich an, so manches Unrecht, das meine Landsleute den armen Hindu's zufügen, durch Gottes Wort vergüten, gegen manche Tyrannei vielleicht mit einigem Erfolg ankämpfen zu können. Darum nahm ich das Anerbieten des Erzbischof von Canterbury, zu dessen Diöcese das indische Reich gehört, an, ob für immer, läßt sich noch nicht entscheiden, in die ferne Zone zu gehen, da die Frau, der meine Achtung und Liebe gehört, eingewilligt hat, mir dahin zu folgen, ja gewissermaßen die Anregung dazu gab. – So, Freund, wollen wir Beide mit dem Leben und für das Leben kämpfen, und eine liebe, theure Erinnerung würde es für mich sein, wenn ich beim Verlassen Europa's noch zur Sicherung Ihres Schicksals das Meine thun könnte. Nehmen Sie daher meinen Vorschlag an, Sie können ohne Gefährdung mit uns reisen, wir haben genügende Papiere bei

uns, welche uns gegen alle Belästigungen auch der österreichischen Militärwachen schützen; überdies ist einer der kommandirenden Offiziere durch die Schwester meines Vaters, welche nach Deutschland heirathete, mir verwandt. Wir wollen bald weiter, denn wir beabsichtigen noch vor Anbruch der Nacht Osole zu erreichen, wie die Führer es uns versprochen haben. Ich stehe für Ihre Sicherheit und habe die Freude, Ihnen so in Etwas meine Schuld abzutragen.«

Der Capitain schlug ein. »Ich erkenne Ihre Güte,« sagte er, »und weiß, wem ich vertraue. Aber auf Eins lassen Sie mich Sie aufmerksam machen. Sie kennen diese Gebirge zu wenig, und die Sonne naht bereits stark ihrem Untergange. Es ist selbst bei Tage auf diesen Nebenwegen, ja häufig auf der großen Landstraße zu reisen gefährlich, denn zahlreiche Banden lagern auf dem Monte Vittore und in den Abruzzen, und streifen oft hier herüber, ja selbst bis an die große Straße von Foligno und an die Meeresküste. Es würde besser sein, wir verweilten die Nacht hier.«

»So besorgt, Freund,« erwiderte lachend der Vicar, »und haben doch schon so lange selbst in dieser Wildniß zugebracht? Nein, mein Freund, wir müssen fort. Wir sind, außer dem Führer und den beiden Treibern der Maulthiere, zehn gut bewaffnete Männer, und wenn mein Amt auch friedlich ist, verstehe ich doch im Nothfalle sehr gut, mich der Waffen zu bedienen, und es fehlt mir nicht an Willen und Muth dazu, denn ich muß ja auf so manche Gefahren gefaßt sein, die ein wildes, Land, wie Indien, bietet. – Überdies« – ein Lächeln umzog seinen Mund – »werde ich morgen an einem Orte erwartet und denke, auch Ihnen dort eine kleine Überraschung zu bereiten. Die Räuberbanden haben sich nach den Nachrichten, die wir in Terni erhalten, gänzlich auf das neapolitanische Gebiet, in die unzugänglichsten Theile der Abruzzen zurückgezogen, da sie überall von den französischen und österreichischen Truppen bedrängt werden, und starke Pikets auf der ganzen Grenze postirt sind. Ich hätte sonst sicher nicht diesen Weg gewählt. Heda, Wirth, wie weit rechnet Ihr noch bis Osole?«

»Neun Miglien,¹ Excellenz zu dienen.«

»Und werden wir noch vor Einbruch der Nacht den Ort erreichen?«

Der Wirth zuckte bedeutsam die Achseln bis an die Ohren. »Die Wege durch's Gebirge sind beschwerlich, Excellenza,« sagte er, »und wenn ich mir's herausnehmen dürfte, einem so vornehmen Herrn zu rathen, möchte ich ihn bitten, mit meiner geringen Osteria fürlieb zu nehmen, oder nach Norcia zurückzukehren. Es hält sich viel Gesindel in den Bergen auf, sonst zwar ganz ehrliche Leute, die aber gezwungen sind, mit Büchse und Stiletto ihr Brot zu verdienen; ja, die Bauern in den Thälern munkeln sogar, daß der glorreiche Pepe Mamiani, ein so blutdürstiger und verwegener Schurke,« – er sah sich vorsichtig um – »wie Excellenz nur einen denken können – wieder seine Streifzüge über die Grenze macht. Excellenza möchte ein Unfall betreffen, und ich wäre untröstlich . . . «

»Nichts von Eurem Bedauern, Herr Wirth,« unterbrach ihn der Brite; »wir haben noch eine Stunde bis zum Untergang der Sonne vor uns, und ich frage Euch, ob es möglich ist, in zwei Stunden Osole zu erreichen?«

»Möglich wohl, Excellenza, indeß . . . die Jahreszeit . . . die Gewitter . . . «

»So lassen Sie die Thiere vorführen, James, und Sie, lieber Pond, treiben unsere Führer zum Aufbruch, denn es will mir scheinen, als besäßen die Kerle eine bedeutende Portion italienischer Faulheit. Wie bringen wir Sie aber fort, mein Freund?« wandte er sich leise

¹Etwas über zwei britische Meilen.

zu dem Capitain. »Einer unserer Bedienten mag sich auf den Karren setzen und Ihnen sein Maulthier abtreten.«

»Machen Sie sich keine Sorge deshalb, Sir,« erwiderte der angebliche Graf. »Ich besitze eines der kleinen Gebirgspferde, die wie die Ziegen klettern, und es befindet sich hier in der Nähe. – Wenn Sie demnach erlauben, meine Herren, schließe ich mich Ihrer Gesellschaft an, bis unsere Wege sich trennen. Holen Sie mein Pferd, Francesco, und Sie, Freund, warten Sie nicht auf mich, sondern treten Sie den Weg nur an, was mich selbst das Beste dünken will, wenn ich jene schweren Wolken über dem Monte Cavallo sich erheben sehe. In wenig Minuten hole ich Sie ein.« Er reichte dem Geistlichen herzlich die Hand, winkte dem Wirth und verschwand mit diesem.

Die Dienerschaft legte den Thieren wieder Sättel und Zäume an, die Führer und Träger mit mürrischen, verdrossenen Mienen über den schleunigen Aufbruch, nahmen das Gepäck auf und schickten sich nach allerlei Zögerungen zum Weitergehen an. Endlich war Alles bereit und der Zug setzte sich in Bewegung, nachdem der Leiter desselben in der Osteria einige Geldstücke für die Bewirthung zurückgelassen. Voran schritt ein starker und wild aussehender Gebirgsbewohner als Führer, der Sir Richard auf seine Fragen nur kurze Antworten gab und wenig Zutrauen Erweckendes in seinem Äußern hatte. So ging der Zug die wilde Straße in die Berge hinein, während die untergehende Sonne, welche auf die Hecken von wilden Feigen und Taxus oder auf die bläulichen Schiefer des Gesteins rothe Strahlen warf, den Reisenden oft malerische Anblicke in die Tiefe gewährte.

Indeß sie ihren Weg fortsetzten, hatte Francesco, der Wirth, das kleine, rauh behaarte Gebirgspferd, das er für den Capitain gekauft, aus der Felsenspalte geholt, die man zum Stalle eingerichtet. Markos Grimaldi theilte den ziemlich spärlichen Inhalt seiner Börse und legte die Geldstücke heimlich auf den Fenstersims für den Getreuen. Dann gab er ihm die nöthigen Instructionen für den Fall, daß er seinen jetzigen Diener und Fluchtgefährten in Ripatransone nicht treffen sollte, und bestimmte den Ort des Rendezvous an der Küste. Der Capitano nahm die Zügel aus der Hand des alten Dieners und legte die seine ihm auf die Schulter, indem er lange und herzlich ihm in's Gesicht blickte. »Lebe wohl, braver Mensch,« sagte er – »das Schicksal zwingt mich, zu sagen, ich hoffe: auf immer oder mindestens auf lange Zeit. Kann ich Dir je vergelten, was Du in Deiner Treue für mich gethan, so soll es, bei dem Gott über uns, geschehen – wo nicht, nimm fürlieb mit dem Dank eines Heimathlosen.« Weinend, mit tausend Segenswünschen beugte sich der Wirth der Osteria auf die Hand des Offiziers und küßte sie; Grimaldi aber drückte ihn selbst an die Brust, dann sprang er auf den Klepper, und das kräftige, wilde Thier jagte davon, während Francesco, der Wirth, noch lange dem Scheidenden nachwinkte.

Die Dämmerung nahte bereits, als Grimaldi den Zug erreichte und sofort zu seinem Freunde ritt, mit dem er, eine kurze Strecke hinter den Dienern folgend, über die gemeinschaftlichen Erinnerungen und die wichtigen, die europäischen Verhältnisse erschütternden Ereignisse der letzten zwei Jahre plauderte. So achteten sie wenig darauf, daß drohende Gewitterwolken den Abendhimmel umzogen und den Weg verdunkelten, der, ohnehin fast zur Unkenntlichkeit verlaufend, immer tiefer und wüster in die Berge sich hinein zog. In den südlichen Ländern ist die Dämmerung nur kurz und geht rasch zur Nacht über. Erst als das ferne Wetterleuchten zwischen den Berggipfeln sie aufmerksam machte und der Diener des

Geistlichen, ein ernster Schotte von gesetzten Jahren, zu ihnen herankam, um ihnen zu sagen, daß er fürchte, sie seien längst vom rechten Wege abgekommen, und daß der Führer, fortwährend mit den beiden Maulthiertreibern flüsternd, ihm verdächtig vorkomme, – fiel auch ihnen auf, daß sie die von dem Wirth ihnen angegebene Entfernung bereits zurückgelegt haben, oder wenigstens Osole sehr nahe sein müßten. Dennoch war in dem Dunkel keine Spur einer kultivirten, von Menschen bewohnten Gegend zu sehen, und Beide begannen die Besorgnisse des Dieners für begründet zu halten. Hunter wollte sofort den Führer rufen, der Capitain jedoch hielt ihn zurück und bat, ihm erst eine kurze wie zufällige Prüfung des Mannes zu gestatten. Um diese vorzunehmen, trennte er sich von dem Freunde und ritt nach der Spitze des Zuges, wo er absteigend neben dem Führer herging und, Feuer von ihm für seine Cigarette verlangend, ein Gespräch mit ihm anknüpfte.

Der Mann blieb jedoch, gegen die Gewohnheit der Italiener, sehr einsilbig. Es war eine starke, knochige Gestalt, das Gesicht von einem bereits ergrauenden Bart umgeben und durch eine tiefe, über die Nase laufende und sie verunstaltende Narbe gezeichnet.

»Wie weit rechnet Ihr noch bis Osole, Amico?« fragte der Grieche.

»Drei Miglien, Excellenza, die Wege sind schlecht, und wir haben nur wenig über die Hälfte zurückgelegt.«

Grimaldi wußte, daß der Mann log; sie waren jetzt zwei volle Stunden unterwegs und konnten demnach, auch bei dem schlechtesten Wege, die Entfernung nach Osole recht gut zurückgelegt haben. Er unterdrückte jedoch alle weiteren Bemerkungen und sagte nur: »Jedenfalls müssen wir bereits über Gatto hinaus sein, und dennoch habe ich keine Spur davon gesehen.«

»Excellenza müßten Adleraugen dazu haben, es liegt dort hinter jenen Bergen.« Er wies nach links, und doch war es dem Capitain aufgefallen, daß sie von der Osteria, statt gerade aus, sich immer links gehalten hatten, also auf den Weiler hätten stoßen müssen.

»Das Wetter scheint drohend zu werden,« fuhr der Offizier fort, »es wird Zeit, daß wir unser Nachtquartier möglichst bald erreichen. Ihr seid doch Eures Weges sicher, Freund, und aus dieser Gegend? Wo seid Ihr her, und wie nennt Ihr Euch?«

»Antonio Pescare, aus der Campagna, Signor. Ich mache den Weg jetzt fünfzehn Jahre und kenne jeden Stein desselben.«

Der Capitain sah ein, daß der Mensch wieder log. Der Dialekt der italienischen Landschaften ist so verschieden, daß man leicht daraus die Heimath eines Mannes erkennen kann, und der des Führers war offenbar nicht der römische, sondern bekundete den Bergbewohner von Calabrien. Überdies hatte Francesco, der Wirth, der jetzt schon zwei Jahre die Osteria an der Straße hielt, geäußert, daß ihm der Führer ganz unbekannt sei. Ohne die Bewegung auffallend zu machen, blieb daher der Capitain langsam zurück bis er sich wieder an der Seite des Freundes befand. »Ich möchte Ihnen gern eine bessere Kunde geben, als meine gewonnene Überzeugung mir zur Pflicht macht,« sagte er zu diesem. »Ich glaube, Sie befinden sich in sehr schlechten Händen. Der Mensch, den Sie zum Führer genommen, ist offenbar nicht das, für was er sich ausgibt, und hat Sie bereits irre und vom rechten Weg abgeführt. Ich bin überzeugt, daß wir weit links in den wildesten Theil des Gebirges gerathen sind, und halte es für das Beste, daß Sie sich seiner versichern und wir dann unsern Weg so rasch als möglich zurücknehmen. Ihn nicht aus den Augen und aus unserer Gewalt zu lassen, wird aber jedenfalls nöthig sein.«

Nach einer kurzen Berathung wurde beschlossen, daß Master Hunter sich zu dem Führer begeben und die Umkehr befehlen sollte, während der Capitain zurückblieb, um die Leute im Auge zu behalten und die Flucht zu verhindern. Hunter gab der kleinen Karawane das Zeichen zum Anhalten und ritt zu dem Führer hin, der ihn, auf seinen langen Gebirgsstock gestützt, trotzig erwartete.

»Ich und meine Begleiter sind der Ansicht,« sagte der Kaplan mit freundlichem Ton, »daß wir zu weit links in die Berge gerathen sind. Was meint Ihr dazu, Freund?«

Der Mann schaute ihn mißtrauisch von der Seite an. »Wenn Excellenza in diesen Bergen besser Bescheid zu wissen meinen, als ich, so werden Sie am besten thun, sich selbst zu geleiten.«

»Dazu habe ich Euch gemiethet,« sagte der Geistliche ernst, »und Ihr müßt uns dahin führen, wohin ich es Euch bestimme. Für jetzt habe ich beschlossen, daß wir unsern Weg zurücknehmen wollen nach der Osteria, die wir vor zwei Stunden verlassen haben. Also laßt die Thiere und die Leute umwenden und zeigt uns den Weg.«

Der Führer biß die Zähne trotzig zusammen und warf tückische Blicke auf den Sprechenden. »Ich und meine Gefährten gehen keinen Schritt zurück; wir versprochen, Sie nach Osole zu bringen und haben selbst Geschäfte dort; unser Weg geht also vorwärts!« Damit steckte er den Finger in den Mund, that einen schrillen Pfiff und schritt, unbekümmert um die Reisenden, voran, während die beiden Maulthiertreiber bei dem Laut aufmerksam nach ihm hinblickten, wie ein Pferd die Ohren spitzt, wenn der Ton der Trompete zum Kampf ruft. Hunter aber, von der Begründung seines Verdachts jetzt überzeugt, war rasch an des Führers Seite und packte ihn beim Kragen. »Halt, Kerl,« rief er, »wenn Du nicht in Güte hörst, werden wir Dich zum Gehorsam zwingen.«

»Laßt mich los, Signor, oder . . . «

»Henry – Steffen – herbei!« schrie der Brite den Bedienten zu. »Faßt mir den Halunken und bindet ihn!«

»*Maladetta bestia!*« knirschte der Italiener und riß sich mit einem kräftigen Ruck aus den Händen des Vicars los. Hunter fühlte die Schneide eines Messers an seinem linken Arm hin gleiten und leicht das Fleisch ritzen; durch eine rasche Bewegung aber entging er dem Stoß und versuchte auf's Neue, den Mörder zu fassen, denn er war ein Mann von großem persönlichen Muth und bedeutender Körperkraft. Aber mit der Gewandtheit einer Katze war Jener an den Rand des Weges, wo er sich abschüssig in dichtes Gebüsch senkte, gesprungen und ließ einen zweiten Pfiff ertönen, dem ein wilder Gegenruf der beiden Maulthiertreiber antwortete. Ehe die Reisenden oder ihre Diener es verhindern konnten, waren diese aus der Reihe gesprungen und kletterten an dem Felsen empor. Ein greller Blitz aus der Wolkenwand, die sich bereits über den ganzen nördlichen und östlichen Himmel emporthürmte, zeigte Antonio, den Führer, noch am Rande des Weges stehend, und sein höhnisches, grelles Lachen vermischte sich mit dem Rollen des Donners. Dann erscholl der Knall einer Pistole, ein wilder italienischer Fluch wurde ausgestoßen und der Verräther verschwand am Abhang.

Der ganze Auftritt war das Werk weniger Augenblicke gewesen, und der größere Theil der Gesellschaft wußte kaum, was das Alles zu bedeuten habe und schrie und fragte bunt durch einander. Nur Hunter und der Capitain behaupteten ihre ruhige Entschlossenheit, und der Letztere, der den Schuß auf den Flüchtling gethan, behauptete mit Bestimmtheit, daß er ihn verwundet haben müsse. Mit flüchtigen Worten wurde jetzt den Anderen ihre gefährliche

Lage kund gemacht und eine rasche Berathung gehalten, bei der Eile um so nöthiger war, als plötzlich das Unwetter in voller Kraft über ihren Häuptern losbrach.

Ein Gewitter ist in allen Gebirgen eine furchtbarere, gewaltigere Erscheinung als in den Ebenen des flachen Landes. In den Felsenschluchten der höheren Apenninen toben die Wetter mit einer Heftigkeit, die den Orkanen der heißen Zone ähnelt. Das Gewitter, das die Gesellschaft überfallen, war von der stärksten Art – die trockene Hitze vieler Tage hatte die Elektrizität gesammelt, und sie entlud sich jetzt Schlag auf Schlag über den Geängsteten. Menschen und Thiere schienen Minuten lang an dem hohen Abhang, auf dem sie sich befanden, in Feuer zu stehen, und die Reisenden genossen das eigenthümliche, wenn auch gefährliche Schauspiel, die Blitze über ihren Häuptern und unter ihren Füßen sich kreuzen zu sehen. Der Donner durchdröhnte unaufhörlich die Luft in so gewaltigen von hundert Echo's wiederholten Schlägen, daß die Maulthiere zitternd und die Mähne sträubend an ihrem Platze hielten und die Menschen betäubt wurden. Dennoch traf kein weiteres Unglück die kleine Gesellschaft, und ebenso rasch, wie sie im Sturm dahergebraust, flogen die elektrischen Wolken vorüber und senkten sich in die nahen Thalkessel. Dagegen wettete jetzt eine Hagelwolke ihre scharfen eisigen Körner in dichten Massen nieder, und nur mit der größten Anstrengung gelang es den Herren und Dienern, die Thiere festzuhalten, daß sie nicht in blinder Tollheit ohne Ziel und Pfad davon rannten, da überdies die beruhigende Stimme des bekannten Führers fehlte.

Die Gesellschaft befand sich, in einer trostlosen, durch die Ungewißheit um so gefährlicheren Lage, und wie in einer solchen die kräftigen, entschlossenen Charaktere sich stets der Leitung bemächtigen, so geschah es auch hier: der neapolitanische Pseudo-Graf trat an ihre Spitze. Mit flüchtigen Worten wurde den jungen Männern und Dienern, unter denen sich nur zwei in Rom gemiethete Italiener befanden, die Gefahr der Lage angedeutet, und nach kurzer Berathung zwischen dem Geistlichen und seinem Freunde über die Frage, ob man den Rückweg allein versuchen sollte, auf das energische Andringen des Capitains beschlossen, trotz des noch immer tobenden und in heftige Regengüsse sich auflösenden Wetters vorwärts zu dringen. Der Capitain erklärte überzeugend die Gründe, die ihn zu diesem Vorschlag bewogen. Offenbar hatten die Entwichenen, die sich der Gesellschaft auf der letzten Station in der Nähe von Norica aufgedrängt mit dem Versprechen, sie auf einem nähern Wege durch die Berge zu führen, von vorn herein die Absicht gehabt, sie unterwegs irre zu leiten und in irgend einen Hinterhalt zu locken, ja, es ließ sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß wenigstens der Eine zu einer Bande selbst gehörte und die Vetturins die willigen Werkzeuge waren. Da man bereits den Entschluß geäußert hatte, nach der Osteria Francesco's zurückzukehren, so würden die Verräther gewiß mit ihren Genossen sie auf dem langen Wege dahin im Dunkel der Nacht überfallen, und selbst im glücklichsten Fall bot die einsam gelegene, von jeder Hilfe abgeschnittene Herberge keinen genügenden Schutz gegen einen Angriff. Dagegen war es möglich, daß man bei muthigem Vorwärtsdringen auf's Gerathewohl eben durch das Unerwartete den harrenden Feinden entgehen könne, die durch das Unwetter eben so gut behindert sein mußten, wie die Reisenden. Der in Strömen fallende Regen mußte jede Spur ihres Zuges verwischen, und jedenfalls, auch wenn sie keine bewohnte Gegend erreichten, war es immer besser, in irgend einem abgelegenen Dickicht des Gebirges den Tag zu erwarten und die etwaigen Verfolger so über ihren Weg zu täuschen.

Die Ansicht des Capitains entschied wie gesagt. Man sah ein, daß es unmöglich wäre, den Karren mit dem Gepäck weiter fortzubringen, spannte daher das Pferd, welches ihn zog, aus, vertheilte die Bagage auf die Thiere der Dienerschaft und stürzte ihn den Felsenabhang hinunter. Dann setzte man die Waffen, so weit es in diesem Wetter thunlich, in Bereitschaft, und der ganze Trupp, so dicht an einander haltend wie nur möglich und auf plötzlichen Überfall gefaßt, bewegte sich mitten in den Wolkenzug hinein.

Aber nur das tobende Wetter schien ihnen noch Ungemach bereiten zu wollen. Seit dem Verschwinden Antonio's und seiner beiden Genossen hatte man Nichts wieder von ihnen gesehen und gemerkt, als Anfangs einzelne Signale durch schrilles Pfeifen, die sich aber immer mehr in der Ferne verloren, oder von dem Brüllen des Donners und dem Brausen des Sturmes unhörbar gemacht wurden. Der Capitain schloß daraus, daß Jene sich ganz entfernt oder in irgend einem Zufluchtsort Schutz gegen das Wetter gefunden hatten und trieb um desto dringender Alle an, ihren Marsch zu beschleunigen.

Derselbe erfolgte über das Bergplateau, das die Gesellschaft erreicht hatte, so gut es ging, den Wegspuren folgend, bald aber, nachdem man diese gänzlich verloren, auf gutes Glück, mit so viel Vorsicht, als möglich war. Man mochte auf diese Weise wohl eine halbe Stunde vorgedrungen sein, als das Unwetter sich zu legen begann und, mit jenen schnellen Übergängen im Süden, bald sich gänzlich verlor und einer klaren, sternhellen Nacht Platz machte.

Sie hatten das Plateau, seit einiger Zeit bergabsteigend, verlassen und waren eine Strecke weit immer tiefer ins Thal quer durch einen Wald von italienischen Fichten vorwärts gegangen, als einer der beiden italienischen Bedienten, der sich gerade an der Spitze des Zuges befand, einen Ausruf der Freude ausstieß und auf einen fernen Lichtschimmer deutete, der sich zwischen den Bäumen hindurch zu zeigen begann. Allgemeine Freude erfaßte die Reisenden, als sie dies Zeichen der Nähe einer menschlichen Wohnung erblickten. Der Capitain jedoch hielt die Eilenden zurück, um sich womöglich erst nähere Kunde zu verschaffen und eine weitere Berathung mit seinem Freunde zu halten.

»Es ist uns vor allen Dingen Vorsicht nöthig,« sagte er, »der Lichtschein dort unten kann eben so gut von einem Feuer der Banditen, wie aus der Wohnung eines ehrlichen Mannes kommen, obschon Zehn gegen Eins zu wetten, daß von der letztern Art nicht Viele in dieser Wildniß leben. Ich erinnere mich übrigens von einem Gehöft in der Tiefe des Gebirges gehört zu haben – einem alten Gemäuer, das in früheren Jahrhunderten zu einem Kastell oder sonst einem Zweck gedient hat und eben nicht im besten Rufe steht. Sollten wir dahin gerathen sein, so können die Chancen, eben so leicht günstig als schlimm für uns ausfallen; denn es wird darauf ankommen, von wem wir es bewohnt finden. Es kann jedoch unmöglich entfernt von der Straße nach Amandola liegen. Jedenfalls, wenn es ein Gehöft ist, müssen wir versuchen, für die Nacht dort ein Unterkommen zu finden, denn unsere Thiere sind erschöpft und wir selbst vermögen kaum noch den Beschwerden zu widerstehen.«

Der Geistliche ließ seine Uhr repetiren – sie gab halb Eilf an. Sie waren unterdessen an den Rand des Waldes gekommen, und vor ihnen lag ein ziemlich weiter vom Gehölz freier Thalgrund, in dessen Mitte, die Vermuthung des ehemaligen Offiziers bestätigend, ein großes, dunkles Gebäude sich am Nachthimmel abzeichnete. Aus jenem kam der einsame Lichtstrahl.

»Lassen Sie mich voraus reiten,« sagte Grimaldi, »und zuerst allein Einlaß versuchen. Einem Einzelnen werden die Leute, die dort hausen, weit eher öffnen, und ich kann mich dabei zugleich überzeugen, ob nicht vielleicht eine uns überlegene Zahl von Feinden dort Schutz

vor dem Wetter gesucht. Hören Sie einen Schuß, so bin ich in Gefahr, und Sie thun am besten, sich wieder in die Berge zu werfen. Mein Ruf soll Sie benachrichtigen, wenn das Feld rein, ist und wir also eine Herberge finden. Bis dahin aber halten Sie sich im Dunkel des Waldes.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, gab er seinem kleinen Pferde die Sporen und ritt auf das Gebäude zu, das um einige Dinten dunkler sich von dem Schatten der umliegenden Berge erhob. Es war, wie er näher kommend fand, ein breiter viereckiger Thurm aus zwei niedrigen Stockwerken bestehend und an der Frontseite von einer Mauer umgeben, die im Halbzirkel einen kleinen Hofraum umschloß und durch ein Thor von schweren Eichenbohlen den Zugang zum Gebäude öffnete. Aus dem fünfzehnten oder sechszehnten Jahrhundert herstammend, schien es in den vielfachen Kämpfen der italienischen Edlen jener Zeit zu einem festen Zufluchtsort oder verborgenen Waffenplatz, vielleicht auch nur als ein sicherer Aufenthalt während der Jagdstreifereien in den Gebirgen gedient zu haben, und obschon in einzelnen Theilen etwas verfallen, doch im Ganzen noch gut im Stande und von fester Bauart zu sein. Der Capitain konnte sich nicht verhehlen, als er es näher kommend betrachtete, daß das Gebäude ganz dazu gemacht sei, einen Schlupfwinkel für Räuber und anderes Gesindel abzugeben, zugleich aber erkannte sein militairischer Scharfblick auch, daß, wenn seine Gesellschaft das Haus unbesetzt fände und es ihr gelänge, hier ein Unterkommen zu erhalten, dies auch der geeignetste und vortheilhafteste Ort sei, im Fall einer Gefahr sich zu vertheidigen und einen Angriff mit geringen Kräften abzuschlagen oder doch wenigstens bis zum Tagesanbruch hinhalten zu können. Dies überlegend klopfte er ohne Zögern mit dem Kolben seiner Pistole an das verschlossene Hofthor, daß der Schall laut durch die Nacht dröhnte.

Noch hallte das Echo nach, als er schon ein kleines Fenster im untern Geschoß sich öffnen hörte, und eine Stimme fragte: »Wer klopft? Ist es Einer von uns?«

»Ja,« antwortete der Capitain unbedenklich mit leiser und verstellter Stimme, vom Schatten des Thores, an das er dicht herangetreten, gedeckt, »Mach' auf und sage ob Du allein bist!«

»Heilige Jungfrau von Loretto! Niemand ist im Hause als Mutter Therese und ich. Komm getrost herein, Freund, ich wunderte mich schon, wo Ihr in diesem Höllenwetter gesteckt. Im Augenblick bin ich bei Dir.«

Der Capitain sah den Lichtschein verschwinden und hörte die innere Thüre öffnen. Der hohle Husten, während der Mann über den Hof kam und die schweren Riegel von dem Thore hob, wie die Stimme, überzeugten ihn, daß er alt sei, und in der That stand, als der Thorflügel geöffnet war, eine kleine, zusammengeschrumpfte Greisengestalt vor ihm. Das volle Licht der Laterne, die der Alte in der Hand trug, fiel auf die kriegerische Figur des Capitains und ließ ihn zu seinem Schreck einen gänzlich Fremden erkennen. »Heiliger Januario, mein Padrone!« rief er, »wer seid Ihr und was wollt Ihr, daß Ihr einen armen, einsamen Mann so in dieser schrecklichen Nacht überfallt?«

Er versuchte das Thor wieder zu schließen, aber der Offizier war bereits dazwischen getreten, und indem er ohne weitere Anfrage sein Pferd in den Hofraum führte und dort stehen ließ, sagte er: »Nichts für ungut, Alter, Noth kennt kein Gebot, ich bin ein verirrter Reisender und Ihr könnt Christenleuten nach einem Wetter, wie das eben vergangene, nicht ein Unterkommen verweigern, um sich zu erholen. Kriegsrecht gilt überall; ich habe einige Freunde bei mir, die draußen meiner noch harren und muß mich vergewissern, ob sie ohne Gefahr hier eintreten können. Also voran, Alter, und zeigt mir Eure Spelunke!« Er nahm seinen Säbel

in den linken Arm, spannte die Pistole und bedeutete den Wirth, voran zu gehen, der mit sichtlichem Schreck und Ärger das entschlossene Wesen des Fremden betrachtete.

»Heiliger Jakob von Compostella,« rief er, »meint Ihr denn, daß mein Haus eine Herberge für alle Leute ist, die in den Gebirgen umherziehen? Geht in Frieden, Signor, und laßt mich das Thor schließen. Ich kann so viele Leute nicht beherbergen und zu finden ist hier Nichts in diesen öden Mauern.«

»Alter Narr,« sagte der Ionier, »haltet Ihr uns für Räuber und Spitzbuben? Ihr sollt Eure Gastfreundschaft nicht umsonst geben, es sind Engländer, und Ihr wißt, die bezahlen reichlich.«

»Ingesi?« fragte der Andere – »*Veramente!* diese Herren Engländer haben gewöhnlich viel rothes Gold und mit Gottes und der heiligen Jungfrau Hilfe könnte da vielleicht auch ein Stück für den armen Jacopo abfallen. Legt Euer Mißtrauen ab, Excellenza, und ruft Eure Freunde immerhin. Im ganzen Hause ist keine Seele als ich und der alte Drache, mein Weib, die mich das Fegefeuer schon hier auf Erden schmecken läßt und ein kleiner armer Bube. Ihr werdet hier so sicher aufgehoben sein, wie im Schooß des heiligen Vaters selber.«

»Ich pflege meinen eigenen Augen am liebsten zu trauen,« erwiderte der Capitain trocken, »also voran und zeigt mir den Weg. Wenn Ihr es ehrlich, so wird sich das leicht bewähren und nicht zu Euerm Schaden sein.«

Der Alte, einsehend, daß ihm Nichts übrig blieb als zu gehorchen, fügte sich, unter verschwenderischen Betheuerungen seiner Redlichkeit und der Sicherheit seines Hauses, die er geläufig bei allen Heiligen des italienischen Kalenders beschwor, in den Willen seines Gastes und geleitete ihn die zerbröckelten Steinstufen hinauf, die zum Hause führten. Den untern Theil desselben nahm fast ganz eine weite Halle ein, die jetzt zur Küche diente und in welcher ein kleines Feuer auf dem Herde brannte. Ein altes, von Jahren und Gicht krumm gezogenes Weib, mit mürrischer Miene, saß dabei und spann, während von einem Mooslager daneben ein Knabe, von etwa zehn bis eilf Jahren, beim Eintritt der Männer sich erhob und mit forschenden, verschlagenen Augen den Fremden betrachtete. Zwei Thüren, die der Wirth öffnete, zeigten nur zwei leere und wüste Kammern ohne weitem Ausgang, und auch in dem obern Stockwerk, das wiederum eine große Halle und zwei anstoßende leere Zellen enthielt, fand sich nichts Verdächtiges, was den Capitain zu der Vermuthung veranlassen konnte, daß wenigstens im Augenblick im Hause eine Gefahr sie bedrohe. Desto weniger Zutrauen flöste freilich das Äußere des Wirthes ein, das er jetzt bei dem Schein des Feuers und der eisernen Lampe, die an einer Kette von der Decke hing und nun von diesem angezündet wurde, näher in's Auge fassen konnte. Obgleich der Mann ein hinfalliger, schwacher Greis war, lag in seiner faltigen, vom Alter vertrockneten Spitzbuben-Physiognomie doch so viel Lauerndes, Boshafes und – bei seinem jetzigen Bestreben, sich angenehm zu machen – Heuchlerisches, daß ihn unwillkürlich dies Gesicht, das außerdem noch durch den Verlust eines Auges entstellt war, anwiderte.

»Einstweilen scheint mir Euer Haus sicher,« sagte der Capitain, »und ich gehe, meine Freunde zu holen. Nur möchte ich doch vorher noch wissen, wen Ihr eigentlich erwartetet, als Ihr mir das Thor geöffnet!«

»Sancta Theresa – wen sollte ich erwartet haben?« fragte heuchlerisch der Wirth. »Hier des armen kleinen Peppo Eltern aus Arquata – meine Frau Muhme und Vetter – wollten uns heute besuchen und den Burschen abholen. Wir glaubten sie verspätet durch das höllische

Wetter im Gebirge. Aber Excellenza wollen mir die Frage erlauben, wie Sie denn bei diesem schrecklichen Gewitter hierher gerathen und mein armes Haus gefunden haben?»

»Ich sagte es Euch schon – wir kommen von Terni und haben uns im Gebirge verirrt. Der Führer und die Vetturins haben uns hintergangen und sind, als wir uns ihrer versichern wollten, entflohen, ihre Thiere im Stich lassend. Der Schurke, der sich in Terni meinen Freunden zum Führer anbot, hatte sicher Helfershelfer im Gebirge, denen er uns in die Hände spielen wollte.«

»Kennt Excellenza den Namen des Mannes?»

»Antonio Pescare nannte er sich mir.« Der Knabe am Feuer machte eine leichte Bewegung, der Wirth und sein Weib blieben jedoch ruhig und unbefangen.

»Sorgt, unterdeß ich meine Reisegefährten hole, für ein gutes Feuer und was etwa Euer Haus vermag,« befahl der Offizier, »ich bin sogleich mit ihnen zurück.«

Der Wirth leuchtete ihm aus der Thür und kehrte dann sogleich in die Halle zurück, wo er den Knaben bereits im eifrigen Gespräch mit der alten Frau fand. »Der Vater hat es selbst gewagt,« sagte der Bursche, »und bei Sanct Peter – die englischen Ketzler sollen ihm nicht entgehen!«

»Aber was sollen wir thun, kleine Ratte,« meinte der Alte. »Sie werden vielleicht zahlreich sein; – wer weiß, wo unsere Leute nach dem Wetter in den Bergen zerstreut liegen, und wir können vielleicht ohne Gefahr ein hübsches Stück Geld verdienen, wenn wir diesen Engländern weiter helfen.«

»*Cerinegato!*« kreischte das Weib. »Hat der alte feige Schuft nicht gehört, daß es Inglesi, Ketzler sind, die es ein gutes Werk ist zu tödten? Höre nicht auf ihn, Peppo, mein Jüngelchen. Ich möchte darauf schwören, daß Dein braver Vater in der Sanct Lorenzo-Kapelle Schutz vor dem Wetter gefunden hat, oder dort den Aufgang des gesegneten Mondes erwartet, um die Teufelsbrut zu verfolgen. Er ist nicht der Mann, der seine schönen Maule¹ im Stich ließe. Peppino – Du bist ein flinker Bursch, Du kennst alle Stege des Gebirges und wirst ihn finden. Bringe ihm Nachricht, wo er die Fremden trifft, Jacopo wird dafür sorgen, daß ihr das Thor unverschlossen findet.«

Der Knabe nahm sogleich einen alten, kurzen Mantel von Ziegenhaaren um und setzte seinen spitzen Filzhut auf. »Seid unbesorgt, Muhme,« sagte er. »Ich werde sie finden und sende Euch Botschaft. Merkt nur auf, ob Ihr den Rabenschrei hört.«

Der alte Banditenhehler kratzte sich hinter den Ohren. »Es wird freilich das Beste sein, wenn sie nur so zahlreich beisammen sind, daß es keinen Kampf weiter giebt. So im Schlaf, ein blankes Messer über die Kehle und es giebt Keiner einen Laut mehr von sich. Die Inglesi sind Thiere; ich werde ihnen guten Wein vorsetzen, daß sie ihren Verstand darin lassen. Aber dem Burschen, der eben hier war, traue ich nicht, er redet unsere Sprache wie ein Italiener und ist kein Fremder.«

»Bah,« sagte der Kleine, – mein Vater Antonio ist mit Andern fertig geworden. Addio, Mütterchen! Sorge nur, daß ich auch meinen Theil von der Beute bekomme!«

»Ein Teufelsjunge, der Peppino,« schmunzelte der Alte, während er dem Knaben nach einer der Kammern folgte. »Ich möchte zehn Scudi gegen einen Bajocchi wetten, daß er, ehe zehn Jahre vergehen, das beste Stilet zwischen Spoleto und Terracina führt.«

¹Maulthier.

Als er zurückkam, war er allein. Draußen vor der Thür tönte bereits das Geräusch der Ankommenden, und Jacopo, der Wirth, trippelte hustend und keuchend hinunter, die Gäste zu empfangen, die er so eben dem Mordmesser der Banditen verrathen hatte.

Der Capitain hatte seinen Freund von dem Zustand des Zufluchtsortes unterrichtet, der sich ihnen bot, und dieser ihm sogleich zugestimmt, daß sie sich desselben bis zum Tagesanbruch versichern müßten. Dem entsprechend wurden sofort die nöthigen Befehle ertheilt, das Thor wieder sorgsam geschlossen, die Maulthiere und Pferde in einem im Hofe sich befindenden Schuppen untergebracht und mit Futter versehen, das sämmtliche Gepäck aber in die Halle des Erdgeschosses gebracht, wo bereits die vier jungen Männer sich um das Feuer versammelt hatten, und des überstandenen Ungemachs und der Gefahr rasch vergessend, mit der alten Frau ihren Scherz trieben, dem ziemlich guten Wein, den der Wirth herbeischaffte, zusprachen und es sich so bequem als möglich machten.

Erst auf die energischen Vorstellungen des Vicars beschäftigte sich Jeder – während die beiden italienischen Diener der Frau bei Bereitung eines Abendbrotes halfen und aus dem Vorrath der Engländer zunächst ein starker Thee gekocht wurde – mit Instandsetzung und Reinigung der Waffen von den Spuren des Regens. Die vier jungen Herren und der Vicar führten treffliche Endfieldgewehre bei sich, außerdem mehrere Paar Pistolen und Revolvers. Mit Säbeln und Degen konnte die Dienerschaft vollständig bewaffnet werden. Jetzt erst, als die Polenta aufgetragen wurde, bemerkte der Falkenblick des Ioniers, daß der Knabe verschwunden war, und er fragte sogleich energisch nach dem Grund. Aber die alte Hexe war geschwind mit einer Geschichte bei der Hand, daß sie den Burschen nach einem zwei Miglien entfernten Weiler geschickt habe, um dort Milch und Brot für das Morgenmahl der Herren Engländer zu holen, und da der Capitain das Geschehene nicht mehr ändern konnte und auch keinen weitem Anhalt für seinen Verdacht fand, mußte er sich mit dieser Auskunft begnügen, erklärte jedoch auf das Bestimmteste dem Wirth und seinem Weibe, daß bei dem geringsten Anzeichen eines Verraths oder einer den Reisenden drohenden Gefahr man sich ihrer Personen bemächtigen und sie zuerst dafür büßen lassen werde.

Das Verschwinden des Knaben beunruhigte trotzdem fortwährend den Offizier, und er verabedete mit seinem Freunde, daß sie abwechselnd in dem obern Stock, den man zur Schlafstätte der Herren gewählt, Wache halten wollten, indeß einer der Diener das gleiche Amt in der Halle des Erdgeschosses versehen sollte. Zum großen Ärger des Vicars hatten seine vier Schutzbefohlenen sich aus dem Thee und mit Hilfe der mitgeführten Spirituosen einen Punsch gebraut und demselben so stark zugesprochen, daß das Beste für sie war, sobald als möglich ihr Lager zu suchen. Aus Stroh, Mänteln und Decken war ein solches in der obern Halle bereitet worden, und da Master Hunter darauf bestanden hatte, die erste Wache zu übernehmen, streckte sich der Capitain, Säbel und Pistolen neben sich, in einem der oberen Seitengemächer gleichfalls auf den Boden, um einige Stunden Schlaf zu suchen.

Es war eilf Uhr, als Alles im Hause bereits ruhig und still, das Feuer bis auf das leichte Flackern der Kohlen im Kamin erloschen und selbst der mit der ersten Wache in der untern Halle beauftragte Diener, von den Strapazen des Tages ermattet, neben seinen Gefährten eingeschlafen war.

Richard Hunter hatte die Lampe ausgelöscht, um nicht durch ihren Schein die Gegenwart von Menschen im Thurm zu verrathen, und saß, den Kopf in die Hand gestützt, am offenen Fenster, den Blick bald in den gestirnten, durchsichtigen Nachthimmel tauchend, bald auf die

Schatten richtend, die der Mond, sich eben über die Tannen und Pinien erhebend, durch das Thal warf.

Seine Gedanken schweiften in die Zukunft, die ihn fern von der Heimath, unter so ganz neuen Verhältnissen erwartete. Aber er sollte sie an der Hand eines heißgeliebten, theuern Wesens betreten – er brauchte den Weg durch die Länder und Meere nicht allein zu machen.

Wie anders war es mit dem Freunde, der wenig Schritte von ihm vielleicht den letzten Schlaf auf einem der Heimath nahen Boden that, jener Heimath, von der er vertrieben, ausgestoßen für immer war.

Obgleich Engländer mit allem Nationalstolz konnte er sich doch nicht verhehlen – –
Still!

Aus dem Dunkel der Pinien glitt eine Gestalt langsam und vorsichtig über die lichten Stellen der Mondbeleuchtung hinweg und stahl sich in den bergenden Schatten der Hofmauer.

Das mußte ein Fremder sein, vielleicht ein Spion der Banditen.

Ein schlecht nachgeahmter Rabenschrei ließ sich hören und wiederholte sich drei Mal.

Darauf war es ihm, als klänge ein Fenster dicht unter ihm. »Wer ist da?« flüsterte eine Stimme, in deren unterdrücktem Hüsteln er den Ton des schuftigen Wirthes erkannte.

»*Manigoldo!* wer sonst als die Raben des Gebirges! Laß mich ein, alte Eule! Bei dem Kreuz von Suli – kennst Du *Danilos*, den Uskoken, nicht?«

»Der tolle Seebär,« murmelte der Wirth. »Verwünscht, der Bursche ist so unbesonnen, daß er sie Alle wecken wird. Ich komme, schöner Danilo – einen Augenblick Geduld, ich will mich nur überzeugen, ob die Fremden schlafen, denn es sind ein Paar Augen unter ihnen, denen ich nicht traue.«

Eine Verwünschung in fremder Sprache, dann hörte der Vicar das Fenster schließen und bald darauf leise, katzenartige Schritte auf der Stiege.

Er hatte kaum Zeit, sich in eine Stellung des tiefen Schlafes auf den Boden zu werfen, als Jacopo, der Wirth, hereinschlich, das Licht einer Blendlaterne auf die einzelnen Schläfer fallen ließ und namentlich sorgfältig bei ihm lauschte. Endlich schien er sich überzeugt zu haben, daß nichts zu besorgen und kehrte wieder in das untere Stockwerk zurück, im Vorbeigehen noch leise den Riegel vor die Thür der Kammer schiebend, in welcher der Capitain schlief.

Dem Vicar pochte das Herz in der Brust. Er war ein Mann von persönlichem Muth, wie die meisten seiner Landsleute, und konnte, wo es sein Beruf und seine Pflicht verlangten, dem Tode und der Gefahr muthig ins Auge schauen. Selbst im Gebrauch der Waffen war er nicht ungeübt, da die Erziehung seiner Jugend ihn mit den Beschwerden der Jagd im schottischen Hochland bekannt gemacht. Dennoch schwankte er einen Augenblick in Überlegung – denn die Gefahr, die ihm hier entgegentrat, war eine seinen Berufsverhältnissen ganz ungewohnte. Doch dauerte dieses Überlegen nicht lange, der persönliche Muth und der Gedanke siegten, daß bei einem Lärm machen der Spion und der Wirth leicht entfliehen könnten; er nahm deshalb den Säbel eines der jungen Männer auf und schlich leise die Treppe hinunter nach der Halle.

Hier lag Alles in tiefem Schlaf. Ein schwacher, dünner Lichtstrahl, der unter der Thür einer der Kammern hervorbrach, zeigte ihm, daß dort die Feinde befindlich waren, und er schlich dicht heran und legte das Ohr an einen Spalt, was ihm erlaubte jedes Wort deutlich zu hören.

»Warum ist Antonio nicht selber gekommen, warum schickt er einen Fremden?« fragte die selbst in der Dämpfung des Tones kreischende Stimme der Frau.

»Bah, alte Hexe, was weiß ich! – Er steuert hinter seinen Kameraden, den Halunken, her, um sie in allen Winkeln der Berge zusammenzusuchen. So bat er mich, zu gehen und Euch zu sagen, daß er um fünf Uhr¹ hier sein wird, um dieser englischen Brut ein Ende zu machen! Das Fegefeuer über sie. Seit sie mir eine meiner Hindinnen, die trefflichste Tartane der ganzen Küste, verbrannt, hasse ich sie wie die schwarze Pest.«

»Das Geschäft geht jetzt herzlich schlecht, Signor Danilo,« keuchte der Alte. »Der Schmuggel zur See muß Euch aber doch ein hübsches Stück Geld abwerfen. Die Landtransporte über die neapolitanische Grenze bleiben immer nur ein Stückwerk gegen so eine hübsche Schiffsladung, glücklich in einen der Häfen gebracht. Gedenkt Ihr nicht bald wieder in See zu gehen?«

»Narr! meinst Du, ich bliebe aus Vergnügen in Eurem schlechten Lande? Wenn ich nicht ein wichtiges Geschäft hier auszurichten hätte, wäre ich längst wieder in der Kraina oder auf blauer See. So nahm ich das Erbieten Deines schuftigen Vetters an, mit dem ich manche gute Ladung getauscht, als er noch in Calabrien den Schmuggler spielte, und denke, Engländer und Österreicher sind gleich schlecht, beide stahlen den tapferen Uskokon die Herrschaft auf dem Wasser, und ob auf dem Meer oder Land, wenn man ihnen den Yatagan zwischen die Zähne rennen oder eine Kugel zwischen die Rippen schicken kann, thut man ein christlich Werk und soll die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen. Darum bin ich dabei, da es einen Streich gegen die weißhaarigen Fremden giebt. Verflucht seien ihre Schiffe von Feuer, die alle Freiheit geknechtet! Sind die Bursche fett? Fett an Gold, wie sie es an Übermuth und Stolz sind?«

»Ich hoffe, es wird ein schönes Theil auf jeden kommen. Aber sagt mir, Signor Danilo, was ist's für ein Geschäft, das Ihr habt? Bei der heiligen Jungfrau, ich möchte Euch helfen, wenn etwas dabei zu verdienen ist.«

»Still, alter Schwätzer – ich suche Jemand in diesen Bergen, den Deine Unkenaugen doch nicht finden würden. Aber es ist Zeit. Addio, alter Schurke, und halte die Vögel bereit, wenn der blutige Hai kommt!«

»Also eine Stunde nach Mitternacht! Sie schlafen wie die Ochsen. Ich lasse Euch ein, und Ihr könnt ihnen die Kehlen abschneiden, ehe sie ein Ave sprechen, wenn diese Ketzer überhaupt beten.«

»*A rivederci!*« sagte die tiefe Stimme, und der Vicar hörte ein Geräusch, wie das Öffnen einer Thür.

Er fühlte, daß der Augenblick des Handelns gekommen, riß daher die Thür der Kammer auf und sprang mit dem Säbel in der Faust hinein, zugleich mit lauter Stimme den Freund und die Gefährten zum Beistand rufend.

Der Anblick, der sich ihm bot, erklärte ihm sogleich, auf welche Weise der Bandit oder Corsar in das Innere des Thurmes gekommen und früher der Knabe denselben verlassen hatte.

Eine Fallthür gähnte geöffnet im Winkel der Zelle und zeigte eine Reihe von Stufen, die in die Tiefe führten; Jacopo hielt die Thür, und der Fremde hatte sich ihr eben genähert, um hinunter zu steigen.

¹1 Uhr Nachts; die Italiener und Orientalen rechnen ihre Stunden vom Untergang der Sonne.

Es war eine schlanke, prächtige Gestalt, halb im albanesischen, halb im Seemannskostüm, die rothe phrygische Mütze zur Seite auf dem in hundert kurzen Zöpfen geflochtenen schwarzen Haar. Energische Kühnheit blitzte aus den dicht an der Nasenwurzel zusammenliegenden Augen. Der Corsar war jung, in voller Manneskraft, einer jener kühnen See-Uskoken, die auf ihren Barken aus den unzähligen unzugänglichen Felsenspalten der albanesischen Küste herkommen und mit der Schnelligkeit der Schwalben die blauen Wellen der Adria, des Jonischen und Griechischen Meeres durchstreichen; bald Handelsleute, bald Schmuggler oder Corsaren; von den Österreichern und Türken gefürchtet, von den Engländern gehaßt und verfolgt, aber von den Küstenvölkern jedes Glaubens als die letzten Helden ihrer alten Freiheiten, als ihre Versorger mit Munition und verbotenen Gütern gefeiert. Yatagan und Pistolen steckten in seinem Gürtel.

Der Corsar war im Begriff, die Stufen zu betreten, als die Thür der Zelle aufflog und der Vicar dazwischen sprang. Im Schreck ließ der Alte die schwere Fallthür seiner Hand entschlüpfen, und donnernd schlug sie zu. Im nächsten Augenblick stand der Engländer auf ihr und schwang muthig den Säbel. »Ergebt Euch, Schurken. Ihr seid gefangen!«

Ein unterdrückter Fluch entfuhr dem Munde des Corsaren, im nächsten Moment sprang er gleich einem Tiger auf den Vicar zu, den Säbelhieb nicht achtend, der seine linke Schulter verwundete. Oben im Gebäude krachte ein Schuß; die plötzlich erweckten Schläfer sprangen empor, wirr durch einander fragend, was geschehen; aber schon war der Vicar zu Boden gerissen, das Knie des Corsaren auf seiner Brust und der Yatagan zum Todesstoß erhoben.

»Schmach über *Danilos Petrowitsch*, wenn er den Besiegten tödtet!« sagte eine ernste feste Stimme. »Es ist unwürdig eines freien Klementi!«¹

Die Worte schienen eine Zaubergewalt über den wilden Uskoken zu haben; die Faust mit dem Yatagan sank nieder, ohne zu tödten, er erhob sich von der Brust des Engländers, und seine Blicke suchten den Sprecher, denn durch die Thür drangen jetzt die jungen Offiziere und ihre Diener herein.

Seine Augen fielen auf den Ionier, der kaltblütig, das abgeschossene Pistol, mit dem er den Riegel seiner Thür gesprengt, in der Hand, vor ihm stand.

»*Capitano Grimaldi!* Die Panagia² sei gelobt, daß ich Dich finde!« Er eilte auf den Offizier zu und wollte seine Hand ergreifen.

Dieser bewahrte seine ruhige Haltung. »Ich kann es nicht glauben, daß Danilo Petrowitsch, der Meeradler, der sich mit seiner Tartane zwei Mal durch die Schiffe der Schwabi³ schlug und den Kriegern Venedigs Tapfere zuführte, der selbst mit auf den Schanzen von Sanct Secondo kämpfte, jetzt ein Genosse von Banditen und Mördern ist!«

Die Stimme des Capitains schien eine merkwürdige Herrschaft über den jungen Corsarm zu üben. Seine Augen suchten rollend den Boden, die geballte Faust preßte sich auf die Brust, und die Zähne drückten die Lippen. »Diavolo!« sagte er endlich mürrisch – »so darf, bei den sieben Heiligen, nur Markos, mein Milchbruder, zu mir sprechen! – Weswegen bin ich hier, als um Deinetwillen? Wer, zum Teufel, sollte ein Unrecht darin finden, wenn ich ein halbes Dutzend rothhaarige Inglesi in die andere Welt befördern helfe! Sind sie nicht Deine Feinde, wie die meinen?«

¹Die katholischen Albanesen.

²Heilige Jungfrau.

³Die Deutschen (Österreicher).

»Still, Danilos,« sagte schnell der Capitain. »Reisende plündern und morden bleibt die Sache eines Banditen, nicht die eines freien Kriegers. Die Herren hier stehen unter meinem Schutz, und ich theile ihr Loos, das merke Dir.« – Dann auf den Vicar zutretend, dem die Diener aufgeholfen und der erstaunt mit den Anderen der seltsamen Erkennungsscene beige-wohnt, reichte er ihm die Hand und sagte: »Es freut mich, daß ich noch im rechten Augenblick kam. Besorgen Sie nichts, ich kenne diesen Mann, er ist ein Corsar der albanesischen Küste, aber ein tapferes und wackeres Herz. Seine Mutter war meine Amme, und ich bürge für ihn. Lassen Sie jedoch diesen alten Halunken und die Hexe, sein Weib, binden und in Verwahrung bringen und den Ausgang untersuchen, zu dem diese Fallthür führt.«

Dies war in wenig Minuten vollbracht und das würdige Paar, trotz alles Jammerns und Wehrens, geknebelt und in einen Winkel der Zelle geworfen.

Der Capitain hatte unterdeß den Seemann in die größere Halle geführt. »Was sollten Deine Worte bedeuten,« fragte er ihn hier in griechischer Sprache, »als Du sagtest, Du befändest Dich meinetwegen hier?«

»Was ich gesagt, ist die Wahrheit. Das Gerücht war von Korfu zu uns herüber gekommen, Du hieltest Dich an der neapolitanischen Grenze verborgen. Ich übernahm es, den Mann, der Dich aufsuchen sollte, an die italienische Küste zu bringen, und bin seit vier Tagen in den Bergen bei Mamiani's Bande, unter der ich manchen alten Freund vom Schmuggelhandel an der Küste habe. Ich glaubte, durch die Bursche am besten Deine Spur zu finden. Es sind nicht wenige dabei, die in Rom und Venedig mit Dir gefochten.«

»Weißt Du, wer der Mann ist, der mich zu suchen kommt?«

»Es ist ein Offizier unsers Vaters, des schwarzen Czaren in Moskau. Er lebt schon seit Jahresfrist unter den Stämmen des Hochlands, obschon er bald hier- und dorthin reist. Ich selbst führte ihn zwei Mal heimlich nach Korfu.«

Der Capitain ging bewegt auf und nieder, ohne die mißtrauischen Blicke zu beachten, die schon seit mehreren Minuten die Engländer auf ihn richteten, nachdem sie leise vorher mit einander verhandelt. Der Vicar war noch mit den Anordnungen zur Sicherung des Hauses beschäftigt.

»Wo ist der Offizier?« fragte endlich leise der Capitain.

»Bei Mamiani in irgend einem Schlupfwinkel. Ich ließ ihn dort mit einem meiner Matrosen, und zog mit dem Pescare, weil ich gehört, daß ein Fremder im Kloster St. Benedetto sich aufgehalten, dessen Beschreibung auf Dich paßte.«

»Verzeihen Sie, Sir,« sagte hier, mit seinen Gefährten hinzutretend, der Cornet Pond, »daß wir Ihr gewiß sehr wichtiges Gespräch mit diesem ehrlichen Mann unterbrechen, aber ich glaube, wir haben Ihnen um unserer eigenen Sicherheit willen einige Fragen vorzulegen, Master Hunter hat Sie uns als den Grafen Griffio aus Neapel vorgestellt, während dieser Mann Sie Capitain Grimaldi nannte?«

Der Ionier, dem erst jetzt der unglückliche Verrath seines Namens einfiel, fühlte sein Gesicht sich mit dunkler Gluth färben. »Und was folgern Sie daraus, Sir, wenn ich bitten darf?« fragte er unwillig.

»Unser Freund, James Ward, hier behauptet, daß Grimaldi der Name eines entflohenen ionischen Rebellen sei. Es ist nöthig, Sir, daß Gentlemen wissen, woran sie mit einem Herrn sind, der so – seltsame Bekanntschaften mit den Helfershelfern der Banditen hat.«

Noch ehe der Capitain antworten konnte, kam der Vicar herbei und fragte, erstaunt über die fast drohende Haltung, welche die jungen Männer gegen seinen Freund angenommen, was vorgefallen sei.

»Diese Herren,« sagte der Capitain, und ein bitterer Hohn umzog seinen Mund, »befragen mich so eben, welche Rechte ich auf den edlen Stammbaum der Partanna's¹ habe, und ich muß ihnen erwiedern, daß sie eben nur in der Freundschaft Master Hunters bestehen, und ich wirklich der Capitain Grimaldi bin, den der Vater dieses jungen Herren da sich nicht scheut, gleich einem österreichischen Sbirren, zu verfolgen.«

»Wenn Sie Capitain Grimaldi sind,« versetzte der junge Ward heftig, »so verhaften wir Sie.«

»James, sind Sie wahnsinnig? Wollen Sie uns Alle zu Grunde richten,« rief der Vicar. »Welches Recht haben Sie an diesem Mann, thörichter Knabe?«

»Er ist ein Rebell und Verräther gegen die Krone Englands,« erwiederte derselbe trotzig, »er steht mit Banditen im Bunde und ist dem Galgen verfallen. Ich selbst habe die Proklamation gelesen, die einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und ich wäre ein schlechter Sohn meines Vaters, wollte ich die Gelegenheit vorübergehen lassen, seinen Feind unschädlich zu machen.«

»Sie sind würdig, sein Sohn zu heißen,« sagte mit stolzem Hohn der Grieche. »Das Blut Englands zeigt sich überall. – Lassen Sie uns die Thür öffnen, Sir Richard Hunter, ich und dieser Mann wollen die Nacht lieber bei den Wölfen der Apenninen zubringen, als unter den ehrenwerthen Gentlemen, die gegen einen Gefährten in der Gefahr die Häscher der Tyrannei spielen! Komm, Danilos!«

»Freund, ich beschwöre Sie . . . «

Der Capitain schritt tief verletzt der Pforte zu, aber Cornet Pond und der junge Ward warfen sich ihm in den Weg. »Nicht von der Stelle, Sir!«

»So bin ich also wirklich Gefangener!«

»Unsere eigene Sicherheit erfordert es!« Der Capitain setzte sich schweigend auf einen Sessel am Heerd. Sein Wink fesselte den Corsaren neben sich, der, die Hand am Griff der Pistole, mit den Augen seinen Mienen gefolgt war, da er das Gespräch in englischer Sprache nicht vollständig verstanden. »Ich bitte Sie, mein Freund,« sagte der Vicar streng, »hören Sie nicht auf die Worte dieser jungen Thoren. Und Ihnen, meine Herren, befehle ich, kraft der Aufsicht, die mir über Sie anvertraut, sich jeder Beleidigung dieses Mannes zu enthalten.«

»Euer Ehrwürden,« entgegnete der Fähnrich Sanders, »fassen, glaube ich, Ihr Verhältniß zu uns irrig auf. Wir sind Offiziere und Ihnen Achtung aber keinen Gehorsam schuldig. Diese beiden Leute werden uns morgen als Gefangene begleiten.«

»Und wissen Sie so gewiß, Sir, daß Sie und Ihre trotzigen Kameraden morgen dies Haus wieder verlassen werden?«

»Wie meinen Sie das?«

»In zwei Stunden,« sagte der Vicar ernst, »wird Ihnen die Ankunft einer Bande von Mördern, die es auf uns abgesehen, die Antwort geben. Wir sind hier in der Höhle der Banditen, denen wir entkommen wollten.«

»Dann hat uns der verrätherische Grieche hinein gelockt,« schrie der Fähnrich. »Zu Boden mit ihm und seinem Spießgesellen.«

»Schämen Sie sich, Sir!« zürnte der Geistliche. »Wenn uns etwas retten kann, ist es seine Hilfe, und ich bürge mit meinem Leben für seine Ehre.«

¹Die Herzöge von Partanna sind Grafen di Griffeco.

Die strengen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht auf die jungen Männer, und die Verkündigung der nahen furchtbaren Gefahr machte sie betroffen.

»Aber was sollen wir thun? – Wir müssen das Haus verlassen! Wir müssen uns durchschlagen!«

»Ich fürchte, das würde ein vergebener Versuch sein und uns sicherem Verderben aussetzen, als uns hier droht. Capitain Grimaldi, auf Ihren Rath ist unsere einzige Hoffnung gebaut. Sie sind ein Mann von Ehre, und werden vergessen, was diese jungen Leute gegen Sie gefehlt.«

Der Capitain, welcher schweigend und anscheinend gleichgiltig gegen den Ausgang bisher dem Gespräch zugehört, wandte sich an den Seemann und befragte ihn in italienischer Sprache:

»Wie zahlreich ist die Bande des Pepe Mamiani?«

»An fünfzig Mann. Die Hälfte jedoch ist um seinen Lieutenant Pescare versammelt, der sich an die Fersen dieser Inglesi geheftet.«

»Also führt Mamiani nicht selbst unsere Gegner?«

»Der Hauptmann hat sich auf den Monte Vittore geflüchtet, nachdem er einen Weiberraub im Neapolitanischen ausgeführt.«

»Ist es möglich, ungefährdet von hier zu entkommen?«

»Demonio! Was kümmerst Du Dich um diese Engländer? Pescare selbst wird nicht wagen, Dir auch nur ein Haar zu krümmen.«

»Antworte auf meine Frage, Danilos. Bei dem heiligen Kreuz von Missolunghi, in dessen Kampf mein Vater starb – das Schicksal dieser Männer wird auch das meine sein!«

Der Corsar sah mürrisch vor sich hin. »Dies alte Gemäuer ist keine drei Büchenschuß von der Straße nach Monaco und Amandola entfernt, aber Pescare versteht sein Handwerk und hat alle Ausgänge besetzt. Ehe Ihr zwei Miglien gemacht, würde er Euch auf den Fersen sein.«

»Monaco?« fragte der Vicar – »der Name ist mir nicht unbekannt. Ist ein solcher Ort in der Nähe?«

»Ein Flecken von kaum fünfzig Häusern, fünf Miglien von hier.«

Der Vicar suchte eifrig in seinem Portefeuille, während der Capitain seine Fragen fortsetzte.

»So habe ich mich nicht darin getäuscht, daß Führer und Vetturins mit den Banditen im Bunde waren?«

»Der Führer war Pescare selbst. Er schäumt vor Wuth, denn der Schuß Eines von Euch hat ihm den linken Arm für lange Zeit gelähmt. Nur der plötzliche Ausbruch des Ungewitters hat Euch gerettet und die Bande zerstreut. Vergeblich suchten wir seit einer Stunde die verlorene Spur, als die kleine Schlange, Antonio's Knabe, die Botschaft brachte, daß die Inglesi ihnen gerade ins Netz gelaufen, und in die Höhle des Feindes gekommen waren. Ich übernahm es, während Pescare die Bursche sammelt, Botschaft hierher an den alten Jacopo zu bringen, denn ich hasse die Engländer so blutig wie Du, Capitano.«

»Endlich! gefunden!« rief der Vicar, einen Brief hastig entfaltend. »Es ist der nämliche Ort und sie müssen bereits dort sein! Wenn es gelingt, sind wir gerettet.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich sagte Ihnen bereits, daß ein Verwandter von mir Offizier in österreichischen Diensten ist. Er schrieb mir nach Rom, daß er mit seinem Commando Husaren nach Monaco an der

neapolitanischen Grenze kommandirt sei. Es muß der nämliche Ort sein, den dieser Mann nannte.

»Eine Abtheilung der Schwabi ist gestern in den Flecken eingezogen, wie ich hörte.«

»So ist es richtig. Wenn es uns gelänge, Botschaft dahin zu senden, wären wir gerettet. Aber wer von uns vermag den Weg in der Nacht, durch das Gebirge und die Wachen der Banditen zu finden!«

Ein allgemeines Schweigen erfolgte; Alle sahen sich niedergeschlagen an – sie Alle empfanden, daß das Unternehmen unmöglich war.

Der Capitain Markos Grimaldi erhob sich. Einen Moment lang streifte sein ernster Blick mit bitterm Ausdruck über die Gruppe der Engländer, die noch vor Kurzem sich als seine Verfolger gezeigt; – dann wandte er sich zu dem Uskokken und sagte ruhig:

»Danilos Petrowitsch, lege alle Deine Waffen ab!«

Ohne eine Frage zu thun, ohne ein Wort der Gegenrede legte sie der Albanese auf den Fußboden neben sich.

»Jetzt, Sir Richard,« fuhr der Capitain fort, »bitte ich Sie, Einen aus Ihrer Gesellschaft auszuwählen, der, wohl bewaffnet, diesen waffenlosen Mann begleitet. Er wird ihn bis zum Eingang des von den Österreichern besetzten Ortes führen, – dort mag Ihr Bote die erwünschte Hilfe erbitten. – Kein unnützes Mißtrauen, keine Zögerung, Freund. Es ist die einzige Rettung, die Ihnen bleibt!«

Die Überzeugung lag zu nahe, als daß nicht alle Bedenklichkeiten selbst bei den früheren Gegnern hätten schweigen müssen. Aber eben so wenig mochte Einer sich freiwillig zu dem gefährlichen Gange entschließen, auf dem, selbst wenn der Corsar sich treu erwies, doch hundert Gefahren lauern mußten!

Eine lange Pause, ein leises Flüstern der Männer unter einander folgte, während der Vicar ein Blatt aus seiner Schreibtafel riß und sich niedersetzte, um einige Zeilen zu schreiben.

»Hier auf dem Kamin steht ein altes Schreibzeug, sagte Cornet Pond, »bedienen Sie sich seiner, wenn die Dinte nicht vertrocknet ist.«

Er nahm es herunter und stellte er vor den Vicar. Dieser begann eilig zu schreiben, während Alle ihn umstanden und mit einer gewissen Ängstlichkeit den flüchtigen Zeilen folgten.

»Da liegt ein Blatt eingeklemmt unter dem Dintefaß, das wie ein Brief gefaltet ist,« bemerkte der junge Ward, indem er den Gegenstand hervorzog und an das Licht der Lampe hielt. »Wahrhaftig, ein wirklicher Brief, und – Gott verdamm meine Augen, das Blatt ist an Sie adressirt, Vetter Hunter, und mir ist, als kenne ich die Hand.«

Alle sprangen erschrocken und erstaunt herbei. Der Vicar riß dem jungen Mann das Blatt fort und warf einen einzigen Blick auf die Handschrift. Wie vom Blitz getroffen, sank er auf den Sessel zurück, Todtenblässe überzog sein Gesicht, das seine Linke verhüllte, und der Name »Adelaide« war Alles, was er mit entsetztem Tone zu stammeln vermochte.

»Um aller Heiligen willen, was ist Ihnen, Freund? Was wollen Sie mit diesem Namen sagen?«

Der Vicar reichte ihnen das Blatt. »Lesen Sie!« Der junge Ward hatte es ergriffen. »Gott verdamm mich, es ist meiner Cousine Adelaide Hand! Ihr Name ist unterzeichnet!«

»Lesen Sie, Sir!«

Die Stimme des Capitains klang heiser, rau, als er die Worte befehlend herausstieß. Eine nervöse Bewegung schien alle Fibern des starken Mannes zu erschüttern. Der junge Mann las laut die verhängnißvollen Worte vor. Sie lauteten:

Mein Freund!

Banditen sind diese Nacht in die Villa des Marchese Sorrenti eingebrochen, wo ich mich seit drei Wochen aufhalte und Sie erwarte. Man hat mich fortgeführt – wie ich fürchte, nicht bloß eines Lösegeldes willen, denn der Anführer der Räuber verfolgt mich schon jetzt mit seiner Zudringlichkeit. In diesem Hause gönnte man mir einige Stunden Ruhe, und ich benutze sie, um diese Zeilen zu schreiben. Vielleicht fallen sie in die Hände Eines, der um der Belohnung willen sie abgibt. Wenigstens können sie – wenn es zu spät ist, mich zu retten – Kunde von meinem Schicksal geben. Man führt mich auf den Monte Vittore, wie ich aus den Gesprächen der Räuber vernommen. Leben Sie wohl – ich weiß, wenn es sein muß, zu sterben.

Adelaide Seymour.

Adressirt war der Brief an den Vicar Hunter, abzugeben im englischen Generalkonsulat zu Rom, gegen eine Belohnung von hundert Lires.

Alle standen verstummt von dem neuen Schlage, der sie betroffen – Keiner wußte Rath.

»Es ist hart für ihn,« sagte endlich der Cornet Pond, auf den Vicar deutend, »im Augenblick, wo er seine Braut zu finden hofft, sie zu verlieren!«

»Seine Braut? Lady Adelaide die Braut dieses Mannes?«

Die Stimme klang noch heiserer und rauher als vorhin; die Hand des Capitains hatte sich wie eine Eisenschraube um den Arm des jungen Mannes gelegt.

»Ist Ihnen denn dies unbekannt, Sir?« fragte der junge Ward. »Meine Verwandten sind mit der Einwilligung meines Vaters verlobt, und Master Hunter machte den Weg mit uns sich die Gattin zu holen.«

»Seine Braut! – So sei es denn, auch das Letzte ist verloren!«

»Wir müssen dem österreichischen Detachement zuerst von dem Raube Nachricht geben,« sagte mit ritterlicher Aufwallung Fähnrich Sanders, »die Dame bedarf der nächsten Hilfe und sind wir selbst erst aus dieser Klemme heraus, müssen wir aufbrechen, sie zu befreien.«

Die letzten Worte des Capitains – der leise Schmerzensruf eines gebrochenen Herzens, waren von keinem fremden Ohr verstanden worden. Einige Augenblicke hatten hingereicht, des Wehes Herr zu werden, und alle seine Manneskraft wiederzufinden. Nur die durchsichtig braune Färbung seines schönen Gesichts schien noch bleicher, klarer geworden, als er jetzt das Wort nahm.

»Sie haben Recht, Sir,« sagte er mit dem Tone Eines, der von der Nothwendigkeit der bestimmten Entscheidung und des Gehorsams überzeugt ist, – »aber das Mittel allein würde hier wenig helfen, – die Lady würde bis dahin ohne Schutz in den Händen der Räuber bleiben, und sie möchten leicht ihre Beute in die Abruzzen führen, ehe die Soldaten sie erreichen können. Nur List und ein kühnes Wagniß können hier helfen. Ermannen Sie sich, mein Freund. Die Schläge des Schicksals dürfen den Mann und den Diener Gottes nicht zu Boden werfen. Es gilt, alle Kräfte der Seele aufrecht zu erhalten und dem Unglück die Stirn zu bieten. Fassen Sie sich, Richard, und geben Sie diesen Herren ein Beispiel. Nicht Sie allein sind betheilt, auch Andere hat dieser Schlag betroffen, härter, gewaltiger, als Sie zu ahnen vermögen.«

Der Vicar warf sich an seine Brust; Grimaldi führte ihn in das Nebengemach. »Ein Wort mit Ihnen allein,« sagte er ernst, »ehe wir weiter handeln. Wie ich höre, ist Lady Adelaide, Ihre Verwandte, jetzt Ihre Braut? Sie nannten mir früher den Namen der Dame nicht, und das Verhältniß war mir auch unbekannt. Gewiß, Freund, lieben Sie die Lady, wie es einer Dame von ihrem Werthe gebührt?«

»Von ganzer Seele, mein Freund! Aber ich begreife nicht . . . «

»Noch eine Frage,« unterbrach ihn der Grieche. »Lady Seymour hat sich selbst Ihnen verlobt und erwiedert Ihre Liebe?«

»Die unsre ist auf gegenseitige Achtung und Neigung gebaut. Die meine gehörte ihr schon früher, als ich in Korfu lebte, doch fand ich keine Gelegenheit, sie auszusprechen. Jetzt hat mein Oheim selbst gegen mich den Wunsch geäußert, und als ich Adelaide meine Hand antrug, nahm sie dieselbe an. Sie selbst wünschte, daß ich die Stellung in Indien annehmen möchte. Sie kennen ja ihren bestimmten, ernsten Charakter. Doch erklären Sie mir . . . «

»Später, mein Freund!« sprach der Capitain, während seine Hand einen Augenblick die verdüsterte Stirn bedeckte. »Jetzt aber lassen Sie uns an's Handeln denken und, bei der Asche meines Vaters! wenn mit dem Opfer eines Lebens die Rettung Ihrer Braut erkaufte werden kann, so soll sie frei sein, bevor die Sonne noch einmal untersinkt! – Lassen Sie uns zu den Anderen gehen – jede Minute ist kostbar.« Er ging in die Halle zurück. »Danilos Petrowitsch,« sagte er hier – »Du sprachst vorhin von dem Raube einer Frau, den Mamiani jenseits der Grenze verübt hat. Erzähle mir geschwind, was Dir davon bekannt ist!«

»Laß den Schurken Jacopo herführen, Markos,« sagte der Corsar, »er weiß mehr als ich von der Geschichte und kann Dir alle Auskunft geben, wenn Du nur die richtigen Mittel anwendest. – Mamiani beabsichtigte einen Zug in's Neapolitanische, als wir sein Lager verließen. Er wollte das Haus eines Nobile, unfern Civitella, überfallen. Er ist ein Junak,¹ aber er liebt die Weiber zu sehr, und sprach viel von der Schönheit einer Frau, die er bei der Panagia gelobt hat, zu entführen. Ich sagte Dir bereits, daß die Hälfte der Bande mit ihm ist. – Da bringen sie den Schurken. Mögen seine Väter verdammt sein! Jage ihm Furcht für sein elendes Leben ein, Capitano, und er verräth seine Seele zehn Mal in einem Odemzuge den Unterirdischen!«

Auf einen Wink des Griechen hatten Mac-Allan, der Diener des Geistlichen, und ein Anderer den geknebelten Wirth herbeigeschleppt. Der Vicar stürzte ihm entgegen.

»Mann,« schrie er, »rede, sprich! was ist aus meiner Braut geworden, die Ihr, Teufel, diesen Morgen hier gefangen gehalten?«

»Heilige Madonna,« wimmerte der Alte, mit ungewissen Blicken umherschauend – »ich weiß nicht, wovon Ihr sprecht, Excellenza! Wenn dieser Verräther Euch eine Unwahrheit aufgebunden,« er deutete auf den Uskoken, »so glaubt ihm nicht. Er ist ein lügnerischer Grieche, ein Seeräuber!«

Grimaldi schob den Geistlichen sanft bei Seite. »Lassen Sie mich ihm die Fragen vorlegen, die Zeit drängt.« Er hielt dem Wirth den Brief der Lady vor. »Gottes Fügung,« sagte er mit ernstem Ton, »hat dies Blatt, das die Dame hier zu verbergen gewußt, in unsere Hände gebracht. Wir sind von dem Raube Mamiani's unterrichtet. – Wann ist die Signora durch die Banditen von hier fortgeführt worden?«

»Excellenz fragen mich unbekannte Dinge. Bei der Madonna, ich weiß von keiner Frau hier, als von dem alten Drachen, meinem eigenen Weibe!«

¹Ein Tapferer.

Der Capitain zog ruhig sein Terzerol aus der Brusttasche, spannte den Hahn und legte die Mündung des Laufs fast dicht an die Schläfe des Alten. Treten Sie unen Augenblick zurück, meine Herren,« sagte er kalt, »daß Sie das Blut dieses Elenden nicht beschmutzt. Antwort! Wenn ich Drei gezählt, zerschmettert die Kugel Dein Gehirn!

»Eins —«

»Eccellenza,« stotterte der Bösewicht — »halten Sie ein, ich will sagen, was ich weiß! — aber bei der Jungfrau und allen Heiligen, ich bin unschuldig! Heute Morgen, um die dreizehnte Stunde —«

»Wohin ist die Sennora gebracht, und war sie die einzige Gefangene?«

»Ganz allein, Signor — die Männer haben sie nach dem Monte Vittore geführt, diesseits Castelluccio. Aus den Fenstern des Ortes können Sie die unzugänglichen Felsen sehen.«

»Weißt Du sonst noch Etwas? — Wurde die Lady in Deiner Gegenwart von den Bösewichtern beleidigt?«

»Ach, Eccellenza verzeihen, die Signora hat eine Art zu sprechen, daß auch die Wildesten von der Bande vor ihr Respekt hatten. Selber Pepe begegnete ihr mit Höflichkeit. Hätte ich nur gewußt, daß die schöne Dame Eccellenza's Braut ist . . . «

Der Capitain unterbrach ihn. »Stopfen Sie dem Wicht den Knebel wieder in den Mund und werfen Sie ihn zu seinem Weibe.« Trotz Jacopo's Bitten und Sträuben wurde der Befehl sogleich vollzogen und Grimaldi wandte sich zu dem Freunde. »Einer von uns muß in das Gebirge und den Spuren der Räuber bis zum Vittore folgen. Er muß sich unter irgend einem Vorwande an die Bande schließen, um Lady Adelaide einstweilen Schutz gewähren zu können. Dann muß er versuchen, ihre Flucht möglich zu machen, oder die Banditen wenigstens an Orte zu locken, wo sie leicht angegriffen werden können. Wollen Sie mir, Richard, diesen Gang vertrauen? Sie selbst würden die Rettung nur erschweren, selbst wenn es Ihnen gelingen sollte, bis zu Ihrer Braut zu dringen!«

»Wie, Sie allein — Sie wollten . . . «

»Sie kennen mich und wissen, daß nur der Tod mich von der Erreichung dessen abhalten wird, was ich mir vorgenommen. Merken Sie jetzt wohl auf jedes meiner Worte — Sie und diese Herren, die mich in diesem Augenblick wohl nicht mehr zurückhalten werden. Wenn es Ihnen gelingt, mit Hilfe des Militairs der drohenden Gefahr zu entinnen, so setzen Sie den kommandirenden Offizier, im Fall er von dem frechen Streich Mamiani's noch keine Kunde hat, sofort von dem Raub in Kenntniß, und fordern ihn auf, auch die päpstlichen Detaschements in der Nähe aufzubieten, um den Fuß des Vittore von allen Seiten einzuschließen. Begeben Sie sich mit den Soldaten in die Osterie, in der wir uns heute Nachmittag getroffen, und theilen Sie dem Wirth Alles mit, was vorgefallen. Er ist ein alter Soldat, diente in Rom unter meiner Compagnie und kennt alle Schleichwege des Gebirges und wird Ihnen die beste Anweisung geben, die Pässe und Zugänge des Vittore zu besetzen, wenn Sie ihm sagen, ich verlangte diesen letzten Dienst von ihm. Gelingt uns die Flucht, so bringe ich Lady Adelaide bis zur Osterie. Hören Sie dagegen bis morgen um Mitternacht Nichts von mir, so ist mir ein Unglück begegnet, und die Gewalt der Waffen ist das Einzige, was Sie zur Rettung der Dame noch versuchen können. Jetzt beenden Sie rasch den Brief, denn dieser muß fort nach Monaco, wenn Sie nicht alle Hoffnung auf Beistand aufgeben wollen.«

Der Vicar reichte ihm die Hand. »Gott segne Sie, Freund,« sagte er tief bewegt, »Sie retten mein Leben zum zweiten Mal! Jetzt bin ich wieder Herr meiner selbst und werde Ihnen beweisen, daß Sie sich nicht in mir geirrt!« Er setzte sich zum Schreiben.

»Aber wer bringt die Botschaft nach Monaco?« fragte der Fähnrich Sanders.

»Sie thun Recht, mich daran zu erinnern,« bemerkte der Capitain. »Es ist wahrlich nicht die gefahrloseste Aufgabe, und erfordert Besonnenheit und Muth. Wer von Ihnen geträut sich, sie zu übernehmen?« Er blickte auffordernd umher – aber Alle schwiegen zögernd, Keiner mochte gern den wenn auch geringen Schutz des Hauses und der Gesellschaft verlassen.

»So gehe ich selbst!« sprach entschlossen der Vicar und faltete das Billet. »Instruiren Sie meinen Begleiter – vor ein Uhr bin ich zurück.«

Mac-Allan, sein schottischer Diener, trat ihm entgegen. »Nein, Hochwürden,« sagte der Mann entschlossen, »Sie dürfen diese jungen Herren nicht allein lassen, auf Ihre Ruhe und Vorsicht allein ist ihre Hoffnung gebaut. Begegnete Ihnen ein Unglück, so wären wir Alle verloren. Geben Sie mir den Brief; wenn es der Mensch da ehrlich mit uns meint und das Wort dieses Herrn erfüllt, soll er richtig überliefert werden.«

Alle dankten dem Mann und sahen jetzt mahmend auf den Capitain.

Dieser wandte sich zu dem Corsaren, der mürrisch und stumm der Scene beigewohnt.

»Danilos Petrowitsch!«

»Was willst Du von mir?«

»Übergieb dem Mann hier Deine Waffen.«

»Wozu, Markos?«

»Du wirst es erfahren. Willst Du das Wort Deines Bruders zum Odem der Winde, zum Spott der Engländer machen?«

»Verflucht seien sie! – Nie soll ein Inglese zu sagen wagen, daß Markos Grimaldi unter den Uskokken der See oder der Gebirge Keinen gefunden, der sein Wort lösen wollte.« Er stieß den Yatagan und die Pistolen mit dem Fuß nach Mac-Allan hin.

»Nehmt sie an Euch, Freund,« fuhr der Capitain zu dem Schotten fort – »Danilos ist jetzt unbewaffnet und in Eurer Gewalt, wenn Ihr Verrath fürchtet. Ihr werdet sie ihm zurückgeben, wenn er Euch bis zum ersten Posten der Soldaten geleitet hat.«

Er wandte sich wieder an den Albanesen. »Du hast gehört, Danilos, daß ich diesen Fremden mein Versprechen verpfändet habe, ihren Boten sicher nach Monaco zu schaffen. Du hast auch vernommen, wohin ich meine Schritte wende. Hast Du Deinen Auftrag erfüllt, so eile nach dem Monte Vittore, mich dort zu treffen, ich könnte Deines Beistandes bedürfen. Der Schutz der heiligen Jungfrau möge uns auf unseren Wegen begleiten.«

»Dieser Mann,« sagte mit wahrhaft erhabener Einfachheit der Corsar, »wird nach Monaco kommen, oder Danilos wird ein Todter sein.«

Er beschrieb hierauf möglichst deutlich dem Capitain den Weg nach dem Vittore und den Zugang des Schlupfwinkels, den die Banditen dort hatten. Er nannte ihm die Namen seiner beiden Begleiter, die er in der Gesellschaft des russischen Offiziers dort zurückgelassen und das Paßwort der Banditen. Dann machten sich alle Drei fertig, den gefährlichen Weg anzutreten. Der Capitain steckte seine Pistolen und ein Messer zu sich, Mac-Allan nahm die Waffen des Uskokken – sie waren bereit. Stillschweigend, mit ernsten, besorgten Mienen umgab sie die Gesellschaft, als der edle Flüchtling jetzt in ihrer Mitte trat.

»Meine Herren,« sagte er mit der stolzen Würde des Unglücks – »der Zufall hat sie zu Mitwissern meines Geheimnisses gemacht, ich bitte Sie – da Sie in mir nur den Feind sehen – wenigstens so lange darüber zu schweigen, bis ich die Pflicht, die ich übernommen, gelöst habe. In zwei Tagen trennt uns dann hoffentlich das Meer oder – der Tod.« Er wies nach einer großen hölzernen Uhr, die unfern des Kamins an der Wand hing. »Sie haben noch volle anderthalb Stunden Zeit – Die Husaren können noch vor ein Uhr hier sein und Sie sind dann gerettet. Gebe es der Himmel, daß sie zur rechten Zeit eintreffen. Dennoch rathe ich Ihnen, auch vorher keine Maßregel zu Ihrer Sicherheit zu versäumen und sich zum Kampfe bereit zu machen. Munition und Waffen finden Sie in den Kellern dieses Hauses in Überfluß, wie mir Danilos sagt. Thüren und Fenster sind bald verrammelt. Mit einigem Muth und Glück können Sie sich gewiß bis zum Morgen halten – jedenfalls verkaufen Sie Ihr Leben theuer, denn die Banditen der Apenninen geben keinen Pardon! – Sir Richard, leben Sie wohl! – Folgen Sie genau meinen Worten, und der Himmel, dessen Auge über Alles wacht, wird gnädig sein und Ihre schöne Braut gerettet in Ihre Arme führen. Machen Sie dieselbe glücklich im fernen Lande – recht glücklich, Sie wissen nicht, wie innig ich es wünsche. In diesem Leben sehen wir uns wahrscheinlich nicht wieder, – darum nochmals – leben Sie wohl! – Und nun – Danilos – vorwärts!«

Er umarmte den Vicar, der ihn stillschweigend an die bewegte Brust drückte. Dann winkte der Capitain Allen, bis auf einen der Diener, zurückzubleiben, und die drei, dem kühnen Unternehmen Geweihten, stiegen durch die Fallthür zu der Pforte hinab, die ihnen an der hintern Grundmauer des Hauses einen unbelauschten Ausgang in die Gebirge öffnete.

Der Mond warf sein helles bleiches Licht über Felsen und Thal, und zeichnete den Schatten des alten Raubnestes in dunkler, gigantischer Masse bis zu dem nächsten Buschwerk. In seinem Schutz erreichten die Drei, mit der Vorsicht von auf der Verfolgung begriffenen Jägern, den Wald. Dort drückte der Capitain dem Milchbruder schweigend die Hand, dann trennten sie sich und schlugen verschiedene Richtungen in das wilde Gebirge ein. Aus dem Hause aber schaute manch bleiches Gesicht ihnen nach; allein in einer der Kammern lag der Vicar auf den Knien, und sein inbrünstiges Gebet stieg zum Himmel empor um gnädigen Schutz für die Braut, – den Freund – für sie Alle! –

Die Uhr schlug drei Viertel auf Mitternacht! – Wenig über eine Stunde noch – dann entschied sich ihr Schicksal!

Der Vicar – fühlend, welche Mannespflicht ihm oblag, faßte sich zuerst und ermunterte seine Gefährten, dem Rath des Capitains zu folgen. Er selbst – sein Amt des Friedens und der Demuth jetzt ganz hintansetzend – zeigte die unermüdlichste Thätigkeit, ertheilte die umsichtigsten Befehle und legte überall selbst Hand mit an's Werk. Zunächst wurden die kleine Pforte an der Hinterwand und das äußere Hofthor auf's Sorgfältigste verschlossen, und vor letzterm Holzblöcke und allerlei Geräth, wie es sich in dem kleinen Hofe vorfand, aufgehäuft. Dann verrammelte man die Fenster des Erdgeschosses so gut es sich thun ließ, mit Möbeln und Holz, während die beiden jungen Offiziere nochmals durch Todesdrohungen den Wirth Jacopo zwangen, ihnen den Zugang der Keller zu zeigen und sie zu öffnen. Hier fanden sie denn auch eine Menge der verschiedenartigsten Gegenstände vorräthig: Beute der Banditen von ihren Raubzügen, die ihnen die Habsucht ihres Hehlers abgenommen. Auch Waffen und Pulver fand sich vor, und bald war Jeder aus der Gesellschaft mit einem Gewehr, oder mit Pistolen und Säbel versehen. Alle zeigten Eifer und Muth, die beiden italienischen

Diener ausgenommen, die in ihrer Herzensangst ein Ave um das andere beteten und die nächtliche Reise verwünschten.

Währenddem war die Zeit verflossen; – als der Vicar in der Küchenhalle seine kleine Schaar von neun Männern musterte, schlug die Uhr schon die erste Viertelstunde nach Mitternacht.

Aller Gesichter wurden bleicher bei dem einfachen Ton. »Noch eine halbe Stunde,« sagte Hunter – »dann können unsere Freunde hier sein! – Muth und Besonnenheit, meine Lieben. Wir wollen indeß unsere Posten vertheilen.«

Die beiden jungen Soldaten, die ihre Patente erst gekauft und kaum das nöthige Exercirreglement inne hatten, konnten – obschon es ihnen nicht an Muth fehlte – hier wenig rathen und helfen; die Anordnungen blieben dem ältern, besonnenern Manne allein, und er traf sie mit Umsicht für den Fall, daß irgend ein Hinderniß die Ankunft der Soldaten verzögern sollte und es zum Kampfe kommen müßte. Die beiden Italiener, einen der Bedienten und den Cornet Pond postirte er in den obern Stock mit der Anempfehlung, von dort ein stetes Feuer auf die Angreifenden zu unterhalten und langsam, aber wohlgezielt zu schießen. Die drei anderen Diener und seine drei Reisegefährten wurden in dem Erdgeschoß des Hauses, von wo man die Mauer und das Thor bestreichen konnte, mit gleichen Befehlen aufgestellt. Die Thüren der Zellen wurden ausgehoben oder eingeschlagen, um nirgends behindert zu sein; der Vicar selbst ging von Ort zu Ort, um Alles auf's Sorgfältigste zu untersuchen. Darüber war mehr als eine Viertelstunde vergangen – die Uhr schlug drei Mal – drei Viertel nach Mitternacht.

Mit gespannten Nerven lauschten Alle auf das Geräusch der nahenden Hilfe! – Der Wind strich durch die Berge – die Felsen und Bäume warfen ihre Schatten; klar und deutlich ließen die Mondstrahlen die ganze Umgebung des Hauses erkennen – aber kein Laut ließ sich von der Richtung her vernehmen, in der die Straße nach Monaco liegen sollte.

Die Gesichter wurden bleicher – heftiger pochten die Herzen, jede Hand faßte krampfhaft die Waffe; nur der Pendel der Uhr surrte ruhig fort feinen Takt, Minute auf Minute verschwand – kein Ton, keine Fanfare schmetternder Trompeten verkündete das Nahen der Ersehnten.

Der Vicar rief die Gesellschaft noch ein Mal um sich zusammen, auf allen Gesichtern malte sich die gespannte ängstliche Erwartung.

Es war ein schrecklicher Augenblick, dieses Erwarten der ungewohnten, unbekanntem Gefahr! – Wenige Jahre, und die meisten dieser Männer sollten noch furchtbarere, entsetzlichere Stunden des bangen Harrens erleben, Stunden, in denen sie nicht mehr für ihr Leben allein zu zittern brauchten!

»Meine Freunde,« sprach Hunter mit ruhiger Fassung – »es ist kein Zweifel mehr, daß irgend ein unglücklicher Zufall unsere Boten verhindert oder mindestens verspätet hat. Verlieren wir die Hoffnung nicht, noch kann die Hilfe zu rechter Zeit eintreffen, aber laßt uns auch vorbereitet sein auf Alles und zeigen, daß wir Männer und Briten sind. Das Haus ist fest, und thut nur ein Jeder seine Schuldigkeit, so können wir im schlimmsten Fall einen Angriff abschlagen. Vor Allem aber laßt uns auf Gott den Allmächtigen vertrauen und seinen Beistand erbitten, der besser ist, als aller irdischer.«

Nieder auf den Boden der Halle, der vielleicht bald von ihrem Blute getränkt sein sollte, knieete der junge Geistliche, und ein kurzes inniges Gebet stieg von seinen Lippen zum Throne des Allmächtigen.

Dann sich erhebend nahm er seine Waffen; der Diener der Kirche hatte nunmehr ganz dem tapfern, unerschrocknen Kämpfer Platz gemacht. »Jetzt auf unsere Posten, meine Freunde, und haltet Euch wie Männer!«

Alle drückten einander die Hand und versprachen, es zu thun. In diesem Augenblicke der gemeinsamen Gefahr wich auch die von den Engländern sonst so streng aufrecht erhaltene Scheidewand zwischen Herrn und Diener – Jeder wußte, daß von dem Muth des Einzelnen die Rettung Aller abhing. Dann entfernte man sich, Jeder auf seinen Posten, und untersuchte nochmals sein Gewehr. Die Lampe in der Halle war ausgelöscht worden, aber der klare, weiße Schein des jetzt hochstehenden Mondes verbreitete Helle genug, und ließ auch in der Umgebung des Hauses jeden Gegenstand deutlich erkennen. Den Fähnrich Sanders und seinen Vetter behielt der Vicar in seiner Nähe, um mit ihrer Hilfe die Vertheidigung zu leiten. – Tiefer, stiller Frieden ruhte anscheinend auf dem Gebirge.

Da schlug die Uhr voll – in hellen Schlägen! und jedes Herz zählte pochend die einzelnen Klänge!

Kein Laut – – –

DIE TIGER-VERTILGUNGS-GESELLSCHAFT.

Die Laternen vor den Spielhäusern waren bereits angezündet – aus den geöffneten Thüren der langen Reihe von Gebäuden des großen Platzes strömten Helle und Glanz, tönte Musik und ein infernalischer Lärmen in das Helldunkel der Sommernacht.

Aus den Felsenschluchten der Apenninen hat uns der Gang unserer Erzählung an den grünen Golf von Californien versetzt, nach *San Francisco* – dem Eldorado der Goldsucher und Goldverschwender, dem Sammelplatz der wildesten Abenteurer aller Völker und Zonen, dem Pfuhl jeder Willkür und jedes Verbrechens, dem Golconda der Spieler – nach *San Francisco*, dem Smyrna der neuen Welt.

Drei mächtige Anreizungen vereinen in dieser durch den Schlag des allmächtigen Zauberstabes entstandenen Stadt die bunteste Gesellschaft vielleicht der ganzen Welt: Die ungezügeltste *Freiheit* und Ungebundenheit, frei von jeder Schranke des Gesetzes, der Sitte und des Herkommens, nur von der Macht des Stärkern gebändigt; – der *Golddurst* und Goldgewinn; – und die *Romantik* der wildesten Abenteurer.

Neben dem handelnden, calculirenden, besonnenen Amerikaner bewegt sich der schlaue, unermüdliche Chinese; der broncefarbene Lascare geht mit dem blondhaarigen, breitschultrigen, dänischen oder deutschen Matrosen, der von der Handelsbrigg auf der Rhede entwichen ist, um in den Regenschluchten des Sacramento die ersehnten Goldkörner im Schweiß der mühseligsten Arbeit zu waschen und – nicht zu finden. Der eitle, geputzte Mexikaner schreitet hochmüthig an dem rothen Sohn des Landes vom Stamme der Mohahves oder Payutas vorüber, der in seine Decke gehüllt, die Augen gesenkt, mit unhörbarem Schritt durch die Menge gleitet. Der kühne Perlentaucher von Spiritu Santo und Ceralvo mischt sich unter die riesigen Gestalten aus Canada, die Trapper und Jäger der Wüste an den Felsgebirgen oder an den Grenzen Sonora's. Spanier – Engländer – Irländer – Franzosen – Deutsche – der Mohr und der Tahitiner – die ganze Welt scheint ihre Racen und Geschlechter hier ausgestellt zu haben.

Drei Spielhäuser zeichnen sich vor Allen aus. Sie liegen neben einander, nur durch kurze Zwischenräume getrennt – das mittlere, größte, scheint gleichsam die Parteien zu scheiden,

der neutrale Boden zu sein, auf welchem sich die Werbearmee für die großen Unternehmungen des Tages tummelt.

Denn diese wilde, leidenschaftliche, zu allen Thorheiten und Extravaganzen stets bereite Menge ist täglich das Spiel der fabelhaftesten Gerüchte, der ausschweifendsten Pläne Einzelner, deren Genie, Vermögen oder körperliche Eigenschaften sie fähig machen, an die Spitze irgend einer halb wahnwitzigen Unternehmung zu treten und die Bande sonst zügelloser Menschen durch Verlockungen aller Art an sich zu knüpfen.

Vor dem linken Hause oder vielmehr dem großen hölzernen Zelt, nach Art unsrer europäischen Tanzsäle in großen Städten gebaut, flattert ein mächtiges Banner, dessen Falten von dem Seewind schwer durch die Luft getrieben werden. Eine Grafenkrone, darunter ein in viele Felder getheiltes Wappen, von zwei wilden Männern als Schildhalter getragen, von drei bunten Turnierhelmen überragt, ist darauf in lebhaften Farben gemalt. Die Felder des Wappens zeigen drei Saracenenköpfe, die Lilien Frankreichs, getheilt durch den schrägen Balken der Bastardschaft, und das Mittelstück – wahrscheinlich als eigne Phantasie des jetzigen Besitzers – einen goldenen Berg.

Ein großes Transparent über dem Eingang des Zeltes giebt die Erklärung dieses Wappens, nach dessen heraldischen Zierden gar manches Auge eines freien, amerikanischen Bürgers mit geheimem Neid im Vorübergehn emporblickte; denn Nichts imponirt dem edlen Republikaner mehr, als hocharistokratische Titel und Würden.

Die Inschrift lautete in französischer und englischer Sprache:

Hauptquartier
von **Horace Aimée, Grafen von Raousset Boulbon,**
Marquis de Tremblay,
aus dem fürstlichen Hause Lusignan,
General en chef
der Expedition nach *Sonora* und dem geheimen Schatz der
Azteken am Rio Gila.
Cours der Actien 187 $\frac{1}{2}$.

Riesige gedruckte Plakate, an beiden Seiten des Einganges angeklebt, belehrten das Publikum, daß hier »noch eine geringe Anzahl von Actien des großen Unternehmens für Gentlemen zur Zeichnung reservirt würden, und daß die Anmeldung der Theilnehmer zu jeder Stunde, von Morgens 8 Uhr bis Mitternacht erfolgen könne. Andere Affichen zeigten die Abbildung einer vollkommenen kleinen Armee, mit Reiterei und Kanonen, begriffen im Kampf mit einer flüchtenden Indianerhorde, dahinter fabelhafte Ruinen mit der Überschrift: »Eingang zu dem geheimen Schatzgewölbe *Itze-Cate-Cäula's*, Enkel Montezuma's, des letzten Aztekenfürsten.« Zeitungsblätter, gleichfalls an jedem freien in die Augen fallenden und von dem Licht der Laternen erhellten Fleck angeklebt, berichteten, daß die Expedition des berühmten Grafen Raousset-Boulbon, dessen Umsicht und Tapferkeit in allen Kriegen Europa's seit den letzten zehn Jahren genügend erprobt worden, in vierzehn Tagen nach Guyamas unter Segel gehen werde, um von dort aus in die noch unerforschten Regionen des Aztekenlandes und der Goldberge einzudringen. Nach ihren Versicherungen hatten sich bereits über zweitausend Personen zur Theilnahme gemeldet, von denen jedoch Seine Excellenz, der General *en chef*, nur dreihundert der Kühnsten und Bewährtesten ausgelesen habe, um der Ehre

des Zuges theilhaftig zu werden, der – selbst wenn man unvorhergesehener Hindernisse halber die Goldberge nicht erreichen sollte – für jeden Mann mindestens eine Hacienda von der Größe und dem Werthe einer europäischen Grafschaft abwerfen müsse.

Anders zeigte sich die anlockende Ausstattung des Zeltens zur Rechten. Wie bei seinem Rivalen, flatterte ein großes Banner über dem Haupteingang, der ungleich reicher und prächtiger mit großen Teppichen behangen und verziert war. Auf dem Banner war ein großer indischer Tiger abgebildet, der mit einem Manne rang und von diesem eben einen Stoß mit dem Kriß in den geöffneten blutigen Rachen erhielt, der ihn zu Boden warf. Andere ausgespannte Abbildungen ringsum, gleich denen einer Menagerie oder Curiositätenbude, zeigten Kämpfe zu Pferde oder auch Elephantenjagden gegen Tiger, doch immer den Jäger unter den furchtbarsten Gefahren als Sieger über die Bestien der Wildniß. Prächtige Tigerfelle, indianische Waffen aller Art hingen gleich Decorationen zwischen diesen Abbildungen. Wie auf der andern Seite, so verkündete auch hier ein großes Transparent die Bedeutung der seltsamen Ausstaffirung mit der Inschrift:

Tiger-Vertilgungs-Gesellschaft
(San Francisco Tiger-Killing-Company)

Seiner Hoheit

des Maharadschah Srinath-Bahadur

genannt

Nena Sahib,

Sohn des

Bazie-Rû, Peischwa von Bithoor in Indien.

Handgeld für die Tapferen: Vierzig Goldrupien.¹

Dem Transparent entsprechend, erzählten die angehefteten Plakate und Blätter des »California Chronicle«, daß der reiche und vornehme Radschah, Nena Sahib, ein leidenschaftlicher Jagdliebhaber, in Begleitung der zwei berühmtesten und gewandtesten Tigerfänger Indiens, der Herren Mac-Scott und Harry Gibson, mit der eigends von ihm gemietheten schönen Brigg, »Sarah Elise«, von Calcutta vor kaum acht Tagen herüber gekommen sei, um eine Gesellschaft der berühmten Jäger und Trapper der Felsgebirge für die Tigerjagd in Indien zu engagiren. Der Chronicle pries das Unternehmen des edlen und tapfern Radschah mit vollen Backen, und ein daneben angeheftetes Blatt der »Free Preß« aus Singapore verkündete unter der Überschrift: »Rasche Entvölkerung von Singapore durch Tiger,« daß mindestens dort wöchentlich drei Menschen von den Bestien verzehrt würden und während der letzten zehn Jahre im Gebiet von Malacca mehrere tausend Menschen ihr Leben auf diese Weise verloren hätten. Die Bedingungen, welche der indische Nabob bot, waren verlockend genug. Bei einer Verpflichtung von fünf Jahren in seinem persönlichen Dienst vierzig Gold-Mohurs Handgeld, ein Jahrgehalt von zweihundert Silberrupien bei freier Station, und für das Fell jedes getödteten Tigers außerdem dreißig Rupien. Aber, mehr, noch als alle diese Bilder und verlockenden Ankündigungen fesselte eine andere seltsame Ausstaffirung des Zeltens das Publikum vor dessen Eingang. Hier stand nämlich ein großer Käfig von festen Bambusstäben,

¹Die beiden Gesellschaften sind nicht etwa Phantasiegebilde, sondern Thatsachen.

und in demselben lag ausgestreckt und trotz des Lärmens umher anscheinend schlafend, ein prächtiger Königstiger.

Es war der berühmte »Striped Bob«, der später an den Agenten des Herrn Wombwell für 890 Pfund Sterling verkauft wurde und noch jetzt eine Zierde seiner großen Menagerie in London bildet. Die beiden englischen Tigerjäger, die sich rühmten, bereits siebenundfünfzig der Bestien erlegt zu haben, hatten das Thier an der Mündung des Ganges gefangen. So kühn auch die in San Francisco versammelten Jäger und Männer sein mochten, so gab der Anblick des riesigen Thieres doch Manchem Veranlassung, sich die Sache nochmals zu überlegen, ehe er den verlockenden Anerbietungen Folge leistete und sich bei der »*Tiger-Killing-Company*« meldete.

Überdies schien es nicht leicht, den Kontrakt abzuschließen, und der indische Radschah – dessen Person noch kein Mensch zu Gesichte bekommen und über den die fabelhaftesten Gerüchte umliefen – sehr wählig zu sein. Denn obschon Niemand wußte, wer von den Bewerbern wirklich angenommen worden, sei, und die es waren, nach den Bedingungen des eingegangenen Vertrages, ein strenges Schweigen darüber beobachteten, so war doch soviel bekannt geworden, daß es erst Wenigen gelungen, und die ganze Zahl der Gesellschaft überhaupt auf dreißig Jäger bestimmt sei. Zu dieser sorgfältigern Beschränkung der Auswahl unter den an Tod und Gefahren gewöhnten Männern schien namentlich auch der Umstand beizutragen, daß die *Sonora-Company* der Tiger-Gesellschaft durch ihr früheres Auftreten den Mang abgelaufen, und mehrere der berühmtesten Späher und Jäger sich bereits bei dem Grafen Raousset Boulbon engagirt hatten.

Ihr Wort aber halten diese Männer, denen sonst oft Nichts heilig ist, mit einer Unverbrüchlichkeit, die bis in's Extrem geht.

Das Manneswort ist die Gerechtigkeit der Wüste und der Felsgebirge

Wir führen den Leser in das mittlere große Zelt, von dem wir bereits gesagt haben, daß es als neutraler Boden zwischen den beiden großen Concurrenzen des Tages angesehen werden konnte. Im Innern, neben dem Eingänge, befanden sich rechts und links die Schankstätten, auf der einen Seite eine Conditorei mit Glühwein und feinen Liqueuren, auf der andern der Ausschank der Spirituosen, Brandy, Gin, Rum von Jamaika und weißer Arac. Ein dampfender Theekessel von kolossaler Dimension zeigte den massenhaften Verbrauch des Lieblingsgetränkes: Grogk. Verschiedene Männer lehnten an den Schanktischen, mit den höchst elegant gekleideten und mit kostbarem Schmuck überladenen Damen des Comtoirs plaudernd. Man trat eine Stufe vom »*tap*« hinunter in den Saal, und übersah daher von erstem Orte aus vollkommen den großen als Oblongum sich hinstreckenden Raum, in dem sich eine ansehnliche Menschenzahl bewegte.

Eine Wolke von Tabaksdampf, Ausdünstungen und Geräusch schien über dem weiten, durch Gas und Kronleuchter glänzend erhellten Saal zu liegen. Durch diese Atmosphäre von Dunst und Lärm drangen von Zeit zu Zeit vom andern Ende des Saales einzelne Passagen eines Klavierspiels herüber, das in den Concerten der Akademien von London und Berlin die Ohren der kunstverständigsten Zuhörer entzückt hätte, und das jetzt unbeachtet in dieser Menge verhallte. Ein berühmter europäischer Virtuose im schwarzen Frack und weißer Cravatte saß auf der Estrade und paukte, erbittert über die Unaufmerksamkeit des Publikums,

seine glänzendsten Variationen auf einem Londoner Flügel ab. Die Künstlereitelkeit, die auf dem Continent oft zu einem Hochmuth und Dünkel ausartet, gegen die aller Adel- und selbst Geldstolz in Schatten tritt, bekam hier einen argen Stoß, und gewiß hätte der Virtuose längst der undankbaren Menge den Rücken gekehrt, wenn – der Contract nicht gewesen wäre. Dieser aber stand in der Person seines Yankee-Entrepreneurs und Engageurs nicht weit von ihm und schenkte ihm gewiß kein einziges Stück des Programms, ohne die kolossale Conventionalstrafe in Anwendung zu bringen. Die weiße Sklaverei der europäischen Künstler in dem freien Amerika ist von John Barnum her genügend bekannt.

In dem Saal standen mindestens zehn größere und kleinere Tische, an denen allerlei Hazardspiele, von dem Pharo und Roulette bis herunter zum gewöhnlichsten Würfelspiel, getrieben wurden. Um zwei der Haupttafeln, wo große Banken mit Haufen von Dublonen, Dollars und Banknoten vor dem Bankhalter aufgehäuft lagen, drängte sich vorzüglich die Menge. Neben dem Bankhalter lagen ein paar gespannte Pistolen und eine kleine Waage, die dazu diente, das Gold zu wägen, das häufig von den Spielern im Naturzustand, wie sie es durch die mühevollste Arbeit in den Placers des San Joaquin, des Sacramento und seiner unzähligen Nebenflüsse gewaschen, auf die Karten gesetzt wurde.

Der Bankhalter an der einen der großen Tafeln war ein von der Sonne Mexico's und Centralamerika's fast schwarz gebrannter Spanier; auf seinem Gesicht lagen alle Leidenschaften und Schicksalswechsel des Gambusino. Die Gestalt war hoch, mager, sehnig; man sah den die Ponteurs sorgsam überwachenden Augen an, daß er sich nicht ungestraft betrügen lassen werde, und in der That zeigten dunkle, noch feuchte Flecken auf dem grünen Tuche des Tisches, daß erst vor Kurzem eine blutige Execution hier vollzogen worden. In der Ecke des Saales saß, die Hand mit Lumpen umwickelt und von etlichen Freunden umgeben, ein armer Kerl, ein Irländer, der den Ertrag einer halbjährigen Arbeit in den Placers am Spieltisch gewagt. In der Leidenschaftlichkeit des Verlustes – vielleicht auch in der Hoffnung, eine leichte Beute zu machen, hatte er zwei Mal die Hand nach einem Einsatz ausgestreckt, der verfallen war, und der Bankhalter stach sie ihm beim dritten Male mit dem Messer durch und durch.

Man schob den Heulenden bei Seite und kümmerte sich nicht weiter um ihn. Sein Geld war zu Ende – er nahm Anderen nur den Platz fort.

Um zweiten Tisch war ein kurzer, untersetzter, echtblütiger Yankee der Bankhalter, ganz das körperliche Gegentheil des Spaniers. Dagegen legten die kleinen, funkelnden, listigen Augen in dem rothen Gesicht eine eben so sorgsame Aufmerksamkeit auf seinen Vortheil an den Tag, wie der Spanier nur immer zeigen konnte. Der Mann hatte fast in jedem der dreizehn Staaten der Republik mindestens ein Mal Bankerott gemacht, und nachdem er jedes mögliche Geschäft betrieben, vom Deputirten bis zum Pferdedieb, endlich hier vom Besitzer des Spielhauses einen Platz zur Legung einer Bank gepachtet. Denn alle diese verschiedenen Tische, an denen Karten, Roulette und Würfel florirten, waren von den Inhabern für schweres Geld gemiethet. Der Croupier des kleinen Yankee war ein kräftiger Kentuckier, ein ehemaliger Kamerad bei den Pferdediebstählen, ehe das strenge Regiment der Regulatoren die Beiden aus den Mississippi-Staaten vertrieben hatte. Ihm war offenbar das Amt zugefallen, der Bank Respekt zu verschaffen, dafür sprachen außer den beiden kräftigen Fäusten – die weit aus den viel zu kurzen Ärmeln des schäbigen, schwarzen Fracks – dieser Liebhaberei der Amerikaner! – hervorragten, ein breites Bowiemesser und der Revolver, die beide aus den Klappentaschen seiner langen Schooßweste höchst verdächtig herauschauten.

An den anderen Tischen fand, wie erwähnt, das Spiel in den verschiedensten Abstufungen statt, jedes Mitglied der so sehr gemischten Gesellschaft fand für seinen Geschmack und den Zustand seiner Börse die geeignete Gelegenheit.

»Master *Gibson* – wie Viele heute?« fragte ein reduciert aussehendes Individuum, mit glatt herabgekämmten Haaren, schwarzem Frack und Beinkleidern, die an den Knien und Posteriora's stark geflickt waren. Dabei trug der Mann einen breitrandigen Filzhut auf dem Kopf und eine chinesische Seidenbinde um den Leib gewickelt, worin eine lange Reiterpistole steckte.

»Nur zwei, Ehrwürden *Slong*,« erwiderte der Tigerjäger, der mit dem Genannten an dem Schänktisch stand und ein mächtiges Glas Brandy trank. »Der Radschah ist verteufelt mäklig und das Zwinkern eines Auges kann ihm die Person verleiden.« Der Tigerjäger war ein kräftig gebauter Mann, schon bei Jahren, dessen braunem Gesicht, der schneeweiße buschige Bart rings um das Oval, mit den gleichen krausen Haaren, Brauen und einem Schnurrbart, dessen Spitzen lang hervorstanden, fast das Ansehn eines der Thiere gegeben, die er sein Leben lang so eifrig verfolgt, wenn nicht ein Paar ungemein treuherzig und sanft aus diesem Gesicht blickende, hellblaue Augen diese Illusion zerstört, hätten. »Gesindel giebt es genug in San Francisco, aber wir brauchen erfahrene Jäger, und Pfadfinder, die in den verteufelten Dschungeln nöthigenfalls allein ihren Mann stehen.«

»Was meint Ihr zu *Ralph*, dem Bärenjäger?« fragte der Methodist.

»Er wäre eine prächtige Erwerbung; aber ist, denk' ich, bei Eurem Unternehmen angeworben!«

»Ich habe die Notion. Und *Joaquin Alamos*, der Pfadfinder? Ihr könntet keinen bessern Spürhund auf die Fährten eines Wiesels setzen, das sich in hundert Löcher verkriecht.«

»Gott verdamm' Eure Augen, Ihr psalmplärrender Narr,« sagte der Tigerjäger unwillig, »was nennt Ihr mir die Besten, wenn sie nicht mehr zu haben sind!«

»Wer weiß,« meinte der Methodist gelassen, indem er sorgfältig sein Glas zum dritten Theil mit heißem Wasser füllte und es dann dem Schankmädchen hinhielt, um den Rest mit Gin zu versehen. »Auch *Adlerblick*, der französische Canadier, wäre nicht zu verachten. Ich versichere Euch, er hat eine Büchse, welche nie fehlt.«

Der Anglo-Indier antwortete nicht, sondern trank seinen Brandy aus.

»*John Merdith*, wie er sich jetzt nennt, obschon der Bursche gewiß hundert Namen vorher geführt hat, ist noch frei,« fuhr der Andere fort, »ich calculire, Ihr könnt ihn haben. Er ist freilich verteufelt unlenksam, aber es giebt in der Welt Nichts, vor dem er sich fürchtet, als etwa die Regulatoren am Mississippi. Er ist von echt kentuckischem Stamm.«

Der Tigerjäger setzte die Kopfbedeckung, die er der Hitze wegen neben sich gelegt, und die halb Turban, halb Mütze war, auf um sich zu entfernen. Auch seine andere Kleidung war halb europäisch, halb orientalisches, und bestand aus langen Lederkamaschen die bis auf die Hälfte der Schenkel reichten, um seine Beine gegen die Dornen der Gestrüppe zu schützen, und aus einem weißwollenen Jagdhemd, das vorn offen, die behaarte Brust sehen ließ, und von einem kostbaren indischen Shawl statt des Gürtels zusammen gehalten war, dessen Enden schärpenartig an der rechten Hüfte herunter hingen. Über der gleichen Schulter nach der linken Seite hing eine gewöhnliche europäische Jagdtasche, deren altes, schmieriges Ansehn den jahrelangen Gebrauch verrieth; das breite Bandelier aber, an dem er sie trug, war mit einem seltenen Schmuck, den abgeschnittenen Vordertatzen großer Tiger besetzt, die durch

schwere Silberbuckel an dem Leder festgehalten wurden, und deren scharfe Krallen, wie zum Einschlagen bereit, aus dem Fell hervorstanden.

»Geduld! Geduld!« sagte der Methodist, indem er seinen Gesellschafter am Arm festhielt. »Ich habe die Notion, daß wir mit unsrer gesegneten Liste noch lange nicht das Ende erreicht haben. Da sind zum Beispiel die drei Franzosen, *Delavigne*, *Cordollier* und *Vaillant*, die drei Jahre Kameraden des Löwentödters Gérard in Algerien gewesen sind, Frösche fressende Kerle und echte Windbeutel, aber tapfer und keck, das läßt sich nicht läugnen. Und was meinen Sie zu Edward O'Sullivan und seiner Schwester, Miß Margaretha, die der Herr nicht bloß mit jenen Gaben gesegnet, die Versuchungen sind für die Augen des Fleisches?«

Der Mann verdrehte die Augen bei der Erwähnung der Schönheit des Mädchens, daß man nur noch das Weiße davon sah. Gibson aber schien jetzt den Rest seiner Geduld verloren zu haben. Er schüttelte die Schulter des Methodistenpredigers heftig und stieß einen kräftigen Fluch aus.

»Wollt Ihr Euer Spiel mit mir treiben, Bursche?« sagte er finster. »Alle, die Ihr genannt, sind Mitglieder der Expedition dieses französischen Windbeutels, den Gott verdammen möge, und Männer brechen ihr Wort nicht. Was bezweckt Ihr also mit Euren Reden, denn einen Hinterhalt hat ein heuchlerischer Kerl wie Ihr immer!«

Der Yankeeprediger kniff ein Auge zu und sah ihn mit dem andern listig von der Seite an. »Was meint Ihr zu meiner unwürdigen und demüthigen Person für die *Tiger-Killing-Company*?«

Der Jäger lachte ihm trotz seines frühern Unwillens in's Gesicht. »Seid Ihr verrückt, Master Slong? Glaubt Ihr etwa, ein Tiger, wie unser Bob, werde mit seinem Sprung auf Euern miserablen Leichnam so lange warten, bis Ihr eine Eurer langweiligen Predigten gehalten? da seid Ihr stark im Irrthum. Überdies habe ich ja Euren eigenen Namen in der Liste des französischen Grafen gefunden.«

»Ich calculire,« sagte der Schwarze höchst philosophisch, »man wird mich dort entbehren können, wenn Seine Hoheit, der Radschah, mich nur anwerben will. Überdies, Freund Gibson, wäre es nicht das erste Mal, daß ich ohne Predigt die Büchse auf eben so grimmige Feinde angeschlagen habe, als Eure Tiger sind. Doch, was ich Euch sagen wollte, ich habe eine Notion, daß bei uns drüben nicht Alles mehr ist, wie es sein sollte,« er wies mit dem Daumen über die Achsel nach dem andern Zelt. »Es dauert Manchem so lange, und der baare Sold, den Euer Radschah angeboten, macht Vielen den Kopf warm. Der Tiger vor Eurer Thür ist außerordentlich nach dem Geschmack unserer Jäger, und bei den Anderen hat der Artikel in dem California Chronicle grausam viel gewirkt. Der Gott Zebaoth gebe, daß es darüber nicht zu Blutvergießen kommen möge!«

»Wie meint Ihr das, Heskia Slong?«

»Seine Gnaden, der Graf, sind teuflisch erbittert über das Geschreibsel; er geht herum, wie der siebenköpfige Drache, der da kommen wird, die sündige Erde zu verschlingen, und ich möchte selbst um fünfhundert Eurer goldnen Mohurs nicht in der Haut von Master *Hillmann*, dem Redacteur des Chronicle, stecken, der dort so ruhig mit Eurem Freunde am Spieltisch des spanischen Betrügers steht!«

»Was wollt Ihr damit sagen? Ist Gefahr für den Mann, weil er einen Artikel gegen Euer unsinniges Unternehmen geschrieben hat!«

Der Methodist sah sich vorsichtig um. »Unsere Actien sind mächtig gesunken seit zwei Tagen. Ich wiederhole Euch, der Graf ist wüthend und behauptet, daß der elende Federfuchser im Solde der *Tiger-Killing-Company* die Artikel gegen ihn geschrieben habe. Die Actionaire und die Theilnehmer sind aufsässig, und er muß etwas thun, um sich wieder in Furcht und Respect zu setzen. Bemerket Ihr nicht, daß keiner von unseren Leuten heute Abend hier anwesend ist!«

»*Goddam Your eyes!* Ihr habt Recht – bis auf Euch ist Keiner hier, und selbst Ihr steht hier und schwatzt, statt Euer gewöhnliches Spiel zu machen.«

»Es kommt, es kommt, Master Gibson! Ich wartete nur, um Euch einen kleinen Wink zu geben, damit Ihr ein gutes Wort bei dem Nabob für mich einlegt.« Sein Auge hatte während der ganzen Unterhaltung den Spieltisch des Amerikaners häufig gestreift, vor dem jetzt eben eine ziemlich ansehnliche Summe von Gold und Banknoten aufgehäuft lag. »Ich calculire,« fuhr der Methodist mit einem neuen Augenverdrehen fort, »der gnadenreiche Augenblick, mein Glück mit einer dieser sündigen Karten zu versuchen, ist gekommen. Wenn Ihr mich begleiten wollt, Master Gibson, wird es mir lieb sein.«

Der Methodist ging langsam nach dem Spieltisch, an dem sein Landsmann, der Yankee, Bank hielt, beobachtete eine Weile das Spiel, zog dann einen alten Geldbeutel heraus, und setzte eine schmutzige, zu einem kleinen Viereck zusammengefaltete Banknote auf die Carreau-Dame.

Mehrere um den Tisch herumstehende Männer lachten mit unverhehltem Spott bei dem Verfahren des Sectirers. »Hesekia muß, eine ganz absonderliche Vorliebe für schmutzige Cincinnati-Noten haben,« sagte der Eine. »Er setzt nie ein blankes Stück Geld, obschon er sie regelmäßig, wenn er verliert, mit solchem wieder einlöst!« Weder der Spieler noch der Bankhalter, achteten auf die Spötterei; der Methodist schien an dem Tisch ein gewohnter Gast, und seine Art zu spielen vollkommen bekannt.

»Euer Spiel, Ihr Herren!« sagte der Banquier, »die Taille beginnt.«

Dollars, Goldstücke und Banknoten flogen auf die Quadrate. Beim dritten Abzug fiel die Dame links, zu Gunsten des Banquiers, und der Croupier strich die auf dem Felde stehenden Beträge, darunter die Note Slongs mit ein.

Der Methodist zog aus seinem alten Geldbeutel fünf Silberdollar und schob sie dem Kentuckier hin, wofür ihm dieser die alte Note wiedergab, ohne sie weiter anzusehen. Slong nahm sie mit den Fingerspitzen, faltete sie sorgfältig auseinander und besah sie von allen Seiten, gleich als sei es ein theurer Schatz, der durch fremde Berührung gelitten haben könnte. Es war, wie mehrere Umstehende, die mit dieser Gewohnheit vollkommen bekannt schienen, deutlich erkannten, eine alte Fünfdollarnote des Staates Cincinnati.

Slong legte hierauf die Note wieder in die nämlichen schmierigen Falten zusammen, und steckte sie in seinen Beutel, der ziemlich mager erschien. Das Spiel ging weiter und der Methodist blieb ein ruhiger Zuschauer, ohne von seinem Platz zu weichen.

Plötzlich entstand am Eingang des Saales eine große Bewegung, und man sah – denn Aller Augen wandten sich dorthin – eine zahlreiche Gesellschaft eintreten, die im glänzenden Licht der Gasflammen ein überaus buntes Bild zeigte.

Voran schritt ein großer Mann, dessen soldatische Haltung mehr noch seinen Anspruch auf militairischen Rang bekundete, als die reich mit Gold gestickte Uniform und die schweren Generals-Epaulettes auf seinen Schultern; denn dergleichen Phantasiezierden aus eigener

Machtvollkommenheit sind in dem demokratischen Amerika sehr gewöhnlich. Die Uniform stand bequem offen und zeigte das feine Battisthemd; eines der gewöhnlichen französischen Militairkämpis bedeckte das noch dunkle, gelockte Haar, denn der Eingetretene konnte höchstens vierzig Jahre zählen. Er trug keinerlei Waffen und nur eine leichte Fischbeinreitgerte spielend in der aristokratisch feinen, von Spitzenmanschetten umgebenen Hand. Seine Gesichtsbildung zeigte einen verwegenen, entschlossenen Ausdruck, und um das schiefe Zusammenstehen der beiden inneren Augenwinkel, die sich an der schmalen Nase zu begegnen schienen, gab seinem Blick etwas Unstütes, Unheimliches. Der Mann war der Graf *Raousset Boulbon*, einer der berühmtesten und kühnsten französischen Abenteurer der Neuzeit, der wenige Monate später der mexikanischen Regierung so bedeutend zu schaffen machen sollte. Wie man vielfach munkelte, war er bei seinen abenteuerlichen Unternehmungen nicht ohne Verbindung mit der neuen französischen Regierung.

Wir haben bereits gesagt, daß die Gesellschaft, welche dem Grafen folgte, ein buntes Ansehn bot. Sie bestand aus den Hauptmitgliedern seiner Expedition, von denen vorhin der Methodist schon verschiedene näher bezeichnet hatte, und zählte ungefähr zwanzig Personen. Neben Männern von militairischem Aussehn zeigten sich die wilden phantastischen Gestalten und seltsamen Kostüme der Trapper und Jäger der Prairien, der mexikanischen Abenteurer in den Sammetjacken und bis zum halben Schenkel geschlitzten Beinkleidern, ja selbst das dunkle Gesicht einer Rothhaut, mit der langen Adlerfeder von der Scalplocke, blickte mit dem unverwüstlichen Ernst aus den Reihen. Zwei der interessantesten Figuren aber waren ein junger, ziemlich liederlich aber sportmäßig gekleideter Mann, mit, sommerfleckigem, offenem und heiterm Gesicht, dessen rothe Haare und ungenirtes Wesen seinen Anspruch auf direkte Abkunft von der Smaragdinsel, aus dem luftigen Galway oder Waterford bekundeten. Eine gewisse Blässe und Magerkeit in seinen Gesichtszügen deutete darauf hin, daß er wahrscheinlich noch bis vor Kurzem manche Noth und schlimme Zeit hatte kennen lernen. An seinem Arm hing ein junges Mädchen von etwa neunzehn Jahren, mit jenem reizenden röthlich blonden Haar, das die britischen Schönheiten auszeichnet, und einem fast durchsichtig zarten Teint, dem der Rosenhauch der Wangen dennoch jedes Krankhafte benahm. Ein Paar große, schwarze, funkelnde Augen vollendeten jene seltene und eigenthümliche Schönheit, die auch die jetzige Kaiserin der Franzosen auszeichnet. Nur blitzten und funkelten diese Augen nicht mit der verzehrenden Leidenschaft einer Spanierin, sondern ihr Blick war heiter, schelmisch und sorglos, wenn derselbe auf des Mädchens Bruder fiel. Die junge Dame war von schlanker Gestalt, der es aber keineswegs an den schönen Formen der Wellenlinie fehlte. Ein grauer Filzhut mit Straußfedern saß keck auf ihren sonst frei auf Hals und Nacken herunter fallenden glänzenden Locken; eine dunkelgrüne polnische Sammetlitefka, mit Schnüren besetzt, umschloß, auf das Vortheilhafteste ihre feine Taille zeigend, den Oberkörper, und fiel auf ein bis zur Hälfte der Wade reichendes Kleid von schwarzem Seidenzeug. Graue mit Roth gestickte Kamaschen umhüllten Fuß und Bein, die feine Form der Knöchel, wie die kräftige Wölbung der jungfräulichen Wade abzeichnend. Das Paar war *Edward O'Sullivan* und seine Schwester *Margaretha*, Irländer, die, wie so viele Tausende ihrer Landsleute, ihr Vaterland verlassen und in Amerika eine neue Heimath gesucht hatten. Aus einer alten und angesehenen irischen Familie stammend, hatten die Geschwister von ihrem früh verstorbenen Vater ein kleines Gut in Kilkenny geerbt, dessen Werth aber bald Master Edward durch ein lockeres Leben in Dublin mit Schulden belastet und in die Hände der Wucherer gebracht hatte. Ein

ungerechter Prozeß, den der Geschäftsführer eines angrenzenden großen englischen Guts herrn gegen sie erhob und der, mit den reichen Mitteln des Lords geführt, bald zu ihren Ungunsten entschieden wurde, beraubte Bruder und Schwester vollends ihrer Habe. Wie im Lande erzählt wurde, war der Prozeß, der mit allen Chikanen geführt worden, in Folge eines Korbes angestellt, den Miß O'Sullivan dem Bruder des Pair gegeben hatte, einem als höchst roh und boshaft verschrieenen Manne. Mit den letzten zusammengerafften Mitteln verließen die Geschwister auf einem Auswandererschiff vor etwa Jahresfrist ihre Heimath, hatten aber auf amerikanischem Boden auch wenig Glück gefunden, sich vielmehr bald durch die Betrügereien der Yankees alles Geldes beraubt gesehen, und waren nach vielen Kümernissen und bitterer Noth nach San Francisco gekommen, wo O'Sullivan durch Pferdehandel und Dressur seinen Unterhalt erwarb. Miß Margaretha, die, blind gegen alle seine Fehler, mit schwärmerischer Zärtlichkeit an, dem Bruder hing und jede Noth mit ihm freiwillig getheilt hatte, besaß in vollem Maß den lebendigen Charakter der Irländerin und hatte selbst den jungen Mann angespornt, an der Expedition nach Sonora Theil zu nehmen, um dabei gemeinsam ihr Glück zu versuchen. Gebildet und feinführend, verstand sie es, sich in der wilden, so bunt zusammengewürfelten, Gesellschaft durch ihr Benehmen Achtung und eine gewisse chevalereske Bewunderung zu erwerben, und da es ihrem Charakter selbst nicht an Romantik fehlte, hatte das abenteuerliche Treiben um sie her bald ihr volles Interesse gefesselt. Selbst die rohesten Gesellen beeiferten sich, dem Geschwisterpaar ihre Theilnahme durch allerlei kleine Dienste und Gefälligkeiten zu beweisen.

Der Graf schritt langsam, von seiner Begleitung gefolgt, durch den Saal nach den Spieltischen, in deren Umgebung die Aufmerksamkeit jetzt zwischen den Ankommenden und der eben begonnenen Taille getheilt war.

Diesen Augenblick wahrscheinlich hatte der Methodist benutzt, um auf's Neue seinen Beutel zu öffnen, und die schmutzige, zusammengebozene Banknote auf die Dame zu setzen.

Der Banquier fuhr im Abwerfen fort.

»*Le Roi perd!*«

»*Dix gagne!*«

»Doppelt, alter Bursche!« sagte ein alter Schiffscapitain, indem er den gewonnenen Dollar stehen ließ.

»*Sept perd!*«

»*Dame gagne!*«

Der Croupier schob dem einen der Spieler, der mit auf die Dame gesetzt, zwei Sovereigns zu und dem Master Slong seine fünf Dollars.

»Einen Augenblick, John, mein Junge,« sagte dieser. »Ich calculire, Ihr irrt Euch. Ich bekomme tausend Dollars.«

Die originelle Forderung machte im Augenblick das Spiel stocken und der Banquier blickte erstaunt auf den Spieler.

»Macht die Note nur auf,« sagte derselbe mit großer Seelenruhe. »Es muß eine Tausenddollarnote sein, wenn mir recht ist, wenigstens wollte ich damit mein Heil versuchen!«

»Stört mit Euren Possen das Spiel dieser Gentlemen nicht,« sagte heftig der Kentuckier, »wie solltet Ihr schmutziger Lump zu einer Tausenddollarnote kommen?«

Der Bankhalter hatte unterdeß die Note genommen – fünfzig Augen bewachten seine Finger – und sie geöffnet. Jeder konnte sich überzeugen, es war richtig eine Note über tausend

Dollars der Bank von Ohio, die in ihrem Aussehn den Fünfdollartnoten des Staates Cincinnati sehr ähnlich sind.

Jedermann erkannte im Augenblick den hier gespielten Betrug, aber eben so auch das Recht des Spielers, und die ganze Gesellschaft, ohnehin bei jeder Gelegenheit Partei gegen die Bank nehmend, brach in ein schallendes Gelächter aus.

Nicht so der Bankhalter und sein Compagnon. Der Erstere wurde kirschroth vor Erbitterung und sprudelte eine Menge Verwünschungen und Schimpfreden gegen den glücklichen Spieler heraus, der unberührt seinen philosophischen Gleichmuth bewahrte, der Andre schwor mit einem wilden Fluch, dem Methodisten eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er sich nicht augenblicklich davon machen würde.

»Wenn das eine Tausenddollarnote war, Ihr psalmplärender Betrüger,« schrie der, Bankhalter, »dann hätte ich sie schon zehn Mal von Euch gewonnen. Jeder dieser Herren weiß, daß Ihr sie immer nur mit fünf Dollars ausgelöst habt.«

»Ich bin gestern noch Zeuge gewesen,« sagte eine andere Stimme aus dem Kreise, der, durch den Lärm herbeigelockt, sich jetzt um den Tisch drängte. Es war der Mann, den Slong vorher gegen den Tigerjäger als den Redacteur des California Chronicle bezeichnet hatte.

»Ladies und Gentlemen,« erhob Slong mit näselndem Ton seine Stimme, »ich fordere Sie auf, sich selbst zu überzeugen,« er öffnete seinen schmutzigen Beutel, »daß ich zwei Noten besessen habe, eine von fünf, die andere von tausend Dollars. Sie sind mein ganzes Vermögen, das mir der Herr als Segen für die Arbeit vieler Jahre gegeben. Dieser Mann hat vorhin die Fünfdollarnote selbst nachgesehen, und nach ihr meinen Verlust eingezogen – hätte ich mich unglücklicher Weise vergriffen – Master Sharp und Master Merdith würden schwerlich fünf Silberdollars für ihre Auslösung angenommen haben.«

Die Spielerlogik war allerdings einleuchtend; indeß, da Jedermann die sehr durchlöcherte Ehrenhaftigkeit des predigenden Gentlemans kannte, erhoben sich doch auch verschiedene Stimmen für das Interesse der Bank, und namentlich sprach *Hillmann*, der Redacteur des Chronicle, gegen den Streich. Man fing an von einem Vergleich zu reden, und es wurden bereits Wetten über den Ausgang angeboten.

»Ihr seid ein nichtswürdiger Gauner, Slong,« schrie der Croupier. »Ihr wißt es so gut wie wir, daß Ihr auf Betrug gesonnen. Nehmt, was Euch mein Compagnon Sharp anbietet, oder – *hell and damnation!* – Euer spitzbübisches Gehirn soll die Dielen bespritzen, ehe Ihr Zehn zählen könnt.« Die Hand des Kentuckiers befand sich am Griff des Revolvers und der Hahn knackte.

»Es ist himmelschreiend,« stöhnte Slong, der vergeblich einen Hilfe heischenden Blick auf seinen Gefährten, den ehrlichen Tigerjäger geworfen hatte – »daß man sein gutes Recht so mit Füßen getreten sieht.«

»Sie werden diesem Manne seinen vollen Gewinn auszahlen, Messieurs!« sagte eine volle, sonore Stimme, mit dem Ausdruck des Befehls. »Master Slong steht unter meinem Schutz, und ich werde nicht dulden, daß ihm ein Penny von dem vorenthalten wird, was ihm nach dem Recht des Spiels zukommt.«

Der Sprecher war der Graf *Raousset Boulbon*, der jetzt dicht am Tisch stand, die linke Hand leicht darauf gestützt, während die rechte mit der Reitgerte spielte. Hinter ihm zeigte sich seine ganze Begleitung; der Kreis um den Tisch war nun durch das Hinzuströmen aller im Saal Anwesenden zu einer dicht gedrängten Menge geworden, in der unwillkürlich bei dem

Einschreiten des Grafen die Anhänger der beiden an der Tagesordnung florirenden Expeditionen, sich abzusondern begannen.

»Mylord,« entgegnete der Bankhalter höflich, »Sie werden mir keine Ungerechtigkeit zufügen wollen, weil der Mann hier, den wir Alle hinreichend kennen, sich bei Ihrer Expedition eingezeichnet hat. Master Hillmann und zehn Andere können es bezeugen, daß dieser Mensch seit acht Tagen systematisch den Betrug vorbereitet hat.«

»So ist es, Herr Graf,« bekräftigte Hillmann, ein Deutscher von Geburt, der drei Jahre vorher als politischer Flüchtling sein Vaterland verlassen hatte, und jetzt an der Spitze des ultraliberalen Organs stand, und somit auch der Führer dieser Partei in San Francisco war. »Master Slong ist ein schlauer Fuchs, der, wenn seine Note verloren gewesen wäre, sie sicher unbesehen mit fünf Dollars eingelöst hätte. Es ist billig, daß die Bank für ihre Unvorsichtigkeit eine Strafe zahlt, aber Sie selbst werden nicht wollen, daß sie durch eine Gaunerei ruinirt werde.«

Der Graf sah den Redner hochmüthig an. »Wagen Sie es, mit mir zu sprechen, Sir?« fragte er wegwerfend in beleidigendem Ton.

Der Deutsche wurde dunkelroth. »Gewiß, Herr,« sagte er heftig, »mit wem sonst? Wir sind in dem freien Amerika, wo nur der Rang eines Gentleman gilt, und als solcher sage ich Ihnen ungenirt meine Meinung.«

Völlige Stille herrschte jetzt im Saale, denn Niemand wollte von dem Streit eine Sylbe verlieren; aller Augen waren auf den Chef der Sonora-Expedition gerichtet, zwischen dessen Augenbrauen sich Unheil verkündend eine tiefe Falte zusammenzog. Seine Gestalt richtete sich straff empor, in jeder Geberde lag der Ausdruck des entschlossenen, bewußten Hochmuths, der seiner Umgebung imponiren will, als er jetzt das Wort nahm. »Was diese beiden Schurken betrifft,« sprach er mit ruhiger, klarer Stimme, die bis am Ende des Saales zu verstehen war, »so will ich sie von meinen Leuten an der Thür dieses Hauses am längst verdienten Strick aufhängen lassen, wenn sie nicht binnen fünf Minuten diesem Manne unverkürzt seinen Gewinn ausgezahlt haben. Was aber diesen sogenannten Gentleman angeht, so will ich meine Rechnung gleich auf der Stelle ihm quittiren!« Und rasch wie der Blitz flog die Reitpeitsche des Franzosen über den Tisch und zog mit kräftigem Hieb einen im Nu dunkel anlaufenden Streifen quer über das ganze Gesicht des unglücklichen Redacteurs.

Der Tumult, welcher diesem Angriff folgte, war im ersten Augenblicke entsetzlich. Hillmann wollte auf seinen Gegner losspringen, aber die breite Tafel des Bankhalters, die sie trennte, hinderte ihn daran. Dieser, sein Croupier und Slong, der Methodist, warfen sich mit dem ganzen Leib über den Tisch, um das ausliegende Geld zu sichern, denn verschiedene diebische Hände benutzten sogleich die Verwirrung, sich danach auszustrecken. Erst als der Graf von dem Tisch zurück und in die Mitte des Saales trat wo er ruhig, die Arme über einander gekreuzt stehen blieb, und seinen Gegner erwartete, gab sich der Menschenknäuel auseinander und es blieb Raum für die weitere Entwicklung des entsetzlichen Drama's.

Hillmann war von einigen seiner Freunde zurückgehalten worden, unter denen sich auch die beiden Tigerjäger befanden. Alle Deutschen und die Engländer hatten sich um ihn gesammelt, die Franzosen und Amerikaner drängten sich um den Grafen.

Nach einer kurzen, heftigen Berathung sah man Mac-Scott, den ersten Geschäftsträger und Jäger des Radschah, von dem Kreise um den Beleidigten sich trennen und auf den Grafen zukommen.

Mac-Scott unterschied sich von seinem Gefährten Gibson in mehr als einer Äußerlichkeit. Er war ein Schotte von Geburt, groß und so hager, daß der ganze Körper nur aus Haut und Muskeln gemacht schien. Sein Kopf glich dem eines Raubvogels durch die Bildung der Habichtsnase, des zurücktretenden Kinnes und die Schmalheit der Stirn und der Schläfe. In seinem Gesicht lag der den Schotten häufig so eigene Ausdruck von List und Verschlagenheit; er trug eine alte Jagdmütze von Leder, einen grünen, kurzen Jagdrock und eng anliegende Lederbeinkleider, die durch gleiche Kamaschen mit den schweren dicken Schuhen verbunden waren. Trotz dieses ziemlich ordinären Auszugs lag in der Haltung und dem Wesen des Mannes der Anspruch auf Bildung und höhern Stand. Fergus Mac-Scott war aus einer adelichen aber armen schottischen Familie, hatte in seiner Jugend das College von Edinburg besucht, um die Rechtswissenschaft zu studiren, und war bei einer Reise nach England, wohin ihn sein Vater schickte, um eine Familienangelegenheit zu ordnen, von einem der berühmtesten Preßgänge aufgehoben und an Bord einer zum Absegeln fertigen Fregatte gebracht worden. Als er aus seiner Betäubung, in die ihn ein heftiger Schlag auf den Kopf versetzt hatte, erwachte, befand er sich auf offener See, und da er zufällig keine Papiere bei sich hatte, die ihn legitimiren konnten, zog ihm alle seine Widerspenstigkeit, in den Seedienst zu treten, nur harte Züchtigungen zu, bis er sich in sein Schicksal ergab. Als gemeiner Matrose brachte er fünf Jahre in den ostindischen und chinesischen Gewässern zu; bei dem Schiffbruch der Fregatte in einem der heftigen indischen Orkane an der Küste von Malabar rettete er sich mit wenigen Gefährten, und blieb seitdem in Ostindien, da er nach der Zerstörung aller seiner Lebenshoffnungen nicht mehr in die Heimath zurückkehren mochte. Das Seeleben hatte ihm nie zugesagt, da er aber abenteuerlichen Charakters war, der in diesem Lande reiche Befriedigung fand, wandte er sich der Lieblingsbeschäftigung seiner Jugend, der Jagd, wieder zu und wurde bald ein berühmter Jäger der Dschungeln. Als solcher hatte er, an das Klima gewöhnt, bereits fünfzehn Jahre dort zugebracht, die letzten zehn am Hofe des Peischwa von Bithoor, und dort dessen Adoptivsohn zum kühnen Jäger erzogen. Ihm und einigen ähnlichen Abenteurern verdankte der junge Radschah auch den größten Theil seiner europäischen Bildung und seiner Sprachkenntnisse. Die juristische Erziehung, das Seemanns- und Jägerleben hatten die Ausdrucksweise des Schotten mit einem merkwürdigen Vademecum von Kunstworten gespickt; im gegenwärtigen Augenblick jedoch raffte er alle aristokratischen Erinnerungen seiner Jugend zusammen und trat mit dem Anstand eines Edelmannes dem Grafen entgegen.

»Mylord,« sagte er in englischer Sprache, um von Allen verstanden zu werden, »mein Name ist Fergus Mac-Scott, und meine Familie gehört dem schottischen Adel an. Ich habe Master Hillmann, den Sie so eben beleidigt, meine Dienste angeboten, und komme in seinem Auftrage, von Ihnen Genugthuung zu fordern.«

»Ich habe durchaus Nichts gegen Ihre Person, Herr Mac-Scott,« sagte der Graf hochmüthig, »obschon der Adel in Ihrem Vaterland so gewöhnlich zu sein scheint, wie die Disteln. Ich will mich auch herablassen, dem Burschen, den ich so eben für seine Unverschämtheit gezüchtigt, die verlangte Genugthuung zu geben, jedoch nur auf meine Bedingungen.«

»Welche sind dies, Mylord?«

Der Graf sah ihn einen Augenblick fest an. »Sie sind Jäger, Herr Mac-Scott!«

»Seit fünfzehn Jahren, Mylord. Ich rühme mich, 32 Tiger theils getödtet, theils gefangen zu haben.«

»Kennen Sie die Büffel der amerikanischen Prairien?«

»Mylord, es ist das erste Mal, daß ich mich in Amerika befinde!«

»Wohl. Sie werden vielleicht wissen, daß für morgen ein Stiergefecht angekündigt ist?«

»Ich habe von der Spielerei gehört, Mylord.«

»Sie haben ja wohl eine Probe Ihrer indischen Jagd, einen Tiger, bei sich?«

»Ja, Mylord, es ist ein Königstiger von der Mündung des Ganges. Ich selbst fing ihn in Netzen. – Aber . . . «

»Einen Augenblick Geduld, Herr Mac-Scott. Der Büffel wird unsere Jagd in den Prairien der Sonora sein, der Tiger ist die Ihre in den Dschungeln Indiens. Sie werden nicht verlangen, daß der Graf Raousset Boulbon, dessen Vorfahren den Thron von Byzanz inne hatten, mit einem verlaufenen Zeitungsschreiber Kugeln wechselt, weil er ihn für eine Unverschämtheit gezüchtigt hat. Da aber derselbe Herr dort sich zum Verfechter Ihrer Gesellschaft aufgeworfen hat oder bestellt worden ist, so will ich ihm die Ehre einer andern Art von Duell anthun, bei der ich meine Hand nicht mit dem Blute eines Elenden zu besudeln brauche. Ich verlange, daß er morgen in den Schranken die Rolle des Matadors gegen den Büffel der Sonora übernimmt, den ich ihm stellen werde, zu Fuß oder zu Pferde, mit beliebigen Waffen, und ich verpflichte mich, in denselben Schranken allein gegen den Tiger zu kämpfen, den der Radschah oder Peischwa, Ihr Herr, als Aushängeschild mitgebracht hat.«

Der ganz unerwartete Vorschlag fesselte zuerst alle Zungen in Erstaunen; dann aber brach ein lautes ›Hört! Hört!‹ und ein stürmisches Bravo los, in das beide Parteien einstimmten. Denn der Amerikaner befriedigt nichts lieber, als seine Neugier, und würde für die Aufführung eines neuen blutigen Schauspiels keine Mühe und Anstrengung scheuen.

Der arme Hillmann versuchte vergeblich gegen die Nächststehenden zu erklären, daß er kein Jäger oder Toreador sei, und in seinem Leben noch keinem zahmen, vielweniger einem wilden Stier gegenüber gestanden habe. Man hätte ihn ›gefedert‹ – wie die Manipulation der Theertonne und des Federsacks genannt wird, wenn er sich länger geweigert hätte.

»Soll mich der Henker holen, Mylord,« sagte der Schotte rauh, »der Gedanke ist nicht übel, obschon ich meine, daß in solchen Fällen das *corpus juris* verlangt, sich mit aufgerefftem Topp seitwärts zu legen und ehrliche Breitseiten zu tauschen. Ich muß jedoch zuvor den Maharadschah davon in Kenntniß setzen und seinen Willen einholen.«

»Thun Sie das, Herr, und sagen Sie Ihrem Indier, daß ich, der Graf Raousset Boulbon, jeden seiner Helfershelfer, und nöthigenfalls ihn selbst, ebenso behandeln werde, der es wagt, die *Sonora-Company* zu verdächtigen.«

Mac-Scott besprach sich mit seiner Partei, so wie einige Augenblicke mit seinem Gefährten Gibson und verließ dann das Zelt.

Slong, der Methodist, schlich unbemerkt hinter ihm drein.

Der Graf war in der Mitte des Saales stehen geblieben. Mehrere Personen seiner Umgebung versuchten ihm Einwürfe gegen den gefährlichen Kampf zu machen, doch er wies sie kalt zurück, und sprach von dem Zuge nach der Sonora, als einer abgemachten Sache und als ob keine Gefahr ihn berühren könne.

Hillmann stand mit seinen Freunden am Schanktisch. Von allen Seiten wurde ihm zuge-
trunken und seine Aufregung wuchs mit jedem Glase. Zwanzig Rathschläge wurden ihm ertheilt, in welcher Weise er im Kampf gegen den Büffel verfahren müsse; denn dem Gedanken, daß ein so außerordentlich schönes und seltenes Vergnügen durch die Weigerung

irgend eines Theiles dem Publikum entzogen werden könne, hätte keiner der Anwesenden Raum gegeben.

Plötzlich gab sich am Eingang des Saales eine neue Bewegung kund und eine unerwartete Kunde lief wie ein Blitz von Mund zu Mund. Alles blickte überrascht und erstaunt nach der durch einen Teppich bedeckten Thür, durch welche zwei reich gekleidete Schwarze eintraten, in weiße Gewänder gehüllt, breite Goldreife um die nackten Arme und Füße. Sie blieben, die Arme über die Brust gekreuzt, an beiden Seiten des Eingangs stehen, Mac-Scott, dem Jäger, Platz machend, der einige Schritte vortrat.

Eine plötzliche, allgemeine Stille herrschte im ganzen Saal. »Gentlemen,« sagte der Schotte mit lauter Stimme, »Seine Hoheit, der *Maharadschah Srinath-Bahadur* wünscht hier in Ihrer Gesellschaft zu erscheinen und seine Antwort persönlich zu bringen.«

Die beiden Schwarzen zogen auf seinen Wink die Vorhänge des Eingangs zurück, und **Nena Sahib** trat ein.

GULMA.

Wohin führt unser Buch den Leser! Wie muß er mit uns schweifen über Fluß und Berg, über Land und Meer. Nirgends Ruh – nirgends Rast! Immer wieder neue Bilder, neue Gestalten, neue Kämpfe, neues Leiden und Lieben.

Aber die stolze, übermüthige Flagge des Briten zieht durch die Meere, von Pol zu Pol – von Welttheil zu Welttheil! Überall pflanzt sie das Banner der Civilisation an den Küsten der Erde und überall folgt die Knechtung und die Tyrannei ihr auf dem Fuß!

Wir sind in Afrika! – Nicht in den schrecklichen Wüsten, denen Thau und Regen, die süße Thräne Gottes fehlt, nicht in den weitgestreckten Ländern, die der Fuß des gierigen Europäers noch nie betreten – sondern auf einem der wenigen Flecke in diesem Meere von Felsen und Sand, die Gott liebgehabt: an der äußersten Grenze der britischen Eroberungen im Süden – in *Kaffaria*.

Es ist einer jener herrlichen Morgen, wie sie nur den heißen Zonen eigen sind; keine Wolke treibt über das leuchtende Blau des Himmels. Der Osten glüht wie schmelzendes Gold und einzelne Lichtstrahlen von matter Emaille und Purpur schießen weit in das Firmament hinauf, denn noch ist die Sonne nicht über den Horizont gestiegen. Im Flußthal weilt noch ein graueres Morgenlicht; träge Nebel heben sich von der breiten, stillen Fläche des weißglänzenden Stroms und eine kühle Luft weht vom Thale herauf.

Da plötzlich erhebt sich der Feuerball über den Horizont und wirft seine ersten Strahlen über das Thal, gleich einem Memnonsklang das Leben und die Farben der Wildniß erweckend.

Einsam und traurig ist zwar das Land umher, aber an den Ufern des Kai¹ entwickelt sich ein reges Leben. In den tiefen, stillen Lagunen, die der angeschwollene Strom sich seitwärts wühlt, und die er gefüllt verläßt, wenn er in sein Bett zurücksinkt, wo an wehenden Weiden, üppigem Gebüsch und hohen Palmieten zierliche, von Gräsern geflochtene Vogelnester hängen; und bunte, colibriähnliche Vögel im ersten Sonnenstrahl sich auf den leichten Federbüschen der Schilfe zu wiegen beginnen, taucht ein träger Hippopotamus auf und streckt mit behaglichem Grunzen seine Schnauze über den Grasrand empor. Plötzlich kracht das

¹Auch Keebia.

trockene Schilf und eine dunkle Masse braust hindurch und dreht sich schnaubend und unbehilflich nach allen Seiten: ein Rhinoceros, das aus der dürren Ebene gekommen, um hier seinen Durst zu löschen, und sich an den grünen, saftigen Zweigen zu sättigen. Sein Riesenableib bricht auf dem Weg, den es einschlägt, Stämme und Büsche, sie wie schwache Halme knickend, denn nie weicht es von der geraden Linie, und sein gewaltiges Horn entwurzelt selbst Bäume, die ihm entgegenstehen.

Von den Felsen steigt eine Herde Affen herab. Die Äfflein reiten auf dem Rücken der Mutter; ein Geschnatter geht vor ihnen her, gleich einem alten Weiber-Congreß; oder das stoßweise Gebrüll des Brüllaffen, das aus einem gewaltigen Sprachrohr hervorzugehen scheint, ruft die Gefährten. Auch sie, gesättigt von dem Morgenmahl, aus Scorpionen und Spinnen, die sie unter losen Steinen aufgejagt, und aus den kleinen Zwiebelgewächsen bestehend, die sie aus dem Sande gescharrt, steigen zum Alles belebenden, alle Wesen der Schöpfung in seine Nähe ziehenden Wasser.

Durch die Binsen und das Schilf schleichen verstohlen Rehe und prüfen mit den großen, fragenden Augen das Terrain. Der braune, runde Duikerbock, der ungestaltete Kudu, die Gazelle und hundert andere Gattungen des großen Antilopen-Geschlechts, die eine Wonne europäischer Naturpedanten sein würden, setzen mit zierlichem Sprung an das Ufer, trinken hastig und entfliehen bei dem Geräusch, das ein Alligator macht, der mit dem Schwanz auf die Wasserfläche schlägt. Sie wissen, es ist noch nicht der gefährlichste Feind, der im Schilf ihrer lauert. Früher graste auch der stattliche Elephant an den grünen, mit der blauen *Nymphaea capensis* geschmückten Ufern; er hat sich jedoch längst weiter in das Innere zurückgezogen, sein kostbares Elfenbein zu retten. Hie und da streckt eine schöngefleckte Zibethkatze den Kopf aus dem Gebüsch und schaut klug umher; dann folgt vorsichtig und zögernd ein feines, schwarzsammetnes Füßchen: aber sie erspät Gefahr – ihre Augen leuchten und mit einem verdrießlichen Geknurr verschwindet sie wieder.

Nicht minder lebendig ist es auch im Strom selbst. Hie und da taucht ein Biber auf und zimmert unter den Hölzern; dort schiebt sich schwerfällig und träge eine große Schildkröte einher; tief flattern wilde Enten und furchen die spiegelnde Fläche; Schnepfen schießen in jähem Fluge von einem Rohrgebüsch zum andern und das flinke Volk der Becassinen scherzt zwischen Schilf und taucht in die klare Fluth. Auf seichten Stellen stolziert der langbeinige, purpurne Flamingo zur Seite des schimmernden Ahinga; am Rande der Lagune steht in philosophischer Ruhe auf einem Bein der graue Kranich und schaut unbeweglich in das stille Wasser, gleich als galt es, dort ein Problem zu lösen. Von den Dorngebüsch, umsäumt mit zahllosen, weißen Glocken der *Calla aethiopica*, ertönt der schrille Ton des Perlhuhns, der laute Ruf des rothen Rebhühnervolkes und der prächtigen Goldfasane.

Noch anderes, Schrecken und Gefahr drohendes Leben birgt sich still und unbeweglich in den ungeheuren Besen des gigantischen Ginster. Seine Zeit ist noch nicht gekommen. –

Auf einem Felsen, der auch vom Lande aus steil emporsteigend seinen flachen Gipfel in einer Höhe von wohl 50 Fuß, gleich einer Warte, hinüberstreckt über den Spiegel des Om-Kai, ruhen drei Männer, höchst verschieden in ihrem Aussehn und in ihrem Wesen. Zwei davon scheinen eben aus dem Schlaf erwacht, der Dritte Wache gehalten zu haben.

Dieser ist offenbar ein britischer Soldat, dahin deuten die an vielen Stellen von den Dornen des Weges zerrissenen Leinenhosen, die schmutzig-rothe, mit Militärknöpfen versehene Jacke und das Kommissgewehr mit dem Bayonnet, das neben ihm liegt. Auf dem Kopf trägt er

einen Hut von Rohrgeflecht; sein wohlgebauter, kräftiger Körper schauert zuweilen zusammen, denn die dünne Kleidung hat ihn gegen die Kühle des Morgens und den erkältenden Thau nur wenig zu schützen vermocht. Er ist ein noch junger Mann von gutem Aussehn. Aber seine Augen liegen tief in den Höhlen, von dunklem Rand umgeben, und blicken mit einem düstern, starren Ausdruck vor sich hin.

Der Mann, der neben ihm liegt, hat während der Nacht noch einen weit geringern Schutz der Kleidung genossen, als Jener, aber Luft und Thau scheinen ihn eben so wenig zu kümmern, wie die glühenden Strahlen der Mittagsonne. Die fast gänzliche Nacktheit der Glieder zeigt eine Gestalt, die einer Eisenstatue des Apoll gleicht; denn von rothbrauner, fast schwarzer Farbe ist seine Haut – er ist ein Kaffer. Ein Carroß, der Mantel aus Thierhäuten, den der Kaffer um die Schultern trägt, am Hals mit den Vorderklauen verschlungen, ist seine Hauptbekleidung. Daß sein Carroß aus einem prächtigen Tigerfell besteht, statt der gewöhnlichen Leopardenhaut, beweist, daß er ein Häuptling ist; denn die großen, goldenen Ohrringe, die Goldspange am linken Arm und die Schnur großer Glasperlen hat er mit allen Kaffern gemein. An einem schmalen Gürtel von Antilopenhaut hängt hinten und vorn die eigenthümliche, nur wenige Zoll breite und etwa 2 Fuß lange Schürze aus geflochtenen und fransenartigen Riemen. Sie bildet mit dem Carroß und den fein mit Thiersehnen ausgenähten, mit den Stacheln des Stachelschweins und Glasperlen verzierten Mocassins die einzige Bekleidung des Mannes.

Sein Kopf ist unbedeckt. Eine dichte Masse wolliger, krauser Haare, ein fast filzartiges Gewebe von der Form einer Mütze oder eines Helmes bildend, schützt ihn besser wie jede europäische Kopfbedeckung. Aus diesem Haarwulst ragt der zierlich geschnitzte Stiel des kleinen Elfenbeinlöffels, hervor, dessen sich der Kaffer bedient, um seine Nase mit Schnupftabak zu füllen. Den Letztern trug er in einem kleinen, ausgehöhlten Kürbiß an seinem Gürtel, an dessen anderer Seite Pulverhorn und Kugelbeutel vom Fell der Zibethkatze hängen.

Neben dem Häuptling liegt eine schöne Büchse französischer Arbeit, mit sorgfältig umhülltem Schloß, doch auch der Assagai, der gefährliche Wurfspieß des Volkes, aus dem zähen Holze der *Cartisia faginea* geschnitzt, nebst Bogen und Pfeilen, und dem Kerie, der kurzen und dicken Keule von hartem Holz.

Die Züge dieses Wilden zeigen fast gar keine Spur des Negerartigen, ja sie nähern sich der Reinheit der klassischen Linien, in Nase und Stirn, und nur die breiteren Backenknochen und die volleren, wenn auch keineswegs unschönen Lippen verrathen den afrikanischen Ursprung.

Der Mann, der hier in der stolzen Nacktheit seines Volkes, europäische Sitte und Weichlichkeit verspottend, liegt, ist nichts desto weniger wohl mit ihr vertraut. Es ist *Tzatzoe*, der kühne und von den Briten gefürchtete Gaika-Häuptling, der eine liberale Erziehung in England genoß, und dort eine geraume Zeit ganz nach europäischer Weise lebte. Er spricht fertig die französische, englische und holländische Sprache, und ist mit vielen Künsten der Civilisation wohl vertraut; aber bei der Rückkehr in die Heimath warf er alles Europäische von sich und nahm mit dem Carroß wieder die wilde Majestät eines Häuptlings an.

Das dritte Mitglied der kleinen Gesellschaft ist ganz sein Gegentheil. Es ist ein breitschultriger, kräftiger Boor, dessen zähe Stärke und Thätigkeit das Alter von 60 Jahren noch wenig

gebeugt hat. Es ist *Andries Pretorius*, der berühmte Führer der Booren in der Boomplantschlacht am 22. November 1845, in der die Ausgewanderten noch ein Mal für ihre Freiheit gegen britische Willkür kämpften.

Ehe wir in unsrer Erzählung weiter gehen, müssen wir der Geschichte des Kaps einige Worte widmen.

Viele Jahre sind verflossen, seit die Kapkolonie (1802 und 14) den Holländern aus den Händen gespielt und ihre damals fast rein holländische Bevölkerung unter englische Herrschaft gestellt wurde: aber diese lange Zeit hat weder vermocht, die zähe Hartnäckigkeit nationaler Antipathie zu mildern, noch die Heftigkeit des Hasses zu entkräften, welcher aus jener Umgestaltung entsprang und immer der Inbegriff der politischen Gefühle der holländischen Kolonisten geblieben ist. Dieser Haß wurde durch verschiedene unpassende und tyrannische Maßregeln des englischen Gouvernements genährt. Jene Humanität und jener Liberalismus, mit denen England auf Kosten Anderer zu kokettiren liebt, ruinirte die alten Bewohner. Indem es die Schwarzen zu Schoßkindern machte, bevölkerte es das Land mit Vagabunden, Dieben und Mördern; eine Legion von Missionairen verwickelte die Grenzbewohner in fortwährende Streitigkeiten; Schmarotzer und jüngere Söhne mästeten sich vom Mark des Landes, ohne das Geringste von seinen Sitten und seiner Verwaltung zu verstehen; verwickelte Gesetze traten an die Stelle einfacher, verständiger Maßregeln. Der Boor durfte seinen übermüthigen, schwarzen Knecht nicht mehr selbst strafen: er mußte vielleicht ein paar hundert Meilen weit bei einem englischen Magistrat Gerechtigkeit suchen, der weder mit der Sprache, noch mit den Gebräuchen des Landes bekannt war; ja er durfte, ohne sich einer gefährlichen Untersuchung blozustellen, nicht mehr seine eigene Vertheidigung gegen die Räuber und Mörder an der Grenze wagen, obgleich das Gouvernement, 600 Meilen entfernt, ihm keinen Schutz gewähren konnte. Die Parteilichkeit der Engländer für die Schwarzen war den Farbigen sehr bald bekannt, und wurde von diesen als Garantie für gänzliche Straflosigkeit angesehen. Raub und Mord kamen häufiger vor als je. Dazu kam der schwere Verlust durch die Sklavene-mancipation. Ein Drittel des von den sogenannten, aus England abgeschickten, Humanitäts-Agenten abgeschätzten Werthes – der oft kaum den *zehnten* Theil des Anlagekapitals betrug – wurde von der englischen Regierung vergütet. Allein, da dieses Drittel nicht in der Kolonie, sondern in London ausgezahlt wurde, mußte sich der Boor der Agenten bedienen, so daß die Vergütung gewöhnlich auf Nichts zusammenschmolz. Die früher wohlhabenden Männer waren bald so weit gebracht, daß sie in der Bitterkeit ihres Herzens kein Opfer scheuten, um sich der englischen Herrschaft zu entziehen. Denn die von ihnen dem Gouvernement zu wiederholten Malen vorgetragenen Beschwerden waren immer nur mit Verachtung oder jener arglistigen Zweideutigkeit abgewiesen worden, welche ebenso feig zur Opposition als zur Concession ist.

So entstand vom Jahr 1836 an eine allgemeine Auswanderung der Booren, nachdem sie vorher beim britischen Gouvernement angefragt, ob ein Gesetz bestände, welches ihre Auswanderung von der Kolonie und ihre Niederlassung im Innern verhindern könne, und man ihnen mit »Nein« geantwortet hatte. Die Booren zogen aus ihrer Heimath, indem sie Bauergüter, die später für 1–2000 Pfd. Sterl. verkauft wurden, oft gegen einen Ochsenwagen oder gegen sonst nothwendige Güter vertauschten, die kaum 40 Pfd. werth waren. Fünftausend Männer verließen von 1836–38 die Kolonie. Aus dem vereinigten Lager jenseits der

Grenze richtete ihr Anführer ein ehrerbietiges¹ Abschiedsschreiben an das Gouvernement, in welchem er wiederholte, daß erst, nachdem alle ihre Bemühungen um Abhilfe ihrer Leiden fruchtlos geblieben, sie beschlossen hätten, das Land ihrer Geburt zu verlassen, um einen rebellischen Streit mit dem Gouvernement zu vermeiden. Dann theilten sie sich und zogen nordöstlich über den Garing (Orangefluß), an die Quathlamba-Gebirge; andere drangen noch weiter vor und gründeten die reiche Niederlassung in Port-Natal. Kolossale, fast unbewohnte, fruchtbare Weidegebiete hatten sie von den bisherigen Besitzern durch Vertrag erworben. Schwer und blutig waren die Kämpfe, welche sie mit ihren wilden Nachbarn zu bestehen hatten, ehe es ihnen gelang, drei neue kleine Staaten zu gründen und Pietermauritzburg, die jetzt blühende Hauptstadt, zu erbauen.

Aber der britische Leopard witterte nicht sobald, daß die neuen Kolonien blühend und wohlhabend wurden, als er plötzlich die Entdeckung machte, daß Port-Natal schon vor Adams Zeiten eine englische Kolonie gewesen, daß alle dort Ansässige britische Unterthanen seien, und daß die kleine Republik an der nordöstlichen Grenze der Kapkolonie ein zu gefährliches Beispiel der Unabhängigkeit für die unruhigen Wilden wäre. Als bald kam ein ganzes Corps von Soldaten, Beamten, Advokaten und anderen Blutegeln an; mit Bomben und congreschen Raketen wurde die Aufnahme in Port Natal erzwungen, und als die Booren – mit Erbitterung erkennend, daß selbst die Wüste der britischen Verfolgung keine Grenze setze – mit den Waffen in der Hand widerstanden und die englischen Beamten zurückschickten, zog der damalige Gouverneur, Sir *Harry Smith*, mit Heeresmacht gegen sie und setzte einen Preis von 500, dann von 1000 Pfd. auf den Kopf ihres Anführers, Andries Pretorius. Dieser antwortete damit, daß er den doppelten Preis für den Kopf des Gouverneurs proclamarie.

Die Folge war die Boomplaats-Schlacht, in welcher die Booren, nach hartnäckigem Widerstand, der englischen Übermacht, verstärkt durch erkaufte wilde Horden, unterlagen. Ein Theil unterwarf sich der britischen Herrschaft, ein anderer zog noch tiefer hinein in die Wüsten Afrika's.

Der Kaffernkrieg von 1835 war, ähnlich wie die Kriege von 1812, 1819, 1820 und 1827, die Folge der willkürlichen Beraubung des Häuptlings Macomo um sein Gebiet im Chumil-Thal, das von den Missionairen zu der berüchtigten Hottentotten Niederlassung Katrevier verwendet wurde. Nach blutigem Kampf wurden die Kaffern über den Kai zurückgedrängt.

Doch der weiße Mann in seiner Ländergier wird nimmer satt. Immer weiter dringt er vorwärts – die Missionaire als Avantgarde; ihnen nach die Tochtgänger mit Glasperlen, blanken Knöpfen und Branntwein; dann die bewaffnete Macht, um die Civilisation unter den Wilden einzuführen und zu erhalten; zuletzt das Gesetz und der rothgefärbte Galgen, und vor diesen Wohlthaten der Civilisation wird das Geschlecht der Kaffern einst verschwinden, wie die rothen Söhne der amerikanischen Wälder und Prairien verschwinden; denn nimmer wird der stolze Kaffer der entwürdigte Sklave der Weißen werden.

Der Streit zweier Stämme im Innern um einen Weideplatz mußte jetzt dem britischen Gouvernement auf's Neue Gelegenheit geben, sich in die Angelegenheiten des Volkes zu mischen und das Gebiet der Kolonie zu erweitern. Sir *George Cathcart*, der nachherige General-Gouverneur der Kapkolonie, jetzt Lieutenant-Gouverneur des östlichen Theils, hatte bereits ein Corps zusammengezogen und stand mit diesem an der Grenze des britischen Gebiets.

¹Historisch.

Nach diesen historischen Andeutungen kehren wir zu der kleinen Gruppe am Ufer des Kai oder Keebia zurück, der bis zum Amatola-Gebirge die Grenze zwischen den englischen Kolonien und den Gebieten der großen Völkerschaften der Tambookies (Galekas) und der Amakosas bildet, die in verschiedene von einander unabhängige Stämme zerfallen, und denen sich weiter nördlich die Zooluh's oder Zuluh's anschließen. –

Der alte Boor hatte ein intelligentes entschlossenes Gesicht, in dem jedoch auch der gutmüthige phlegmatische Ausdruck des Holländers unverkennbar war. Er trug eine kurze Jacke von grobem Tuch, Lederhosen mit Mocassins und einen breiten Sombrero, in dessen Band seine kurze Pfeife steckte. Quer über seinem Knie lag eine der sogenannten Pavianspooten, die 6 Fuß langen überaus schweren Lieblingsgewehre – »Roere« – der Booren, aus denen sie mit erstaunenswürdiger Präcision in unglaublicher Entfernung schießen, deren Gebrauch aber dem Uneingeweihten nicht zu rathen ist, wenn das Ricochet ihm nicht den Arm zerschmettern oder ihn zu Boden schleudern soll. Das schön polirte Rinderhorn als Pulverkammer und der lederne Kugelgürtel nebst einer wollenen Decke bildeten den Rest seiner Armatur.

»Nimm die Decke, Neef Piet,«¹ sagte der Alte, »und hülle Dich hinein. Der kalte Thau macht die verwöhnten Stadtleute frieren, selbst in den heißen Monden. Überdies ist Dein rother Rock unseren Augen nicht angenehm.«

»Fluch ihm und Allen, die ihn tragen!« rief der junge Mann mit einem Ausdruck wilden Grimms.

»Hast Du etwas Ungewöhnliches vernommen während Deiner Wache?«

»Nichts, Oom Andries, als das Schnauben der Hyäne und das ferne Brüllen eines Löwen.«

»Hat der junge Abalungo,« fragte der Wilde, »das Winseln des Schakals gehört, der den Herrn der Wüste begleitet?«

»Ich erinnere mich, daß vor einer Stunde, ehe noch die erste Morgendämmerung sich zeigte, ein Geschrei, wie das eines Kindes wiederholt erklang. Es kam vom andern Ufer, aber aus ziemlicher Entfernung. Ist es der Ton, den Du meinst, Häuptling!«

Der Wilde nickte. »Tzatzoe,« sagte er mit Bedeutung, »ist zehn Sommer fern gewesen im Lande der großen Mutter,² aber er hat die Stimmen seiner Jugend in seinem Ohr zurückgebracht in das Land seiner Väter.«

»Der Junge ist von Kind auf in der Kapstadt erzogen worden,« entschuldigte der alte Boor, »und nur selten zu seinen Verwandten gekommen. Doch ich glaube, es ist Zeit, daß wir aufbrechen – die Sonne wird uns jetzt die Fährte weiter zeigen, die wir bis hierher verfolgt.«

Aber der Kaffer hielt ihn zurück, indem er die Hand auf seinen Arm legte und sprach: »Der Inkosi Inculu der Dütchmen³ wird wohlthun zu warten. Die Büffel sind noch nicht zur Tränke gekommen, und die Büsche jenes Rohrs wehen Übles.«

Der Alte sah scharf auf den bezeichneten Punkt in einem Dickicht von Binsen und Rohr, das seine Federbüsche fünf bis sechs Ellen hoch in die Luft erhob. An einer Stelle, nahe dem Flußufer, zeigte sich eine Lücke, und das Rohr bewegte sich in diesem Augenblick in einer Weise, die nicht von dem Luftzuge herrühren konnte.

¹Neffe Peter.

²Königin Victoria.

³Großer Häuptling der Holländer (Deutschen – wie der Wilde alle Europäer, außer den Engländern benennt).

Der Boor griff sogleich nach seinem Roer, und wollte das Tuch abwickeln, mit dem das Schloß gegen den Nachthau geschützt worden, aber wiederum verhinderte ihn der Häuptling daran. »Mein Bruder möge bedenken,« sagte er in den weichen Tönen der Kaffernsprache,¹ »daß der Donner der Feuerwaffe uns unseren Feinden verrathen wird, wenn sie jenseits des Kai ihr Nachtlager aufgeschlagen. Wir müssen harren, bis der Herr der Wüste sein Mahl gehalten, wenn wir ihre Spur nicht verlieren wollen.«

Der Holländer sah augenblicklich die Richtigkeit der Bemerkung ein und begnügte sich mit der Frage: »Wie lange werden wir warten müssen?«

»Das Gestirn des Tages muß eine Stunde am Himmel stehen, ehe der Büffel sich zeigt,« antwortete der Häuptling.

»Sie werden ihre Fährten verwischen, Tzatzoe!«

»Die Büffel kommen vom Morgen – die Spuren unserer weißen Feinde wenden sich gegen Niedergang.« Damit streckte der Wilde sich wieder auf seinen Carroß, nachdem er seine Nase durch Hilfe des Löffels mit Schnupftabak gefüllt hatte.

»So haben wir noch eine halbe Stunde Zeit, Neef Piet,« meinte der Boor, die kurze Pfeife aus seiner Ledertasche stopfend, »und Du magst uns jetzt ausführlich berichten, was Dich hierher und in unsere Gesellschaft gebracht, als wir Dich gestern Abend fanden, war keine Zeit zu langem Gesvinust.«

»Du sollst Alles erfahren, Oom Andries,« sagte der junge Mann aufgeregt, »meine Schmach und Schande, und die Gluth der Rache, die mich verzehrt!« Er riß die alte Uniform vom Leibe und ließ das Hemd über die Schultern fallen – ein schrecklicher Anblick zeigte sich den Augen seiner beiden Gefährten – der Rücken des jungen Mannes war mit einer Unzahl von langen, meist nur halb oder schlecht geheilten Wunden bedeckt, die offenbar durch die Schläge eines Züchtigungsinstruments veranlaßt worden, und von denen viele so tief waren, daß man die Finger bequem in die halb offenen Narben legen konnte.

Der alte Boor schauderte zurück. Das Blut seiner alten Familie regte sich in ihm, die seiner europäischen Heimath reiche Handelsfürsten, mächtige Rathsherren und kühne Krieger gegeben hatte, und er fragte den Neffen, der sein erglühendes Gesicht in den Händen verborgen hielt, kurz und rauh: »Wer that dies?«

Der Gaika sah ihn mit höhnischem Blick an, indem er seine Finger auf die Wunden des jungen Mannes legte: »Warum fragt mein Bruder? Der Umakosa tödtet seine Söhne, wenn sie Unrecht gethan, aber er entehrt sie nicht! Tzatzoe hat gar viele Male gesehen, als er im Lande der großen Mutter war, wie die Krieger, die dieses Kleid tragen, geschlagen wurden, wie Hunde.«

»Die Engländer also? – Rede Neffe – welches Verbrechen hast Du Dich schuldig gemacht?«

¹Es wird vielleicht unsere Leser interessiren, eine Probe dieser Sprache zu hören, welche die sonoren Laute des Griechischen mit dem weichen Gesang des Italienischen zu verschmelzen scheint. Wir geben eine kleine Probe in der Übersetzung der Worte des Vater Unser: »Zu uns komme Dein Reich, Dein Wille geschehe, Dein ist das Reich, die Kraft und Herrlichkeit« im Amakosa-Dialekt:

Amaubla ukuhsa kuahku makuhlu

Jeuzah kokuahku

Akaudannios, amauhla

Asiuhkosiue, napahkaté.

Wieder lachte der Wilde höhnisch auf. »Alter Häuptling,« sagte er bitter – »warum fragst Du diesen da, was er verbrochen? – Was hatten die Kinder meines Volkes gethan, das friedlich wohnte von den Quellen des Nicokamma, bis er sich mischt mit dem großen Salzsee gen Mittag,¹ als die Englishmen ihnen befahlen, binnen zwei Mondenfristen das Land zu räumen, das ihre Väter besessen, ehe der Abalungo kam an unsere Küsten. Was hatten sie gethan, daß Greise, Männer, Weiber und Kinder niedergeschossen wurden, wie die Hyäne der Felsgebirge, Alle, die man noch nach der festgesetzten Frist im Lande fand; bloß weil sie sich nicht so leicht von den Gräbern der Ihren trennen konnten!« Das Auge des Kaffern leuchtete in wildem Haß bei der Erinnerung an jene furchtbare und grausame Maßregel, die durch Nichts gerechtfertigt noch entschuldigt werden kann, und deren Gedächtniß unverilgbar im Herzen der Stämme fortlebt. »Als der Dütchmen an die Küsten meines Volkes gekommen ist,« fuhr der Häuptling fort, »gab er ihm Perlen und viele Dinge, die der Kaffer nie gekannt. Meine Väter waren schwach, und sie gaben dem Fremdling Land dafür; aber es war ein ehrlicher Handel, und wenn auch der Abalungo reich und mächtig ward und der schwarze Mann arm an Weiden und Heerden, sie handelten ehrlich mit einander, sie kämpften als Krieger, wenn sie Streit hatten; ihr Land wurde ihnen nicht ohne Kampf genommen, um es den schlechten Hottentotten zu geben,² und die Medicinmänner im schwarzen Kleid drangen ihnen nicht einen blutigen Gott auf, den ihre Väter nicht kannten, statt Utika, des Schönen!³ – Tzatzoe hat geprüft und mit eigenen Augen geschaut, und er hat erfahren, daß das Volk der großen Mutter mehr Schelme zählt, als selbst der Hottentott und der Bosjeman.⁴ Er ist weise geworden, und wird lieber sterben auf dem Land, das er bewohnt, ehe er es giebt in die Hände seiner und Deiner Feinde. Der Amakosa und der Dütchmen haben den Assagai vergraben und sind Brüder geworden in Kampf gegen den Englishman.«

Nach dieser mit tiefem Ausdruck gesprochenen Rede verließ der Häuptling seinen Platz und verschwand, ohne zu sagen, wohin er sich begeben wolle, von der Felsplatte, seine Waffen dort zurücklassend.

»Neef Piet,« sagte der tapfere Anführer der Booren, »wir sind jetzt allein. Ich bin Dein ältester Verwandter von Deines Vaters Seite her, Du mußt zu mir reden, als ob Du zum Pfarrherrn sprächst. Dein Vater war mein Bruder, aber er ward einer von den Studirten, und schied aus den Reihen seines Volkes, als er die Engländerin, Deine Mutter, heirathete.«

»Ich weiß, Oom, daß mein Vater Unrecht that, von den alten Gebräuchen der Familie zu weichen, und ich glaube, er hat es späterhin vielmals bereut, obschon er meine Mutter herzlich geminnt hat.«

»Laß gut sein, Piet,« meinte der Andere, »er war ein unruhiges Blut, volle zehn Jahre jünger als ich, und ruht auf dem Kirchhof am Kap. Ich bot Deiner Mutter an, als ich vor acht Jahren, nach meines Bruders Tode, zur Kapstadt kam, Dich mit mir zu nehmen und in unserm Stande zu erziehen. Sie weigerte es und wollte, daß Du ein Bücherwurm würdest, wie Dein Vater. Vielleicht war es gut für Dich, denn zwei Jahre später setzte Sir Harry Smith 1000 Pfund auf den Kopf Deines Ooms.«

¹In der Delagoa-Bai; – die von dem Wilden erwähnte scheußliche Handlungsweise des britischen Gouvernements ist leider historisch und ereignete sich 1812.

²Wie bei der obenerwähnten Kolonie Katrevier geschah.

³Bei den südlichen Stämmen: Das höchste Wesen.

⁴Buschmann.

»Meine Mutter starb,« erzählte finster der Neffe; »wir hatten mancherlei Anfeindungen auszustehen, Oom Andries, zu jener Zeit, weil wir Deinen Namen trugen. Aber meine Mutter segnete Dich noch auf dem Sterbelager, denn wohl wußte sie, von wem nach meines Vaters Tode die Mittel ihr gekommen waren, sich und mich zu ernähren. Ich wollte nach England gehen, um meine Studien fortzusetzen. Ich gedachte Advokat zu werden, Oom Andries, um die Sache meiner unterdrückten Landsleute vor den Schranken der Gerichtshöfe führen zu können; denn ich fühlte das Blut meines Vaters in mir und war stolz, als ich von Euren tapferen aber unglücklichen Kämpfen um die neue Heimath hörte, die Ihr Euch erworben. Da trat das unglückliche Ereigniß ein, das mich zum elendesten der Menschen machte.«

»Wie kamst Du zu diesem Rock, Neef Piet?«

»Höre weiter. Ich liebte eine Fremde – die Tochter eines deutschen Missionairs, den der große Missionsverein in Berlin, der Hauptstadt des Königs, der mit unseren alten Gebieten nahe verwandt ist, hierher geschickt. *Louise* hieß das Maidje – wie die schöne Preußenkönigin geheißt hat – und ich glaube, sie liebte mich wieder. Aber ins Haus ihres Vaters, der noch längere Zeit in der Kapstadt bleiben wollte, ehe er nach der Grenze zog, kam ein englischer Capitain, *Sir Hugh Rivers*, vom 93. Linien-Regiment. Was soll ich weiter sagen, wir waren Nebenbuhler, er der wohlhabendere, mächtigere, von der Mutter unterstützt – ich auf das Herz der Geliebten vertrauend. Er haßte mich, ich wußte es, aber sein Zorn war mir gleichgiltig – ich ahnte nicht, daß er mir eine tückische Schlinge gelegt hatte. Eines Abends war ich mit mehreren Gefährten, Schreibern von Advokaten und Praktikanten in einer fröhlichen Gesellschaft gewesen, wo der Constantia-Wein nicht geschont wurde. Schon halb berauscht, ließ ich mich verleiten, noch eine Schänke zu besuchen, in der Soldaten und Matrosen ihr Wesen trieben. Ein Mann, den ich oft gesehen im Gespräch mit den Offizieren der Stadt, machte sich an mich – er trank mir zu, Weiber kamen zum Tanz, wir wechselten im trunkenen Jubel die Röcke zur tollen Maskerade, ich trank auf die Gesundheit der Königin, und – als ich am andern Morgen erwachte – lag ich in der Wachtstube der Kaserne; man sagte mir, ich hätte das Werbegeld genommen und sei Rekrut!«

»Schändlich!« murrte der Boor – »und dennoch – magst Du Dich bedanken, daß sie nach dem menschenfreundlichen Recht ihrer Gesetze Dich nur zum Soldaten geworben und Dich nicht als Matrosen gepreßt und nach entlegenen Meeren gesandt haben.«

»Ich wollte, es wäre geschehen!« stöhnte der junge Mann. »Schreckliches wäre mir erspart worden. Aber teuflische Bosheit hatte gerade dieses Loos für mich ausgesucht. All mein Protestiren, mein Flehen half mir Nichts – man warf mir mein holländisch Blut, meinen Namen vor und meinte, ich möge als Soldat beweisen, daß ich kein Rebell gegen die Krone sei, wie Du. Ich ward dem Regiment, ja der Compagnie meines Nebenbuhlers zugetheilt, und bald erfuhr ich durch einen mitleidigen Sergeanten, daß alles das, ja meine Anwerbung selbst, sein Werk sei. Ich hatte beschlossen, mein Schicksal wie ein Mann mit Gottes Hilfe zu tragen; aber, Oom Andries! es giebt auch für den Stärksten, für den Geduldigsten eine Grenze, das sollte ich bald erfahren. Ein Leben voll Höllenqualen begann für mich, Rivers wußte täglich Gelegenheit zu finden, mich zu demüthigen und mit Strafen zu belegen. Wenn er des Morgens seine Compagnie zum Exerciren führte, geschah es an ihrer Wohnung vorbei, jedes kleine Versehen, jede Unkenntniß des Dienstes wurde mit der größten Härte bestraft und die Zahl meiner Quäler war bald stark angewachsen, als die Corporale und Sergeanten merkten, wie sie sich dadurch ihrem Capitain angenehm zu machen vermöchten.

»Zwei Dinge hielten mich damals nur noch aufrecht – das war der Schutz und Trost, den mir ein junger Lieutenant unserer Compagnie, *Edward Delafosse*, wo er nur konnte, zu Theil werden ließ, und ein Zettel, den mir eines Abends, als ich vor der Kaserne auf Posten stand, ein Knabe in die Hand steckte. Er kam von ihr, es waren Worte des Trostes, der Hoffnung und der Liebe in meinem Elend, sie selbst sprach sie aus und gelobte mir Treue. Aber es war zugleich der Abschied, ich sollte sie nicht mehr sehen – sie zog mit ihrem Vater nach einer Missionsstation an den Grenzen des Kafferngebiets.

»An der steigenden Bosheit des Capitains konnte ich sehen, daß seine Bewerbungen um Louise fruchtlos ausgefallen. Alles frühere Leiden wog Nichts gegen die Peinigungen, denen ich jetzt unterworfen wurde, denn Rivers, von seinem Rechte Gebrauch machend, wählte gerade mich aus der ganzen Compagnie zu seinem persönlichen Diener.«

»Der Herr züchtigt, die er lieb hat,« sagte der alte Boor feierlich.

»Das Regiment,« fuhr der junge Mann fort, »war nach Fort Beaufort beordert und man sprach bereits viel von einem Zuge gegen die Kaffern. Es war vor vierzehn Tagen, als bei einem Recognosciren an den Ufern des Katzenflusses Rivers mir befahl, mit einem Handpferde nach dem andern Ufer überzusetzen und ihn dort zu erwarten. Das Thier war unbändig und wild, in der Mitte des Stroms scheute es und riß sich los, ich vermochte es nicht zu halten. Das Pferd wurde von der angeschwollenen Fluth erfaßt und stromabwärts gerissen, alle Versuche, es zu retten, waren vergebens. An den glatten Klippen bemühte es sich, hinauf zu klimmen, aber es glitt ab, überschlug und ward nicht mehr gesehen. Rivers hielt zornroth am Ufer, als ich es erreichte. Ich wollte mich rechtfertigen – hundert Zeugen standen umher, die es gesehen, daß mich keine Schuld traf, er aber hieb mich mit der Reitgerte in das Gesicht, daß das Blut herabfloß und rief: ›Schurke – Du hast mein bestes Pferd muthwillig verloren!‹ – Das Blut kochte in meinem Innern, aber ich dachte der Disciplin und – Louisens, und schwieg. Ein zweiter Hieb folgte, ein dritter – da war ich meiner nicht länger mächtig, ich drückte dem Pferde, das ich ritt, die Sporen in den Leib und warf mich auf ihn – er hielt dicht am Rande des Stroms – der heftige Anprall warf ihn sammt dem Roß in die Wellen.

»Ein Schrei des Schreckens kam von Aller Lippen – einen Augenblick stand ich selbst stumm und bestürzt, – dann schoß der Gedanke an die Folgen wie ein Blitz durch mein Gehirn, ich sprang vom Pferd und ihm nach in das Wasser. Das seine hatte sich bereits emporgearbeitet – mein Feind aber war versunken, nur die Hand noch, die mich eben geschlagen, tauchte aus den Wellen. Einen Moment lang dachte ich daran, mit meinem Peiniger zu sterben – im nächsten aber war ich bei ihm, tauchte unter und brachte ihn mit unerhörter Anstrengung zur Oberfläche. Gott lieh mir Kraft, und die eigene Lebensgefahr nicht achtend, gelang es mir, den Besinnungslosen an's Ufer zu bringen. Dort fiel ich, selbst zu Tode erschöpft, in Ohnmacht. Als ich wieder zu mir kam, stand Rivers neben mir, bleich, triefend – mit boshaft funkelnden Augen. ›Diesmal, Bursche,‹ sagte er mit dem Tone erbitterten Hasses, ›sollst Du dem Verbrechertode nicht entgehen, bindet ihn!‹ und seine Creaturen warfen sich auf mich und schnürten mir die Arme auf den Rücken, daß mir die Stricke tief in das Fleisch einschnitten.

»Laß es mich kurz machen, Oom. Der Mann, den ich mit Gefahr meines Lebens wieder aus den Wellen geholt, übergab mich einem Kriegsgericht und ward mein erbitterter Ankläger. Ich wünschte den Tod, er wäre mir willkommen gewesen, aber – wegen meines sonstigen guten

Betragens und weil den Oberoffizieren vielleicht so Manches zu Ohren gekommen, ward ich begnadigt, – begnadigt zu dreihundert Peitschenhieben.«

Der Unglückliche bedeckte das Gesicht mit den Händen – der Boor schwieg, stumm vor sich hinschauend.

»Die Execution wurde vollstreckt,« fuhr jener eintönig fort. »Als der Schambock¹ mein Fleisch in blutige Fetzen riß, sah ich meinen Peiniger wenige Schritte von mir stehen und mit gleichgesinnten Genossen höhnisch lachend eine Wette schließen, wie viele Streiche ich aushalten würde. Da, Oom Andries, biß ich die Zähne zusammen und schwor, daß kein Laut des Jammers sein teuflisches Herz erfreuen sollte, aber that auch einen andern Eid, den Eid – wenn ich lebendig davon käme, mich blutig an ihm zu rächen und ihn zu tödten, wie die Bestien der Wüste.«

»Frevle nicht, Neef Piet,« sagte der Alte mit Würde – »für das Vaterland und Deine Brüder magst Du kämpfen, aber ›die Rache ist mein,‹ sagt der Herr, und er allein hat sie sich vorbehalten.«

»Der junge Abalungo fühlt seine Wunden,« sprach die Stimme des Wilden neben ihm, »und jede ruft ihm zu, daß er seinen Feind tödten müsse. So will es das Gesetz der Wüste und der tapferen Männer, wenn auch Jankanna² anders lehrt. Mein Vater ist alt und sein Blut weiß, er fühlt nicht mehr, wie die Jugend, wenn er auch ein tapferer und weiser Führer ist in der Schlacht. Ich bitte Dich, junger Freund, laß Deinen schwarzen Bruder die Wunden heilen, welche Deine weißen Brüder Dir geschlagen haben.« Damit legte der Wilde ihm heilende Kräuter auf den Rücken, die er so eben an den Felsen gesucht und zwischen zwei Steinen zerrieben hatte, und bekleidete ihn dann sorgsam wieder mit Hemde und Jacke.

Der junge Mann drückte ihm dankbar die Hand; ein Blick des Einverständnisses, den die Beiden tauschten, zeigte zur Genüge, daß sie über das Gefühl persönlicher Rache einverstanden und anderer Ansicht waren, als der Boor. Dann fuhr der Soldat in seiner Erzählung fort:

»Kein Laut kam über meine Lippen, ich verbiß den Schmerz, bis Ohnmacht meine Sinne umnachtete – von Zeugen meiner Schmach und meiner Leiden hörte ich, daß das letzte Drittheil der Strafe an einem leblosen Körper vollstreckt wurde. Der Büttel selbst muß Mitleid bei seinen Streichen gefühlt haben, sonst hätte ich die furchtbare Zahl unmöglich überstehen können. Als ich wieder zu mir kam, durch aufregende Mittel ins Leben zurück gerufen, lag ich in dem Lazareth des Forts. Sechs Wochen brachte ich dort zu, ehe mein mißhandelter Körper so weit wieder hergestellt war, um die verhaßten Abzeichen meiner Knechtschaft tragen zu können. Dann mußte ich ohne Barmherzigkeit fort, dem Regiment nach, das bereits an den Ufern des Kabusi an der Grenze des Kafferngebietes stand. Meinen Feind sah ich nicht wieder, eben so den Lieutenant nicht, der mir allein Wohlwollen bezeigt, es hieß, sie wären auf einem Posten weiter hin am Amatola-Gebirge. Mein Schicksal war allgemein bekannt, ich las es in jedem Blick; aber ich war auch entschlossen, die erste Gelegenheit, die sich bot, zu benutzen, um die Fesseln meiner Knechtschaft zu brechen, und zu den Feinden meiner Tyrannen zu fliehen.«

»Aber wie erfuhrt Du, daß ich in der Nähe weilte, und den Ort unsers Verstecks?«

¹Peitsche aus Rhinoceroshaut.

²Der Kaffernname eines unter den Stämmen vielgeehrten holländischen Missionairs, Dr. *van Kemp*.

»Es trieb sich ein trunkener Kaffer in der Umgebung unsers Lagers umher, ein Mensch, den der Branntwein entnervt und zum Spott der Engländer gemacht hatte. In allen Kantenen¹ war er zu finden; man sagte, er sei fürstlicher Abkunft und deshalb behandelte man ihn mit desto größerm Hohn. Als ich das erste Mal wieder auf Posten stand, taumelte er betrunken in meiner Nähe zu Boden. Ich kümmerte mich nicht um ihn, denn meine Seele hatte nur Raum für einen Gedanken. Plötzlich hörte ich meinen Namen nennen – niemand anders konnte es gethan haben, als der trunkene Kaffer, der sich immer näher zu mir herangewälzt. Ich sah auf ihn – und zu meinem Erstaunen blickten seine Augen mich listig und verständig an, sein Finger lag auf den Lippen zum Zeichen des Schweigens. Ich begriff, daß er mir unbemerkt etwas Wichtiges sagen wollte, setzte vor den Augen meiner Kameraden das Auf- und Niedergehen fort und weilte nur wie zufällig, wenn ich wieder in seine Nähe kam, einige Zeit bei dem Trunkenen, denn ich wußte, daß ich von vielen boshaften Augen beobachtet werden konnte. »Bist Du der Blutsfreund des Incosi Inculu der Dütchmen, der auf dem Boomplaat gegen die Rothröcke gekämpft?« fragte der Trunkene. Ich bejahte. »Ich weiß, was Dir geschehen,« fuhr er das nächste Mal fort, »wird der junge Krieger bei Denen bleiben, die ihn geschlagen, wie einen Hund?« – »Fluch ihnen,« rief ich, »jede Stunde, die ich hier ausharren muß, wird mir zur Höllenqual!« – »Wenn der junge Abalungo,« flüsterte Jener, »eine Stunde vor Sonnenaufgang seinen Posten verlassen will und immer in der Richtung jenes Berges fortgeht, dessen Spitze sich dort erhebt, gleich dem Haupt eines Kriegers, wird er am Abend an die Quelle des Bolo kommen, der seine Wasser in den Kai ergießt. Dort, wo drei mächtige Dattelpalmen ihre Federn in die Luft strecken, möge er das Wort rufen, das ich ihm sagen werde, und er wird einen Blutsfreund finden.« Ich überlegte, hin und her gehend die Worte des Mannes, und als ich zu ihm zurückkehrte, war ich entschlossen, seinem Rath zu folgen. Ich sagte es ihm. »Möge der junge Krieger unbemerkt sich zu mir bücken,« sprach er weiter, »und was ich ihm geben werde, in die Hand des Mannes legen, den er bei seinem Verwandten finden wird. Der Name »Macomo« wird ihm Schutz und Beistand sichern, wenn er einem schwarzen Mann begegnet.« Ich stolperte wie zufällig über den Trunkenbold und ließ mein Gewehr fallen. Indem ich mich schmähend bückte, es aufzuheben, drückte er mir das Stückchen Haut in die Hand, das ich Dir gestern gab, Häuptling. Bald darauf taumelte der seltsame Mensch, der sich mir als Freund erwiesen, der nächsten Branntweinschänke wieder zu, und gab vor zwei jungen Fähnrichen für ein Glas Rum den Kriegstanz seines Stammes zum Besten, die Zielscheibe des brutalen Hohns aller Umstehenden, bis er seiner Sinne gänzlich beraubt nochmals zu Boden fiel!«

Der Gaika-Häuptling lächelte ernst. »Der junge Abalungo,« sagte er, »sieht mit dem Auge seiner Kameraden. Wenn *Macomo*, der Sohn der großen Frau der Gaika's, auf seinen Tantam schlägt, werden tausend Krieger zu Fuß und eine gleiche Zahl auf schnellen Rossen seinem Rufe antworten. *Macomo* ist ein großer Häuptling in Kaffaria, und weiß das Auge seiner Feinde zu verdunkeln. Mein Bruder hat wohlgethan, ihm zu folgen, denn . . . «

Ein lautes Schnauben am jenseitigen Ufer unterbrach seine Rede. Aufblickend sahen sie durch das Rohrgebüsch zwei mächtige Büffel sich dem Flusse nähern. Der breite, mit zottigem langen Haar bedeckte Kopf und Vordertheil des Körpers, die starken kurzen Hörner und der tückische Blick gaben der ganzen Erscheinung dieser Thiere etwas überaus Wildes. Sie kamen in kurzem Galopp über die Ebene, die sich jenseits des Flusses ausdehnte, auf einer

¹Branntweinschenken.

zum Wasser führenden breiten Fährte heran, während sich in einiger Entfernung bereits ein größerer Haufe ihrer Gefährten zeigte, und standen schon nahe am Ufer, als beide plötzlich die Witterung eines gefährlichen Feindes zu empfangen schienen. Sie stutzten, schnaubten wild auf und peitschten mit ihren Schweifen die Luft, dann drehte sich der Eine plötzlich um und galoppierte mit lautem Brüllen davon, während der Andere, der seinem Gefährten einige Schritte voran gewesen war, gleich als erkenne er, daß er der Gefahr nicht mehr entfliehen könne, die Vorderfüße in den Boden stemmte und den dicken Kopf senkte. In demselben Augenblicke erscholl ein donnerartiges Gebrüll, welches das Herz des jungen Soldaten in der Brust erbeben machte, und sein Auge sah aus dem dichten Rohrgebüsch eine dunkle Masse sich erheben und mit einem gewaltigen Sprunge auf den Büffel werfen.

»Der Löwe!« flüsterte der Boor.

Der überfallene Büffel war ein Bulle von ungewöhnlicher Größe und durch seine Witterung auf den Kampf vorbereitet. Der Löwe fiel daher bei dem Sprung kaum auf den Nacken seines kräftigen Gegners, als er auch schon wohl zwei Ellen hoch wieder in die Luft geschleudert wurde und blutend in das Rohrgebüsch zurückfiel. Wohl zwei Minuten lang – während der die drei Männer auf dem Felsen unbeweglich das interessante blutige Schauspiel belauschten – schienen sich die beiden Kämpfer mit einem gewissen beiderseitigen Respekt vor ihren Kräften zu messen. Der Löwe, aus ein paar leichten Wunden blutend, hielt den Kopf zwischen den Vordertatzen, und man konnte den heißen Dampf aus seinem rothen Rachen stoßweise hervordringen sehen, während sein wüthendes Gebrüll die Luft erschütterte und alle Thiere umher in die Flucht trieb; sein trotziger Feind hielt wieder die Stirn ihm zugekehrt und die Hörner zum Empfang bereit. Plötzlich aber, wie einer Anwandlung des Schreckens unterliegend, sprang er scheu zur Seite und begann den Schweif hoch emporgestreckt, davon zu galoppiren. Doch hatte er noch keine vier Sprünge gemacht, als sein königlicher Gegner ihm zur Seite war und mit gewaltigem Satz sich auf den Rücken des Stiers warf. Der Anprall war so heftig, daß das Thier, trotz seiner riesigen Kraft, zu Boden stürzte, einige Zeit bildete die Gruppe einen sich wälzenden Knäuel von Gliedern, umherfliegendem Gestrüpp und Erdboden, in dem sich das gelblich fahle Fell des Löwen mit der dunklen Haut des Büffels schlangenartig wand; aber ehe die Anstrengungen des überfallenen Thieres ihm wieder auf die Beine helfen konnten, hatte der kräftigere Feind den empfindlichsten Theil, die Schnauze des Büffels gepackt und zermalmte sie in seinem Gebiß, während die langen, scharfen Krallen Hals und Brust des Stiers zerrissen, daß der warme Lebensstrom aus den zerfetzten Adern sprudelte. Der kräftige Bulle zuckte und schlug röchelnd umher, indeß der Löwe sein Blut aus den Kehladern schlürfte, dann streckte er verendend die Glieder. Noch bevor das Leben entflohen, saß der Löwe bereits auf dem Körper und riß große Stücke rauchenden Fleisches von demselben, die er heißhungrig verschlang.

Der Boor und der Kaffernhüptling waren zu alte, mit allen Scenen der Wildniß vertraute Jäger, als daß ihnen der Kampf der beiden Thiere etwas Neues hätte sein können, dennoch betrachteten auch sie ihn mit dem größten Interesse, gespannt auf den Ausgang, der keineswegs bei solchem Zusammentreffen immer für den König der Thierwelt günstig ist. Mehr als ein Mal hob sich das lange Gewehr des Booren, um dem gefährlichsten Feinde seiner Heerden das tödtende Blei zuzusenden, aber immer wieder hielt ihn Tzatzoe zurück und ungestört durfte der Wüstenkönig seine Mahlzeit verzehren, bei der man das Krachen der großen Markknochen zwischen seinen gewaltigen Zähnen selbst auf dem diesseitigen Ufer hören konnte.

Dies mochte etwa eine Stunde gewährt haben, als der Gaika sich erhob und seinen beiden Gefährten ankündigte, daß die Zeit zum Übersetzen gekommen. Der alte Boor folgte ihm ohne Verwunderung, der Erfahrung des Wilden vertrauend, nur Pieter konnte nicht begreifen, warum sie jetzt den Strom passiren wollten, da ihr gefährlicher Feind noch immer am andern Ufer lagerte.

Tzatzoe ging eine kurze Strecke am Ufer entlang, und das Gebrüll des Löwen verkündete alsbald, daß er den Menschen bemerkt. Unbekümmert darum suchte der Wilde unter dem Gestrüpp weiter, aber ein mißvergnügter Ausruf verkündete bald, daß er sich in seinen Erwartungen getäuscht, und er kam eilig zu dem Boor zurück. »Macomo sprach die Wahrheit,« sagte er, »der schwarze Mann, der die weißen Späher begleitet, führt nicht ohne Grund das Bild der Schlange. Es ist Congo, der Fingoe, und verflucht sei sein verrätherisches Geschlecht. Die Bambus, welche zum Floß dienen, sind alle fort. Er hat sie mit zum andern Ufer genommen, oder sie den Strom hinabtreiben lassen.«

»So wollen wir uns neue fällen,« entgegnete der Boor, indem er ein kleines scharfes Beil aus dem Gürtel zog und nach dem nächsten Rohrdickicht schritt.

»Mein Bruder vergißt, daß es uns zu lange aufhalten würde. Zwanzig Stämme von der Dicke meines Schenkels würden die Arbeit vieler Stunden erfordern und wir haben schon zu lange gesäumt. Tzatzoe wird ein anderes Mittel versuchen, um zu prüfen, ob ein Alligator lauert.«

Die Wilden und ihre halb civilisirten Nachbarn führen den Übergang über die Ströme, die sie wegen der Alligatoren nicht zu durchschwimmen wagen, gewöhnlich auf einem Floß von Bambushölzern aus. Die oft fußdicken Stämme werden in der Nähe gefällt, mit Wurzeln und Zweigen zusammengebunden und bilden durch ihre Leichtigkeit ein äußerst tragfähiges Fahrzeug. Es ist die Sitte der Einöde, die wieder gelösten Hölzer an den Ufern der Fuhrten liegen zu lassen, zum Gebrauch der Nächstkommenden. Gewöhnlich findet sich an beiden Seiten solcher Stellen eine genügende Menge von Rohrbalken.

Der Häuptling ließ seine Büchse bei den Freunden zurück und verschwand, mit dem Kerie bewaffnet, zwischen den Felsen. Es waren kaum zehn Minuten vergangen, als er zurückkehrte, in seinem Carroß ein großes Stachelschwein tragend, das durch die Schläge seiner kurzen Keule betäubt, in sich zusammengerollt lag. Nachdem er es auf den Boden geworfen, schnitt er rasch ein Paar wohl acht Ellen lange, junge Bambusrohre ab, und band an die Spitze des einen das Stachelschwein, indem er durch die Sehnen seiner Hinterfüße einen starken zähen Zweig zog. Es wurde bei dieser Operation sehr vorsichtig verfahren, denn die Wilden und Ansiedler fürchten es sehr, sich an den Stacheln des sonst ungefährlichen Thieres zu verletzen, weil die kleinsten Wunden davon schwer heilen. Das Thier war bei der Manipulation aus seiner angenommenen oder wirklichen Betäubung erwacht und schrie kläglich. Nachdem sie damit fertig, gingen die Drei an das Ufer, an die Stelle, wo die passirbare Furth sich befand, und etwas oberhalb auf der entgegengesetzten Seite der Löwe mit seiner Mahlzeit beschäftigt war. Das gewaltige Thier schien jetzt gesättigt und saß schon seit einiger Zeit auf den zerfleischten Resten seines Opfers, gleichsam die Bewegungen seiner menschlichen Gegner beobachtend.

Während der Boor die Bambusstange mit dem schreienden Stachelschwein in einen Felspalt des Ufers steckte und in diesem befestigte, so daß die Spitze sich weit hinüber über das Wasser bog und das Thier etwa zwei Fuß über dessen Fläche hielt, beobachtete der Gaika

aufmerksam den ziemlich durchsichtigen Umkreis der Wellen, indem er sich selbst möglichst versteckt hielt. Das Stachelschwein schien das ihm bevorstehende Schicksal zu ahnen und quikte jetzt noch lauter als zuvor, sich möglichst zusammenballend. Auch der Boor und sein Neffe hielten sich versteckt hinter den Felsen.

Nach wenig Minuten konnte man auf dem Grunde des Flusses eine dunkle Masse sich hin und her bewegen sehen, die jedoch allein blieb. Plötzlich erhob sich der gräßliche Kopf eines Alligators über der Wasserfläche und schnappte nach der Beute. Durch eine geschickte Bewegung des Gaika an dem Rohr verfehlte er sie bei dem ersten und zweiten Mal; aber die grimmige Bestie wiederholte den Versuch, und es war leicht zu bemerken, daß sie allein war. Sobald der Häuptling sich davon überzeugt, ließ er das Rohr fallen, und der Alligator verschlang mit einem gewaltigen Biß das Stachelschwein. Die Mahlzeit schien ihm aber schlecht genug zu bekommen, denn Blut färbte sogleich die Stelle, wo er niedergetaucht war, die convulsivischen kräftigen Schläge seines Schwanzes machten das Wasser schäumen, und man konnte deutlich erkennen, wie das durch die Stacheln in seinem Hals und Gaumen schwer verletzte Thier in dem Wasser stromabwärts davon schoß, als könne es sich durch seine wüthende Flucht den Schmerzen entziehen.

Der Gaika lachte still vor sich hin. »Ehe eine Stunde vergeht,« sagte er, »wird dieser Vater des bösen Geistes seinen weißen Leib nach oben kehren. Es ist gut, daß er allein war. Ist der alte Häuptling der Dütchmen bereit, für seinen Sohn einen Schuß zu thun, wenn der Dieb der Wüste nicht auf seine Stimme hören will?«

Der Holländer nickte, er hatte bereits sein langes Gewehr auf einen Felsvorsprung in Anschlag gelegt, doch so, daß der Löwe Nichts davon bemerken konnte.

Der Fluß war hier etwa dreißig bis vierzig Schritte breit. Der Gaika, seine Büchse, sein Pulverhorn und den Carroß zurücklassend, schritt, nur mit dem Assagai bewaffnet, sogleich in das Wasser, das ihm während des größten Theiles des Überganges bis an die Brust ging, nur in der Mitte brauchte er eine kurze Strecke zu schwimmen. Bald hatte er das Ufer erreicht und befand sich etwa zwanzig Schritt von dem Löwen entfernt.

Sogleich stieß er den Speiß in die Erde, und stand dem Thier nun ganz waffenlos gegenüber.

Der Löwe hatte unverwandten Blickes mit blinzelnden Augen das Näherkommen des Mannes beobachtet. Dieser befand sich nicht sobald auf festem Grund, als er die seltsamsten Kapriolen zu machen begann. Er hob die Arme und Beine, sprang, tanzte und schrie dazu aus Leibeskräften wie ein Verrückter: »O Du großer Dieb, Du Sohn eines großen Diebes, was willst Du von uns, nachdem Du Deinen Hunger gesättigt hast? Entferne Dich, Sohn einer bösen Mutter und laß dem Sohn des Weibes den Weg frei.«

Wäre die Gefahr nicht so furchtbar gewesen, und hätte jeden ihrer Nerven gespannt, es müßte für die Zuschauer dieser Scene ein fast komischer Anblick gewesen sein, wie das majestätische Thier sich langsam von dem getödteten Büffel erhob und vor dem Tänzer einige Schritte zurückwich. Dieser folgte sofort, den Löwen nicht aus den Augen verlierend, mit neuem Geschrei und neuen Kapriolen.

»O Du Wegelagerer, der Du Dich den Tapfersten nennst,« haranguirte ihn der Kaffer, »glaubst Du mir Furcht einzuflößen? Du weißt gewiß nicht, daß ich Tzatzoe bin, der Sohn Jalushas, der zehn Deiner Verwandten getödtet hat. Mache Dich eilig davon, Du Rinderdieb, daß nicht meine Geduld ihr Ende erreicht.«

Diese seltsame Scene wiederholte sich zwei oder drei Mal, wobei der Löwe immer weiter zurückwich. Endlich schien der Herr der Wüste der beschämenden Rolle müde zu sein, die er hier spielte, und als er den Rand des Gestrüpps erreicht hatte, wandte er sich um, stieß ein Geheul aus und trabte davon.

Der Gaika kehrte sogleich an das Ufer zurück und rief seinen Freunden zu, möglichst schnell herüber zu kommen. Der Boor, der mit seinem Gewehr, den Finger am Drücker, den Kopf des Löwen nicht von dem Korn verloren hatte, setzte alsbald den Hahn in Ruh. Rasch wurden die beiden anderen Bambusstöcke ins Kreuz gebunden und an diese der Carroß des Wilden in der Art befestigt, daß er eine hohle Mulde bildete, die breit und leicht auf dem Wasser schwamm. In diese wurden die Gewehre und alle sonstigen Gegenstände gelegt, die man nicht durchnässen lassen wollte, und dann machten sich die beiden Holländer, den improvisirten Kahn vor sich herschiebend, daran, ihren Übergang in gleicher Weise wie der Wilde auszuführen. Dieser war des Umstandes so sicher, daß kein Alligator ihnen mehr Gefahr drohe, daß er sich, ohne ihre Ankunft abzuwarten, sofort an die Wiederauffindung der verfolgten Spuren gemacht hatte, nachdem er noch von den Überresten des Büffels ein großes Stück Fleisch abgeschnitten.

Sein Ruf führte die Beiden zu ihm.

»Möge mein weißer Vater die Eindrücke dieser Hufe in dem Boden betrachten,« sagte er, »es sind die beiden Pferde der Weißen und hier daneben laufen die Spuren vom Mocassin dieses Hundes von Fingoe.«

»Sie sind gestern Abend noch weiter gezogen?«

»Der Thau der Nacht steht in den Eindrücken der Pferde.«

»Aber woher kannst Du unterscheiden, daß dies die Fährte der Spione ist und daß die Spuren nicht von den wilden Pferden der Ebene oder den Ponnys eines Boors oder Kaffers gemacht worden sind?« fragte der junge *Pretorius*, der zum ersten Mal Gelegenheit hatte, den Scharfsinn der Wilden im Aufspüren einer Fährte zu bewundern.

Der Gaika lächelte. »Das Auge der Abalungo's ist trübe wenn es jung ist, und wird erst scharf, wenn das Alter ihr Haupt färbt. Möge mein junger Bruder seinen Vater fragen.«

»Die Sache ist sehr leicht,« sagte der Boor, immer auf den Spuren fortschreitend, »und keine Aufgabe für den Scharfsinn eines Wilden. Wir haben, nachdem Du gestern uns Botschaft gebracht, noch Zeit gehabt, die Spuren der Pferde bis an die Furth des Kai zu verfolgen. Die Thiere gehören zur europäischen Race, denn ihre Hufe sind breit und hochgefesselt, während die kleinen einheimischen Pferde die Fessel so tief haben, daß ihr Haarbusch sich mit in den Spuren abzeichnet.«

»Die Rosse gehören den Kriegern der großen Mutter,« fügte der Wilde bei.

»Das zeigen die Eindrücke ihrer Eisen.«

»Aber wenn ich die Deutlichkeit dieser Spuren jetzt nach der Beschreibung auch selbst erkenne, die eines leichten Mocassins vermag ich nicht ein Mal zu sehen, viel weniger zu verfolgen.«

»Die niedergebeugten Halme der Gräser genügen für das Auge eines Wilden, um sie so deutlich zu erkennen, als wären sie in Lehmgrund abgedrückt. Meint der Häuptling, daß unsere Feinde die ganze Nacht fortgezogen sind, oder daß sie in der Nähe gerastet haben?«

Tzatzoe wies nach einem etwa eine halbe Meile entfernten, von einigen Cypressen besetzten und von Büschen umgebenen Hügel. »Mein Vater wird dort die Antwort finden.«

Nach einem raschen Marsch waren die drei Männer zu der Stelle gelangt, die sich etwa eine englische Meile von dem Flußufer entfernt befand, von diesem aber durch die zwischenliegenden Felsen nicht zu sehen war. Obschon der Boden sehr steinig und die Fährte für europäische Augen gänzlich unsichtbar war, führte der Wilde doch seine Gefährten mit einer Sicherheit nach jenem Punkt, welche die feste Überzeugung kundgab, daß Irrthum unmöglich sei. In der That hatten sie auch unter vorsichtiger Annäherung den Raum kaum betreten, als unzweifelhafte Zeichen ihnen beweisen, daß die Gesellschaft, welche sie verfolgten, die Nacht hier zugebracht hatte. Die Stelle war auch wirklich sehr geeignet zu einem solchen Halt. Der nicht sehr große Hügel war an seinem Fuß fast rings umher von großen stachligen Cactusgewächsen umgeben, die eine sichere Schutzwand gegen den Besuch wilder Thiere boten und zugleich den Schein des kleinen Feuers verbergen halfen, das die Männer zur Bereitung ihrer Mahlzeit angezündet hatten. Dies war jedoch nicht offen auf dem Hügel geschehen, vielmehr hatte man ein Loch in denselben gegraben, mit Steinen ausgelegt, und in diesem ein Feuer angezündet. Die Steine und die Asche waren noch heiß, ein Beweis, daß das Feuer wohl noch bei Tagesanbruch unterhalten gewesen, und der Gaika hatte nichts Eiligeres zu thun, als das mitgenommene Stück Büffelfleisch, in einige breite Blätter gewickelt, in diesen improvisirten Backofen zu stecken und ihn wieder mit Erde zu beschütten, ehe er an eine weitere Untersuchung des Terrains ging.

Diese wurde mit einer großen Sorgfalt ausgeführt, jeder Stein schien von dem Häuptling dabei umgewendet zu werden, um die jetzt so offen zu Tage liegenden Spuren seiner Feinde zu prüfen und daraus auf ihre Eigenschaften zu schließen.

Die beiden Holländer sahen ihm aufmersam zu, wie er bald den Boden genau betrachtete und jeden Grashalm umzuwenden schien, bald an den Bäumen nach Zeichen suchte, und dann wieder das Gesicht auf die Erde hielt. —

Endlich kam er zu dem Feuerplatz zurück, setzte sich an diesem nieder und zog das Stück Antilopenhaut aus dem Gürtel, das ihm der junge Soldat von dem trunkenen Kaffer überbracht hatte.

Auf dem Innern der Haut waren mit einer Nadel oder einem andern scharfen Gegenstand verschiedene Zeichen eingeritzt, zunächst zwei Linien, die mit großer Genauigkeit den Lauf des Kai und seines Nebenflusses, des Bolosi, darstellten. An einem Punkt in der Nähe der Vereinigung beider Ströme war ein Querzeichen, welches offenbar einen Übergangspunkt über den Strom bedeuten sollte. Darunter befanden sich die Zeichnungen einer Schlange und zweier europäischen Bajonette in roher Form, mit zwei Augen und der Abbildung der Wigwams eines Kaffern-Kraals. Neben den Bayonetten waren die rohen Formen zweier Pferdeköpfe eingerissen.

»Die Schrift des Häuptlings ist klar, wie der Tag,« sagte der Boor zu seinem Neffen; »drei Männer, zwei Engländer und ein Führer, dessen Bild die Schlange bedeutet und der, wie Tzatzoe sagt, der verrätherische Fingoe Congo ist, sind in die Kafferndörfer als Späher ausgeschickt und an der Stelle, die uns bezeichnet worden, über den Kai gegangen. Aber es ist mir unbegreiflich, daß zwei Soldaten es wagen sollten, über die Grenzen von Kaffaria vorzudringen, da der Krieg fast so gut wie ausgebrochen ist und der Tod ihrer auf jedem Schritte lauern würde.«

Der Gaika nahm einige Büschel Gras, die er bei seiner Untersuchung des Bodens abgerissen, und hielt sie seinem Verbündeten unter die Nase. »Was riecht mein Bruder?«

Der Alte borch es aufmerksam, schien aber nichts Ungewöhnliches daran zu finden. »Meine Sinne werden alt, Häuptling, was meinst Du damit?«

»Zwei Männer sind auf dem Wege, welche ihre Brüder Tochtgänger oder Smause zu nennen pflegen; sie sind auf dem Handel mit dem schwarzen Mann, und wissen, daß ihm die Flinten und das Pulver willkommen sein werden. Aber sie führen auch das Gift mit sich, mit dem der Abalungo die Völker unterjocht, denen die warme Sonne eine andere Farbe gegeben, als in seinem kalten Nebellande.«

»Du meinst Branntwein?«

Der Kaffer nickte und wies nach einem Baum. »An jenem Stamm haben die Späher die Last ihrer Pferde abgeladen – es waren zwei Fäßchen des flüssigen Feuers darunter, und selbst der Rasen, auf dem sie geruht, ist von ihnen vergiftet worden. – Kennt der junge Krieger dieses?« Er zeigte dem jungen Holländer einen Bleiknopf, auf dem sich eine Zahl befand.

»Es ist ein Knopf von meiner eignen Kleidung, ein Kamaschenknopf mit der Nummer meines Regiments.«

»Wenn der junge Krieger die Knöpfe seines Anzugs zählt, wird er finden, daß sie alle an ihren Stellen sind. Diesen hat Einer verloren, der vor wenig Stunden hier an diesem Orte schlief.«

»So sind die beiden Weißen Leute meines Regiments?«

Der Wilde nickte. »Erzählte mein Bruder nicht, daß er zwei seiner Offiziere im Lager nicht gesehen habe? Erinnert sich der junge Krieger vielleicht, ob Diejenigen, welche er meint, in fremden Zungen sprechen können?«

»Bei Gott im Himmel, Häuptling, Du könntest Recht haben. Capitain Rivers versteht die holländische Sprache und auch Etwas vom Kaffern-Dialekt. Er gab dem Vater Louisens Anleitung darin, und das war die Ursache, welche ihn in die Familie brachte. Auch mehrere andere Offiziere des Regiments bemühten sich, sie zu erlernen.«

»Kennt mein Bruder etwas Besonderes am Gange seines Feindes?«

Der junge Mann erröthete bis über die Stirn, denn die Frage rief ihm die Erinnerung seiner Dienstbarkeit bei Dem zurück, der ihn so tief gedemüthigt; doch konnte er nicht errathen, was der Wilde meinte.

»Der linke Fuß seines Feindes,« sagte dieser, »ist breiter, als der rechte, während das sonst umgekehrt zu sein pflegt.«

Der Soldat dachte nach und erinnerte sich in der That des ihm beim Reinigen der Stiefeln aufgefallenen Umstandes, der durch einen Knochenbruch in der Jugend veranlaßt worden war, und sagte dies. Der Wilde führte ihn zu jenem Baum, unter dem das Gepäck gelegen, und verfaulte Rinde umher einen lockern Boden bildete, in welchem zwei Fußspuren deutlich zu erkennen waren. Die linke war um etwa einen Viertelzoll breiter, als die rechte; das scharfe Auge des Kaffers hatte diesen einem gewöhnlichen Beobachter gewiß unbemerkt gebliebenen Unterschied sogleich entdeckt.

»Es ist Rivers,« rief der Gemißhandelte. »Kein Zweifel! Fluch ihm und mir selbst, wenn ich diese Gelegenheit nicht benutze, mich zu rächen. Laß uns aufbrechen, Oom, und Du, Häuptling, jeder Augenblick des Zögerns ist eine neue Qual für mich!«

»Geduld ist die Mutter der Thaten,« sagte der Wilde. »Mein junger Freund möge sich gedulden; Tzatzoe verspricht ihm, daß er das Weiße im Auge seines Feindes schauen soll, noch

ehe die Sonne im Lande der Bosjesmen niedersinkt. Der Häuptling der Gaika's wandelt jetzt auf dem Kriegspfad, und es ist Zeit, daß er sich Utika in dem Schmuck des Mannes zeige.«

Nach einer kurzen Verständigung mit dem alten Boor ließen sich alle Drei, ohne daß die Ungeduld des Jüngsten beachtet wurde, wieder an der Stelle des Feuerheerdes nieder, der Gaika öffnete den unterirdischen Backofen und zog das Stück Rinderfleisch heraus, das, halb gebraten, Duft verbreitete. Jeder schnitt oder riß sein Theil davon, und selbst der Kaffer begnügte sich diesmal, bloß die dreifache Portion seiner Gefährten zu verschlingen, statt sich der entsetzlichen Unmäßigkeit zu überlassen, welcher sich die wilden Stämme hingeben, sobald sie Gelegenheit zum Genuß von Fleisch finden, das von anderen Thieren, als ihren eigenen Heerden herrührt, mit denen sie sehr haushälterisch umgehen und die sie nur bei großen Festlichkeiten und Versammlungen angreifen. Sobald er mit der Mahlzeit fertig war, nahm er aus einem kleinen Säckchen, das am Gürtel neben dem Tabaksbeutel hing, Farben und bemalte sich das Gesicht und die nackte Brust mit rothen und schwarzen Streifen, gleich der Kriegsmalerei der nordamerikanischen Wilden, von denen sich die Kaffern jedoch auch dadurch unterscheiden, daß sie ihren Körper nicht tätowiren.

Nachdem diese Operation vollendet war, mit der der Häuptling anzeigte, daß er nunmehr für seine eigene Person den Kriegspfad gegen seine Feinde beschütten, obschon die Versammlung der Amapahati's¹ noch nicht das Kriegswort ausgesprochen hatte, machten sich die Drei auf den Weg zur weitem Verfolgung der Spur.

Die Nachmittagssonne sandte ihre heißen Strahlen bereits in schiefer Richtung auf die weite Ebene von Sand und Lehmboden, die sich zwischen dem Kai und Somo bis zu den Umtata-Bergen erstreckt, welche sich mit fruchtbaren Thälern und grünbewachsenen Wänden gegen Osten zu erheben, als in dieser Richtung eine andere Gesellschaft von drei Personen rüstig zuschritt. Zwei weiße Männer, ihrer Kleidung nach Tochtgänger, schritten neben starken Pferden her, denen durch das bloße Auflegen einer Decke statt des Sattels und einige andere Veränderungen das Aussehn von Saumrossen gegeben und deren Rücken mit verschiedenen Packeten und Fäßchen beladen war. Namentlich bestand die Belastung aus einem Dutzend alter Commißflinten, eben solchen Cavallerie-Pistolen, einem Fäßchen Pulver, zwei kleinen Fäßchen Branntwein, Glasperlen und englischen Schnittwaaren. Jeder der drei Tochtgänger trug außerdem ein altes Gewehr auf der Schulter, doch hätte ein scharfes, waffenkundiges Auge leicht bemerkt, daß die beiden Flinten der Weißen keineswegs so schlechter Beschaffenheit waren, als ihr Äußeres schließen ließ. Der Dritte war ein Wilder, halb Hottentott, halb Kaffer, in zerlumpten Linnenhosen und gleicher Blouse, mit einer Miene voll List und Verschlagenheit.

Die beiden Tochtgänger in ihrer holländischen, auf den Weg durch die Wüste berechneten Kleidung waren ein Mann von etwa dreißig Jahren, der andere acht bis neun Jahre jünger; die englische Sprache, deren sie sich bedienten, und manche andere Anzeichen, auf die sie bei der Abwesenheit aller Gefahr jetzt weniger achteten, verriethen leicht, daß sie Diejenigen waren, welche von dem Gaika und seinen Gefährten verfolgt wurden.

¹Die hohen Rätthe, der Rath der Greise, welcher alle wichtigen Angelegenheiten der Kaffernstämme entscheidet.

»Die Fabel, daß wir unsere Ochsenwagen am Kai zurückgelassen haben, weil das Vieh an der Klaauwzinkte¹ erkrankt, ist nicht übel,« sagte der Ältere der beiden Weißen, »sie wird uns für ein Paar Tage helfen, und während dieser wird es uns hoffentlich gelingen, über die Resultate der Versammlung dieser schwarzen Schufte in's Klare zu kommen. Höll' und Verdammniß! wäre die Aufregung des gefährlichen Abenteuers nicht eine kleine Entschädigung und hätte mich nicht noch ein anderer Grund getrieben, Sir Georges hätte sich einen Andern suchen mögen, um mit diesen schmutzigen, stinkenden Bestien in der Maske eines faulen Mynheers Handel zu treiben, als Capitain Rivers von Ihrer Majestät 93stem Regiment. Wie gefällt Ihnen denn der Marsch, Lieutenant Delafosse?«

»Dieser Zug, in's Innere,« erwiderte der junge Mann, »ist mir etwas Neues, Spannendes; jede Stunde bringt mir frische Anregungen und die Hoffnung auf den glücklichen Erfolg unsrer Sendung, und das Lob des Generals läßt mich das Unangenehme derselben vergessen.«

»Hüten Sie sich nur, des Guten zu viel zu thun, Kamerad,« meinte der Capitain. »Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn Sie als französischer, und ich als holländischer Händler die dummen Wilden nicht täuschen sollten. Die einzige Gefahr ist, daß einer der französischen Missionäre von Madagascar sich unter ihnen befände, und eben deshalb hat der General Sie zu der Expedition mit commandirt, weil Sie Französisch sprechen, wie Ihre Muttersprache. Das Vorgeben, ein Franzose zu sein, wird uns am Sichersten unsern Hauptauftrag ausführen lassen, zu ermitteln, auf welche Unterstützung diese schwarzen Halunken rechnen. Wie weit ist es noch bis zum Kraal, Congo?«

Der Fingoe zeigte zwei Mal die fünf Finger seiner Hand. »So viele Meilen, Herr, dann werden wir vor dem Wigwam Sandili's stehen. Es ist Zeit, Herr, daß Dein Mund die Sprache der Englishmen verlernt, denn die Bäume und Büsche, denen wir nahe sind, können das Ohr eines Amakosa's verbergen, und es war gut, daß die Krieger der großen Mutter bereits die Pferde verlassen hatten, als wir den Männern vorhin begegneten.«

In der That war es eine nothwendige Vorsichtsmaßregel gewesen, welche die Offiziere auf den Rath des Fingoe gebraucht hatten, als sie sich mehr dem Wohnsitz des Stammes näherten, die Pferde zu verlassen und ihren Weg, wie wirkliche Tochtgänger, zu Fuß fortzusetzen. Denn bald darauf waren sie einzelnen kleinen Abtheilungen von Kaffern begegnet, die, ohne sonderliche Notiz von der in den Grenzgebieten sehr gewöhnlichen Erscheinung der Tochtgänger zu nehmen, rasch an ihnen vorüberzogen, alle anscheinend nach einem Ziel, dem großen Kraal oder der Stadt der Gaika's.

»Du bist also gewiß, daß eine Versammlung der Häuptlinge im Werke ist?« fragte der Capitain wiederum den Spion.

»Um die Zeit des Vollmonds ist der große Runlho des Stammes, Herr,« berichtete der Fingoe, »und es ist nicht ungewöhnlich, daß der Amapahati zur selben Zeit mit den Jünglingen und Jungfrauen des Volkes die Häuptlinge und Krieger dann zur Berathung zusammenruft. Die Männer und Frauen, denen wir begegnet, waren geschmückt mit den Blüten des Granatapfels, der Runlho muß nahe sein und wir werden zur rechten Zeit eintreffen.«

»Was ist dies, der Runlho?« fragte Delafosse.

»Wie?« lachte der Capitain. – »Sie kennen wirklich nicht diese treffliche Sitte unserer schwarzen Nachbarn – oder stellen Sie sich bloß so?«

¹Klaufenfäule, eine bei den schwierigen Transporten durch das Innere des Kaplandes häufig vorkommende Krankheit der Zugochsen, die sich auf dem steinigem Grund das Horn der Füße durchlaufen.

»Sie wissen, Capitain, daß ich erst seit vierzehn Monaten am Cap bin und die Stadt bis zum Ausmarsch nach Fort Beaufort nur auf kurze Strecken verlassen habe. Man sieht nur wenig Kaffern in der Capstadt.«

»*Goddam!* oder *Blixem!* wie ich jetzt sagen muß,« lachte der Capitain, »wollten die schwarzbraunen Burschen ihr Runlho in der Nähe der Capstadt oder eines andern civilisirten Ortes halten, sie würden verdammt vielen Zuspruch genießen, trotz des Zeter-Mordio's, das die Missionäre und die ganze Pfaffen-Sippschaft dagegen erheben möchte. Denn auf Ehre, Kamerad! die dunklen Geschöpfe, ihre Weiber und Mädchen, könnten einem italienischen Bildhauer zum Modell einer Juno oder Venus dienen, die ungewaschen aus dem Meeresschaum steigt. Die Formen sind bis auf die Farbe tadellos, das Fleisch kernig und fest, und manche unter den Dirnen hat Augen und Zähne, die sich jede Lady in Whitehall wünschen könnte.«

Der jüngere Offizier erröthete unter der bräunlichen Färbung, die sein Gesicht verstellte. »In der That, wir sahen im Fort, als die Kaffernfrauen in voriger Woche die trefflichen Pfirsiche, Guaven und Muskmelonen zum Kauf brachten, schöne und stattliche Gestalten unter ihnen. Erinnern Sie sich eines Mädchens, Capitain, das ziemlich gut auf Englisch sich verständlich machen konnte und eine fast klassische Gesichtsbildung hatte? *Gulma* nannte man sie?«

»Auch ich huldige,« sagte der Capitain mit rohem Gelächter, »diesen dunklen Weibern wegen ihrer reizenden Formen, und schere mich den Teufel um ihre Farbe. Ich hoffe nur, Sie haben Ihr Glück bei der schwarzen Schönheit nicht zu theuer bezahlt?«

»Ich verstehe Sie nicht, Sir,« sprach ernst und von edler Schamröthe übergossen der junge Mann.

»Ei, ich meine, einige blanke Knöpfe und Glasperlen genügen, um diesen hübschen braunen Katzen den Kopf zu verdrehen. Freilich ist man dabei der Nebenbuhlerschaft jedes Rekruten ausgesetzt; denn zu welchem Zweck kommen die Dirnen zu uns in's Lager?«

Die Stirn des Lieutenants hatte sich bei der rohen, brutalen Spöttei zusammengezogen; doch unterdrückte er seinen Unwillen gewaltsam und suchte das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu bringen. »Sie haben mir noch immer nicht gesagt, was das Runlho ist!«

Ein Faunenlächeln spielte um die tiefgezeichneten, ein wildes, in Ausschweifungen verbrachtes Leben verrathenden Züge des ältern Offiziers, als er seinen Gefährten höhrend betrachtete. »Sie werden Gelegenheit haben, selbst zu schauen, Kamerad, ich will Ihre jungfräuliche Seele nicht im Voraus zu sehr aufregen, nur machen Sie sich auf eine Einrichtung gefaßt, die so viel naturwüchsige Vortheile mit sich bringt, daß ich in der That staune, warum eine so praktisches Volk, wie wir Briten sind, sie nicht längst bei sich zu Gunsten Ihrer Majestät Flotte und Armee eingeführt hat.«

Delafosse schwieg – er mochte nicht weiter fragen, und da der Capitain ein Gespräch mit dem Fingoe begann, schritt er stumm neben ihnen her, seinen Gedanken nachhängend. Diese schweiften unwillkürlich zu dem Bilde der jungen Kafferin, deren er vorhin Erwähnung gethan, zurück, und er gedachte der schlanken, reizenden Gestalt, des eigenthümlichen, feurigen und zärtlichen Ausdrucks im Auge der jungen Farbigen. Es kommt sehr häufig vor, daß sowohl zu den Garnisonen der Grenzforts, als bei den häufigen Kriegen und Streitigkeiten zu den lagernden Truppen die Frauen und Mädchen der feindlichen Stämme ganz unbesorgt kommen, und Milch, Früchte und andere Lebensbedürfnisse zum Verkauf bringen. Gewöhnlich geschieht es, um in den europäischen Lagern zu spioniren; denn der Kaffer sendet nie

männliche Spione aus, und das Beispiel Macomo's, der von besonderm persönlichen Haß zu der Rolle getrieben wurde, die er so trefflich spielte, steht vereinzelt in den Kriegen des Kaplandes. Fast immer erreichen die weiblichen Spione ihren Zweck, und ein blutiger Überfall in den Engpässen der Berge, ein nächtliches Gemetzel oder die völlige Vernichtung einer abgeschnittenen, kleinern Abtheilung und Patrouille ist fast jedes Mal die Folge von der Thorheit der britischen Posten.

Aber die sich jetzt mit jedem Schritt verändernde Umgebung zog bald alle Aufmerksamkeit des jungen Mannes von jedem andern Gegenstande ab. Das Umtata-Gebirge hob sich in majestätischen Formen voll Fruchtbarkeit und Großartigkeit, je tiefer sie hineinkamen. Lebende Quellen sprudelten zwischen den Felsen und Bergen hervor, die gigantische Aloë und der Cactus in seinen tausend verschiedenen Abarten verdeckte das Gestein, auf den Abhängen der Berge erhoben sich dunkle Wälder von Palmen, Cypressen, amerikanischen Fichten und Kork-Eichen, um deren Stamm und Äste die Schlingpflanzen ihre Gewinde zogen. In den Thälern wuchsen die kleineren Palmietten, der Brotbaum, dieser Segen der Tropen, mit seinen langen Fächerblättern, die Dattelpalme mit ihrer Federkrone, die Orange mit dem Feigen- und Mandelbaum, dem Pfirsich und der dunklen Granate, und ein Strom von Duft würzte die Luft. Heerden wohlgenährter Rinder weideten auf den Bergabhängen und auf den Hügeln sah man zerstreut zahlreiche runde, Bienenkörben gleiche Hütten, wie sie der Kaffer als seine Wohnung baut.

Die Hütten schienen jedoch leer, nur Kinder und ältere Frauen sah man bei den Zelten, – das ganze Volk schien einem großen Zuge gefolgt. Ihr Weg – den der Fingoe genau kannte – führte jetzt fortwährend bergan, durch gewaltige, von Felsen gebildete Schluchten, welche beiden Offizieren die Überzeugung gaben, daß es keine geringe Anstrengung auch der besten Truppen kosten würde, sie zu nehmen, und durch eben so starke Walddefileen. Durch ein solches kommend, nahten sie jetzt dem Ziel ihrer Reise, und als sie aus den dichten Gebüschern hervortraten, bot sich ihren Augen ein eben so unerwartetes, als belebtes Bild.

Vor ihnen lag, von der Abendsonne beleuchtet, ein großes, etwa zwei englische Meilen langes Bergplateau, auf dem Amatata, die große Stadt der östlichen Gaika's, stand. Die Hütten, vielleicht 300 an der Zahl, lagen um einen sanft aufsteigenden Hügel, auf dessen Spitze ein Kreis riesiger Kork-Eichen den großen Berathungsplatz des Stammes umgab. Rauchwolken stiegen von den vor jeder Hütte angelegten Feuerungsplätzen empor, um die sich Männer, Frauen und Kinder versammelt hatten. Ochsenviertel, Wild und Hammel brateten an hölzernen Spießeln oder zwischen heißen Steinen, und überall standen Milchvorräthe in jenen weichen, elastischen Körben, welche die Kaffernfrauen so wunderbar fein aus zähen Grashalmen und dünnen Zweigen zu flechten verstehen, daß keine Feuchtigkeit durchfließt, während diese Gefäße durch die größere Verdunstung die Milch eiskalt erhalten. Weiber stampften in hölzernen Mörsern das gigantische Hirse- und das Kafferkorn zur Bereitung des Breies, der beliebten Nationalspeise, oder breiteten die Früchte des Kubu und des Melkhout auf riesigen Palmenblättern aus. Auf den Knien oder auf dem Leib lagen Männer im dichten Kreis um ein mit Wasser gefülltes Loch, an dessen Rand eine kleine Höhle mit Tabak gefüllt war. In diese Höhle waren lange, hohle Schilfe durch das Wasser geführt, aus denen sie, die rohe Nachahmung des indischen Houkah und orientalischen Nargileh, gekühlte Rauchwolken einschlürften und durch Nase und Mund von sich stießen. Schaaren von jungen Männern und Mädchen, mit den Blüten des Granatenbaumes geschmückt, Zweige in den Händen,

zogen zwischen den Wigwams umher, unter dem Ruf: »Runlho! Runlho!« ohne daß jedoch die beiden Geschlechter dabei sich unter einander mischten.

Andere Gesellschaften von Kriegern und jungen Männern belustigten sich auf der Ebene, theils auf den kleinen, den schottischen Pony's ähnlichen Pferden des Kaplandes umherjagend, theils im Wettwerfen mit dem Assagai, oder im Schießen mit Pfeil und Flinte, denn die Holländer und Franzosen, und selbst die eigene Habsucht der Engländer, haben bereits dem Kaffer ziemlich zahlreich die Feuerwaffe in die Hand gegeben und ihn ihren tödtlichen Gebrauch gelehrt. Überall war Jubel, Geschrei, Leben und Bewegung.

Die falschen Tochtgänger waren kaum aus dem Dickicht des Waldes getreten, als sie auch sofort von einer, jeden Augenblick wachsenden, Menge umgeben wurden, die sie zwar nach dem Innern des Kraals zu drängte, jedoch keineswegs feindlich gegen sie verfuhr. Der Smause oder Tochtgänger ist ein dem Wilden fast eben so bekannter Mann, wie den Boors, und als ein Abnehmer ihrer Jagdbeute höchlich willkommen. Der Anblick der Flinten, welche die Hauptladung der Pferde ausmachten, war unter den obwaltenden Umständen besonders geeignet, die Aufmerksamkeit zu erregen. Man führte sie zu einer der ersten Hütten und reichte ihnen sofort Milch und Fleisch zum Zeichen der Gastfreundschaft. Der Fingoe, vollkommen mit den Dialekten der Stämme vertraut, übernahm alsbald das Amt des Dolmetschers, und verbreitete die Nachricht, daß die Bagagewagen der Tochtgänger eine Tagereise weit zurückgeblieben, die Händler aber auf die Nachricht von der Volksversammlung mit einigen Waaren vorausgegangen seien. Der Führer benahm sich dabei mit großer Gewandtheit und Kriecherei, denn die freien Kaffern verachteten den Fingoe, obgleich er zu ihrem Volk gehört, und betrachteten den Stamm als Sklaven der Engländer. Es besteht deshalb zwischen Beiden ein alter Haß, der aber keineswegs ihre Handelsgeschäfte hindert.

Während dessen hatten Rivers und der Lieutenant ihre Thiere abgeladen, die Pferde in der Nähe des Wigwams, den man ihnen eingeräumt, gefüttert, und begannen ihre Packen zu öffnen und den Handel mit allerlei Kleinigkeiten anzufangen. Während Rivers mit großer Sicherheit die Manieren und Ausdrucksweise eines holländischen Tochtgängers nachahmte, wußte der Lieutenant mit gleicher Gewandtheit den Franzosen zu spielen, und das Gemisch von französischen, englischen und nationalen Worten, in denen er sich ausdrückte, hätte wohl selbst einen schärfern Beobachter getäuscht, als es diese Naturkinder waren.

Das Gerücht von der Ankunft der Tochtgänger hatte sich bald durch das ganze Dorf verbreitet, und die Kundschafter hatten noch nicht lange sich niedergelassen, als sie durch zwei Krieger auf den Versammlungsplatz der Amapahati und vor den berühmten ersten Häuptling der Gaika's, *Sandili*, beschieden wurden, der, in Stelle seiner Mutter, der alten Königin *Suta*, die Herrschaft über die Stämme führte und der erbittertste und gefährlichste Feind der Engländer war.

Die Abenteurer hatten rasch ihr Gepäck wieder zusammengerafft und auf die Pferde geladen, mit der Vorsicht echter Handelsleute, die ihre Güter nie aus den Augen verlieren, und folgten, von der Menge der Wilden umgeben, ihren Führern zu dem Hügel, wo die Vornehmen und Weisen des Volkes versammelt waren.

Es war unterdeß Abend geworden und die kurze Dämmerung der Tropen ging rasch in das Dunkel über, das jedoch von hundert Feuern erhellt wurde.

Ein solches, von großen Dimensionen, brannte in der Mitte des Platzes, auf dem sie jetzt erschienen, und beleuchtete den Blätterdom der riesigen Kork-Eichen und die dunklen Gesichter der Männer, die in einem großen Kreise auf einer Art von Erdbank umhersaßen und lagen. Es waren zum Theil sehr alte Männer mit weißem Haupt- und Barthaar, mit verwiterten, faltenreichen Zügen, den Bauch aufgeschwellt von der ungeheuren Gefräßigkeit, die sie an diesem Tage bereits geübt, zum Theil stolze, prächtige Kriegsgestalten mit dem Carroß um die Schultern, die Flinte oder den Assagai in der nervigen Hand. Hätten die Engländer ihre Namen gewußt, sie würden erfahren haben, daß sich darunter fast alle die furchtbaren Häuptlinge befanden, die sich längst zum Schrecken der Kolonie gemacht, und die in dem ausbrechenden Kriege eine große Rolle spielen sollten: *Umhala*, das mächtige Oberhaupt der H'Llambins, mit seinen Unterhäuptlingen *Pato* und *Siwani*, die beiden Söhne Macomo's: *Kona* und *Namba*, *Kreli*, der Führer der Tambookies, und die Häuptlinge der Gaika's: *Stoch*, *Thlathla*, *Zana* und *Faudala*. Mit großem Interesse aber für den Zweck ihrer Sendung und nicht ohne einige Gefühle neuer Besorgniß bemerkten die Offiziere unter den Wilden mehrere weiße Männer – kräftige Booren-Gestalten, mit trägen, aber nichts desto weniger, entschlossenen Gesichtern, und einen ganz von diesen verschiedenen Mann, der zwar die gewöhnliche Kleidung eines Reisenden trug, dessen ganzem Haltung und Aussehn, der scharfe, entschlossene Blick der Augen, und der wohlgestutzte Schnurr- und Knebelbart ihn jedoch als Soldaten und Europäer erkennen ließen.

Die Führer der Tochtgänger geleiteten, sie nach dem andern Ende des Kreises, wo auch die weißen Männer standen, und die Gruppe, die sich hier ihren Blicken bot, war noch eigentümlicher, merkwürdiger, als alles Bisherige.

Sie standen vor *Sandili*, dem Oberhäuptling, und der Königin *Suta*. Die greise, achtzigjährige Frau, von Alter und Krankheit gebeugt, kauerte auf einer mit Matten bedeckten Erderhöhung, den Rücken, an ein Felsstück gelehnt. Sie war in einen Mantel von weichem Pantherfell gehüllt, und der Kopf eines dieser Thiere bedeckte, gleich einer Kaputze, ihr graues, runzliches Haupt, das Abschreckende derselben noch erhöhend. Aus dem großen, vom Alter schwer getrübten Auge leuchtete nur zuweilen noch ein Blitz des frühern Geistes. Neben ihr knieete ein überraschend schönes Kaffermädchen in der Urnatürlichkeit der Volkstracht, aber Arme, Brust und Knöchel reich mit goldnen Ringen und bunten Glasperlen geschmückt, in dem wohlgeflochtenen Haar einen Kranz von Granatblüthen und um die Hüfte eine Lendenschürze von weißer Wolle, das Zeichen, daß sie heute zum ersten Male dem Runlho bestimmt sei.

Das schöne, große, ausdrucksvolle Auge richtete sich beim Erscheinen auf die Fremden, begegnete dem Blick des Lieutenants und blieb mit dem Ausdruck des wachsenden Erstaunens auf ihm haften. Edward erbebte – er erkannte sofort in dem Mädchen Gulma, die schöne Kafferin, und fühlte, daß auch er, trotz seiner Entstellung und Verkleidung, von ihr erkannt sein müsse. Er sah, wie die Lippen der Kafferin sich zum Ruf an ihre Umgebung öffneten, wie ihre Hand sich hob, auf ihn zu deuten, und unwillkürlich, von der furchtbaren Gefahr überwältigt, faltete er die Hände und heftete einen bittenden, flehenden Blick auf das Mädchen.

Einen Augenblick schwankte er in bangem Zweifel, – dann sah er, wie ihr Mund sich schloß, ein Finger der kleinen, zarten Hand, wodurch die Kaffernfrauen sich auszeichnen, sich an die Lippen hob und ihr hübsches Gesicht sich senkte.

Seine volle Geistesgegenwart und Besorgniß wurde jedoch bald von anderen Gegenständen in Anspruch genommen. Hinter der alten Königin stand der Tsanuse, der große Medicinmann des Kraals, der die Namen der Umtakati's, der eingebildeten, bösen Zauberer, aufzufinden und sie ihrer Strafe zu überliefern vermag. Die Haut eines großen Springbocks bildete seinen Mantel, so daß die langen Hörner des Thiers hoch über seinen scheußlich bemalten Kopf hinwegragten. Ein Bündel von Assagaien und Kirries war klappernd um seinen Leib gebunden, von dem Gürtel hingen Schwänze wilder Thiere; Schlangenhäute, kleinere Felle und getrocknete Eidechsen waren um den Hals und alle Gelenke befestigt, und große Geierfedern ragten aus dem struppigen Helm seiner Haare hervor.

Einen edlen Abstich gegen diese widrige Figur gewährte die Gestalt und Haltung des Häuptlings selbst. *Sandili*, der Vater Gulma's, war eine hohe Gestalt mit einem männlich schönen Gesicht, auf welchem die ruhige Würde eines großen Häuptlings lag. Er trug die gewöhnlichen großen goldenen Ohrringe der Kaffern, die Spange am linken Arm und die Schnur großer Glasperlen um den Hals, aber sein Carroß war ein riesiges, weich gegerbtes Löwenfell, und der Schweif des mächtigen Thieres schleppte bei seinen Bewegungen lang hinter ihm drein auf dem Boden.

In der Nähe Sandili's standen die weißen Männer. Sein forschendes, stolzes Auge heftete sich fest auf die Ankömmlinge; er wartete einige Augenblicke, ehe er das Schweigen brach.

»Fliegen die weißen Raben durch die Wüste der schwarzen Männer, wenn der Sturm weht?« fragte er in der bilderreichen Sprache seines Volkes in gebrochenem Englisch. »Wissen die Händler der Abalungo's nicht, daß Streit ist zwischen meinem und ihrem Volk?«

Die Worte waren an Rivers direkt gerichtet, da der Häuptling es verschmähte, sich des verachteten Fingoe als Dolmetscher zu bedienen. Der Capitain war jedoch zu gewandt und wohl vorbereitet, um in die Falle zu gehen, und antwortete in holländischer Sprache mit einer andern Frage: »Hat der Incosi Inculu der Gaika's die Smause je als Feinde auf seinem Wege gefunden? – Sie hassen die Rothröcke, wie Du, und bringen seinem Volke das Pulver und die weittragenden Flinten.«

Der Fingoe hatte den Kram der falschen Händler unterdeß im Kreise auszubreiten begonnen, und der Capitain nahm zum Beweise seiner Worte einige der Gewehre und legte sie vor dem Häuptling nieder; dieser aber that einen Schritt vor, hob das Fell, das einen der Packen bedeckte, auf und zeigte auf die Branntweinfäßchen.

»Ist dies das Pulver, das die Smause den Gaika's bringen will?« Der scharfe Geruchssinn des Wilden hatte ihm das Gift verrathen, das schon so viele seines Volkes verderbt hatte. Im ersten Augenblick war der Capitain verduzt, dann aber antwortete er rasch: »Der Incosi Inculu weiß, daß eine arme Smause mit Allem handelt; der Feuertrank ist für die Ooms aus ihrem Volke bestimmt, denen er auf seinem Trekken¹ begegnen wird. Das Pulver ist das Eigenthum dieses französischen Händlers. Der Häuptling weiß, daß die Rothröcke den Dütchmen nicht gestatten, damit zu handeln.«

Das Auge des Oberhaupts wandte sich lebhaft auf den jungen Mann bei der Erwähnung der Eigenschaften desselben als Franzose.

»Wenn mein Sohn von dem Volke stammt, das der Feind der Inglishmen ist, so wird er seine Sprache verstehen?«

Der junge Mann bejahte es.

¹Umherziehen.

»So möge die junge Smause mit ihrem Bruder reden und ihm sagen, woher sie kommt und was sie weiß von den Feinden der schwarzen Männer.« Der Häuptling winkte zugleich den fremden Weißen, dessen militairisches Aussehn den verkleideten Offizieren schon früher aufgefallen war, heran. »Mein Bruder Tzatzoe, der seine Sprache redet, ist mit dem weisen Vater der Dütchmen noch auf dem Kriegspfad und fehlt am Berathungsfeuer. Möge der weiße Krieger, der unser Freund ist, prüfen, ob diese Smause von seiner Nation ist!«

»*Parbleu!* Häuptling,« sagte der Fremde, sich den Schnurrbart streichend, »das wollen wir bald erfahren. – Wie heißt Du, Bursche, und wo kommt Ihr her?« wandte er sich in französischer Sprache an den jungen Mann.

Delafosse stammte aus einer Emigranten-Familie, die sich in England niedergelassen, und sprach das Französische als zweite Muttersprache. Er erzählte daher geläufig nach dem vorher besprochenen Plan, daß er der Commis einer französischen Handlung auf Sanct Mauritius sei, die, trotz der strengen britischen Aufsicht, einen ausgedehnten Schmuggelhandel an den Ostküsten Afrika's treibe, und holländische Händler mit den verbotenen Waaren versorge. Es sei ihnen kürzlich gelungen, eine Ladung in die Mündung des Kai zu schmuggeln und mehrere französische und holländische Tochtgänger wären in diesem Augenblicke damit beschäftigt, sie durch das Land zu verbreiten. Die Insel Mauritius nannte er vorsichtig, weil er annehmen durfte, daß der militairische Agent, denn ein solcher war offenbar sein Gegner, von Madagascar oder der noch unter französischer Herrschaft stehenden Insel Bourbon gekommen sein müsse. Zugleich erzählte er die Geschichte von den in der Einöde zurückgebliebenen Wagen.

Der Dialect des jungen Mannes war so unverfälscht, der Schmuggelhandel und Tochtgang eine so häufig vorkommende Sache, daß der Franzose keineswegs Verdacht schöpfte, vielmehr, da Delafosse ihm erzählte, daß er ein geborner Pariser sei und dies durch mancherlei Erwähnungen glaubhaft machte, ihn unter seinen besondern Schutz nahm und jedes Mißtrauen des Häuptlings beseitigte.

Während dieses Gesprächs war auch Rivers nicht müßig gewesen, und hatte sich in ein solches mit den drei oder vier Booren eingelassen, die in der Versammlung der Wilden anwesend waren, und sich ohne Weiteres jetzt zu ihm drängten, um das willkommene »Gut«, den Branntwein, zu probiren. Das Holländisch, welches Rivers sprach, genügte vollkommen, sie zu überzeugen, daß er, wenn ihnen auch persönlich unbekannt, ein echter Tochtgänger sei, denn selten versteht ein Engländer die Sprache der unterdrückten Colonisten. Er gab, um sich das Vertrauen zu sichern, eine Menge theils wahrer, theils falscher Nachrichten von der Stellung der englischen Streitmacht jenseits des Kai und ihren drohenden Bewegungen, indem er erzählte, daß er selbst im Lager gewesen, als er in den Forts alle Gewehre gekauft, und hörte dafür von den arglosen Booren, daß sie die Abgesandten der in der Boomplaatsschlacht zerstreuten Kolonisten und der Ansiedler im Viktoria Lande (Port Natal) seien, die sich mit den Kafferstämmen in dem drohenden Kriege diesmal gegen ihre englischen Unterdrücker zu verbinden gewillt wären.

Diese verschiedenen Umstände hatten den Verdacht der Kaffern ganz beseitigt und es hatte sich bereits ein lebhafter Handel um das Gut der mit Milch und Fleisch bewirtheten Tochtgänger entsponnen, während dessen Sandili und der französische Agent bemüht waren, noch verschiedene Nachrichten über die feindliche Stellung einzuziehen.

Der Fingoe, der durch Schmutz sein Gesicht unkenntlich und seine Kleidung einem Hotentotten ähnlich gemacht hatte und der außerdem durch ein Pflaster auf einem Auge sehr entstellt war, besorgte unterdessen den Handel mit den Kaffern. Der Capitain hatte an die einzelnen Häuptlinge und deren Weiber einige kleine Geschenke von Tabak, Ringen und Gasperlen vertheilt, wobei es ihm gelungen war, mit einem bedeutsamen Blick dem Medicinmann ein Päckchen mit Gold in die Hand zu drücken; Edward aber hatte zwei schöne Schnuren von Bernsteinperlen genommen und diese der alten Königin und deren Enkelin übergeben. Die Augen begegneten sich dabei, und er glaubte in den ihrigen das Versprechen des Schweigens mit der Mahnung zur Vorsicht zu lesen, und deutlich zu fühlen, wie ihre kleine Hand bei der Berührung der seinen zitterte, als plötzlich die Scene durch die Ankunft zweier neuer Personen eine Veränderung erlitt.

Der Name »Tzatzoe!« und »Oom Pretorius!« lief durch die Menge; der Kreis, der sich um die Händler gebildet, gab Raum, und hindurch auf die Hauptgruppe zu schritt der Häuptling der westlichen Gaika-Stämme, dem wir zu Anfang unseres Kapitels an der Furth des Kai begegnet sind, mit dem Anführer der aufständischen Booren.

Sandili bewillkommnete mit großer Freude die Angekommenen, denn auf sie hatte man gewartet, um die Berathungen zu beginnen, und gab alsbald den Befehl, daß sich die beiden weißen Händler, die niederen Krieger, Frauen und Kinder aus dem Bereich des geheiligten Kreises entfernen sollten, als Tzatzoe ihnen zu bleiben winkte und das Wort nahm.

»Wenn es der Incosi Inculu aller Gaika's gestattet,« sagte er in der Sprache seines Volkes, »möchte ich diese beiden Männer noch um Einiges fragen, bevor sie ihr Wigwam suchen für die Nacht, die unsrer großen Mutter geheiligt ist. Tzatzoe ist gewohnt, den weißen Gesichtern nicht zu trauen, wenn er sie nicht viele Sommer kennt.«

»Tzatzoe ist ein großer Häuptling,« erwiderte Sandili, offenbar etwas beleidigt über dies Mißtrauen gegen seinen Scharfblick, – »aber wir haben diese Männer geprüft und nichts Verdächtiges an ihnen gefunden. Es sind Kaufleute, wie sie häufig zu uns kommen, und Feinde der Englishmen.«

»Vielleicht vermögen sie uns eine Nachricht zu bringen von Macomo,« beharrte der Häuptling. »Erlaubt mein Bruder, sie danach zu fragen?«

Der Oberhäuptling nickte ungeduldig Gewährung, denn es drängte ihn, zu dem wichtigen Geschäft des Abends zu kommen.

Rivers hatte mit Ungeduld und Besorgniß die neue Gefahr gesehen, die sie bedrohte, doch war kein Mittel, ihr zu entgehen, und man mußte ihr kühn die Stirn bieten. Dabei aber gefiel ihm weder das Aussehn des Häuptlings, noch des Boors, und seine Besorgniß wurde noch gesteigert, als er sich niederbückte, um ein Packet zusammenzubinden und der Fingoe ihm dabei in's Ohr flüsterte: »Hüte Dich und eile zu den Pferden!« Im nächsten Augenblick bemerkte er, daß der schwarze Führer durch eine geschickte Bewegung von seiner Seite glitt und in dem Gedränge verschwand.

Er hatte weder Zeit noch Gelegenheit, dem Lieutenant einen Wink zu geben, und versicherte sich nur durch einen raschen Griff, daß der Revolver unter seinem Jagdhemd handgerecht lag; dann wandte er kühn sein Auge auf den Häuptling, der ihnen nahe getreten war.

»Haben die Smause der weißen Männer gehört, wie es einem Häuptling meines Volkes, Namens Macomo geht, der bei ihren Brüdern in der festen Stadt am Keiskamma wohnt, und bringen sie uns vielleicht Botschaft von ihm?«

Rivers schüttelte den Kopf. »Wir haben Fort Cor schon vor zehn Tagen verlassen,« sagte er in holländischer Sprache. »Damals trieb sich allerdings ein trunkener Kaffer dort umher, der sich Macomo nannte, aber wir kennen ihn nicht weiter.«

»So hab' ich kürzere Botschaft,« sagte der Häuptling mit einem scharfen Blick. »Macomo hat uns dieses gesandt, und der Bote verließ das Fort der weißen Männer vor zwei Nächten.« – Er reichte an Sandili die Haut mit den Hieroglyphen. »Ich höre, die Smause haben ihre Wagen auf dem Wege hierher zurückgelassen,« wandte er sich dann in französischer Sprache an Delafosse. »Will mein junger Bruder mir sagen, wo er ihre Spur verloren hat?«

»Am Bolofluß beim Übergang über den Kai,« sagte der junge Mann rasch.

»Die Smause wird sich irren oder ihr Gedächtniß ist zu kurz,« bemerkte mit spöttischem Lächeln der Kaffer. »Tzatzoe und der Vater der Booren sind an den Ufern des Bolo und des Knebia umhergestreift seit vier Sonnen, doch sie haben keinen Tochtwagen gesehen. Aber sie haben die Spuren zweier weißen Hunde gefunden, und eines braunen, die nach dem Lager der Gaika's gingen, um die Dienste des Schakal zu verrichten, der nach der Beute des Löwen späht. Die schwarzen Männer haben die Augen des Adlers und sehen in das Herz eines Verräthers. Die Smause hebe ihr Angesicht in die Höhe, und sage mir, ob sie jenen Fremdling kennt!«

Seine ausgestreckte Hand zeigte nach einer Stelle, von der Pretorius, der Boor, zurückgetreten war. Der Blick des Capitains wandte sich dahin und sein Auge erkannte den Todfeind.

»Fluch und Verdammniß! In die Hölle mit dem Hunde!« Mit der Schnelle des Gedankens, der ihm zeigte, daß jede fernere Verstellung unnütz und Alles verloren sei, hatte er den Revolver aus der Blouse gerissen und der Schuß krachte nach dem jungen Holländer hin. Aber eine rasche Bewegung, die dieser gemacht, um sich auf den Feind zu werfen, rettete ihn, und die Kugel schlug in die ungeschützte Brust eines grimmigen Kaffernkriegers, der hinter ihm gestanden.

»Capitain Rivers! Laßt ihn mir, laßt ihn mir!«

Aber bereits hatte sich der Engländer gewendet – ein zweiter Schuß streckte den Häuptling Zana zu Boden. Die unerwartete Entwicklung war so plötzlich, so überraschend gekommen, daß Rivers, der mit großer Stärke begabt war, wirklich den dichten Kreis der Kaffern hinter sich durchbrach, ehe diese noch zur Besinnung gekommen waren, theils wurde ihm dies auch dadurch möglich, daß Pieter Pretorius selbst alle Anderen zur Seite warf, um sich auf seinen Feind zu werfen. Dennoch wäre er gewiß nicht dem raschen Zuspringen des Kaffernhäuptlings und der Verfolgung des jungen Holländers entgangen, wenn Delafosse nicht mit edelmüthiger Preisgebung des eigenen Lebens seine Flucht gedeckt und sich Tzatzoe entgegengeworfen hätte, den Wurf seines Assagai zur Seite lenkend. Im nächsten Augenblick war er zu Boden gerissen, und über ihn hinweg stürmten die rasenden Häuptlinge und Krieger dem Flüchtigen nach.

Dieser hatte jedoch schon den Fuß des Hügels erreicht und eilte die Gasse des Kraals dahin, wo er zwei dunkle große Gestalten im Schein der Feuer halten sah. Es war Congo, der Fingoe, der die beiden Pferde rasch hierher geleitet hatte und bereits auf einem saß. Der Capitain legte die Hände auf den Hintertheil des Rosses und sprang mit einem Satz auf den Rücken desselben. Ein dritter Schuß streckte einen schwarzen Krieger zu Boden, der sich den Pferden entgegenwerfen wollte, ein Kerrieswurf traf, in furchtbarem Schwung, die linke Schulter des kühnen Mannes; doch achtete er in der Aufregung des gewaltigen Schmerzes

nicht, und im nächsten Augenblick sprengten die beiden Rosse in rasendem Lauf über die Hochebene mitten durch die Feuer des Kraals hindurch.

Der Tumult war schrecklich, sinnbetäubend. Zahllose Pfeil- und Flintenschüsse folgten alsdald den Flüchtigen, aber Entfernung und Dunkelheit schützten sie bereits. Wild rannte Alles durch einander und nach den Stellen, wo die kleinen, den Bewohnern des Kraals angehörigen Pferde auf den Weiden lagen, die wenigsten angebunden, und es dauerte eine Zeit von mindestens zehn Minuten, ehe eine Zahl von etwa zwölf Krieger mit Tzatzoe und Pieter Pretorius den Fliehenden in der Richtung folgte, die diese, entgegengesetzt ihrem Eintritt auf das Plateau, eingeschlagen hatten.

Während der ersten Verwirrung hatte sich Niemand um den zu Boden geworfenen zweiten Engländer gekümmert, der, von Stößen und Tritten getroffen, halb betäubt dalag und erst wieder zum vollen Bewußtsein seiner Lage kam, als Gulma auf einen Wink des Tsanuse ihn ergriff und zu den Füßen ihrer Großmutter schleppte, so daß seine Hand deren Mantel berühren konnte. Dies rettete ihn vom augenblicklichen Tode; denn nach der Sitte der Stämme kann ein Verbrecher, dem es gelungen, die Person der Königin oder »großen Frau« zu berühren, nur auf den Beschluß der Amapahati getödtet werden, und die erhobenen Kerries und Assagaien sanken vor der abergläubischen Furcht, Unheil auf das eigene Haupt herab zu ziehen. Dennoch hätte vor der großen Willkür und der geringen Ehrfurcht der Häuptlinge bei ihrer Rückkehr von der ersten Verfolgung vielleicht auch dieser Schutz den jungen Mann nicht gesichert oder er wäre von den Flinten der erbitterten Booren gefallen, wenn nicht ein anderes wichtiges Ereigniß seiner Retterin zu Hilfe gekommen wäre.

Mitten zwischen den wüthenden Lärm und diesen weithin übertönend, daß das Echo von den Bergwänden zurückschlug, dröhnte nämlich der majestätische Klang eines riesigen Tamtam in drei langverhallenden Schlägen. Gleich als übe der mächtige Klang eine Zaubervirkung aus, so folgte plötzlich eine allgemeine Stille und Bewegungslosigkeit dem Ton; – jedes Antlitz wandte sich nach Osten, wo über die Bergwände sich in diesem Augenblick die glänzende Scheibe des Vollmonds zu erheben begann und ihre ersten Strahlen über die Ebene warf – und dann erklang eine gewaltige Stimme von der Spitze des Hügels her in dem Ruf: »Runlho! Runlho!«

Das ganze Volk hatte sich auf den Boden geworfen und stimmte einen Gesang an zu Ehren Atalma's, der Göttin der Liebe und Fruchtbarkeit, die sie unter dem Bilde des Mondes begrüßen. Dann sammelten sich die jungen unverheiratheten Männer und die Mädchen und stellten sich getrennt von einander zum Zuge nach dem Berathungshügel auf. Männer und Frauen zogen voran, auf den unvollkommenen musikalischen Instrumenten des Volkes, der zweisaitigen Hottentotten-Fidel, einer Art Tambourin, und Schilfflöten einen ohrzerreißenden Lärmen vollführend. Die Mitglieder des Amapahati, mit den Häuptlingen, stellten sich zur rechten Seite der alten Königin, die andere blieb frei. Noch immer, von den Krieger mit finsternen Blicken bewacht, stand Edward Delafosse, sein Schicksal erwartend, in der Nähe der alten Frau.

Jetzt nahte, unter den Klängen unsichtbarer Tamtamschläger, der Zug der Mädchen dem Ort, Gulma an ihrer Spitze, und stellte sich auf der andern Seite der Königin auf, zunächst, mit der weißen Schürze geschmückt, die Jungfrauen, die zum ersten Mal zum Opfer des Runlho bestimmt waren.

Ehe wir weiter gehen, müssen wir wenigstens andeutend dieser eigenthümlichen Sitte des Naturvolkes einige Worte widmen.

Es herrscht zwar bei den Kaffern, wie überhaupt im Orient, die Sitte der Vielweiberei, wird aber nur selten und nur von den Reichen ausgeübt, da für das Mädchen den Eltern desselben eine oft ziemlich bedeutende Gabe an Vieh &c. gezahlt werden muß. Wie häufig bei wilden Völkerstämmen, ist die Beschäftigung sehr ungleich vertheilt, indem alle wirkliche Arbeit den Frauen aufgebürdet bleibt. Trotzdem artet das Geschlecht auch körperlich nicht aus, da die Arbeit überhaupt nur gering ist; sie behalten ihre schönen, stolzen Gestalten, die zierlichen Hände und die regelmäßige Gesichtsbildung. Die Treue und Züchtigkeit der Frauen ist ohne Tadel – es sei denn, daß dieselbe zu den oben angedeuteten Zwecken verletzt wird. Auch unter den Unverheiratheten wird Sitte, Zucht und Schamhaftigkeit beobachtet und streng aufrecht erhalten, mit Ausnahme eines Tages im Jahre, an welchem sich unter den Augen der Ältesten des Volkes im Hauptkraal des Stammes alle erwachsenen Mädchen und Jünglinge versammeln müssen zu einem allgemeinen Hymen im politischen Interesse der Volksvermehrung.

Auf ein Zeichen des Tsanuse begann mit einem noch betäubendern Lärmen, als der frühere, der langsame Zug der jungen Männer. So wie sie einzeln an dem Sitz der alten Königin vorbeigingen, beugten sie sich, die Hände über die Brust gekreuzt, und eines der weißgeschürzten Mädchen trat hervor und gab dem Manne ihrer Wahl den Granatenzweig aus ihren Haaren, worauf dieser sie hinwegführte. Die Jungfrauen des Stammes, die zum ersten Mal das Runlho feiern, genießen das unbedingte und nie von den Verwandten bestrittene Recht, den Gefährten zu wählen.

Die jungen Männer, die nicht durch eine solche Wahl ausgezeichnet werden, suchen nach Zufall und Belieben unter den anderen Mädchen ihre Genossin.

Aber Jüngling auf Jüngling zog vorüber – die Jungfrauen hatten alle schon den Geliebten gewählt – nur wenige von den Mädchen standen noch am Sitze der greisen Königin, – aber noch immer nicht hatte sich Gulma, die Tochter des Oberhäuptlings, von ihrem Platz gerührt, noch immer glühte das Roth der Granaten in ihrem mit Perlen durchflochtenen Haar.

Verwundert sahen Alle auf das Mädchen, als auch Kona und Namba, die Söhne Macomo's, ohne das beglückende Zeichen vorbeigeschritten waren, da man doch wußte, daß die tapferen Brüder sich um das Kind des Oberhäuptlings bewarben. Die Schaar der jungen Männer nahte ihrem Ende, doch Gulma stand noch immer, den Blick zu Boden gesenkt, neben der alten Frau, während alle ihre Gespielinnen längst den Augen der übrigen Zuschauer entschwunden waren.

Ein allgemeines Schweigen herrschte in dem Kreise, abseits standen noch mehrere der jungen Männer, die übrig geblieben waren, darunter die Gebrüder Kona und Namba, als sich Sandili jetzt mit strenger Miene an seine Tochter wandte.

»Es ist ungewöhnlich und gegen das Gesetz Atalma's,« sagte er, »daß eine Jungfrau bei dem Runlho zurückbleibt, ohne den Mann zu wählen, um die Pflicht gegen ihr Volk zu erfüllen. Gulma ist die Tochter eines Häuptlings, sie möge ihn zeigen, und es wird Keiner sein, der sie verschmäht!«

Blässe und Röthe bedeckte in flüchtigem Wechsel das schöne dunkle Gesicht des Mädchens. Sie hob langsam das Haupt und nahm die Granatblüthe aus ihrem Haar. »Befiehlt der Häuptling, mein Vater, daß ich wähle nach meinem Willen?« fragte sie mit leiser Stimme.

»Ich befehle es!« rief ungeduldig Sandili. »Das Kind meines Blutes darf die Sitten seines Volkes nicht gering achten.«

Das Mädchen trat verlegen einen Schritt vor – darauf wandte sie sich entschlossen – ihr großes, dunkles Auge streifte furchtlos und herausfordernd die Menge, dann blieb sie vor dem jungen Engländer stehen, reichte ihm den Granatenzweig und kreuzte die Arme über ihre Brust zum Zeichen des Gehorsams.

Ein lauter Schrei des Erstaunens und der Entrüstung schallte von Aller Lippen, dem jedoch das Mädchen, jetzt vollkommen entschlossen über ihr Thun, mit einem trotzigem kühnen Blick antwortete.

»Hat meine Tochter das Licht des Geistes verloren,« schrie der stolze Oberhäuptling, »oder wagt sie es, ihr Volk zu verhöhnen, daß sie seinen Feind wählt? Hinweg von ihm, der dem Tode geweiht ist!«

Er wollte sie fortreißen, aber das Mädchen klammerte sich an die alte Königin an. »Schütze mich, Mutter, um der Liebe Utika's willen, schütze das Recht Gulma's!«

Die alte Frau, durch diesen Aufruf aus ihrer Theilnahmlosigkeit erweckt und zum Schutz ihres Liebblings bereit, richtete sich halb empor und streckte die Hand aus. »Wer wagt es, den Frieden des Runlho zu stören, nachdem das Gesicht Atalma's¹ über die Berge emporgestiegen ist? Der große Sohn der großen Frau möge sprechen zu seiner Mutter!«

Der Oberhäuptling beugte sich, trotz seines Zornes, ehrerbietig. »Gulma, das Licht Deiner Augen, die Deine Hand selbst geschmückt zum Runlho, hat es verweigert, einen jungen Krieger zu wählen, der ihr Lager zum ersten Mal theilen soll.«

»Aber ich sehe mein Kind an der Hand eines Mannes,« sagte die Greisin, ihr trübes Auge auf den jungen Offizier richtend, der noch immer kaum begriff, was um ihn her vorging und wie er gerettet worden.

»Der Mann, den die Unglückliche gewählt, ist nicht von Deinem Volk; er ist ein Abalungo, ein Feind!«

»Warum hat ihn der Speer meines Sohnes nicht getödtet?«

»Er hat Deine Hand berührt, Mutter, und das Gesetz sagt, daß alsdann nur der Amapahati ihm das Leben nehmen darf.«

Die alte Königin wandte sich nach dem Wahrsager. »Was spricht der weise Mann und das Gesetz der Väter?«

Der Tsanuse, wie viele Seinesgleichen ein heimlicher Agent der Engländer und durch ihr Geld gewonnen, benutzte eilig die Gelegenheit. »Kein Gesetz des freien Volkes von Kaffaria beschränkt die Wahl der Jungfrau zum Runlho, wenn der Mann von Atalma gesegnet und fähig ist, ein Krieger zu sein.«

»Ist der Fremdling ein Krieger?«

»Er hat sich als tapfer bewährt,« sagte der Oberhäuptling, zu stolz, um zu lügen. »Er ist nicht geflohen, wie sein Gefährte.«

»So möge mein Kind ihn zu ihrer Hütte nehmen und ihn morgen, wenn die Sonne aus dem großen Salzsee steigt, hierher zurückführen, daß ihm geschehe, wie der Amapahati mit ihm beschlossen haben wird. Utika, der Schöne, segne Deinen Schooß in dieser Nacht!«

Keiner der Häuptlinge und Krieger hätte es nach dieser Entscheidung gewagt, hindernd dazwischen zu treten, als das Mädchen jetzt den fast willenlosen jungen Mann fortführte und

¹Vollmond.

mit ihm aus dem Lichtkreis des Feuers verschwand, während die alte Frau wieder in ihren halb schlummernden, theilnahmlosen Zustand zurücksank.

Auf der kräftigen Stirn Sandili's lagen tiefe Falten verhaltenen Grolls, als er die beiden Söhne Macomo's und einige jüngere verheirathete Krieger zu sich winkte. »Das Wort der großen Frau,« sagte er, »muß vom Stamme der Gaika's geehrt werden. Aber Eure Sorge sei es, alle Ausgänge der Ebene des Kraals zu bewachen, daß es dem Verräther nicht gelinge, im Schatten der Nacht zu entfliehen, während Tzatzoe und unsere Brüder noch seinen Gefährten verfolgen. Die jungen Männer meines Volkes werden morgen an Beiden die Sicherheit ihrer Flinten und die Kraft ihrer Assagaien versuchen können. – Der Rath der Häuptlinge und der Umapahati hat wichtige Dinge zu bedenken in dieser Nacht und Keiner möge sich nahen dem geheiligten Kreise bei Todesstrafe.«

Nach diesem strengen Gebot zog sich alles Volk zu den Wigwams und deren Feuern zurück, um die Nacht in unmäßigem Gelage und Verschlingen von halbbrohem Fleisch, Brei und dem T'ttualo – dem halbspirituösen Nationalgetränk von gegohrnem Kafferkorn – zu verbringen, während die Häuptlinge mit den Bevollmächtigten der Booren und dem französischen Agenten in eifrige und wichtige Berathung traten.

An der Hand des jetzt in Verwirrung und Schaam zitternden Mädchens schritt Edward willenlos immer weiter hinein in die vom Mondstrahl mit seinem bleichen, alle Farben aufsaugenden Licht überzogene Fläche. Es war eine prächtige, mildwarme Sommernacht – aus den Zweigen der mächtigen Kork-Eichen, die hin und wieder die weite Fläche des Plateau's unterbrachen, flötete der Spottvogel seine Nachtigall-ähnlichen Töne; von dem schon fern liegenden Kraal her tönte der Lärm des bachantischen Gelages und das wilde Zusammenschlagen der Kerries und Assagaien. Aus den Thälern stiegen mit den Nebeln der Nacht berauschen-de Düfte von Kräutern und Blumen hervor, die der im Kapland so seltene, vor wenig Tagen gefallene Regen mit zauberischer Üppigkeit überall hervorgetrieben hatte.

Der vorhergegangene Auftritt war natürlich in der Kaffernsprache verhandelt worden, von der Edward nur einzelne Worte verstand. Indeß hatten die eigenthümliche Ceremonie, der er beigewohnt, und die frechen Anspielungen, die Rivers unterwegs gegeben, ihn wenigstens den Charakter der eigenthümlichen Sitte ahnen lassen, und von seltsamen Gefühlen bedrängt, schritt auch er daher eine Zeitlang schweigend neben dem Mädchen her, das ihn jetzt nach einer Stelle geleitet, über welche Bäume und Felsen ihre Schatten warfen.

Auf dem Wege dahin kamen sie an einer Menge von Hütten oder Lauben vorüber, die aus Zweigen und Ästen flüchtig erbaut, und über die ganze Ebene zerstreut, unter ihrer dichten Blätterhülle ein süßes Geheimniß zu verbergen schienen.

Leises, zärtliches Flüstern – süßes, schwellendes Seufzen aus wild erregter Brust: – im Nachthauch, der aus den Schluchten des Gebirges strich, erstarben die leisen, leidenschaftlichen Laute.

Das Antlitz des jungen Soldaten glühte dunkel, als er den Arm des Mädchens faßte, und sich erinnernd, daß sie etwas Englisch verstand, fragte er: »Wohin führst Du mich?«

Sie stand still; eine Laubhütte, von Ästen und Zweigen des Orangenbaumes gebildet, war vor ihnen und zeigte ihre dunkle Öffnung. Riesige Palmenblätter bildeten das Dach, große Geranien schlangen ihre dichten Bouquets durch das Laub – aus dem seltsamen Wigwam

duftete es, wie ein Bett von wohlriechenden Kräutern und Blüten; die große Kork-Eiche streckte ihre riesigen Äste über das seltsame Brautlager und hüllte es in ihren Schatten gegen den neidischen indiskreten Strahl des Mondes.

Die junge Wilde hatte das Haupt gesenkt, sie wagte nicht, den Blick empor zu schlagen. »Wir sind zur Stelle, Herr,« flüsterten die rothen Lippen. »Verzeihe, aber es war das einzige Mittel, Dich zu retten, der so freundlich und gütig zu dem armen Kaffernmädchen sprach, als sie auf das Geheiß ihres Vaters mit den Frauen ihres Volkes im Lager der weißen Krieger war.«

»So hast Du also wirklich mich sogleich erkannt?«

»Das Auge Gulma's war in ihrem Herzen. Es glaubte nimmer, den jungen Tapfern wieder zu sehen.«

Es folgte eine Pause – Beide schwiegen befangen und wagten nicht, sie zu unterbrechen.

»Was soll aus mir werden, Mädchen?« fragte endlich der Offizier. »Ich verstehe die Sprache Deines Volkes nicht, und weiß nicht, was mich erwartet. Kannst Du mir es sagen?«

»Der Tod!« flüsterte sie leise. »Die Flinten und Speere der jungen Männer meines Volkes werden ihr Ziel nicht verfehlen.«

Er schauderte. Selbst den tapfersten Mann wird die Ankündigung des ruhmlosen Martertodes erleichen machen.

Und er war jung, so jung und voll von den muthigen Hoffnungen des Lebens, ferner Lust und seines Ruhmes! Und als er die Hand erhob und ihren vollen, lebenswarmen Arm fühlte, ihre hohe Brust vor sich wogen und schwellen sah, da überkam ihn gewaltig der Gegensatz des glühenden Lebens und des kalten, bitteren Todes, und er preßte die Hand vor die Stirn und sein Auge schweifte wild und sehnsüchtig in die freie Ferne.

Es war ja nur ein Mädchen, eine arme, vertrauende Wilde, die ihn hier zurückhielt. Wie leicht konnte sie unschädlich gemacht werden, machtlos, seine Flucht zu hindern. Er trug seinen Revolver noch unter der Blouse auf der Brust, – wenn es ihm gelang, einen der Felsenpässe zu erreichen . . .

»Will mein Herr sich auf das Moos dieser Lande niederlassen,« sagte schüchtern das Mädchen, – »er wird der Kräfte bedürfen, die der Schlummer giebt.«

»Schlafen? – schlafen, wo in wenigen Stunden ein schrecklicher Tod meiner harrt? – Sprich, Weib – ist keine Rettung möglich? – die Flucht – o hilf mir, die Du schon ein Mal mich gerettet, und niemals will ich Deiner vergessen!«

»Utika streckt die Hand über alle guten Menschen,« sagte einfach das Mädchen. »Meint der junge Krieger der Abalungo's, daß Gulma ihn hierher geführt hätte, wenn sie nicht wenigstens versuchen wollte, ihn zu retten vor schlimmem Tode? – Aber Atalma mit seinem bleichen Gesicht steht hoch am Himmelsdom und wirft seinen verrätherischen Strahl über die Wigwams der Gaika's, und ihr Auge ist scharf, ihr Ohr wachsam für die Tritte des Feindes. Erst wenn das bleiche Gesicht hinter der Spitze des Pavian-Berges steht und seine Schatten über die Ebene wirft, wird Gulma versuchen, ob sie einen Pfad frei findet für ihren weißen Freund.«

»Und bis dahin . . .«

»Muß der junge Krieger sich gedulden und den Platz einnehmen in dieser Hütte, damit die Leute meines Stammes denken, daß er sich ihrer Sitte gefügt, und kein spähendes Auge ihn entdeckt und bewacht.«

Der junge Mann fühlte die Nothwendigkeit und das Zweckmäßige des Rathes, und machte Anstalt, in die kleine Hütte, die kaum Raum gewährte für zwei Menschen, sich zurückzuziehen, was nur in tiefgebückter Stellung geschehen konnte.

Plötzlich hielt er inne. »Aber Du, Gulma?«

Hätte er in dem Schatten zu sehen vermocht, wie tiefe, brennende Gluth das edle Antlitz des Mädchens überströmte – er würde die Frage schwerlich gethan haben.

»Der junge Krieger der großen Königin muß gestatten, daß das schwarze Mädchen zu seinen Füßen einen Platz sucht; denn es würde ihn verrathen, wenn man sie jetzt außerhalb der Hütte sähe.« – –

Er lag bereits auf dem weichen Lager von Moos und duftigen Kräutern des Gebirges, und fühlte, wie eng zusammengeschmiegt das schöne Mädchen am Eingang der Laube kauerte. So wenig Raum sie aber auch einzunehmen versuchte, so war die Hütte doch zu eng, als daß nicht jede unwillkürliche Bewegung den jungen Mann mit dem schönen, jugendkräftigen Wesen hätte in Berührung bringen sollen. Wenn er die Hand ausstreckte, fühlte er die sammetweiche, warme Haut ihrer schön gerundeten Schultern. Der Athem ihrer vollen, halb ängstlich, halb leidenschaftlich auf- und niederwogenden Brust drang warm und duftig an sein Gesicht.

O über den weißen, egoistischen Mann!

Und dennoch fluthete heißes, jugendliches, halbfranzösisches Blut in seinen Adern, dennoch klopften seine Pulse, und seine Augen schienen das Dunkel zu durchdringen.

Aber ein weißer Mann!

Höher und höher stieg das bleiche Gesicht Atalma's am glänzenden Nachthimmel – eine Stunde war verronnen – durch die Blätter der Kork-Eiche, in den Zweigen und Blumen der Laubhütte rauschte der Wind des Gebirges und flüsterte seltsame Fragen und Melodien – drüben am Kraal erloschen die Feuer der Kaffern.

In das Flüstern des Nachtwindes, in das Rauschen der Blätter und den leisen, klagenden Ton des Spottvogels mischte sich ein anderer Laut – leise – schmerzlich verhalten, mühsam unterdrückt. – –

»Gulma – Du weinst?«

Da brach es wie ein gewaltiger Strom, der im mächtigen Drang die Dämme überfluthet und alle Ordnung des gewohnten Zwanges hinwegreißt, aus den dunklen Augen des dunklen Kaffernmädchens in vollen, heißen Thränen, und der jugendliche Marmorbusen hob sich wie stürmische See in schmerzlichem Stöhnen eines tiefverwundeten Herzens.

»Gulma!«

Seine ausgestreckte Hand traf die Locken des Mädchens, ihre Wange, ihren Mund, und wurde von ihr stürmisch an diesen gedrückt und geküßt. Dann glitt sie fieberzitternd weiter über weiche, reizende Formen, und umschlang das weinende Mädchen und zog sie näher und näher, und die heißen Thränen des Schmerzes wurden süße, selige Ströme, und das Schmerzensstöhnen des Busens zum Klagelaut des Entzückens! – –

Runlho! – Runlho! – – –

Mitternacht war vorüber, der gigantische Pavians-Berg verbarg die große Scheibe des Mondes und warf seine gewaltigen Schatten über das ganze Plateau, als eine dunkle, schlanke

Gestalt aus dem Schutz der mächtigen Kork-Eichen glitt und gleich dem flüchtigen Windhauch über die Ebene dahineilte.

Plötzlich aber stockte ihr Fuß, denn vor ihr erhob sich, wie aus dem Boden gestiegen, ein anderer dunkler Schatten; furchtbar war die Gestalt anzusehen, über deren Haupt sich lange Hörner in die Luft streckten; dazu rauschte und klapperte es um sie her so seltsam, wie das Rasseln von Schlangen und Todtengebein.

Das Mädchen – denn Gulma war die Eilende – erschrak; im nächsten Augenblick aber erkannte sie auch die Gestalt: es war der Tsanuse – gerade der Mann, den sie suchte.

»Wohin eilt die Tochter des Häuptlings,« fragte der Zauberer, »in der Nacht, da sie an der Seite Dessen weilen darf, den sie liebt?«

»Eben weil ich ihn liebe,« sagte das Mädchen entschlossen, »suchte ich Dich auf. Du warst im Kreis des Amapahati, sprich, was hat man über den Englishman beschlossen?«

Der schlaue Betrüger, der durch manche frühere Vortheile der Tochter des Oberhäuptlings verbunden war, hütete sich wohl, zu verrathen, daß er schon seit einer halben Stunde ihre Hütte umschlichen hatte, um eine Gelegenheit zu finden, sich mit dem Gefangenen zu besprechen. Er fand es vielmehr in seinem Vortheil, wohlvertraut mit den leicht erregten Leidenschaften und Gefühlen eines Naturkindes, die Angst des Mädchens zu steigern, und bestätigte ihr, daß der Rath der Alten und der Häuptlinge, durch die Erbitterung ihres eigenen Vaters bestimmt, den Tod des jungen Mannes am Morgen beschlossen habe.

»Höre mich an, Tsanuse,« sagte das junge Weib, »ich weiß, Du liebst das Gold über Alles und mein scharfes Auge hat heute Abend einen Umstand bemerkt, der, wenn ich ihn morgen dem Rath der Häuptlinge erzähle, Dich verderben muß. Ich sah, wie Du heimlich Etwas nahmst, das Dir der entflohene Englishman zusteckte. Dein Ruf zum Runlho war es, der im gefährlichen Augenblick seine Flucht sicherte und die meisten Verfolger zum Kraal zurückführte. Rette seinen Gefährten, den Jüngling, der an meinem Herzen gelegen, und Du sollst die Spangen haben, die meinen Arm und Fuß einschließen und die den Preis von hundert Rindern werth sind.

»Laß mich mit dem Englishman selber sprechen,« erwiderte klug der Zauberer. »Mein Ohr ist offen und Deine Worte sind nicht vergeblich hinein gefallen. Führe ihn vorsichtig an den Stamm jenes Baumes, wo uns Niemand belauschen kann.«

Gulma entfernte sich so eilig, als sie gekommen war, und bald darauf brachte sie mit gleicher Vorsicht Edward Delafosse herbei.

»Meine Tochter möge aufpassen, daß uns kein Späher belausche,« sagte der Tsanuse, welcher nicht wünschte, daß das Mädchen von seiner geheimen Verbindung mit den Engländern Kenntniß erhielte, indem er den Offizier einige Schritte weit hinwegführte. »Hat der junge Krieger von dem rothen Golde der Englishmen bei sich, was er an seine Befreiung setzen kann?« fragte er.

»Ich habe zwanzig Guineen bei mir,« erwiderte der junge Mann, »und bin bereit, sie Dir zu geben, wenn Du mich aus dieser verdammten Lage befreien willst, Mann. Vermagst Du mir Nachricht zu geben, ob meine entflohenen Gefährten glücklich entkommen sind?«

»Tzatzoe ist zurückgekehrt, um an dem großen Rathe Theil zu nehmen,« berichtete der Zauberer. »Man hat sie bis zu der Affenschlucht verfolgt, wo die Ebene des Kraals endet und die Tollkühnen sind mit ihren Rossen da hinunter gejagt, wo selbst der kühne Jäger des Springbocks beim Lichte des Tages nur mit Gefahr einen Weg zum Niedersteigen findet. Man

sah sie am Rand verschwinden und ihre Leiber müssen zerschmettert in der Tiefe liegen. Wenn das große Gestirn des Tages emporgestiegen, wird eine Schaar ausziehen, die Todten zu suchen. Der junge Abalungo muß bis dahin fern sein von dieser Stelle.«

»Aber wie soll ich entkommen?«

»Mein Sohn öffne seine Ohren, ehe wir das Mädchen zurückrufen, das sein Lager getheilt hat. Sie liebt meinen Sohn und wird uns helfen. Wenn der junge Krieger zu den Seinen kommt, möge er dem großen Führer¹ berichten, daß der Amapahati aller südlichen Kaffernstämme einen großen Kriegs beschlossen hat. Auch die Zuluh's und die Dütchmen werden in Haufen herbeiziehen und sie werden die Dickichte des Kai vertheidigen mit ihren Leibern. Sandili ist ein großer Häuptling und seinem Ruf folgen zehntausend Krieger. Der Sohn des großen Königs, den die Englishmen getödtet haben auf dem Eiland im Meer, in das die Sonne am Abend sinkt, hat den Kaffern seine Hilfe zugesagt. Sein Bote ist unter ihnen und viel Pulver und Flinten lagern verborgen am Strande des Meeres. In der vierten Nacht von heute wird Saudili mit seinen Kriegern über den Kabusi gehen und die festen Städte der Englishmen am Büffelgebirge angreifen.«

Der Offizier hatte aufmerksam den in gebrochenem Englisch ihm gegebenen Mittheilungen zugehört. »Das sind wichtige Nachrichten,« sagte er, »indeß wie soll ich sie dem General überbringen?«

Der Tsanuse rief leise das Mädchen, das sogleich herbeikam.

»Die sämtlichen Ausgänge der Ebene sind von Deinem Vater mit Wachen besetzt,« berichtete er. »Der Tsanuse hat jedoch ein Mittel, ungesehen den jungen Krieger an den Fuß der Felsen zu bringen. Aber dieser ist ein Kind in der Wildniß. Wie soll er zu seinen Landsleuten kommen, ohne daß ihn am Morgen unsere jungen Männer fangen?«

»Ich werde ihn geleiten,« sagte einfach das Mädchen.

»Bedenkt aber meine Tochter, welcher Gefahr sie sich aussetzt, wenn am Morgen der Oberhäuptling sie nicht findet?«

»Ich werde da sein, wenn die Nacht wiederum auf den Kraal der Gaika's sinkt. Der weise Mann möge mir dann ein Mittel gewähren, in den Schutz der Königin zu gelangen. Gulma kann für den Mann sterben, dessen Weib sie geworden.«

»So höre mich an, Kind, aber gelobe mir zuvor, wenn Du zurückkehrst, Keinem zu sagen, was Du gesehen.«

»Ich schwöre es bei Utika, dem Schönen.«

»Du kennst meinen Wigwam an der Wand des Paviansberges. Du mußt den Abalungo heimlich dahin bringen, indeß ich Namba, der am Fuß des Berges Wache hält, beschäftige.«

»Kein Krieger wagt es, die Hütte des großen Zauberers zu betreten,« sagte schaudernd in abergläubischer Scheu das sonst so muthige Mädchen. »Wie sollte mein Fuß es wagen, die Schwelle zu überschreiten, wo die bösen Geister der Berge gebannt liegen?«

»Die Nähe eines Weißen hebt den Zauber auf, der dem Auge des Gaika Verderben bringen würde,« erwiderte gewandt der Betrüger. »Meine Tochter möge dreist durch den Wigwam schreiten und an seinem Ende die Büffelhaut heben, die sie dort finden wird. Sie wird einen geheimen Eingang in den Felsen sehen. Wenn sie die Hand zur Linken auf den Boden legt, wird sie einen Haufen Stäbe von dem harzigen Holz der Fichte finden, die in unseren Bergen wächst. Sie möge drei oder vier davon nehmen, damit sie ihr zur Leuchte dienen durch die

¹General Cathcart.

Windungen der Höhle, durch die sie mit dem Abalungo ihren Weg nehmen muß. Gulma's Fuß ist leicht und ihre Hand sicher, die Gefahr wird sie nicht schrecken, der Tsanuse kann Weiteres nicht für sie thun; er hat gesprochen.«

Nach wenigen Fragen noch über die Richtung, welche sie in die Höhle, von deren Dasein sie das erste Mal hörte, zu nehmen habe, erklärte sich das Mädchen bereit zu dem gefährlichen Wege. Delafosse hielt noch einen Augenblick den Zauberer an. »Ich bin nur ungenügend bewaffnet. Wenn wir verfolgt werden, vermag ich mich nur schlecht zu vertheidigen.«

»Der junge Krieger,« sagte der Betrüger leise, »möge mir sein Gold geben. Wenn er auf die andere Seite dieser Eiche tritt wird er an ihrem Stamme seine Flinte finden. Das Pulverhorn trägt er noch an seinem Gürtel. Utika beschütze seinen Weg, – die Zeit eilt, und er muß in einer Stunde am Fuße der Berge sein, wenn er gerettet werden soll.«

Damit machte er sich eilig in der angedeuteten Richtung davon.

Der junge Offizier fand, wie es ihm der Tsanuse versprochen, das von diesem bei Seite gebrachte Gewehr hinter dem Stamme, und nachdem sie einige Augenblicke gewartet hatten, um dem Zauberer den nöthigen Vorsprung zu lassen, ergriff das Kaffernmädchen die Hand des jungen Mannes und schlug mit ihm vorsichtig die Richtung nach dem Paviansberge ein. Der Fuß dieser ziemlich steil emporsteigenden Klippe war von der Stelle, wo die Zusammenkunft mit dem Tsanuse stattgefunden, etwa eine Viertelstunde entfernt, und als sie, durch die Ortskenntniß des Mädchens unterstützt, im Schutz der Felsen und in gebückter Stellung näher schlichen, hörten sie die Stimme ihres Verbündeten, der mit Namba und zwei älteren Kriegern der Gaika's sprach, die am Eingang der Schlucht, welche hier zur Seite des Berges von dem Plateau in die Thäler führte, eine Wache bezogen hatten.

Das Mädchen voran, begannen sie an der andern Seite die Bergklippe zu erklimmen, welche den Wigwam des Zauberers etwa 100 Fuß hoch über der Ebene trug. Die scharfen Stacheln des Cactus und die spitzen Schiefer des Felsens rissen ihre Hände und Füße blutig, ohne daß ein Laut des Schmerzes ihre Anwesenheit verrathen durfte. Nur durch die Hilfe der Kafferin wurde es dem Briten möglich, die Felswand zu ersteigen, die ihm sonst wahrscheinlich selbst bei Tage unzugänglich gewesen wäre. Nach einem mühsamen und gefährlichen halbstündigen Klettern erreichten sie endlich die Felsenplatte, auf welcher der Wigwam des Tsanuse stand.

Edward Delafosse fühlte hier, wie das Mädchen zitterte gleich dem Land der Espe, so viel Macht übt der gewohnte Aberglaube selbst über ein festes Herz und starkes Gemüth, und er selbst schrak zurück und griff nach seinem Gewehr, als er ein dumpfes, grimmiges Schnauben vor sich hörte und zwei große, blutgierige Augen in grünlichem Feuer aus dem Dunkel ihnen entgegen funkeln sah. Erst nachdem ihre Blicke sich an die Umgebung gewöhnt, überzeugten sie sich, daß der ungewöhnliche und gefahrdrohende Gegenstand eine gezähmte Hyäne war, die der Tsanuse in der Nähe des Eingangs zu seinem Wigwam angekettet hielt.

Dieser war geräumiger, als die Hütten der Wilden zu sein pflegen, und ebenfalls nicht in Kegelform abgerundet, sondern lehnte mit der Rückseite an die Bergwand. Nachdem Beide durch den Eingang, der, wie bei allen Wigwams der Kaffern, zum Schutz gegen den Besuch wilder Thiere sehr niedrig war, hineingekrochen waren, diesmal der Engländer voran, machte er mit einem Feuerzeug, das er in seiner Jagdtasche bei sich trug, Licht und zündete ein kleines Stück Kerze an, das ihnen hinreichend die Umgebung erhellte.

Das Innere des Wigwams bot übrigens einen seltsamen und auf ein dem Aberglauben offenes Gemüth wirkenden Anblick dar. Rings umher an der Wand waren gebleichte Thierschädel befestigt, zwischen dem riesigen Kopf des Elephanten und Rhinoceros mit den langen Stoßhörnern die Schädel von Antilopen, Alligators, Springböcken, wilden Hunden, Panthern und Löwen. Dazu hingen von der Decke große getrocknete Schlangenhäute und Eidechsen mit Bündeln von Straußenfedern und allerlei Kräutern der Wüste. Der Gegenstand aber, der dem armen Mädchen den meisten Schrecken verursachte, obschon gerade er ein Lächeln ihres Begleiters veranlaßte, war eine chinesische Figur, die durch die Bewegung ihrer Schritte oder eine geheime Vorrichtung mit unheimlichem Geklapper Kopf und Hände bewegte, ein Ding, das der Tsanuse bei irgend einer Gelegenheit an der Küste erhandelt und in seinem Wigwam zur Abschreckung aller Unberufenen aufgestellt hatte.

Edward gewahrte bald das Entsetzen, mit dem die Spielerei das Mädchen erfüllte, und seine Hand brachte den thönernen Kobold zur Ruhe. Dann sahen sich Beide nach dem geheimen Ausgang um und fanden ihn nach kurzem Suchen. Hinter einer großen Löwenhaut trafen sie einen, wohl mannshohen, ziemlich engen Felsenspalt, der sich aber, als sie hineinleuchteten, in kurzer Entfernung schon breiter erwies und in sanfter Abdachung tief in das Innere des Berges zu führen schien. Nachdem sie sich mit mehreren der Kiehnspähne, die am Eingang der Höhle aufgehäuft waren, versehen und einen derselben angezündet hatten, traten sie ihren Weg eilig an, denn sie wußten, daß die Schwierigkeit der Flucht mit jedem Augenblick wuchs. Die Wölbung wurde schon nach fünfzig Schritten so hoch und geräumig, das das Licht ihrer Fackel deren Umfang nicht mehr erleuchtete; die Fußspuren in dem weichen Sande des Bodens zeigten ihnen die Richtung, die sie zu verfolgen hatten. Um ihre Häupter schwirren unheimlich, von der Helle aus ihren finsternen Löchern aufgeschreckt, die Fledermäuse und riesige Vampyre, und seltsames Gewürm raschelte oft über ihren Weg, aber der Offizier zog, ohne darauf zu achten, seine Begleiterin mit sich fort. Sie hatten den dritten Spahn in Brand gesetzt, wie der Tsanuse ihnen gesagt, als sie den frischen Hauch der Nachtluft sich entgegenwehen fühlten und, nachdem sie um eine Wendung der Höhle geschritten waren, durch eine Öffnung zwischen Gesträuch und langen Cactusgewinden den hellen Strahl des Mondes leuchten sahen. Sie begriffen sogleich, daß sie auf der Südseite des Berges und außerhalb des Plateau's des Gaika-Kraals standen.

Vorsichtig schritten sie, nachdem die Fackel ausgelöscht war, bis an den Rand des Ausgangs und sahen hier zu ihrem neuen Schrecken den Felsen etwa 40 Fuß senkrecht abfallen. Bei Überlegung jedoch, daß der Tsanuse selbst hier irgend ein Hilfsmittel besitzen müsse, um diesen Ausgang benutzen zu können, und nach sorgfältigem Umhertasten fanden sie auch an einem Felsvorsprung im Innern befestigt ein langes Seil von Aloëfasern, in das auf jede Armeslänge ein kurzer Stab von hartem Holze eingeknüpft war. Der Gebrauch lag nahe, und als sie es über den Rand der Felsenöffnung geworfen, überzeugten sie sich, daß es bis zum Ende der Felswand reichte, wo diese in eine schmale Regenschlucht auslief. Rasch stiegen sie hinab, das Mädchen zuerst, und folgten dann der Schlucht, die sie nach einem mühsamen Wege in's Thal führte. Hier machten sie einen Augenblick Halt, um sich auszuruhen.

»Durch des Himmels und Deine Hilfe, Mädchen,« sagte der Offizier, »bin ich einem schrecklichen Tode von der Hand Deiner Landsleute entgangen. Wo aber sollen wir uns nun hinwenden?«

»Kennt der junge Krieger die Station des weißen Vaters mit dem schwarzen Gewande, der von Eurem Gotte erzählt, an den Ufern des Somo?«

»Du meinst das Haus des Missionairs? Ich hörte davon.«

»Es ist der nächste Ort, wo der weiße Mann wohnt. Wenn der junge Krieger befiehlt, wird ihn Gulma dahin geleiten. Ehe die Sonne im Mittag steht, werden wir dort sein.«

»Wohlan, Mädchen – ich vertraue mich ganz Deiner Leitung, und wenn Du es willst, sollst Du mich nicht wieder verlassen.«

Er hatte ihre Hand gefaßt, zog sie an sich und küßte sie auf die züchtig erröthende Stirn, und dann setzte das junge Paar seinen Weg fort.

Der Mond war untergegangen und die erste Dämmerung begann eben das Thal, durch das sie schritten, zu lichten, als das Mädchen plötzlich den Arm ihres Begleiters faßte und, ihn festhaltend, nach einer Seitenöffnung des Grundes deutete, aus der zwei dunkle Gestalten emporstiegen.

Im Nu hatte Edward die Flinte an der Wange, aber auch die Fremden hatten ihn erblickt, und Beide, mit Gewehren bewaffnet, richteten die tödtliche Mündung auf sie.

»Tritt hinter mich, Mädchen,« sagte der junge Mann. »Sie sollen mich wenigstens nicht lebendig wieder fangen.« Er nahm fest den größten der Gegner auf's Korn und legte den Finger an den Drücker. Im nächsten Augenblick – – –

EIN DUELL IN SAN FRANCISCO.

Wenn die Versammlung der Spieler, Abenteurer und Glücksjäger in dem großen Zelt des *Plazza major* in San Francisco erwartet hatte, die fabelhafte Pracht eines indischen Fürsten vor ihren Augen entwickelt zu sehen, deren Glanz noch die ausschweifendsten Träume aller Goldsucher überstrahlen würde, so hatte sie sich bitter getäuscht.

Der Maharadschah, dessen Eintritt der feierlichen Ankündigung des Tigerjägers Mac-Scott auf dem Fuße folgte, hatte nicht im Entferntesten Etwas, das an seine indische Heimath, an den Rajah erinnerte.

Der Eintretende schien direkt aus den fashionablen Salons von London, Paris oder St. Petersburg zu kommen.

Es war ein junger Mann von etwa 27 bis 28 Jahren, von mittlerer Größe und jenem feinen, anscheinend fast weichlichen Wuchs, den man bei den meisten Stämmen und Klassen der Hindu's findet. Sein Kopf war klein und oval gerundet, die Farbe seines Gesichts glich fast der der Europäer, so durchsichtig und klar war dieselbe, obschon der Teint bei schärferer Betrachtung ein mattes, leichtes Goldgelb zeigte, wie es viele italienische Frauen besitzen. Dieser Teint schien um so blasser und heller, als er ganz gleichförmig war und keine Röthung zeigte. Die Stirn, breit und knochig, war von Natur zwar niedrig, hatte aber durch das Abrasiren der Vorderhaare an Wölbung gewonnen. Große, matt und träumerisch blickende Mandel-Augen von nußbrauner Farbe, von auffallend langen Wimpern umrandet, machten durch die eigenthümliche Form der Höhlenwölbung und der Brauen darüber, – die in der scharfen Form eines liegenden Fragezeichens die Höhlung bis an den äußern Augenwinkel umgaben und an der starken Nasenwurzel nur durch eine schroffe, tiefe Falte getrennt wurden, – den Eindruck, daß hinter diesem matten Glanz und ruhigen Träumen ein Geheimniß von Kraft und Gluth verborgen sein müsse. Die Nase war gerade und voll, und um ihre Winkel lag ein feiner Zug von Malice. Der Mund mit einer vollen Unterlippe und das runde Kinn

drückten, neben einer gewissen Sinnlichkeit, Kraft und Energie aus. Das Gesicht war glatt rasirt bis auf einen elegant gepflegten und gekräuselten Schnurrbart von schwarzer Farbe, von welcher auch das kurze, lockige Haar war.

Der Indier trug eine bis in die kleinsten Nuancen untadelhafte, feine Toilette, die *Stoltz* selbst, der berühmte Londoner Kleiderkünstler, ihm angepaßt zu haben schien. Sein olivengrüner Jagdfrack mit blanken Knöpfen, Gilet und die Beinkleider waren von modernstem Schnitt, ein Pariser Hut deckte seine Stirn, und die feinen, mit kurzen silbernen Sporen geschmückten Glanzstiefeln, wie die anschließenden gelblichen Glacéhandschuhe zeigten die besondere Kleinheit und feine Bildung der Füße und Hände. Einer jener seltenen schwarzen Diamanten von der Größe eines Fingernagels heftete nachlässig den Knoten der modernen Cravatte zusammen.

Dieser schwarze Diamant war das einzige Juwel, das der Maharadschah trug, und in keinem Salon Europa's würde irgend ein Anzeichen den Sohn Indiens verrathen haben, wenn nicht eine seltsame Zierrath den Blick auf sich gezogen hätte. Es war dies ein kleines rundes Stückchen weißer Thon von der Dicke einer Oblate, das auf die Stirn über die Nasenwurzel aufgeklebt war und zugleich von zwei dünnen Goldfäden, die sich im dunklen Haar verloren, dort festgehalten wurden.

Das war der *Tilluk*, das von einem geistlichen Brahminen aufgelegte Abzeichen der ersten Kaste.

Die Persönlichkeit des jungen Maharadschah von Bithoor war eine so ganz unerwartete, daß auch nach seinem Eintritt das Schweigen der zahlreichen Versammlung dasselbe blieb.

Einen Augenblick stand der indische Prinz still und sein ruhiges, mattes Auge schien die Reihe der Anwesenden zu überblicken; diese kurze Zeit aber hatte vollkommen genügt, ihn zu orientiren, und er schritt sogleich weiter und gerade auf den Grafen zu. Etwa vier Schritt noch von ihm entfernt, zog er den Hut und machte ihm eine tiefe, ceremonielle Verbeugung.

»Monseigneur,« sagte er in geläufigem Französisch, durch diesen Titel zeigend, daß ihm die Verwandtschaft seines Gegners mit dem vertriebenen französischen Königshause bekannt war, – »ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich Ihnen vorstellen zu dürfen, und bedaure sehr, daß dies erst an dieser Stelle geschieht, da ich leider bis jetzt verhindert war, dem berühmten Ritter und Vertheidiger der Legitimität meinen Besuch zu machen, was jedenfalls morgen geschehen wäre.«

Der Graf war so erstaunt und überrascht durch diese ungezwungene Höflichkeit, die sich gerirte, als befände er sich allein mit ihm in seinem Salon der Faubourg St. Germain. Er war vielleicht zum ersten Mal in seinem bewegten und abenteuerlichen Leben zweifelhaft über die Antwort, die er ertheilen und ob er den feindlichen Ton seiner Botschaft fortsetzen sollte. Ein Blick auf seine Umgebung gab ihm ein Auskunftsmittel ein.

»Mein Herr,« sagte er mit einer kurzen und hochmüthigen Erwiderung des Grußes auf Englisch. »Ihre Höflichkeit ehrt mich, ich möchte Sie jedoch bitten, wenn Ihnen die englische Sprache geläufig ist, sich dieser bedienen zu wollen, da die meisten dieser Herren in unserer Nähe dieselbe als ihre Muttersprache anerkennen.«

»Dieser Wunsch,« erwiederte der Indier auf der Stelle mit gleicher Geläufigkeit in dem besten Englisch, »giebt mir Gelegenheit, hier öffentlich mein Bedauern auszusprechen, daß von irgend einem niedrigen Menschen mein Name und meine Aufforderung gemäßbraucht worden ist, um Sie, Herr Graf, zu beleidigen und das wichtige und kühne Unternehmen zu

verdächtigen, dessen Gelingen der Name eines so berühmten Soldaten, wie Sie als Führer, allein vor jedem Zweifel an dem Erfolge beschützen mußte, und dem ich meine besten Wünsche widme.«

Dieses offene Desaveu des unglücklichen Zeitungsschreibers erhöhte wo möglich noch das Erstaunen der ganzen Gesellschaft, worauf der würdigste Theil derselben mit einem der Mißbilligung sehr ähnlichen Grunzen seine Furcht zu erkennen gab, daß aus den gehofften Freuden des seltenen Kampfes nichts werden könnte.

Diese Befürchtung wurde jedoch durch den Fortgang der Unterhaltung beseitigt.

»Es wäre unwürdig,« sagte weit höflicher der Graf, »von meiner Seite das geringste Mißtrauen in Ihre Versicherung setzen zu wollen, mein Prinz. Ich kenne aus Europa zu wohl das aufdringliche Natterngezücht der Journalisten, um nicht zu wissen, daß sie sich unberufen in Alles mischen. Die Lection, die ich dem Herrn dort drüben ertheilt habe, wird aber, denke ich, hinreichen, sie etwas vorsichtiger zu machen. Da ich mich jedoch verpflichtet habe, ihm auf meine Weise Genugthuung oder Gelegenheit zu geben, seine sogenannte Ehre wieder herzustellen, so muß ich diese Verpflichtung lösen und an Sie, mein Prinz, die Bitte richten, mir das Mittel dazu zu gewähren.«

Der Srinath Bahadur antwortete nicht; – seine matten Augen waren auf eine Stelle zur Seite des Redners starr gerichtet und eine seltsame Veränderung begann sich in ihnen zu zeigen. Die rehbraune Pupille schien zu wachsen und nahm eine fast schwarze Farbe an, die dem Diamanten an seiner Cravatte glich. Wie aus diesem, schienen den gewöhnlich so ausdruckslosen Augen funkelnde Blitze zu entstrahlen, und das ganze Antlitz des Indiers nahm einen Ausdruck von, man könnte sagen, fanatisirter Lebendigkeit und Erregtheit an, den es früher gar nicht gehabt.

Die Stelle, auf die sich dieses wunderbar belebte und verschönerte Auge richtete, war die, auf welcher Margarethe O'Sullivan stand; der magische Zauber, der diese Veränderung hervorgebracht, das Mädchen selbst.

»Ich habe Sie gefragt, mein Herr,« wiederholte der Graf scharf und ungeduldig, »ob Sie die Güte haben wollen, das Thier, das Sie als Aushängeschild benutzen, uns für das morgende Schauspiel zu leihen, oder vielmehr herzugeben. Es versteht sich von selbst, daß ich bereit bin, den Preis desselben Ihnen zu erstatten.«

Der Maharadschah schreckte wie aus einem Traume auf, ohne daß jedoch sein Blick die Dame verließ. – »Für was, Mylord?«

»Für Ihren Tiger, Prinz!«

»Für Striped Bob? Er ist mir nicht feil.«

»Aber ich muß ihn haben, Sir,« sagte heftig der Graf. »Sie werden begreifen, da Sie zur Aristokratie Ihres Landes gehören, daß der Graf Raousset Boulbon sein Wort halten muß, und wenn es hundert Ihrer Tiger kostete!«

Die Augen des Indiers wandten sich endlich wieder auf den Franzosen und fielen sogleich in die frühere Ausdruckslosigkeit zurück. »Sie wollen also mit Striped Bob kämpfen, Mylord, wie man mir gesagt hat?« fragte er.

»Seit einer halben Stunde habe ich die Ehre, Ihnen dies zu wiederholen.«

»Mylord – verzeihen Sie, – ich weiß, daß Sie vor drei Jahren in Lyon *elf* Duelle an einem Tage ausgefochten haben, und wage weder an Ihrem Muth noch an Ihrer Gewandtheit als Krieger und Jäger zu zweifeln, aber – haben Sie je einer Tigerjagd beigewohnt?«

»Ich habe Löwen mit Gérard in Algerien geschossen.«

»Aber ein Tiger ist ein weit grimmigerer und gefährlicherer Gegner.«

»Das ist eine Ansicht, die ich und der Tiger auszumachen haben werden,« sagte unwillig der Graf. »Kommen wir damit zu Ende. Wollen Sie mir Ihr Thier überlassen, oder nicht!«

»Mit Vergnügen, Herr Graf, – daran konnte überhaupt kein Zweifel sein.«

»So danke ich Ihnen aufrichtig und stehe zu jedem Gegendienst bereit.« Er reichte dem Indier die Hand. »So bleibt uns demnach nur noch übrig, die Waffen zu bestimmen; denn es ist meine Absicht, daß gegen beide Thiere nur dieselben Waffen benutzt werden dürfen. Wir wollen das kleine Schauspiel auf morgen Abend sechs Uhr festsetzen.«

»Ich werde den Käfig schon vorher in den Circus schaffen lassen,« sagte der Indier.

»Gut. Zur gleichen Zeit wird der amerikanische Stier zur Stelle sein. Diese Herren werden vielleicht die Güte haben, sich mit der Bestimmung der Waffen und der Art des Kampfes zu beschäftigen und mich dann das Nöthige wissen zu lassen.« Die Sorglosigkeit, mit welcher der tapfere Franzose dies Alles sprach, war fast erhaben. – »Aber ich glaube, daß der Circus selbst noch einiger vorbereitenden Einrichtungen bedürfen wird, die alle Zeit in Anspruch nehmen werden.«

»Möge Eure Herrlichkeit die gesegnete Gnade haben, dies Ihrem demüthigen Diener zu überlassen,« sagte die näselnde Stimme Slongs, der plötzlich wieder zum Vorschein kam. »Ich habe eben von Don José Peralta, dem Eigenthümer des Circus, diesen für die nächsten vierundzwanzig Stunden gemiethet und baar bezahlt.«

Der Graf lachte hell auf, während unter den anwesenden Yankee's sich ein höchst beifälliges und neidisches Gemurmel über diese schlaue und rasche Speculation erhob! »Bravo, wackerer Slong! Das heißt, das im Spiel gewonnene Geld auf Zinsen legen. Wie viel nehmen Sie für den Platz, Sie spendabler Diener der Heiligen?«

»Nur zwei Dollar die Person, Mylord!« sagte der bescheidene Methodist.

»Nun, dann weiß ich wahrhaftig nicht, weswegen Sie sich nach zwei solchen Glücksschlägen noch den Gefahren der Sonora-Expedition aussetzen sollten. Nur rathe ich Ihnen, bis morgen auf Ihrer Hut zu sein!«

»Ich habe so eben das Glück gehabt, John Merdith, den Kentuckier, zu meinem Associé zu gewinnen,« berichtete der vorsichtige Speculant, indem er mit einer Bewegung der Hand den Croupier präsentirte, den er vor kaum einer Stunde so schmäählich betrogen und den er jetzt klüglich zu seinem Beistande gemacht hatte.

Der kentuckische Pferdiedieb grinste bestätigend, indem er, mit einem bedeutsamen Blick auf die Versammlung, die Pistole in der Tasche seiner Klappenweste lüftete, und diese Bewegung schien den nöthigen Wink für Jeden zu bilden, der etwa »speculiren« möchte, sich an Ehrwürden Slong beim Verlassen des Spiel-Hauses zu machen.

»Somit wären die Präliminarien beseitigt,« sagte höflich der Chef der Sonora-Compagnie. »Und da ich Nichts weiter hier zu schaffen habe, so erlauben Sie mir, mein Prinz, mich Ihnen zu empfehlen.«

»Sie sind so gütig, mein Herr,« sprach der Indier, »daß – obschon ein armer und unbekannter Wilder – ich es dennoch wagen möchte, die Bitte an Sie zu richten, nach Ihrem Belieben in meiner Wohnung eine Tasse indischen Thee oder ein anderes passendes Nachtgetränk nehmen zu wollen, indeß diese Herren hier das Weitere des morgenden Festes berathen. Herr Mac-Scott ist meinerseits zu jeder Anordnung bevollmächtigt.«

»Und ich bestimme die Herren Delavigne und O'Sullivan zu meinen Adjutanten und meiner Vertretung. Ich nehme Ihre Einladung an, meine indische Hoheit, und bin bereit, Sie zu begleiten. Das Resultat Ihrer Berathung, Edward, werden Sie uns alsbald nach der Behausung des Herrn Maharadschah bringen.«

Der Graf nahm den Arm des Indiers. »Adieu, meine Herren, und vergessen Sie nicht, erstens uns morgen Ihre Gegenwart zu schenken, und zweitens, daß die Actien der Sonora-Expedition auf dem Cours von 187 $\frac{1}{2}$ bleiben müssen.«

Die Indier am Eingang hoben den Thürvorhang und die beiden Gegner verließen in bester Eintracht die Spielboutique.

Wir überlassen die Bankhalter ihren Bemühungen, das gestörte Spiel an den einzelnen Tafeln wieder in Gang zu bringen, und die Gesellschaft, um die beiden Tigerjäger und die erwählten Secundanten des Grafen versammelt, dem lärmenden Disput über die Art und Weise, in welcher das seltsame Stiergefecht ausgefochten werden sollte – eine Angelegenheit, bei welcher der Hauptbetheiligte, der unglückliche Hillmann, gar nicht oder doch nur gehört wurde, um ihm Vorwürfe zu machen, daß er den Lasso nicht zu werfen verstehen wollte, – und folgen dem Indier und dem französischen Abenteurer in das Zelt des Erstern.

Die Abtheilung, oder vielmehr das Gemach, in welches der junge Maharadschah seinen Gast geführt hatte, war mit allem Luxus und aller Weichlichkeit, indischer Pracht ausgestattet, ganz entgegengesetzt der einfach eleganten Erscheinung seines Herrn. Schwere persische Teppiche bedeckten Wände und Fußboden, und eine Reihe von kostbaren und seltenen Waffen hingen in Festons umher.

Auf die Einladung Srinath Bahadurs hatte der Graf auf einem niedern Divan aus Kissen von gelber Seide von Canton Platz genommen und sog aus dem mit Rubinen und Smaragden besetzten weißen Bernstein-Mundstück des langen, schlangenartig gewundenen Rohrs einer kostbaren Hukah den mit Rosenwasser parfümirten hellen Tabak von Schiraz. Ihm gegenüber saß in gleicher Beschäftigung der Indier, und zwei Diener brachten auf goldenen Platten in kleinen Schalen von durchsichtigem japanischen Porzellan, die in Untersätzen von kunstvollem Silberfiligran standen, jenen kostbaren, duftigen Trank aus den ersten Knospen des Theebaumes, die nur für die besonders bevorrechteten Kinder des himmlischen Reiches der Mitte gesammelt und bereitet werden und nie in den Handel nach Europa kommen.

Beide Männer plauderten lange und hin- und herschweifend über Pferde, Jagd, indische und europäische Sitten und die politischen Ereignisse der letzten Jahre, und der Graf hatte vielfach Gelegenheit, nicht allein die Bildung und das ruhige und scharfsichtige Urtheil seines Wirthes, sondern auch seine genaue Kenntniß der europäischen Verhältnisse zu bewundern.

»Ich gestehe Ihnen,« sagte zuletzt lachend der Graf, »daß ich mir nach dem gelben und aufgeblasenen Wesen einiger londoner Nabobs, die ich kennen zu lernen das Vergnügen hatte, und nach den Erzählungen britischer Offiziere, die in Indien sich Avancement, Reichthum und eine kranke Leber geholt, eine ganze andre Vorstellung von einem indischen Rajah gemacht habe, als Sie mir bieten. Indeß gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich glaube, es ist mehr englische Maske.«

Der Maharadschah lächelte leicht. »Warum sollte mein Volk, das älteste der Welt, von dem alle Kultur über die ganze Erde ausgegangen ist, nicht befähigt sei, sich den europäischen Firniß unserer Herren und Gebieter anzueignen? Glauben Sie mir, Monseigneur – der Indier ist jeder Bildung fähig und sein Land von Brahma gesegnet vor allen Theilen der Erde.«

»Ich habe viel von Indien gehört,« sagte der Franzose, und hätte es gern besucht, wenn es nicht eben unter der Botmäßigkeit der Engländer stände, die ich nicht besonders liebe, und wenn das Schicksal mich nicht in anderen Zonen gefesselt hätte. Aufrichtig – ich bedauere, daß ich verhindert bin, an Ihrem Tigerverteilungskrieg in Singapore mich zu betheiligen.«

»Und was verhindert Sie daran, Monseigneur?«

»Ei, die Sonora-Expedition, auf die ich alle meine Hoffnungen gesetzt habe. Europa ist keine Heimath mehr für mich, ich muß mir hier eine neue schaffen, würdig meines Namens, und dies kann nur ein Fürstenthum oder ein Königreich sein.«

»Wann glauben Sie, Ihre Expedition anzutreten?«

»Das hängt von den Umständen ab, Prinz – zunächst von dem, ob mich morgen Ihr Striped Bob, der ein ganz stattlicher Gegner ist, auffressen wird, oder ich ihn. Sodann sind meine Vorbereitungen noch nicht ganz in Ordnung; wir bedürfen einer Menge Waffen und Ausrüstungen, die so rasch nicht zu beschaffen waren, obschon der größte Theil dieser Gegenstände bereits in unserm Lagerhause beisammen ist, und ich hoffe, binnen acht Tagen auch den Rest erworben zu haben. Die Leute, deren ich bedarf, sind dagegen bereit.«

Das Auge des Maharadschah begann sich wieder zu beleben, es leuchtete diesmal listig und berechnend. »Monseigneur,« sagte er, – »ich hatte gehört, daß in dieser Stadt die Tapferen und Abenteuerlustigen nie fehlen und aus allen Enden der Welt zusammenströmen. Wie lange Zeit würden Sie brauchen, um eine neue Ausrüstung zu Stande zu bringen?«

»Ein halbes Jahr – mindestens drei Monate.«

»Nun wohl, ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Verkaufen Sie mir Ihre Expedition auf ein halbes oder ein Vierteljahr!«

»Mein Herr – – –«

Der Indier legte freundlich die Hand auf den Arm des Abkömmlings Ludwig des Heiligen. »Verständigen wir uns, Monseigneur. Ich könnte die Erfüllung meiner Wünsche Striped Bob, meinem Tiger, anheimstellen, aber ich liebe die Tapferen und die Leute Ihrer Nation. Mein Wunsch ist, mir von Ihrer kleinen Armee von kühnen Männern zwanzig der Tapfersten auslesen und sie an mich fesseln zu dürfen, während sie jetzt Ihnen mit Leib und Seele verpflichtet sind. Dies ist nur möglich, wenn Sie im Allgemeinen die Expedition verschieben und damit die eingegangenen Verpflichtungen lösen. Binnen wenig Monaten werden Sie eben so viele und eben so kühne neue Theilnehmer gefunden haben. Das Actien-Capital Ihrer Unternehmung beträgt fünfzigtausend Dollar – ich biete Ihnen hunderttausend für drei Monate!«

»Ihr Vorschlag, Prinz,« sagte der Graf, zweifelhaft, ob er aufgebracht darüber sein oder ihn prüfen sollte, »würde eine Beleidigung sein, wenn Sie Ihren Grund nicht so aufrichtig angeführt hätten.«

»Es ist keine Beleidigung, Monseigneur, sondern eine Bitte von meiner Seite.«

»Überlassen Sie die Erfüllung Ihrem Bob,« sagte der Graf nach einigem Nachdenken. »Es ist leicht möglich, daß er Sie mit einem Schlage seiner gewaltigen Tatzen von der ganzen Sonora-Expedition befreit. So vortheilhaft Ihr Vorschlag ist – so würde ich doch nicht darauf eingehen können, ohne meine Ehre in den Augen meiner Gefährten bloßzustellen und ihr Vertrauen zu täuschen. Nur mein Tod oder der Verlust unserer ganzen, bereits vorhandenen Ausrüstung könnte vor den Leuten und den Yankee-Actionairen der Compagnie die Verzögerung oder Aufgabe der Unternehmung rechtfertigen.«

Einer der indischen Diener hob in diesem Augenblick den Vorhang und führte Mac-Scott und Delavigne herein. Sie kamen, um anzuzeigen, man habe sich dahin geeinigt, daß jeder der beiden Kämpfer beliebig zu Pferde oder zu Fuß den Kampf ausfechten und mit einer Büchse und einer Machete, oder sonst einer kurzen blanken Waffe, gerüstet sein solle, und daß Jeder von einem Secundanten begleitet werden dürfe, dessen Ausrüstung beliebig sein möge, und der nur in dem Fall der höchsten Lebensgefahr oder des Versagens des Gewehrs zu Hilfe kommen dürfe.

»Wen werden Sie zu Ihrem Secundanten wählen, Monseigneur?« fragte der Indier.

Edward O'Sullivan trat sogleich näher. »Mylord, ich fordere diese Ehre für mich, weil ich der Jüngste Ihrer Gesellschaft, und deshalb beweisen muß, daß ich Ihrer Freundschaft nicht unwürdig bin.«

»Gut denn,« sagte der Graf, indem er ihm die Hand reichte, »ich bin es zufrieden, aber sorgen Sie dafür, daß die schöne Miß Margareth, Ihre Schwester, mich nicht anklagt, wenn ein Unglück geschieht; ich habe Sie nicht gewählt. – Was für eine Art Büchsen, Herr Mac-Scott, pflegen Sie bei Ihren Tigerjagden zu benutzen?«

»Mit einer festen Hand und einem sichern Auge, Mylord, ist jede Büchse gut. Doch steht Ihnen die meine sehr gern zu Diensten.«

»Ich danke, Herr,« lehnte Graf Boulbon ab, »ich besitze selbst ein vortreffliches Gewehr von Lepage.«

»Nehmen Sie sich in Acht, Monseigneur, bei unseren Tigern muß der erste Schuß tödtlich sein.«

Der Graf lächelte spöttisch. »Sind diese Pistolen geladen, Hoheit?« Er zeigte auf ein Paar schöne englische Scheibenpistolen, die an der Wand des Gemachs hingen.

»Ja, Monseigneur, bedienen Sie sich ihrer.«

»Bitte, öffnen Sie den Vorhang ein wenig,« sagte der Graf zu einem der Diener, es ganz vergessend, daß dieser ihn nicht verstand, indem er nach der Wand ging und eine der Pistolen herunternahm.

Der Maharadschah wiederholte lächelnd dem Manne einige Worte auf indisch, und dieser öffnete den Vorhang. Man sah dadurch in der Entfernung von etwa 25 Schritt den Eingang des Zeltes, vor dem noch ein Haufe von Müßiggängern und Vagabonden der untersten Klassen umherlungerte.

»Hat einer von Euch Schurken ein Spiel Karten?«

»Zu dienen, Excellenz!« Zehn fuhren aus der Tasche ihrer schmutzigen Manga's oder Beinkleider.

»Halte Jeder eine Karte zwischen den Fingerspitzen in die Höhe, der Lust hat, einen Dollar ohne Arbeit zu gewinnen. Der, dessen Karte ich wähle, bekommt das Dreifache.«

Acht von den Kerls zögerten nicht, und hoben eine Karte in die Höhe, obschon sie das Pistol in der Hand des Grafen sahen. Sie setzten ja das Leben oft für Weniger auf's Spiel!

Der Graf, der an den Eingang des Gemaches getreten und eine Zehndollar-Note auf den Boden geworfen hatte, kehrte zurück. »Coeur Aß!« sagte er halblaut und drehte sich um. In demselben Augenblick fast fiel auch schon der Schuß und die bezeichnete Karte flog aus den Fingern des Lepero, der sie gehalten.

Die Portière fiel wieder herunter unter dem Hurrah des Gesindels, das sich auf die Zehndollar-Note stürzte.

»Sie schießen vortrefflich, Mylord,« sprach der Schotte kaltblütig; »indeß habe ich schon näher an den Mittelpunkt treffen sehen, und möchte Sie daran erinnern, daß ein Tigerschädel ein anderes Ding ist, als ein Kartenblatt.«

Raousset Boulbon erröthete leicht. »Ich wollte Ihnen auch blos beweisen, daß meine Hand fest und mein Auge sicher ist. Was mich noch in Zweifel setzt, ist die Wahl der blanken Waffe.«

»Wenn Sie, Monseigneur, mit den unseren vertraut wären,« sagte der Indier, »so würde ich Sie bitten, diese Dschambea von mir anzunehmen. Sie ist gleich gut zum Stich wie zum Hieb, und ein wohlgeführter Schlag mit diesem echten Kashemir-Stahl würde einen Schädel von Marmor spalten.« Er reichte ihm die furchtbare Waffe, die, halb Beil, halb Hackemesser, etwa 2 Fuß lang und von convexer Form war, den Schwerpunkt von großem Gewicht an der Spitze tragend, und so scharf wie ein Rasirmesser.

Der Graf wog sie mit Interesse in der Hand: »Ich glaube, daß sie vorzügliche Dienste leistet und würde mich ihrer gern bedienen, aber ich fürchte, daß ihr Gebrauch mir zu ungewohnt ist. Ich will daher lieber einen trefflichen Handjar wählen, den ich bei der Eroberung von Constantine einem arabischen Sheik abnahm. Und nun, meine Herren, glaub' ich, ist es Zeit, daß wir uns trennen. Leben Sie wohl, mein Prinz, und nehmen Sie meinen Dank, bis der morgende Tag entscheidet, ob Sie die Aktien der Sonora-Compagnie für einen billigen Preis haben können, als Sie dafür zahlen wollten.«

Er verbeugte sich und verließ, von dem indischen Fürsten bis zum Eingang begleitet, das Zelt, ohne im Vorübergehen seinem furchtbaren Gegner für den nächsten Tag auch nur einen Blick zu schenken.

Die Nachricht von dem seltsamen Zweikampf hatte sich wie ein Lauffeuer nicht allein durch San Francisco, sondern auch auf allen Hacienda's und Missionen der Umgegend und auf den Schiffen der Rhede verbreitet, und ehe noch die Mittagsstunde geschlagen, waren alle Kaffeehäuser und Schänken der Stadt und die öffentlichen Plätze gefüllt mit Personen, die herbeigekommen, um das Schauspiel mit anzusehen.

Unter der ganzen zahlreichen Menge gab es nur zwei Menschen, die höchst mißvergnügt über die Sache und ihren Antheil waren: Don Peralta, den Eigenthümer des Circus, der so thörichter Weise die Einnahme des Tages an Master Slong, den Methodisten, für tausend Dollar verkauft und dabei Wunder was für ein gutes Geschäft gemacht zu haben geglaubt hatte, und Master Hillmann, den unglücklichen Haupt-Acteur bei dem Kampfe selbst.

Es fehlte dem Deutschen, wie bereits erwähnt, keinesweges an persönlichem Muth, und er würde ohne ein Zucken der Furcht der todbringenden Pistolenmündung des Grafen entgegengetreten sein, aber die Rolle, die man ihm hier wider seinen Willen aufgezwungen, machte ihn befangen, ja ängstlich, und es gehörte der ganze Sturm von Beredtsamkeit, den seine Freunde über ihn ergossen, und der nicht unbedeutende Strom von spirituösen Erregungsmitteln, der in ihn hineingegossen wurde, dazu, um seine Zustimmung und seine Kraft aufrecht zu erhalten. Da er in seinem Vaterlande als Kavallerist gedient hatte und ein nicht ungeübter Reiter war, hatte er den Angriff zu Pferde vorgezogen und nach langen Debatten, auf den Rath der verständigsten seiner Freunde, einen Mexikaner, Namens *Antonio Perez*, zum Sekundanten gewählt, der einer der berühmtesten Torero's in den Stierkämpfen des Circus von San Francisco war.

Während der ganzen Nacht bei Fackelschein und bis Mittag war von einem zahlreichen Personal, auf Kosten des Methodisten, gearbeitet worden, der wohl wußte, daß er hierbei nicht sparen dürfe, den Circus für die Eventualitäten des zweiten Kampfes in Stand zu setzen, die untere Barrière mit Bohlen und Brettern gegen einen Ausbruch des Tigers zu verrammeln und die Sitze des Publikums zu erhöhen und zu dekoriren. Auf der einen Seite erhoben sich die Fahnen der Sonora-Compagnie mit dem prächtigen Wappenbanner der stolzen Abkömmlinge der Lusignan und zahlreiche bunte Fähnchen, Teppiche, Schärpen und Bänder bedeckten die verschiedenen Abtheilungen der Plätze und wehten, von der Seebrise gehoben, durch die Luft.

Nicht weniger phantastisch war die gegenüberliegende Seite der Arena von der Tiger-Vertilgungs-Compagnie ausstaffirt. Die Matrosen der Brigg »Sarah Elise« hatten den Platz ihres Schiffspatrons mit allen aufzutreibenden Flaggen an einem darüber errichteten Mast geschmückt, die prächtigsten indischen Teppiche bedeckten die Bänke und Galerien, und gerade unter der Loge des Maharadschah befand sich der Käfig mit der Hauptperson des Tages, dem gewaltigen Tiger Striped Bob.

Obschon der Beginn des Stiergefechts erst auf 6 Uhr Abends verkündet war, strömten doch mehrere Stunden vorher die Zuschauer in die Arena, um sich, trotz der glühenden Mittagshitze, die besten Plätze zu sichern, und Master Slong hatte alle Hände voll zu thun, mit seinen Gehilfen die Ordnung des Eintritts aufrecht zu erhalten und die Dollars einzukassiren. Auf den Anhöhen, welche auf drei Seiten gleich einem Amphitheater den Circus von San Francisco umgeben, lagerte eine zahllose Volksmenge, Auswanderer, Indianer und andere Personen, denen die Goldwäscherei, das Spiel und die Speculation nicht die Mittel gewährt, den erhöhten Eintrittspreis zu zahlen.

Der Graf hatte noch am Abend den Stier gekauft, den er ausersehen, die Gefahren der Prairie zu repräsentiren. Das Thier war mit mehreren anderen von seinem Eigenthümer aus Speculation von den Weiden einer entfernten Mission nach San Francisco vor wenigen Tagen gebracht worden, um in den Stiergefechten seine Rolle zu spielen. Der Besitzer des Circus jedoch, welcher die Kampfthiere zu liefern hat, zeigte wenig Lust zu dem Handel, da es weit mehr in seinem Vortheil lag, ältere und ruhigere Thiere zu requiriren, deren Feuer und Ungestüm ihn nicht der Gefahr aussetzte, sie sogleich zu verlieren. Der junge Bulle befand sich mit zwei anderen, zum Vorspiel des Kampfes bestimmten Thieren in den Ställen unter der Loge des Grafen.

Zahllose Wetten von jedem Betrage waren bereits unter der Menge über den Ausgang des Kampfes geschlossen worden und steigerten sich mit jedem Augenblick. Eine Wolke lärmender Ungeduld schien über der ganzen Masse zu lagern, die den Circus und dessen Umgebung füllte, und machte sich in Geschrei, Geheul, Pfeifen und Gelächter Platz, von Minute zu Minute wachsend, denn die Zeit zur Eröffnung des Stiergefechts war bereits nahe und noch keiner der Haupthelden des Tages erschienen.

Plötzlich, ein Viertel vor sechs Uhr, donnerten von zwei in der Bai ankernden französischen Schiffen drei Salutschüsse, und man sah die Tricolore zur Mastspitze emporsteigen. Die Franzosen begrüßten ihren tapfern Landsmann, der so eben die Stadt verließ.

Der Graf ritt mit seinen beiden erwählten Adjutanten, dem Capitain Delavigne und Master O'Sullivan, voran, und ihnen folgten, sämmtlich mit einer handgroßen Cocarde in den Farben des Grafen, Weiß und Blau, geschmückt, die Theilnehmer der Sonora-Expedition, theils zu

Pferde, theils zu Fuß; unter den französischen Cavalieren der Vorderreihe die schöne Irländerin. Der Graf trug ein Jagdhemd von Hirschleder, mit Seide ausgenäht, und um den Leib mit einer chinesischen Seidenschärpe zusammengehalten, in welcher ein arabischer Yatagan mit silberbeschlagenem Ebenholzgriff in sammetner Scheide steckte. Über dem Rücken hing ihm eine kurze Büchse, und auf dem Kopf trug er einen grauen Filzhut mit gleicher Straußfeder geschmückt. Die prächtige, militairische Gestalt des Grafen, sein stolzes entschlossenes Gesicht verfehlten ihren Eindruck auf die Menge nicht, und er glich einem der alten Turnirritter, die in die Schranken reiten, als er mit leichtem Schenkeldruck den Schimmel, der ihn trug, sich heben und durch den Eingang in den Circus setzen ließ, wo er unter den donnernden Cheers und Hurrahs der Menge vom Pferde stieg und mit französischer Galanterie Margarethe O'Sullivan nach den Sitzen geleitete, die Slong für ihn und sein Gefolge reservirt hatte.

Sie hatten kaum ihre Plätze eingenommen, als der rollende Donner einer Salve von acht Karonaden von der »Sarah Elise« verkündete, daß auch der Zug des Maharadschah von dem Thor San Dolores her unterwegs sei, und Aller Augen wandten sich nach der Straße und dem Eingang des Circus.

In den Sonnenstrahlen blitzte es von Stahl und Gold, als der Zug näher und näher kam, und das Drängen und der bewundernde Ruf der Volksmenge, auf welche äußeres Gepränge nie seinen Eindruck verfehlt, verkündete ein besonders anziehendes Schauspiel.

Bald vermochten die Harrenden im Circus den Grund des Staunens und Geschreies zu erkennen.

Diesmal war es nicht der modernisirte Wilde, der anglisirte Gentleman, der ihre Blicke und ihre Erwartung täuschte. – Der, welcher nahte, hatte keine Spur, keinen Zug des europäischen, hohlen Firnisses an sich, mit dem er gestern kokettirte – es war der Mahrattenfürst in all' dem imposanten Glanz, in der phantastischen Pracht seiner wilden, sagenreichen Heimath.

Zwölf Matrosen der »Sarah Elise«, mit ihrem Capitain, eröffneten den Zug in der reichen Tracht der indischen Seeleute, zum Theil Laskaren mit ihren bronzegrünen Gesichtern, zum Theil Männer aus allen Theilen der Erde, aber Alle gestählt durch hundert schwere Gefahren. Ihnen folgten vier indische Diener des Maharadschah in weißen, wallenden Gewändern, kostbare Seidenschärpen um die Hüften und in den Händen goldene Becken oder Triangel, deren Zusammenschlagen einen durchdringenden Lärmen verursachte. Dann kam, begleitet von seinen beiden Speer- und Pfeifenträgern, zwei riesige Mohren in rothen, goldverbrämten Tunika's gekleidet, der Maharadschah selbst.

Der künftige Peischwa von Bithoor trug die volle Kampf-Rüstung des Mahrattenfürsten. Eine blanke Stahlkappe von alterthümlicher Form, an die spitzen Helme der ersten Kreuzzüge erinnernd, und umwunden von einem weißen mit Gold gestickten Mousselinbund, bedeckte sein Haupt, und während von der Spitze des Helms die prächtigen Schwanzfedern des Paradiesvogels wogten, hingen auf beiden Seiten die schärpenartigen und mit schweren Goldfransen geschmückten Enden des Kopfbundes an den Schläfen nieder bis auf die Schulter. Ein mattgraues, aus den feinsten Stahlringen geflochtenes Panzerhemd, so biegsam und weich wie Sammet, schloß den obern Theil seines Körpers ein und fiel bis auf die halben Schenkel, welche in weite, orientalische Beinkleider von gelber Seide gehüllt waren, die in kurze, chinesische Schnabelstiefel ausliefen, deren feiner, rother Corduan mit Goldfäden in Blumen und

Arabesken durchnäht war. Eine indische Weste von rothem Seidenzeug, fast verschwindend unter der Menge ihrer Gold- und Edelstein-Stickereien, wurde wiederum von einem langen, mantelartigen Überwurf von weißem Cashemir, aus der feinsten Wolle der thibetanischen Lämmer gewebt, bedeckt. Die schlanke Taille des Maharadschah umschloß unter dem Überwurf ein kostbarer indischer Shawl, von dem ein stark gekrümmter Säbel herabhing, dessen Griff und Sammetscheide von Edelsteinen im Sonnenlicht blitzte. Im Gürtel selbst steckte die Dschambea, die er am Abend vorher dem Grafen anempfohlen.

Der Maharadschah, der auf der Brust über dem Kettenpanzer den in Brillanten strahlenden persischen Sonnenorden trug, ritt ein schwarzes, arabisches Pferd vom Nedjid-Blut, mit weißer Mähne und weißem Schweif. Das edle Thier mit dem kleinen Kopf, den breiten Nüstern und dem feurigen kleinen Auge warf den Schaum um das goldene Gebiß, als würde es nur mit Gewalt vom Beginn des flüchtigen Laufs zurückgehalten, der mit der Schnelligkeit des Windes wetteifert.

Hinter dem Maharadschah kamen zu Fuß Master Gibson und Mac-Scott, die beiden Tigerjäger, mit den wenigen Männern, die für die Tiger-Killing-Company bereits angeworben waren, und ihnen folgte, von seinen deutschen und englischen Anhängern umgeben, mit seinem Sekundanten zu Pferde der erste Kämpfer in dem großen Drama des Tages, Master Hillmann, der Redacteur des California Chronicle.

Seine Freunde hatten ihn zur Feier des Tages in einen mexikanischen Anzug gesteckt, dessen weite, bis hoch an die Schenkel herauf geschlitzte Calzoneras, mit den mächtig großen Pfundsporen an den Schuhen, nebst der engen Jacke, ihm eben so ungewohnt als unbequem und nachtheilig für die freie Bewegung waren. Da er aber darauf bestanden hatte, den Stier gleich den Torreadores zu Pferde anzugreifen, hatte er sich in diese Ausstaffirung fügen müssen. Eben so war dem nur mit der europäischen Reitschule vertrauten Kavalleristen, der hohe mexikanische Sattel unbequem. Trotz dieser Übelstände hielt er sich, die Büchse auf den Schenkel gestützt, in fester Haltung auf dem an die Stiergefechte gewöhnten Pferde und zeigte jetzt, wo der Kampf unausweichbar war, einen gewissen fieberischen Muth. Antonio Perez, der Torreador saß sehr unbekümmert neben ihm quer im Sattel, rauchte seine Papier-Cigarre und berechnete den Werth der Edelsteine, die der Maharadschah an sich trug.

Unter dem Klang der Becken und Triangel und dem Geschrei der Menge erreichte der Zug den Circus und trat durch den Eingang in die Arena. Als der Maharadschah an der Tribüne vorüberritt, auf welcher der französische Graf mit seinem Gefolge saß, verneigte er sich höflich, indem er seine Rechte an Stirn und Brust legte, dann schwang er sich, vor seinem Sitz angekommen, gewandt aus dem Sattel und stieg die Stufen hinauf. Nachdem die Neuangekommenen ihre Plätze eingenommen und die Pferde fortgeführt worden waren, wurden die Schranken des Circus geschlossen, und das am Eingang postirte Orchester, aus verschiedenen verkommenen europäischen Musikern und einigen Dilettanten bestehend, begann einige spanische Tänze und Polka's zu spielen.

Aber das Publikum zeigte sich wenig geneigt, auf diese Kunstleistungen zu hören, und bald erscholl der donnernde Ruf: »Toros! Toros!« (»die Stiere! die Stiere!«)

Es waren im Circus und auf den Anhöhen umher mehr als fünfzehntausend Menschen versammelt, die alle mit Begier auf den Beginn des Schauspiels harrten. Master Slong überschlug seine Einnahme auf baare zehntausend Dollar. Es war keine Aussicht, daß noch mehr Zuschauer eintreffen würden, denn die ganze Stadt war versammelt, und überdies wäre es

unmöglich gewesen, noch einen Menschen in die vollgestopften Gallerieen hineinzupressen. Er nahte daher mit einer tiefen Verbeugung der Tribüne, auf welcher der Alcalde neben dem Grafen saß, und bat um die Erlaubniß, das Spiel zu beginnen, worauf der Beamte mit seinem Taschentuch das Zeichen gab und nach spanischer Sitte die Schlüssel zum Toril hinabwarf.

Sofort schmetterten zwei Hörner vom Eingang her und die Barrière wurde geöffnet, um den Zug der Toreros oder Stierfechter in die Arena einzulassen.

Es werden einige Worte über den Bau derselben nöthig sein, um die folgenden Scenen besser zu verstehen.

Die Arena hat eine eirunde Gestalt und ist mit lockerem Boden bedeckt, um dem Kämpfer festen Tritt zu gewähren und ihn vor der Heftigkeit eines Falles zu schützen. Dem Eingang gegenüber befindet sich der Toril, der in Behälter getheilte und mit Gittern geschlossene Hof für die Stiere.

Eine starke Barrière von 8 bis 9 Fuß Höhe umgiebt die Arena, und hier beginnen, von einer Brustwehr geschützt, die Sitzreihen, die amphitheatralisch über einander emporsteigen, die Gallerieen und Logen für die Vornehmen durch offene Zeltdächer geschützt. Der innere Raum der Arena wird von einer zweiten, fünf Fuß hohen Mauer umgeben, zwischen der und der Zuschauerschranke ein breiter Gang umläuft, bestimmt zur Aufnahme der flüchtenden Fußkämpfer, die dem wüthenden Stier durch enge Öffnungen in dieser Mauer entrinnen, wenn sie nicht gezwungen sind, in einem Sprung darüber ihre Rettung zu suchen. Diese Öffnungen waren für den Kampf des Tages durch Balken verschlossen und die Brustwehr vor der ersten Zuschauer-Galerie überdies um zwei Fuß erhöht worden, um jedem Ausbrechen des Tigers vorzubeugen.

Die *Banderillos* eröffneten den Zug, die Kämpfer zu Fuß, welche die Aufgabe haben, ihre kleinen, einen Fuß langen, mit einem stählernen Widerhaken an der Spitze und mit rauschenden Streifen Papiers oder Schwärmern am Schaft versehenen Pfeile in das Fleisch des Stieres zu bohren und seine Wuth dadurch aufzustacheln, damit er halb rasend vor Schmerz und Zorn desto leichter die Beute des Matadors werde.

Die Rolle der *Banderillos* wird gewöhnlich nicht von regelrechten Toreros oder Stierkämpfern übernommen, sondern von Liebhabern und Freiwilligen aller Stände, die sich auf die Schnelligkeit ihrer Beine verlassen und in der Aufregung des Angriffs und der Verfolgung ein Vergnügen oder eine Befriedigung ihrer Eitelkeit suchen. Die *Banderillos* des Circus von San Francisco bestanden daher auch aus einer bunten Gesellschaft von wagehalsigen Yankees, Californiern, zwei Choctaw-Indianern und einem freien Neger, die sämmtlich so gut und seltsam das spanische Costüm nachgeahmt hatten, als es ihre Lage oder ihre Mittel gestatteten. Die eigenthümlichste Figur bildete ein englischer Matrose darunter, der, halb betrunken, es sich durchaus nicht hatte nehmen lassen wollen, in Gesellschaft seiner zufälligen Freunde oder Zechbrüder mit dem Stiere anzubinden. Ein Hurrah seiner zahlreich versammelten Kameraden von allen Nationalitäten empfing Jack, der, nicht wenig geschmeichelt, sich die Haare herunterstrich und nach allen Gegenden der Windrose seinen Kratzfuß machte, wobei er es nur der Unterstützung seiner Nachbarn zu danken hatte, daß er nicht den Boden maß.

Jetzt kamen die eigentlichen Kämpfer, die *Picadores* – oder Pikenräger – zu Pferde, in Scharlachjacken mit Silber besetzt, die weiten, ledernen Beinkleider mit braunem Zuckerpapier ausgestopft, das dem Horn des Stiers bei einer unglücklichen Überraschung oder falschen

Wendung Widerstand leistet, in der Faust die lange, mit einem Fähnchen oder mit Federn versehene Pike. Es waren ihrer vier, sämmtlich Vaqueros der Mission Dolores, die gegen Bezahlung hier ihre Künste zum Besten gaben. Die Pferde, die sie ritten, waren jedoch jämmerliche Thiere, durch Arbeit oder Krankheit entkräftet, und eben zu Nichts mehr gut, als unter den Hörnern der Stiere zu fallen. Denn das Vergnügen des Stiergefichts wird danach geschätzt, wie viele Pferde dabei verwundet oder getödtet werden, und da der Eigenthümer des Circus sie zu liefern hat, ist es natürlich, daß er sie so billig als möglich zu kaufen sucht. Dennoch ist es wunderbar, welches Feuer und welchen Muth diese alten und schwachen Thiere oft noch im Circus beweisen, gleich dem edlen Schlachtroß, das, schon verwundet, auf den Ruf der Trompete mit seinem Reiter in's dichteste Gewühl des Kampfes stürzt.

Hinter den Picadores kam der Matador mit seinen beiden Gehilfen, den *Mediaespada* oder Halbschwertern, das verhängnißvolle rothe Tuch in der Linken, das kurze, scharfgeschliffene Schwert, mit dem er den Todesstoß versetzt, in der rechten Hand. Der Matador war Antonio Perez, der Secundant des deutschen Zeitungsschreibers selbst, aber diesmal bloß des Gepränges halber im Zug, da Master Slong vorher angekündigt, daß des nachfolgenden besondern Kampfes halber es bei den vom Circus gelieferten Stieren nur auf ein Scheingefecht der Banderillos und Picadores abgesehen sein werde. Den Schluß des Zuges bildeten die vier mit Blumen und Bändern geschmückten Maulthiere, an einen Querbalken gespannt und bestimmt, die Leichen der Stiere oder Pferde vom Kampfplatz zu schleifen.

Dieser Zug bewegte sich um die Arena; als er dem Sitze des Maharadschah nahte, warfen auf ein Zeichen desselben die indischen Diener Gold- und Silbermünzen hinab, was eine kleine Katzbalgerei der ehrlichen Banderillos und einen kurzen Aufenthalt veranlaßte, worauf der Umzug weiter ging. Die Augen des Publikums und der Theilnehmer waren jetzt voll Erwartung auf das Verhalten des Grafen gerichtet, doch dieser nahm keine Notiz von dem habsüchtigen Gesindel, bis Antonio Perez, der Matador sich dicht unter seiner Loge befand; dann warf er diesem mit geschicktem Schwung seine wohlgefüllte Börse zu, die derselbe geschickt auffing und mit tiefer Verbeugung unter den Euviva's der Menge in die Tasche steckte.

Der Augenblick zum wirklichen Beginn des Spiels war jetzt gekommen, und der Sherif mit seinen Gehilfen räumte die Bahn. Nur die vier Picadores und die Banderillos blieben darin zurück und stellten sich zur linken Seite des Torils auf, die Fußgänger zwischen die Reiter vertheilt.

Auf das Zeichen des Alkalden flog das erste Gitter auf und der Feind sollte in die Bahn stürzen.

Aber der Stier schien sich in seinem Behältniß ganz wohl zu befinden, – er kam nicht.

Ein tausendstimmiges Pfeifen, Geheul und Zischen brach sofort los, und die Luft erdröhnte von allerlei Spott und Hohnrufen, gleich als müsse das Thier sie verstehen. »*Vaccha! Vaccha!*«¹ klang es lärmend und höhnend von allen Seiten. »Die Piken! Laßt die Hunde los! Heraus mit dem Feigling! Die Peitsche! die Peitsche!«

Unter dem Lärmen der Versammlung hatten die Diener des Circus bereits die nöthigen Mittel angewendet, und der alte Bulle, der zuerst seine Fechterkünste zeigen sollte, galoppierte jetzt wirklich heraus in den freien Raum, mit Zischen und Pfeifen empfangen.

Der zähe Bursche war kein Neuling mehr in den Spielen, und hatte bereits verschiedene Male vor dem hohen Adel und geehrten Publikum – wie die europäischen Anzeigen zu lauten

¹Eine Kuh!

pflegen! – von San Francisco debütirt. Der Lärm rings umher schien ihn noch furchtsamer zu machen, und obschon die Picadores jetzt zuerst den Angriff begannen und eine Menge Banderillas auf ihn geschleudert wurden, begnügte er sich doch, in der Arena umherzugaloppiren und endlich an einer Wand derselben mürrisch still zu stehen. Auf das sich von Minute zu Minute steigende Toben des Publikums mußte der Alcalde endlich den Befehl geben, das Thier fortzuschaffen, was unter einem wahren Höllenlärm geschah.

Jetzt wurde das zweite Thor geöffnet, und der Stier, der herausprang, zeigte sich sofort als ein anderer Gegner – er betrat den Circus zum ersten Mal.

Als das Thier in der Arena stand, schaute es sich einige Augenblicke um, übersah mit wildem Blick den Schauplatz und stürzte sich dann auf den ersten Reiter. Der Picador empfing es mit der Spitze seiner Pike, den Regeln des Kampfes gemäß, auf die fleischigen Theile des Halses gerichtet, und wandte, nachdem er ihm seinen Stoß beigebracht, das Pferd geschickt zur Seite, so daß der Stier an ihm vorüberschoß, und galoppte davon, verfolgt von dem Thier. Sogleich waren die Banderilleros wie ein Schwarm um dasselbe her und bohrten ihm ihre Widerhaken in Schenkel und Nacken. Der Stier, von allen Seiten angegriffen, wandte sich und stürmte auf den nächsten Picador los.

Der Mann hatte entweder nicht kaltes Blut genug, oder sein Gaul war der feinern Führung unzugänglich; der Stoß der Pike streifte nur leicht den Bug des Stieres und sein Horn bohrte sich so gewaltig in die Brust des armen Pferdes, daß dieses augenblicklich todt niederfiel. Die Heftigkeit des Anpralls hatte den Reiter auf der andern Seite herabgeworfen, und seine Rettung bestand darin, bewegungslos liegen zu bleiben, während unter den Zuschauern ein ängstliches Schweigen herrschte und der erboste Stier seine Wuth an dem todtten Pferde ausließ.

Die peinige Scene dauerte jedoch nur wenige Augenblicke, denn der Stier sah sich alsbald von vorn durch die drei übrigen Picadores und im Rücken und von den Seiten unter lautem Geschrei durch die Banderilleros angegriffen, deren einem es gelang, dem Thier einen Pfeil dicht hinter den Hörnern in den Nacken zu bohren, an dessen Widerhaken ein Stück brennender Schwamm befestigt war, der sich bei dem Eindringen der Spitze in das Fleisch zurückschob und den Zünder eines großen am Schaft befindlichen Schwärmers berührte. Die zischenden Funken und das Knallen der Pulverlagen, verbunden mit dem Schmerz der vielen Wunden, machten das Thier halb rasend, das sich bald rechts bald links wandte und die Banderilleros in wildem Grimm an die inneren Schranken jagte, über welche sie so gewandt hinwegsetzten, daß die Hörner des Stiers mit ihnen zugleich die Mauer zu berühren schienen.

Jetzt ereignete sich ein Vorfall, der das allgemeine Interesse anregte und nach einigen Augenblicken der Angst ein herzliches Gelächter verursachte.

Jack, der betrunkene englische Matrose, der sich in die Gesellschaft der leichtfüßigen Banderilleros gedrängt hatte, stand nämlich jetzt, von diesen verlassen, allein in der Mitte des Circus, mit jener gänzlichen Nichtachtung der Gefahr oder jener dummdreisten Neugier auf dieselbe, die so häufig dem niedern Engländer eigen ist, es verschmähend, dem Beispiel seiner Gefährten zu folgen. Vielmehr fing er an, in allerlei Kauderwelsch auf ihre Hasenherzigkeit und ihr Davonlaufen zu schimpfen. »*Goddam!* – Seid Ihr Kerle von Caramba's, daß Ihr vor einem Ochsen davonlauft und Eure Windseite zeigt? Holt an und gebt's ihm, Jungens! Seelöwen Ihr – Gott verdamm' meine Augen, daß ich mit Euch feigen Spanioler Landratzen einen tüchtigen Grogk getrunken habe! – Na komm an, alter Bursche, ehrlich Gefecht und

ein kleines Handgemenge!« Die letzten Worte des gutmüthigen, Burschen galten dem Stier, der jetzt gerade auf ihn zurannte.

Ein allgemeiner Schrei der Besorgniß erschallte, und von verschiedenen Seiten rief man dem Gefährdeten zu, noch jetzt zu entfliehen, während eine Anzahl Jacks vor Verwunderung über die Courage ihres Genossen in die Hände klatschten und ihn durch ihr Geschrei: »Gieb's ihm ordentlich, Mann! – Drauf, Bursche, für die Ehre von Alt-England!« zu ermuthigen suchten.

»Um Gottes willen, Mylord – der Unglückliche ist verloren, er hat nicht einmal Waffen!« jammerte Margarethe O'Sullivan, die bleich neben dem Grafen saß.

»Beunruhigen Sie sich nicht um den Burschen, Miß!« entgegnete der Franzose. – »Tölpel, wie dieser, kommen gewöhnlich am besten fort!«

So war es in der That. Der Stier hielt etwa zwei Schritte vor dem Matrosen an und senkte den Kopf zum Angriff, als Jack im trunkenen Muthe ihm zuvorkam, auf ihn lossprang und das Thier bei beiden Hörnern ergriff. Dies Stück tollkühnen Muthes war seine Rettung. Einen Augenblick wirbelten Thier- und Menschengestalt durcheinander, daß man sie nicht zu unterscheiden vermochte, dann flog Jack einige Fuß hoch durch die Luft über den Nacken des Stiers fort und auf den Sand, und das Thier galoppierte erschreckt davon, der Matrose aber saß unbeschädigt auf seinen Posteriora's, drohte mit der Faust hinter dem Büffel her und begann gewaltig zu schimpfen.

Ein brüllendes Gelächter mischte sich in das Hurrah der Seeleute, die Banderilleros sprangen zurück über die Barriären und die Reiter begannen auf's Neue den Angriff gegen den Büffel, während einer der Fußkämpfer halb mit Gewalt den Matrosen, der nach einem verlorenen Schuh suchte, nach dem äußern schützenden Rundgang zog.

Nachdem der Stier noch ein zweites Pferd getödtet und einen der Picadores ziemlich gefährlich verwundet hatte, wurde der Kampf als beendet erklärt und das erbitterte Thier mittelst des Lasso's wieder eingefangen und in seinen Behälter zurückgebracht.

Gleich als solle es den ernsten und blutigen Theil des Schauspiels verkünden, erschallte jetzt ein lautes Brüllen, das vielen der Zuschauer das Blut erstarren machte.

Es war Striped Bob, der in seinem Käfig ungeduldig bisher auf- und abgewandert war, und den der Lärm des Spiels zu erschrecken und zu reizen begann.

Es folgte eine kurze Pause, während Jedermann die Arena verließ und dieselbe fast völlig leer stand.

Jetzt erhob sich plötzlich der Maharadschah, verließ seinen Sitz, mit einem gebietenden Wink sein Gefolge zurückhaltend, und schritt langsam und würdevoll über den offenen Gang um die Galerien nach der Loge seines Rivalen, der sich mit französischer Höflichkeit erhob, ihn zu begrüßen.

»Möge der Schatten des königlichen Kriegers von Frangistan lange dauern,« sagte der Indier, mit dem Gewand seines Volkes auch ganz die Sitten und die bilderreiche Sprache desselben annehmend. »Srinath Bahadur kommt, an der Seite eines Freundes Platz zu nehmen, damit keine Zunge Böses zwischen ihnen rede und keine Seele denke, daß Feindschaft zwischen ihnen sei wegen der thörichten Worte eines Paria.«

»Seien Sie willkommen, Prinz,« sagte laut und seiner ganzen Umgebung verständlich der Graf, »und wie Gott auch über mich bestimmen möge, so wünsche ich doch, daß Jedermann

erfahre, daß ich Sie als Mann von Ehre schätze und Ihnen Dank weiß.« Seine Handbewegung lud den Maharadschah ein, neben ihm Platz zu nehmen.

Auf der andern Seite des Grafen befand sich Margarethe O'Sullivan.

Der Indier saß kaum, als er sich zum Ohr des Grafen neigte. »Haben Sie überlegt, Monseigneur? Ich beschwöre Sie, Ihr Leben nicht der Gefahr auszusetzen. In diesem Portefeuille befinden sich hunderttausend Dollar in englischen Banknoten, und wenn Sie einwilligen, ist das Mittel bereits gefunden, die Sonora-Expedition aufzuschieben.«

»Die Ehre eines französischen Edelmannes, Prinz, ist verpfändet, sie muß gelöst werden, ehe wir weiter sprechen.«

Der Maharadschah lehnte zurück, sein Auge hatte wieder ganz den trügen, kalten Ausdruck, und nicht die geringste Bewegung verrieth seine Theilnahme an der nachfolgenden Scene.

Während des kurzen Gesprächs hatte Hillmann mit seinem Sekundanten und seinen Freunden die Arena betreten. Sein Gesicht war etwas bleich, zeigte aber Entschlossenheit, und die Art, wie er sein Pferd die Runde courbettiren ließ, bewies, daß er fest und sicher im Sattel sei. Er untersuchte nochmals das Schloß seiner Büchse, lüftete die Machete an seinem Gürtel und reichte dann seinen Freunden zum Abschied die Hand, indem ihm Antonio Perez nochmals die Stellen bezeichnete, auf welche er zielen sollte. Dann gaben die Hörner das Zeichen, die Arena zu räumen, und alle Fremden, mit Ausnahme Antonio's, der seine Stellung im Außengange nahm, entfernten sich.

Auf das zweite Zeichen des Alkalden öffnete sich das dritte Gitter – ein Sprung, und der Stier, den der Graf zum blutigen Kampf gewählt, stürzte heraus.

Es war ein starker, junger Bulle von dunkelbrauner, fast schwarzer Farbe und furchtbarem Aussehn. Eine lange, dichte Mähne bedeckte Hals und Schultern, zwei kurze, aber scharfe Hörner saßen an einer Stirn von gewaltiger Breite und zwei wie Feuerräder rollende, tückische Augen bitzten aus dem buschigen Haarwuchs hervor.

Der Bulle blieb stehen und sah wie verwundert umher, gleich seinem Vorgänger, als plötzlich ihm zur Seite zum zweiten Mal das Brüllen des Tigers ertönte und der Stier erschreckt und wild zur Seite sprang. Er warf den Schwanz in die Höhe, und von dem jetzt von allen Seiten her tönenden Geschrei der Zuschauer wild gemacht, galoppirte er die Arena entlang.

Hillmann hielt an deren Ende und setzte sein Pferd in Galopp, als der Stier näher kam, der jetzt erst den Gegner bemerkte und sofort die Verfolgung aufnahm. Das Spiel dauerte einige Minuten, und Hillmann, durch den Zuruf seiner Partei ermutigt und angespornt, suchte dabei dem Stier in den Rücken und zur Seite zu kommen, um ihm einen Schuß in's Herz beizubringen, da er auf die Stirn nicht zu halten wagte. Wirklich gelang es ihm auch, durch eine geschickte Volte an die Flanke des Thiers zu kommen, das, unbehilflich und von dem Lärmen erschreckt, so rasch sich nicht zu wenden vermochte; er galoppirte eine Strecke weit, fast Seite an Seite, mit ihm fort. Dadurch verfehlte er jedoch den günstigen Augenblick, und als er seine Büchse in der tödtlichen Nähe auf seinen wilden Feind richtete und abdrückte, fuhr der Schuß in die Mähne und brachte dem Thier zwar eine schmerzende, doch keineswegs tödtliche Wunde bei.

Es war ein Glück, daß Hillmann sofort, nachdem er losgedrückt, anhielt und sein Pferd wandte, denn der Büffel schoß nur noch wenige Schritte vorwärts und kehrte sich dann, von dem Schmerz und dem strömenden Blute wild gemacht, um, seinen Feind zu suchen. Im

nächsten Augenblick war er ihm auf den Fersen und jagte ihn drei Mal um den ganzen Circus, daß es aller Reitergeschicklichkeit des ehemaligen Kavalleristen bedurfte, um nicht eingeholt und überrannt zu werden. Die Theilnahme an dem Ausgang des Kampfes war jetzt allgemein, und mit Angst sah Alles auf den Reiter, der durch den schlechten Erfolg des Schusses die Geistesgegenwart verloren zu haben schien. Sein Gesicht war bleich, sein langes Haar flog im Luftzug und halb athemlos keuchte er zwei Mal im Vorbeisprengen an seinem Sekundanten: »die Büchse! die Büchse!«

Doch der Mexikaner, mit großer Theilnahme die wüthende Jagd verfolgend, war entweder in Zweifel darüber, ob er nach den festgesetzten Regeln des Kampfes seinem Mandanten das eigene Gewehr reichen dürfe, oder achtete des Zurufs nicht, und erst beim dritten Mal, als der flehende Blick des Geängsteten ihn traf und sein heiserer Ton nach dem Gewehr rief, entschloß er sich, ihm im Vorübersprengen seine Waffe hinzureichen, aber es war zu spät, denn obschon der Deutsche noch die Zeit und Gelegenheit hatte, das Gewehr zu ergreifen und den Hahn zu spannen, vermochte er doch nicht mehr, sein Pferd und seine Person in Sicherheit zu bringen; der wüthende Büffel stürzte bereits mit gesenkten Nüstern auf ihn ein. An die Wand gedrängt, hob sein Spornstich das edle Pferd zum Sprunge, während er selbst, über den Hals vorgebeugt, das Gewehr auf den anstürmenden Gegner anschlug und abdrückte. Der Schuß krachte, im nächsten Augenblick aber stürzten Pferd und Retter zusammen, denn ein Hornstoß des wüthenden Thieres hatte die Weichen des armen Pferdes aufgerissen, daß die Eingeweide herausquollen. Während das Roß auf dem um Hilfe rufenden Reiter lag, der vergeblich sich bemühte, emporzukommen, denn sein rechtes Bein war gebrochen und das Pferd, im Todeskampf um sich schlagend, ruhte mit der ganzen Last auf ihm, stieß und sprang der wüthende Stier blind auf seine Feinde los. Die Scene, so rasch sie vorüberging, war furchtbar und entsetzlich, und das laute Geschrei der Zuschauer, die rings auf den Sitzen sich erhoben hatten, rief Antonio Perez zum Beistand. Diesem schien in der That endlich der Augenblick gekommen zu sein, handelnd aufzutreten. Er warf das Cigarritto, das er bisher ruhig geraucht, aus dem Munde, sprang über die Mauer und eilte, den rothen Mantel schwingend, auf den Stier zu.

Der Bulle, der seine Rache gesättigt hatte und den neuen Gegner sogleich bemerkte, wandte sich gegen diesen, senkte die von Blut triefenden Hörner und stürzte auf ihn los. Sobald er diesen Zweck erreicht, blieb der Matador unbeweglich stehen, jedes Glied, jede Muskel an ihm schien aus Erz gegossen zu sein. Er hatte gegen die gewöhnliche Sitte des Kampfes den rothen Mantel auf die Erde geworfen und war allein noch, mit einem scharfen, schmalen, aber starken Dolchmesser bewaffnet. Eine athemlose Stille war rings im Circus dem vorherigen Lärmen und Hilfsgeschrei gefolgt, und man konnte in den wenigen Momenten, die zwischen dem Angriff und der Entscheidung folgten, deutlich den Galopp des anstürmenden Thieres und das Stöhnen des Verwundeten hören.

Jetzt war der Stier an dem Matador, blind vor Wuth und Schmerz der beiden Schußwunden, aus denen dickes, schwarzes Blut auf den Sand der Arena spritzte, einen Moment noch, dann schienen die Hörner den kühnen Mann gefaßt zu haben und er durch die Luft zu fliegen. Aber dem war nicht so. Mit unglaublicher Kaltblütigkeit hatte er im letzten Augenblick den rechten Fuß dem Stier mitten zwischen die Hörner gesetzt, und als die Blicke der Menge seine Gestalt wieder erfassen konnten, saß er rittlings auf dem Nacken des Thiers, das, erschreckt durch die ungewohnte Last, weiter stürzte. Ein donnernder Beifall, in den sich

das Gebrüll des Tigers mischte, erschütterte die Luft, im nächsten Augenblick schien derselbe noch zu steigen; denn der Mexikaner hatte den Dolch zwischen die Zähne genommen, mit beiden Händen die zottige Mähne des Stiers gefaßt und mit einem gewöhnlichen Kunststück der Equilibristen sich in die Luft geworfen und die Beine gewechselt, so daß er jetzt in voller Sicherheit vorwärts auf dem Rücken des Bullen dicht hinter seiner langen Mähne saß und mit den Fersen die Flanken des Thieres bearbeitete. Vergeblich bemühte sich dieses, den unwillkommenen Reiter abzuschütteln, der so fest auf seinem Rücken saß, wie die Gauchos auf den wilden Pferden der Savannen; zwei Mal unter dem jauchzendem Zuruf und Tücherschwenken der Zuschauer, die über dem Schauspiel das bereits vorhergegangene Unglück vergessen hatten, durchlief der Stier mit seinem Reiter den Circus. Als er sich das zweite Mal der Stelle näherte, wo der Verwundete mit dem getödteten Pferde lag, suchte die Hand des Mexikaners den Punkt im Genick, wo das Haupt an den Nackenwirbeln aufsitzt, und gerade im selben Moment, wo der Bulle an seinen blutenden Opfern vorbeisprang, stieß er ihm zwischen den Fingen den schmalen Stahl bis an's Heft in's Genick.

Wie von einem Blitzstrahl getroffen, stürzte das mächtige Thier auf der Stelle zusammen und war todt; kein Glied zuckte mehr, so vollständig und rasch war jede Lebenskraft abgeschnitten. Der Mexikaner war auf diesen Sturz vorbereitet gewesen, kam auf die Füße zu stehen und sprang gewandt zur Seite, triumphirend die Hand schwingend. Ein wahnsinniges Beifallstoben belohnte das gefährliche und eben so großen Muth wie Gewandtheit erfordern- de Kunststück.

Jetzt eilten die Freunde Hillmanns und zahlreiche Neugierige in die Arena, um nach dem Gefallenen zu sehen, und auch sein würdiger Sekundant widmete ihm jetzt die ersten Zeichen von Theilnahme. Der Deutsche lag bewußtlos unter dem Pferde, – sein rechtes Bein hatte einen furchtbaren Bruch erlitten, daß die Splitter der Knochen durch das Fleisch gedrungen waren; außerdem war seine rechte Brust und Schulter entsetzlich von einem Hornstoß des wüthenden Thieres zerfleischt. Ein mit herbeigekommener Arzt erklärte jedoch, daß Lebensrettung bei sorgfältiger Pflege noch möglich sei, obschon der Unglückliche wahrscheinlich ein Krüppel bleiben würde, und unter seiner Aufsicht wurde der Kranke nach einem vorläufigen Verband auf eine Bahre gelegt und wenigstens aus der Arena bei Seite gebracht, denn es hätte sich Niemand gefunden, der selbst für schweren Lohn jetzt den Circus ganz verlassen und die Hauptscene des- Schauspiels geopfert hätte, um ein Werk der Barmherzigkeit zu erfüllen.

Das Geläut der Glöckchen verkündete alsbald die Maulthiere mit ihrem Arriero, die eintra- ten, um die Leichen des Stiers und des Pferdes aus dem Circus zu schleifen.

Aller Augen richteten sich jetzt nach dem Platz des Grafen, auf dessen Befehl Capitain Delavigne zu dem Verwundeten geeilt und, so viel es anging, bemüht gewesen war, mit Rath und That zu helfen. – Der Platz, den der Graf bisher eingenommen, war leer.

Zugleich verkündeten die Hornsignale am Eingang und der Ruf des Sherifs und seiner Gehilfen, daß die Arena zu räumen sei.

In dem Gang zwischen der äußern und innern Barrière galloppirte bereits Edward O'Sullivan auf einem schönen Halbblutpferde umher. Er trug einen Hirschfänger an der Seite und eine schöne Jagdflinte in der Hand, und courbettirte mit seinem Pferde unter dem Sitz seiner Schwester, die zitternd neben dem Maharadschah saß, ohne doch – wo es die Ehre der Männer galt – zu wagen, ihn mit einem Wort zur Vorsicht zu mahnen.

Jetzt trieben Mac-Scott und Gidson mit den Dienern des Sherifs halb mit Gewalt die Zögernden aus der Arena und die Thore derselben wurden geschlossen.

Man erblickte in der Mitte des Circus die hohe Gestalt des Grafen zu Fuß, auf seine französische Büchse gestützt.

Während Gibson an der Thür des Käfigs die Krampen lockerte, trat Mac-Scott zu dem Grafen, um seine letzten Befehle in Empfang zu nehmen.

Eine tiefe, todtenähnliche Stille lag über den Tausenden von Menschen, die hier versammelt waren, nur zuweilen unterbrochen von dem heisern Brüllen des Tigers und dem Schnaufen des Pferdes O'Sullivans, das die Nähe des grimmigen Raubthiers witterte.

Das Auge des Grafen war ruhig und fest, seine Haltung so leicht und unbefangen, als befände er sich mitten in der gleichgiltigen Unterhaltung eines Salons.

»Sind Sie mit Ihren Vorbereitungen zu Ende, Herr Mac-Scott?«

»Ja, Mylord – sobald Sie es wünschen . . . «

»Bitte – so geben Sie Ihrem Gefährten das Zeichen und bringen Sie sich in Sicherheit. Wir dürfen die Neugier dieser Herren nicht länger auf die Folter spannen.«

Mac-Scott verbeugte sich und schritt über den Platz. Der Graf stand wieder allein und untersuchte oberflächlich das Schloß seiner Büchse. Der Schotte war jetzt bis zum Käfig gekommen, erfaßte einen eisernen Haken und stieg mit seinem Gefährten vorsichtig auf die Decke des ziemlich hohen Behältnisses.

Beide faßten das Eisen und legten es an die Gitterthür des Käfigs – dann wandten sie ihre Augen nach ihrem Gebieter, seinen Wink erwartend.

Es herrschte eine athemlose Stille im Circus – nur unterbrochen von dem Schnauben und Brüllen des Tigers, der gleichsam zu wissen schien, daß ihn ein Opfer erwarte.

Der Maharadschah grüßte mit einer leichten Verneigung hinüber nach dem Grafen – dann hob er die Hand und machte eine horizontale Bewegung.

Das eiserne Gitter, das den Käfig verschloß, rasselte unter den kräftigen Händen Mac-Scotts und seines Gefährten in die Höhe. –

Mit einem gewaltigen Sprung schoß der Königstiger in die Arena. – – –

DIE HÖHLE DES WOLFES.

Selbst der Athem stockte – man hätte ein Blatt fallen hören können in dem alten Thurm, der in diesem Augenblick der Gesellschaft des Vicars Aufenthalt und Schutz gewährte.

Horch! – ein Pfeifen, – entfernt, aber deutlich.

Eine Minute, lang und bang, dann wiederholte sich der Ton näher, es konnte kein Zweifel mehr sein.

An dem Rande des Waldes – von den Felsenschluchten her – regten sich dunkle Gestalten im Dämmerchein des Mondes.

Der Vicar drückte den Freunden die Hand. »Sie sind da und die Hilfe bleibt aus!« sprach er mit leiser, aber fester Stimme. »Jetzt gilt es, uns selbst zu retten oder wenigstens das Leben theuer zu verkaufen, und Gott möge uns beistehen.«

Immer mehr der finsternen Schatten tauchten, Gespenstern gleich, zwischen den Felsen und Bäumen auf und sammelten sich zu einem Haufen. Der Mondstrahl blitzte auf ihren Waffen.

Jetzt sah man den Haufen näher und näher kommen – vorsichtig und still – nach dem Hause, in dem sie ihre Opfer sorglos wähten.

Schon konnte man die einzelnen Männer erkennen, wie sie lauschend näher schlichen und um das Thor des Hofes sich sammelten. Der Vicar zählte sie; es waren sechsundzwanzig Mann, wie sie der Felucken-Capitain angegeben hatte, lauter kräftige, wilde Gestalten, bis an die Zähne bewaffnet.

Nun sah man einen der Banditen von dem Häufen sich trennen, um die Hofmauer nach der Hinterseite des Hauses zu dem Pförtchen schleichen und hörte ihn das verabredete Zeichen, ein Rabengeschrei, geben.

Drei Mal wiederholte es sich, ungeduldiger und lauter – aber die Pforte blieb verschlossen – Nichts regte sich im Thurm, auch das leise Klopfen an der Thür blieb unbeachtet.

Verdutzt und zweifelnd schlich der Bandit zurück und berichtete den Erfolg seinen Gefährten. Man bemerkte deutlich, wie der Haufe sich um den Anführer sammelte und eine eifrige Berathung stattfand. An der hohen Gestalt, den wilden Geberden und dem Tuch, in dem er den linken Arm trug, konnte der Vicar leicht ihren verrätherischen Führer wieder erkennen.

Der Vicar winkte seinen Gefährten, sich bereit zu halten. »Warten Sie Alle,« sagte er leise, »bis ich oben das Signal zum Feuern gebe. Die Salve muß allgemein sein.« Darauf eilte er nach dem obern Stock, wo Cornet Pond kaum seine Ungeduld zu zügeln vermochte, in den dichtgedrängten Haufen der Banditen einen Schuß zu thun.

Diese schienen mit ihrer Berathung jetzt zu Ende gekommen, und *Pietro*, der Führer, trat an das Thor.

Die Büchsen und Flinten der Briten legten sich vorsichtig in die Öffnungen der Fenster.

Lauter und lauter klopfte der Bandit und donnerte endlich mit Macht an das Hofthor. Zwanzig Fäuste halfen.

»*Pitoccone!*«¹ fluchte laut die Stimme des Banditenführers – »wo steckt der Kerl, daß er nicht öffnet! Die Brut ist ausgeflogen oder der Schuft von Wirth hat uns verrathen. Über die Mauer, Kameraden – schlägt die Thür ein, damit wir sehen, was geschehen ist!«

Die Büchsenkolben donnerten gegen das Thor. Über die Hofmauer hoben sich dunkle Gestalten.

Zwei Mal legte der Vicar die Flinte an und zielte auf den Banditen, und jedes Mal setzte er sie wieder ab, – so furchtbar und gefährlich die Lage war – er konnte es noch nicht über sich gewinnen, auf einen Menschen zuschießen.

Jetzt sprang einer der Räuber von der Mauer in den Hof – fünf andere saßen bereits auf derselben.

Sir *Richard* fühlte, daß es Verbrechen gegen das eigene und der Freunde Leben sei, einen Moment noch zu zögern, und laut und deutlich, auch im untern Raume hörbar, erschallte das Commandowort: »Feuer!«

Neun Gewehre sprühten ihre Kugeln auf die Banditen – der Kerl im Hofraum stürzte zusammen, Fähnrich *Sanders* hatte ihn durch den Kopf geschossen. Ein Anderer warf die Arme in die Luft und fiel todt von der Mauer nach Außen. Zwei waren verwundet und sprangen mit ihren Gefährten eilig herunter, sich in den Schutz der Wand zu flüchten.

Ein wildes Geschrei der Banditen antwortete dieser ersten glücklichen Salve der Bedrohten, *Pescare* stieß die wildesten Flüche aus und ermunterte seine Leute zum Angriff. Flintenkugeln krachten darauf gegen das Gemäuer des Thurmes und in die Verrammelung der Fenster und

¹Schurke!

machten die Posten gefährlich genug. Aber da sie alle nur auf's Gerathewohl gefeuert wurden, verfehlten sie ihr Ziel.

Mehrere der Banditen stürzten jetzt um die Mauer nach der Pforte in der Hinterseite des Thurms und versuchten, diese zu sprengen. Aber die Riegel und Querbalken spotteten aller Anstrengungen und die Schüsse der Belagerten aus den oberen Fenstern jagten sie zurück.

Es entspann sich nun ein regelmäßiges Feuern, bei dem sich die Banditen so gut als möglich zu decken suchten, obschon sie natürlich weit gefährdeter blieben, als ihre Gegner im Schutz des Thurms. Wo ein Schuß aus einem der Fenster blitzte, schlugen im Augenblick die Kugeln der Banditen ein.

Hunter – der jetzt jede Rücksicht seines Standes von sich geworfen – eilte von Einem zum Andern, Alle durch seinen Zuspruch ermunternd und die Vertheidigung leitend, indem er ihnen rieth, langsam und ruhig zu schießen und Jeden auf's Korn zu nehmen, der sich der Hofmauer nahte, oder, wenn er bereits dort befindlich, ihren Schutz verließ.

Es zeigte sich jetzt, daß gerade die beiden Italiener, auf deren Muth und Hilfe man am wenigsten vertraut hatte, am glücklichsten durch ihre Schüsse aus den oberen Fenstern wirkten. Man konnte deutlich bemerken, daß noch mehrere der Banditen verwundet waren und auch eine dritte Leiche auf dem vom Mond beschienenen Grunde lag.

Aber auch der Banditenführer ließ es an Thätigkeit nicht fehlen, er stand gedeckt durch das Thor und war bisher allen Kugeln glücklich entgangen, welche die beiden jungen Offiziere gegen ihn gerichtet hatten. Seine Wuth über die Vereitelung ihres Unternehmens steigerte sich mit jedem Schuß, aber bei alledem vergaß er nicht, seinen Leuten die nöthige Vorsicht anzubefehlen und ihr Feuer zu leiten, das binnen Kurzem auch bereits zwei der Briten leicht verwundete.

Während einige der Banditen von vorn das Schießen unterhielten, zeigte plötzlich der Hilferuf der im Parterregeschoß postirten Vertheidiger, daß dieselben eine neue Art des Angriffs gewählt. Der Vicar, nur die beiden Italiener an den oberen Fenstern zurücklassend, stürzte in das untere Geschoß, wo er sogleich zu seinem Entsetzen sah, daß die Räuber bereits Faust an Faust mit den Seinen an den Seitenfenstern kämpften. Einer auf des Andern Schultern, versuchten sie, den Eingang zu erzwingen, mit den Kolben die Verbarrikadirungen zertrümmernd, mit langen Dolchen und Messern hineinstoßend in die Öffnungen oder Pistolenschüsse mit den Engländern wechselnd.

Diese wehrten sich, wie die Löwen, mit dem unerschütterlichen verbissenen Muth, der ihre Nation stets in verzweifelten Kämpfen ausgezeichnet hat. Niemand achtete der Wunden, wenn es nur gelang, dem Gegner sie zu vergelten; die Pistolenschüsse knallten, der dichte Pulverdampf erhöhte noch die Dunkelheit im Innern, in der man rang und die emporklimmenden Banditen zurückzuwerfen suchte. Dem Vicar gelang es, durch einen kräftigen Kolbenstoß einen der Räuber, der bereits auf dem Fensterbrett knieete, hinabzustürzen, als ein röchelnder Ton durch den Lärmen des Kampfes und ein frohlockender Ruf in italienischer Sprache zu ihm drang. Er sprang von der Öffnung weg, die er vertheidigt, und nach der Kammer, woher der Laut zu kommen schien – ein furchtbarer Anblick machte hier sein Blut erstarren. Der Strahl des Mondes fiel leuchtend durch das offene Fenster, dessen Barrikaden niedergerissen und eingestoßen waren. Am Boden lag in Todeszuckungen der junge Flinton, von Blut überströmt aus einer breiten klaffenden Wunde quer über die Gurgel. Ein kräftiger

Bandit stand bereits in dem Gemach, nach dem Fenster gebückt und eben bemüht, einem seiner Kameraden herein zu helfen.

Der Schreckensruf des Vicars machte ihn sich umdrehen – im Nu stürzte er sich auf ihn und stieß mit dem Dolchmesser nach seiner Brust. Hunter fühlte einen scharfen, schneidenden Schmerz an der linken Seite zwischen Brust und Arm durchgleiten, aber auch, daß der Stoß ihn nicht gefährlich verwundet, stieß den Banditen mit aller Kraft von sich und sprang zurück. In demselben Augenblick auch war die Flinte, mit der er sich bewaffnet, an seiner Wange und der Schuß krachte fast unmittelbar dem Räuber in's Gesicht, der mit zerschmettertem Kopf schwer auf sein Opfer niederstürzte. Ein Schlag mit dem Kolben traf die am Fenster sich festklammernde Hand des zweiten Banditen – daß dieser losließ und hinunterstürzte. Dann warf sich, unbekümmert um die Gefahr, der Vicar neben dem jungen Engländer auf die Kniee, indem er versuchte, ihm beizustehen und das Blut zu stillen.

Aber es war vergeblich und die Wunde zu gräßlich, als daß menschliche Macht vermocht hätte, das fliehende Leben zu halten. Mit jedem Röcheln des Sterbenden quollen Ströme von Blut aus der durchschnittenen Kehle, – der jugendliche Körper zuckte noch einige Male und streckte sich dann.

In seinen Jammer jubelte der Siegesruf seiner Gefährten, – die Banditen waren auf allen Punkten glücklich zurückgeworfen und flohen, heulend vor Wuth, ihre Verwundeten mit sich schleppend, nach dem Rande des Waldes zurück, außer der Schußweite der kleinen Garnison.

Tief ergriffen verkündete der Vicar jetzt den Seinen, von denen mehrere, zum Glück nur leicht, verwundet waren, den Fall ihres Gefährten. Dann traf er, die Entmuthigung der Räuber und die eingetretene Pause im Kampfe benutzend, sofort alle Anstalten, um die zerstörten Vertheidigungsmittel auf's Neue herzustellen und zu verstärken. Die Gewehre wurden wieder geladen, und dann durch einen der Diener, der früher in England längere Zeit bei einem Wundarzt in Dienst gestanden und einige Handgriffe der Heilkunst erlernt hatte, die Wunden der Einzelnen verbunden. Erst zuletzt litt es der Vicar mit der seinen, die schmerzhaft, aber durchaus nicht gefährlich war. Der Stoß des Banditen war an den Rippen abgeglitten, und hatte nur das Fleisch der Brustwand und des linken Oberarms zerschnitten.

Mit Schmerz dachte der Vicar einen Augenblick daran, daß er gezwungen gewesen war, Menschenblut zu vergießen, doch die männliche, kräftige Natur in ihm überwand rasch die geistlichen Bedenken und er fühlte, daß es seine Pflicht sei, hier keine Rücksicht walten zu lassen.

Eine Stunde fast war seit dem ersten Angriff vergangen – Niemand rechnete jetzt noch auf die Hilfe des Militairs, aber der Vicar sprach die Hoffnung aus, daß die Banditen durch den starken Verlust, den sie bereits erlitten, von jedem weitem Versuch abgeschreckt sein möchten, und daß, selbst wenn sie den Angriff zu erneuern wagen sollten, es ihnen gelingen würde, sich bis zum Anbruch des Tages, der nicht mehr fern sein konnte, zu vertheidigen. Dagegen machte Fähnrich Sanders auf die Gefahr aufmerksam, die ihnen das jetzt in wenig Minuten bevorstehende Untergehen des Mondes hinter den Bäumen und Felsen, nach Westen und die dadurch wieder eintretende Dunkelheit bringen konnte.

Diesen Augenblick schienen in der That auch die Banditen abgewartet zu haben. Der Vicar, welcher die Lage wohl erkannt, hatte Alle wieder an ihre Posten gewiesen und namentlich

den Wachen an den oberen Fenstern verdoppelte Aufmerksamkeit anempfohlen. Bald – nachdem der letzte Strahl des Mondes hinter den hohen Fichten verschwunden war – verkündete der Ruf eines der luchsäugigen Italiener, daß ein neuer Angriff herannahe.

Im Sternenschimmer sah der Vicar, der auf den Ruf in das obere Geschoß gestiegen war, eine dunkle Masse sich über den Thalgrund bewegen, in ihrer Mitte einen großen Gegenstand schleppend.

Etwa in Flintenschußweite trennte sich der Haufe – die Mehrzahl der auf etwa achtzehn Mann geschmolzenen Banditen blieb um den dunklen Gegenstand in ihrer Mitte versammelt, die Anderen zerstreuten sich rings um den Thurm her.

»Ich bin neugierig, was die Schurken mit dem Manöver beabsichtigen?« sagte der Fähnrich.

»Ich sehe glimmende Funken, wie Lunten,« erwiderte der Vicar, – »sie scheinen Feuer zu schlagen.«

»*Goddam* – die Burschen zünden sich Fackeln an, damit wir besser auf sie zielen können,« rief der junge Mann, indem er sein Gewehr aus der Öffnung des Fensters streckte.

»Um Gottes willen – langsam und vorsichtig, Stuart,« warnte der Vicar – »schießen Sie nicht eher, bis sie näher kommen und Sie Ihres Schusses gewiß sind. Die Sache kommt mir unheimlich vor. – Vetter *Ward*, kommen Sie eilig mit dem Cornet hier herauf, wir werden alle guten Schützen hier brauchen!«

Noch ehe die jungen Männer ihre neuen Posten eingenommen, krachten verschiedene Flintenschüsse gegen die Fensteröffnungen des Gebäudes, und mehrere der Vertheidiger ließen sich verleiten, das Feuer zu erwidern. Zugleich sprangen die einzelnen Banditen, ihre Fackeln schwingend, auf das Haus zu. Die Wachen, die ihre Schüsse aufgespart, feuerten, und einer der Fackelträger stürzte, – die anderen aber gelangten glücklich in die Nähe des Thurms und schleuderten ihre Brände – große Kienäste mit Zeuglappen unwickelt, gegen das alte moosbewachsene Schindeldach, welches das Gemäuer bedeckte.

»Schießt, schießt auf die Mordbrenner!« schrie der Vicar. »Freunde – es gilt Euer Leben!«

Aber das Manöver des Feindes war sehr richtig berechnet gewesen, das Feuer der Vertheidiger bereits zerstreut und unsicher durch die Trennung und die raschen Bewegungen der Angreifer, und während alle Aufmerksamkeit der Engländer auf die Männer mit den Zündfackeln gerichtet gewesen war, gelang es dem größern Haufen der Banditen, mit ihrer Last – die, wie sich jetzt erwies, ein schwerer Baumstamm war – in den Schutz des Thorwegs zu kommen.

»Die Halunken – Gott verdammt ihre Augen!« rief der Cornet – »haben uns den Vortheil abgewonnen, aber ich hoffe, es nützt ihnen wenig; denn widersteht auch das Thor nicht, so sind sie in dem Hof unseren Kugeln frei ausgesetzt und wir können sie niederschießen, wie ein Volk Hühner!«

»Aber das Dach – wenn es Feuer fängt,« erwiderte besorgt der ältere Freund, – »wir können nicht hinauf, um zu löschen!«

»Pah – das Hundewetter von gestern Abend muß es durch und durch getränkt haben. Der Spitzbubenstreich hilft ihnen Nichts und ihre Brände müssen verlöschen!«

Leider aber täuschte die Hoffnung, wie sich bald ergab. Das Gewitter und der Wolkenbruch hatten am Abend die Gegend des Thurmes nur wenig berührt, oder der scharfe Gebirgswind die Nässe längst wieder aufgetrocknet. Das Dach bestand aus Fichten-Balken und Brettern, die in der warmen italienischen Sonne längst bis zum Springen zusammengetrocknet waren

und deren Moosbekleidung wie Schwamm jeden Funken der geworfenen Brände aufzog und nährte.

Schon nach wenigen Minuten verbreitete sich ein mit jedem Moment sich verdichtender Rauch durch das obere Geschoß und bald knisterte und loderte es über ihren Köpfen, da das hölzerne Dach unmittelbar die im obern Stock kein Gewölbe mehr bildenden Umfassungsmauern deckte.

»Allmächtiger Gott!« rief der Vicar – »das Dach ist wirklich in Brand gerathen! Die Mordbrenner haben ihren Zweck erreicht und wir sind verloren!«

An einer Stelle brannte wirklich das Holzwerk bereits lichterloh – und das wilde Jubelgeschrei, wie es nur die Dämonen der Hölle ausstoßen mögen, das von Außen her ertönte, überzeugte sie, wie wohl die Banditen wußten, daß sie jetzt, trotz aller tapfern Gegenwehr, ihre Beute werden mußten. Sicher des Erfolges, hatten sie jetzt in den Schutz der Hofmauer sich zurückgezogen und bald erdröhnten die Stöße des Baumstammes gegen das Thor und erschütterten es in seinen Angeln.

Verzweiflung malte sich auf den Gesichtern der Bedrängten, und achtlos ließen die Meisten ihre Waffen sinken, des unvermeidlichen Verderbens gewiß. Bald krachten im obern Stockwerk die Balken, der niederstürzende Feuerregen und der erstickende Dampf nöthigten Alle, sich in den untern Raum zurückzuziehen. Aber obschon sie hier vorerst durch die starken Gewölbe vor den einstürzenden Balken gesichert waren, füllten der Qualm und die Hitze auch bald diese Räume, da die Thüren von ihnen zu dem Gefecht vorhin ausgebrochen und eingeschlagen worden; und sie waren genöthigt, selbst die Verbarrikadirungen der Fenster abzureißen und diese aufzustoßen, um dem Dampf einen Ausweg zu gewähren.

Die Hand des Vicars umfaßte krampfhaft den Griff des Säbels, mit dem er sich bewaffnet hatte. Vergebens sandte er seinen Rettung und Hilfe suchenden Blick umher – überall drohte Tod und Verderben! – Er fühlte, daß es jetzt zu sterben galt, und seine Gedanken flohen noch einen Augenblick hinüber zu der vielleicht von ähnlichen Gefahren bedrängten Braut. Ein kurzes Gebet stieg aus seinem Herzen empor, daß der Himmel nur sie erretten möge, wenn er selbst auch unterliegen müßte. »Freunde,« sprach er dann zu den sich um ihn Drängenden, »sterben müssen wir, wenn Gott nicht ein Wunder thut. Gnade von den Banditen zu hoffen, wäre nach dem Widerstand, den wir ihnen geleistet, Thorheit. Also keine Ergebung, sondern laßt uns bis zum letzten Augenblick den Muth nicht verlieren und kämpfen und fallen wie Männer. Eine einzige Aussicht noch bleibt uns. In dieser Gluth können wir nicht länger athmen, wir müssen den Thurm verlassen und uns im Hofe zu halten suchen. Laßt uns den Schuppen gewinnen, wo die Pferde und Maulthiere stehen, diese besteigen und, wenn das Thor zusammenbricht, uns mit dem Säbel in der Faust durch unsere Verfolger schlagen. Ihre Zahl ist geschwächt, und vielleicht gelingt es wenigstens Einigen von uns, sich zu retten.«

Die Anderen stimmten dem Entschluß bei – Niemand wußte ohnehin bessern Rath in der verzweifelten Lage. Der Eine der italienischen Diener mußte die Leiche des jungen Flinton, die sie nicht den Flammen überlassen wollten, auf den Rücken laden. »Haltet fest zusammen!« mahnte der Vicar, »und braucht die Pistolen nur, wenn Ihr nahe an den Banditen seid!« So, dicht an einander gedrängt, Pistole und Säbel in der Faust, eilten sie zur Hausthür. Die Riegel wurden zurückgestoßen, – die Thür flog auf, – Hunter voran, stürzten sie in den Hof.

Aber in demselben Augenblick krachte auch das Thor, das so lange den Stößen der Banditen widerstanden, und brach zusammen. Über die Trümmer hinweg stürzte der jubelnde wilde Haufe der Räuber in den Hof, an ihrer Spitze, seine Büchse schwingend mit wüthendem Rachegeheul, der wilde Pescare.

»Drauf, meine Braven, und Gott helfe uns!« schrie Hunter und sprang, den Säbel hoch, auf den Banditenführer zu. Pistolenschüsse knallten auf beiden Seiten, Hiebe klirrten, wildes Geschrei mischte sich mit dem Wiehern und den Angstlauten der angebundenen Thiere, und über dem Gewirr des Kampfes schlug die Feuergluth zum Nachthimmel empor und beleuchtete die furchtbare Scene mit ihrem rothen Schein.

Mit einem wilden Fluch erwartete der Banditenhäuptling den Vicar und ließ den Kolben seiner schweren Büchse mit zerschmetterndem Schlage auf ihn niederfallen. Hunter parirte den Hieb glücklich mit dem Säbel, aber die Klinge zersplitterte bis zum Griff von der gewaltigen Wucht des Schlages, und waffenlos stand er nun in der Mitte des Kampfgetümmels. Mit teuflischem Lachen hob der Bandit noch ein Mal die Büchse zum Schlage, als Hunter, rasch entschlossen, ihn unterlief und seinen Gegner nach Ringerart mit beiden Armen umfaßte. Durch diesen Coup machtlos geworden, ließ der Räuber das Gewehr fallen und packte gleichfalls seinen Feind. Ein wildes Ringen erfolgte, bei welchem beide Gegner ungefähr in gleichem Vortheil sich befanden, da Beiden der linke Arm verwundet war und, indem der leichte Verband sich löste, das fließende Blut sich vermischte. Sie stießen und drängten sich, während rings umher das Handgemenge in voller Wuth tobte und Jeder mit sich selbst genug zu thun hatte. Hunter bot alle Künste des englischen Ringers auf, als er über den Körper eines Erschossenen strauchelte und fiel. Aber noch im Stürzen klammerte er sich fest an den Gegner und riß ihn mit sich zu Boden. Auf der Erde sich über einander wälzend, setzten sie den erbitterten Kampf fort, Jeder bemüht, den Andern zu würgen, oder sich von ihm zu befreien. Doch die Kräfte des Vicars schwanden vor dem eisernen Griff des Banditen, dem es gelungen, die rechte Faust an seine Kehle zu bringen. Er lag unter dem Räuber, dessen Knie seine Brust drückte – dunkel flimmerte es vor seinen Augen und er wehrte nur noch machtlos sich mit der rechten, als seine linke Hand an dem Gürtel des Feindes etwas Hartes fühlte – den Griff eines Messers! Im Nu hatte er es erfaßt und stieß die scharfe, dreischneidige Klinge zwei Mal in die Seite des Banditen, daß der warme Blutstrom über ihn wegspritzte. Mit einem wilden Schmerzgeheul brach der Räuber zusammen, die Augen rollten wild – die gespannten Muskeln der Faust öffneten sich von dem Halse des Gegners und mit einem abscheulichen Fluch auf den Lippen wälzte er sich in seinem Blute.

Der Vicar raffte sich auf von der blutigen Last und sprang empor, aber ihm entgegen einer der Banditen, der seinen Anführer stürzen gesehen und jetzt über dem Haupt des Taumelnden, Halbbohmächtigen die Büchse zum gewaltigen Schlage schwang. Hunter erkannte, daß er keinen Widerstand mehr leisten konnte, daß er verloren sei! Schon – – – da – da – allmächtiger Gott! Rettung! Rettung! Trompeten schmetterten – der Hurrahruf deutscher Reiter klang zu ihm herüber – Commandoruf! – und gleich den rächenden Blitzstrahlen funkelten die Säbel der braven Husaren im Flammenschein zwischen den nach allen Seiten flüchtenden Räufern.

Mit dem Arm hatte der Vicar den vom plötzlichen Schreck geschwächten und abgleitenden Hieb seines Gegners aufgefangen, aber betäubt davon und von dem Blutverlust stürzte er

zugleich ohnmächtig zu Boden, und wie aus weiter Ferne nur hallte der Siegesruf seiner braven Gefährten und das letzte Kampfgeschrei der Banditen in seinen Ohren.

Als Hunter wieder zu sich kam, lag der Sonnenschein bereits hell und freundlich über dem wilden Thal. Neben ihm, seinen Kopf im Schooß haltend und bemüht, ihn zum Bewußtsein zurückzubringen, knieete Mac-Allan, sein schottischer Diener. Seine Wunden waren sorgfältig verbunden, um sich her sah er die Gefährten der Mordnacht gelagert, zum großen Theil mit verbundenen Köpfen und Armen, nur Hugh Flinton und einer der italienischen Diener fehlten – ihre Leichen lagen jetzt friedlich im Hof neben denen der gefallenen Räuber. Der Thurm war gänzlich ausgebrannt, nur die leeren Mauern standen noch und das zusammengestürzte Gebälk, unter dem auch der spitzbübische Wirth und sein Weib einen qualvollen Tod gefunden, dampfte und qualmte zum frischen Morgenhimmel auf. Rings umher aber standen Wachen und Posten von österreichischen Husaren und päpstlichen Gendarmen und umgaben in einiger Entfernung sechs trotzig blickende Banditen, welche, die Hände auf den Rücken geschnürt, dort des Transports und der Strafe am Galgen oder der Garotte harreten.

Auf den Ruf Allans versammelten sich eilig die Engländer um ihren Landsmann und begrüßten mit Jubel seine Rückkehr in's Leben. Zugleich kam der Rittmeister Graf *Sternberg*, der das Commando befehligte, ein entschlossener und strenger Soldat, herbei, den geretteten Verwandten zu begrüßen, den er in Mailand kennen gelernt, als dieser Korfu verlassen. Er sprach seine Freude aus, daß er gerade noch zu rechter Zeit gekommen, um die kleine Schaar der Engländer zu retten, und seine Erzählung, wie die des Schotten, klärte bald alle Umstände der Verzögerung auf.

Mac-Allan hatte mit seinem wilden Begleiter den Weg glücklich, obwohl langsam, zurückgelegt, da einerseits die Fleischwunde, die der Uskoke von dem Vicar erhalten, unterwegs wieder aufging und von Allan verbunden werden mußte, andererseits aber Beide große Umwege machen mußten, um nicht auf die Bande *Pescare's* zu stoßen. So hatte man mit über die veranschlagte Zeit auf dem Wege zugebracht, und als nahe an dem Eingang des Fleckens Monaco, wo sie die erste österreichische Schildwache im Mondlicht halten sahen, der Uskoke seinen Begleiter verlassen hatte, um in das Gebirge zurückzukehren, hatte dieser das Unglück gehabt, auf einen ungarischen Reiter zu stoßen, mit dem er sich durchaus nicht verständigen konnte, und der ihn nicht vom Platz ließ, bis die Runde zur Ablösung kam, zum Glück mit ihr der Rittmeister selbst, um die Posten zu revidiren. Ihm übergab Mac-Allan den Brief und erzählte mit fliegenden Worten ihre Noth. Nun mußte Alles auf die Beine, das Allarmsignal schmetterte durch die Straße des kleinen Ortes, Pferde wurden gesattelt, Wegweiser gesucht, Waffen klirrten, und ehe eine halbe Stunde verging, sprengte der Rittmeister an der Spitze der Hälfte seiner Leute, den schottischen Diener an seiner Seite, durch das Thor, seine Reiter zur steten Eile ermunternd, obschon man auf dem steilen Gebirgsweg und in der Nacht nicht so eilig vorrücken konnte, wie es die Wünsche der kampflustigen Husaren gern gethan hätten.

Nachdem man eine halbe Stunde geritten, hörte man bereits in der Ferne das Knallen der Büchsen, und das sichere Zeichen, daß die Reisenden bereits im Kampf mit den Banditen gerathen seien, feuerte Alle zur Verdoppelung der Eile an. Kaum eine Viertelstunde waren sie

nach der Angabe der Wegweiser noch von dem alten Thurm entfernt, als man am dunklen Nachthimmel die rothe Gluth der Feuersbrunst emporlodern sah.

Im halsbrecherischen Galopp ging es jetzt auf den Befehl des Offiziers vorwärts auf dem beschwerlichen Wege, und glücklich langte die Schaar noch im rechten Augenblick auf dem Kampfplatz an, um die Bedrängten zu retten. Da die Banditen keine Wachen in ihrem Rücken zurückgelassen hatten, und durch das Getümmel des Gefechts verhindert wurden, das Nahen der Reiter zu hören, wurden sie vollständig überrascht, und der Rittmeister hatte seine Befehle so umsichtig ertheilt, daß kein Einziger entrann und Alle niedergehauen wurden, bis auf jene sechs Gefangenen, die knirschend an ihren Banden zerrten, mit denen die Soldaten sie ohne Erbarmen an einander geschnürt.

Die Betäubung, in die Hunter durch den Kolbenschlag versetzt worden, war bald gewichen, die wohlverbundene Arm- und Seitenwunde hatte sich als gänzlich gefahrlos erwiesen und ihn nur durch den Blutverlust erschöpft, so daß er jetzt mit seinem Vetter ohne Mühe die Stätte ihres verzweifelten Kampfes beschreiten konnte. Auf dem Platz, wo die Husaren eingehauen, und die Banditen von den Kugeln der ausfallenden Engländer begrüßt worden waren, lagen die zwölf Leichen, alle mit wilden, verzerrten Mienen, wie sie fluchend dem Tode Trotz geboten. Unfern des eingestürzten Thores sah man den riesigen Leib, des erstochenen Führers; ein Knabe saß neben ihm und hielt das Haupt des Todten in seinem Schooß; es war *Peppino*, der zu der Bande die Botschaft von der Ankunft der Engländer im Thurm gebracht hatte und nun, mit zornigen Blicken die Nahenden empfangend, die Leiche seines Erzeugers bewachte. Schon seit dem Morgen hatte er so gesessen, ohne Thränen, ohne Klage, nur mit wildem, finstern Blick die verhaßten Feinde betrachtend. Die Soldaten hatten auf das Kind wenig geachtet, oder es nicht der Mühe werth gehalten, sich seiner zu bemächtigen.

Der Vicar näherte sich ihm in dem auf Italienisch geführten Gespräch mit dem Rittmeister, dem er – was ihm zunächst am Herzen lag – die Entführung der jungen Lady, ihre seltsame Entdeckung durch die Fügung des Himmels, und was bereits zu ihrer Befreiung geschehen sei, mittheilte. Er beschwor ihn, seine Mannschaft sogleich aufbrechen zu lassen, um das kühne Unternehmen des Griechen zu unterstützen, den er jedoch nur als seinen Freund und mit dem angenommenen Namen bezeichnete.

»Ich habe bereits gestern Abend Kunde bekommen von dem Überfall der Villa Sorrenti durch das Gesindel. Es ist für morgen ein allgemeiner Streifzug sowohl im Neapolitanischen, als in sämtlichen Legationen an der Grenze angeordnet. Deshalb war auch bereits eine Abtheilung Gendarmen und päpstlicher Carabiniere zu mir gestoßen. Die Nachricht, daß die geraubte Dame Ihnen so nahe steht, kann natürlich meinen Eifer nur verdoppeln, und ich glaube, daß wir am besten thun, dem Rath Ihres kühnen und umsichtigen Freundes, des Comte di Griffio, obschon ich ihn nicht kenne und mir einige Umstände dabei auffallend erscheinen, zu folgen. Denn die Nachricht, daß die Bande Mamiani's auf dem Monte Vittore lagert, ist mir neu und von größter Wichtigkeit. Fünf meiner Leute sollen die gefangenen Banditen nach Monaco transportiren und zugleich meine Befehle dahin bringen. Ich werde Ordonnanzen nachsenden und die Führer der Truppen-Commando's und der Gendarmen benachrichtigen lassen. Sobald Sie mit Ihren Freunden sich etwas erholt, wollen wir dann sogleich nach der Osterie aufbrechen, die der Conte Ihnen bezeichnet, und die wir zum Ausgangspunkt unserer Operationen machen müssen. Dort können wir leicht die Verwundeten unterbringen, oder sie nachschaffen. Wir wollen den Rest der Bande dieses alten Rebellen

Mamiani vernichten, so wahr ich Sternberg heiße, und kein Einziger der Schurken soll mir entgehen.«

Ein kurzes Hohngeschrei unterbrach seine Betheuerung. Als Beide sich umblickten, sahen sie den Knaben Peppino, der, in ihrer Nähe zusammengekauert, die Worte mit angehört hatte, mit tückischer und triumphirender Geberde nach ihnen hin drohen. Der Rittmeister rief die Schildwache, aber wie ein Blitz war der Junge zwischen den Soldaten hindurchgeschlüpft und rannte über den Thalgrund den Felsen zu, an denen er wie eine Ziege emporkletterte. Der Offizier schämte sich im ersten Augenblick, den Befehl zum Feuern zu geben, und als er die Wichtigkeit überlegte, die das Entkommen des Buben haben konnte, und der Wache den Carabiner zu brauchen befahl, war der Bursche bereits so weit entfernt, daß die Kugel ihr Ziel verfehlte. Oben auf der Höhe einer der Felsklippen sah man ihn nochmals stillstehen, mit der Hand herunter nach den Soldaten drohen und dann eilig verschwinden.

Das kleine Ereigniß bewog den Offizier nur, desto rascher die beschlossenen Maßregeln auszuführen, damit ihr Plan durch den jungen Spion nicht etwa zu frühzeitig den Banditen verrathen und es ihnen möglich gemacht werden möchte, ihre Schlupfwinkel zu verlassen, ehe das Netz um sie geschlossen war. Der Abzug wurde daher eilig betrieben, und eine Wache auf der Brandstätte zurückgelassen, da man aus den Kellern des alten Thurms noch Vieles der dort aufgehäuften Beute zu retten hoffte. Eine andere Abtheilung brach mit den gefangenen Banditen, an die Steigbügel der Pferde gebunden, nach Monaco auf. Der Rest des Commando's war alsbald zum Aufsitzen bereit, und während der Rittmeister die Ordonnanzen abfertigte, wurde die Leiche des jungen Finton auf dem Sattel seines Maulthiers befestigt und für zwei der am schwersten Verwundeten leichte Tragbahren aus Ästen bereitet. Mit Trauer um ihren verlorenen Gefährten, aber auch mit innigem Dank gegen Gott für die eigene Rettung in der höchsten Noth, wandten sich der Vicar und seine Reisegefährten von der Stätte ihrer gemeinsamen Gefahr. Die Trompete gab das Signal zum Aufsitzen, der Zug setzte sich in Bewegung und verließ das Thal auf einem von den Wegweisern angezeigten Waldweg in der Richtung nach Norden, wo die Osterie lag, in der am Nachmittag vorher die Gesellschaft angehalten.

Schwarzer Rauch kräuselte aus den Ruinen hervor zu dem klaren tiefblauen Himmel, und starr und kalt, mit den stieren Augen und verzerrten Gesichtern, lagen die dreizehn Leichen umher, die noch die untergegangene Sonne in trotziger, wilder Lebenskraft gesehen.

Raben und Geier kreisten in den Lüften mit der Witterung des Blutes und ließen sich auf die Gipfel der hohen Fichten nieder, gleich als begehrten sie ihren Antheil an den Schrecken der Nacht, und ihr schauerliches Gekrächz unterbrach allein die Stille umher, während die Soldaten der Wache ein weites Grab schaufelten für die Körper der Erschlagenen.

Der Mond, der dem Kampf der Engländer mit den Banditen geleuchtet, beschien acht Miglien davon entfernt auf der Höhe des Monte Vittore ein anderes, fast eben so wildes Bild.

Der Ort, den die Banditen zu ihrem Schlupfwinkel gemacht, und der nur den vertrautesten Helfershelfern der Bande bekannt war, konnte gar nicht vorzüglicher und vortheilhafter gewählt sein. Er war offenbar durch vulkanische Eruptionen gebildet, wahrscheinlich der Krater eines Vulkans selbst, der vielleicht vor ein paar tausend Jahren in Thätigkeit gewesen, denn der Kessel, aus dem er bestand, war ringsum von Kalkfelsen, gleich Wänden, umgeben, die,

so weit sichtbar, nur an einer Stelle einen Durchbruch zeigten, welcher als Zugang diente. Große Höhlen und Riffe bildeten rings umher förmliche Gemächer und waren durch leichte Holzbauten zu ordentlichen Wohnungen umgeschaffen. Von der Höhe des Felsenwalles, zu der aus dem Kessel theils natürliche Aufwege, theils in den weichen Stein gehauene Stufen führten, hatte das Auge eine weite Aussicht auf Castelluccio, Norcia und Fogliani, während das Versteck und selbst der Schein seiner Feuer durch die große Höhe und die Lage der Felsen vor aller Beobachtung aus der Ebene und den Thälern geschützt war.

Das Gewitter, welches die Engländer auf dem Wege nach Ascoli betroffen, hatte auf der Höhe des Monte Vittore nur wenig Schaden angerichtet, da es in den Thalkesseln zwischen den Bergwänden vertobte, und die geringen Spuren der Regengüsse hatte der Boden und der scharfe Luftzug der Höhen längst aufgetrocknet.

Der Bergkessel bot einen eben so merkwürdigen als bunten Anblick um etwa die Zeit dar, als Grimaldi mit seinen Gefährten den einsamen Thurm im Gebirge auffand. Zwei Feuer brannten vor den Felshütten und die wilden Gestalten der Männer lagerten in ihrem phantastischen Aufputz um sie her, manche ihre Waffen putzend, andere lang ausgestreckt auf dem Boden und auf Steinen und Holzkloben sitzend, mit Karten- und Würfelspiel oder dem beliebten Monte beschäftigt; eine dritte Gruppe hörte den prahlerischen Geschichten eines Erzählers zu, während ein langer Kalabrese mit aufgeschlagenen Hemdärmeln die Stelle der Hexenmutter vertrat und einen großen Kessel auf dem Feuer umrührte, aus dem köstlicher Brodem von Fleisch und Zwiebeln emporstieg. Am andern Feuer wurde an dem Ladestock einer Flinte ein Hammel gebraten, den einer der Burschen im Thale gestohlen hatte. Gelächter, Gezänk, Geschrei erklang mit italienischer Lebendigkeit von allen Seiten: Branntweinflaschen machten die Runde und aus einem auf einem Felsblock ruhenden Schlauch von Ziegenfell wurden nur allzuhäufig mit dem rothen Wein von Velletri die Becher gefüllt, die unter der Hauptgruppe die Runde machten.

Diese bestand aus *Pepe Mamiani*, dem Banditenhüptling, zwei seiner Unteranführer und dem russischen Agenten. Der Letztere war ein großer, entschlossen aussehender Mann mit schlaun sarmatischen Augen und einem dicken Knebelbart. Er trug albanesische Tracht, Fez und Fustanella, und im Gürtel schöne, mit Silber ausgelegte Pistolen. *Pepe Mamiani* selbst war eine mittelgroße Gestalt mit breiten Schultern und schmalen Hüften, seine Muskelkraft verkündend. Er mochte etwa 40 Jahre zählen; der untere Theil seines Gesichts war von einem krausen kurzen Bart von glänzendem Schwarz bedeckt, der zugleich die vortretende thierische Bildung seines Unterkiefers milderte und verhüllte. Eine schmale Adlernase sprang aus dem Gesicht vor zwischen blitzenden Augen, deren Ausdruck von wechselnden heißen Leidenschaften loderte. Eine intelligente breite Stirn überwölbte die buschigen Augenbrauen, so daß das Gesicht eine merkwürdige Mischung von Kraft und Einsicht, wie Tücke und Bestialität zeigte. Er trug einen halb militairischen, halb kalabresischen Anzug, lange Beinkleider mit Goldtressen, eine Art legerer Halbuniform, und darunter den Latz und die mit Pistolen und Dolchen gespickte Leibbinde nebst dem hohen spitzen Banditenhut. In dem Augenblick, wo unsre Erzählung uns in die wüste Gruppe führt, glühte sein Gesicht bereits von dem starken Trinken des Velletri-Weins und der Aufregung des Würfelspiels, das er mit dem russischen Offizier trieb, und bei dem er wiederholt verloren hatte.

Der Eine seiner Unteranführer, die an dem Gelag Theil nahmen, war ein gewöhnlicher Bandit, der Andere offenbar der Sohn einer nördlichen Heimath. Ausschweifungen oder Leiden

hatten sein noch junges Gesicht abgemagert und den einst in edler Begeisterung für die Kunst schwärmenden Blick getrübt und unstät gemacht. Er trug langgelocktes blondes Haar nach Art der deutschen Maler in Rom und einen fadenscheinigen polnischen Schnürrock.

»*Cospetto!* – Hundert Lire auf einen Wurf!« fluchte der Häuptling; – »halt, Signore, ich verdoppele den Satz, wenn's Euch genehm!«

»Wie's Ihnen gefällt, Oberst,« sagte der Russe höflich, ihm den Titel gebend, den er in der Revolutionsarmee geführt. »Aber dann keinen Bajocchi mehr, – Ihr habt Unglück heute im Spiel und in einem solchen Fall darf man es nicht forciren.« Man sah an dem Benehmen des verkappten Offiziers, als er die zehn Imperials zu dem Gelde des Banditen warf, daß er gewohnt gewesen, in den glänzenden Sälen von Baden oder Homburg andere Summen am grünen Tisch zu verlieren, als diese Bagatelle in der Banditenwirthschaft auf dem Monte Vittore.

»Das Sprüchwort sagt mit Recht: Unglück im Spiel, Glück in der Liebe,« fuhr der Russe fort, indem er in ironischem Lachen die weißen Zähne unter dem Schnurrbart zeigte – »die Beute, die Sie diesen Morgen hier eingebracht, ist der Mühe werth.«

Die Augen des Banditen funkelten eifersüchtig nach ihm hinüber, doch überbot die Leidenschaft des Spiels jede andere.

In diesem Augenblick, während er den silbernen Trinkbecher in den er die Würfel gethan, schüttelte, kam mit leichtem, zierlichem Tritt ein junges, etwa siebenzehnjähriges Mädchen in der Tracht der abruzzesischen Gebirgsbewohner heran und verweilte auf dem Wege zu dem andern Feuer einige Augenblicke, um neugierig dem Spiel zuzusehen und eine Frage zu thun. Ihr braunes frisches Gesicht hatte die edlen römischen Formen; das weiße Kopftuch bedeckte ihr in bläulichem Schwarz glänzendes Haar, und die dunklen Augen waren heiter und glücklich.

»*Jop face mat!* sagte der Russe lustig, »da steht die hübsche Kammerjungfer Ihrer Eroberung gerade hinter Ihnen, Oberst, und wird Ihnen Glück bringen. *Ktschortu!*¹ ich wüßte nicht, welche von Beiden ich vorziehen würde.«

Mamiani warf einen zornigen Blick hinter sich auf die Störerin, vor dessen Ausdruck das Mädchen unwillkürlich zurückbebt. Dann hob er den Becher und warf.

»*Demonio!* Endlich!« frohlockte er. »Vierzehn, Signor Bergero, es dürfte Euch schwer werden, mehr zu werfen! – Reich' Deinen Becher her, Federigo – Du siehst, der meine ist anders beschäftigt!«

Er stürzte den großen Becher vergnügt hinunter, den ihm der ehemalige Maler reichte.

»Sechszehn, Oberst – Sie haben dennoch verloren!«

Der Bandit fuhr empor, als hätte ihn eine Natter gestochen. »*Maledetto!* – Es kann nicht sein – es gilt nicht – der Wurf ist falsch!«

Die Augen des Offiziers blitzten wie Pulver und seine Hand fuhr an den Pistolengriff. »*Szu-kin szuin!* Wagen Sie zu denken, ich hätte fasch gespielt?«

Mamiani hatte zum Glück die Beleidigung nicht recht verstanden und sein Vortheil blieb zu sehr im Spiel, als daß er nicht mit Gewalt seinen Ärger hätte unterdrücken sollen. »Verzeiht, Signor,« sagte er – »die Hitze riß mich hin und ich verband die Bedeutung mit den Worten

¹Zum Henker! – Der erste, scandalöser Weise selbst in der vornehmen russischen Gesellschaft sehr gebräuchliche Fluch, – ist Anstands halber unmöglich zu übersetzen.

nicht, die Ihr darin findet. – Was willst Du hier!« fuhr er das Mädchen an, das noch immer in der Nähe stand. – »Deine verfluchte Larve ist schuld, daß ich verloren!«

Die Signora,« sagte zitternd die Dirne, »sendet mich, zu fragen, ob der Bote, den Ihr wegen des Lösegeldes nach Civitella zu senden versprochen, noch nicht zurück ist?«

Der Banditenhüptling lachte hell auf. »*Cospetto di Bacco!* hat das Täubchen immer noch die thörichten Gedanken? Es ist Zeit, daß ein Ende damit gemacht wird und sie zur Einsicht kommt. Vorerst wollen wir mit Dir den Anfang machen, *cara mia!* und dann kannst Du ihr sagen, was der Gebrauch der Freischaaren der Apenninen ist und was sie zu erwarten hat, wenn sie sich nicht gutwillig fügt!«

Seine rohe Faust erhaschte den kurzen faltigen Rock des Mädchens, zog sie mit Gewalt heran und warf sie mit wüstem Gelächter quer über seinen Schooß.

Das Mädchen schrie laut auf und sträubte sich in den Armen des starken Mannes. »Heilige Madonna – laßt mich! laßt mich! – Nicolo, zu Hilfe! zu Hilfe!«

»Sträube Dich nicht, Närrin!« zürnte der Bandit, »oder Du machst mich wild! Hast Du mir Unglück gebracht im Spiel, wie der Cavaliere dort sagt, sollst Du mir's wenigstens mit Deinen Küssen vergelten!«

Er preßte mit Gewalt das sträubende Mädchen an sich und seine rohe Hand berührte sie frech, als er plötzlich heftig zurückgestoßen und das Mädchen aus seinen Armen gerissen wurde.

Ein junger Mann, von dem zweiten Feuer bei dem Lärmen und dem Hilferuf herbeigeeilt, stand schützend vor dem Mädchen, das sich ängstlich an seinen Arm klammerte; seine Augen sprühten Feuer gegen den Banditenhüptling.

Dieser war vom Boden aufgesprungen. »Bist Du verrückt, *Nicolo Zaccha*, daß Du es wagst, Hand an mich zu legen?«

»Maritana ist meine Sposa,¹ Hauptmann, – Ihr wißt es!« keuchte der junge Bandit.

»Zum Teufel mit Deiner Sposa, Schurke, und mit allen Bräuten des Kirchenstaats! Weißt Du nicht, was Gesetz ist bei den freien Männern der Gebirge, und kennst Du nicht den Eid, den Du geschworen?«

»Ihr werdet nicht unmenschlich sein, Pepe Mamiani,« sagte der junge Mann, seine leidenschaftliche Erregung unterdrückend. »Ihr wißt, daß ich auf Euren Befehl Maritana's Liebe suchte, um durch sie die Gelegenheit zu finden, die Villa ihres Herrn auszuspähen.«

»Narr, sagte ich Dir, Dich im Ernst in das Affengesicht zu verlieben?«

»Wer kann für das Herz,« sagte mit dem poetischen Schwung italienischer Leidenschaft der Bandit. »Ich sprach mit Maritana und liebte sie; sie soll mein Weib werden und in einem der Dörfer wohnen, – ich habe genug erspart, ihr ein Häuschen zu kaufen.«

Der Hauptmann lachte laut auf. »Schaut, der kecke Nicolo ein verliebter Schäfer! – Thu' es, mein Bursche, aber nicht eher, bis wir unser Recht gehabt. Du hast das Gesetz durch Deine Frechheit herausgefordert und es soll nach ihm verfahren werden!«

Die ganze Bande hatte sich um die Streitenden bereits versammelt. Es waren ihrer, außer den Männern, die in den Zugängen des Schlupfwinkels auf Posten standen, fünfundzwanzig Köpfe.

»Ich berufe mich auf meine Kameraden und auf mein Recht,« rief mit neuer Heftigkeit der junge Bandit. »Maritana ist mir freiwillig hierher gefolgt und also mein alleiniges Eigenthum.«

¹Verlobte.

»Das lügst Du, Bursche,« sagte der Hauptmann. »Eben weil dies nicht der Fall ist, verfällt sie der Bande und ihrem Gesetz. *Pietro Rusconi* und *Ugo Spinola* – tretet vor und sagt auf Euren Dolcheid, wo Ihr das Mädchen fandet!«

»Wir trafen sie, als wir uns von der Plünderung der Villa Sorrenti zurückzogen,« berichtete der eine Bandit, »im Garten derselben. Sie floh vor uns, aber es gelang uns, sie zu ergreifen, und wir schleppten sie fort, bis wir wieder zum großen Haufen stießen und Du befahlst, sie mitzunehmen nach dem Monte Vittore, um die Signora zu bedienen, die Du aus der Villa geholt. – Erst auf dem Weg hierher kam Nicolo, den ein Auftrag von Dir zum Spähen in die Dörfer gesandt, wieder zu uns und nahm sie als seine Sposa in Anspruch.«

»Aber ich suchte sie vergeblich bei dem Überfall des Hauses,« sagte der unglückliche Liebhaber, – »es war verabredet, daß sie mich begleiten sollte, und nur ihre thörichte Furcht verleitete sie zur Flucht.«

»Das thut mir leid um Deinetwillen, mein Bursche,« sagte der Hauptmann, der fortwährend durch Trinken sich erhitzte. »Du hast mich beleidigt, indem Du es gewagt, die Dirne von meinem Schooß zu reißen, und Dir soll Dein Recht werden. Bildet einen Kreis um uns, Kameraden!«

Die Banditen stellten sich um das Feuer her, neben dem, ruhig und aufmerksam die Scene betrachtend, der Russe seine Cigarre rauchte, und dem Häuptling gegenüber der junge Mann stand, das zitternde, von furchtbarer Ahnung ergiffene Mädchen unterstützend.

»Ihr habt Nicolo gehört und die beiden Zeugen,« sprach Pepe – »entscheidet jetzt, Kameraden, ob diese Dirne als Gefangene der Bande zu betrachten ist, oder als das Eigenthum Nicolo's!«

»*Per dio!* sie ist unsere Gefangene!« heulte der Haufe. Nur Wenige schwiegen.

»Gut! ich stelle ihr Lösegeld auf fünfhundert römische Thaler. Hast Du Verwandte, Mädchen, die das Geld zahlen können?«

»Nicht hundert Bajocchi, Signor, – meine Mutter ist eine arme Wittwe!«

»Hier sind zwanzig Zechinen,« rief ihr Liebhaber, – »und diese Uhr. Nehmt meinen Antheil an dem Lösegeld der Signora dazu!«

»*Babuasso!*« lachte der Hauptmann. »Behalte Dein Gold, es reicht nicht; und was die Signora betrifft, so mag ich kein Lösegeld, und wenn Du hübsch warten willst, sollst Du Deinen Antheil an ihr haben, so gut wie ich jetzt an Deiner Sposa! Sprich, *Luigi Schiavo* – Du bist der Älteste der Bande – was besagt unser Eid über das Weib?«

»Sie gehört zunächst Dir, Hauptmann, und dann uns der Reihe nach, als Frau, wie das Spielerglück es entscheidet, Jedem auf vierundzwanzig Stunden!«

»So nehmt die Dirne fort und bringt sie in meine Kammer für diese Nacht!«

Zehn Hände langten nach dem Mädchen, aber sie klammerte sich fest an den jungen Mann, auf dessen Verlockung sie ihren Herrn verrathen und den Räubern den Überfall der Villa möglich gemacht hatte. »Heilige Jungfrau – habt Erbarmen mit mir! Nicolo, mein Geliebter, schütze mich!«

Der Bandit stieß mit zornglühendem Gesicht die rohen Fauste seiner Kameraden fort und schwang sein Stilet. »Zurück, Schurken, ich stoße dem das Messer in die Brust, der sie anzurühren wagt!«

Die Adern an den Schläfen Pepe's schwellen wie Stränge. Er trat langsam auf den Wüthen den zu und seine Augen lähmten gleich denen der Klapperschlage die Energie des Gegners.

»Bist Du wahnsinnig, Bursche, oder des eignen Lebens müde,« sagte er kalt, »daß Du meinen Befehlen zu trotzen wagst?« Er faßte das Mädchen, das vor seinem furchtbaren Anblick wie ein stummes Opfer zusammenbrach, an den Schultern und stieß sie den Banditen zu, während die Arme des unglücklichen Liebhabers wie erschlaft an seinem Körper niedersanken und nur sein keuchender Athem von dem Sturm seines Innern Kunde gab. »Bringt sie fort, wie ich befohlen! Und Du, Nicolo Zaccha, denke an Deinen Eid, und hüte Dich, daß ich Dich nicht zum zweiten Mal ungehorsam finde! Du kennst Pepe Mamiani! – Jetzt macht das Weitere unter Euch ab, Bursche, und wer der Glückliche ist, mag die Dirne in einer Stunde bei mir sich holen!«

Er trat gleichgiltig, als ob sein empörender Befehl nicht eben das Glück zweier Menschen vernichtet hätte, zu dem russischen Offizier, während die Banditen sich lärmend und in lästerlichen Scherzen zu dem zweiten Feuer zurückzogen, wohin sie ihren willenslosen jungen Kameraden mit sich schleppten und Federigo und der andere Unteranführer ihnen folgten, nachdem Pepe dem Erstem noch befohlen hatte, eine Wache vor den Zugang seiner Felsenhütte zu stellen, damit das Mädchen nicht entwischen möge.

»Noch einen Trunk, Signor,« sagte der Häuptling – »Ihr habt gesehen, daß ich unerwartet Gesellschaft bekommen habe, und ich mag die Burschen auf ihren Antheil nicht warten lassen. Die freien Gesellen der Gebirge, Signor, haben nicht Zeit, die girrenden Schäfer zu spielen und müssen die Liebe nehmen, wo ihr gutes Glück sie ihnen in die Hände führt. Es ist immer noch besser, als daß diese verfluchten Franzosen unsere Weiber verführen, die ihnen wie Kletten nachlaufen.«

Der Russe drehte sich behaglich eine andere Cigarette. Die dem Menschenrecht Hohn sprechende Sitte der eigenen Heimath, wo der Grundherr Gebieter ist über Leib und Seele seiner Leibeigenen und die Töchter des Dorfes oft zum Vergnügen seiner eben so grausamen Gäste auf's Schloß entbieten läßt, machte ihn völlig gleichgiltig gegen das Schicksal des armen niedrig gebornen Mädchens, während er keinen Augenblick gezögert haben würde, die vornehme Gefangene ritterlich in Schutz zu nehmen. »Lassen Sie sich nicht stören, Oberst,« sagte er, die Cigarette in Brand setzend. »Ich bin nicht gewohnt, so zeitig mich niederzulegen und werde noch ein Stündchen am Feuer sitzen bleiben. Mein Lager weiß ich zu finden.«

Damit nickte er vertraulich dem Banditenhäuptling gute Nacht und zog eine Briefftafel aus der Tasche, deren Notizen er zu studiren begann.

Der ehemalige Oberst der römischen Republik, dessen weingeröthetes Gesicht im Schein des Feuers und der Gier der entflammten thierischen Leidenschaften wie das eines Teufels glühte, taumelte davon. –

Das wüste Gelag, das die Banditen am andern Feuer begonnen, schien ein Bacchanal der Hölle geister zu sein. Lautlos vor sich hinstarrend, die Zähne fest auf einander gepreßt, hatte sich der junge Bandit – der Jüngste der Bande und noch in der Ausübung der Schandthaten nicht abgestorben gegen jedes bessere Gefühl – in den Kreis seiner Genossen zerren lassen, wo zwei starke Männer neben ihm saßen, um ihn nöthigenfalls mit Gewalt festzuhalten.

»Bei Sanct Jacob von Campostella!« schwor der Eine, »die Dirne ist hübsch, aber ich sage Dir, Bursche, es giebt ihrer tausend gleich schöne in den Legationen und wenn sie erst alt geworden, ist sie ebenso häßlich wie die Hexe Jacopo's im Thurm von Monaco!«

»Schlag' sie Dir aus dem Sinn, Nicolo,« ermahnte ihn ein Anderer, »und sei froh, daß Pescare mit seinen Bravo's nicht hier ist; die Chancen für Deine Nummer wären dann noch schlechter als jetzt!«

»Trink, Bursche! Irgend ein gutmüthiger Pfaffe thut ein Übriges und kopulirt Euch noch für ein Stück Geld, als wär' der Dirne Nichts geschehen und sie trüge den Kranz mit Ehren wie eine Nonne von Santa Clara!«

»Bah – die heiligen Schwestern würden sich freuen, wenn sie manchmal eine so gute Gelegenheit hätten, ihrem Gelübde ein Schnippchen zu schlagen! Der Teufel hole die Weiber und die Pfaffen, sie haben die Männer betrogen, so lange der Lateran steht und noch drüber hinaus!«

»Deine historische Kenntniß, Pecchino,« sagte lachend der ehemalige Maler, »reicht nicht weit hinauf. Aber munter, mein Bursche, Du, der Kühnste und Tollste sonst von uns Allen, oder ich bekomme wahrhaftig Lust, die traurige Fratze, die Du schneidest, abzuzeichnen, um sie der Nachwelt zu erhalten oder doch wenigstens an die Staubsäule in Fogliano als Steckbrief für Dich annageln zu lassen. Hier sind die Loose – fünfundzwanzig – der Uskoke zählt nicht mit. Du sollst das Recht haben, zuerst zu ziehen, weil Du doch ein Mal ihr Amoroso bist und das Vögelchen uns in die Falle gelockt hast.«

Ein schriller, fürchterlicher Schrei unterbrach den frechen Spötter – zwei – drei Mal durchgellte er – schwächer und schwächer werdend, das Dunkel der Nacht.

Nicolo Zaccha fuhr empor wie von einer Kugel getroffen, sein Gesicht war todesbleich, seine Augen rollten fürchterlich.

Aber die Freunde an seiner Seite drückten ihn unter dem rohen Gelächter der Übrigen wieder zu Boden.

»Sei ein Mann,« raunte ihm der alte Luigi zu, derselbe, welcher auf die Frage des Hauptmanns ausgesprochen, was das fürchterliche Gesetz der Bande bestimmte, der aber den Jüngling wohl leiden mochte und Mitleid mit ihm empfand. »Sei ein Mann, Nicolo Zaccha, und trage das Unvermeidliche – der Eid muß gehalten werden! Aber es giebt einen Gedanken, der Dich trösten mag – das ist – er sah sich scheu um und flüsterte ihm in's Ohr: »die Rache!«

Der junge Mann sah ihn starr an – ihre Blicke begegneten sich, und der Alte nickte ihm vertraulich zu, die Hand an den Griff seines Dolches legend. Nicolo wußte jetzt, daß er wenigstens einen Freund haben werde; der alte Luigi grollte mit dem Hauptmann, der ihn bei der Vertheilung von Beute ein Mal in seiner wilden Hitze in's Gesicht geschlagen.

Von diesem Augenblick an schien Nicolo Zaccha ruhig, ergeben, entschlossen. Nicht einen Blick mehr warf er nach der Gegend, wo längst jeder Klagelaut verstummt war, wo das Weib, das er mit der leidenschaftlichen Gluth des Italieners liebte, in den Armen eines Andern ruhte!

»Willst Du jetzt Dein Loos nehmen, Bursche,« sagte Federigo, der Unteranführer, »oder verzichtest Du darauf?«

»Gebt her!«

Der Bandit griff entschlossen nach dem Kartenspiel, das man ihm vorhielt und zog eine derselben.

Jeder der Andern that das Nämliche.

Dann deckten Alle zugleich ihre Karten auf – nach dem alten Gebrauch machte Herzen den Anfang, dann folgte Careau, Treff und Pique.

Vor Nicolo lag die Herzen Zwei.

»Verflucht!« schrie einer der Banditen; »der Hauptmann hat uns erlaubt, schon diese Nacht das Ehegespons für vierundzwanzig Stunden zu holen und nun habe ich die Nachtwache im Felsenpaß am Fuß des Vittore. Da ist Herzen Eins!«

Er warf die Karte in den Kreis.

»Tausch' mit Nicolo!« jubelten Mehrere. »Er wird Dir's noch Dank wissen!«

Der Verhöhnnte war noch immer sehr bleich, aber in seinem dunkeln Auge schien ein finstres Geheimniß, ein ruhiger, fester Entschluß der Männerbrust zu glühen. Er nahm den ledernen Beutel aus seinem Gürtel, den er vorhin dem Hauptmann angeboten und warf ihn dem Vordermann zu. »Es sind zwanzig venetianische Zechinen darin, Tancredi,« sagte er ruhig. »Ich weiß, Du liebst das Geld, nimm sie und laß mir Deine Stelle bis zum Sonnenaufgang. So wahr die Heiligen mir gnädig sein mögen in meiner Todesstunde, ich komme dann, Dich abzulösen von der Wache und Du magst Maritana behalten für die Zeit, die unser Gesetz Dir bestimmt.«

»Eingeschlagen!« rief der Bandit und steckte das Geld in die Tasche seiner Sammet-Beinkleider. »Du bist ein nobler Kamerad, Nicolo, und man kann Dir Etwas zu Gefallen thun!« Er reichte ihm die Karte, nahm die Büchse über die Schulter und noch einen tüchtigen Schluck aus der kreisenden Branntwein-Flasche, und machte sich dann auf, den Berg hinab zu steigen, um seinen Posten einzunehmen.

Nicolo blieb ruhig und theilnahmlos sitzen, während die Banditen unter wüsten Liedern, Trinken und rohen Späßen ihr Abendessen verzehrten.

Es war gegen Mitternacht, als der Hauptmann wieder an ihren Kreis trat. »Schafft mir die heulende Närrin fort,« sagte er barsch, »die Nichts thut, als weinen und jammern. – Wem gehört sie für morgen?«

Nicolo stand auf. »Mir, Hauptmann!« sagte er kalt.

Mamiani fuhr zurück – die seltsame Fügung berührte ihn einen Augenblick wie ein Finger der Vergeltung, doch scheuchte er das unbehagliche Gefühl im Augenblick mit Trotz zurück. »Nimm sie,« sagte er höhnisch, »und geh' zum Teufel!«

»Daher hole ich sie, Pepe Mamiani!« sagte ruhig der junge Mann und ging nach der Felsenhöhle des Häuptlings.

Pepe warf sich, in seinen Mantel gehüllt, an dem Feuer neben dem russischen Offizier nieder, der dort bereits in sorglosem Schlaf lag.

Einige Augenblicke nachher sah man Nicolo Zaccha von der Hütte des Hauptmanns herkommen, das Mädchen führend, das ihr Kopftuch über das Gesicht gezogen hatte. Man konnte ihr unterdrücktes Schluchzen hören, als er mit ihr, mehr sie tragend als führend und den Schein der Feuer vermeidend, nach dem dunklen Hintergrund der Felsen ging.

Keiner der Banditen wagte es mehr, dem unglücklichen Paare eine rohe Verhöhnung nachzurufen.

Es wurde stiller und stiller um die verlöschenden Feuer; die Einen schlenderten nach den Hütten und Höhlen, die ihnen zum Nachtlager dienten; die Anderen streckten sich auf dem Boden aus wo sie gesessen, und bald bewegte sich nur im bleichen gespenstigen Mondlicht der Schatten der Schildwacht, die eben auf dem Rande des Kraters ihren einsamen Gang hielt.

Die Sommernacht war lau und prächtig; aus den Thälern stieg der balsamische Duft der Kräuter und Wälder – heiliger, stiller Frieden ruhte über den Bergen und an dem lichten Bogen des Himmels zog der Mond langsam seine majestätische Bahn.

Auf die Schulter des Banditen, der, auf einem Steine sitzend, das Haupt an den Fels gelehnt und die Flinte zwischen den Knien, eingeschlummert war im Felsenpaß, der zum Gipfel des Vittore führte, legte sich eine Männerhand.

»Steh' auf, Tancredi – Deine Zeit ist gekommen!«

Der Schlummernde fuhr empor und griff nach seinem Gewehr. Als er jedoch Nicolo Zaccha vor sich stehen sah, setzte er es nieder. »Zum Henker, Kamerad! Du hast mich erschreckt. Der verfluchte Branntwein ist schuld, daß ich eingenickt bin. Nun ich will hoffen, Du hast eine angenehmere Nacht zugebracht, als ich.«

Der Andere sah ihn finster an. Das Licht des im Osten heraufdämmernden Morgens zeigte, daß sein Antlitz noch todesbleicher war, als bei der schrecklichen Scene am Abend vorher.

»In einer Viertelstunde geht die Sonne auf,« sagte er eintönig und mit starrem Blick in's Leere. »Ich komme, mein Wort zu halten. Geh' und nimm sie!«

»*Diavolo*, Bursche – wie siehst Du aus?« fragte mitleidig der ältere Räuber. – »Höre, so viel liegt mir gerade nicht daran – es giebt Weiber genug in der Welt, und ich kann auch Etwas thun für einen braven Kameraden, der treulich neben mir gestanden, als wir uns neulich gegen die Carabinieri schlugen. Wenn Du's nicht ertragen kannst, will ich mein Recht an dem Mädchen aufgeben und mit den Anderen sprechen. Ich glaube, es war so nicht ganz gut gethan von dem Hauptmann!«

Nicolo winkte ihm ungeduldig. »Geh' – ich will allein sein! – Sie ist die Eure!«

Tancredi warf die Flinte über. »*Aniamo*, mir kann's recht sein! Also gehab Dich wohl! Um Mittag wirst Du abgelöst.«

Er schlug den kaum erkennbaren und nur für Ziegen und den Fuß kühner Gebirgsbewohner beschreitbaren Felsenpfad bergan ein und verschwand bald hinter dem nächsten Vorsprung.

Nicolo Zaccha setzte sich an den von ihm verlassenen Platz und lehnte sein Gewehr neben sich. Dann stützte er das bleiche Haupt in die linke Hand, zog den Dolch aus dem Gürtel und legte ihn auf sein Knie, nachdem er ihn von der Scheide befreit hatte.

An der glänzenden Klinge, auf der der erste Sonnenblick zitterte, waren dunkle klebrige Flecken. Als er ihn emporhob, sammelte sich an der Spitze ein Tropfen dicker rother Feuchtigkeit.

Plötzlich lachte der Bandit grell und wild auf und streckte das Stilet empor gegen den Morgenhimmel, an dem zwischen rosigen, vergoldeten Wolken die Nebel der Nacht gleich Schatten schwanden vor den leuchtenden Strahlen des emporsteigenden Tagesgestirns.

Die Flecken auf der Klinge – die Tropfen an der Spitze – es war Blut – feuchtes – warmes – rothes Blut, wie es sprudelt aus dem Herzen und aus den Adern des Lebens – des Lebens warmer, mächtiger Quell! – –

In hundert duftigen Farbenstufen rötheten die Strahlen die Felsen und Berge, die Thäler und Wälder. Die Wolken flohen vom reinen Azur des Himmels gleich verscheuchten Nachtvögeln, die dunklen Blätter der Kastanien entfalteten sich, die Blütenknospe des wilden

Oleander schwoll, Myrthe und Roßmarin wölbten sich zu grünen Hecken, tausend Vögel belebten Berg und Thal mit ihrem begrüßenden Gesang und über das Alles spannte sich ein Himmel, so hell und freundlich, so mild und blau, daß man nicht begreifen möchte, wie unter seinem Bogen so viele schwarze Leidenschaften, so manche finstre Saat der Hölle die Herzen der Menschen verdunkeln können.

Der leere, todte Blick des jungen Mannes, dessen Stilet schon so manches unschuldige Blut vergossen, dessen Kugel vielleicht manches kräftige Leben zerrissen hatte ohne Reue, starrte auf die Landschaft. Zu seinen Füßen weitete sich ein prachtvolles Rundgemälde nach Süden hin von den fernen Felsenwänden der neapolitanischen Abruzzen begrenzt, während zur Rechten der Blick über Norcia und Fogliano bis Spoleto und Terni schweifte, zwischen denen der Monte Fionchi, über 4000 Fuß hoch, sein Riesenhaupt über die niederen Gebirgszüge streckte. Durch die Pässe des Monte Gatto, nach Osten hin, konnte das Auge die fernen Thürme von Ascoli, erkennen und darüber hinaus zwischen den Höhenrücken den lichtweißen Schimmer der Adria, während im Rücken der Monte Vittore seine gigantischen Massen hoch über die anderen Berge der römischen Apenninen zur Höhe von 7600 Fuß emporhürmte.

Ob das ausdruckslos umherschweifende Auge des jungen Mannes das Alles sah – ob es bloß den Eindruck der schönen, herrlichen Gotteswelt, des goldnen Sonnenlichts noch ein Mal in sich aufnehmen wollte, – wer möchte sich anmaßen, das stille, wohl selbst unbewußte Geheimniß der verzweifelnden Menschenbrust zu entscheiden.

Nicolo küßte den Dolch und das Blut auf seiner Klinge. Dann legte er ihn neben sich auf das Moos des Steins und zog ein Pistol.

Sorgfältig prüfte er das Schloß und spannte den Hahn. Wie zum Gebet faltete er die Hände über dem Kolben, dann mit der Linken das kleine silberne, in Loretto geweihte Kreuz, das an einer Schnur um seine Brust hing, an seine Lippen pressend, setzte er das Pistol an seine bleiche Stirn.

Ein Augenblick – –

Das Pistol entlud sich, zur Seite geschleudert von der Hand eines Mannes.

»Nur Feiglinge suchen dem Kampfe des Lebens durch Selbstmord zu entfliehen,« sagte die ernste Stimme des Fremden, – »nicht Männer, die dem Schmerz die Stirn bieten! – Lebe, um zu kämpfen, bis Gott Deine Zeit bestimmt hat!«

Der Bandit sah verwirrt, bestürzt im ersten Augenblick auf den Unbekannten. Dann, der Gewohnheit der Pflicht unwillkürlich nachgebend, sprang er nach seiner Flinte und schlug auf den Fremden an! »Wer seid Ihr? – gebt die Loosung – oder ich schieße Euch nieder!«

»Thor,« – sagte mit ruhigem Lächeln der Unbekannte, – »etwa zum Dank dafür, daß ich Dich eben verhinderte, Dir selbst eine Kugel durch den Kopf zu jagen? – Wär' ich ein Feind, so hätte ich bloß eine Minute zu warten brauchen, um den Weg frei zu finden. Aber nimm die Loosung: ›Sorrenti und die Brüder vom Dolch!««

Der Bandit setzte die Flinte nieder. »Aber wer seid Ihr – was wollt Ihr hier auf dem Vittore?«

»Ich bin ein Unglücklicher wie Du, dem das Schicksal seine theuerste, seine einzige Hoffnung genommen, aber ich bin ein Mann und Christ, und trage darum die Schickung Gottes! – Was ich will? – ich will zu Pepe Mamiani und Sicherheit bei ihm suchen, denn ich bin wie Du ein Geächteter.«

»Sicherheit – Schutz!« sagte höhnisch der Bandit. »Sicherheit in der Höhle des Wolfes? Fremder, ich weiß nicht, ob ich Euch danken soll dafür, daß Ihr mich verhindert, dies verhaßte

Leben noch einige Stunden länger fortzuschleppen: aber warnen will ich Euch: geht nicht zu Pepe Mamiani, denn die Teufel fühlen menschlich gegen sein schwarzes und verruchtes Herz!«

Capitain *Grimaldi* – denn der kühne Grieche war es, der die Hand des Banditen vom Selbstmord zurückgehalten – fühlte theils unwillkürlich eine Theilnahme für die düstere Verzweiflung des jungen Mannes, theils eröffnete der bittere Haß, der sich in den Worten desselben gegen den Banditenhüptling zeigte, die Aussicht, einen Bundesgenossen bei seinem verwegenen Unternehmen zu gewinnen und wenigstens sichere Kunde von ihm über den Stand der Dinge und die Möglichkeit einer Flucht einzuziehen. Er redete ihn deshalb freundlich an und fragte ihn, wie er zu dem Lager der Bande gelangen könne.

»Ich darf Euch, trotz der Loosung, nicht vorüber lassen, Fremder,« sagte finster der Bandit, »da Ihr mir unbekannt seid. Wartet hier – ich glaube, es wird nur kurze Zeit vergehen, ehe man kommt, nachzuschauen, ob ich diesen Posten verlassen habe. Sie sollen sehen, daß ich meinen Eid zu halten verstehe und Nicolo Zaccha sich nicht fürchtet, ihm in's Weiße des Auges zu schauen!«

Der Capitain ließ sich auf dem Felsstück neben dem Räuber nieder, der, düster vor sich hinstarrend, dasaß. Seinen freundlichen Worten gelang es endlich, die starre Schranke um das Herz des Mannes zu lösen, das sich unwillkürlich nach einer Mittheilung seiner Leiden sehnte und jetzt im ausbrechenden Schmerz überfluthete. Mit tief erregten Worten schilderte Nicolo dem Fremden seine rasch entstandene Liebe zu dem Mädchen der Villa Sorrenti, den Überfall derselben und den schändlichen Mißbrauch, den der Hauptmann von seiner Macht und zufälligen Umständen gemacht hatte. Jedes seiner Worte athmete den tiefsten Haß gegen den Tyrannen und den glühenden Wunsch, sich zu rächen.

»Und die Unglückliche? – Was ist mit ihr geschehen – ist es Dir gelungen, sie vor weiterer Schmach zu retten?«

»Ich habe sie befreit,« sagte der Bandit mit dumpfem Ton, das Gesicht abwendend. »Fragt mich nicht mehr, Fremder, Ihr werdet das Weitere auf dem Vittore vernehmen.«

Der Capitain nahm seine Hand. »Höre mich an, junger Mann,« sagte er ernst. »Du hast mir Dein Vertrauen geschenkt, so will ich Gleiches mit Gleichem vergelten. Ich komme nicht, um Sicherheit bei Mamiani zu suchen, sondern um ihm die Beute zu entreißen, die der Schurke gestohlen – die Dame, die durch Deine Hilfe aus der Villa Sorrenti geraubt worden.«

Der Bandit schaute ihn verwundert an. »Aber sprecht – wer seid Ihr?«

»Kein Spion – kein Sbirre, sondern ein Ausgestoßener von der Welt, wie Du – ich wiederhole es Dir. Aber ich liebe jene Dame, wie Du Maritana geliebt hast, und will sie retten aus den Händen jenes Schurken oder mein Leben lassen dabei. Willst Du mir helfen und so Dich auf eine würdige Weise an Pepe Mamiani rächen und Deine Schuld an dem Weiberraube gut machen?«

Er hielt ihm die offene Männerhand hin zum Einschlagen.

Nicolo Zaccha, hob das Kreuz von Loretto in die Höhe. »So wahr die heilige Jungfrau für meine Sünden bitten möge, so wahr ich an die Dreieinigkeit und die Heiligen glaube – ich will Euch beistehen mit dem letzten Blutstropfen meines Herzens! – Aber still – ich höre Schritte – man kommt, mich zu holen! Was Ihr mir entdeckt, ist verschwiegen in dieser Brust, bis die Stunde der Rache gekommen. Hüte Dich, Pepe Mamiani!«

Er stützte sich ruhig und entschlossen auf seine Flinte und erwartete mit finstrer Stirn die Nahenden.

Die von der Höhe des Berges Herkommenden waren der deutsche Lieutenant des Bandenführers, *Federigo* oder *Friedrich*, und einer der Banditen. Der Letztere sah ernst und düster aus, der Erste zeigte Spuren großer Aufregung, Beide aber waren offenbar verwundert, den jungen Mann ruhig auf seinem Posten zu finden.

»*Veramente!*« rief der Lieutenant – »das hätte ich nicht gedacht! Dir wäre besser, Bursche, Du hättest das Weite gesucht, denn Pepe's Wuth über den Streich, den Du ihm gespielt, ist kein Kinderspiel!«

»Warum sollte ich entweichen?« fragte Nicolo trotzig. »Der Hauptmann hält seinen Eid und ich den meinigen. Was ich gethan, werde ich verantworten.«

»Nun, es ist Deine Sache! Kein Mensch glaubte Dich noch hier zu finden und deshalb sollte Pietro Deinen Posten einnehmen. Tancredi hat einen verteufelten Schreck gehabt und die ganze Bande ist in Aufregung. Aber – *Cospetto!* – wen haben wir da?« rief er, nach den Waffen greifend, als er den Capitain bemerkte.

»Der Mann hat die Loosung,« sagte Nicolo rasch, »und will den Hauptmann sprechen. Da ich ihn nicht kannte, hielt ich ihn hier zurück.«

»Das war gut, *amico!*« meinte der Lieutenant – »ich sehe, Du bist ein Mann streng nach der Ordre. Es ist kein übler Bursche! Wollen Sie vielleicht bei uns eintreten, Signor?«

»Ich bin ein Freund von Danilos Petrowitsch, dem Uskoken,« erwiderte Grimaldi. »Er hat mir diesen Ort bezeichnet, um seine Rückkehr zu erwarten, und das Loosungswort genannt, da er weiß, daß Sie mir vertrauen können.«

»Der Schmuggler ist wahrhaftig zu unvorsichtig,« brummte der Lieutenant, »und wird noch unser bestes Versteck verrathen. Wir haben bereits einen Fremden bei uns, den er uns zugeführt. Aber es ist des Hauptmanns Sache, darüber zu entscheiden. Also kommen Sie; und Du, Nicolo – *corragio!* Pietro wird an Deiner Stelle bleiben.«

Der junge Bandit warf mit verächtlicher Miene die Flinte über die Schulter. »Ich bedarf Ihres Wunsches nicht, Signor Federigo,« sagte er unwillig. »Wer that, was ich gethan, dem ist der Zorn eines Mannes gleichgiltig, und wäre es auch Pepe Mamiani.« Er ging trotzig den Beiden voran, die ihm den steilen, nur damit Vertrauten sichtbaren Weg durch die Felsen folgten, wobei der Capitain auf die Erkundigungen des ehemaligen Malers bemüht war, ausweichende Antworten zu geben, ohne sich dabei einer direkten Unwahrheit schuldig zu machen.

Nachdem sie eine halbe Stunde fortgestiegen, wobei der Offizier sorgfältig sich alle Windungen des Weges einzuprägen suchte, hörten sie ein wiederholtes Schießen, als sie sich dem Felsenwall näherten, der den Schlupfwinkel der Banditen verbarg.

»*Diavolo!*« sagte der Unteranführer – »der Hauptmann ist wieder bei seinem Lieblingsspiel, und ich glaube, er übt seine Hand. Nimm Dich in Acht, Nicolo, daß es Dir nicht gilt!«

Der Bandit zuckte die Achseln und schob ruhig die Epheuwand auseinander, welche die Felsenspalte schloß, die den Eingang zu dem Krater bildete. »Hier herein, Signor,« sagte er, »und der Teufel segne Euren Eingang.«

An der Seite des Lieutenants, hinter dem wieder voranschreitenden Banditen, betrat der Grieche den Platz.

Der Anblick, der sich den Eintretenden bot, war nach dem Vorangegangenen eigenthümlich genug.

Die Banditen standen um eine Gruppe versammelt, die aus dem Hauptmann, seinem zweiten Lieutenant und dem russischen Offizier bestand und sich im Pistolenschießen nach einem an den Ast eines Kastanienbaums aufgehängten alten Hut übten.

Der Hauptmann war bei dem Spiel lärmend und laut, während seine Umgebung fast durchgängig in finstern, mißmüthigem Schweigen verharrte. Das Scheibenschießen war offenbar von ihm begonnen, um die Gedanken der Menge von einem Gegenstand, der sie beschäftigt, abzuleiten.

Der Eintritt der Drei nahm sofort die Aufmerksamkeit aller Anwesenden in Anspruch. Die Adern an Pepe's Stirn begannen zu schwellen, als er sah, wie Nicolo Zaccha mit trotziger Miene den Platz betrat und, ohne zu zaudern, auf ihn zuschritt. Seine Finger spielten verdächtig mit dem Kolben des Pistols, das er in der Hand hielt.

»*Per Dio*, Bursche! Dein Muth ist nicht von gestern, daß Du es wagst, vor mir zu erscheinen!«

Nicolo sah ihm ruhig in das blitzende Auge. »Warum sollte ich es nicht? Ich gehorche dem Gesetz unsrer Genossenschaft und kümmere mich um Weiteres nicht. Ihr habt mich holen lassen vom Posten, Hauptmann, und hier bin ich!«

Die Blicke des Häuptlings funkelten wie die des Basilisken – er schien einen Augenblick stumm vor Zorn und Überraschung, dann winkte er gebieterisch dem jungen Mann, zu folgen, und schritt, von der ganzen Schaar begleitet, über den Platz weg nach einer der offenen Einhöhlungen.

Am Eingang derselben lag, von einem alten Mantel bedeckt, ein langgestreckter Gegenstand. Eine Pfütze von Blut hatte unter der verhüllenden Decke den weißen Kalkboden gefärbt.

Der Hauptmann zog den Mantel zur Seite und enthüllte das blasse Todtengesicht Maritana's, der unglücklichen Geliebten Nicolo's. Ihre Züge waren sanft und ruhig, obschon das Haar wirr und aufgelöst um ihren Kopf hing und ein oder zwei rothblaue Flecken im Gesicht die Spuren kurz vorhergegangener Mißhandlungen zeigten.

Aus dem zerrissenen Mieder des armen Mädchens quoll der junge, feste Marmorbusen, die linke Brust bot dicht unter der vollen Wölbung eine breite, klaffende Wunde, aus der der Lebensstrom sich ergossen und jetzt in geronnenen Flecken an dem weißen Leib hing.

»Kennst Du dies, Nicolo Zaccha?« fragte der Hauptmann mit heiserer Stimme.

Der Bandit sah die Todte ruhig an, – keine Muskel zuckte mehr in seinem bleichen Gesicht.

»Es ist Maritana, meine schöne Sposa! Die blasse Todtenfarbe steht ihr gut zu dem dunklen Haar.«

»Und weißt Du, wer das Weib getödtet?«

»*Grazie a Dio*, Hauptmann! ich war es selbst!«

»Was kannst Du sagen zu Deiner Rechtfertigung für die verfluchte That?« schrie Mamiani, indem er drohend das Pistol hob.

Der Bandit lachte spöttisch auf. »Zu meiner Rechtfertigung? – bah – was habe ich mich zu rechtfertigen, wo unser Gesetz für mich ist? Es besagt, daß Euch, Pepe Mamiani, der Körper dieses Mädchens für vierundzwanzig Stunden gehört, und Ihr habt von diesem Rechte Gebrauch gemacht – oder habt Ihr nicht, Hauptmann? – dann kam durch das Glück der Würfel und durch redlichen Kauf das Recht über ihren Leib an mich – und ich hab' es geübt

nach meiner Art! Jeder nach seinem Vergnügen, Hauptmann! Die nach mir kommen, mögen meine Sposa nehmen und mit ihr thun, was ihnen beliebt!«

Er stieß die Leiche mit dem Fuß in den Kreis.

So sehr diese Männer an Mord und Verbrechen auch gewöhnt waren, der gräßliche Auftritt, dem sie beiwohnten, machte ihre wilden Gesichter erbleichen und ihre Herzen beben.

»Verfluchter!« schrie der Hauptmann. »Fahr' zur Hölle dafür!«

Aber in den gehobenen Arm fiel ihm der alte *Luigi*.

»*Alto!* Hauptmann Mamiani – *Nicolo* ist in seinem Recht. Er kann nur für ein Vergehen gegen unser Gesetz die Strafe Eurer Hand erleiden, und das besagt, daß Leib und Leben der Weiber Jedem auf vierundzwanzig Stunden gehören. Es ist schrecklich, aber ich glaube – er hat recht gethan!«

»*Nicolo* hat wie ein Mann gehandelt! – Wir dulden nicht, daß ihm Unrecht geschieht!« schrieen wilde Stimmen aus dem umgebenden Haufen.

Der Hauptmann sah einen Augenblick grimmig um sich, wie zur raschen That gegen einen der Wortführer entschlossen, aber die Mienen der Umstehenden zeigten ihm, daß er auf keinen Beistand rechnen dürfe und wenigstens für jetzt nachgeben und seinen seit dem Auftritt am Abend lodernden Haß gegen *Nicolo* bis zu einer günstign Gelegenheit unterdrücken müsse.

»Deine Kameraden haben entschieden über Dich und diesen Leichnam,« sagte er zu dem jungen Banditen – »aber hüte Dich, *Nicolo Zaccha*, denn mein Auge ist über Dir!«

Er wandte sich, um nach dem vorigen Platz zurückzukehren und sein Spiel fortzusetzen. »Bringt das Weib fort!« befahl er. »Wer ist dieser da? – Wie kommt der Fremde in unsre Mitte?«

Der Lieutenant, der ihn hierher geführt, beeilte sich, ihm Bericht zu erstatten.

Während dessen hob *Nicolo*, der bei der Todesdrohung des Hauptmanns kalt und unerschüttert seinem Blick begegnet war, den blutigen Leichnam seiner Geliebten auf, und die beiden großen Thränen, die jetzt erst aus seinem starren Auge auf die blutige Brust der Geliebten niederfielen, zeigten, wie tief der Schmerz unter der ehernen Decke des Männer-trotzes wüthete.

Zwanzig Hände streckten sich aus, ihm die blutige Last tragen zu helfen, er aber winkte Alle zurück bis auf den alten *Luigi* und trug sie mit diesem nach dem Ausgang der Felsenrotunde den Berghang hinab bis zur nächsten Stelle, wo wilder *Oleander* und *Myrthe* in dem lockern Boden einer Vertiefung wucherten, und dort unter den grünen Zweigen, hoch über den Häuptern der Thalbewohner, in der sonnigen, frischen Bergluft gruben sie das Grab des armen Mädchens. –

Mamiani betrachtete mißtrauisch den Fremden. »Sie sind ein kühner Mann,« sagte er, »daß Sie es auf das bloße Wort des Schmugglers wagten, hierher zu kommen. Es sind nicht Viele, die den Ort wieder verlassen, ohne Bürgschaft zu geben mit ihrem Leben für ihre Verschwiegenheit. Wie ist Ihr Name und was die Ursache, die Sie hierher bringt?«

»Was meinen Namen betrifft, Oberst *Pepe*,« erwiderte der Grieche mit einer Ruhe und einem Stolz, die ihren Eindruck auf das wilde Gemüth des Banditen nicht verfehlten, »so werde ich ihn später nennen, wenn es dann noch nothwendig ist. Die Bürgschaft von *Danilos Petrowitsch* kann Ihnen Sicherheit geben für meine Person, die ohnehin in Ihrer Gewalt ist. Der Albanese wird in wenig Stunden hier sein. Mein Kommen betrifft diesen Herrn –

wenn derselbe Oberst *Berger*, in Diensten Seiner Majestät des Czaren *Nicolaus* ist, wie ich vermüthe.«

»Wenn Sie ein Recht haben, meinen Namen zu fordern, Signor,« sagte der Agent, »so steht er Ihnen zu Diensten. Ich bin Oberst *Berger*.«

Der Grieche verneigte sich höflich. »Danilos Petrowitsch gab mir Nachricht, daß Sie den Capitain *Grimaldi* aus Korfu in diesen Gebirgen suchen. Ich bin sein Freund und habe das Recht, Ihnen jede Auskunft über seine Person zu geben.«

Der Russe reichte ihm eilig die Hand. »Sein Sie mir willkommen, Signor, wer Sie auch sein mögen. Ich gab bereits alle Hoffnung auf, den tapfern Capitain zu finden, und glaubte, daß er Italien schon verlassen habe. Um so lieber ist mir die Nachricht, die Sie mir bringen. Wo kann ich ihn treffen, und wann ihn sprechen?«

»Der Capitain,« sagte *Grimaldi* ausweichend, »hat Zuflucht in einem Kloster gefunden – die österreichische Polizei und das britische Gouvernement haben einen Preis auf seinen Kopf gesetzt, und er muß sich streng und sorgfältig verborgen halten. Ich bin bevollmächtigt, ihn zu vertreten, und Alles zu hören, was Sie ihm mitzutheilen haben, und dies möge als Beweis dafür dienen.«

Er legte einen ältern Brief in die Hände des Agenten.

»Es hat seine Richtigkeit – es ist ein Schreiben, das ich von Athen aus an den Capitain nach Zante gerichtet. – Aber Sie werden angegriffen sein, mein Herr, von dem weiten Weg, den Sie hierher zurückgelegt, und Oberst *Mamiani* wird gewiß die Güte haben, das Frühstück Ihretwegen zu wiederholen. Wir können dann später über unsere Geschäfte reden.«

Es war offenbar, daß der diplomatische Agent diese nicht in Gegenwart des Banditen-Chefs verhandeln wollte.

»Wo haben Sie den Albanesen verlassen, Signor?« fragte dieser, nachdem er Befehl gegeben, Wein, Kaffee und Brot zu bringen.

»In der Gegend von Monaco.«

»Haben Sie Nichts von den Österreichern und Franzosen gehört? – Man sagt, daß ihre Wachtposten im Gebirge verstärkt werden sollen.«

»Sie sind es bereits, Capitano,« berichtete der Grieche. »Ihr kühner Streich gegen die *Villa Sorrenti* ist bereits bekannt und die ganzen Grenze allarmirt deshalb. Sie werden einen schlimmen Stand haben gegen die streifenden Soldaten.«

»Bah – ich bin hier sicher auf dem *Vittore*. Dieser Platz ist nur wenig Leuten in der Gegend bekannt und es giebt keinen Verräther unter Leuten. Wenn *Antonio Pescare* mit seinen Leuten zu mir gestoßen, kann ich den Zugang des *Vittore* gegen eine Division Soldaten vertheidigen. Der Schurke, der allzugern auf eigene Faust plündert, müßte längst hier sein!«

»Rechnen Sie nicht auf die Hilfe *Pescare's*,« sagte ruhig der Capitain. »Der Mann hat eine Gesellschaft reisender Engländer gestern Abend angegriffen und ist wahrscheinlich dabei mit den österreichischen Pikets in Kampf gerathen. *Danilos*, der sich von ihnen getrennt, sendet die Nachricht!«

»Verflucht sei *Pescare*! Mögen sie ihn an die nächste Fichte hängen, obschon er mein Schwager ist! – Was läßt sich aber thun? Wir müssen nähere Nachricht von ihm oder von einem unserer Freunde abwarten. Einstweilen sind wir sicher auf dem *Vittore*. *Federigo*, verdoppele die Posten auf dem Weg und stelle einen Späher an der verfallenen Kapelle am Fuße des

Berges auf! Und nun, Bursche, kümmert Euch nicht um die Sbirren und die Österreicher, und fahrt fort in Eurem Spiel. – Wer ist am Schuß?»

Tancredi meldete sich. Er zielte bedächtig mit der Pistole, feuerte und streifte den Rand des Hutes.

Ein zweiter Bandit fehlte das Ziel ganz.

Der Hauptmann hatte das eigenthümliche Lächeln bemerkt, das den Mund des Fremden umzog, und eifersüchtig auf den Ruf eines Schützen, stieß er den Nächsten an der Reihe zurück.

»Was gilt die Wette, Signor Bergero, daß ich die Mitte des Hutes treffe?»

»Fünf Imperials, Oberst Pepe!«

»Ebbene! es gilt.« – Der Bandit zielte und schoß. Ein Evviva der Bande begrüßte den Schuß, die Kugel hatte in der That die Spitze des Hutes durchbohrt.

Mamiani steckte mit habsüchtiger Befriedigung das Gold in die Tasche, das ihm der Russe reichte. »Nun, Signor,« sagte er triumphirend zu dem Griechen, »Sie tragen da sehr schöne Pistolen im Gürtel. Hoffentlich sind Sie auch ein guter Schütze!«

»Sie haben es errathen, Capitano. Nur pflege ich mein Ziel etwas schwieriger zu wählen.«

»Cospetto oio! Wir wollen das Citronenspiel nehmen. Bringe Einer eine Frucht!«

Einer der Männer holte eine Orange und hielt sie zum Wurf bereit. Der Banditenführer hob das Pistol.

»Auf!«

Der Mann warf die Frucht in die Luft. Als sie niederfiel, schoß der Hauptmann. Im Triumph wurde die Orange von den Leuten herbeigebracht – die Kugel hatte in der That die eine Seite der Schale gestreift.

»Nun, Signor!« sagte der Schütze mit einem gewissen Hohn. –

Der Grieche hatte die eine Pistole aus seinem Gürtel gezogen und das Schloß geprüft. »Wollen Sie die Frucht noch ein Mal werfen lassen, Signor Capitano?»

Die Orange flog in die Höhe.

Der Fremde folgte ihr mit den Augen, bis sie, auf dem Höhepunkt des Wurfs angekommen, einen Moment in der Luft zu schweben schien, dann erst hob er blitzschnell die Pistole und feuerte. Die Stücken der Orange flogen durch die Luft.

Ein allgemeines Schweigen der Banditen feierte den Erfolg. Nur der Russe klatschte in die Hände.

»Per Dio! ein guter Schuß!« sagte der Hauptmann; »ich glaubte, es gäbe nur einen Mann in Italien, der sich mit mir im Pistolenschießen messen könne!«

»Und wer ist das, Signor?»

»Sie kennen ihn ja – Ihr Freund – der ehemalige Capitain der päpstlichen Leibgarde, derselbe, von dem Sie die Botschaft an Signor Bergero bringen. Ich dachte, Sie hätten das Kunststück von ihm gelernt!«

»Ich habe den Capitain Grimaldi nie schießen sehen, wohl aber von seiner Geschicklichkeit gehört.«

»Er soll die Büchse eben so vortrefflich handhaben, wie die Pistole,« meinte der Russe.

»Bah – er hat viel Glück, aber ich glaube nicht, daß er, wo es gilt, seines Schusses so sicher ist, wie ich. Verstehen Sie auch mit der Büchse so gut umzugehen, wie mit der Pistole, Signor Straniero?«¹

»Ich darf mir einige Geschicklichkeit zutrauen.«

»Wohlan – wir wollen eine kleine Probe machen – um einen Einsatz, der lohnt. – Was gilt die Wette, Signor?«

»Ich kann auf einen Schuß nicht rechnen, Signor Capitano,« sagte der Grieche kalt, »ehe ich nicht das Gewehr erprobt habe. Auch fürchte ich, daß der stärkere Knall der Büchsen unten in den Thälern gehört werde und den Soldaten unsern Aufenthalt verrathen konnte.«

Der Banditenchef, der in der Weigerung des Fremden nur den Versuch eines Rückzugs sah und durch die Niederlage im Pistolenschießen ohnehin eifersüchtig und aufgeregt war, beharrte jedoch eigensinnig auf seinem Vorsatz. »Beunruhigen Sie sich nicht, Signor,« sagte er spöttisch, – »der Schall des Schusses wird von diesen Bergwänden aufgefangen, geht in die Höhe und ist tausend Fuß tiefer schon nicht mehr zu hören. Wir sind hier vollkommen sicher, und was das Gewehr betrifft, so wählen Sie und machen Sie einen Probeschuß.«

Mehrere der Banditen, nach der Weise solcher rohen Naturen und bei der Leidenschaft der Italiener für jedes Glücksspiel, enthusiastirt für den Vorschlag ihres Hauptmanns und seiner Geschicklichkeit sicher, boten ihre Büchsen an. »Wenn Sie Ihres Schusses einigermaßen gewiß sind,« sagte der Russe auf Englisch, »so geben Sie dem Schurken doch eine Lection!«

»Ich habe wenig bei mir, Capitain Mamiani,« sprach der Offizier, »was ich gegen Sie setzen könnte.«

»Ich halte den Einsatz für Sie,« erbot sich Oberst Berger.

»Nicht doch, Signor, – der Signor Straniero hat Etwas, das ich wohl zu gewinnen wünschte. Seine Pistolen scheinen mir sehr schön und vorzüglich. Wir wollen um sie schießen und er mag selbst den Gegenwerth bestimmen.«

Der Grieche hatte von den dargereichten Gewehren die Büchse Nicolo's genommen und untersuchte Schloß und Kaliber, während der Eigenthümer ihm die Eigenschaften seiner Waffe pries.

Bei dem Anerbieten des Hauptmanns zuckte ein Gedanke durch seine Seele.

»Ich möchte mein Glück wagen,« sagte er mit absichtlichem Zögern. »Die Pistolen habe ich zum Geschenk erhalten und mag daher ihren Werth in Geld nicht setzen. Aber lassen Sie mich zum Andenken an unsere Begegnung, Signor Capitano, ein beliebiges Stück Ihrer Beute auswählen, das mir gefallen wird, wenn das Glück sich für mich entscheidet. Auch muß ich selbst das Ziel bestimmen können.«

Der Hauptmann sah in der letztern Bedingung wieder nur den Wunsch, sich möglichst gut aus der Affaire zu ziehen. »Es gilt, Signor Straniero, ich nehme den Vorschlag an!«

Der Offizier trat, von Nicolo gefolgt, der ihm noch einige Winke über die Büchse gab, einige Schritte vor, um anzuschlagen.

Indem er das Gewehr hob, hörte er die flüsternde Stimme des Banditen:

»Ich habe Ihre Absicht begriffen, Excellenza. Lassen Sie ihn beim Kreuz von Spoleto schwören, es ist der einzige Eid, den diese Männer halten!«

¹Fremder.

Der Schuß fiel gegen die Felsenwand, ohne daß man wußte, nach welchem Punkte der Schütze gehalten hatte. Sein scharfes Auge versicherte ihn jedoch des Erfolges, und er kehrte sich, Gleichgiltigkeit erheuchelnd, nach der Versammlung der Banditen.

»Das Gewehr scheint mir ziemlich gut,« sagte er unschlüssig, »nur verlangt es ein sehr feines Korn.«

»Nicolò's Büchse ist berühmt,« erwiderte der Hauptmann. »Aber Sie haben die Wette bereits angenommen, Signor, wie diese Alle es bezeugen müssen.«

»Ich bin auch gewohnt, mein Wort zu halten, Capitano,« sagte einfach der Offizier, indem er die Pistolen aus dem Gürtel nahm und auf den Boden legte. »Ich werde mein Glück gegen Sie versuchen und, *bei dem Kreuz von Spoleto!* diese Pistolen sind die Ihrigen, wenn Sie den Sieg davon tragen!«

Einen Augenblick betrachtete ihn der Banditenhüptling mißtrauisch, als er die Betheuerung hörte, aber recht gut wissend, daß die mit Gold eingelegten Pistolen einen bedeutenden Werth hatten, der jedem noch vorhandenen Beutestück der Bande an Uhren und anderen Kleinodien mindestens gleichkam, zögerte er nicht, sein Erbieten spöttisch zu wiederholen. »Bei dem Kreuz von Spoleto, Signor – obschon das Wort Pepe Mamiani's hinreichen sollte, Sie haben freie Wahl unter Allem, was von Beute noch im Lager ist, wenn Sie mir den Rang abgewinnen.«

Ein tiefer Athemzug hob die Brust des ungekannten Offiziers – es war, als wenn mit den Worten des Banditen ihm eine schwere Last abgewälzt sei, und sein Auge blickte von diesem Moment an stolz und sicher.

»Hat einer von Euch, meine Freunde, eine dünne, aber feste Schnur?«

Die Banditen suchten in ihren Taschen, Nicolò aber nahm die Schnur von seinem Nacken, an der er das geweihte Amulet von Loretto trug, öffnete sie und reichte sie dem Griechen mit den Worten: »Möge sie Euch Glück bringen!«

Ein zorniger Blick des Hauptmanns belohnte den Wunsch.

Alle sahen mit großem Interesse dem Vorhaben des Offiziers zu. Er prüfte die Schnur, die von festem, getheertem Hanf war, und ließ sich dann von Nicolò mehrere Büchsenkugeln reichen, von denen er die glatteste wählte. Dann zog er von seinem Finger einen einfachen, aber starken goldenen Reif und probirte die Kugel an seiner Höhlung. Sie füllte dieselbe genau aus.

»Zum Henker!« sagte der Hauptmann ungeduldig, – »was sollen alle diese Schnurrpfeifen, Signor? Wollen Sie etwa mit gefeilten Kugeln schießen? – Wählen Sie das Ziel und lassen Sie uns anfangen.«

»Einen Augenblick Geduld, Signor Capitano. Ich bin eben dabei. Wird die Entfernung jener niedern Kork-Eiche dort genügen?«

»Ich sollte meinen. Sie wird achtzig bis neunzig Schritt entfernt sein, und gewährt einen schönen Schuß.«

Der Grieche band jetzt den Ring an das eine Ende der Schnur fest. »Darf ich Sie bitten, mich zu begleiten?« Er ging Allen voran nach der Kork-Eiche hin und blieb vor einem weit hinaus gestreckten verdorrten Seitenast derselben stehen.

»Hier ist ein Fünf-Lirestück,« sagte er, »für Den, der den Baum besteigt und das zweite Ende der Schnur fest um den Ast wickelt – dort – an dieser Stelle.«

Es wies mit dem Büchsenlauf nach einer Stelle des Astes, die ganz frei von Zweigen und überhängendem Laubwerk war. Einer der Banditen befand sich bereits auf dem Baum und knüpfte die ihm zugereichte Schnur nach der Anweisung des Fremden um den Ast, so daß der Ring etwa fünf Fuß hoch vom Boden frei in der Luft hing.

»Aber was soll dies Alles?«

»Wir wollen versuchen, Signor Capitano, wer von uns Beiden seine Kugel in diesen Ring schießt.«

Ein allgemeines Schweigen des Erstaunens, folgte diesem Vorschlag, Dann schlug der Hauptmann ein lautes Gelächter auf, »Sind Sie toll, Signor Straniero? – Ihr Ring ist auf die Entfernung von achtzig Schritt kaum zu sehen, viel weniger zu treffen!«

»Lassen Sie uns zur Sache kommen, wie Sie selbst sagten,« antwortete der Offizier ruhig, indem er, von der erstaunten Menge gefolgt, nach der Stelle zurückging, von wo er zuvor geschossen.

Der Ring, der, von keinem Luftzug bewegt, an der Schnur hing, erschien von hier aus auf dem weißen Hintergrund der Felsen bloß wie ein Punkt, und nur ein sehr scharfes Auge vermochte seine Öffnung zu erkennen.

»Es ist Tollheit, nach einem solchen Ziel zu schießen,« wiederholte Mamiani. »Wir werden Beide unser Pulver verlieren und die Wette aufgeben, oder ein anderes Ziel wählen müssen.«

»Es kommt darauf an!« bemerkte der Russe, der schweigend dem Auftritt beigewohnt, aber seither den Fremden scharf beobachtet hatte.

»Signor Mamiani,« sagte der Grieche höflich, »Sie haben den Ruf des besten Schützen für sich und den ersten Schuß.«

Der Hauptmann fühlte, daß er, obgleich ihn jetzt bei dem ruhigen und sichern Benehmen seines Gegners die Herausforderung zu reuen begann, unmöglich zurücktreten konnte. Er nahm deshalb die Stelle ein, zielte mit großer Bedächtigkeit und gab dann Feuer.

Man sah, als der Pulverdampf sich verzogen, den Ring hin und her schwanken von dem Luftdruck der Kugel, die demnach dicht bei ihm vorbeigegangen sein mußte.

Ein Bravo der Banditen begrüßte den unstreitig guten Schuß.

Der Grieche hatte ruhig den Erfolg beobachtet, während er zugleich mit äußerster Sorgfalt die Büchse Nicolo's selbst lud und genau das Pulver abmaß.

Dann trat er an die Stelle des Hauptmanns.

Sein Gesicht war bleich, seine Miene aber ruhig und entschlossen. Von allen Gegenwärtigen ahnte der junge Bandit allein, welche Wichtigkeit der Erfolg für ihn hatte.

Eine athemlose Stille herrschte, während der Offizier im Anschlage lag. Das Rohr – die Hand – die ganze Gestalt schien aus Stein gemeißelt, so regungslos blieben eine Minute lang die Muskeln.

Der Feuerstrom schoß aus dem Lauf, der Schuß knallte und der Dampf wirbelte in die Höhe.

Ein Ausruf des Erstaunens, dann ein wildes Hohnlachen brach rings umher aus.

Der Ring war verschwunden, mit ihm die Schnur.

»Die Kugel hat die Schnur zerrissen, es ist ein Fehlschuß so gut wie der meine!« schrie der Hauptmann.

Der Offizier stand, auf die Büchse gelehnt, nach dem Schuß ruhig da, sein männlich schönes Gesicht war von dem Stolz des Erfolges und innerer Freude geröthet.

»Sie irren, Signor Capitano – Sie haben verloren. Sehen Sie selbst nach.«

Zehn Männer waren nach dem Abfeuern der Büchse nach dem Ziel gesprungen. Plötzlich tönte von dort ein lautes Geschrei der Verwunderung.

Der Hauptmann eilte jetzt selbst nach dem Baume, während der Schütze und der russische Offizier langsam folgten.

Jetzt zeigte sich der Erfolg des Schusses.

Die Schnur war in vielen Schlingen fest um den Ast gewickelt, an ihrem Ende den Ring tragend, in dessen Öffnung die Kugel wie hineingekeilt steckte.

Jedermann sah sogleich das natürliche Gesetz der Rotundirung ein, wodurch die Schnellkraft der Kugel bei ihrem Durchgang durch den Ring wegen der Befestigung desselben zu einer Kreisbewegung verwandelt worden, die so lange gedauert, bis die Schnur sich vollständig fest gewickelt.

Der Banditenhüptling sah mit Erstaunen den Ring an, während die Räuber dem Schützen ein *Evviva!* nach dem andern riefen und sich bewundernd um den Baum drängten. Dann sprang er auf den Griechen zu und faßte ihn am Arm. »Sie sind der Teufel in Person, Signor, oder der *Capitain Grimaldi!* Es giebt keinen zweiten solchen Schützen in Italien.«

»Ich bin der Capitain Grimaldi,« sagte gelassen der Offizier und verneigte sich höflich gegen den russischen Agenten. »Verzeihen Sie, mein Oberst, daß ich Sie eine kurze Zeit darüber in Zweifel ließ, persönliche Zwecke jedoch erforderten es. Signor Capitano, ich hoffe, Sie werden mir auch unter meinem wirklichen Namen das Verfolgen dieser Zwecke und einen kurzen Aufenthalt in Ihrem Lager nicht versagen. Ich verpflichte mich mit meinem Ehrenwort, daß, wenn ich es verlassen, Nichts von dem, was ich hier sehe und höre, über meine Lippen kommen wird.«

»Sein Sie willkommen, Herr Kamerad,« schrie Pepe Mamiani entzückt und zudringlich, indem er dem ehemaligen Offizier die Hand schüttelte, ehe dieser es durch seine Zurückhaltung hindern konnte. »Es ist keine Schande, von dem besten Schützen Italiens besiegt zu werden! Werden Sie der Unsere, Capitain, und wir wollen zusammen den Canaillen von Sbirren, Franzosen und Österreichern Etwas zu thun geben, daß man von Venedig bis Reggio davon reden soll!«

»Ich bedaure, Signor,« sagte der Offizier kühl, »daß mein Schicksal mich nöthigt, Italien zu verlassen. Ich hoffe, ich werde Sie nur wenig Stunden noch belästigen und wünsche, daß bei dem Angriff, der Ihnen, wie ich nochmals wiederhole, wahrscheinlich bevorsteht, Sie allen Gefahren glücklich entkommen mögen. Wenn es Ihnen gefällig ist, Oberst Berger, so stehe ich Ihnen, mit Erlaubniß unsers Wirthes zu Diensten.«

»Thun Sie ganz nach Ihrem Gefallen, Kamerad,« murrte der Banditenhüptling ziemlich verletzt. »*Cospetto Diana di Bacco!* Mamiani's Freundschaft und Schutz sollen Keinem aufgedrängt werden, auch wenn seine Vorfahren zu den Krämerfürsten Venedigs zählten und im goldnen Buch einer Republik standen!«

Die stolze Antwort des edlen Grimaldi hätte vielleicht einen Streit hervorgerufen, wenn in diesem Augenblick nicht der Ruf der Wache von der Höhe des Felsenwalls die Ankunft eines Fremden angezeigt hätte. Es war ein Bauer aus der Gegend von Monaco, einer jener Helfershelfer und Spione der Banditen, die durch das ganze Landvolk verbreitet sind und deren Hilfe so oft alle Maßregeln der Regierung unnütz macht. Er trieb zwei mit Weinschläuchen und Fleisch, Früchten und Brod beladene Esel zur Verproviantirung der Bande und brachte

zugleich wichtige Neuigkeiten mit herauf. Die Nachricht von der Niederlage der Abtheilung Pescare's und dem Brande des Thurms war mit jener wunderbaren Schnelle der Gerüchte, die allen materiellen Mitteln der Verbreitung in der That oft zu spotten scheint, im Gebirge bekannt geworden. Er selbst hatte die sechs gefangenen Banditen, an die Steigbügel der Husaren gebunden, auf der Straße nach Monaeo vorüber führen sehen und sich eilig aufgemacht, diese Kunde und die Nachricht von dem Aufbruch der Soldaten auf Schleichwegen nach dem Lager auf dem Vittore zu bringen. Das Befragen des Spions und die Nachrichten, die er gegeben, nahmen alle Aufmerksamkeit des Hauptmanns in Anspruch und wendeten sie von Grimaldi und dem russischen Offizier ab. Noch immer nicht wollte er an eine wirkliche Gefahr für die Bande glauben und verließ sich auf die Heimlichkeit und oft bewährte Sicherheit ihres Schlupfwinkels. Die getroffenen Vorsichtsmaßregeln wurden daher nur dadurch verstärkt, daß die Thiere des Bauern im Lager zurückbehalten wurden und ihm aufgegeben ward, auf verborgenen Pfaden sich wieder zurück und in die Nähe der Militairposten zu schleichen, um weitere Kundschaft zu erforschen.

Der Proviant wurde sogleich vertheilt, und da unterdeß die Mittagszeit herangekommen, loderte wieder ein mächtiges Feuer, um das Mahl zu bereiten.

Oberst Berger und Grimaldi waren die Stufen hinaigestiegen, die zu dem umgebenden Wall des Kraters führten und saßen hier, von einem überhängenden Felsen gegen jede Beobachtung geschützt und vor sich die weite Rundschau über die Thäler und niederen Höhen, wie sie Nicolò, der Bandit, am Morgen in jener Stunde der Verzweiflung genossen. — — —

»Sie sehen, Capitain,« sagte der russische Agent nach einer längern Erörterung, »daß das Terrain überall sorgfältig sondirt und vorbereitet ist. Ich weiß, daß ich zu einem Manne von Ehre spreche und habe Ihnen daher offen die Absichten meines Gebieters enthüllt. Rußlands politische Zukunft, sein Welteinfluß liegen am Bosphorus. Die türkische Wirthschaft kann unmöglich in der fortschreitenden Civilisation Europa's länger geduldet werden — sie ist krank bis in die tiefsten Wurzeln und nur das Messer des Operators kann dieser Krankheit helfen. Seit vier Jahrhunderten ist die griechische Kirche, sind mehr als fünfzehn Millionen griechischer Christen von drei Millionen Türken geknechtet und auf das Abscheulichste tyrannisirt worden. Man wirft Rußland die Strafe der Knute und Sibirien gegen seine Verbrecher vor, und läßt die eigenen Glaubensgenossen durch den Türken pfählen und martern! — Unser Herr, der Czaar, ist entschlossen, dem ein Ende zu machen. Die religiösen Bedrückungen können in jedem Augenblick nach dem Traktat von Ungihar-Skelessi die Gelegenheit zum Abbruch der diplomatischen Verbindungen und zum Einrücken unserer Armee geben. In demselben Augenblick, wo das geschieht, oder besser noch vorher muß ein Aufstand der Christen in den griechisch-türkischen Provinzen, in Albanien, Epirus, Thessalien, Macedonien und selbst in Bulgarien ausbrechen — die ganze griechische Christenheit muß energisch Befreiung von dem türkischen Joch fordern. Das giebt dem Czaaren, als dem natürlichen Schutzherrn der griechischen Kirche, Veranlassung, diese Forderung vor den Mächten Europa's zu vertreten und die Wiederherstellung des alten byzantinischen Kaiserthums vorzuschlagen.«

»Und wer soll dessen Herrscher werden?«

»Natürlich vorerst König Otto. Die Königin ist eine energische Frau und mit dem Plan vollkommen einverstanden. Durch europäische Akte wird — da König Otto keine Leibeserben hat — Seine Kaiserliche Hoheit der Großfürst Constantin zum Erben des Thrones bestimmt werden.«

»Aber die Mächte Europa's – werden sie in diese Vergrößerung der Macht Rußlands willigen?«

»Das ist die Sache unsrer Diplomatie. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir uns mit England leicht darüber verständigen werden. England bedarf des Überlandweges nach Indien, und die Abtretung von Kandia, Cypren und Suez wird ihm unendliche Vortheile bieten und zu seinen Stationen in Gibraltar, Malta und Korfu die letzten und wichtigsten fügen.«

Der Grieche zuckte, wie von einem Wespenstich berührt, bei dem selbstsüchtigen Vorschlag des Russen zusammen. »Aber die ionischen Inseln, denen schon jetzt der englische Druck unerträglich und deren Namen eines freien Staates ein Hohn ist – Kandia, Cypren, die unter dem türkischen Joch verbluten, – sie gehören so gut zu dem einigen Griechenland, wie Athen und Euböa und ihr ganzes Hoffen ist auf die politische Vereinigung mit ihm gesetzt!?«

»Es wird sich schwerlich anders machen lassen!« sagte gleichgiltig der Russe; »der Pariser Tractat vom 5. November 1815, durch welchen wir das Protectorat über die sieben Inseln an England abtraten, war ein Meisterstreich Castlereaghs und allerdings ein großer Fehler von uns, aber er läßt sich gegenwärtig nicht ungeschehen machen und wir müssen England bedeutende Vortheile gewähren, um uns seine Zustimmung und Allianz in dieser Sache zu sichern. Das Interesse Österreichs wird sich leicht durch eine Abtretung an der Donau beruhigen lassen.«

»Aber Frankreich, Herr Oberst?«

»Frankreich kann Tunis und Algerien nehmen, wir verwehren es ihm nicht. Ohnehin ist es sehr zweifelhaft, was aus der gegenwärtigen französischen Republik und ihrem Präsidenten werden wird. Sind die englischen Interessen mit den unseren verbunden, so brauchen wir nach Frankreich nicht weiter zu fragen!«

Capitain Grimaldi war seit der Entwicklung der selbstsüchtigen russischen Politik, welche sein eigenes Vaterland Jonien der Unterdrückung preisgab, nachdenkend und zurückhaltender geworden. Und welche Rolle, Herr Oberst, bestimmen Sie demnach mir in der großen politischen Agitation zu Gunsten Rußlands?«

Der Agent sah ihn stutzend von der Seite an; indeß er fühlte, daß er unvorsichtig zu weit gegangen, um mit seinem Vertrauen zurückhalten zu können und war überdies der Überzeugung, daß dem griechischen Offizier keine anderen Aussichten blieben, als die unbedingte Hingebung an die russischen Pläne. »Ich habe Ihnen bereits gesagt, Capitain, daß ich in Montenegro bleiben werde, um die Bewegungen und die Rolle der tapferen uns gänzlich ergebenden Bergvölker zu leiten und nöthigenfalls Omer Pascha einen Riegel vorzuschieben, wenn er die bereits aufgestandenen wackeren Bosniaken zu stark bedrängen sollte. Ihr Name, Ihre Familie sind in Griechenland und bei den albanesischen Stämmen gekannt und geachtet. Ich weiß, daß Sie zur Hetärie gehören. Sie werden, mit reichen Mitteln versehen, das griechische Festland und den Archipel bereisen, die Verbindungen der Hetärie überall erneuern und organisiren und die verschiedenen Gegenden für den Aufstand vorbereiten. Wir haben in der griechischen Armee zwar ganz ergebene Männer, die nur darauf warten, das blauweiße Banner gegen den Halbmond zu entfalten – Grivas, Tzavellas, – die Caraiskakis, – indeß werden alle diese am Hofe von Athen scharf durch den englischen und französischen Einfluß beobachtet. Den letztern vertritt namentlich Kalergis und wir dürfen selbst das Kabinet von St. James nicht eher mit den Absichten und Hilfsmitteln vertraut machen, als bis die Bombe

zu springen bereit ist. Seine Majestät der Czaar Nicolaus sichert Ihnen den Rang eines Obersten in der russischen Armee und ich werde für die Zeit der Agitation jede Summe zu Ihrer Verfügung stellen. Dies Portefeuille, das die Gastfreundschaft unsers höchst ehrenwerthen Wirthes, wenn er darum wüßte, wahrscheinlich stark in Versuchung führen würde, enthält zwanzigtausend Rubel in englischen Banknoten und mag für die Kosten Ihrer Ausrüstung dienen.«

Grimaldi wies mit einer höflichen Bewegung das reiche Werbegeld zurück. »Wir werden später uns darüber verständigen, mein Herr,« sagte er, »wenn ich erst selbst mit mir über die Aufgabe einig bin, die Sie mir anbieten. Sie werden es billig und verständig finden, wenn ich um eine kurze Bedenkzeit bitte, bevor ich meinen Entschluß ausspreche. Überdies habe ich erst eine persönliche Aufgabe hier zu lösen, deren Ausgang leicht alle unsere Verabredungen über den Haufen werfen könnte. Es ist sehr freundlich von Ihnen gewesen, um meiner Person willen sich in diese Gebirge und diese Gesellschaft zu wagen, aber ich wünschte wirklich, Sie glücklich wieder auf der Feluke Danilos' oder wenigstens an der Küste zu wissen und ehe wir nicht Beide frei sind, kann ich Ihnen keine Antwort geben.«

»Sie hegen Besorgniß wegen dieses Schurken von Banditen, der sich Oberst der römischen Republik schelten läßt?« lachte der Russe. »Er wird es nicht wagen, uns ein Haar zu krümmen, denn er weiß, daß er sich im Römischen nicht halten kann und daß ich ihn jeden Augenblick im Neapolitanischen hängen lassen könnte, wenn es mir beliebt.«

»Sie kennen die verzweifelte Leidenschaftlichkeit dieser Männer nicht, mein Herr, die Nichts fürchtet in ihren Ausbrüchen. Überdies habe ich mit Pepe Mamiani mein eigenes Geschäft und muß den Tiger reizen in seinem eigenen Lager.«

»Ich glaubte so Etwas zu bemerken! – Was auch Ihre Absicht sein mag, Capitain, es kann immer nur eine Handlung der Ehre sein gegenüber diesem Schurken; bitte, zählen Sie auf mich. Doch sehen Sie – wir müssen die Fortsetzung unserer Unterredung auf eine andere Gelegenheit verschieben, denn dort unten winkt Mamiani, daß die Mahlzeit bereit ist, und ich muß gestehen, die frische Bergluft macht Appetit.«

Der Grieche hielt ihn noch einen Augenblick zurück, ehe sie hinunterstiegen. »Sagen Sie mir, Oberst Berger – warum verbindet sich Rußland nicht lieber mit Frankreich zu der großen Aufgabe, die der Kaiser sich gestellt? Eine solche Allianz würde uns Griechen weit natürlicher und lieber sein und wäre jener englischen Einmischung gewachsen.«

»Viele meiner Landsleute sind derselben Meinung,« sagte vertraulich der Russe, – »aber der Kaiser hat einmal eine Vorliebe für England und haßt Alles, was Napoleon heißt. So lange Kaiser Nicolaus lebt, ist an eine Gemeinsamkeit der russischen und französischen Interessen nicht zu denken.«

»So denken Sie an mich und an meine Prophezeihung. England ist falsch bis in sein innerstes Herz und wird das Vertrauen des Kaisers, Ihres Herrn, seinen eigenen Interessen opfern. Seine Eifersucht, die Alles unterjocht auf dem Erdball, wird nie die Vergrößerung Rußlands dulden – denn Rußland ist sein gefährlicher Feind in Asien! Nie wird England ohne Kampf zugeben, daß Rußland sich am Bosphorus festsetzt und es sollte sich mit Frankreich zu diesem Kampfe verbinden! Glauben Sie, Ihr Czaar rechnet falsch und das griechische Blut wird vergebens fließen, wenn man auf englische Hilfe baut!«

Der Russe erwiderte Nichts, denn viele Russen dachten dasselbe, was hier Grimaldi offen aussprach, und nur die Selbsttäuschung des Kaisers und die deutsch-russische Partei am

Hofe vertrauten blindlings dem englischen Kabinet. Er ging dem Capitain voran die Stufen hinunter zu dem Platz am Feuer, wo die Anstalten zur Mahlzeit getroffen waren.

Mamiani schien den frühern drohenden Zwiespalt vergessen und ein tüchtiges Gelag im Sinn zu haben, denn einer der Weinschläuche war geöffnet und Krüge und Becher standen umher. Die Vorrichtungen der Küche waren ziemlich einfach, der große gebratene Hammelrücken neben Brot und Früchten auf einem Brett servirt, und Jeder bediente sich seines Dolchmessers bei der Zerstückelung. Die Becher kreisten lebhaft und der Hauptmann verhandelte mit dem russischen Offizier die Vorgänge in Rom, die französische Herrschaft und den Weg, den sie nehmen wollten, um den Militairposten zu entgehen, woran Alle gleiches Interesse hatten. Der Hauptmann hatte neue Kundschafter ausgesandt und beschlossen, nach deren Auskunft während der Nacht den Vittore zu verlassen und sich nach der adriatischen Küste zurückzuziehen.

Es fiel Oberst Berger auf, daß Capitain Grimaldi unter dem Vorwande eines Unwohlseins ablehnte, an dem Mahl Theil zu nehmen und sich mit einem Becher Wein begnügte, den Nicolo ihm reichte. Sein Wesen war trotz des Bestrebens, ruhig zu scheinen, aufgereggt und er beobachtete einen Blick, den der Grieche mit dem jungen Banditen tauschte und der nach einer entfernten durch eine hölzerne Thür geschlossenen Felsspalte zeigte, vor welcher ein Mann Wache stand.

Der Räuberchef war lärmend und brutal wie gewöhnlich und kümmerte sich wenig um die Stimmung seiner Gäste. Plötzlich schien er sich auf Etwas zu besinnen, denn er forderte reines Geschirr, legte Fleisch und Früchte in die Schüssel und schenkte einen silbernen Becher voll Wein.«

»Nicolo Zaccha,« sagte er zu diesem – »Du scheinst so wenig Appetit zu haben, wie der Signor Capitano hier. Also nimm die Schüssel und den Wein, löse Deinen Kameraden an meiner Hochzeitskammer ab und bringe der stolzen Signora mit dem kalten Auge ihr Mahl und sage ihr, daß Pepe Mamiani seine Siesta bei ihr halten will und seine Geduld jetzt zu Ende ist. Du hast die beste Gelegenheit dabei,« fügte er roh hinzu, »der Dame Deine Entschuldigung zu machen, daß Du sie ihrer Camariera beraubt hast.«

Der Bandit erhob sich aus dem Kreis seiner Kameraden mit einem finstern Blick auf den Hauptmann, der zugleich bedeutsam nach dem Griechen hinüberschweifte und nahm die Schüssel und den Becher. Grimaldi aber stieß wie zufällig an seinen Arm, daß er den Wein verschüttete.

»Verzeihung meiner Ungeschicklichkeit, Signor Capitano,« sagte er, indem er rasch den Becher ergriff und selbst aus dem Schlauch wieder füllte, indem er dabei den Ring, der kurz vorher die Entscheidung des Spiels herbeigeführt hatte, auf den Boden des Bechers gleiten ließ. »Möge der frische Wein der Person Muth und Glück bringen, die ihn trinkt!«

Er reichte den Becher wieder dem Banditen, der ihn forttrug, und setzte sich zu den Anderen. Mamiani erzählte von der Vertheidigung Roms gegen die Franzosen unter Garribaldi und seinem eigenen tapfern Bruder, dem Volkstribun. Der Gegenstand des Gesprächs riß ihn hin und der Grieche bemühte sich, ihn durch immer neue Erinnerungen an den Gegenstand zu fesseln, so daß bereits die Stunde der gewöhnlichen Siesta fast vorüber war und bis auf den Russen und den Capitain alle Anderen, im Vertrauen auf die Wachsamkeit der ausgestellten Posten, sich in den Schatten der Felsen zur Ruhe hingestreckt hatten und im Schlaf lagen, – als Mamiani plötzlich aufsprang.

»*Fermate, Signori!*« rief er, »das Plaudern hat uns fast um die Siesta gebracht und mich Alles vergessen lassen! Suchen Sie sich einen schattigen Fleck aus und lassen Sie sich nicht stören, wenn Sie ein kleines Weibergekreisch hören sollten. Der Oberst ist überdies bereits daran gewöhnt.«

Der Grieche hatte sich halb erhoben. Sein Auge funkelte drohend, ohne daß jedoch der Räuber auf ihn achtete.

»Wohin wollen Sie, Signor Capitano?«

»Sie haben Ihre Geschäfte und ich die meinen, Signori! also leben Sie wohl und ruhen Sie im Voraus für unsern Nachtmarsch.«

Sein Gesicht war geröthet von Wein und Aufregung, als er, ohne weiter auf die beiden Offiziere zu achten, davonging und seinen Weg nach der Stelle nahm, wo Nicolo, an einen Stein gelehnt, quer vor dem Eingang des Felsengemachs lag.

»Schlafe nicht,« sagte er, indem er ihn mit dem Fuß anstieß, »und Sorge dafür, daß ich nicht gestört werde, was auch geschehen mag!«

Dann öffnete er die Holzthür, wodurch der Raum abgesperrt war und verschwand.

Capitain Grimaldi stand aufrecht; seine Hand, lag an dem Kolben der Pistolen, während sein Auge dem Banditen folgte.

»*Ktschortu!* Wo wollen Sie hin, Freund? Was kümmert uns das Treiben des Schurken!«

»Ein Wesen schützen,« sagte der Grieche heftig, »das mir tausendmal theurer ist, als das eigene Leben. Wenn Sie ein Mann von Ehre sind, so folgen Sie mir.«

FOR EVER!

Der Raum, zu dem die hölzerne Pforte führte, vor der Nicolo der Reihe nach Wache hielt, und der die Form eines runden Gemaches hatte, wurde durch eine oben offene Felsenhöh- lung gebildet und hatte nur den einen Aus- und Eingang, so daß durch die hohen senkrechten Felsenwände jede Möglichkeit der Flucht versperrt war. Der Ort mußte gewöhnlich den Räu- bern zur Aufbewahrung ihrer Beute und ihrer Vorräthe dienen, jetzt aber hatte ihn Mamiani zum Aufenhalt seiner schönen Gefangenen bestimmt. Aus Laub und Kleidungsstücken war in einem Winkel des Gemaches ein Lager bereitet worden; ein roh aus Baumstämmen gezim- merter Tisch und Sessel dienten zum Gebrauch der Bewohnerin.

An dem Tisch saß, das schöne Haupt sorgenschwer in die Hand gestützt, Lady *Adelaide*. Becher und Schüssel waren zur Seite geschoben, von letzterer hatte sie nur etwas Brot und Früchte genossen, den Wein unberührt stehen lassen. Hellbraunes Haar umgab in langen Locken das blasse ernste Gesicht, dessen eigenthümlich geformte majestätische Stirn an das melancholische Bild Karls I., des königlichen Märtyrers, erinnerte. Die Züge mit den klas- sisch reinen Linien der Nase, des Mundes und schöngeformten Kinns trugen jenen Stempel aristokratischer Kälte und Eleganz, der die vornehmen Frauen der normannischen Familien Englands auszuzeichnen pflegt. Nur in dem klaren, ruhigen blauen Auge zeigte sich ein See- lenleben von geregelten hohen Empfindungen neben bewußter Würde; Festigkeit des Cha- rakters, eine Entschlossenheit, – die einst das Schicksal auf furchtbare Weise erproben sollte! – lag um den schmalen feingeschnittenen Mund. Ihre Gestalt war hoch und schlank, ohne daß es ihr an einer feinen Rundung der einzelnen Formen fehlte.

Über das schöne blasse Gesicht lag jetzt eine düstere Schwermuth gebreitet, und die großen von langen Wimpern beschatteten Augen, jetzt geröthet von der Aufregung der Angst und der

Anstrengung des nächtlichen Wachens, hoben sich zuweilen vom Boden und wandten sich mit einem Ausdruck des Flehens und des Vertrauens hinauf nach dem blauen Himmel, der die majestätische Decke ihres Kerkers bildete.

Bald stand sie wieder auf und durchmaß das enge Felsengemach wie mit einem Entschluß kämpfend. Ihre Augen durchrirrten wiederholt den kleinen Raum, als suchten sie ein Mittel der Flucht oder einen Gegenstand, der ihr Schutz gewahren könne gegen den angedrohten Besuch des Banditenhäuptlings. Aber dieser hatte sorgfältig jede Waffe und jedes einer solchen ähnliche Geräth aus dem Gefängniß seiner schönen Gefangenen entfernt. Plötzlich – sie stand an der entgegengesetzten Wand – fielen ihre Augen auf den verschmähten Wein, und durch jene optische Täuschung, die in einer gewissen Entfernung und bei einem gewissen Licht einen Gegenstand am Boden eines Gefäßes auf der Oberfläche der Flüssigkeit erscheinen läßt, die dieses füllt, – sah sie einen glänzenden Schimmer darin leuchten. Sie trat, aufmerksam geworden, hinzu und schüttete den Wein auf den Boden aus – der Ring Grimaldi's fiel in ihre Hand.

Das blasse Gesicht wurde noch bleicher, dann überschoß es eine hohe Röthe der Erregung und Freude, als sie den Reif vor die Augen hielt, die mit Staunen und Zärtlichkeit an dem Kleinod üngen, gleich als ob sie ihrem Zeugniß noch nicht traue und als erwecke der Ring süße, längst entschwundene Erinnerungen in ihrem Herzen.

»Es ist *mein* Ring und er – er sendet mir ihn,« sagte sie endlich leise mit tief bewegter Stimme vor sich hin, indem sie den goldenen, nur mit einer dunklen Perle gezierten Reif unwillkürlich an ihre Brust drückte. »Gewiß – er sendet mir ihn, denn ich weiß, selbst im Tode hätte er sich nicht von ihm getrennt! Fünf lange Jahre war er mir todt und verloren und nur in meinem innersten Herzen lebte sein Bild und sein Gedächtniß und das Glück, daß ich ihn retten durfte aus den Kerkern der Citadelle Korfu's und warnen vor der drohenden Gefahr! Und jetzt – in meiner größten Noth ist er mir nah und sendet mir ein Zeichen! Das ist Gottes Stimme, daß ich dieser Schmach nicht erliegen soll. – Aber wie kommt er hierher, wie hat er Kenntniß von meinem Hiersein, meiner Gefahr?«

Tausend Gedanken durchkreuzten ihren Kopf, um das Räthsel zu lösen. Ihr Herz schlug ruhiger, der ewigen Vorsehung vertrauender. – Da störte sie ein leichtes Geräusch – die Thür in ihrem Rücken hatte sich geöffnet, – sie wandte sich – und vor ihr stand Pepe Mamiani, der gefürchtete Banditenhäuptling, mit erhitztem Gesicht, mit lüsternen leidenschaftlichen Blicken seine schöne Beute betrachtend.

Mit einem leichten Schrei des Schreckens sank Lady Adelaide auf den Holzstuhl und verbarg das Gesicht. Ihr Herz hatte einen willkommenen Gast erwartet.

»Madonna,« sagte der Bandit und trat frech auf sie zu, »es ist Zeit, daß wir wissen, woran wir Beide mit einander sind und daß Ihre Sprödigkeit aufhört. Pepe Mamiani hat Sie nicht aus der Villa Sorrenti geholt, um lange den schmachthenden Liebhaber zu spielen. Ich bin in Dich vernarrt, Täubchen, und Du sollst eine Banditenbraut werden, noch ehe wir heute Nacht den Monte Vittore verlassen.«

Er wollte die Dame umarmen, doch entrüstet stieß sie ihn von sich.

»Verächtlicher Bösewicht,« rief das Mädchen und ihre Augen flammten im Stolz der Tugend und ihres edlen Geschlechts – »eher wollte ich mein Haupt an diesem Felsen zerschmettern, als Deine unsaubere Berührung dulden. Um was kann es einem Manne wie Du zu thun sein,

als um Geld? Meine Freunde in Rom werden Dir das geforderte Lösegeld zahlen und jeden Augenblick kann der Bote zurückkehren, den Du dahin gesandt.«

Der Bandit lachte hämisch auf. »Schöne Donna, mit dem Lösegeld ist es Nichts. Ich habe Sie getäuscht, wenn Sie es noch nicht gemerkt haben sollten, kein Bote ist abgegangen und daher auch nichts zu erwarten. Später läßt sich vielleicht von dem Vorschlag eines guten Lösegeldes reden, jetzt aber hat Sie Pepe Mamiani für sein Vergnügen geholt und der Teufel soll mich zerreißen, wenn ich es nicht haben will!«

Er ging wieder auf sie los und suchte sie zu fassen, aber sie entwich ihm gewandt. »*Cospetto Diana di Bacco!* mach' keine Umstände, Täubchen,« rief er wild. »Wenn Dir's auf Pfaffensegen ankommt, verspreche ich Dir auf meinen Dolch, sobald wir in Sicherheit sind, einen Mönch holen zu lassen. Ich weiß ein schönes Häuschen im Aquiler Gebirge, da wollen wir die Flitterwochen zubringen und einstweilen den Eifer der Sbirren etwas verdampfen lassen. Und nun laß uns zusammen die Siesta halten – kein Heiliger des Kalenders, und wenn der heilige Vater selbst sie anriefe, kann Dir davon helfen.«

Die Lady war an der Felsenwand niedergesunken und hatte ihre Hände flehend zum Himmel erhoben. Verzweifelt irrte ihr Auge umher, die durch den Ring versprochene Hilfe zu suchen. Schon war der Bandit an ihr und umfaßte sie mit roher Gewalt. Mit dem Ruf: »Barmherziger Himmel!« rang sie mit ihm, aber des Banditen riesige Kräfte brachen leicht ihren Widerstand. Da fühlte ihre Hand in seinem Gürtel den Griff einer Pistole. Sie entriß sie ihm, und glücklich aus seinen Armen schlüpfend flüchtete sie an die andere Seite der Felsen und streckte ihm drohend die Waffe entgegen. »Bösewicht!« rief sie, »Gott hat Dich in meine Macht gegeben. Hoffe nicht, daß ich von dieser Waffe keinen Gebrauch zu machen weiß, weil ich ein Weib bin! Ihr Ziel wird es Dir zeigen. Flieh', oder Du fällst von der Hand eines Weibes!« Mit der gespannten Pistole trieb sie den knirschenden Banditen durch den Raum nach dem Eingang zurück – da ließ eine von Außen tönende Stimme, deren bekannten Klang fünf Jahre der Trennung in ihrem Herzen nicht zu verwischen vermocht – sie einen Augenblick die Vorsicht vergessen, die Waffe senkte sich unwillkürlich, und im Nu sprang der Bandit auf sie los und hatte ihr die Pistole entwunden und in die Ecke geschleudert. Mit dem Ruf »Markos! Zu Hilfe!« wandte sie sich auf's Neue in den Armen des Bösewichts.

Aber die Hilfe war nahe! – Eine kräftige Hand riß den Banditen zurück und stieß ihn nach der Felswand. Die Lady schaute empor, – wie ein flammender Cherub in seinem göttlichen Zorn stand der Capitain Grimaldi zwischen ihr und dem Banditen.

Der Hauptmann ermannte sich; er knirschte vor Wuth, als er emporsprang. »Verwegener!« schrie er mit heiserer Stimme, »wie kannst Du es wagen, hier einzudringen? fort im Augenblick oder fürchte Pepe Mamiani!«

»Ich Dich fürchten, Bandit!« sagte der Grieche verächtlich. »Eher müßten die Sterne von ihrer Bahn weichen. – Diese Dame ist mir bekannt und steht unter meinem Schutz. Wage es nicht, sie zu beleidigen.« Er stellte sich schützend vor die Lady.

»Verräther!« schäumte der Bandit, »Spion! Du sollst Deiner Strafe nicht entgehen!« und mit der Schnelligkeit eines Tigers sprang er nach dem Ort zurück, wohin er das Pistol geschleudert, raffte es auf und schlug es auf den Gegner an. »Im Augenblick laß das Weib!«

»Niemals!«

»So stirb *cenrinegato!*«¹ Der Schuß krachte, aber der Arm des Wüthenden war zu gleicher Zeit von zwei Händen zur Seite geschlagen worden und die Kugel plattete sich unschädlich an der Felswand ab.

Oberst Berger und Danilos Petrowitsch, der vor wenig Augenblicken erst das Lager betreten, waren zusammen herbeigesprungen, hatten den Schuß von dem Griechen abgewendet und rangen jetzt dem Wüthenden das Pistol aus der Hand.

»Bei der Panagia,« drohte der Uskoke, – »seid Ihr toll geworden, Pepe Mamiani, daß Ihr auf einen Mann zu schießen wagt, der besser ist als hundert Euresgleichen? Wagt ihm ein Haar zu krümmen, und ich schlage Euch den Schädel ein!«

Durch den Schuß und den Lärmen geweckt und herbeigerufen, drängten sich die Banditen am Eingang der Felsengrotte.

Der Trotz Mamiani's wuchs beim Anblick seiner Leute. »Ist das der Dank für die Gastfreundschaft, mit der ich die fremde Brut aufgenommen, daß sie mein Ansehn verhöhnt auf meinem eigenen Gebiet? Herbei ihr Leute, entwaffnet das Gezücht und macht sie unschädlich!«

Es wäre sicher zu einem Kampf gekommen, denn Danilos mit seinem Matrosen, der sich durch die Menge drängte und Oberst Berger griffen nach ihren Waffen, während mehrere der Banditen vorsprangen und Miene machten, sich auf sie zu stürzen, andere aber und darunter Nicolo und der alte Luigi sich zurückhielten, – als Capitain Grimaldi, der furchtlos der Wuth des Häuptlings getrotzt, dazwischen trat. Seine hohe Gestalt richtete sich gebietend auf, und sein befehlendes Auge, unterstützt durch die Erinnerung an seine vorhergegangene Geschicklichkeit und seinen großen militairischen Ruf, verfehlten ihre Wirkung nicht auf die wilden Söhne des Gebirges. »Zurück Männer,« sagte er mit der Gewohnheit des Befehls, »ich habe einige Worte mit Eurem Hauptmann zu reden.«

Dann wandte er sich zu diesem, der noch immer in drohender Haltung vor ihm stand. »Sie sagten mit Unrecht, Capitano, daß ich Ihre Gastfreundschaft verrathen! Erinnern Sie sich wohl, daß zwischen uns weder Salz noch Brot genommen worden ist und daß ich Ihnen mit gleichem Recht gegenüber stehe. Ich kam freiwillig hierher, mit diesem Herrn hier zu verhandeln und zu einem zweiten Zweck, wie ich Ihnen sagte. Er bestand darin, diese Dame, die Sie schändlich geraubt und der ich hoch verpflichtet bin, gegen Sie zu schützen, bis sie ihrem natürlichen Beschützer zurückgegeben werden kann.«

»Bei meinem Bart, das soll niemals geschehen!« schrie der Hauptmann.

»Eine höhere Macht als die Ihre ist mit uns – die Gottes. Sie gab Ihnen selbst den Gedanken ein, gegen mich Ihr Glück zu versuchen. Beim Kreuz von Spoleto gelobten Sie, daß ich das Recht habe, jeden beliebigen Theil Ihrer Beute zu fordern! – Wohlan denn – die Beute, die ich wähle, ist diese Dame! Wagen Sie es, mir mein Recht zu weigern?«

Einen Augenblick zauderte, verduzt über die unerwartete Wendung, der Bandit. Dann riß er sein Stilet aus dem Gürtel und mit dem Ruf: »Pepe hält seinen Eid, Du sollst sie haben, aber nicht lebendig!« stürzte er auf die zitternde Lady zu und führte einen Stoß nach ihrem Herzen. Aber schneller noch als die Wuth und Eifersucht war das Auge und die Hand der Liebe und der tapfere Capitain schleuderte ihn zurück auf den Haufen der Banditen.

In seinen Händen blitzten die Pistolen. »Feiger Schurke,« sagte er streng, – »nicht an Weibern, sondern an Männern übe Deine Wuth! Komm an, wenn Du Muth hast! Und Ihr Männer, die Ihr manche auf den Wällen Roms im ehrlichen Kampfe gestanden, werdet Ihr es dulden,

¹Renegatenhund.

daß dieser Meuchelmörder Eure und seine Ehre schändet, indem er den Eid bricht, der Jedem von Euch heilig!«

»Der Signor Straniero hat Recht und das Weib gehört ihm, wenn er sie fordert! Sie gehört zur Beute und er hat sie ehrlich erworben!« Die Stimmen schrien wild durch einander und selbst der wüste verkommene deutsche Maler, der willige Diener des wilden Banditenhäuptlings bei allen seinen Missethaten, wagte nicht, seine Sache zu vertreten.

»Das Wort des Hauptmanns muß gelöst werden,« erklärte der Älteste der Räuber. »Wir wollen mit unserm Leben Dich gegen jeden Verrath und jede Gefahr schützen nach unserm Eid, Hauptmann – aber Keiner soll sagen, daß wir beim Kreuz von Spoleto wortbrüchig geworden! Laß sie schwören, Hauptmann, daß sie Nichts von unseren Geheimnissen verrathen wollen, und dann schicke die Fremden und das Weib fort, ihre Anwesenheit hetzt uns nur die Soldaten auf den Hals, statt uns ein tüchtiges Lösegeld einzubringen.«

Die Meinung des Veteranen fand die allgemeine Zustimmung der Bande und Pepe Mamiani, auf diese Weise zwischen zwei Gegnern, sah ein, daß er jetzt nachgeben müsse, um seine Autorität nicht auf's Spiel zu setzen.

»So nehmt die Dirne,« sagte er barsch, »und der Teufel gesege es Euch. Ich löse mein Wort, obschon es mir durch Trug abgelistet. Aber fort mit Euch – zwei Stunden geb' ich Euch Zeit, dann wird Pepe Mamiani mit seinen Raben des Gebirges hinter Euch sein, allen Soldaten und Sbirren zum Trotz, und wehe Euch, wenn er Euch erreicht!«

Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ er das Felsengemach und befahl seinen Leuten, ihm zu folgen und ihren eigenen Aufbruch vorzubereiten. Der Capitain mit seinen Freunden hatte genug von dem wilden und veränderlichen Charakter des Banditen gesehen, um nicht zu wissen, daß ihre Rettung davon abhing, so bald als möglich den Berg zu verlassen, ehe Pepe und seine Leute einen andern Entschluß fassen möchten, und so trafen sie rasch ihre Maßregel: Der alte Luigi führte ihnen einen der Esel des Bauern zu, wofür der Oberst Berger ihn reichlich beschenkte, und rasch war ein Kissen herbeigeschafft und eine Art Damensattel für die Lady improvisirt.

In finstern Schweigen, auf ihre Büchsen gelehnt, zum Kampf und zur Flucht bereit, standen die Banditen umher und schauten dem Aufbruch der kleinen Gesellschaft zu. Capitain Grimaldi hatte den Zügel des Thieres in der Hand, während die beiden Seiten desselben der russische Offizier und der albanesische Matrose deckten, als Danilos Petrowitsch zu dem Häuptling trat, der wenige Schritte zur Seite mit Grimm und Hohn die Anstalten der vier kühnen Männer betrachtete. »Laß uns in Frieden scheiden, Pepe Mamiani,« sagte der Usko-ke, »und höre eine Warnung. Ich verlasse ungern die Junaks in der Stunde der Gefahr, aber Markos Grimaldi ist mein Milchbruder und dem Krieger des schwarzen Czaaren habe ich mein Wort verpfändet. Rufe Deine Tapfern und begleite uns, denn jede Stunde, die Ihr länger hier verweilt, mehrt die Gefahr für Eich. Daß Antonio Pescare von den Soldaten erschlagen worden ist, weißt Du bereits, wie ich von Luigi höre. Aber der Teufel ist los in den Thälern. Soldaten haben sich an zehn Punkten versammelt und wollen den Monte Vittore einschließen. Ich wäre schon heute Morgen hier gewesen, wenn ich nicht genaue Kundschaft hätte einziehen wollen und dabei selbst von ihnen gejagt worden wäre. Noch ist der Weg durch die Schluchten des Monte della Sybilla frei – Euch uns an, und wenn es zum Kampf kommt, wollen Bord an Bord stehen, wie es den Tapfern ziemt.«

»Halt den Verräther, Oheim Pepe,« schrie plötzlich eine jugendliche Stimme und der Knabe Peppino sprang in den Kreis, gefolgt von dem Bauern, der am Morgen Kundschaft gebracht und zwei der Banditen, die den Posten am Fuß des Berges inne gehabt. »Nieder mit dem albanesischen Schelm, der uns Alle verrathen und meinen Vater gemordet hat. Ich war dabei, als die Offiziere der Welschen davon sprachen und hätte Euch längst Nachricht gebracht, wenn er mich nicht mit diesem Strick geknebelt und in das Gebüsch geworfen hätte!«

Der Albanese war bei dem Anblick des Knaben, wie von einer Natter gestochen, zurückgefahren, aber ehe er noch seine Waffen gebrauchen konnte, selbst wenn er das Willens gewesen, hatten sich die beiden mit dem Knaben gekommenen Banditen, die von dem Verrath durch diesen unterrichtet waren, auf ihn geworfen und ihn entwaffnet. Dem Matrosen und Grimaldi, die zu seinem Beistand eilten, ging es ebenso, indem auf den Wink des Hauptmanns die meisten andern Banditen über sie herfielen, und nur der Russe mit seiner kalten gleichgiltigen Haltung blieb unangetastet und der einzige übrige Schutz der Lady, die mit aller Kraft ihres starken Gemüthes gegen die neuen Schrecken kämpfte, um nicht die Beute einer Ohnmacht zu werden.

Der Hauptmann blickte mit grimmiger Freude auf die drei Gefangenen, deren Hände man auf den Rücken geschnürt. »Mir ahnte,« sagte er giftig, »daß unsere Rechnung noch nicht abgeschlossen sei, Signor Grimaldi! – Die Verräther sollen ihren Lohn haben, und wenn im nächsten Augenblick die welschen Schergen hier zur Stelle sein sollten. Bildet einen Kreis, Männer, und Sie, schöne Signora, machen Sie sich bereit, Ihren Weg in anderer Gesellschaft anzutreten.«

»Die Dame steht unter meinem Schutz, Oberst Mamiani, sagte der Russe, »und ich werde jede Beleidigung als mir angethan ansehen.«

»Das wird sich finden, Signor,« murkte der Bandit. »Einstweilen habe ich es mit Diesen da zu thun. Tritt her, Peppino, und sage, was Du weißt.«

Capitain Grimaldi stand auch in seinen Banden mit ungebeugter Haltung und begegnete mit Verachtung dem boshafte Triumph seines Rivalen. Nur wenn sein Auge hinüberschweifte zu der Dame, die er bereits so glücklich gerettet glaubte, trübte tiefer Schnurz und bange Besorgniß sein edles Gesicht, Nicht so sein Michbruder, der sonst so kühne, jeder Gefahr trotzen Uskoke.

Er stand gebeugt und finster. Das Gewissen des einfachen Natursohnes machte ihm Vorwürfe, daß er nach den Grundsätzen seiner Nation allerdings einen Verrath an der Gastfreundschaft, und sei es auch der eines Räubers und Verbrechers, begangen, indem er seinen Feinden gedient, und nur der Gedanke an die noch heiligere Pflicht gegen den Milch- und Blutbruder hielt seinen Muth aufrecht.

Unterdessen hatte Peppino erzählt, daß der Uskoke von seinem Vater nach dem Thurm gesandt worden, den unglücklichen Ausgang des Gefechts und das, was er von der Unterredung des Vicars und des österreichischen Offiziers über den bevorstehenden Angriff des Militairs erlauscht hatte. Auf dem Wege nach dem Vittore war er zufällig auf Danilos gestoßen, hatte diesem in der Erbitterung seine Absicht verrathen und war von ihm gebunden, geknebelt und in ein verstecktes Dickicht am Fuße des Berges geworfen worden, wo ihn am Nachmittag der spionierend umherschweifende Bauer gefunden und befreit hatte. Sie waren auf die äußersten Wachen der Bande gestoßen und brachten die Nachricht, daß bereits österreichische Husaren und päpstliche Carabiniers den Fuß des Berges besetzt hatten und aus allen Orten von Süden

und Westen her starke Soldaten- und Gendarmen-Patrouillen gegen die Stellung der Räuber heranzögen.

»Wir wollen auch die Verräther nicht ungehört verurtheilen,« sagte der Hauptmann mit finstern Hohn. »Sprechen Sie, Capitain Grimaldi, was haben Sie zu Ihrer Rechtfertigung anzuführen, denn Dank sei es Ihnen und Ihren Spießgesellen, unsere Zeit ist kostbar!«

»Sie wissen so gut wie ich, Pepe Mamiani,« sagte der Offizier verächtlich, »daß ich Ihnen keine Verpflichtung schulde. Der Schurke Pescara griff meine Freunde an, die er verrätherisch in die Falle gelockt und ich freue mich, daß sie durch meine Hilfe gerettet worden. Als Ihr Feind kam ich hierher, diese Dame zu freien; ich bin in Ihrer Hand – morden Sie mich, wenn es wollen, aber lassen Sie die Dame ungekränkt ziehen und diesen Mann, der nur auf meinen Befehl gehandelt.«

Der Hauptmann wandte sich, ohne ihm zu antworten, zu dem Seekapitain. »Und Du, Danilo Petrowitsch, der Du manches gute Geschäft mit uns gemacht und mein Brot und mein Salz gegessen hast, was hast Du zu sagen für Deinen Verrath?«

Der Uskoke senkte das Haupt, »Der Teufel hat Dich getrieben, das Weib da zu rauben, Pepe Mamiani,« sagte er endlich, »und davon kommt alles Unheil. Das Wort des Capitains ist Gesetz für mich, und deshalb thu' mit mir, was Du willst. Wenn Du Der bist, als welchen ich Dich stets gekannt, wird es Dir ein Leichtes sein, den Soldaten zu entwischen oder sie im ehrlichen Kampf zurückzuwerfen.«

»Es ist gut,« erwiderte der Banditenhäuptling finster, »dem Verräther muß sein Lohn werden. Ihr habt gehört, Männer, was sie zu sagen hatten. Jetzt entscheidet selbst nach unserm Gesetz, was sie verdienen!«

Es fand eine kurze aber heftige Berathung statt, bei der namentlich Nicolo sich eifrig dem Willen des Hauptmanns widersetzte, dessen Haß und Grimm sich steigerte, als die Mehrzahl der Bande auch diesmal der Ansicht Zaccha's beitrug. Mit einem wilden Fluch stieß er den Dolch in die Scheide zurück und wandte sich zu den Gefangenen,

»Sie sind frei, Capitain Grimaldi,« sagte er mit finstern Haß, »nach dem Willen dieser Narren und sollen mit uns ziehen, bis wir der Gefahr entgangen. Doch unter einer Bedingung und merken. Sie wohl, es ist die meine! Dieser Mann muß sterben, noch ehe wir fortziehen, denn er hat Verrath geübt an Denen, die ihm vertraut. Sie aber, Capitain Grimaldi, der Sie ein so vortrefflicher Schütze sind, Sie sollen selbst das Urtheil an dem Verräther vollstrecken, oder – beim Kreuz von Spoleto, mit dem Sie mich überlistet, sei es geschworen: Sie alle Fünf sollen sterben und dieses Weib zuerst!«

Der Capitain, dessen Arme die Banditen bereits wieder frei gemacht, bebte zurück. »Nimmermehr! Wagen Sie es, einem Mann von Ehre solchen Vorschlag zu machen? – Wenn Ihrem Haß und Ihrer Rache ein Opfer fallen soll, so lassen Sie es mich sein und ungehindert Jene ziehen!«

»Ich habe es geschworen – merken Sie wohl! – beim Kreuz von Spoleto. Der Verbrecher durch Ihre Hand, oder Sie Alle!«

»Hören Sie mich, Pepe Mamiani und Ihr Alle,« rief der Capitain, indem er einen Gegenstand aus seiner Brusttasche zog und enthüllte, »Raub ist Euer Gewerbe und Gold für Blut Eure Loosung. Dies Kleinod ist der einzige Schatz, der mir von dem Reichthum meiner Familie geblieben. Jeder Juwelier in Rom oder Neapel wird Euch mit Freuden fünftausend Zechinen für diese Steine geben! Nehmt es und laßt jenen Mann mit uns gehen!«

»Ich habe geschworen,« sagte der Bandit mit drohendem Blick auf die Bande, deren Habsucht sich bei dem Vorschlag zu regen begann. Ohnehin, Signor Grimaldi, wird Deine Habe unser Erbe, wenn Du Dich weigerst!«

Danilos Petrowitsch hatte bisher stumm der Verhandlung zugehört, die sein Leben betraf.

»Markos Grimaldi,« sprach er jetzt, »ich will nicht fallen von der Hand eines Hundes, sondern von der eines Junaks. Die Männer meines Volkes werden nicht sagen können, Danilos Petrowitsch, der Uskoke, sei von Gott, dem großen Mörder, getödtet.¹ Du sollst mein Leichenmahl halten, wenn Du auf dem Verdeck meiner schnellen Tartane oder in den Felsenklüften Schamuriens stehst! Der Tod von der Hand eines Bruders ist süß, wenn es uns bestimmt ist, zu sterben! Bei dem Altar der geldlosen Heiligen, Markos, sei ein Junak und handle als solcher.«

Er schritt selbst nach dem Feigenbaum, der vor wenig Stunden das Ziel getragen und kehrte todesmuthig die offene Brust seinen Gegnern zu. »Bindet mir den Arm los, Männer,« sagte er zu diesen, »damit ein Tapferer nicht wie ein Sklave sterbe, wenn er seine Krvina² bezahlt!«

Luigi band ihm die Hände frei. »Du dauerst mich, Danilos, aber der Hauptmann ist ein Teufel und muß wenigstens ein Opfer haben.«

Pepe Mamiani hatte eine der drei goldnen Uhren, die prahlend an seinem rothen Brustlatz hingen, in die Hand genommen.

»Fünf Minuten gebe ich Ihnen Zeit, Capitano Grimaldi. Sind Sie entschlossen?«

»Ich bin es!« Der Offizier untersuchte eine seiner Pistolen und spannte den Hahn.

Selbst Nicolo der Bandit trat erschrocken von dem Griechen zurück, als er sah, daß derselbe gesonnen sei, dem grausamen Verlangen des Banditenhüptlings zu willfahren und, um sein Leben zu retten, sich zum Henker des eigenen Freundes und Milchbruders zu machen.

Die Lady war von ihrem Sitz herabgesprungen und flog durch die Gruppen der Banditen auf den Freund zu. »Bei Allem was uns heilig ist, Markos – opfern Sie Ihre Ehre nicht, um ein Wesen zu retten, das längst mit dem Glück abgeschlossen! Lassen Sie uns zusammen sterben und dort oben vereint sein, die hier das Schicksal getrennt hat!«

Sie umklammerte seinen Arm, er aber machte sich sanft los von ihrer Hand und übergab sie dem russischen Obersten.

Zwischen seinen schön geschwungenen dunklen Brauen unter der blassen hohen Stirn lag eine tiefe drohende Falte.

»Die Zeit ist um, Signor,« sagte höhnisch der Hauptmann, indem er die Uhr zeigte.

»Schieß, Markos!« rief der Uskoke, »und mögen die Paganias einst seine verfluchte Seele jagen! Grüße meine Taube und die schwarzen Berge des Hochlandes! Danilos hat sein Todtenlied gesungen und ist zu sterben bereit!«

Der Grieche erhob die Pistole. »Diese Männer also sind Zeuge, daß Jene dort frei ausgehen, wenn ich das blutige Gericht vollstrecke!«

»Zur Hölle mit dem Geschwätz! schießen Sie, oder ... «

Der wilde Bandit hatte nicht Zeit, auszusprechen, als der Schuß fiel.

Aber das Ziel war ein anderes, *war er selbst* und mit zerschmettertem Haupt stürzte er in dem Kreise der Seinen zu Boden.

¹*Od boga, starog krvnika!* Die Redensart für den Ausdruck: eines natürlichen Todes gestorben, was bei den wilden albanesischen Stämmen fast einer Schmach gleichkommt.

²Blutpreis.

Mehrere Augenblicke standen die Banditen erstarrt – entsetzt vor der unerwarteten That, kaum begreifend, was geschehen! Erst der Schrei des Knaben, der sich über die blutige noch zuckende Leiche des Oheims warf, weckte sie aus ihrer Betäubung und ließ sie mit wildem Geschrei zu den Waffen greifen. Der Capitain war so wie der Schuß gefallen, schützend vor die Lady gesprungen, die ohnmächtig niedergesunken. An seiner Seite standen bereits der russische Offizier und die beiden Albanesen, Danilos, in wildem Jubel über die kühne That, die rothe Mütze über dem Haupte schwenkend.

Die Hähne der Büchsen knackten, Messer und Dolche funkelten in den Fäusten der Räuber und das wilde Rachegeschrei drohte augenblickliche Vernichtung dem Griechen und seinen Freunden als Nicolo Zaccha und Luigi sich zwischen die Gegner stürzten. Der junge Bandit schwang mit dem Ansdruk triumphirender Rache seine Büchse am Lauf. »Zurück Brüder!« rief er, »wer eine Hand gegen diesen Mann hebt, der uns von dem schändlichen Tyrannen befreit, hat es mit mir zu thun. Nieder mit Allen, die es mit Mamiani halten! Hurrah für den Capitano!«

Obschon der Männer an zwanzig waren, gegen die Sechs wollte doch Keiner den Kampf beginnen, denn der Erschossene bewahrte sein Ansehn unter ihnen nur durch seine Kühnheit und Grausamkeit. Während aber beide Parteien noch zögerten, trat ein Ereigniß ein, das sofort allem Hader ein Ende machte und den Tod Mamiani's vergessen ließ.

Entfernte Flintenschüsse trug das Echo aus der Tiefe herauf und bald konnte kein Zweifel mehr herrschen, daß die Vorposten des Banditenlagers angegriffen worden und mit den Soldaten im Kampf waren.

Die Verwirrung, die dadurch entstand, war groß. Die Räuber stürzten hierhin und dorthin, Waffen zu holen oder ihr Eigenthum zu bergen und die beiden Unteranführer waren vergeblich bemüht, Ordnung herzustellen und Gehorsam zu finden.

Jetzt zeigte sich die überwiegende geistige Herrschaft des Ioniers. Grimaldi sprang auf einen nahe liegenden Stein und seine kräftige Stimme donnerte über die ganze Rundung des Felsenkessels: »Hierher, Männer – her zu mir! Hab' ich Euch des Führers beraubt, so will ich Euch führen im Kampf gegen die Schergen der Gewalt, die meine Feinde so gut sind, wie die Euren! – Ruhe und Gehorsam, Männer, und muthig der Gefahr ins Auge gesehen, dann seid Ihr die Herren derselben!«

Sein ruhiger Befehl gab Allen die Bestimmtheit und Energie zurück und sie scharten sich um so williger um ihn, als der Ruf seiner Kühnheit und Tapferkeit ihnen Allen bekannt war. Selbst Federigo, der Lieutenant Mamiani's, fügte sich willig unter sein Commando.

Das Nächste, was der Capitain that, war, zehn der Banditen, unter seinem Milchbruder Danilos, eilig den im Kampf begriffenen Posten zu Hilfe zu senden, um so lange als möglich den Felsenpaß zu halten, an dessen Eingang er am Morgen Nicolo getroffen, mit dem Befehl, alsbald Nachricht zu schicken von dem Stande der Dinge.

Dann hielt er mit den beiden Unteranführern, Nicolo und dem alten Luigi, eine kurze Berathung über die zu ergreifenden Maßregeln. Zu seiner Freude erfuhr er, daß am Ende des Felsenkessels, zwischen den Klippen verborgen, ein Ausweg nach der entgegengesetzten Seite führte, der vorsorglich durch die leichte Sprengung der überhängenden Felsenmassen hinter ihrer Flucht zu schließen war. Der nur den Vertrautesten bekannte Pfad führte an wilden Abgründen vorbei und unter hundert Gefahren in die Wildnisse des Gebirges und konnte unmöglich von den Soldaten und Gendarmen schon entdeckt und versperrt sein.

Während die Räuber ihre beste Habe auf das zweite Saumthier luden und sich selbst damit bepackten, sandte der Capitain Luigi und einen Andern voraus, den Weg zu recognosciren und gab Nicolo den Auftrag, Alles zur Sprengung der Felsen bereit zu halten.

Oberst Berger hatte sich unterdeß mit der Lady beschäftigt, sie wieder zu sich selbst gebracht und in den Sattel gehoben. Sie sah jetzt gefaßt und ruhig den Maaßregeln zu, die der Mann ihrer Jugendliebe mit Umsicht und Entschlossenheit traf. —

Ein Signal des Rückzugs wurde verabredet, dann verschwanden die Gewandtesten der zurückgebliebenen Räuber auf den Stufen, die zu der Höhe des Felsenwalls führten und legten sich dort in Hinterhalt.

Erst jetzt trat der Grieche zu der Dame. »Ihre Freunde und Befreier nahen sich früher, als ich gedacht, Adelaide,« sagte er ernst — »in einer halben Stunde werden sie diesen Ort erreicht haben, denn ich denke ihnen nur so lange den Weg streitig zu machen, als zu unserer Rettung nöthig ist. Wenn Sie hier zurückbleiben wollen, werden Sie bald in Sicherheit sein. Bei jenen Truppen ist Richard Hunter, Ihr Verlobter, und gewiß unter den Vordersten. Sagen Sie ihm, daß ich mein Wort gehalten: leben Sie wohl und die heilige Jungfrau segne Sie!«

Ihre Hand legte sich auf seinen Arm und hielt ihn zurück. »Und wohin gehen Sie, Markos?«

»Ich bin ein gehetztes Wild, Adelaide, ausgestoßen von den Menschen, wie diese Männer hier befleckt mit Raub und Mord. Mein Bleiben wäre der Tod oder ewiger Kerker, der schlimmer ist als jener. In Ripatransone erwartet mich die schnelle Tartone meines Milchbruders — sie wird mich zu einer andern Küste führen, zu einem heiligeren Kampf für die Freiheit meines Glaubens und meines Volkes.«

»Ich verlasse Sie nicht, Markos,« sagte das Mädchen ernst und entschlossen, »bis ich Sie in Sicherheit weiß. Ich begleite Sie an das Meer — es sei die letzte Pflicht und das letzte Glück meines Herzens!«

Er küßte mit trauriger Freude ihre Hand, dann rief er den Russen und bat ihn, unter Federigo's Beistand den Rückzug mit der Dame und dem Gepäck anzutreten.

Der Kampf hatte sich unterdeß näher und näher den Berg daranf gezogen und aus dem Knall der Büchsen und den Hornsignalen des Militairs konnte man deutlich hören, daß er jetzt um den Felsenpaß wogte, der die Hauptvertheidigung der Bergzugangs bildete.

Capitain Grimaldi verließ jetzt den Lagerplatz und eilte zu den kauernden Banditen, die er, wiewohl hart bedrängt von der großen Überzahl der Gendarmen und Soldaten noch im Besitz des Passes fand. Der Abend begann sich jetzt auf die Thäler niederzusenken, während die Berghöhen noch in den scheidenden Strahlen der Sonne leuchteten. Der Capitain sah ein, daß, wenn die Vertheidigung nur bis zur Dämmerung hingezogen werden konnte, ihre Flucht gesichert war. Drei von den Banditen waren bereits gefallen, denn die Gendarmen drangen mit ungewöhnlicher Kühnheit vor und wurden durch die Karabiner der abgestiegenen Husaren unterstützt. In ihren vordersten Reihen befand sich ein Mann in Civil, den linken Arm in einer Binde tragend und fortwährend die Soldaten zum Vordringen ermunternd.

»*Maladetta bestia!*« fluchte Tancredi, als der Civilist mit der leichten Flinte, die er trug, über den verwundeten Arm hin eine wohlgezielte Kugel nach seinem Versteck gesandt hatte, die dicht über dem Kopf des Banditen an dem Felsen sich plattete — »es soll Deine Letzte sein, so wahr ich ein Kalabrese bin!« Damit rammte er die Kugel in den Lauf, schlug über einen Stein hin an, der ihn verbarg und zielte auf den Mann.

Der Stoß einer fremden Hand gab jedoch dem Schuß eine andre Richtung und die Kugel traf einen der Husaren, der die Arme in die Luft warf und zu Boden stürzte.

»Es ist Zeit, daß wir unsern Rückzug antreten,« flüsterte neben ihm die Stimme des Capitains; »mache Dich fort nach dem Eingang des Lagers.«

Der Bandit verschwand und der Offizier sah einen Augenblick mit einem Sturm kämpfender Gefühle in seiner Brust nach dem glücklichen Rivalen in seiner Liebe, dessen Leben er so eben zum dritten Male gerettet hatte; dann eilte auch er zurück. Ein schneidender Pfiff, und die Banditen glitten wie Schatten in dem Zwielficht zwischen den Felsquadern und Klippen hin, dem durch die Epheuwand verborgenen Eingang des Kraters zu und verschwanden in diesem, und als ihre Gegner raschen Sprunges ihnen folgen wollten, empfing sie eine Salve der auf der Höhe des Walls postirten Räuber und trieb sie zurück.

Nur noch wenige einzelne Schüsse wurden gewechselt, dann sammelte der österreichische Rittmeister, der den Angriff leitete, seine Leute zu einem gemeinschaftlichen Ansturm; der Trompeter gab das Signal und an verschiedenen Stellen stürzten die Soldaten muthig gegen den Wall und die Felsenöffnung und begannen emporzuklimmen und einzudringen.

Aber sie fanden keinen Widerstand mehr.

Als die Ersten – unter ihnen Richard Hunter, der Vicar, und sein Vetter, Graf Sternberg – den Lagerplatz betraten, war dieser leer und, ihre Büchsen mit wildem Mordio! schwenkend, verschwanden eben die dunklen Gestalten der letzten Banditen, wie von der Erde verschlungen, zwischen den Felsenwänden der gegenüberliegenden Seite.

Auf das Commando des Rittmeisters eilten seine Leute den Flüchtenden nach und sahen bereits den hinter einer vorspringenden Klippenwand sich öffnenden thorartigen Felseneinschnitt vor sich, durch welchen Jene entkamen. Da flammte und blitzte es plötzlich oben auf der Höhe der Klippenmauer, die Explosion einer Sprengung folgte und gewaltige Fels- und Steintrümmern stürzten herab, jeden Ausgang versperrend.

Als nach einer kurzen Zögerung die kühnen Tirailleure über Wall und Trümmern kletterten, sahen sie einen jähren Abgrund vor sich, dessen früherer brückenartiger Übergang durch die Explosion in die Tiefe geschmettert war, so daß jede fernere Verfolgung nach dem gegenüberliegenden Felsenlabyrinth unmöglich wurde.

Mit angezündeten Kienfackeln wurde jetzt der Lagerplatz der Banditen sorgfältig untersucht. Er war leer und öde – was man fand, werthlose zerstreute Beute.

Nur in der Mitte des Raumes, nahe dem wilden Feigenbaum, lag, auf den Boden gestreckt, eine dunkle Männergestalt in phantastisch reichem Kostüm – die blutige Leiche Pepe Mamiani's, des gefürchteten Banditenhäuptlings, und auf ihrer Brust ein weißes Blatt, auf dem mit Bleistift die Worte geschrieben waren:

»Gerichtet für den Raub der Lady Adelaide Seymour!«

Richard Hunter, der Bräutigam der edlen Britin, erkannte die Hand, die dies geschrieben!

In der Locanda des Wirthes an der Straße von Spoleto nach Ascoli, unterhalb des Monte Vittore, herrschte am andern Vormittag ein reges Leben. Die Gendarmen und Soldaten bivouaquirten umher und kamen und gingen in Patrouillen nach allen Richtungen des Gebirges, die Schänke selbst war zum fliegenden Lazareth für die beim Kampf an dem alten Jagdcastell und auf dem Monte Vittore Verwundeten eingerichtet, und unwirsch schritt der

Husaren-Rittmeister mit einem Gendarmen-Offizier vor dem Hause auf und ab, wo am Tisch unter dem großen Kastanienbaum sinnend der Vicar auf der Rasenbank saß, während die jungen Engländer, Köpfe und Arme in Bandagen gehüllt, mit einem Husaren-Cornet, so gut es ihre beiderseitigen Sprachkenntnisse erlaubten, sich unterhielten.

»Es ist, als ob die Erde sie verschlungen hätte,« sagte ärgerlich der Graf, indem er mit der Säbelscheide klirrend auf den Boden stieß. Von Castelluccio bis Monaco haben meine Patrouillen das Gebirge noch in der Nacht durchstreift und auf allen Wegen stehen starke Wachen, ohne daß eine Spur der Banditen bis jetzt zu finden war. Ich muß gestehen, Sie haben ein seltsames Vertrauen, Vetter, in ihren seltsamen Freund – diesen neapolitanischen Comte, daß Sie, seit wir den Lagerplatz der Banditen erstürmt und den Leichnam ihres Führers gefunden, keine Besorgniß mehr zu hegen scheinen um Ihre schöne Braut.«

»Sie steht in Gottes Hand,« sagte ernst der Geistliche. »Ich glaube bestimmt, hätten wir nach seiner Anweisung bis um Mitternacht mit dem Angriff gezögert, wir würden weitere Nachricht von ihm erhalten haben. Jetzt ist er vielleicht genöthigt gewesen, die Banditen zu begleiten und sich mit ihnen zu verbergen.«

Der Vicar sprach nicht näher aus, welche Umstände ihm diese Annahme sehr wahrscheinlich machten, der Graf aber gab dem sich ihm immer mehr aufdrängenden Bedenken Worte. »Nur ein Wahnsinniger oder ein Mann, der mit den Räubern in geheimer Verbindung steht, konnte es wagen, in ihren Schlupfwinkel einzudringen. Die Geschichte, die Sie mir erzählt von dem Erkennen eines früheren Dieners in der Person des Banditen, der als Spion kam und das Räubernest auf dem Vittore verrathen haben soll, ist gleichfalls auffällig. Ebenso die Zurückhaltung, die Sie Alle über die Person dieses – neapolitanischen Grafen beobachten.«

»Ich glaube selbst, daß wir länger keine Rücksicht gegen den Menschen bewahren dürfen,« sagte der junge Ward, der dem Gespräch zugehört – »und ich weiß überhaupt nicht – ob sie sich mit der Pflicht gegen meinen Vater und unser Land verträgt!«

»Gegen Ihr Land!«

Der Vicar sah den vorlauten Sprecher mit einem strengen Blick an. »Hüten Sie sich, James, keine Handlung zu begehen, die eines Gentleman unwürdig wäre. Bedenken Sie wohl, daß wir Alle ihm allein unsere Rettung verdanken!«

In diesem Augenblick unterbrach der Wirth das immer gefährlicher werdende Gespräch. Er nahte sich der Gesellschaft mit vielen Verbeugungen, hielt einen Brief in der Hand und sagte zu dem Vicar: »Eccellenza – hier ist ein Brief an Sie – wenigstens glaube ich, daß er an Sie adressirt ist, Signore Hunter – in meiner Locanda abzugeben.«

»Einen Brief an mich? – gieb rasch her, Mensch! Gott sei Dank, es ist eine Nachricht von ihm selbst!«

Während sich Alle neugierig um ihn her gruppirten, trat der Rittmeister hastig zu dem Wirth.

»Wer brachte den Brief?«

»Ein Bauer aus dem Gebirge, Signor.«

»Wo ist der Mann? – führt mich sogleich zu ihm!«

»Verzeihung, Eccellenza – der Mann ist schon seit einer halben Stunde wieder fort, ich kannte ihn nicht. Ich habe nur nicht gewagt, das Gespräch der illustrissimi Signori zu unterbrechen!«

Der Offizier warf ihm einen finstern Blick zu und überzeugt, daß er von dem schlaunen Italiener Nichts erfahren werde, wandte er sich wieder zu der Gruppe der Engländer, in der unterdeß der Vicar den Brief still gelesen hatte. Derselbe lautete:

Mein Freund!

Des Allmächtigen Hilfe ist mit mir gewesen. Lady Adelaide, Ihre Braut, ist gerettet und ungekränkt in Sicherheit – ihr schändlicher Räuber von meiner Hand gefallen.

Gestern, als Sie an der Spitze der Soldaten den Vittore stürmten, war ich Ihnen nahe – das Schicksal, das so viel zwischen uns gethürmt, hatte mich auch hier Ihnen gegenüber gestellt. Der Angriff hat uns zur Flucht gezwungen und verhindert, daß Lady Adelaide schon jetzt bei Ihnen ist. Sie selbst – in allzugroßem Dank für das Wenige, das ich gethan, besteht darauf mich bis zur Küste zu begleiten. Sie werden die Lady morgen früh um die dreizehnte Stunde in der Locanda des Dorfes Casoli auf der Straße von Ripatransone nach Grottamare finden. Bringen Sie eine Dienerin und Kleidung für sie mit. Wir – mein Freund – sehen uns nicht wieder. Zu welcher Küste mich auch die Woge morgen trägt – werde ich der Feind Englands sein und der Freund Derer, die seinen Namen tragen. Wenn uns Meere und Welten trennen – vergessen Sie mich nicht in Ihrem Glück an ihrer Seite!

G.

»Sie ist frei – sie ist gerettet!« rief der Vicar, den Fremden die Hände drückend – »und wird morgen in Ihrer Mitte sein! – Der Bandit ist von seiner eignen Hand gefallen!«

»Er ist ein wackerer Soldat und ich kümmerge mich nicht, was auch Ihrer Majestät Regierung gegen ihn haben mag,« rief Cornet Pond, einen Becher Wein vom Tisch nehmend. – »Ein Hurrah, Bursche, für den Capitain Grimaldi und seine wackere That!«

Er schwang den Becher, im nächsten Moment aber wurde er bleich, denn sein Auge begegnete dem forschenden, fragenden Blick des österreichischen Offiziers und er fühlte, welche Unvorsichtigkeit er begangen.

Noch ehe der Vicar irgend einen Ausweg finden konnte, den Fehler wieder gut zu machen, hatte sich der Rittmeister an den Unvorsichtigen gewandt.

»Capitain Grimaldi, sagten Sie? ein ionischer Insurgent und einer der Rebellenführer von Venedig? Die Regierung meines Kaisers und die Ihrige haben einen Preis auf seinen Kopf gesetzt . . . «

»Entschuldigen Sie, Sir,« entgegnete der Cornet unwillig, »das, was ich sagte, galt für mich und diese Herren und ich bin Ihnen über die Namen, die es mir zu nennen beliebt, keine Rechenschaft schuldig.«

»Sehr wohl, mein Herr,« sagte der Graf stolz, »obschon ich Sie daran erinnern möchte, daß ich hier der kommandirende Offizier bin und daher jedes Recht der Nachfrage habe. Doch werden Sie, Vetter Hunter, mir die Auskunft nicht verweigern und vielleicht mittheilen, was dieser Brief enthält?«

Der Vicar war verlegen – endlich entschied er sich dafür, daß eine offene Erklärung seiner am würdigsten sei. »Verzeihen Sie mein Cousin,« sagte er, »daß ich bei allem Dank, den wir Ihnen schuldig sind, doch Ihrem Verlangen nicht entsprechen kann. Dieser Brief enthält nur die Mittheilung, daß Lady Seymour in Sicherheit ist und die Aufforderung, sie zu treffen.«

»Aber das Wie und Wo?«

Der Vicar schwieg.

»Sie weigern selbst, mir zu sagen, wo die Dame und – ihr Ritter Sie treffen wollen!«

»Ich bin gezwungen, durch jedes Gefühl der Ehre und Pflicht, dies wenigstens für die nächsten zwei Tage selbst Ihnen zu verschweigen. Sie sollen Alles erfahren, aber nur jetzt nicht, und Sie werden mir Recht geben, daß, wenn ich Ihnen nur sagen darf, daß wir auf der Stelle unsere Weiterreise antreten müssen, einzig die Pflicht . . . «

»Die erste Pflicht, die ich kenne,« sagte der Offizier streng, ist die gegen meinen Kaiser. Ich bin Soldat und kein Polizeibeamter, deshalb habe ich Ihnen nur glückliche Reise zu wünschen!« Er verbeugte sich kalt, ohne die ihm von dem Vicar versöhnend entgegengestreckte Hand anzunehmen und entfernte sich mit dem Offizier der päpstlichen Gendarmen.

Während die Engländer, ohne daß der Vicar, um jede fernere Unvorsichtigkeit zu vermeiden, selbst seinen jungen Freunden etwas Näheres über den Zweck des eiligen Aufbruchs mittheilte, die Anstalten dazu betrieben, hatte sich der österreichische Offizier unwillig mit seinem Begleiter in eifrigem Gespräch von der Osterie entfernt und war eine Strecke auf dem Gebirgsweg fortgegangen, als er sich plötzlich an der Uniform gezogen fühlte. Er blickte sich um – neben ihm stand der Knabe Peppino und blickte ihn mit boshaft funkelnden Augen an.

Der Offizier erinnerte sich seiner sonnverbrannten Physiognomie nicht sogleich, sondern glaubte, der Bursche wolle ihn anbetteln und reichte ihm eine kleine Münze mit dem Befehl sich zu packen.

Aber der Knabe wies das Geldstück zurück. »Bist Du der Offizier über alle jene Soldaten?«

»Ich bin's. Was willst Du von mir?«

»Höre, Signor Uffiziale, ich will Dir etwas vertrauen,« sagte der Knabe. »Suchst Du Niemand in diesen Bergen?«

»O ja – Leute Deiner Familie, denn Du scheinst mir eben so zu dem Gesindel zu gehören, welches das Land unsicher macht, und jetzt erinnere ich mich, daß Du der Sohn des erschlagenen Räubers bist und ich Dich kenne. Holla, Bursche, nicht von der Stelle! Ich glaube, Du kannst mir die beste Kunde von Deinen Genossen geben!«

Der Knabe sah den Rittmeister trotzig an. »Du kannst mich nicht zwingen, ich werde kein Wort sprechen. Ich bin kein Verräther wie der verfluchte Albanese, aber ich habe ihm Rache geschworen, ihm und dem fremden Mann, der meinen Oheim erschossen, und der ganzen Bande, von der Keiner den Muth hatte, seinen Hauptmann zu rächen.«

»Von welchem Mann sprichst Du? warst Du auf dem Vittore, Knabe?«

»Gewiß!« antwortete Peppino stolz. »Meinst Du, ich hätte meinem Oheim nicht Kunde bringen sollen von Eurer Absicht? – Hätte mich der verdammte Seeschmuggler nicht gebunden und hätte Oheim Pepe die Banditen geführt, statt des fremden Capitano, auf dessen Kopf ein Preis von hundert Scudi steht, Ihr wäret nicht so leicht auf den Vittore gekommen!«

»Höll' und Teufel – so wäre meine Vermuthung richtig? Weißt Du, wie der Mann heißt, von dem Du sprichst!«

»Freilich! Capitano Grimaldi nannte die Dame, ihn. Ich hörte es selbst, wie er sagte, er müsse mit den Banditen flüchten, weil ein Preis auf seinem Kopf stände. Es war noch ein anderer Mann bei ihnen, den Danilos zu meinem Ohm gebracht, aber ich kenne ihn nicht.«

»Und jener Fremde, der sich Grimaldi nennt, leitete die Vertheidigung der Banditen gegen uns? Kannst Du mir seine Person beschreiben?«

»Er gab ihnen die Befehle und die Feiglinge gehorchten ihm. Er ist ein großer Mann mit dunklem Haare und hat auf der Stirn eine Narbe.«

Der Rittmeister hatte in seiner Briefftafel nach einem Signalement gesucht. »Es ist Capitain Grimaldi, der Rebell von Korfu und Venedig – es kann kein Zweifel sein.«

»Höre, Signor Offizier, gibst Du mir die hundert Scudi, wenn ich ihn und die Bande in Deine Hände liefere?« fragte der Knabe.

»Du sollst sie haben, Bursche! aber Deine Banditen und Straßenräuber kümmern mich wenig, wenn ich auf der Spur *dieses* Mannes bin! Also das, mein kluger Herr Vetter, ist die Ursache Deines Schweigens. Es ist klar, daß Hunter ihn von Korfu her kennt – das erklärt Alles; aber es kann mich nicht hindern, meine Pflicht zu thun. Schnell, Knabe, sprich – wo ist der Capitain, wie können wir uns seiner bemächtigen?«

»So höre,« sagte der Kleine, »ich will Dir vertrauen. Die Bande hat sich nach dem Monte della Sybilla gewandt, statt, wie Ihr vermuthet, nach der neapolitanischen Grenze. Sie ziehen nach der adriatischen Küste und wollen sich dort für einige Zeit trennen, um der Verfolgung der Soldaten zu entgehen. Der Capitano Grimaldi geht mit der Sennora nach Ripatransone, weshalb, weiß ich nicht. Aber ich habe erlauscht, daß übermorgen früh, eine Stunde nach Sonnenaufgang, der Capitano zwei Miglien jenseits Grottamare, wo das Gebirge an's Meer stößt, sich auf der Tartane des Schurken Petrowitsch mit dem Fremden einschiffen wird, die dort in einer Bucht vor Anker liegt.«

»Wie weit ist Grottamare von hier?«

»Fünfunddreißig Miglien,¹ Excellenza! Aber Du mußt mich mit Dir nehmen, damit ich sehe, wenn der verdammte Schmuggler und der Capitano gehenkt werden.«

»Du sollst mit mir, Bursche, und bei meiner Offiziersparole, die ausgesetzte Belohnung empfangen, wenn jene Männer in unsere Hände fallen. Jetzt gilt es Eile und Vorsicht, daß die Engländer Nichts von unserer Absicht merken und den Rebellen warnen, ehe wir uns seiner bemächtigen können. Schnell, Knabe, verbirg Dich wieder in das Gebüsch, damit Dich Niemand bemerkt. Ich hole Dich ab, wenn wir bereit sind.«

Mit eiligen Schritten kehrte der Rittmeister zu der Osteria zurück. Hier fand er zu seiner Freude den Vicar bereits im Begriff, mit seinen drei Begleitern und Denjenigen seiner Diener, deren Wunden das Reiten gestatteten, aufzubrechen und nur noch wartend, von ihm Abschied zu nehmen.

Dies geschah mit einiger Verlegenheit von Seiten Hunters, dessen offenen und rechtlichen Charakter die schiefe Stellung, in die er durch die sich kreuzenden Dankesplichten und die nothwendige Verheimlichung gerathen war, betrübten. Doch half ihm wider Erwarten der Graf selbst über den unangenehmen Augenblick, indem er, ihm die Hand schüttelnd, mit leichter Ironie sagte: »Meine Fragen sollen Sie nicht weiter incommodiren, Vetter. Es freut mich, daß ich im Stande gewesen, Ihnen einen kleinen Dienst zu leisten; möge sein Andenken auf der weiten Reise, die Sie antreten, mitunter in Ihrer Erinnerung walten. Drücken Sie Ihrer schönen Braut, wenn Sie dieselbe glücklich aufgefunden, mein Bedauern aus, daß ich ihre Rettung einem Andern überlassen mußte und nicht selbst sie in Ihre Arme führen konnte. Vielleicht, daß sich noch ein Mal im Leben Gelegenheit findet, die Heldin so romantischer Abenteuer persönlich zu bewundern!«

¹Etwa 8½ deutsche Meilen.

Er grüßte kühl die jungen britischen Offiziere und wandte sich zur Osteria, Hunter aber gab das Zeichen zum Aufbruch. Bald war die Gesellschaft in den Felsenwegen verschwunden.

Kaum war dies geschehen, als der Rittmeister die nöthigen Befehle ertheilte, um die ausgestellten Wachen und Streifcorps zurückzurufen. Ehe eine Stunde verging, schlug er mit einer Abtheilung seiner Husaren und einigen berittenen römischen Gendarmen den Weg nach seiner Station ein. Nur er und der Offizier der Gendarmen kannten den Zweck des hastigen Aufbruchs.

Neben dem Pferde des österreichischen Offiziers lief rüstig der kleine Verräther. — — —

Über der Adria ballten weiße lichte Nebel, die Wellen und das zerklüftete Felsenufer in ihre hin- und herwogenden Schleier einhüllend, durch die zuweilen der Morgenwind einen Riß schnitt und dem Blick eine Aussicht auf den hellen Spiegel des Meeres oder die dunklen Massen der Schieferfelsen öffnete. Die seit einer Stunde aufgegangene Sonne kämpfte mit diesen wogenden und wallenden Nebeln und hatte sie siegreich vom Lande vertrieben, gleich Flüchtlingen, die über die See ziehen und sich noch immer nicht losreißen können von der theuern Küste der Heimath.

Auf der Straße, die dicht am Ufer des Meeres – von der peitschenden Brandung nur durch den Felsenwall getrennt – von Grottamare nach Norden führt, zogen um diese Stunde zwei Reisende, ein Mann und eine Frau – Lady Adelaide und Capitain Grimaldi, der Flüchtling. Sie hatten bei Sonnenaufgang die kleine Osteria verlassen, die von dem Capitain dem Vicar als der Ort bezeichnet worden war, in der er die Lady am Morgen desselben Tages treffen würde.

Vergeblich hatte Grimaldi in Ripatransone seinen alten Diener und eine Nachricht von der französischen Handelsbrigg erwartet. So blieb ihm nur übrig, sich der Schmuggler-Tartane seines wilden Milchbruders zu vertrauen und von dem Anerbieten des russischen Agenten Gebrauch zu machen. Dieser war mit Danilos schon am Abend aufgebrochen, um die in den Felsenbuchten verborgene Tartane aufzusuchen und nach der Stelle der Küste zu bringen, die man zur Einschiffung des Capitains verabredet hatte, da Lady Adelaide darauf bestanden, ihn bis zum Strande des Meeres zu begleiten. Von den Banditen hatte man sich getrennt, schon ehe man Ripatransone erreichte und Grimaldi ihnen ein fürstliches Lösegeld gezahlt für die Dame, indem er den kostbaren Schmuck zerbrach, der sein einziges Erbe geblieben, und die Hälfte den Räubern gab. Der Matrose der Tartane, der Danilos in die Gebirge begleitet, war bei ihm zurückgeblieben, um den Capitain zu der Bucht zwischen den Felsen zu führen, wo das Boot des Schmugglers ihn erwarten sollte, und folgte jetzt in einiger Entfernung dem Paar.

Der Verbannte schritt neben dem Maulthier der Lady her, die Hand auf die Lehne des Sattels gestützt – Beide nur von Zeit zu Zeit ein Wort mit einander wechselnd.

»Es wird Theodoros, meinem alten Diener, leicht sein, nachdem er die Sorge um mich los ist, die albanesische Küste zu erreichen und mich in Cettinje aufzusuchen. Sagen Sie ihm, da Sie Ihre Güte so weit treiben wollen, Mylady, den Verlassenen in Rivatransone zu erwarten und zu sorgen, daß die Summe, die ich bei dem griechischen Kaufmann für ihn niedergelegt, ihm ausgehändigt werde – sagen Sie ihm, daß ich nur mit Widerstreben ihn hier zurückgelassen. Die Treue ist so selten im Leben, daß, wo man sie findet, man sie theuer halten und wahren muß.« Sie reichte ihm ihre Hand, die er hinfort in der seinen behielt.«

»Die Treue, Markos,« sagte sie, »ja wohl ist sie selten und ein hohes Gut! Die wahre Treue wohnt in den Seelen. Seelen aber können nicht sterben, Seelen werden den Himmel schauen!«

Er senkte das Haupt. Ein Windstoß öffnete den Nebelvorhang und zeigte durch eine Klüftung der Felsen das Meer, dessen Brandung donnernd gegen den Grund schäumte.

»Dort ist die See!« sprach der Grieche und deutete mit der Hand auf die glänzende Fläche – »und dort – sehen Sie dort, Adelaide, jener von dunklem Baumwuchs und Gebüsch umgebene Felsvorsprung ist der Ort, wo wir scheiden müssen, denn dort seh' ich die Tanne neben der Klippe ihre dunklen Äste breiten – und hier ist das Kreuz am Wege, von dem Stephanos uns gesagt. Sehen Sie – er winkt uns dort hinüber. Dort, Adelaide, ist das Cap meiner neuen Hoffnung! – Aber die Hoffnung ist nur ein neuer Kampf, ein neues Ringen um diese Spanne von Leben. Unter den Freiheitskämpfen meines Volkes, unter den Strömen von Blut werde ich an Sie denken, die Sie getrennt sind durch Länder und Meere. O, könnte ich mit Ihnen ziehen in eine andere Zone – könnte jenes Schiff, das mich erwartet, uns Beide vereint zu einem Lande des Glücks und der Ruhe tragen, zu einer Freiheit, fern von den Vorurtheilen der Welt, wo die Träume der Liebe zur Wirklichkeit werden!«

Er drückte leidenschaftlich ihre Hand an die Brust – sie beugte sich über ihn und eine Thräne fiel aus ihrem schönen Auge auf seine Hand.

»Es kann nicht sein, Markos! Unser Glaube, der ganze Haß und Stolz zweier Völker und mehr als das – das freie Wort, das ich dem Manne gab, der meine Jugend beschützt, als ich Ihre Freiheit forderte aus den Felsenkerkern der Citadelle von Korfu – das Alles trennt uns für immer. Der erbitterte Kampf, den Sie gegen England führen, duldet keine Versöhnung, und Englands Tochter kann nicht das Weib seines Feindes sein. Einst, und – in den Tagen unserer schönen Jugend – träumte ich von Glück, aber die kalte herzlose Politik der Völker griff in unser bescheidenes Leben und trennte die, die Gott sich zu lieben bestimmt hatte.«

»Sie sind eine Braut!«

»Die Braut Ihres Freundes, eines edlen, würdigen Mannes, den ich selbst gewählt, um die Bestimmung des Weibes zu erfüllen. Ich wählte ihn, weil er mich über Berge und Meere führt, zu einem andern Welttheil, an die Brust einer reichen Natur, unter Menschen, die noch einfach und unschuldigen Herzens sind und wo ich Liebe verbreiten und Liebe vergessen kann. Sie aber sind ein Mann, den das Geschick zum Kampf bestimmt hat. Wohlan denn, stehen Sie fest auf dem Wall, der Ihre Fahne trägt, kämpfen Sie für Ihre Überzeugung und wenn Adelaide Seymour am fernen Gangesstrande hört, daß Markos Grimaldi im Heldenkampf für die Freiheit seines Volkes gefallen, wird ihr Gebet sein Gedächtniß begleiten und ihre Seele dort Oben die seinige finden!«

Er ergriff den Zügel ihres Thieres und lenkte es schweigend von der Heerstraße ab, nach den Felsen zu, die Stephanos, der Matrose, ihm andeutete. Stumm setzten Beide den Weg hinter dem Matrosen fort, der jetzt voran schritt durch das Gewirr der Felsblücke, hinauf zu der Höhe der Wand, wo aus dem Dickicht niederer Tannen und wilder Rankengewächse eine mächtige Felsplatte sich weit hinüber ins Meer streckte.

Der Albanese sandte seine scharfen spähenden Augen rings umher und richtete sie dann hinaus auf die See, wo die Nebel mehr und mehr sich senkten.

Die Hand der Lady faßte krampfhaft die ihres Freundes, während die andere sich hinaus streckte nach dem Meer.

»Dort! Dort! – O mein Gott!«

Aus den wallenden weißen Wolken des Nebels sah man in der Ferne die Spitze zweier Mäste ragen.

Mit Staunen betrachtete sie der Uskoke. »Bei den blutigen Heiligen von Ostrog – diese Masten gehören nicht zur gesegneten Tartane ›die Meerschwalbe!«

»So liegt sie vielleicht noch im Nebel verborgen, oder Du irrst Dich! Wenn Du gewiß weißt, daß dies der richtige Ort, wo das Boot landen soll, können wir es jeden Augenblick erwarten. Der Nebel verhindert uns, das Signal zu zeigen, drum geh an den Fuß der Klippe und gib ein Zeichen, wenn Du sie nahen hörst.«

Der Uskoke gehorchte schweigend, indem er nochmals kopfschüttelnd nach den fernen flaggenlosen Spieren blickte; denn er erwartete unten am Strand der engen Bucht, in der die Brandung unter den überhängenden Felsen gleich einem Geiser schäumte, noch etwas Anderes zu finden, das er dem Capitain bisher verschwiegen.

Der Capitain war mit der Lady wieder allein.

Sie zeigte ihm den Ring an ihrem Finger, denselben, mit dem er ihre Freiheit gewonnen, den er ihr im Weinbecher, als Zeichen seiner Nähe, gesandt. »Lassen Sie mich ihn zurücknehmen und tragen zu Ihrem Andenken und zum Gedächtniß der Liebe, die sich in Blut und Tod bewährt. Nehmen Sie dies Medaillon dafür, das außer Ihrer Erinnerung das Einzige enthält, was Adelaide Seymour von ihrer armen Person Ihnen geben konnte!«

Er preßte das Medaillon mit der Locke und dem Bild, das sie aus ihrem Busen genommen, an seine Lippen.

Dann wies er mit der Hand nach der Straße von Grottamare hin, die auf weite Distance das Auge von hier aus beherrschte.

»Und jetzt, Adelaide – lassen Sie uns scheiden!«

Sie verstand ihn im ersten Augenblick nicht und fragte verwundert, warum?

Zwei Reitergruppen näherten, von einander entfernt, sich eilig auf dem sonnenbeschiene-
nen Wege.

Die erste, nähere, bestand aus vier Reitern – das scharfe Auge des Gebirgssohnes hatte sie erkannt oder vielmehr errathen.

Die zweite waren zwei noch wie dunkle Punkte sich bewegende Gestalten.

»Richard Hunter mit seinen Freunden naht dort, Adelaide, – er hat die Zeit nicht erwarten können, Sie zu sehen! Wollen Sie – daß ich der Zeuge werde seines Glückes?«

Sie trieb ihr Maulthier unwillkürlich an – aber nach den ersten Schritten hielt sie es zurück.

»Adelaide – *for ever!*«

Aus ihren großen klaren Augen tropften die Thränen und dennoch weinte ihr blasses Antlitz nicht.

Sie kehrte zurück zu ihm, neigte sich herab aus dem Sattel und küßte seine Stirn und die Narbe, die sie zierte.

Dann galoppirte ihr Thier den Klippenhang hinab nach der Straße zu und auf dieser zurück.

Der Ionier stand, die Arme über die Brust gekreuzt, mit starrem Auge die fliehende Gestalt verfolgend, auf derselben Stelle, wo sie ihm den Abschiedskuß gegeben.

Auf seiner Stirn – über seinem Leben – ballten sich die Wolken des Schmerzes und der Ent-
sagung, wie dort unten zu seinen Füßen die Wolken des Nebels auf dem rastlosen Element.

Und die Brandung schlug donnernd an die Felsen. –

»Das ist der Capitano Grimaldi, Signor Offiziale, und ich habe mein Geld verdient!«

Er zuckte empor – neben ihm stand ein zerlumpter Knabe und ein österreichischer Husaren-Offizier. Der Eine *Peppino*, der Andere der Rittmeister Graf *Sternberg*.«

»Mein Herr,« sagte dieser – »ich bedauere einen tapferen Soldaten, aber die Pflicht ist gebieterisch. Im Namen Seiner Majestät des Kaisers – Sie sind mein Gefangener!«

Ein entschlossener rascher Sprung rückwärts auf den Felsengrat, der sich tafelförmig über die Brandung hinaus streckte, brachte den Griechen außer dem Bereich der Hand seines Feindes. Die Adern seiner Schläfe füllten sich mit Blut, seine schwarzen Augen blitzten, er war im Nu wieder der kühne, zu Allem entschlossene Krieger der acherontischen Berge.

»Noch nicht, Signor! ich gebe meine Freiheit nicht so leichten Kaufs!«

Seine Hände hielten bereits die Pistolen.

»Vergießen Sie nicht unnütz Blut, Signor, und tragen Sie das Unabänderliche wie ein Mann,« sagte der Offizier mit ernster Stimme. »Sie sehen,« – er deutete nach dem Fuß der Klippe, wo bereits Husaren zu Fuß und Gendarmen, aus ihrem Versteck in den Büschen auftauchend, eine Chaine bildeten – »jeder Ausweg ist Ihnen hier versperrt und hinter Ihnen ist das Meer.«

»*Cospetto* – auch eine Anzahl alter Freunde, die den Capitano nicht im Stich lassen!« Ein Flintenschuß knallte gleich hinter der unbekanntenen Stimme her aus den wilden Myrthenbüschen der Felsspalten und die Kugel riß das Kasket des Offiziers ab. »Herbei, Kameraden, und zu Hilfe dem tapfern Capitano, der Pepe erschöß!«

Nicolo, die abgeschossene Flinte in der Hand, sprang im Rücken des Bedrängten auf die Felsenplatte; ihm folgten vier andere Banditen, darunter *Federigo* und der alte *Luigi*.

»Wundern Sie sich nicht, Capitano, uns hier zu sehen,« sagte der Alte. »Wir haben's mit Stephanos, dem Matrosen, abgemacht, daß er uns mitnimmt aus der Tartane, denn der Boden ist für einige Zeit zu heiß für uns in den Legationen, durch die verdammten Soldaten. Bis das Boot kommt, Capitano, wollen, wir Sie schützen.«

»Sie sehen, mein Herr,« sprach der Grieche, »die unerwartete Hilfe, die Gott mir sendet. Ziehen Sie sich zurück und lassen Sie mich und diese Männer ungehindert den Boden Italiens verlassen, den mein Fuß nie wieder betreten soll.«

Der Rittmeister wandte sich verächtlich ab. »Ich bin nicht gewohnt, mit einem Genossen von Räubern und Mördern zu unterhandeln! Schreiben Sie es sich selbst zu, wenn Sie als solcher behandelt werden!«

Er verließ mit festem, unbesorgtem Schritt den Felsengrat und zog sich zu seinen Leuten am Fuß zurück.

Grimaldi verhinderte die Banditen, auf ihn zu schießen.

Dann, die gefährliche Lage, in der sie sich Alle befanden, überschauend, traf er rasche Anstalten zur Vertheidigung des Fels-Plateaus, bis es dem Boote der Tartane, die der Schuß aufmerksam gemacht haben mußte, gelingen konnte, heranzukommen.

Anch der österreichische Offizier gab seine Befehle, und während Husaren zu Pferde, eine Chaine bildend, jede Flucht nach der Landscite hin verhinderten, drang, die Karabiner schußbereit, eine Abtheilung Soldaten und Gendarmen zu Fuß auf dem Aufgang der Klippe langsam vor.

Ein Blick nach der Straße hin belehrte den Capitain, daß Lady Adelaide mit ihren Freunden zusammengetroffen war. Aber statt umzukehren auf den Weg nach Grottamare, kam die ganze Gruppe durch den Schuß aufmerksam gemacht und den Angriff der Soldaten entdeckend, hastig näher.

Auch die zwei entfernten Reiter näherten sich eilig.

Indeß blieb dem Griechen nicht viel Zeit zu Beobachtungen; denn die dringende Gefahr nahm alle seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Die Banditen hatten sich auf der Höhe der Klippe, die den Zugang beherrschte, Deckungen gesucht und lagen hinter Felsstücken und vom scharfen Seewind verkrüppelten Baumstämmen. Die Nebel begannen sich rasch aufzuklären und von den Strahlen der Sonne in die Tiefen der Bucht niedergedrängt zu werden. Die Aufmerksamkeit war jetzt zu sehr nach dem Lande zu beschäftigt, als daß man sie nach der entgegengesetzten Seite hin hätte richten können.

Der von dem Schicksal so grausam Verfolgte und an der letzten Stufe zur Rettung noch Getäuschte stand auf der Höhe der Felsplatte frei und allein, den Kugeln der Soldaten sich bloßstellend. Es war ersichtlich, daß er, trotz des warnenden Zurufs seiner unerwarteten Vertheidiger, sich der Gefahr bloßstellte und – müde der Verfolgungen und des Kampfes – sein Leben preisgab. Konnte er auch einen schönern und lieberrn Tod sterben, als mit den Waffen in der Hand, im Angesicht von ihr, die er liebte und die ihm im Leben verloren war?

Aber dieser Tod schien ihm nicht werden zu sollen. Denn als jetzt das Feuer begann und auf den ersten Schuß Nicolo's einer der Gendarmen zusammenbrach, schienen die erwiedernden Salven der Soldaten auf den Befehl des kommandirenden Offiziers absichtlich nicht gegen ihn, vielmehr nur gegen die versteckten Banditen gerichtet.

Der Ionier sah, wie die Briten heran jagten bis an die Postenkette der Husaren und von diesen zurückgehalten wurden, sich weiter zu nähern. Er sah, wie Richard Hunter, sein Freund, wiederholt versuchte, zu dem österreichischen Offizier zu dringen und wie seine lebhaften Vorstellungen und Bitten kalt und energisch von diesem zurückgewiesen wurden. Er sah, wie ihm zum Zeichen Lady Adelaide ihr Tuch wehen ließ und hob die Hand mit dem Säbel, den Nicolo, der Bandit, ihm gereicht.

Aber um ihn krachten die Schüsse der Verfolger und Schritt um Schritt, Sprung um Sprung drangen die Soldaten und Gendarmen vor, die Fechtweise der Banditen jetzt selbst nachahmend. Und während die gesetzlosen aber kühnen Männer für seine Vertheidigung die Erde mit ihrem Blut tränkten, konnte er selbst nicht das Geringste dafür thun, nicht einen Schlag seines Säbels.

Zwei der Banditen waren bereits erschossen, ein dritter verwundet, und nur noch die Büchsen Nicolo's, und des alten Luigi trennten ihn von den Feinden. Langsam hatte die kleine Schaar sich weiter und weiter an dem Felsenplateau hinauf gezogen. Die beiden Banditen, die hier keine Deckung mehr fanden, hielten am Zugang der Felsenplatte, die über das Meer hinausreichte, entschlossen – da alle Hoffnungen der Rettung verloren war – nicht lebendig in die Hände der Sbirren zu fallen.

Die Gegner standen einander, etwa zehn Schritte weit, gegenüber, einen Augenblick ruhte das Feuer, und man bereitete sich zu einem Handgemenge vor. Der Grieche, in der Linken die Pistole, in der Rechten den Stahl, war bereit zum letzten Kampf, als dieser plötzlich durch einen unerwarteten Zwischenfall verzögert wurde.

Von der Seite her, über die zackige Felswand, schwang sich der Matrose Stephanos auf das Plateau, mit wildem Jubelruf das Nahen eines Bootes verkündend; – durch die Soldaten und Gendarmen brachen sich mit Gewalt zwei Männer Bahn und sprangen zwischen die Kämpfenden.

Der Eine von ihnen – fast ein Greis, stürzte mit Jubelruf zu den Füßen des Capitains und umfaßte sie. »Der heiligen Panagia sei Dank, wir kommen noch zu rechter Zeit, Dich zu retten, Herr!«

Der Capitain drückte Theodoros, den treuen Diener, dankend an sich, doch blieb ihm keine Zeit zu fragen, denn die Ereignisse drängten jetzt mit Gedankenschnelle.

Die Gestalt des Fremden, der mit Theodoros gekommen, war hoch und kräftig, sein Gesicht, von einem dunklen Bart umschattet, von kühnem Schnitt, zugleich eine gewisse rastlose Beweglichkeit und Verschlagenheit zeigend. Er mochte etwa fünfundvierzig Jahre alt sein und trug die volle Uniform eines französischen Infanterie-Majors.

»Fort da, Männer! Halten Sie Ihre Leute zurück, mein Herr!« sagte er ziemlich heftig zu dem kommandirenden Offizier; »ich mache Sie verantwortlich für Alles, was gegen jenen Mann geschieht, der französischer Unterthan ist!« Damit stellte er sich schützend vor den Capitain.

Die unerwartete Dazwischenkunft hielt die Soldaten in ihrem Vordringen auf. »Mit welchem Recht, Herr,« fragte der Rittmeister drohend, »wagen Sie es, meine Soldaten in ihrer Pflicht zu hindern? – Ich kenne Sie nicht und dieser Mann da ist kein französischer, sondern ein englischer Unterthan, ein gefährlicher Rebell gegen seine Regierung und ein Feind der meinen, zu dessen Festnahme alle Behörden angewiesen sind!«

»Einen Augenblick, Herr,« sagte der Franzose, als er bemerkte, daß der Rittmeister auf's Neue seinen Leuten das Zeichen zum Angriff geben wollte – »dieser Herr ist doch der ehemalige Capitain Grimaldi von der albanesischen Leibwache des heiligen Vaters!«

»So ist es – ein Rebell von Korfu und Venedig – in die Amnestie nicht eingeschlossen und deshalb . . . «

»Was Signor Grimaldi früher gewesen, kümmert mich nicht. Er ist gegenwärtig Franzose, Capitain im ersten Bataillon der Fremdenlegion von Algerien und hier ist das Patent, von Seiner Hoheit, dem Prinz Präsidenten selbst unterzeichnet und vom General Gemeau in Rom contrasignirt.«

Er präsentirte das Dokument, das dem Flüchtling so unerwartet die Rettung bringen sollte, dem verdutzten österreichischen Offizier, der es nahm und sorgfältig prüfte.

»Ich muß Ihnen wiederholen,« sagte er während dem, »daß ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen!«

»Ich bin französischer Offizier, wie Ihnen meine Uniform zeigt,« entgegnete der Fremde stolz, »der Commandant Dugonier, im Generalstab des Generals Gemeau. Wenn Sie gefälligst Ihren Blick dorthin wenden wollen, werden Sie unsere Flagge sehen, unter deren Schutz ich hierher gekommen.«

Aller Augen wandten sich nach der See, die jetzt frei von den Nebeln war und den vollen Blick über ihre Fläche gestattete. In einiger Entfernung schaukelte sich auf ihrem Anker eine stattliche Kauffahrer-Brigg, von deren Masten jetzt lustig die dreifarbigte Flagge im Morgenwind wehte; ein Boot arbeitete auf halbem Wege von der Brigg zum Ufer, und als der Offizier

jetzt sein Kasket erhob und nach dem Schiff hinüber winkte, donnerte von dessen Bord ein Signalschuß, zum Zeichen, daß man ihn bemerkt. – Tief hinaus in der See und bereits mehrere Meilen entfernt, sah man zwei Fahrzeuge, mit einem Berg von Segeln beladen, von denen das größere das andere – das Stephanos' seegeübtes Auge alsbald erkannte – eifrig zu verfolgen schien.

Der Grieche faßte den Arm seines unverhofften Retters. »Aber erklären Sie mir . . .«

»Still!« flüsterte dieser – »ich kam leider zu spät diese Nacht in Ripatransone an und verfolgte Ihre Spur. Es bleibt Ihnen keine Wahl – das griechische Schiff, das Sie aufnehmen wollte, mußte gestern Anker kappen und wird dort von einem englischen Kriegsschooner gejagt.«

Der Rittmeister reichte das Patent zurück. »Es hat allerdings seine Richtigkeit, Herr Kamerad,« sagte er entschlossen, »und ich bedaure deshalb um so mehr, darauf keine Rücksicht nehmen und von meiner Instruction abgehen zu können. Sie befinden sich hier auf dem Boden der Legation von Ancona, die nicht von französischen, sondern von österreichischen Truppen besetzt ist. Dieser Herr dort ist in Gesellschaft von Banditen im Kampfe gegen die gesetzmäßige Obrigkeit betroffen worden und noch darin begriffen – Sie sehen selbst die Genossen, mit denen er sich umgeben! Meine Pflicht verlangt, ihn wenigstens als den Gefährten von Räubern und Banditen zu verhaften und in Gewahrsam zu bringen. Ihre Regierung mag ihn sodann reclamiren, wenn sie das Recht zu haben glaubt, die Entscheidung darüber aber muß ich meinen Vorgesetzten überlassen!«

Der Commandant warf einen ärgerlichen Blick auf die trotzig Gestalten der drei Banditen, die zum neuen Kampf bereit, vor den Soldaten standen. »Was kümmert das Gesindel uns, nehmen Sie es und hängen Sie es an den nächsten Galgen – aber legen Sie Ihre Hand nicht an einen französischen Offizier!«

»Ich habe Nichts gemein mit diesen Männern,« sagte der Capitain fest, »aber ich werde die nicht verlassen, die in dem Augenblick der Gefahr willig ihr Leben und ihr Blut für meine Rettung gegeben, und selbst wenn es Räuber und Mörder sind!«

Der weitem Erörterung wurde dadurch ein Ende gemacht, daß Nicolo vorstürzte und einen Dolchstoß nach der Brust des österreichischen Offiziers führte. »Wenn wir sterben sollen,« schrie der Geliebte der armen Maritana, – »soll es im Kampfe gegen die Schergen sein und ihr Blut soll zuerst die Erde tränken!« Aber der Stoß des Rasenden wurde durch eine glückliche Bewegung des Rittmeisters vereitelt und streifte nur seinen Arm. Im nächsten Augenblick wälzte sich der wilde Knäuel des Kampfes auf und nieder, denn die beiden andern Banditen hatten sich gleichfalls mit dem Muth der Verzweiflung auf ihre Gegner geworfen und fochten, schon von Wunden bedeckt, noch wie Rasende. Der Ionier wollte ihnen zu Hilfe eilen, doch der französische Offizier drängte ihn zurück und wies nach der Seite der Felsen. »Dort hinab!« rief er ihm zu – »suchen Sie das Ufer zu gewinnen – in wenig Minuten muß das Boot der Brigg am Strande sein – ich decke Ihren Rückzug!« Stephanos, der Matrose, aber faßte ihn am Arm und zog ihn mit Gewalt zum Abhang hin. Schon hatte er sich über den Rand der Felsen geschwungen, Grimaldi noch immer festhaltend und wollte sich mit ihm in das Buschwerk werfen, das unten die Seitenwand der Klippe bedeckte, als ihnen auch hier Bayonnette entgegenblitzten. Der Gendarmen-Offizier hatte die Zeit der Verhandlung auf der Felsklippe benutzt, um eine Anzahl seiner Leute durch die Schlange Peppino dahin beordern und so den Verfolgten jeden Ausweg zur Flucht abschneiden zu lassen; der Sohn Pescare's sprang ihnen – ein Pistol in der Hand – mit wildem Geschrei vor den Soldaten herlaufend, entgegen.

Wahrscheinlich mochte er in der Aufregung des Kampfes oder von der ähnlichen Kleidung getäuscht, den albanesischen Matrosen für Danilo, den Herrn der Tartane, selbst halten, der die Engländer vor dem Überfall der Räuber gerettet und so den Tod seines Erzeugers veranlaßt hatte; denn er hob sofort, als er ihn ansichtig wurde, die Waffe, die man ihm gegeben, und schoß sie mit dem wilden Geschrei: »Blut für den Vater und Pepe!« auf den Albanesen ab, der mit dem Capitain beschäftigt, ihm den Rücken zukehrte. Die Kugel durchbohrte seine Seite und schlug in das Herz, so daß der Uskoke – Grimaldi loslassend – die Arme in die Luft warf, und lautlos, eine Leiche, den Klippenabhang hinunter rollte.

Mit zwei Säbelhieben brach sich der Capitain Bahn vor den andrängenden Gendarmen und schwang sich auf die Höhe der Klippe zurück. Vergeblich suchte hier der französische Offizier mit ausgebreiteten Armen die Soldaten zurückzuhalten, welche über die von zahllosen Säbelhieben durchbohrten Leichname der Banditen, erbittert durch die Wunden und den Tod manches der Ihren, vordrangen – und nur durch den strengen Commandoruf ihres Offiziers abgehalten wurden, von ihren Karabinern gegen den Flüchtling Gebrauch zu machen. Der Franzose wurde zur Seite gedrängt, eine Mauer seiner Feinde begann sich um Markos Grimaldi zu schließen.

Selbst der willkommene, gesuchte Tod schien ihn zu fliehen; denn langsam, ihrer Beute jetzt gewiß, drangen die Husaren gegen das Ende der Klippe vor, während von der Seite her die Gendarmen jeden Weg nach dorthin versperrten. Einen Blick warf der Tapfere von seiner erhöhten Stellung, während sein Säbel den Kreis der Gegner von ihm abhielt, über diesen hinaus nach den entfernten Freunden, die jede seiner Bewegungen und seine Noth deutlich zu schauen vermochten. Der Vicar hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen, den Tod oder die Gefangennahme des Freundes nicht zu schauen, dem er nicht zu helfen vermochte. Adelaide Seymour aber saß unbeweglich auf ihrem Thier, gleich der Statue einer Niobe, die Augen fest auf den Geliebten geheftet – und ihre erhobene Hand wies zum Himmel empor.

Ihre Lippen schienen sich zu bewegen, er glaubte, trotz der Entfernung, trotz dem wilden Gewühl des Kampfes, auf den Lüften zu ihm getragen ihr letztes Wort zu hören:

»*For ever!*«

»Ergeben Sie sich, Capitain Grimaldi!« tönte der Ruf des Rittmeisters – »jeder Ausweg ist abgeschnitten – legen Sie die Waffen nieder – Sie sind in unserer Gewalt!«

Er preßte mit der Linken das Medaillon an die Lippen, das die Britin ihm beim Scheiden gegeben und schwang den Säbel um sich in gewaltigen Kreisen.

»Niemals, so lange ein Mann zu sterben vermag!«

Mit einem Sprung rückwärts befand er sich am äußersten Rande der Klippe, der über der kochenden Brandung hinaushing.

»*For ever!*«

Ein Blitzen seines Säbels im Sonnenschein, wie dieser voran durch die Luft flog – ein Sprung – ein Schrei des Erstaunens und Entsetzens aus dem Munde kampf- und blutgewohnter Männer – – –

Die Klippe war leer!

Einen Augenblick standen Alle erstarrt, erschreckt vor der entschlossenen That – dann stürzten sie vor an den Rand der Klippe, in das tosende Grab zu schauen, das sich der Tapfere gewählt.

Die enge und tiefe Bucht, von hohen Felsenwänden eingeschlossen, über welche die Klippe weit hinaushing, war auf dem Grunde noch bedeckt mit den ballenden und treibenden Nebeln, die der Morgenwind draußen von der sonnigen glänzenden Fläche der See bereits vertrieben. Kein Zeichen, ob der Leib des tapfern Kriegers sich an den Steinen zerschellt, ob er in den Wellen den schweren Todeskampf ringe, tönte herauf, nur das Kochen und Schäumen der Brandung, die sich mit wüthender Gewalt an den Felsenwänden brach, toste wild und gab die Überzeugung, daß es unmöglich sei, ihrer Wuth zu entrinnen.

Das Boot der französischen Brigg näherte sich noch immer dem Ufer und war etwa fünfzig Faden¹ von dem Eingang der Bucht entfernt.

Noch standen Alle schweigend und beklommen – als plötzlich ein Schrei von mehreren Lippen die allgemeine Erstarrung löste und viele Hände nach der Stelle wiesen, wo die Nebel des Felsenkessels endeten.

Aus dem Ausgang der Bucht, aus den wallenden Nebeln hob sich, von den rückprallenden Wellen getragen, eine dunkle Gestalt, ein Kopf tauchte aus den Wogen auf, kräftige Arme theilten in regelmäßigem Schlag das Wasser, gegen die anstürmenden Wogen tauchend und jede rückprallende Welle geschickt benutzend, um das freie Meer zu gewinnen!

Der Sohn des Felseneilands an der griechischen Küste hatte das furchtbare Wagstück unternommen, die Brandung zu durchbrechen und es war ihm gelungen, trotz der Nebel die Öffnung der Bucht glücklich zu gewinnen.

Der französische Offizier jubelte laut auf. »*Vive la République! Viva la fortune!* – Er wird entkommen, er wird das Boot erreichen!« Seine Hand schwang das Kasket über dem Kopf, den Matrosen zur Eile winkend, die von dem Gipfel einer Welle den Schwimmer gesehen und sich mit verdoppelter Anstrengung in die Riemen warfen.

»Fertig zum Feuern! – Schlagt an! – Feuer auf den Rebellen!« Die harte Stimme des österreichischen Offiziers donnerte das Commando – noch ehe der Franzose sich schützend vor die Mündungen werfen konnte, krachte die Salve.

»Fluch der feigen That! Ein Barbar nur kann so handeln!« Als der Pulverdampf sich verzogen, sah man den Schwimmer mit halbem Leib aus den Wellen tauchen – ein dunkler Strom röthete das Wasser um ihn, – das Boot der Brigg war kaum dreißig Schritt noch von ihm entfernt – wie in zorniger Verachtung des Hasses, der ihn in die Tiefen des Meeres verfolgte, schwang er den Arm – dann versank er!

In diesem Augenblick fegte ein Windstoß vom Lande her durch die Spalten und Schluchten der Klippen die Nebel aus der Bucht hinans auf die offene See und sie bedeckten das Boot und die Stelle, wo der kühne Streiter für die Freiheit seines Volkes in Meer und Blut versunken war.

Der österreichische Offizier faßte den Arm des Franzosen. »Sie werden mir Rechenschaft geben, Herr, für Ihre beleidigende Rede. Was ich gethan, war meine Pflicht!«

Der Commandant machte sich von ihm los. »Die Pflicht des Soldaten, mein Herr,« sagte er streng, »geht nicht bis zum Morde, und wo Gott selbst so schützend die Hand über den Verfolgten ausstreckt, da ist Beharren auf seinem Verderben nichts andres als Mord! Keine Politik der Welt kann solche Thaten rechtfertigen. Wenn Sie Genugthuung für meine Worte und meine Meinung wünschen, so werden Sie mich zu jeder Zeit in der Umgebung des Generals Gemeau in Rom finden. Für jetzt ruft mich die Pflicht an Bord jenes Schiffes!«

¹300 Fuß.

Er wandte ihm stolz den Rücken und schritt durch die Reihe der Soldaten nach dem Fuß der Klippen und zu dem zurückgelassenen Pferd.

Indem er an der Gruppe der Engländer vorüber kam, sah er die bleiche Marmorgestalt der Lady bewußtlos auf dem Rasen in den Armen ihres Bräutigams liegen. Kein Laut – kein Schrei war ihrer Brust entschlüpft – starr und gefaßt hatte sie den Tod des Theuern gesehn und erst bei der Salve der Gewehre das Bewußtsein sie verlassen.

Durch die letzten sich zerstreuenden Nebel konnte man von der Höhe der Klippe das französische Boot zu seinem Schiff zurückkehren sehen.

For ever! – ?

DIE FEUERSBRUNST.

Wir haben den Grafen *Raousset Boulbon*, den Chef der Sonora-Expedition, verlassen, als er in der Arena zu San Francisco Striped-Bob, den Königstiger aus den indischen Dschungeln, festen Fußes erwartete.

Als das Thier mit gewaltigem Sprung seinen Käfig verlassen, blieb es etwa zehn Schritte davon auf seinen Vordertatzen liegen, peitschte die Flanken mit seinem Schweif und schaute mit den zusammengekniffenen Augen der Katzenarten umher.

Die ungewohnte Freiheit seiner Bewegungen, das glänzende Tageslicht, die Masse Menschen umher schien ihn einige Augenblicke zu betäuben und einzuschüchtern.

Dann aber erhob er sich, und that einen zweiten Sprung, der ihn dem Grafen wieder um zehn Schritte näher brachte.

Jetzt erblickte der Tiger diesen und erkannte gleichsam instinctartig in ihm seinen Feind.

Er stieß ein wüthendes, heiseres Gebrüll aus, das die Nerven selbst der muthigsten Männer unter den Zuschauern erbeben ließ.

Von diesem Augenblicke an verließen die grünlich leuchtenden Augen des Tigers den Grafen nicht wieder – das Gebrüll kam lauter und grimmiger aus seinem Rachen und seine Vordertatzen zerrissen wüthend den Boden.

Der abenteuerliche Abkomme des Königsgeschlechts der Bourbonen ertrug diesen furchtbaren Anblick, ohne zu wanken, sein Auge kreuzte sich mit dem des Tigers und bewachte jede seiner Bewegungen, indem er zugleich langsam die Büchse nach seiner Schulter erhob.

Man hätte eine Nadel fallen hören können in den Pausen des Gebrülls, so athemlos war das Schweigen der Zuschauer.

Jene langsame und vorsichtige Bewegung seines Gegners schien jedoch dem Thier nicht zu gefallen, und es ist oft bemerkt worden, daß die Bestien der Wildniß bald die Gefahr recht gut kennen und würdigen lernen, die ihnen von den Schußwaffen der Europäer droht. Der Tiger verfolgte die Büchse mit den Augen und ehe sie noch vollständig zur Wange des Schützen gekommen war, warf er sich auf die Hinterfüße zurück und hob sich zum Sprung.

Aber dieser Moment hatte dem Grafen genügt, sein Ziel zu nehmen. Die Büchse krachte, der Dampf wirbelte empor und der Tiger stürzte, wie von einem Blitzstrahl getroffen, zu Boden.

Ein Viva-Geschrei, wie vorhin bei dem Fall des Bullen, tobte durch den Circus, Männer und Frauen erhoben sich von ihren Sitzen und Viele stürzten die Treppen hinunter oder schwenkten sich über die Geländer, um in das Innere der Arena zu gelangen. Edward O'Sullivan spornte sein Pferd zu einem mächtigen Sprung über die Barrière und war in zwei Sätzen bei dem Grafen.

Nur der indische Prinz und seine beiden Tigerjäger theilten die allgemeine Begeisterung nicht, ja die beiden Letzteren suchten mit Winken und Zuruf von ihrem gesicherten Sitz herab die Menge zurückzuhalten.

Ihr scharfes Auge hatte im Nu entdeckt, daß der Tiger kein Blut verlor.

In der That hatten die ersten Herandrängenden kaum die innere Barrière erreicht, als der Tiger sich langsam auf den Vorpoten empor richtete und, den Rachen weit aufreißend, wie erstaunt um sich schaute.

Einen Moment darauf stieß er ein heiseres mächtiges Brüllen aus.

Man kann sich denken, welchen Eindruck diese plötzliche unerwartete Erscheinung auf die sich drängende Menge machte. Wie eine Heerde gescheuchter Vogel stoben die Vorwitzigen zurück und suchten, übereinander herstürzend, mit Angst- und Hilfesgeschrei die schützenden Barrièren und Sitze wieder zu erklimmen. Einige Augenblicke lang bot der Circus das Bild einer unbeschreiblichen Verwirrung.

»Goddam! ich sagte es ja,« murrte Master Gibson, der Tigerjäger, zu seinem Gefährten. »Diese Franschmänner werden nie klug werden. Er hat kein Zinn zu dem Blei genommen, die Kugel hat sich am harten Schädel Bob's abgeplattet und ihn nur betäubt!«

»Halt die Augen auf, Kamerad!« antwortete der Schotte, »ich meine, wir werden eine schwere Bö zu sehen bekommen!«

Der Tiger hatte die Fliehenden entkommen lassen, ohne auch nur eine Bewegung zu machen. Der Graf, der Tiger und – Edward O'Sullivan waren allein im Innern der Arena.

Das Pferd des jungen Irländers war bei dem Gebrüll des Tigers unbändig vor Angst und Schrecken geworden, seine Flanken bebten, seine Nüstern bedeckten sich mit weißem Schaum und Mähne und Schweif begann sich zu sträuben. Der Reiter selbst, obschon sonst ein Mann von Kühnheit und Entschlossenheit, schien den Kopf verloren zu haben und nicht zu wissen, was er beginnen solle.

Auf der Tribüne der Franzosen konnte man einen leichten, leisen Aufschrei hören – eine Todesblässe überzog das Gesicht der schönen Margarethe und ihre Hand faßte krampfhaft den Arm des Indiers, der mit unverwandten Blicken den Vorgang verfolgte. Seine Augen begannen jenes geheimnißvolle dämonische Funkeln anzunehmen, das sie einen Augenblick im Spielerzelt beim ersten Erblicken des jungen Mädchens gezeigt.

Graf Raousset Boulbon stand noch auf dem vorigen Fleck, er hatte nach dem Schuß die Büchse als nutzlos fortgeworfen und nach dem Yatagan gegriffen, der in seiner Seidenschärpe steckte, um dem Tiger den Gnadenstoß zu geben; aber als dieser sich so unerwartet wieder erhob, ließ er den Griff fahren und streckte seine Hand rückwärts nach seinem Sekundanten aus.

Wer dicht bei ihm gestanden, hätte in diesem Augenblick vielleicht eine kleine Veränderung seiner Gesichtsfarbe gesehen – für die Entfernten blieb jedes Zeichen menschlicher Schwäche unsichtbar.

»Die Flinte, Edward, die Flinte!« rief er auf französisch.

Sei es, daß O'Sullivan den Befehl nicht verstand, sei es, daß er zu sehr alle Geistesgegenwart verloren oder nicht im Stande war, sein zitterndes Pferd näher an den Grafen heran zu bringen, – er hielt bewegungslos die Flinte in seiner Rechten, während das Roß, schweißbedeckt, fast auf den Hacken der Hinterbeine liegend, Schritt um Schritt nach dem Ende der Arena zurückdrängte.

»Die Flinte, Edward! – die Flinte, Memme!« wiederholte der Graf mit gewaltsam unterdrückter Aufregung.

Aber Edward O'Sullivan hörte nicht!

Der Tiger, durch das frühere Angstgeschrei der Menge, die jetzt wieder in athemlosem Schweigen der Entwicklung lauschte, aufgeregt, hatte die Betäubung, die ihm der Schlag der wohlgezielten Kugel an den Schädel verursacht – denn die Vermuthung Master Gibsons erwies sich später als richtig – abgeschüttelt, und gleichsam als habe er vor seinem wirklichen Gegner Respekt dadurch bekommen und die Lust eines Angriffs auf ihn verloren, richtete er seine flammenden Augen auf das zitternde Pferd und dessen Reiter.

Dann, mit gewaltigem Satz, sprang er an dem Grafen vorbei auf jene auserkorene Beute los.

O'Sullivan ließ die Flinte fallen und galoppierte, ohne einen Versuch des Widerstandes zu machen, davon, vielleicht, um am Ende der Arena nochmals den Sprung über die innere Barrière zu wagen. Man sah, wie der sonst so feste und kühne Reiter im Sattel schwankte.

Aber ehe er noch das Ende erreicht, ehe noch das Pferd den Sprung vollführen konnte – wenige Schritte von der Tribüne entfernt – war der Tiger vor ihm und sprang mit einem gewaltigen Satz dem bäumenden Roß an die Brust, mit den scharfen Krallen in dem Fleisch sich festgrabend.

Das Pferd stieß eine Art von durchdringendem, jammerndem Stöhnen aus, einen Schrei, der mit nichts Anderem zu vergleichen ist und nur auf den Schlachtfeldern von zum Tode getroffenen edlen Rossen gehört wird – und brach, mit Blut bedeckt zusammen, indem es seinen todesbleichen Reiter über die Kruppe auf den Sand warf.

Ein Ruf des Entsetzens erscholl von Aller Lippen. Die Frauen verhüllten ihr Gesicht mit den Händen und Tüchern, die Männer standen erstarrt vor Schreck oder klatschten enthusiastisch in die Hände – ein solch glorreiches Schauspiel hatte San Francisco noch nicht genossen, seit der erste Goldplacer entdeckt worden!

»Zehn Dollars gegen einen,« sagte Slong, der Methodist, zu seinem jetzigen Compagnon, dem großen Kentuckier, den er aus einem Croupier zu seinem Untereinnehmer im Circus gemacht hatte – »zehn Dollars gegen einen, daß Master O'Sullivan aufgeessen ist, ehe Du Dir eine neue Cigarette anstecken kannst!«

»Es gilt!« rief der würdige Genosse, indem er eilig seinen Tabacksbeutel hervor langte und eine Papiercigarre zu drehen begann.

Auf der Tribüne des Grafen ereignete sich zu gleicher Zeit eine eben so dramatische Scene, als die war, die unten in der Arena sich begab.

Die junge Irländerin war nach jenem ersten Schrei mit stummem Entsetzen der Gefahr des Bruders und der furchtbaren Jagd gefolgt. Jetzt in diesem Augenblicke der höchsten Noth wandte sie sich zu ihrem Nachbar. Ihr schönes Gesicht war blutlos bleich – ihr Auge starr wie das einer Sterbenden. Kaum vernehmlich war ihr Ton, kaum Bewegung in den weißen

Lippen, als sie, die Hände gefaltet, zu dem Indier flüsterte: »Mein Bruder – o retten Sie meinen Bruder!«

Srinath Bahadur heftete einen Moment seine Augen auf die ihren, jenen dämonischen, geheimnißvollen, versengenden Blick, der wie der Feuerstrom des Vulcans glühte, wie das Auge der Schlange bezauberte, der ein Meer von Blut und eine Gigantenwelt von Leidenschaft einzuschließen schien – dann stieß er einen wilden gellenden Kampfruf aus und sprang über die Brüstung seiner Loge in den äußern Gang der Arena. Man sah ihn die Hand auf den Rand der hohen Barrière legen und mit der Leichtigkeit einer Stahlfeder darüber hinweg fliegen.

In diesem Augenblick hob der Tiger seinen Kopf von der zerrissenen zuckenden Brust des Pferdes und streckte die Vordertatze nach dem unglücklichen Irländer aus, der besinnungslos am Boden lag.

Ein Blitz funkelte, zischte durch die Luft.

Der Tiger stieß ein kurzes Brüllen des Schmerzes aus und drehte sich zur Seite.

Die Dschambea, die der indische Prinz fast im Sprunge geschleudert, hatte die Muskeln des Vorderbeins durchschnitten, noch ehe die blutgerötheten Krallen den Irländer berührt hatten.

Seitdem hinkt Striped Bob auf dem rechten Vorderfuß. Wer die berühmte Menagerie des Master Wombwell in London besucht und vor den Käfig des Tigers tritt, wird beim rastlosen Auf- und Niederwandeln des Thieres leicht die Spuren dieser Verletzung bemerken.

Ein weißer heller Schatten schien der funkelnden Dschambea durch die Arena zu folgen, – es war der flatternde weiße Mantel des Indiers, der mit drei Sprüngen die Gruppe erreichte, und sich vor den Bruder der schönen Margarethe warf.

Einen Moment lang schien diese furchtbar schöne Gruppe ein einziger Ball von Farben, Glanz, Funkeln und Gebrüll, dann erst vermochten die erstaunten Zuschauer die einzelnen Gestalten zu sondern.

Der Indier erwartete, in der Rechten die mit der Spitze nach dem Boden gesenkte Klinge seines krummen Säbels, um den linken Arm den weißen Kashemir des Mantels gewickelt, das eine Knie auf den Boden gestützt, den Angriff der Bestie.

Aber der Tiger hatte sich gleich einer Katze zusammengekrümmt, die Borsten seiner Nase sträubten sich, das grünliche Auge funkelte und der weit geöffnete Rachen sprudelte Gischt und Schaum.

Eine geheimnißvolle Macht schien ihn zu lähmen – statt vorwärts zu springen auf seinen Feind, begann er langsam, Zoll um Zoll, rückwärts zu kriechen.

Das Auge des Tigers und des Maharadschah verließen einander nicht.

Jene geheimnißvolle dämonische Macht, die aus dem matten, sanften Auge des Indiers in Augenblicken der Aufregung strahlte – die leidenschaftliche Erregung des Menschen – beherrschte die Wuth des Thieres.

Der Tiger kroch immer weiter zurück. Fast in derselben Stellung, halb erhoben, Zoll um Zoll folgte ihm der indische Fürst.

Wir haben den Grafen einen Augenblick vernachlässigt, da Alles das, was wir hier erzählen, sich schneller ereignete, als die Worte ihm zu folgen vermögen.

Der edle Bourbone, entschlossener als Diejenigen seines hohen Geschlechts, die durch ihr Schwanken in der Gefahr den schönsten Thron der Welt verloren haben, ohne sich wieder

aufrichten zu können, – war sogleich, als er O’Sullivan fliehen sah, nach dem entgegengesetzten Ende der Arena gestürzt, um die Flinte aufzuheben, die der Irländer in der Bestürzung hatte fallen lassen. Er hatte nicht sobald das Gewehr ergriffen, als er auch zurückeilte, um sich dem Tiger entgegenzustellen.

Aber er würde natürlich für Edward O’Sullivan zu spät gekommen sein ohne die Dazwischenkunft des Maharadschah, seines Rivalen.

Jetzt, die seltsame Stellung des Thieres und des Mannes erschauend, sprang er hinter den Tiger und hob das Gewehr zum Schuß, daß der Lauf fast dessen Kopf berührte.

Die Bestie zeigte mit dumpfem Knurren, daß sie die Nähe des neuen Feindes fühlte, aber sie wagte nicht, das Auge des Indiers zu verlassen.

Ohne seinen Blick abzuwenden, winkte dieser mit der Linken den Grafen zurück. »Schieße nicht, Monseigneur – überlasse ihn mir! *Ich liebe die Tiger!*«

Der Graf trat erstaunt zur Seite, die Flinte noch immer schußfertig; fast an seinen Füßen vorbei kroch der Tiger in Windungen gleich einer Schlange immer weiter zurück.

Zwei Schritt von seinem Rachen entfernt folgte der Indier, seinen furchtbaren Feind allein mit der Macht seines Auges zurückdrängend nach dem Käfig zu, von dessen Höhe die beiden Tigerjäger – athemlos wie die ganze Menge umher – dem dämonischen Sieg ihres Herrn zuschauten.

Der Tiger schien jetzt jeden Widerstand aufgegeben zu haben und ganz willenlos der magnetischen Gewalt jenes menschlichen Auges zu gehorchen. Seine Wildheit verlor sich, das wüthende Schnauben hörte auf und man sah ihn endlich am ganzen Leibe zittern. So erreichte er die offene Thüre des Käfigs und sprang, die Öffnung fühlend, mit einem Satz hinein und bis in den hintersten Winkel, wo er sich erschrocken zusammenkauerte.

Sogleich rasselte, von den kräftigen Händen Mac-Scotts und seines Kameraden aus seinen Klammern befreit, das eiserne Gitter der Thür herunter und verschloß den Käfig.

Wie ein schwerer Odemzug aus befreiter Brust lief es durch die Menge und jetzt brach ein fast wahnsinniger Jubel aus. Nicht blos die Männer, sondern selbst die Frauen stürzten in die Arena, andere tanzten und sprangen auf den Bänken, schleuderten die Hüte in die Luft und geberdeten sich wie toll. Der Name *Nena Sahib* war auf allen Lippen und klang in hundert enthusiastischen Lobes-Variationen. Auch der Graf bekam für den bewiesenen Muth seinen Theil, ganz San Francisco – denn man konnte dreist annehmen, daß dies hier versammelt war – erklärte, sich noch nie so vortrefflich unterhalten und seine Dollars so amüsant verwerthet zu haben.

Während dieses allgemeinen Aufruhrs und Lärmens war der Graf zu seinem Rivalen getreten und reichte ihm mit dem Ausdruck hochherziger Offenheit und Biederkeit die Hand. »Sie haben das Leben O’Sullivans gerettet, Hoheit,« sagte er, »und wahrscheinlich auch das meine – ich erkläre mich Ihnen gegenüber besiegt. Um Ihren Wünschen zu genügen, halte ich mich verpflichtet, von der Sonora-Expedition zurückzutreten und werde morgen abreisen.«

Der Maharadschah war mit der Beendigung seines kühnen Abenteuers ein ganz veränderter Mann geworden. Seine kriegerische Haltung war verschwunden, das Auge wieder matt und freundlich und sein Benehmen von Neuem das eines europäischen Gentlemans.

»Monseigneur,« sagte er leise, »Sie kennen meine Zwecke, aber Brahma möge mich bewahren, auf Kosten Ihres Gefühls und Ihrer Interessen sie zu erreichen. Wollen Sie mir gestatten,

es Ihnen auf meine Weise möglich, ja nothwendig zu machen, Ihre Expedition auf drei bis vier Monate zu verschieben!«

»Wenn Sie dies im Stande sind, Prinz, wäre uns Beiden geholfen. Ich achte Sie hoch und wünschte, Ihnen diese Achtung zu beweisen.«

»Dann sind wir einig, Monseigneur. Verschieben Sie gefälligst Ihren Aufbruch nach der Stadt noch einige Zeit, – wir kehren dann zusammen zurück.«

Er ließ den Grafen im Kreise seiner Umgebung und zog sich einige Schritte zurück, indem er Gibson winkte. Dieser trat sofort zu ihm.

»Du kennst den schwarzen Mann mit den Augen eines Fakirs, der diesen Platz gemiethet?« fragte er ihn in indischer Sprache.

»Gewiß, Hoheit – der Kerl wollte ja zu uns übertreten. Er ist ein durchtriebener Halunke.«

»Suche ihn auf und bringe ihn an den Ort, wo unsre Pferde stehen. In wenig Augenblicken bin ich bei Dir.«

Master Gibson brach sich mit seinen rüstigen Ellenbogen Bahn und hatte nicht viel Mühe, Slong, den Methodisten, zu finden, denn die Neugierde oder Theilnahme hatte diesen nicht vermögen können, sich von seiner mit den Dollars der Schaulustigen gefüllten Kassette zu trennen oder in's Gedränge zu wagen.

Mit seinem Schatz unterm Arm und in der Entfernung von zehn Schritten von dem Kentuckier John Merdith, und seiner Pistole, theils zum Schutz, theils aus Mißtrauen begleitet, fand sich dieser Gauner alsbald auf der Stelle ein, wo die indischen Diener des Maharadschah die Pferde umherführten.

Der Platz war ziemlich von Neugierigen leer, denn Alles hatte sich, da der Eintritt zum Circus jetzt Jedem frei stand, dort hinein gedrängt, um die Helden des Tages und den Tiger in der Nähe zu sehen, und das Geschehene zu besprechen.

Master Gibson stellte Heseekiah Slong dem Maharadschah vor und ließ ihn auf dessen Wink mit ihm allein.

»Du bist ein Mann, der für Geld Alles thut?« eröffnete der Indier sofort das Gespräch.

Slong schaute ihn verdutzt an. Diese Manier, mit seiner Moralität umzuspringen, imponirte ihm.

»Die Gerechten in Israel leben in Kummer und Sorgen in dieser schweren Zeit,« wimmerte er. »Der leidige Mammon regiert die Welt und ein armer Mann muß sehen, wo er etwas verdient.«

»Wie viel hast Du in jenem Kasten?«

»O Illustrissimus! Es ist nicht viel – die Hälfte geht ab für jenen habgierigen Schurken, der mich nicht aus den Augen läßt. Auch sind die Kosten so groß ... «

»Sage es rasch! Meine Zeit ist kurz.«

»Nun, wenn es Eure indische Majestät durchaus wissen will, es werden so an drei bis viertausend Dollars darin sein.«

»Willst Du fünftausend verdienen?«

»Fünftausend?«

»Ich sagte es.«

»Und was muß ich dafür thun? – Vielleicht diesem lumpigen französischen Grafen, der Eure Majestät beleidigt, so von hinten etwa eine kleine Kugel ... «

»Schurke – wage es nicht! – Wenn binnen einer Stunde –« er flüsterte ihm einige Worte zu – »so erhältst Du fünftausend Dollars.«

»O Jesu, Du mein Heiland – was muthen Eure Herrlichkeit mir zu! – Es kann Ihr Ernst nicht sein, Euer Hoheit würde ja selbst dabei Schaden haben!«

»Narr – was kümmert's Dich?«

Slong legte den Finger an die Nase. »Ich kalkulire, es ist dergleichen vielleicht so ein absonderliches Plaisir, wie man sich's in Eurer Hoheit Heimath zu machen pflegt. O ihr heiligen Märtyrer, es wäre eine schreckliche That und wer sie thäte, würde büßen im ewigen Pfuhl, da er am heißesten ist! – Wann würden Euer Majestät wohl das Geld auszahlen?«

Der Maharadschah zog eine Briefftafel aus dem Gürtel und wollte einige Banknoten herausnehmen, der Methodist aber verhinderte ihn mit einer demüthigen Geberde daran.

»Verzeihung, Hoheit – ich traue Ihrem Wort. Der Schurke von Kentuckier dort drüben braucht nicht zu sehen, daß ich Geld von Eurer Majestät bekomme. Die Sache ist abgemacht! Aber alle diese Leute werden binnen einer halben Stunde, wenn sie sich müde geschwätzt und gesehn, nach der Stadt zurückkehren. Wie komme ich ihnen zuvor?«

Der Maharadschah legte die Hand auf den Sattel seines schwarzen Pferdes: »Ich werde Dir Orcan leihen, er überholt seinen Namensvetter, den Sturm! – Mache Dich bereit, indeß ich eine Zeile schreibe.«

Der Methodist winkte dem Kentuckier, warf sich neben ihm auf den Boden und begann den Inhalt der Kasette nach kurzer Zänkerei mit ihm zu theilen.

Der Maharadschah Srinath Bahadur schrieb auf dem Sattel des Renners, auf ein Blatt seines Taschenbuchs einige Worte in indischer Sprache.

»Bist Du fertig?«

Der Methodist mußte die letzten Goldstücke, die er eben im Begriff war, in den Ärmel zu escamotiren, seinem würdigen Geschäftsfreund überlassen und sich erheben. »Ich stehe Euer Herrlichkeit Hoheit zu Befehl!«

»Dann fort in den Sattel! Dies Blatt gieb an Mahdana, den Diener, den Du am Eingang meines Zeltens findest. Das Weitere ist Deine Sache – in einer halben Stunde brechen wir auf zur Stadt!«

Der Psalmensänger hockte bereits wie ein Affe im Sattel des feurigen Arabers. Auf ein schnalzendes Zeichen seines Herrn griff das Pferd weit aus und flog mit seinem Reiter, der mit einer Hand sich am Sattelknopf festklammerte, mit der andern es lenkte, auf dem Wege nach San Francisco fort.

Der Maharadschah wandte sich sogleich um und kehrte in die Arena zurück, wo bereits tausend Augen sich vergeblich nach ihm umgeschaut.

Als er, von seinen zwei Jägern begleitet, auf die Gruppe zuschritt, aus der die hohe Gestalt des Grafen über seine Umgebung hervorragte, öffneten sich die Reihen der rohen lärmenden Männer und ließen ihn mit einer gewissen Ehrerbietung durch, die unter allen abenteuerlichen Verbindungen immer dem Muth und dem Erfolg gezollt wird.

Von der Gruppe, die den Grafen umgab, trennte sich ein Paar und kam auf den Maharadschah zu: die Geschwister O'Sullivan.

Der Jubel bei dem glänzenden Sieg des Indiers über den Tiger hatte den jungen Mann aus seiner Betäubung geweckt, und seine Freunde und Kameraden hatten ihn aufgehoben und zu seiner Schwester geleitet, die in seinen Armen aus der Ohnmacht erwachte, welche ihre

Sinne umschleiert hatte, nachdem sie den Indier auf ihr halb bewußtloses Flehen in die Arena sich stürzen und dem geliebten Bruder zu Hilfe eilen gesehen.

Edwards Gesicht war von der Röthe der Schaam über die bewiesene Schwäche gefärbt, als er sich dem Indier an der Hand seiner Schwester näherte, während ihr Antlitz von Freude und Dank strahlte. Des Bruders Verwirrung zu Hilfe kommend, nahm das Mädchen das Wort. »Fürst,« sagte sie mit einfacher und desto erhabenerer Würde, »Sie haben mit Gefahr Ihres eigenen das Leben meines Bruders geschützt. Monseigneur, der Graf, hat Edward auf unsere Bitte soeben seiner Verpflichtung entlassen, und wir kommen, um Ihnen unser Leben in Ihrem Dienst anzubieten. Es ist das Einzige, was Edward und Margarethe O'Sullivan zu geben haben.«

Sanfte heilige Thränen rannen über ihr Antlitz, als sie sich niederbeugte, gleich als wolle sie demüthig des Indiers Gewand küssen – aber der Maharadschah kam ihr zuvor und verhinderte es, indem er ihre Hände faßte.

Seine Augen, leuchtend und strahlend, tauchten sich in die ihren – eine sanfte Röthe überzog ihr Antlitz – dieser Blick entschied über das Schicksal Indiens – dieser Blick sollte einst Ströme britischen Blutes, Ströme von Thränen englischer Mütter und Töchter kosten.

Mit diesem Blick tauschten *Nena Sahib*, der Erbe von Bithoor, und *Margarethe O'Sullivan*, die arme Irländerin, ihre Herzen für das Leben aus!

Arme Margarethe!

Blutiger Bahadur!

Was haben Habsucht und frecher Übermuth aus Euch gemacht!! – – –

»Dame,« sagte der Maharadschah in der bilderreichen Ausdrucksweise seiner Heimath, – »jener Tiger hat unter den Rosen von Schiraz geschlummert, seine grünen Augen sind mir theurer als die Diamanten von Nischnupoor und sein giftiger Athem ist wie der Hauch der milden Lüfte Kashemirs mir geworden. Einer der guten Geister meiner sonnigen Heimath hat sich in den gefleckten Leib des Tigers verwandelt, um Srinath Bahadur durch ihn die Königin der Frauen zuzuführen. Dein Bruder soll mein Bruder sein und ich will jedes Haar auf seinem Haupte schützen.«

Er reichte Edward die Linke und berührte mit den verschlungenen Händen der Geschwister den Tilluk, das heilige Zeichen auf seiner Stirn.

Von diesem Augenblick an war ihr Bund geschlossen.

Der Maharadschah näherte sich darauf dem Grafen. »Srinath Bahadur, der Sohn Bazie-Rû's, sagte er freundlich, »dankt dem tapfern Nafib der Franken für das Geschenk, das er ihm gemacht. Er wird die Blume des Abendlands pflegen, als ob sie dem Garten Brahma's entsprossen wäre.«

»Sie haben das Geschwisterpaar redlich erworben, Hoheit,« antwortete der Graf, »und ich gönne Ihnen seine Ergebenheit. Ohnehin,« fuhr er in französischer Sprache fort, die, wie er wußte, der junge Irländer wenig verstand, »ist es gut, daß wir uns trennen; denn mein Anblick würde Herrn O'Sullivan vielleicht zu unangenehm an einen Augenblick der Schwäche erinnern, der dem Tapfersten passiren kann. Aber ich meine, Hoheit, wir brechen auf, denn in einer Viertelstunde wird die Sonne im Ocean verschwunden sein, und ich glaube, wir haben für einen Tag diesen Herren genug zu sehen gegeben. Werden Sie den Tiger noch heute nach Ihrem Hause zurückschaffen lassen?«

»Den Tiger!« Der Indier sah ihn mit Erstaunen an. »Der Tiger, Monseigneur, ist nicht mehr mein Eigenthum. Er gehörte Dir von dem Augenblick an, als Du ihn verlangtest. Srinath Bahadur nimmt nie zurück, was er einem Fremde gegeben.«

»Ich nehme Ihr Geschenk an, Hoheit,« sagte der Franzose heiter, »und will es in San Francisco pflegen lassen, bis ich mir in der Sonora ein kleines Königreich erobert habe, und Striped Bob zu meinem Leibtiger machen kann. Aber nun zu Pferde, meine Herren, zu Pferde! und Sie, meine schöne Dame, erlauben Sie mir, zum letzten Mal Ihren Beschützer und Cavalier zu machen.«

Er reichte Miß Margarethe den Arm und führte sie unter dem Hurrahruf der sie umdrängenden Menge durch die Arena nach dem Platze, wo die Pferde standen.

Die Scene gewährte ein überaus belebtes und buntes Bild, als das Gewühl die kleine, interessante Reiterschaar umdrängte und langsam auf der Straße nach der Stadt zurückzuwogen begann. Die rothen Strahlen der untergehenden Sonne zitterten vom Westen her über den Ocean und vergoldeten jenseits des Eingangs der prächtigen Bay den Gipfel des Table-Hill, während rechts über die weitgestreckte Bay vom vielersehnten Golddistrikt an den Ufern des *Rio San Joaquim* und *San Sacramento* her sich bereits die Schatten der Sierra Bolbones zu lagern begannen.

In zwanzig verschiedenen Zungen wurden die Abenteuer des Tages besprochen – nur Wenige gedachten des armen, zerrissenen Deutschen, der das traurige Opfer des Schauspiels geworden. Der Maharadschah, der Graf und die Irländerin ritten zusammen, gefolgt von ihren beiderseitigen Freunden und Dienern.

»Das Land, das jenseits jenes großen Meeres liegt, und in das ich Sie führen werde, Miß,« sagte der Prinz, der die schwungreiche Feierlichkeit des indischen Fürsten wieder mit der leichten Galanterie und Gewandtheit der civilisirten Gentlemen vertauscht hatte, »ist tausend Mal schöner und herrlicher, als das, welches Sie verlassen. Es ist die Mutter der Nationen und mit allen Schätzen der Welt von Brahma gesegnet. Seine Berge geben den Menschen Gold und edle Gesteine, in seinen Lüften wiegt sich der Paradiesvogel und jener gefiederte Smaragd und Rubin, der Kolibri. Seine Erde öffnet den Völkern ihre Brust und giebt ihnen Nahrung ohne die Mühe der Arbeit. In den Wellen der heiligen Flüsse findet der Kranke Genesung und der Todte die Auferstehung zu einem neuen Leben. Sie werden die Stätten schauen, wo eine gewaltige Geschichte seit Jahrtausenden ihre Monumente aufgebaut, das goldne Delhi – das heilige Benares, die riesigen Tempel von Jugarnaut . . . «

»Gewiß, Prinz, ich freue mich, Ihr schönes Indien zu sehen, von dem, gleich dem Lande der Märchen, schon unsere Kinderträume schwärmen. – Aber ums Himmels willen – was ist das – was geht vor? – was bedeutet jener Rauch? das Geschrei?«

Ein gellender Ruf erhob sich von der Spitze der Kolonne, die sich auf der Straße nach San Francisco fort bewegte und verbreitete sich unter der Menge, hundert Hände wiesen nach der Stadt, Aller Augen waren nach jener Richtung gewendet.

Der Ruf: »Feuer! Feuer! Es brennt in der Stadt!« zeterte durch die Massen, die in wildem Gewühl jetzt querfeldein vorwärts stürzten.

Ein Blick auf die etwa noch eine Viertelstunde entfernte Stadt zeigte die schreckliche Wahrheit.

Eine dunkle Rauchwolke, die allmählich mit der jetzt rasch heraufwachsenden Dämmerung eine feurige Röthe annahm, wälzte sich aus San Francisco empor zum Abendhimmel,

brennende Flocken und Rohrschoben begannen, vom Seewind gehoben, in die Höhe zu fliegen, Flammen hoch und gewaltig aus dem Dampf emporzuschlagen, und der Brand schien mit einer zauberhaften Schnelligkeit zu wachsen.

»*Cap de Bioux!* schrie der Graf auf, »unser Eigenthum verbrennt! Das Feuer muß mitten in dem verfluchten Nest sein, auf dem *placa major!* Lassen Sie uns eilen, Prinz!« Er wollte davon sprengen, der Indier aber faßte den Zügel seines Pferdes.

»Wo wollen Sie hin, Mylord?«

»Ei zum Teufel, sehen Sie denn nicht? Retten was möglich ist von meiner Ausrüstung!«

»Ihr Eigenthum, Mylord,« flüsterte der Maharadschah leise, »ist hier versichert!« Er wies auf die Brusttasche seines Gewandes. »Von Ihrer Habe in jener Stadt ist Nichts mehr zu retten. Lassen Sie San Francisco immerhin brennen, es ist nicht das erste Mal und wird nicht das letzte Mal sein!«

»Aber Ihnen selbst verbrennen Schätze dort – Ihre prächtigen Sachen . . . « er versuchte den Zügel von der Stahlhand des Indiers frei zu machen.

»Der Brand kommt mir viel zu gelegen, Monseigneur, als daß ich den kleinen Verlust nicht verschmerzen sollte. Sie werden jetzt den Grund haben, den Sie verlangten, um die Sonora-Expedition auf einige Monate verschieben zu können!«

Der Graf starrte ihn entsetzt an, ohne das unergündliche spöttisch dämonische Lächeln auf dem Gesicht, Nena Sahibs lösen zu können. – »Verstehe ich Sie Recht? – Prinz – es wäre barbarisch!« Mit Gewalt riß er sein Pferd los und sprengte davon, von seinen Begleitern gefolgt, die keuchende, schreiende, dahinstürzende Menge rücksichtslos durchbrechend oder zu Boden werfend.

Nur der Maharadschah schien von dem ganzen Zuge seine Ruhe und Kaltblütigkeit bewahrt zu haben; er hielt gleichfalls Edward O’Sullivan zurück, der sich dem Strom anzuschließen eilte und befahl seinen Leuten, ihn und die Geschwister zu umgeben, so daß der compacte Kreis sie gegen die wogende Fluth der Menschenmenge schützte.

Nachdem er durch einen Befehl den Capitain seines Schiffes mit der Hälfte der Matrosen nach dem Hafen gesandt, drang er langsam nach der Stadt vor.

Alle Befehle, die er ertheilte, waren ruhig, klar und verständig. Er befahl, daß Keiner sich ohne ausdrückliches Geheiß aus seiner Nähe entferne und versprach, Jedem den Schaden, den er durch die Feuersbrunst erlitte, zu ersetzen. Durch diese Ruhe und Sicherheit wurde selbst die zitternde Margarethe an seiner Seite beruhigt und sie blickte mit dem Gefühl der Bewunderung und des Vertrauens zu dem Mann auf, den sie sich zu ihrem neuen Beschützer gewählt; – ja die stolze Ruhe des indischen Fürsten stärkte den Funken eines heißeren, innigeren Gefühls, den seine Heldenthat und das magnetische Begegnen ihrer Augen bereits in ihrem schwärmerischen Herzen geweckt hatten.

Je näher sie der Stadt kamen, desto furchtbar schöner wurde der Anblick. Ganz San Francisco schien ein einziges Flammenmeer. Der leichte Bau aus dürrer Holz und Segeltuch, den der größte Theil der Stadt zeigte, die Masse der häufig auf den offenen Straßen oder in bloßem Verschlag von Leinwand lagernden Waarenvorräthe hatte den Brand mit zauberhafter Schnelligkeit sich verbreiten lassen, und nachdem derselbe erst im vollen Gange und ein Theil der Bevölkerung von dem Circus zurückgekehrt war, loderten die Flammen plötzlich auch von zehn noch unberührten Stellen empor, denn es fehlte und fehlt nie in San Francisco

an Händen, die mehr als bereitwillig sind, ein zufälliges Unglück zu vermehren und davon verbrecherischen Nutzen zu ziehen.

Der Seewind hob und senkte die Flammen immer in gigantischen Wogen zum Himmel auf und nieder – die Fläche der Bai war weithin geröthet von dem Widerschein, so daß die ankernden Schiffe wie im Tageslicht zu sehen waren. Die Gluth wurde schon in einiger Entfernung bemerklich und vermehrte sich mit jedem Schritt, den man näher that, fast zum Unerträglichen – das Geschrei, der Lärmen waren wahrhaft furchtbar.

Der Maharadschah hielt am Eingang der Stadt. »Das ist kein Schauspiel für Sie, Miß,« sagte er besorgt, »Mac-Scott und Ihr Bruder sollen Sie mit vier Matrosen zum Hafen begleiten, wo in Zeit einer Viertelstunde Boote der Brigg zu Ihrer Aufnahme bereit sein werden.«

»Und Sie Hoheit – wohin gehen Sie?«

»Ich werde den Grafen Boulbon, Ihren bisherigen Beschützer, aufsuchen, und mir dieses Schauspiel ein Wenig ansehen. Ich weiß das Gefühl nicht zu deuten, aber – ich gestehe Ihnen – es hat etwas Erhabenes und Anziehendes für meine uncivilisirte Natur!«

»Dann, Hoheit – gestatten Sie, daß auch ich und mein Bruder dahin gehen, wo Sie hingehen. Wir haben gelobt, Sie nie zu verlassen!«

Sein Auge leuchtete und dankte ihr. »Vorwärts denn!«

Die gespannten Pistolen in der Hand, die Fußgänger dicht um die drei Reiter geschaart, so drangen sie jetzt in den glühenden Pfuhl ein, den man bisher San Francisco nannte.

Nur Schritt um Schritt vermochte man vorwärts zu kommen, obschon die Straßen breit gebaut und die Zwischenräume groß waren. Brennende Flocken und leichte Gegenstände flogen überall umher, die zusammenstürzenden Gebälke sprühten die Funken hoch in die Luft. Fässer mit Terpentin, Spiritus und Rum geriethen in Brand und ließen die blauen Flammen weit hinein in den Weg laufen. Vom Löschen war natürlich gar nicht die Rede, selbst nur weniges Eigenthum konnte gerettet werden, und was gerettet wurde, mußten die Eigenthümer mit den Waffen in der Hand gegen Räuber und Banditen vertheidigen, oft genug dabei ihr Leben lassend. Die Hölle schien sich geöffnet und ihre Brut ausgespieen zu haben, so infernalisches und verwildert und ohne Mitleid und Gefühl waren die Gestalten, die hier umhertobten. In zwanzig Sprachen kreischten und lästerten Flüche und Verwünschungen! Das *Carambo!* des Spaniers und Mexikaners mischte sich mit dem Geschrei der Chinesen und den weichen Lauten der Südseeinsulaner. Zwischen englischen und französischen Verwünschungen klang der Gutturalton der Wilden, das zeternde harte Geschrei der Malayen und der deutsche Hilferuf, der rauhe, abscheuliche Fluch des Magyaren und des Polen. Erst bei einer solchen Gelegenheit konnte man merken, welche Masse von Gesindel aus allen Himmelsgegenden San Francisco beherbergte. Das gellende Mordio war grauenhaft – dazwischen knallten Schüsse – Blut mischte sich mit den lodernden Flammen – Kindergeschrei, Weibergekreisch – es war entsetzlich, und über das Alles her die rothe wogende Gluth der riesigen Feuersbrunst.

Margarethe O'Sullivan wankte todesbleich, wie vorhin, als sie ihren Bruder unter den Krallen des Tigers sah, im Sattel, erschüttert von den furchtbaren Szenen umher, und mußte von Jenem unterstützt werden.

So gelangte die kleine Schaar, Schritt um Schritt weiter dringend, endlich auf dem *placa major* an. Hier war, wie man hörte, das Feuer ausgebrochen und das große Spielhaus wie die Zelthäuser der Sonora-Expedition und der Tiger-Killing-Company lagen vollständig in Asche.

Es war offenbar unmöglich gewesen, das Geringste von den Vorräthen zu retten. Das Gedränge und der Lärmen waren hier womöglich noch größer als in den Straßen. Die Geschwister sahen zwar auf einer Erhöhung die hohe Gestalt des Grafen zu Pferde, aber es war keine Aussicht, zu ihm zu dringen.

Plötzlich scholl über all dem Lärmen der gewaltige Ruf: »Platz für den Richter Lynch! Platz für die Gerechtigkeit des Volkes!« und in der Menschenmasse öffnete sich eine Gasse bis hin zu dem Hügel, auf dessen Höhe unter einem großen Laternenpfahl der Graf Raousset Boulbon mit seiner Umgebung hielt. Aus dem Gewühl der Menge drangen sechs starke, wohlgekleidete Männer, Revolver und Bleistöcke in den Händen, in ihrer Mitte ein Mensch mit besudelten Kleidern und blutrünstigem Gesicht, an einem Strick um den Hals ohne Erbarmen fortgeschleift. Die Menge heulte, pfiß, grunzte, aber so viele Verbrechensgenossen der Gefangene auch rings umher haben mochte, so wagte doch Keiner auf sein flehendliches Hilfsgeschrei seine Rettung zu versuchen; denn die entschlossenen Gesichter der Männer des Lynch und ihre gespannten Pistolen flößten auch den Verwegensten Respect ein. Überdies stießen auf jenen Ruf bald von allen Seiten anständig aussehende Männer, auf dieselbe Weise bewaffnet, zu den Sechs und bildeten einen Wall um den gefangenen Verbrecher. Der indische Fürst und seine Gesellschaft benutzten die Öffnung der Menge, und warfen sich dicht hinter dem Gefangenen in die Gasse. Der Eindruck, den die heldenmüthige That des Maharadschah auf alle diese rohen Gemüther gemacht hatte, war noch zu neu, als daß ihm die Menge nicht hätte Raum geben sollen, und so gelangten er und seine Umgebung in die Nähe des Grafen.

Ein halb bitteres, halb süffisantes Lächeln lag um den charakteristischen Mund des Franzosen, als er den Maharadschah erblickte. »Ich erwartete Sie kaum hier zu sehen, Hoheit!« sagte er mit scharfer Betonung. »Wenn Sie kommen, mir Ihr Bedauern über die Zerstörung aller meiner Aussichten auszudrücken, so kann ich mich revangiren. Ich mache Ihnen den Mann da zum Geschenk mit seiner Schatulle, den ich das Glück hatte, aus den Händen einiger Spitzbuben zu erlösen, die eben ihren verdienten Lohn empfangen sollen.«

»Hurrah für den Richter Lynch! Es lebe die Gerechtigkeit des Volks!« Gebrüll, Pfeifen, Toben rings umher! Mit Entsetzen sah Margarethe O'Sullivan, daß ein Mann, auf den Schultern eines andern hockend, zwei Stricke an die beiden Arme des Laternenpfahls befestigte.

Dazu das Mordio der entfernten Menge, das Prasseln der einstürzenden Gebälke!

Der Indier sah nach der Richtung, die der französische Graf ihm andeutete. Dort stand Madahna, sein Diener, den er zur Bewachung des Zeltes zurückgelassen, die Stirn mit Blut bedeckt, in der Rechten den malayischen Krys, während die Linke ein Kästchen von Elfenbein und Silber fest in die Falten seines Mantels gewickelt hielt, gleich als wolle er es sich nur mit dem Leben noch einmal entreißen lassen.

Wenige Schritte von ihm wurde der Bankhalter, der am Abend vorher mit Master Merdith, dem Kentuckier, die Bank im großen Spielhaus geführt, von kräftigen Händen festgehalten.

Sein Gesicht hatte eine Aschfarbe angenommen, und er richtete seine grauen Augen starr auf die furchtbaren Vorbereitungen am Laternenpfahl.

»Ihr Slave oder Diener, Hoheit,« sagte der Franzose, indem er auf den ehemaligen Congreßdeputirten und Pferdedieb wies, »wurde von diesem Burschen und zwei Genossen überfallen, während er irgend ein Stück seines Eigenthums zu retten versuchte. Er vertheidigte sich tapfer und stieß einem der Raubgesellen seinen Dolch in's Herz. Aber die beiden andern

wurden ihm zuviel. So nahm ich mir denn die Freiheit, den Zweiten niederzuschießen und Diesen da dem Richter Lynch zu überliefern. Sie können sogleich Zeuge der Execution sein.«

Während der Maharadschah seinen Diener an's Pferd winkte, ihn befragte und ihm das Kästchen an Mac-Scott zu geben befahl, hatte man den zweiten Gefangenen herbeigeschleppt und es wurde rasch, mitten in dem Flammenmeer, von den, wie oben beschrieben, thätigen Männern ein Kreis um sie gebildet. Beide standen unter dem Laternenpfahl und die Stricke hingen – eine sehr trübselige Aussicht – neben ihnen nieder.

Der Prozeß war äußerst kurz. Ein stattlicher Mann warf sich zum Präsidenten des Lynch auf und begann das Verhör mit dem zweiten Gefangenen.

»Wie heißt Du?«

»Was kümmert's Euch? Ihr seid nicht der Alcalde.«

»Wie Du willst! Was hat der Bursche begangen!«

Ein Mann aus der Reihe trat vor.

»Ich traf ihn, wie er ein Waarenlager in Brand zu stecken bemüht war.«

»Könnt Ihr das beschwören, Master Weidler?«

Der Deutsche hob die Finger in die Höhe. »Ich thue es, Herr.«

»Gut! Was entscheidet der ehrwürdige Lynch!«

»Den Strick!« antworteten Alle im Chor.

Der Verurtheilte begnügte sich mit der Antwort: »Hol' Euch Alle der Teufel, Ihr Halunken! Ihr seid eben nicht besser als ich!«

Der Präsident wandte sich zu dem andern Gefangenen. »Und Du? wie heißt Du?«

»O, Ihr kennt mich ja wohl, Sennor Enriquez; Ihr gewannet gestern noch an meiner Bank zwanzig blanke Dollars! Sharp! James Sharp Euch zu dienen! Ich bin unschuldig wie ein neugebornes Kind, Sennor, und es ist eine reine Verwechselung der Person. Überdies bin ich Mitglied für Ohio im hohen Congreß und es darf Niemand an einen Deputirten die Hand legen!«

»Ein Schurke erster Sorte seid Ihr,« antwortete kaltblütig der Präsident, »und es ist ein Segen für die bürgerliche Gesellschaft, wenn es gelingt, Euch aus der Welt zu schaffen. Wessen ist der Halunke angeklagt?«

»Ich traf ihn,« sagte der Graf, »wie er mit zwei Genossen diesen Mann, einen indischen Diener, überfallen und ihm mit Gewalt sein gerettetes Eigenthum zu rauben suchte. Der Kasten, den dieser Herr dort unterm Arm hat, war bereits in den Händen des Diebes, als wir ihn packten.«

»Er ist mein rechtmäßiges Eigenthum, würdiger Richter Lynch,« schrie Sharp. »Ich pflege mein Geld für die Bank darin zu verschließen, und jener verdammte Heide selbst ist es, der mir und meinen Freunden die Kasette zu rauben versuchte. Wenn Ihr mir nur zehn Minuten Zeit und die Erlaubniß geben wollt, mich auf der Placa umzuthun, will ich zwanzig Bekannte finden, die mit jedem Eid beschwören können, daß der Kasten mein Eigenthum ist!«

John Merdith, der ehemalige Croupier des Bankhalters, drängte sich aus der Menge. »Wenn Ihr mir zehn Dollars gebt, Sharp, grinste er, »will ich's auf der Stelle beschwören.«

Der Präsident machte einen bedeutsamen Wink mit der Hand nach dem Griff seines Revolvers, und der Helfer in der Noth zog sich sogleich in respektvolle Entfernung zurück.

»Es soll Niemand sagen,« sprach der spanische Kaufmann, der in diesem Augenblick vielleicht die Hälfte seines Vermögens unter der Feuersbrunst von San Francisco verloren hatte

aber sich nicht in der Ausübung der Pflichten jener Verbrüderung stören ließ, die damals allein in Californien Gerechtigkeit handhabte, »Niemand soll sagen, daß der Richter Lynch ihm Unrecht gethan. Zeigen Sie das Kästchen her, Sennor.«

Auf einen Wink des Maharadschah brachte der Tigerjäger dasselbe herbei. »Da Ihr der Eigenthümer seid, Master Sharp,« fuhr der Präsident fort, so werdet Ihr es hoffentlich öffnen können!«

»Ich habe den Schlüssel leider im Gedränge verloren, Sennor,« winselte Sharp.

Der Maharadschah nahm schweigend eine goldene Kette vom Hals, an der ein gleicher kleiner Schlüssel hing und reichte ihn dem Kaufmann.

Don Enriquez steckte den Schlüssel in's Schloß, er paßte genau, der Deckel sprang auf und den neugierigen Blicken der Umstehenden blitzte ein Flammenmeer, eine Zauberpracht von Diamanten, Rubinen, Smaragden und Gold entgegen.

Hundert Häse verlängerten sich und gierige Blicke wurden auf den reichen Schatz geworfen oder bedeutungsvoll getauscht, aber der wackere Kaufmann schloß rasch wieder den Deckel und gab Schlüssel und Schatulle zurück.

»Verzeihen Sie, Mylord,« sagte er zu dem Grafen, der etwas ungeduldig diesem Vorgang zugesehen, »es verstand sich, daß Ihr Wort genügte, aber ich wollte dem Schurken nur jeden Vorwand der Vertheidigung widerlegen. Was beschließt der Richter Lynch über den gegenwärtigen sogenannten James Sharp?«

»Den Strick!«

Das würdige Congreßmitglied versuchte vergebens die Schnur zu sprengen, mit der man seine Hände auf den Rücken gebunden. »Es ist eine Schande – ich protestire! ich will vor den Alcalden geführt sein!«

Niemand achtete auf sein Geschrei. »Ist Jemand hier,« fragte der Präsident, »der fähig ist, das Geschäft an den beiden Verurtheilten zu verrichten?«

»Wenn Sie erlauben, Sir – ich habe einige Übung!« Die Stimme gehörte niemand Anderen, als John Merdith, dem ehemaligen Genossen Sharp's. Der Schurke hoffte in den Taschen und Kleidern der beiden Verurtheilten, deren Besitznahme dem Henker zustand, Geld und Geldeswerth zu finden.

Aber zehn Andere machten ihm sofort Concurrrenz.

Da John Merdith auf dem Recht der ersten Meldung bestand, wurde ihm die Ehre zuerkannt, einen der Verurtheilten zu hängen.

»John!« flüsterte Sharp, »Du wirst nicht so gemein sein, Hand an mich zu legen. Bedenke, wir haben so manches Glas Whiskypunsch mit einander getrunken und oft unter einer und derselben Pferddecke geschlafen, wenn wir nichts Besseres hatten. Deine Hand war stets in meiner Tasche und wir haben Alles brüderlich mit einander getheilt!«

»Narr, der Du, bist! eben deshalb!« meinte John gleichmüthig, indem er die Schlinge knüpfte. »Da Du nun einmal baumeln mußt, wirst Du doch nicht wollen, daß ein Fremder Dich beerbt!«

»Nun vorwärts, Schurke!« befahl der Anführer des Lynch, »verrichte Dein Geschäft, wenn Du nicht selbst die Stelle an der Laterne einnehmen willst!«

»Da hast Du's!« sagte der Kentuckier, während er die Schlinge um den Hals seines Opfers legte, »die Gentlemen haben verteufelte Eile!«

»Einen Augenblick noch, John – bei dem Andenken an Deine Mutter! – Thu' einen Schnitt mit dem Messer über den Strick an meinen Händen, um alter Freundschaft willen, und ich kann mich retten. Ich gebe Dir alles Geld, was ich habe!«

»Trägst Du es bei Dir?«

»Ja!« Die Zähne des Todescandidaten klapperten, denn eben stieß der Indianer, der seinen Mitverurtheilten in die Ewigkeit spedirte, den Schemel unter diesem weg, der trotzig und stumm den Tod erlitt.

»Es wird nicht viel sein, der Halunke Slong hat Dich gestern ausgebeutelt. Aber steige hier hinauf.« Er schob ihm den alten halbverbrannten Stuhl unter, der den Galgen-Apparat vervollständigen mußte, »Wir müssen die Schufte bis zum letzten Augenblick täuschen und ich kann dann besser Deine Handgelenke erreichen!«

»Aber John – Du wirst doch nicht! . . . mach' die Schlinge nicht so fest . . .«

»Jetzt ist's Zeit – spring!« Er hielt sein Wort und trennte die Schnur mit einem scharfen Schnitt, aber zugleich stieß er den Schemel mit dem Fuß weit fort und Sharp baumelte in der Luft, noch ehe er sich von der Schlinge befreien konnte.

Der Todeskampf des Verbrechers, der jetzt mit den freien Händen in der Luft umher fuhr, war entsetzlich und selbst die Mitleidslosesten wandten sich schauernd ab.

Lange vorher, ehe die beiden Executionen vollzogen worden, hatte der Indier mit seiner Begleitung und dem Grafen den Platz verlassen, den er bat, auf seiner Brigg ein Unterkommen für die Nacht anzunehmen, da sein eignes Obdach zerstört worden und in San Francisco gegenwärtig weder Ruhe noch Nahrung zu haben war. Mac-Scott und Gibson richteten auf den Wink ihres Gebieters die gleiche Einladung an eine Anzahl Mitglieder der Sonora-Gesellschaft und trafen dabei eine sorgfältige Auswahl, die ziemlich genau mit der anpreisenden Liste übereinstimmte, die Slong am Abend vorher im Spielzelt dem Tigerjäger zu dessen Verdruß vorerzählt. Außer den drei Franzosen *Delavigne*, *Cordollier* und *Vaillant* befanden sich *Ralph*, der Bärenjäger, *Joaquin Alamos*, der Pfadfinder und der Canadier *Adlerblick* darunter. Aber, ob es in Folge einer Weisung des Maharadschah oder in Folge irgend einer Antipathie geschah – sie vermieden bei ihrer Auswahl sorgfältig die gebornen Engländer, obschon Gibson selbst zu der Nation gehörte.

Am Hafen traf die Gesellschaft die harrenden Boote der Brigg, die auf den Befehl des Maharadschah an's Ufer gekommen waren, und nach wenigen Minuten schwamm man auf den vom Feuerschein noch gerötheten Wellen der Bai dem Schiffe zu.

Die Heftigkeit des Brandes begann jetzt abzunehmen, da die Hauptstraßen der Stadt vollständig in Asche lagen. Drei Viertheile von San Francisco waren ein Raub der Flammen geworden. Hin und wieder ging noch ein einzelnes Haus in Brand auf und der Feuerschein beleuchtete die Sceuen her Verwirrung und des Verbrechens, die in dem unglücklichen Ort fortwütheten. So rasch und leicht, wie die Stadt entstand und wuchs, war sie auch vom Feuer vernichtet worden. Aber das war ein Ereigniß, das regelmäßig von Zeit zu Zeit eintrat und höchstens den Bankerott einiger Assekuranzen herbeiführte, im Übrigen aber dem Gedeihen der Stadt mehr nützte, als schadete.

Auf dem Verdeck der »Sarah Elise« herrschte während der ganzen Nacht ein reges Leben, Mac-Scott und Gibson bewirtheten ihre Gäste mit großen Bowlen von Whiskeypunsch und andern feurigen Getränken, während Srinath Bahadur, der den Geschwistern O'Sullivan seine

eigene Kabine eingeräumt, unter dem Zelt auf dem Hinterdeck mit dem Grafen in langem und ernstem Gespräch saß.

Die Sterne zogen ihre Bahnen über den tiefblauen Nachthimmel – die letzten Flammen von San Francisco versanken in Asche und Schutt – selbst das Geräusch und der Lärm verstummt – aber noch immer ruhten die Beiden wach auf den Kissen des Zeltes: der Maharadschah erzählte seinem Gaste von dem Wunderland seiner Heimath und der Knechtschaft seines Volkes!

Die Morgensonne beleuchtete bereits wieder eine volle Thätigkeit auf der Brandstätte des Abends. Mit der den Amerikanern eigenen und bald allen Einwandernden sich mittheilenden Thätigkeit und Zeitberechnung waren tausend kräftige Hände nicht blos mit der Wegräumung des Schuttes, sondern selbst schon mit dem Aufbau neuer Wohnungen und Boutiken aus Leinwand, Brettern, Latten und allen möglichen Materialien beschäftigt. Die Speculation war in voller Thätigkeit, die zahlreichen im Hafen ankernden Schiffe hatten Mannschaften an's Ufer gesetzt und die Capitains verkauften alle irgend entbehrlichen Vorräthe. Zelte wuchsen gleich Pilzen aus der Erde; fabelhafte Gebote wurden für Arbeitskräfte gethan und Reich und Arm legte mit gleicher Energie Hand an's Werk.

In den ersten Stunden hatte der Brand natürlich jedes andere Interesse absorbirt, und erst später dachte man daran, daß mit dem Verlust aller Vorräthe und Anstalten die Sonora-Company verloren sei. Die Actien begannen fabelhaft rasch zu sinken, ebenso wie die verschiedenen Brand-Assekuranzen, und man gab sich um so eher der Überzeugung eines vollständigen Ruins und Bankrotts hin, als der Graf mit einem Theil seiner Begleiter verschwunden blieb.

Plötzlich um Mittag verbreitete sich aus einer unbekanntenen Quelle die Nachricht, daß die Vorräthe der Sonora-Expedition bei zwei der besten Assekuranzen von New-Orleans und London zu einer so hohen Summe versichert gewesen, daß diese nicht allein hinreichen würde, das Aktien-Capital zu decken, sondern auch noch eine gute Prämie zu gewähren.

Auf diese Nachricht hin stiegen die Aktien mit gleicher Schnelle, wie sie gefallen waren, und es wurden bereits von den glücklichen Besitzern neue Bau-Speculationen abgeschlossen.

Es hieß, der Graf sei bereits nach New-Orleans abgereist, um das Geld zu holen.

Man sieht, der Börsenschwindel des freien Amerika giebt dem des Continents Nichts nach.

Der böse Leumund sagt sogar, die neue Welt sei die Mutter der Speculation und nicht ihr Kind, obschon das Judenthum aus dem Osten kam.

Aber man wird nicht Unrecht thun, wenn man den Yankee den Juden des Westens nennt. Und der Jude des Westens kommt noch weit über den Juden des Ostens.

Wie dem auch sei – genug, gegen zwei Uhr Mittags sah man von der Brigg »Sarah Elise« ein Boot abstoßen und zugleich auf, dem Verdeck Anstalten zum Absegeln treffen.

Das war dem Unions-Klubb von San Francisco eine sehr fatale Nachricht, denn man hatte am Mittag in einer Versammlung unter freiem Himmel beschlossen, am andern Morgen dem reichen Maharadschah durch eine Deputation zuerst eine Subscriptionsliste für den grandiosen Neubau eines Unions-Klubb- und Spielhauses vorzulegen.

Als das Boot näher kam und am Quai anlegte, erkannte man darin den Grafen Horace Aimée Raousset Boulbon mit seinem Adjutanten, dem Franzosen Vaillant.

Der Graf stieg sorglos und gleichgiltig an's Land, als wäre nicht das Mindeste passiert, als stünde San Francisco noch am alten Ort und als werde die Sonora-Expedition binnen drei Tagen in See stechen oder den Landweg nach dem Rio Gila einschlagen.

Die Anhänger des Grafen umringten ihn sofort mit Jubelgeschrei, die Aktionäre eilten herbei und bestürmten ihn mit einer Fluth von Fragen. Alles wollte Auskunft, Rath, Hilfe von ihm.

Aber der Graf wies alle Fragen zurück, und die Neugierde auf eine Publikation, die sofort erfolgen sollte.

Es fand sich zum Glück, daß eine der Druckereien San Francisco's vom Feuer verschont geblieben war. Dorthin begab sich der Graf, umgeben von einem Gedränge von Menschen. Die gewöhnliche Ungenirtheit der Amerikaner, mit der sie bis an die Presse selbst vordringen wollten, wurde jedoch durch die Maaßregeln des Grafen in einige Schranken zurückgewiesen, indem er seine Anhänger Thüren und Fenster besetzen ließ, zum großen Ärger des freien Volkes, welches das Haus seines Nachbars als sein Eigenthum anzusehen gewohnt ist.

Aber alles Schreien, Pfeifen, Rufen und Lärmen half Nichts. Der Graf, der die Publikation schon vorher entworfen haben mußte, blieb selbst am Setzerkasten und an der Presse stehn, bis das Blatt gedruckt war.

Dann wurden die Fenster des Hauses geöffnet und man warf einige hundert Exemplare den Leuten auf die Köpfe, während eine Zahl derselben fortgetragen wurde, um sie an den Resten der Pfosten und Wände von San Francisco anzuschlagen.

Ein großer Jubel erhob sich bei dem Lesen der Proclamation, und die Aktien der Sonora-Expedition stiegen rasch um zehn, zwanzig, dreißig Procent!

Die Bekanntmachung lautete:

Hauptquartier
von
Horace Aimée, Grafen von Raousset Boulbon,
Marquis de Tremblay,
aus dem fürstlichen Hause Lusignan,
General *en chef*
der Expedition nach *Sonora* und dem geheimen Schatz der
Azteken am Rio Gila.

Bei dem neuen Brande, mit dem die Weisheit und der Rathschluß des allmächtigen Gottes die Stadt San Francisco in vergangener Nacht zu prüfen für gut gefunden, sind die sämmtlichen Ausrüstungen der zum Aufbruch bereiteten Sonora-Expedition von den Flammen vernichtet und von Schurken gestohlen worden.

Um allen falschen Nachrichten sofort entgegenzutreten, macht daher der Chef der Expedition seinen Freunden und Begleitern, so wie allen Bewohnern von San Francisco Folgendes bekannt:

Die Expedition wird unter allen Umständen vor sich gehen und nur eine solche Verspätung erleiden, als die Anschaffung einer vollständigen neuen Ausrüstung erfordert.

Zu dem Ende hat der General *en chef* aus seinem Privatvermögen eine gleiche Summe, wie das Aktien-Kapital betrug, nämlich hunderttausend Dollars, bei Don Enriquez Estevan, dem ersten Banquier dieser guten Stadt, deponirt.

Die Aktionäre verlieren demnach keinen Heller und der Zeitverlust der Expedition wird dadurch wieder eingebracht werden, daß dieselbe zu Schiff über Guayamas abgehen wird, statt des früher beabsichtigten Landweges durch die Mohahwes.

Dagegen findet sich der General *en chef* zu folgender Erklärung veranlaßt.

Die Verpflichtungen der angemeldeten Theilnehmer sind von diesem Augenblicke an aufgehoben, die gezahlten Vorschüsse gestrichen. Es steht Jedem frei, sich an einem beliebigen Unternehmen zu betheiligen, namentlich an der »**Tiger-Killing-Company**« Seiner Hoheit des *Maharadschah Srinath Bahadur*, eines sehr geehrten und geachteten Freundes des Generals *en chef*.

Der Letztere eröffnet sofort eine neue Anmeldung und wird jeden seiner bisherigen Begleiter mit Vergnügen und unter denselben Bedingungen, wie früher, aufnehmen, auch für seinen Unterhalt bis zum Abgang der Sonora-Expedition Sorge tragen.

Kund und zu wissen sei zugleich Jedermann, daß mit der Einwilligung und den besten Wünschen des Generals bereits verschiedene ehemalige Mitglieder der Expedition in den Dienst Seiner Hoheit des *Maharadschah* getreten sind.

Jeden Schurken, der sich von diesem Augenblicke an noch eilte ungünstige Bemerkung über die Sonora-Expedition zu erlauben wagt, wird der General *en chef* zur gebührenden Rechenschaft zu ziehen wissen.

Gegeben zu San Francisco am Tage des heiligen Elogius, den 25. Juni im Jahre des Herrn 1851.

Als man sich durch eine Nachfrage bei Don Enriquez überzeugt hatte, daß die hunderttausend Dollars richtig in guten Noten und Wechseln bei ihm deponirt worden, kannte die Begeisterung der würdigen Actionaire für den Grafen keine Grenze mehr. Man verlangte eine öffentliche Ovation, ließ einstweilen alle Bauprojecte im Stich und wollte ihn im Triumph in ein Meeting tragen.

Aber der Graf war so klug gewesen, sich durch eine Hinterthür längst zu entfernen; er kannte die schmutzigen Hände und den Gin-verdorbenen Odem der würdigen Bevölkerung von San Francisco! –

Eine Stunde nachher ruderten zwei Boote von verschiedenen Seiten auf die Brigg »Sarah Elise« zu.

In dem einen befand sich der Graf mit seinem Adjutanten – er kam, um an Bord Abschied zu nehmen.

In dem andern Boot, das von der Insel Yerba Buëna kam, saß Hesehiah Slong, der Methodist. Der Mann, welcher die Ruder führte, war kein anderer, als John Merdith, der würdige Kentuckier.

Es hatte diesen bedeutende Mühe und Schlaueit gekostet, seinen würdigen Meister und Kameraden aufzuspüren, der vom ersten Augenblick des Brandes an spurlos verschwunden

war. Ein Zufall führte ihn gen Morgen zu der Entdeckung, daß Master Slong noch in der Nacht nach der kleinen Insel übergesetzt war, die zwischen der Bai von San Pablo und der Bai von San Francisco mitten innen liegt und den Ausgang von Golden Gate in's offne Meer wie die Aussicht über die Rhede beherrscht.

Der Kentuckier sah alsbald ein, daß sein würdiger Freund dies nicht ohne besondere Absicht gethan haben konnte, und da ihm die Überspedirung seines alten Gefährten in's Jenseits wenig Gewissensbisse verursacht hatte, unternahm er alsbald eine Spazierfahrt nach der Insel.

In einer Schifferspelunke der untersten Klasse traf er nach vielem Suchen den Methodisten, der mit einiger Unruhe durch ein kleines Fernrohr die Anstalten zur Abfahrt beobachtete, die an Bord der »Sarah Elise« gemacht wurden. Da alles Volk von der Insel nach San Francisco übergesetzt war, so fehlten ihm die Mittel, an Bord des Schiffes zu gelangen und er sah daher bei allein Mißtrauen mit einem gewissen Vergnügen die Ankunft seines Compagnons aus dem Circus.

Nachdem die beiden Schurken sich nach Möglichkeit über den Zufall ihres Zusammen treffens angelogen hatten, machte Slong dem Kentuckier den Vorschlag, mit ihm, gegen eine Vergütung von zwei Dollars, an Bord der »Sarah Elise« zu fahren, indem er vorgab, daß er sich bei seinen Freunden, den Tigerjägern, für die Company anwerben lassen wolle. Er trug dabei Sorge, den Kentuckier wissen zu lassen, daß er das bei der Circus-Speculation erworbene Kapital bereits untergebracht habe – ob im Schooß der Mutter Erde, oder in einer Handelspekulation, ließ er ungesagt! – und daß alles Geld, was er bei sich führe, aus lumpigen fünf Dollars bestände.

Der Kentuckier antwortete damit, daß er seine Taschen umkehrte. Es befand sich Nichts darin, als einige Dietriche, ein schmutziges Spiel Karten und eine Hanfschnur.

Beide kannten sich – Beide wußten, was sie von einander zu erwarten hatten, aber Beide brauchten sich.«

Das war das Paar, das sich zugleich mit dem edlen Grafen der Brigg nahte.

Während dieser am Steuerbord auf's Deck stieg, klotzen Slong und sein Compagnon auf dem Backbord empor, wo sie ihren Kahn festgemacht. John Merdith hatte sich geweigert, im Kahn zu bleiben, wie sein Gefährte ihn überreden wollte.

Der Maharadschah saß, seine Hukah rauchend, im leichten indischen Gewand unter dem Sonnenzelt des Hinterdecks mit Edward und Margarethe O'Sullivan, als die beiden Kähne sich näherten. Edward verließ das Deck, ehe der Graf es betrat, und ging in den Raum.

Der Anblick des Mannes, der ihn beschützt, und den er im Augenblick der Gefahr preisgegeben, war ihm ein Dolchstich in's sonst so muthige Herz.

Vorn am Gangspill war die Mannschaft beschäftigt, den Anker aufzuwinden, und ihr ein förmiger Singsang tönte über das Meer.

Die Sonne begann sich stark zu senken – die Brigg wollte noch mit dem Wind, der gegen Abend gewöhnlich vom Lande strich, *Golden Gate* passiren und das Meer gewinnen.

Der Maharadschah erhob sich, sobald der Fuß des Grafen den Bord berührte, ging ihm entgegen und führte ihn zu dem Sitz neben Margarethe, während Vaillant sich zu seinen Gefährten wandte. Die angeworbenen Abenteurer, jetzt dreißig an der Zahl und darunter fast

Alle, die den Grafen am Abend vorher auf die Einladung Mac-Scotts und Gibsons an Bord begleitet hatten, lehnten lustig und plaudernd in verschiedenen Gruppen und Beschäftigungen auf dem Verdeck umher.

Die **Tiger-Killing-Company** war jetzt vollständig!

Der Maharadschah bat den Grafen, ihn zu entschuldigen, wenn er sich eines Geschäftes halber einen Augenblick zurückzöge, und ging in die Kajüte, indem er Gibson einen Wink gab, ihm zu folgen.

Gleich darauf holte der ehrliche Tigerjäger den Methodisten in die Kajüte.

Der Maharadschah stand neben einem Tisch, auf dem das geöffnete Kästchen stand, das Madahna aus den Flammen von San Francisco gerettet. So fand ihn der Methodist, als er unter tiefen Bücklingen eintrat.

»Eure indische Majestät nehmen es nicht ungnädig,« sagte der Halunke, »daß ich mir erlaube, meine devoteste Aufwartung zu machen. Es steht geschrieben in der heiligen Schrift: ein jeder Knecht ist seines Lohnes werth! Euer Hoheit werden sich vielleicht eines gewissen gnädigen Versprechens erinnern und die Sonne Ihrer Gunst leuchten lassen über Dero stets bereitwilligen Diener.«

Der Maharadschah sah ihn mit unverhohlener Verachtung an. »Ich habe gehört, daß Du ein Prediger des Christenglaubens, ein Missionär bist?«

»Wenn auch nicht gerade ein Missionär, Hoheit, so doch ein demüthiger Diener des Herrn Zebaoth. Ich bin ein wandernder Prediger – was man bei Euer Majestät, wie ich, gehört habe, Fakir oder Derwisch zu nennen pflegt, und der Herr hat seinen Geist mich erleuchten lassen, daß ich gläubige Gemüther mit der Salbung meiner Rede und dem Vortrag der heiligen Psalmen schon oft in Trübsal und Noth getröstet habe!«

Seine Augen schielten begehrllich nach den Schätzen der offenen Schatulle.

Der Indier wandte sich mit tiefem Ekel von ihm. »Der Gott der Christen,« sagte er endlich ernst, »muß in Wahrheit ein großer Gott sein, daß sein Glaube bestehen kann bei so viel Schlechtigkeit seiner Diener! Hier ist der Lohn, den ich Dir verheißen,« – er warf ihm einen Sack mit Gold vor die Füße – »geh' und besudle mit Deiner Gegenwart nicht länger dieses Schiff!«

»Die Gerechten in Israel werden verkannt! ich wollte mich eben in Eurer Hoheit Company ...«

»Fort mit Dir! – Sorge dafür, daß dieser Mann das Schiff verläßt und zögert er, so wirf ihn mit seinem Geld über Bord!«

Er scheuchte mit einer Handbewegung den Methodisten vom Eingang fort und verließ die Kajüte. Gibson aber, der die begehrllichen Blicke Slongs nach den Herrlichkeiten der Kajüte wohl bewachte, lud diesen jetzt ein, dem Befehl des Maharadschah Folge zu leisten. »Es wird spät, ehrwürdiger Hesekiah,« sagte er mit Laune, »und der Anker ist bereits an Bord. Die Segel werden im Augenblick gehißt sein und ich möchte nicht gern, daß ein alter Freund, wie Ihr, den Haifischen zum Futter würde, besonders, nachdem er so viel Geld verdient, wie Ihr in den letzten zwei Tagen. Also kommt nur, macht Euch überseit in Euern Kahn und grüßt mir noch einmal Striped Bob. Gott verdamm Eure Augen, die so schielig sind, wie die des Tigers, aber es ist mir ordentlich schwer geworden, mich von dem Vieh zu trennen!«

Damit schob er den Psalmensänger zur Thür hinaus und die Lukentreppe hinauf.

Das Schiff begann bereits langsam vor dem Winde zu treiben und die Mannschaft war damit beschäftigt, leichte Segel anzusetzen.

Der Maharadschah stand mit dem Grafen, der jungen Irländerin und einem Theil der Tigerjäger auf dem Hinterdeck, die Blicke nach der Stadt gerichtet.

Er bekümmerte sich nicht mehr um Slong, nachdem er seine Befehle ertheilt.

Dieser, von Gibson getrieben, wollte eben die Bootsleiter besteigen, als eine Welle das Schiff schwanken machte und ihn nöthigte, nach einem Halt zu greifen. Dabei fiel ihm der Beutel mit den Mohurs auf das Deck und obschon er, von Leder gemacht, hielt, zeigte doch der metallische Klang seinen Inhalt. John Merdith, der kentuckische Henker, hatte kaum Zeit, einen erstaunten und begehrliehen Blick auf den Schatz zu werfen, als sein würdiger Freund auch schon mit der Schnelligkeit des Raubvogels auf sein Eigenthum fiel und es unter seinem Rock wieder verbarg. Beide stiegen ins Boot und dasselbe verließ das Schiff.

»Was Sie mir von Ihrer Heimath erzählt, Hoheit,« sagte der Graf, »hat mein höchstes Interesse erregt. Ich war einst in meiner Jugend bestimmt, nach Pondichery, unsrer Colonie, zu gehen, um dort durch die Gunst meiner königlichen Verwandten eine hohe Stellung einzunehmen; da kam die Revolution von 1830 und zerstörte meine Pläne. Ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen vorgestern sagte, bänden mich nicht alle meine Interessen jetzt an dieses Land, ich zöge mit Ihnen nach Indien und erkämpfte mir dort eine Existenz, wie einst der Gatte ihrer Verwandtin, der Begum von Somroo, gethan. Ich habe so viel von dieser merkwürdigen Frau gehört, daß ich wohl wünschte, Sie benutzten die kurze Zeit, die wir noch zusammen sind, um mir Einiges von ihr zu erzählen. Ich liebe die kühnen, hervorragenden Menschen in jeder Zeit und in jeder Lage des Lebens, und habe einen scharfen Blick für Diejenigen, welche das Schicksal berufen hat, eine große Rolle zu spielen. Darum sage ich Ihnen, Hoheit, auch von Ihnen wird die Welt noch einmal reden – im Guten oder im Schlimmen, das weiß ich nicht! aber gewiß geschieht es. Ihr Volk oder vielmehr die Völker Indiens mögen noch so sehr an eine despotische Knechtschaft gewöhnt sein, auf die Dauer werden sie den furchtbaren Druck Englands, von dem Sie mir erzählen, dennoch nicht ertragen können.«

»Ein Jahrhundert hat den Hindu daran gewöhnt, Monseigneur,« sagte der Fürst trübe – »die Erinnerungen jener großen Zeiten, die Indien gesehen, sind verloschen! Ich bin zufrieden, wenn man mich ruhig auf dem Erbe meiner Väter läßt – meine Erziehung ist größtentheils europäisch gewesen und ich liebe die Sitten und Gebräuche der Europäer und bin ihr Freund, wenn ich auch ihre Ungerechtigkeit und ihre Habsucht beklagen muß.«

»Und glauben Sie denn, Hoheit, daß diese Habgier auch Ihnen gegenüber, weil Sie mit ihnen leben, reiten und jagen, schlummern wird? England hat stets noch seine Kolonien durch unerträgliche Gier zum endlichen Widerstand gezwungen. Sehen Sie auf Amerika! Die Schlimmsten aber von der ganzen Schaar dieser die Welt beherrschenden Kaufleute soll jene Gesellschaft von Krämerfürsten, die Ostindische Compagnie, sein. Darum, Freund, zeigen Sie ihr bei Zeiten die Klauen des Tigers, ehe sie Ihnen dieselben beschneidet und aus dem König der Dschungeln ein harmloses Hausthier macht, wie sie mir auf dem besten Wege scheint, zu thun. Man hat es ja, wie ich in den Zeitungen gelesen, mit dem Vermögen Ihres Verwandten, des Enkels der Begum von Somroo in London, eben so gemacht und ihn für verrückt erklärt.

Hüten Sie sich, daß man Sie nicht auch Ihres Reichthums beraubt, – die Compagnie hat sicher längst beide Augen darauf gerichtet! – Aber Sie wollten mir von der Begum erzählen!«

Der Maharadschah nahm das diamantenbesetzte Mundstück seiner Hukah aus den Lippen.

»Sie sollen die Geschichte der Begum hören, der Großmutter des Freundes und Beschützers meiner Jugend, David Sombre's oder David Dyce's, wie ihn die Engländer nennen! Ich selbst habe als Knabe die hohe Frau gar oft in ihrem Palast im goldenen Delhi gesehen. Mein Vater, der Peischwa, war ihr Freund und Verwandter.«

Die Zuhörer hatten sich um den Maharadschah aufmerksam gruppiert, um die Geschichte der merkwürdigen Frau zu hören, von der in den zwanziger und dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts oft in Europa die Rede war und die ein Beispiel giebt von den, abenteuerlichen und wechselnden Zuständen in dem alten Reich des Großmoguls.¹

»Die Begum,« begann der Maharadschah, soll mongolischer Abkunft sein und war um's Jahr 1753 Ihrer Zeitrechnung geboren und im mohamedanischen Glauben erzogen. Von ihrer frühesten Jugend ist Nichts bekannt. Als sie noch ein herumirrendes Mädchen war, fesselte ihre Schönheit einen fränkischen Abenteurer aus dem Lande, das man Deutschland nennt, der in den Diensten der französischen Kolonien stand und von Ihren Landsleuten *le Sombre* genannt wurde, woraus der indische Name *Somroo* entstand.² Dieser tapfere und kühne Mann war es, der im Jahre 1763 die Ermordung der Engländer in Patna leitete. Als diese wieder Patna genommen, mußte er die Flucht ergreifen, trat zuerst in die Dienste des Radschah von Bithoor, woher sich das alte Bündniß zwischen dem General und dem Vater des Peischwa schreibt, und dann in die mehrerer anderer Fürsten, wobei die Begum ihn und seinen erworbenen Heerhaufen überall hin begleitete, bis es dem General Sombre gelang, im Audh, nordöstlich von Delhi, bedeutende Besitzungen zu erwerben. Mächtig und reich starb er, und die Begum folgte ihm in dem Besitz und in der Anführung seiner Soldaten, deren Treue und Begeisterung sie sich durch ihren Muth und ihre Entschlossenheit erworben hatte. Während der großen Erschütterungen in den letzten Regierungs-Jahren des Schah-Anlam vertheidigte sie diesen bei vielen Gelegenheiten mit großer Tapferkeit und erhielt zur Belohnung ihrer Treue mit der Benennung *Heeb al Rissah* (Zierde ihres Geschlechts) ein Fürstenthum, Sirdhana genannt, das sie durch weise Verwaltung zu einem Garten Indiens umschuf.

»Nach einer kurzen Wittwenschaft kam ein Franke an ihren Hof, *Le Vassu*, und gewann ihre Liebe. Sie vermählte sich mit ihm und zeugte eine Tochter, die sie Juliane nannte. Ihr Gatte aber sehnte sich nach seinem Heimathland und beschloß, nach Europa zurückzukehren. Er bestand darauf, seine Frau mit sich zu nehmen und sagte ihr, sie würden mit ihrem Golde und ihren Juwelen weit glücklicher in Paris als in den Wildnissen Indiens leben. Die Begum war eine kluge Frau. Sie besorgte mit Recht, in dem fremden Lande ihre Macht einzubüßen und die Slavin ihres Mannes zu werden, während sie in Sirdhana die rechtmäßige Gebieterin blieb. Aber es wäre unerhört gewesen, wenn ein Weib sich geweigert hätte, ihren Mann zu begleiten – unter Indiens Sonne ist der Mann Herr über das Leben seiner Familie. Die Begum nahm deshalb zu einer List ihre Zuflucht. Nachdem sie ihre wahre Absicht einigen Vertrauten mitgetheilt, stellte sie sich gegen den drängenden Gatten, als willige sie in sein Vorhaben, gab ihm aber zu bedenken, daß ihre Flucht entdeckt werden könnte, und daß es eine Schande für

¹Wir geben diese interessante Geschichte nach den besten – jetzt längst verschollenen Quellen.

²Er hieß Walter Reinard und war in Trier geboren.

sie sein würde, wenn ihre Unterthanen sie wider ihren Willen nach Sirdhana zurückbrachten. Ehe sie dies erlebe, würde sie sich lieber mit eigener Hand tödten. Durch solche Reden lockte sie Le Vassu den Schwur ab, daß, wenn sie verfolgt und eingeholt würden, er sie nicht überleben wolle.

»Um Mitternacht bestieg der Franzose seinen Elephanten, die Begum ihren Palankin und sie reisten ab. Aber an einem bestimmten Orte wartete ihrer ein Hinterhalt von ihren eigenen Soldaten und die Begleitung des Paares wurde zerstreut. Man hörte einen Schrei und ein der Begum ergebener Diener eilte zu dem gefangenen Franken, ihm verkündend, daß seine Gattin sich erstochen habe. Le Vassu stürzte zu dem Palankin, um ihre letzten Athemzüge zu empfangen und mit ihr zu sterben, als man ihm schon mit einem blutgefärbten Tuch entgegenkam. »Diesen Abschied sendet sie Dir,« berichtete eine der treuen Frauen, »und mahnt Dich an Dein Versprechen.« Da hörte der unglückliche Mann, der seine Frau wirklich geliebt und den nur die Thorheit getrieben hatte, auf seiner Flucht zu bestehen, nur auf die Stimme der Verzweiflung – er riß ein Pistol aus dem Gürtel und erschoss sich. In demselben Augenblicke verließ die Begum ihren Palankin und bestieg einen Elephanten. Sie redete die Soldaten an und sagte ihnen, daß ihre Treue für sie über ihre Liebe zu dem Gatten gesiegt hätte und daß sie fortan nur ihnen gehören würde. Im Triumph wurde die Fürstin nach Sirdhana zurückgeführt und seit jener Zeit hat sie allein ihr Reich regiert und ihre Krieger in wilden Schlachten angeführt.«

»Abscheulich!« rief die junge Irländerin, »wie war es möglich, einen Gatten, den sie liebte, tückisch selbst dem Tode zu weihen?«

»Rechten Sie nicht mit Sitten und Gefühlen, schöne Miß,« sagte der Graf, »die außer unserm gewohnten Kreise liegen. Was bei einer Europäerin eine That der Nichtswürdigkeit und des Verraths sein würde, ist ein heroisches Opfer der eigenen Liebe bei der indischen Fürstin, die den schwachen, eigensinnigen Gatten dem Tode weiht, um sich ihrem Volke zu erhalten.«

»Sie haben Recht, Monseigneur – jener Franke war ein Unwürdiger und Undankbarer. Indien hat nie eine bessere Fürstin gesehen, als die Begum Somroo war. Unter ihrer Hand wuchs der Reichthum ihres Landes, ihre Dörfer waren volkreicher und glücklicher, als die irgend einer andern Gegend im weiten Indien. Der Reisende war willkommen an ihrem Heerd und der Flüchtling fand Schutz in den starken Mauern ihrer Stadt. Wenn ihr stolzes Pferd oder der mächtige Elephant sie durch die goldenen Gassen Delhi's trug, wies das Volk auf sie und nannte sie die Mutter der Glücklichen!«

»Und hat sie nie die Reue über den begangenen Mord getrübt?« fragte schüchtern Margarethe.

»Nur Bramah selbst schaut in die Herzen der Menschen. – Die Begum verließ, als sie alt wurde, den Glauben ihrer Väter und horchte auf die schwarzen Priester der fränkischen Christen. Man sagt, daß sie schlimme Stunden gehabt hat, in denen das blutige Bild des Gatten vor ihre Seele trat. Ich weiß es nicht, denn ich war ein Kind noch, als der tückische Holkar sie durch falsche Briefe bei den Engländern in Calcutta verleumdete. Da zeigte sich zum letzten Mal ihr mächtiger Geist – sie schlug den schändlichen Feind in's Antlitz und enthüllte mit Hilfe des Peischwa's, meines Vaters, den Verrath, den er gesponnen. Zum Dank dafür sollte ich an ihrem Erbe Theil nehmen, obschon ihr Wille nicht erfüllt wurde. Sie starb im Jahre 1836, noch ehe die Heirath vollzogen wurde, 83 Jahre alt, geliebt und betrauert von Allen, die sie kannten.«

»Welche Heirath, Hoheit?«

»Der Begum einzige Tochter hatte den Obersten ihrer Leibwache geheirathet, Dyce genannt. Ein Sohn und eine Tochter waren die Frucht dieser Ehe, und die Begum ließ sie auf europäischem Fuß erziehen. David war fünfzehn, Anna Mary dreizehn Jahre älter als ich. Aber die Begum hatte noch eine viel jüngere Enkelin – wenigstens nannte das Volk sie so. Ich war damals ein Knabe und zählte fünf Jahre weniger als diese, mit der ich verlobt wurde. Man sagt, es sei das Kind des Obersten Dyce und einer Sclavin der Begum gewesen. Niemand weiß, ob es wahr ist, und ob die Sclavin oder Juliane, die rechtmäßige Hindufrau, das Kind geboren. So viel aber ist gewiß, daß die Begum Somroo die Sclavin drei Tage nach der Geburt jenes Kindes lebendig begraben ließ und da sie fürchtete, daß man ihr zu Hilfe, kommen werde, so befahl sie, ihre königlichen Teppiche über das Grab zu breiten, und schief drei Nächte darauf und hielt am Tage Gericht.«

»Entsetzlich! Aber was wurde aus dem Kinde?«

»Ich habe Ihnen schon erzählt, daß sie es als das Kind ihrer Tochter ausgab und als solches erziehen ließ. Als die Begum starb, war ich noch zu jung zur Verheirathung, die Prinzessin Georgine wollte nichts von mir wissen, weigerte sich, dem Befehle ihrer Großmutter und ihres Bruders zu gehorchen und entfloh mit einem italienischen Abenteurer, Savelli mit Namen. David Dyce Sombre folgte ihr mit der ältern Schwester nach England und ist seitdem nicht wieder nach Indien zurückgekehrt.«

»Man hat ihn in Bedlam eingesperrt und ihn für verrückt erklärt,« lachte der Graf. »Ich selbst habe ihn ein Mal flüchtig in Paris nach seiner Flucht gesehen, und glaubte nicht, einen seiner Verwandten am äußersten Ende Amerika's noch meinen Freund zu nennen. Und nun lassen Sie mich sagen, Hoheit, daß ich bedauere, von Ihnen scheiden zu müssen, denn meine Bootsleute dort winken mir schon seit zehn Minuten, und da drüben erscheint der weiße Schaum der Brandung des Weltmeeres, das künftig unsere Lebensbahnen scheiden soll. Sie haben mir eine kleine Lection in meinem europäischen Stolz gegeben, Hoheit, und ich danke Ihnen dafür. Möge ich eben so stark und willenskräftig sein, mein Ziel zu erreichen, wie Sie! – Diese da,« er wies auf Margarethe, die sich sanft weinend über seine Hand beugte, – »möge Sie an mich erinnern! Schirmen und schützen Sie sie und ihren Bruder!«

Der Maharadschah legte mit einem dunkel glühenden Blick auf die junge Irländerin die Hand betheuernd auf die Brust.

Der Graf – seltsam bewegt – führte den Fürsten einige Schritte aus der sie jetzt umdrängenden Menge. »Es ist etwas Eigenes, mir selbst Unerklärbares, was mich zu Ihnen zieht. Mir ist, als würden wir dasselbe Schicksal haben und die Welt einst unsere Namen auf einem großen Throne oder – einem Schaffott nennen! – Nehmen Sie in dieser Stunde des Scheidens eine Warnung von einem ältern Freund: trauen Sie den Engländern nicht – sie sind Harpyen, wo es ihr Interesse gilt und tauber Fels für den Schrei der Gerechtigkeit!«

»Ich bin reich, unabhängig – mächtig und mit ihnen im Bündniß, obschon ich sie nicht liebe,« sagte ruhig der Indier. »Was sollte ich von ihnen fürchten?«

»Alles! – Denken Sie an meine Worte und benutzen Sie jene Tapfern, die ich Ihnen mit Widerstreben gegeben, um sich eine Schutzmauer gegen Ungerechtigkeiten und Verrath zu bauen. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie nicht Tiger jagen werden, sondern Menschen. Delavigne ist ein tüchtiger Artillerist, Cordollier war Ingenieur-Offizier – Beide können Ihnen sehr nützlich werden. – Und nun, Kinder – Freunde,« – er wandte sich zu den Abenteurern,

– »lebt wohl und – der Gott der Tapfern, der über San Francisco lebt, möge Euch schirmen auch in den Dschungeln Indiens!«

Er sprang an die Öffnung des Fallreeps. Sie drängten sich um ihn, sie umfaßten seine Kniee, sie preßten seine Hand, die der Gefahr in hundert Gestalten gewohnten Männer. Stumm, über sie hinweg reichte der indische Fürst dem tapfern Franzosen die Dschambea, mit der er den Tiger verwundet, und der Graf nahm das edle Geschenk und steckte es in seinen Gürtel. Dann noch einen Blick auf dem Verdeck um sich her werfend, sprang er auf Edward O’Sullivan zu, der trüb und mit sich kämpfend in der Ferne stand, drückte ihn heftig an’s Herz – und wenige Augenblicke darauf stieß das Boot, das ihn trug, von der Seite des Schiffes und tauchte dahin auf dem Rücken einer langen Welle.

Ein dreimaliges kräftiges Hurrah aus fünfzig Kehlen begrüßte die Scheidenden. Die Abenteurer und die Matrosen sprangen auf die Bänke und die Takelage, schwenkten die Hüte und Mützen und schauten dem Boot nach – dann donnerten auf den Wink des Maharadschah die Kanonen der Brigg den letzten Gruß.

Der Landwind schwellte frisch die Segel. Die Sonne am Horizont der unermesslichen Meeresfläche versinkend, sandte ihre letzten vergoldenden Strahlen über das verhältnißmäßig ruhige Wasser der Bai, während rechts und links von den Schiffenden in unabsehbar langer Schaumlinie die Brandung des Oceans an die Ufer von Californien donnerte.

Mac-Scott berührte den Arm des Maharadschah, der gedankenvoll dem Boote nachschaute und deutete mit der Hand nach der andern Seite.

In dem rothen Strahl der Sonne konnte man, gleich einem schwarzen Schatten, in der Ferne das Boot Slongs und seines Genossen auf dem Kamm der Wellen in der Richtung der Insel Yerba-Buëna sich schaukeln sehen.

Zwei Gestalten, sich von dem vergoldeten Hintergrund des reflectirenden Lichts abhebend, standen aufrecht im Kahn – dann verschmolzen sie in ein wildes Ringen – als das Boot auf dem Kamm der nächsten Welle sich hob, war nur einer der dunkeln Schatten noch zu erschauen.

»Bei dem Kreuz von Midlothian,« murmelte der Schotte, »der Tiger verschont den Tiger, aber das giftige Menschengewürm, frißt einander selber auf.« –

Die »Sarah Elise« trat in die offene See. –

Hurrah für Singapore!

DER BLUTIGE ARM.

Der Leser erinnert sich vielleicht noch der Beschreibung, die Hartmann Jonas, der Wucherer, bei dem Besuch auf dem Heimweg vom Sterbebett ihres Bruders der schönen Baronin Savelli zur Auffindung des rothen Joël und seines Schützlings, des schönen Jack, gegeben.

Der dumpfe, widrige Nebel, der den größten Theil der riesigen Stadt früh und Abends erfüllt, verstärkte die bereits hereingebrochene Dämmerung des Sommerabends, als ein schlanker Bursche in weiter schlichter Matrosenkleidung, den Wachshut tief in’s Gesicht gedrückt, durch High-Street in White Chapel hastig dahin schritt, sich durch das Gedränge windend, das zu dieser Zeit die große Straße füllte, von dieser in Unions-Street einbog und den Weg durch Church-Lane nach dem engen Straßengewirr von Smithfield verfolgte. Eine Höckerin, die der junge Seemann an einer Ecke nach dem Wege fragte, sah ihm im trüben Scheine der Gaslaternen kopfschüttelnd nach und brummte allerlei von tollen Streichen in den Bart, denn

einen solchen besaß die würdige Händlerin in Apfelsinen und Heringen allerdings in ziemlich stattlichem Maaß. Der junge Mann bog eben in die schmutzige Ellen-Street, als er zwei Männer an sich vorbeigehen sah, deren unerwartete Begegnung ihn zu erschrecken schien; denn er bog den Kopf nieder, daß der breite Hutrand sein Gesicht vollständig verbarg, und hielt zum Überfluß ein rothgeblühtes Taschentuch vor den untern Theil, obschon die Vorübergehenden auch nicht im Geringsten seiner Person achteten.

»Ich denke,« sagte der Größere von den Beiden, »Sie werden heute noch Gelegenheit haben, so viel von dem Treiben unserer Flüchtlings-Propaganda zu sehen, daß Sie ein genügendes Gefühl des Ekels bekommen, welches Sie vor jeder näheren Verbindung bewahren wird. Es sind große, kühne, ehrenwerthe Geister darunter, mit denen zu verkehren ein Hochgefühl ist, doch die meisten derselben fühlen sich selbst unglücklich, verloren in ihren Lebenszwecken, enttäuscht von ihren Erfolgen. Diejenigen aber, die die ärgsten Schreier sind, wissen am Wenigsten, was sie wollen, und wenn sie es wissen, so verdienen sie am Wenigsten einen Erfolg.«

»Sie urtheilen hart,« sagte Walding, der deutsche Arzt, denn dieser und der Capitain Ochterlony waren die beiden Wanderer, »Sie, der Sie selbst so muthig und unermüdlich für die Freiheit und die Rechte Ihres Vaterlandes streiten.«

»Für seine gesetzliche Freiheit, für seine vernünftigen Rechte – nicht für unsinnige Forderungen, die mit keiner Regierungsform Bestand haben können. Oder meinen Sie, daß es mit Ihrer republikanischen Freiheit und Proudhons Socialismus in Frankreich lange dauern werde? – Es ist heute der Tag, an dem sich die Ausschüsse aller nationalen Comité's zu versammeln pflegen, um ihre gegenseitigen Pläne und Interessen auszutauschen. Sie werden daher einen Blick in das ganze Getriebe werfen und die deutsche communistische Schwärmerie neben dem französischen Legitimationsprincip, den Karlisten neben dem exaltirten Italiener, den leicht erregten Polen neben dem ungarischen Trotz, den flüchtigen Russen, den Sohn des Nordens, neben dem auf Gift und Dolch sinnenden, aus den Kerkern des Castell Nuova entronnenen Neapolitaner finden. Achten Sie auf Alles und bemerken Sie Alles, aber mengen Sie sich möglichst in keine Debatte, dann können Sie ohne Gefahr der Versammlung beiwohnen, so lange es Sie interessirt, auch wenn ich, wie ich Ihnen bereits gesagt, in Folge eines gegebenen Versprechens, Sie binnen einer Stunde verlassen muß.«

Der junge Matrose hatte nur einen Theil der Worte gehört, aber die letzten verstanden und machte eine Bewegung, die beinahe die Aufmerksamkeit der Sprechenden auf ihn gezogen hätte, da der Capitain in diesem Augenblick stehen blieb.

»Lassen Sie einen Augenblick mich orientiren,« sagte er, dies Häusergewirr in Smithfield könnte selbst einen Policeman irre führen. Richtig, da drüben sehe ich die Laternen von New-Road und dort blinkt die rothe Scheibe der Taverne vom »Hammer und Ambos« – wir müssen sogleich zur Stelle sein.« Er bog nach der James-Street ein, die auf New-Road hinaus führt, und der Matrose sah die Beiden in dem Eingang jener Taverne verschwinden, die zahlreichen Zuspruch zu haben schien, wie der lebhafteste Verkehr an der Thür bewies.

Dann kehrte er zurück in das Gewirr der Gäßchen und suchte sich zu orientiren, aber er hatte in der Verfolgung der beiden Freunde des verstorbenen Nabob die Richtung oder die angegebenen Kennzeichen verloren und befand sich bald gänzlich rathlos und ohne Ausweg in den dunklen, engen und schmutzigen Gassen, in die kaum um Mittag ein Tagesstrahl bricht, und die nur selten selbst der Fuß des Polizeibeamten betritt.

Dunkle Gestalten, noch dunkler als die Nacht umher und nur bei dem matten Lichtschimmer erkennbar, der aus den Spalten der Fensterläden einiger tief in den Erdboden hineinragenden Souterrains schimmerte, huschten an ihm vorbei. Wildes Fluchen und Lärmen tobte aus einer dieser unheimlichen Wohnungen ihm entgegen, in denen – wie bei einer Gelegenheit zufällig einmal von einem der zahllosen Wohlthätigkeitsvereine ermittelt wurde – oft so viel halbnackte Menschen im furchtbarsten Elend zusammenhausen, daß sie buchstäblich nicht Raum genug haben, neben einander ausgestreckt auf dem feuchten, verfaulten Boden zu liegen. In den Lärmen mischte sich Gläserklang, wildes Gebrüll eines zotigen Liedes, und das plötzliche Öffnen einer niedern Kellerthür goß einen Strom von Brandy- und Zwiebelgeruch, mattem Licht und stinkendem Tabak in die ohnehin verpestete Luft der engen Gasse. Ein Kerl von wüstem Aussehen taumelte heraus, gefolgt von einem noch jungen Weibe. Der Augenblick, in dem das Licht der Thüröffnung auf die Beiden fiel, zeigte dem Matrosen ein wildes branntweingeröthetes Gesicht, das durch ein großes schwarzes Pflaster über dem einen Auge scheußlich entstellt und von wirrem Haar und Bart umrahmt wurde. Das Weib, dessen Antlitz trotz der Blässe des Elends, der hohlen unveränderten Augen und der erschreckenden Abmagerung noch unverkennbar Spuren der Jugend und Schönheit an sich trug, hatte ihre Brust und Schultern nur dürftig mit einem zerrissenen alten Shawl bedeckt, den höchstens noch der Lumpensammler des Aufnehmens werth geachtet hätte. Sie klammerte sich fest an den Mann an, als er auf die Straße trat.

»Du sollst nicht fortgehen, Tom,« sagte sie heftig – »die gelbe Merry ist dort, ich weiß es, – oder Du mußt mich wenigstens mit Dir nehmen. Es kommt Dir nie Gutes, wenn Du in das verfluchte Haus gehst, und Du kommst stets schlechter und böser heraus, als Du hingingst.«

»Dummer Schnack!« murrte der Kerl. »Laß mich zufrieden und pack' Dich in das alte Nest, das die Ehre hat, unsre Wohnung zu heißen. Gott verdamm' Deine Augen, Dirne, ich werde doch noch hingehen können, wohin ich will!«

»Du hast genug dort unten getrunken, Tom. Willst Du mehr, so laß' uns zurückkehren; aber geh' nicht zu dem Juden, er ist Dein Unglück.«

»Ich habe Geschäfte dort!«

»Schöne Geschäfte – Mord und Einbruch! Bin ich darum durch Dich das geworden, was ich bin, verflucht und verstoßen von den ehrlichen Bürgersleuten, meinen Eltern, ein Schatten und dem Grabe verfallen, jeden Augenblick zitternd für Dich und mich, daß ich jetzt der gelben Mulattenvettel noch weichen soll, Tom Bur. . . «

Ein hohler Schlag, ein gellender Schrei und ein Fall auf den Boden unterbrach die Rede. »Willst Du mich noch an den Galgen bringen mit Deinem schwatzhaften Maul, schlechte Hexe?« zischte der Kerl halbleise. »Da liege meinerwegen, bis Du zur Vernunft gekommen! *Goddam!* ich wünschte, der Teufel holte alle Weibsleute, – es kommt nie 'was Gutes von ihnen heraus!«

Der Matrose hörte den Unmenschen forttaumeln und drückte sich, um ihm nicht zu begegnen, an den feuchten und schmutzigen Wänden der hohen, oft mit Balken gegeneinander gestützten Häuser hin.

Kindergekreisch – Schelten – der Streit zankender Stimme – das heisere Gejohl eines Betrunknen und dazwischen entsetzliche Jammerlaute, wie von einem in unsäglichen Schmerzen sich windenden Kranken, das waren die Töne, die von der andern Seite der Gasse her ihm entgegenglangen, als er sich an den Wänden fortgriff, um, tief im Innersten vor Furcht

und Entsetzen schauernd, einen Ausweg aus diesem Labyrinth des Elends und des Verbrechens zu gewinnen. Aber er schien sich immer tiefer hinein zu verwickeln, und eisig lief es über seine Glieder, als er jetzt ein klägliches, trauriges Stöhnen neben sich hörte und eine kalte Hand die seine berührte.

»Bei der Barmherzigkeit Gottes,« flehte eine Stimme, die der Seeman bereits gehört zu haben glaubte, »gebt mir einen Sixpence, um Gin zu kaufen, sonst dulden sie mich nicht an dem verfluchten Orte, und ich muß hin, muß ihn sehen!«

Ihr Flehen war so rührend, so herzerschütternd – der schwache Schein eines Talglichts, der neben ihnen aus einem kleinen vergitterten Fenster brach, zeigte ihm die jammernde Gestalt und ließ ihn die junge Frau erkennen, die der Mann vorhin zu Boden geschlagen – daß der junge Matrose sofort beschloß, die Begegnung zu seinem Zwecke zu benutzen. »Ihr sollt einen Shilling haben, Weib,« sagte er, auf's Neue Muth gewinnend, »wenn Ihr mir auch einen Dienst erweist. Ich suche die Schänke zum blutigen Arm, die ein gewisser Joël Löwenthal halten soll. Könnt Ihr mich dahin führen?«

»Dahin?« stammelte das Weib – »das ist gerade der Ort, wo ich hin muß. Ich will sie Euch zeigen, wenn Ihr mir den Shilling gebt. Aber Ihr scheint jung an Leben und Leiden, nach der Weiche Eurer Hand und dem Klang Eurer Stimme zu urtheilen. Geht nicht in die Höhle des Wolfes – wer in die Klauen des rothen Joël fällt, der ist verloren für Zeit und Ewigkeit!«

»Ich habe Geschäfte dort, Frau, und muß hin!«

»So sagte er auch! – Geschäfte! Daß Gott erbarm. – Doch was kümmert Ihr mich, Ihr seid mir ein fremder Mensch und ich habe genug zu denken an meinem eigenen Elend! Kommt, faßt meine Hand und folgt mir, sonst möchtet Ihr schwerlich finden. Aber gebt mir zuvor das Geld, denn sie lassen mich nicht hinein, wenn ich nicht Geld zeige!«

Er drückte ihr eine Krone in die Hand und sie zog ihn fort durch verschiedene Gassen und Gäßchen, durch welche er ohne Führer unmöglich den Weg gefunden hätte, bis in eine durch den trüben Schein einer Öllaterne wenigstens auf einen kleinen Umkreis beleuchtete Straße. Grade unter der Laterne befand sich ein altes, wahrscheinlich noch aus der Zeit des zweiten Karl stammendes, großes und schmales Haus mit spitzem Giebel, der durch einen starken Balken vom Boden aus gestützt wurde. Eine schwere Eichenthür zeigte sich in der Mitte des Hauses, mit großen Eisennägeln beschlagen und verschlossen, wie die Fensterläden zu beiden Seiten. Über der Thür hing an einer verrosteten Eisenstange, in die Straße hinausgestreckt, ein im Luftzug knarrendes Holzschild, das die Form eines mit einem nicht mehr erkennbaren Gegenstand bewaffneten Armes hatte und, wie der matte Schein der Laterne wies, roth angestrichen war.

Das war die Schänke zum »Blutigen Arm«, den Verbrechern, wie den Policemen von London ein gar wohl bekannter Ort.

Der Matrose fühlte, wie die Hand des armen Weibes in der seinen zitterte, als sie sich der Spelunke näherten. Aber die Frau schien jetzt so entschlossen, wie er selbst. »Das ist der Ort,« sagte sie, »er hat viele Eingänge, aber wir müssen durch diesen passiren, denn da Ihr ein Fremder seid, würde man Euch auf den andern Wegen nicht zulassen.«

Damit trat sie dicht an die Thür heran und klopfte drei Mal in Zwischenräumen auf eine besondere Weise an.

Sofort wurde die Thür von einer unsichtbaren Hand aufgethan und die Beiden traten in einen kleinen erleuchteten Hausflur. Ein großer Neger in einem rothen Matrosenhemd und

einem schmutzigen ledernen Beinkleid, den krausen Kopf in eine baumwollene Zipfelmütze gesteckt, an einer Schnur eine Bootsmannspfeife um den Hals, und ein breites Schiffermesser in lederner Scheide im Gürtel, saß auf einem Schemel in der Nähe einer zweiten Thür.

»Jäsus!« sagte der Schwarze, breit den, dem Gebiß eines Ebers gleichenden, Mund fletschend – »Missus Sally wollen doch nich Mann holen? Serr sehre gut aufgehoben drin! Trinken Old Tom¹ mit seinen Freunden. Billy dürfen nicht stören lassen die Gentlemen in ihrer Vergnügung von die Madame Weiber. Missus dürfen nicht reinlassen. Verzehren doch Nichts.«

»Narr,« sagte die Frau – »siehst Du nicht das Geld hier? Ich will meinen Grogk trinken, so gut wie der Lüderjan, mein Mann!«

»Tas andre Sache sein, wenn Missus Geld haben. Billy nix mehr dawider. Aber wer tas sein!«

»Ein Herr, der mit Joël Geschäfte hat. Was frägst Du lange? ist der »Blutige Arm« nicht ein *spirit-ship*,² den Jedermann betreten kann?«

Der Neger grinste verschmitzt. »Ist keine Besorgniß vor arme Bill, wenn Missus Jemand führen. Wissen den Weg und gehn vorwärts. Ther Gentleman sein sehr jung, aber haben vielleicht zwei, drei, sechs Pence vor arme Neger zum Trinken?«

Der Matrose warf ihm einen Shilling zu und drängte die Frau, die ihn im Licht der Lampe zum ersten Mal mit prüfenden Blicken betrachtete, zum Vorwärtsgehn.

Der Mohr öffnete die Thür, neben der er saß und die Frau ergriff wiederum seine Hand und führte ihn in einen Gang, der lang und schmal und nur sehr spärlich erleuchtet war. Als sie etwa dreißig Schritte darin gegangen waren, hörten sie vor sich den gedämpften Schall von vielen sprechenden Stimmen. Sally, wie der Mohr sie genannt, warnte den Matrosen vor einigen Stufen, die am Ende des Ganges abwärts führten, dann blieb sie einige Augenblicke stehen, preßte die Hände über die keuchende Brust und stieß dann die vor ihr befindliche Thür auf.

Eine Welle von Licht, Tabaksqualm und Branntweingeruch quoll ihnen entgegen, als sie in den ziemlich weiten Raum des Parlour einer Schänke der untersten Sorte eintraten.

Der Lärm war so betäubend, der Qualm von allerlei Ausdünstungen so dicht und erstickend, daß der junge Mann sich anfangs, trotz der ziemlich hellen Beleuchtung durch Öllampen, nicht orientiren konnte.

Erst nach und nach vermochten seine Augen, die Gestalten zu erkennen oder den Raum zu überschauen.

Das Parlour war um eine Stufe gegen den etwa zweimal so großen Raum des *thap* oder der eigentlichen Schänke erhöht, deren sämmtliche Tische und Bänke von trinkenden und spielenden Gruppen, worunter auch Frauenspersonen nicht fehlten, eingenommen war, während im Parlour etwa vier oder fünf Personen an zwei Tischen saßen. Das Comtoir – *the bar* – des Schänkladen, durch ein ziemlich hohes und festes Gitter aus Eisenstäben, in dem sich nur eine breite, fensterartige Öffnung zur Bedienung durch Schänkmädchen befand, von den beiden Räumen abgesondert, war auf einer Seite an der Stelle, wo das Parlour und die *thap* zusammenstießen, so daß der Besitzer beide Räume zugleich übersehen konnte. Zwei im höchsten Grade frech aussehende Dirnen und ein schmutziger buckliger Bursche besorgten die Bedienung der Gäste.

¹Gin von etwas besserer Qualität.

²Branntweinschänke.

Der Eintritt des jungen Matrosen hätte vielleicht weniger Aufmerksamkeit erregt, wenn der Mann der Frau, die ihn bisher geführt, mit seiner Concubine nicht in der Nähe des Eingangs gesessen hätte, so daß ihm die Eintretenden sogleich in die Augen fielen. Das verworfene Frauenzimmer, das auf seinem Schooß saß und mit ihm aus einem Glase Whiskeypunsch trank, war eine Mulattin, die einst von großer sinnlicher Schönheit gewesen sein mußte; denn noch jetzt, obschon, wie Alle ihrer Race, rasch verblüht, zeigte sie noch viele Spuren der üppigen berausenden Reize und die funkelnden, verzehrenden Augen hätten noch einen andern Mann zu umstricken vermocht, als den trunkenen Tom.

Der Kerl, als er sein Weib erblickte, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser in die Höhe sprangen. »Der Teufel verdamm' ihre Seele! Was thut die heulende Hexe hier, wo sie nicht hingehört?«

»Ich kann Gin oder Brandy so gut hier trinken, wie Du!« sagte die Frau trotzig und dennoch an allen Gliedern zitternd – ich habe Geld und mir einen eigenen Liebhaber mitgebracht!«

»Der Satan hole das Milchgesicht, ich will doch sehen, wie der Bursche sich unterfangen kann, andrer Leute Weiber hierher zu schleppen!«

Er erhob sich wild und streifte die Ärmel seiner Jacke in die Höhe, zwei kräftige braune Fäuste zeigend. Merry, die Mulattin, flüsterte ihm Etwas zu, das ihn noch mehr in Wuth brachte, und bereits näherten sich mehrere der Umsitzenden, auf den Zank aufmerksam geworden, in der Hoffnung, eine kleine Faustkollation mit ansehen zu können.

Der Matrose war indeß eilig an das Comtoir getreten, hinter dessen Öffnung der Wirth mit Einschänken der verschiedenen Spirituosen eifrig beschäftigt war.

Joël Löwenthal, der rothe Joël genannt und bei den Londoner Polizeigerichten wohl bekannt, obwohl man nie seiner Schlaueit hatte beikommen können, war eine durch ihr Äußeres genugsam auffallende Persönlichkeit. Er war von mittlerer Größe, schien durch die gebückte Haltung seines Körpers aber kleiner und älter, als er in Wirklichkeit war. Eine schmutzige runde Kappe bedeckte den fast haarlosen Schädel bis tief in die niedere Stirn, von der eine durch eine Hiebwunde tief getheilte Schnabelnase vorsprang. Das Gesicht war lang und schmal, der eigenthümlichste Theil desselben aber der Unterkiefer, der fast zwei Zoll weit, wie die Bildung des Fuchskopfes, zurücksprang und in spitzen Winkeln nach dem langen hageren Halse zurücklief. Die Augen waren grau, aber rattenartig funkelnd und lebendig, so daß sich in dieser merkwürdigen Physiognomie die Bildung des Raubvogels mit der des Fuchses zu verschmelzen schien. Ein dünner rother Backenbart, wie ein schlecht gesäetes Feld von magern Stoppeln, zeigte sich auf beiden Wangen. Besonders auffällig war das Mißverhältniß der Arme zu diesem anscheinend ziemlich schwächlichen Körper. Sie schienen nämlich eher einem Riesen, als dem kleinen Juden zu gehören und er konnte damit, aufrechtstehend, bequem bis unter seine Kniee langen. Entsprechend diesen Armen waren die Hände, breit und klauenartig, mit langen Fingern und Nägeln, ein mit rothen Haaren bedecktes Gewebe von Muskeln und Sehnen, und es war unter den Dieben und Verbrechern aller Art, die in der Spelunke zum Blutigen Arm verkehrten, wohl bekannt, daß die Kraft dieser Arme die eines Herkules war und der rothe Joël mit einem Schlage seiner Faust auch den kräftigsten Wettkämpfer oder den kühnsten Burker niederzustrecken vermocht hätte.

Überdies trug Joël in der Tasche seines schmutzigen talarartigen Rockes einen starken, kurzen aber elastischen Fischbeinstock mit einer lederumhüllten Bleikugel am Ende, der in solcher Hand mit einem einzigen Schlage den Schädel eines Ochsen hätte zerschmettern

können und in Wahrheit schon mehr als einen Arm oder ein Schulterblatt im Handgemenge zerbrochen hatte, dessen Schauplatz von Zeit zu Zeit das *thap* war.

So schmutzig und der Umgebung entsprechend die obere Kleidung des würdigen Wirthes erschien, so reinlich und bürgerlich anständig war dagegen die untere Bekleidung, aus weißem Halstuch, seidener Weste und schwarzen wohlgebürsteten Kniehosen bestehend, die, gleich den Schuhen, mit silbernen Schnallen befestigt waren. Eine schwere Uhrkette von gleichem Metall baumelte aus der Leibtasche und trug mehrere nußgroße Petschafte.

Das war die Figur und das Aussehen Joël Löwenthals, des Herrn und Wirthes der Schänke zum blutigen Arm und – wie wir später sehen werden – noch verschiedener anderer kleinen Geschäfte, zu dem der junge Matrose jetzt vor dem rohen Angriff seines Gegners flüchtete.

»Ich will den Dalles haben,« sagte der Jude, »wenn ich kenne das schmucke Gesicht. Wo kommt der Herr her, womit kann ihm dienen der Schwächer?¹ Woll'n Sie trinken 'n Glas Blauen oder,« fuhr er flüsternd fort, »haben Sie ä Geschäftche mit dem alten Joël, so können Se schmusen² im Vertrauen.«

»Bringen Sie den Mann dort zur Ruhe,« flüsterte der Matrose – »ich komme, um Sie nach Jack Slingsby zu fragen.«

Die süßliche Miene des Juden veränderte sich wie mit einem Zauberschlag. »Main – wie kommt mer der Herr vor? Will er mich aufthun?³ Was weiß ich von dem Spitzbuben, dem Jack Slingsby, soll mer Gott strafen, wenn ich den Namen gehört in meinem Leben!«

»Wird der verdammte Wassertreter hervorkommen?« brüllte Tom. »Wo ist der verfluchte Haifisch, daß ich ihm das Kreuzen auf Anderer Segelstrich mit einem Hieb auf den Schädel verleide? Hat der Kerl Angst?«

Ein höhnisches Gelächter von den nächsten Tischen belohnte die Prahlerei – aus dem ganzen *thap* begannen sich Männer und Frauenzimmer näher zu drängen.

»Was schrein Se, Master Tom!« rief der Jude, »wenn Se suchen den jungen Burschen, der sich geschlichen hat herein, um ehrliche Leute zu chabolen⁴ – hier ist er!« Damit versuchte der Wirth, den jungen Mann von der Schänke fortzustoßen, aber dieser hielt sich krampfhaft an den Eisenstäben des Gitters.

»Ich komme von Hartmann Jonas,« sagte er leise, »er schickt mich zu Ihnen.«

Der Jude sah ihn erstaunt und aufmerksam an. »Der Baur soll mer helfen⁵ – warum sagen Se das nicht gleich? Aber es kann sprechen Jeder so, der ein chesser Junge⁶ ist. Was können Se mer geben für eine Bürgschaft? Haben Sie bei sich ein Zeichen?«

»Ich habe es – aber befreien Sie mich zuvor von dem Menschen hier!«

Die rohe Faust Toms hatte ihn bereits beim Kragen gefaßt und versuchte ihn in die Mitte des Parlour zu ziehen, um dort einen Boxergang mit ihm zu machen. »Nun, mein Jüngelchen,« schrie der Kerl, »jetzt mach' Dich fertig, binnen hier und fünf Minuten Deine Knochen im Schnupftuch nach Hause zu tragen.«

»Bravo, Tom Walker! Einen ehrlichen Gang mit der Seekrabbe!« brüllten die Zuschauer.

¹Schänkwirth.

²Sprechen.

³Ausspioniren.

⁴Verderben.

⁵Der Schöpfer soll mir helfen!

⁶Eingeweiht in die Spitzbubengeheimnisse.

In diesem Augenblick fuhr die rechte Faust des Juden aus der Öffnung des Vorschlages und traf so gewaltig den Kerl, den seine Kameraden Tom Walker genannt, auf die Magengegend, daß er mit einem Schrei des Schmerzes der Länge lang rücklings auf den Boden stürzte. Zugleich sprang in der Wand des Eisengitters durch einen Federdruck von Innen eine dort angebrachte Thür auf, der rothe Joël erschien in der Öffnung, erfaßte mit der Linken den jungen Matrosen und schob ihn hinein, während er sich schützend vor ihn stellte.

»*Creagh!* Will der betrunkene Schuft mer vertreiben die Gäste? Wer mer kommt zu nah dem Herrn von der Marine, der soll haben eine *regular row*,¹ daß ihm die Knochen weh thun acht Tage lang. Fort mit Euch, Ihr Geschmeiß, oder Ihr sollt kennen lernen den alten Joël. Hier is Nichts vor solche Chesse zu dibbern!«

Die würdige Gesellschaft, die den Juden vollkommen kannte und von seinem Einfluß beherrscht wurde, zog sich scheltend und lachend zurück auf ihre Plätze und nahm ihre Vergnügungen und Gespräche da wieder auf, wo sie dieselben abgebrochen, um den Genuß eines *ring*² zu haben. Selbst Tom Walker, obgleich er sich den Kopf bei seinem Fall ziemlich derb zerschlagen hatte und davon nüchtern geworden war, wagte weder gegen den ganz unerwarteten Angriff eine Einsprache, noch gegen sein Weib eine Drohung, sondern zog sich, seinen Groll und Haß hinunterschluckend, mit Miß Merry, der Mulattin, in den untern Raum der Schänke, wo Beide, ohne die geringste Schaam und Rücksicht auf ihre Nachbarschaft – die freilich in dieser Höhle der Verworfenheit vergeudet gewesen wäre, – ihre Unterhaltung fortsetzten.

Auf dem Stuhl, den sie im *parlour* eingenommen, vor dem Glas Branntwein, das man ihr gebracht und das sie stumm bezahlt, blieb das unglückliche Weib sitzen, den Kopf regungslos in die Hand gestützt. – –

Als der Jude den Gitterverschlag wieder verschlossen, der durch eine besondere Lampe erhellt war und selbst das Schankfenster durch einen Schieber abgesperrt, wandte er sich zu seinem Besuch, indem er ihn mit halb neugieriger, halb drohender Miene musterte. »Ich will hoffen, daß der junge Gojim nicht hat gefoppt den Joël Löwenthal mit einer Lüge,« zischte er heftig – »es würde sein dem Barjeh³ besser, er hätte angefaßt glühendes Eisen. Heraus mit dem Zeichen.«

Der Matrose, der aus tiefer Brust Athem holte, gleich als fühle er recht wohl, daß er einer bedeutenden Gefahr entgangen sei, holte aus seiner Tasche das ihm von Hartmann Jonas übergebene gezeichnete Geldstück und reichte es dem Wirth, der es genau besichtigte. Die Prüfung schien jedoch das beste Resultat ergeben zu haben, denn seine Miene wurde äußerst freundlich und er wandte sich mit dem schmeichelnden Benehmen einer wilden Katze zu seinem Besuch. »Als es doch hat seine volle Richtigkeit mit dem Zeichen,« sagte er, – »Hartmann Jonas, mein Freund, der is ein vornehmer Mann, während ich geblieben bin en armer Balspiese⁴ wird mir nicht senden mit dem Stück Jemand, dem er nicht schenkt volles Vertrauen. Der Herr sieht nicht aus wie ein Matros,« fuhr er mit einem listigen Blick auf das Gesicht des jungen Mannes fort, »die Patschken sind zu weiß und weich, er kann auch nicht sein von der

¹Prügelei.

²*the ring* heißt alles, was sich auf den Faustkampf bezieht.

³Junge Bursche.

⁴Schänkwirth.

Chewrusse – dazu sieht er aus zu jung und zu vornehm. Der Herr hat also ein Geschäft, 'nen kleinen Auftrag für uns. Darf ich fragen, mit was ich kann dienen?«

Der Seemann nahm aus der Tasche zehn Guineen und legte sie vor den Wirth auf den Tisch. »Nimm das als Handgeld,« sagte er jetzt, jeder Besorgniß baar, mit fester Stimme – »eben soviel erhältst Du, wenn Du thust, was ich verlange und mir in aller Weise behilflich bist. Ich habe mit Jack Slingsby zu sprechen, also schaff' mir ihn zur Stelle und bring' uns an einen Ort, wo wir uns, ohne Gefahr belauscht zu werden, unterreden können.«

»Soll mer Gott,« erwiderte der Jude mit einem bezeichnenden Faunenblick in das bartlose erröthende Gesicht und auf die gerundeten Brustformen des verkleideten Seemannes, – »der schöne Jack hat verteufeltes Glück beim schönen Geschlecht! Aber verzeihn Sie, ich kann nicht schaffen den Jack zur Stelle, ehe er nicht kommt von selbst, denn er muß sich nehmen sehr in Acht vor den Policemen. Aber ich thu erwarten ihn ganz bestimmt in kurzer Zeit und will Sie führen bis dahin an einen Ort, wo Sie sein ganz sicher vor allem Baldowern,¹ so gut wie in Abrahams Schooß.«

Der Jude zündete eine Lampe an, nachdem er gierig das Geld eingestrichen, schob einen alten Vorhang im Hintergrund bei Seite und öffnete eine Thür, hinter der eine schmutzige Treppe in die Höhe führte. Er winkte dem jungen Mann zu folgen und stieg unbekümmert um das Pochen und Lärmen an dem *bar* nach neuem Getränk, die Stufen hinauf. Der junge Matrose sah sich am Ende der Treppe in einem kleinen niedern Zimmer, das über dem Parlour der Schänke zu liegen schien, ein mit Läden fest verschlossenes Fenster und außer der Thür nach der Treppe weiter keinen Ausgang hatte. Es war einfach aber ziemlich reinlich möblirt, enthielt eine große eiserne Kiste, ein Himmelbett und an der Wand einen Vorrath von allerlei Männer- und Weiberkleidung, sonst aber durchaus nichts Auffälliges.

Der Wirth setzte die Lampe auf den Tisch, betrachtete noch ein Mal mit schlaudem Blick seinen Besuch und bat um Entschuldigung, daß er ihn hier einstweilen sich selbst überlassen müsse, da er unten in der Schänke unentbehrlich sei. Auf seine Frage, ob er irgend eine Erfrischung heraufbringen solle, verneinte der Fremde ungeduldig und befahl nur, sobald er eingetroffen, den schönen Jack zu ihm zu führen.

Es gehörte offenbar ein nicht geringer Muth dazu, so allein und abgesperrt von jeder Hilfe in diesem abgelegenen Gemach der berüchtigten Diebsschänke zuzubringen, doch schien der Person, die der Diebswirth hier eingeschlossen, dieser Muth trotz ihres unmännlichen Aussehens nicht zu fehlen. Sobald sie sich allein sah, warf sie den großen, ihr Gesicht halb verbergenden Wachshut auf den Tisch und die etwas bleichen aber entschlossenen Züge Georginens, der schönen Baronin Savelli kamen zum Vorschein.

Die verkleidete Dame zog zuvörderst aus der Brusttasche ihrer weiten Matrosenjacke einen sehr zierlich gearbeiteten fünfflüfigen Revolver, prüfte mit sachverständiger Miene die Pistons und sah sich dann im Zimmer nochmals um. Da sie Nichts fand, was ihr Interesse oder ihre Besorgniß erregen mochte, setzte sie sich auf ein im Winkel stehendes altes Kanapee und versank in tiefe Gedanken.

Diese mochten ihr aber bald lästig und unangenehm werden, denn sie warf nach einiger Zeit ihre Blicke auf's Neue umher, mit dem Verlangen, alle Gegenstände an dem eigenthümlichen Ort sorgsam zu prüfen, an den das Schicksal oder vielmehr ihre Leidenschaften sie geführt hatten, und da das Einzige, was ihre Aufmerksamkeit einigermaßen verdiente und

¹Bespähen.

dem Charakter einer Gauner- oder Spitzbubenschänke entsprach, die Sammlung von Kleidern an der Wand war, so betrachtete sie diese genauer und schob sie mit einer Feuerzange, die im Zimmer lag, hin und her.

Der Vorrath bot eine seltsame Mischung, wie sie nur eine Trödlerbude oder eine Maskengarderobe zeigt. Der Talar des Advokaten hing neben einer alten Soldatenuniform, ein polnischer Schnürrock bei Schifferkleidern und Kutschermänteln, ein schmieriger Pelz neben dem rothen Frack eines Sportsman, der Mantille und dem ziemlich eleganten seidenen Damenkleid. Die Baronin war zweifelhaft, ob sie in dem Kram Versatzstücke oder eine absichtlich angelegte Gaunergarderobe vor sich habe, als ein seltsamer Umstand ihre Aufmerksamkeit fesselte. Bei dem Umherschieben der Kleider war es ihr vorgekommen, als ob an der dunklen Wand hin und wieder ein schwacher Lichtstrahl leuchtete, und als sie die Lampe holte und mehrere Röcke bei Seite zog, zeigte sich der schmale Spalt einer geöffneten geheimen Thür in der Wand.

Sie mußte offenbar nur durch Zufall oder Vergessenheit offen geblieben sein und hätte auf andere Weise unmöglich entdeckt werden können, so vorzüglich täuschend und genau der Wand anpassend war die ganze Arbeit, und so sorgfältig und verborgen gefertigt, daß auch jetzt, wo sie die Thür geöffnet hielt, die Lady weder Schloß noch Angeln entdecken konnte. Die schöne Indierin machte sich durchaus keine Scrupel, den geheimen Ausgang aus der Höhle des Juden näher zu untersuchen, die Thür vollends zu öffnen und in den Raum zu treten, zu dem er führte. Er war lang, schmal und dunkel, mit Ausnahme verschiedener Stellen an beiden Wänden in Gesichtshöhe, aus denen Lichtschein auf die gegenüberliegende Fläche von unten herauf fiel. Die Mauern schienen massiv und hatten das Aussehen wie äußere Giebelwände, und bei weiterer Besichtigung erkannte die Baronin, daß der Raum sich zwischen den Seitenmauern zweier Häuser befinden müsse, und auf sehr sinnreiche und zweckmäßige Weise wahrscheinlich durch alle Etagen hindurch zu einem geheimen Versteck eingerichtet worden war. Eine Masse der verschiedenartigsten Gegenstände, zweifellos geraubtes Gut, hingen an den Wänden, oder waren in Regalen und Kasten aufgehäuft. Der Schein der Lampe, welche die Baronin in der Hand trug, fiel auf Silberwerk, goldene Uhren und Geschmeide neben hundert anderen werthvollen Dingen, zwischen Waffen, Masken, Perrücken und Schränkwerkzeugen¹, deren Form und Gebrauch ihr größtentheils ganz unbekannt und räthselhaft war.

Offenbar bildete der Versteck die geheime Hauptniederlage der Bande, deren Hehler und Helfer der Jude war. Der Raum schien übrigens viel besucht und benutzt, denn er war keineswegs modrig oder dumpf, sondern luftig und reinlich gehalten, und nur durch die oben erwähnten Löcher, durch welche der Lichtschein fiel, zog ein häßlicher Tabacksqualm in das Gemach.

Die Neugierde der Baronin richtete sich jetzt auf diese Öffnungen, die sie, nachdem sie vorsichtig die Lampe nieder gestellt, näher untersuchte. Wie die Besichtigung ergab, waren es auf beiden Seiten Licht- und Schaulöcher, die aus unteren Gemächern in die Höhe führten, und deren Öffnungen in jenen an den Borden der Plafonds als Ventilationsvorrichtungen angebracht oder durch andere Verzierungen verdeckt waren. Sie gewährten von oben her einen vollständigen Einblick in die betreffenden Räume und waren zugleich so sinnreich angelegt, daß sie auch als Hörrohre dienten, welche den Schall der Gespräche aus den unter ihnen

¹Werkzeuge zum Einbrechen.

belegenen Abtheilungen in die Höhe und deutlich an das Ohr des unbemerkten Lauschers führten.

Solcher Öffnungen befanden sich in dem ziemlich langen Gange auf jeder Seite vier. Die zur Linken führten, wie sich die Lady alsbald überzeugte, in den *thap* der Schänke zum Blutigen Arm. Vier jener kleinen abgesonderten und offenen Kabinets oder Verschlüge, die man in England gewöhnlich in den Austern- oder Weinkellern findet, lagen gerade unter diesen vier Öffnungen, aus denen man übrigens auch die gegenüber liegenden Abtheilungen und den ganzen, mit einzelnen Tischen und Gesellschaften besetzten Mittelraum übersehen konnte.

Die Öffnungen auf der Seite rechts führten in einen ähnlichen, nur anständiger und besser dekorirten Raum in dem Nebenhause. Es war eine Schänke der höhern Art, mit *parlour*, *bar* und *thap*, aber auf Leute andern Schlages berechnet, als das Spitzbubengesindel im Blutigen Arm, und die Lady schloß daher nicht mit Unrecht, daß beide Häuser nach verschiedenen Straßen mündeten und nur mit den Hinterwänden an einander stießen, zwischen denen, das zum Lauerposten nach beiden Seiten eingerichtete Versteck lag. Diese Annahme fand ihre Bestätigung, als die Baronin durch eine der gleichfalls zum Hör- und Spähröhr eingerichteten Öffnungen hinunter blickend in den offenen, mit Porter- und Ale-Krügen, Rum- und Weinflaschen ausgestatteten *bar* die Figur des Juden erkannte, der in einem anständigen schwarzen Rock und mit einem grünen Sammetkäppchen auf dem kahlen Schädel die sehr zahlreich versammelten Gäste durch zwei oder drei Kellner bedienen ließ.

Die Versammlung in der Gentlemen-Schänke bot übrigens gleichfalls einen ziemlich gemischten Charakter, was Tracht und Aussehen betraf. Dicke, verwilderte Backen- und Schnurrbärte, gegen die englische Sitte, verkündeten bei den Meisten, daß sie Ausländer seien. Jedes Alter, jede Nation, jeder Stand schien hier vertreten. Man sah neben einem alten Mann mit grauem Haar und gleichem Bart, mit den sarmatischen Zügen und den dunklen, noch immer feuersprühenden Augen, auf dem beschnürten Polenrock das Kreuz der alten französischen Ehrenlegion, den beweglichen, rastlosen Italiener, mit den Händen heftig gestikulirend, Verwünschungen und phantastische Pläne auf den beredten Lippen; – den deutschen Flüchtling, Kummer und Elend auf den bleichen, hagern Zügen unter dem trotzig auf die Seite gedrückten Kalabreser; – die ruhige Gestalt eines Professors mit den langen, lockenartig gekämmten Haaren, die um das blasse, schwärmerische Gesicht auf den umgeschlagenen Hemdkragen fielen, neben der kühnen, trotzigen, kampfbereiten Figur eines jungen magyrischen Soldaten. Auch der Russe mit der mongolischen, halb listigen, halb grausamen Physiognomie nebst dem ernstesten, finstern Spanier fehlte nicht, und das lebendige Peroriren mehrerer Männer von intelligentem Aussehen in französischer Sprache bewies, daß Paris sein reichliches Kontingent zu der Versammlung gestellt hatte. Überhaupt bildeten Italiener, Deutsche und Franzosen die große Mehrzahl. Der Anzug, von der feinen Salontracht des Gentleman, der eben vielleicht von einem Diner in West-End gekommen, bis zur rußbedeckten Blouse des Arbeiters, zeigte in jenen hundert Abstufungen und kleinen Kennzeichen, wie Wohlstand oder Sorge und Mühe im Kampf um die bloße Existenz ihr Loos sei. Soldaten, Gelehrte, Arbeiter, Advokaten, Schriftsteller, jugendliche, glühende, fanatisirte Phantasten, neben der scharfen, sarkastischen Miene des Zweiflers oder den finstern, sondernden Gedanken des Alters – Haß neben Enthusiasmus, die Leidenschaft neben der ruhigen, überlegenden

Berechnung, ernste, ehrliche Männerwürde neben leichtsinnigem, tollem Prahlen – all' diese verschiedenen Elemente machten sich aus dem wirren Anblick des Ganzen bemerklich. Eine wahrhaft babylonische Sprachen-Verwirrung schlug aus den verschiedenen Gruppen zu dem Ohr der zufälligen Lauscherin, so daß sie nur nach einiger Gewöhnung und mit scharfer Aufmerksamkeit einzelne Unterhaltungen verstehen konnte.

Ein englisches Wort – eine bekannte Stimme, die an ihr Ohr traf, wendete ihre Aufmerksamkeit aus die Kabine, die sich grade unter ihr befand; sie lenkte ihre Augen dahin und erkannte mit Überraschung in dem dort ruhig und beobachtend bei einem Porterkrug Sitzenden den Capitain *Ochterlony*, das Mitglied des Unterhauses, und seinen neuen Freund, den deutschen Arzt *Walding*, die beiden von ihrem verstorbenen Bruder ernannten Testamentsvollstrecker.

Die Worte, die sie auf dem Wege durch die Straßen von dem Capitain gehört, gaben ihr sofort Aufklärung über die Versammlung. Sie befand sich, – beide belauschend – zwischen dem gefährlichsten Verbrecher-Schlupfwinkel Londons und der Versammlung des europäischen Central-Comités der republikanischen Propaganda.

Dies Central-Comité ist kein Hirngespinnst der festländischen Polizei, sondern war schon damals eine in ganz London wohlbekannte Sache. Wie die aktenmäßigen Ermittlungen ergeben haben, correspondirte das Central-Comité direct mit Paris, Brüssel, Genua, Lugano, Rom, Livorno, Neapel, Palermo, Malta und Zürich und jeder dieser Hauptorte hatte wieder seine bestimmten Unterkreise, die namentlich in Frankreich und Italien zu einer sehr ausgedehnten und bestimmten Organisation gebracht waren. Außerdem existirten in London verschiedene Special-Comité's, von denen einige, z. B. das Sicilia-Comité, nicht unbedeutende Summen in der Londoner Bank hatten.

Es liegt natürlich dem Bereiche unsers Romans ganz fern, hier eine eingehende Beschreibung der propagandistischen Organisation und ihres Treibens in London zu geben und das Folgende ist daher nur der Rahmen eines jener Genrebilder, deren Zeichnung die Entwicklung der Erzählung erheischt.

Die Neugier der Lady war von der Scene auf beiden Seiten so erregt, daß sie kaum an eine Überraschung durch den rothen Joël und daß diese ihr eine böse Stellung bereiten könne, dachte, und abwechselnd lauschte sie mit Auge und Ohr an den verschiedenen Öffnungen.

Die Scenen, die sich vor ihr entwickelten, mit ihren bunten Gestalten, geben wir in flüchtiger Skizzirung wieder. – – –

Die Organisation der Diebs- und Gaunerzünfte in London ist zu einer Höhe und einer Ausbildung gestiegen, die man im andern Europa gar nicht kennt und gegen die selbst das Elsatia der Pariser Spitzbuben und Vagabonden kläglich verschwindet. Denn wie Alles in riesigem Maaßstab in dieser Weltstadt sich findet, so auch die Verbrecherwelt und das Verbrechen selbst, gegen das – wie noch kürzlich der panische Schrecken beweist, den die Bande der sogenannten Würger durch die ganze Hauptstadt verbreitet hatte, – die Einrichtung der Londoner Polizei gänzlich machtlos ist. Die Gaunerei, der Betrug mag in Paris seinen Höhepunkt und seine Koryphäen haben, das Verbrechen überhaupt hat seine furchtbarste Ausdehnung in der englischen Metropole.

Von dem berühmten Wilddieb des löwenherzigen Richard – dem lustigen Robin Hood bis zu Jack Sheppard weist die englische Sittengeschichte eine ganze Reihe von förmlichen Heroën auf dem Gebiete des Verbrechens nach, und die Chroniken von Newgate und der englischen Gerichtshöfe liefern so zahlreiche Beispiele der wildesten Energie, der kühnsten Tapferkeit

und Todesverachtung, der raffiniertesten List und der entsetzlichsten Grausamkeit, daß keine andere Verbrecherstatistik sich damit vergleichen kann. Nirgends ist der Mord mit solcher Brutalität, der Diebstahl mit solchem Raffinement geübt worden. Unter den blutigen Resurrectionsmännern, welche den Mord üben, um dem Secirtisch seine Cadaver zu liefern, wie unter den Hyghwaimen, die mit dem Pistol in der Hand die Houslav Haide unsicher machen, oder unter den Taschendieben vor der italienischen Oper finden sich Genies von einer Charakter-Energie, die in einer andern Bahn wahrscheinlich Männer gemacht hatte, von deren Thaten die Mit- und Nachwelt mit Achtung spräche.

Offenbar liegt diese traurige Ausbildung des Verbrechens in der sonstigen Energie des englischen Volkscharakters und in seinem unbestrittenen physischen Muth, der oft in Neigung für gewaltthätige Handlungen ausartet.

In dieser zunftmäßigen Organisation der Verbrecherwelt hat jede Klasse ihre bestimmte Verbrechensgattung, oder vielmehr jedes Verbrechen seine bestimmte Brigade, die, meistens streng von einander abgesondert, ihrem Gewerbe nachgehen, ihre besondere Hehlerniederlagen und Versammlungsorte haben, und nur dann mit einander verkehren, wenn ein gemeinsamer Vorthail es erheischt. Dagegen finden sich auch große Gesellschaften oder Banden, in denen alle Kathegorieen der Verbrecherwelt vertreten und verbunden sind, die die umfassendsten Pläne anlegen und ausführen und gewöhnlich unter einer bestimmten obern Leitung stehen.

Die Verbrecher Londons theilen sich, wie die Erfahrungen der Polizei-Gerichtshöfe nachweisen, hauptsächlich in folgende Kathegorieen:

Die *Resurrectionsmänner* oder Burker, nach dem berühmten Mörder Burke so genannt, die Leichendiebe von den Kirhhöfen und oft genug Leichenmacher. Gar mancher Fremde, gar manche Person verschwindet noch heute in der großen Weltstadt, ohne daß nach ihr gefragt wird, oder die man für verunglückt hält, während irgend eine Phryne, irgend ein Kunstgriff sie an abgelegene Orte gelockt hat, wo das Pechpflaster des Mörders ihren Hilferuf erstickt, ihre Habe seine Beute wird und ihr Leib unter dem Secirmesser der Wissenschaft dient.

Die frühern *Outlaws*, die Räuber und Wegelagerer, bilden in unsrer Zeit die Bande der *Würger*. Dem Kommiss oder Boten, der Kaufleute und Wechsler, der mit einem Geldpacket oder Werthsachen durch die Straßen geht, dem Privatmann, dessen goldne Uhrkette oder Börse das scharfe Auge der Straßenlagerer auf sich gezogen hat, fliegt im Dämmerlicht des Abends, ja selbst bei Tage, während der dichte Nebel die Straßen füllt, von hinten die Schlinge um den Hals und reißt ihn betäubt, halb erwürgt, zu Boden. Man glaube nicht, daß so Etwas in dem volkreichen London unmöglich sei! Es ist noch kein Jahr her, als die Londoner Zeitungen von der Anzeige solcher Fälle wimmelten und die seltsamsten Schutzmittel dagegen vorgeschlagen wurden, wie eiserne Halsbergen, große spitze Stahlsporen zum Hintenausschlagen u. s. w. Es ist eine Thatsache, daß die mit Geldaustragen beschäftigten Boten der Banquierhäuser dies in fest um den Leib geschnallten eisernen Schatullen transportiren müssen und dennoch trotz aller Vorsicht oft den Raubanfällen unterliegen.

Eine dritte Gattung sind die *Schränker* oder Einbrecher, die, nach langem und sorgfältigem Ausspioniren einer lohnenden Gelegenheit, mit Gewalt oder List in die Wohnungen brechen und ganze Magazine ausräumen, die *Kuffer* oder Nachschlüsseldiebe, die Marktdiebe oder *Schottenfeller*, das zahllose Heer der *Taschendiebe* (Torfdrucker), der *Chilfer* oder Falschwechsler u. s. w.

Die *Falschmünzer*, deren Zahl in London nicht gering ist, bilden gleichfalls eine besondere Kategorie.

Die *Strom-* und *Stranddiebe* zerfallen in die »leichten« und »schweren« Reiter, die »Küfner« und »Bumbootleute«, »Jollenführer«, »Rattenfänger«, »Gezänkjäger«, »Flußpiraten« und »Schlammgrabbler«. Alle diese Diebe zu Wasser und zu Land sind gewöhnlich zu gleicher Zeit auch kühne und gewandte Schmuggler, die das *Custom-House* oder Zollamt an der Lower-Thames-Street jährlich um kolossale Summen betrügen.

In den Kellern von Longlane und Aldersgate-Street treibt sich die zahlreiche Schaar der falschen Zeugen umher. Hier findet der Verbrecher seine Leute, die ihm für ein Glas Gin jedes beliebige Alibi beschwören, der Betrüger den willigen Meineid, und selbst der Advokat ist oft gezwungen, aus dieser Cohorte der Lüge den Sieg seines Clienten gegen die betrügerischen Machinationen der Gegenpartei zu erkaufen.

Was die Zahl der Hehler, Gauner und Betrüger aller Art betrifft, so ist diese Legion und geht durch alle Klassen der Gesellschaft, vom falschen Spieler an der Tafel des Lords und im vornehmsten Klubb bis zum gemeinen Roßtäuscher auf den Märkten von Smithfield. Sie figuriren als Bürgen vor den Gerichtshöfen und machen die Spione für jede Unthat. Oft in der angesehensten Lebensstellung, sind sie der Schutz und die Anführer der Verbrecherbanden, von denen nur die Vertrautesten sie kennen. Personen, die über jedem Verdacht stehen sollten, die über Tausende von Pfunden gebieten, haben sich schon als die Hehler und Helfershelfer der niedrigsten Rookery's¹ erwiesen. Das zahllose Heer der lüderlichen Frauenzimmer, von der vornehmen Maitresse bis zum schwindsüchtigen Fabrikenmädchen, das noch in den Kinderjahren schon ein Opfer der Lüste oder der Habsucht geworden, steht größtentheils mit der männlichen Verbrecherwelt in der nächsten Verbindung.

In Betreff der geheimen Unthaten jener bürgerlichen Gesellschaft, die nicht privilegiert das Gewerbe des Verbrechens treibt, haben wir bereits an einem andern Ort auf den Ausspruch englischer wissenschaftlicher Autoritäten über die erschreckende Menge der Giftmorde hingedeutet.

Das Elend, die furchtbare Noth um das tägliche Brod, die neben dem glänzendsten Reichtum, dem großartigsten Erwerb in der riesigen Metropole alljährlich Tausende verschlingt, füllt die durch Tyborn und Botany-Bai und die zahlreichen Gefängnisse oder Zufälle aller Art gelichteten Verbrecher-Reihen stets auf's Neue. —

Eine Rookery der oben bezeichneten Art, der Versammlungsort einer großen Verbrecherbande von allen Kategorien war die Schänke zum »Blutigen Arm«.

Um einen Tisch in der mittleren Kabine saßen fünf Personen, deren ächte Galgenphysiognomien oder verkommenes Äußere über ihren Beruf und Charakter keinen Zweifel lassen konnten, obschon sonst ihr Aussehen und ihre Kleidung wenig Ähnliches hatte. Eine schmutzige Schüssel, hochaufgethürmt mit Austern, ein Krug mit Old-Tom, dem starken Gin, und ein anderer mit Porter nebst mehreren Blechbechern, so wie ein Teller mit gerösteten Hammelschnitten standen auf dem Tisch und alle Fünf langten wacker zu.

Die Gesellschaft bestand aus drei Männern und zwei Frauen. Eine der letztern war factisch noch nicht über die Kinderjahre hinaus und konnte kaum vierzehn zählen. Dennoch bewiesen

¹Diebesschänke.

ihr flitterhafter Aufputz in einem an vielen Stellen schadhafte seidenen Kleid von schreiender gelber Farbe, ein halb zerknickter rosa Hut mit einer schäbigen Feder, vor Allem aber die hektisch geschminkten Wangen, die tiefen dunklen Ringe um die Augen und der freche, jeder Kindlichkeit längst entbehrende Ausdruck derselben, daß das unglückliche Wesen schon in so früher Jugend zu der großen Gemeinschaft der verworfenen Dirnen gehörte, die in London zur Schande der christlichen Civilisation ungescheut sich fortwährend aus dem zarten Kindesalter rekrutiren dürfen.

Ihre Gefährtin, ein stattliches Mädchen von zwanzig bis zweiundzwanzig Jahren, war fast elegant gekleidet und hätte den Eindruck einer Dame gemacht, wenn nicht eine gewisse wilde Fahrlässigkeit in dem Tragen und Zustand ihrer schönen Garderobe, ein kecker herausfordernder Blick und ein überaus boshafter Zug um den kleinen vollen Mund sofort jede Täuschung unmöglich gemacht hätte. Ihre Gesellschaft nannte sie von ihrem wunderschönen zarten Teint die »weiße Jenny«, einen Spitznamen, dessen sie gewohnt schien. Neben ihr, den Arm zuweilen um ihren schlanken Leib geschlungen oder ihr von den schweren Getränken einschänkend, denen sie anscheinend ohne die geringste Erregung ziemlich häufig zusprach, saß ein Mann von etwa 30 Jahren mit schlaudem, keckem aber nicht unschönem Gesicht, in einen bis zum Hals zugeknöpften grünen Frack gekleidet, den er durch das Vorbinden eines Tuches gegen die Befleckung der Austernbrühe und der sonstigen Feuchtigkeiten zu schützen versucht hatte. Ein feiner, wahrscheinlich an irgend einem öffentlichen Ort eingetauschter, Castorhut nebst einem gelben modernen Sommerpaletot, hing hinter ihm am Nagel, vor ihm auf dem Tisch aber lag, neben gelben Glacéhandschuhen, eine goldene oder vergoldete Brille, an deren Armen ein Paar sehr künstlich gearbeitete und durch einen Schnurrbart verbundene Backenbärte befestigt waren.

Dem Paar gegenüber saß ein großer, in einen langen bürgerlichen braunen Rock gekleideter Mann von etwa fünfzig Jahren, von athletischem Gliederbau und breiter gewölbter Brust, zu deren Contouren der auffallend kleine, auf hohem Halse emporragende Kopf, mit einem platten von den Pocken zerrissenen Gesicht, das durch ein Paar merkwürdig schielende Augen noch abscheulicher wurde, fast einen schlangenartigen Eindruck machte. Das fünfte und letzte Mitglied der würdigen Gesellschaft war ein höchst zerlumpt aussehender Bursche von siebzehn bis achtzehn Jahren, in dessen Physiognomie sich die abgefeimteste Frechheit mit Scharfsinn und List auf merkwürdige Weise verband.

So cordial die würdige Gesellschaft auch mit einander zu stehen schien, so war doch an allen andern Gliedern eine gewisse Scheu vor dem Mann im braunen Rock bemerkbar, wenigstens vermieden Alle, bis auf das junge Mädchen, ihm zu widersprechen oder ihn zu reizen.

»Wißt Ihr, daß Jack Kelbury von der Polizei gefaßt ist und den Diebstahl gestanden hat, Hampton?«

»Was meinst Du, William?«

»Ei, was andres als die Kofferabschneiderei von dem Wagen der Gräfin von Ellesmere,« erwiderte halb verwundert der Stutzer. »Die Polizei machte ja einen Heidenlärm darüber und aus einfältiger Angst haben die Bursche die kostbaren Edelsteine auf den Feldern weggeworfen, wo sie vielleicht ein nichtswürdiger Bauer findet. Der Koffer soll einen Werth von fünfzehntausend Pfund gehabt haben.«

»Wenn Dir doch auch einmal ein solcher Streich gelänge, William,« meinte das ältere Mädchen, »das würde sich der Mühe lohnen und wir könnten eine Reise auf's Festland machen!«

»Sprich nicht so albern, Jenny,« fuhr der Braune sie an, »oder Jack Keth, der Henker, soll mich holen, wenn ich Dir die Gedanken nicht vertreibe. Wir brauchen Dich hier wie das liebe Brod, um fremde Gimpel zu rupfen, deren die Ausstellung genug hierher zieht. Wißt Ihr, wer das Halsband gekauft?«

William wies mit dem Daumen über die Achsel nach der Schänke.

»Für wieviel?«

»Baare zweihundert. Es war bereits in der dritten Hand – aber er macht immer noch ein sehr gutes Geschäft.«

Das Gesicht des Braunen zog sich zusammen. »Er muß verteufelt viel schon auf die Seite gebracht haben,« murmelte er giftig.

»Er hat zwei große Häuser in der Oxford-Street,« mengte sich der junge Bursche in das Gespräch. Ich weiß es bestimmt, ich habe es von Popkins, dem Schreiber beim Doctor Duncombe gehört, der mich manchmal zu Gängen braucht.«

»Verdammt! Das ist eine gute Bekanntschaft. Vielleicht kannst Du etwas Ordentliches ausbaldowern in dem Hause. Der Federfuchser soll große Legate in seinen eisernen Kisten verwahren!«

Jerry sah ihn verächtlich an. »Für was hältst Du mich denn? Bin ich etwa ein Kind, wie die kleine Beg dort, oder versteh' ich mein Handwerk? Wenn's an der Zeit ist, daß die Chawrusse¹ gebildet wird, soll kein Schloß im Hause sein, zu dem ich nicht das Wachs habe!«

Das kleine Mädchen rutschte auf den Schooß des Braunen, zupfte ihn am Ohr und sagte: »Ich will fort zum Theater, Alter, Ihr seid langweilig hier und zu trinken habt Ihr nichts Süßes für mich? Ich werde Dich gar nicht mehr lieb haben, Rich, und der Polizei anzeigen, daß Du die Todten stiehlest, wenn Du so geizig bist.«

Das häßliche Gesicht des Blatternarbigen wurde schwarz wie die Nacht und ein grimmiger drohender Blick schoß auf die Unvorsichtige, indem er sie fest am Arm packte, daß das Kind laut aufschrie.

Ein langer Kerl, der eben, eine kurze holländische Pfeife im Mund, den zerdrückten Hut auf das eine Ohr gesetzt, mit einem Frack und Beinkleidern, die seinen dürren Gliedern viel zu kurz waren, vorüberging, blieb stehen und schaute herüber.

»Was giebt's denn? Hat der Balg wieder die Krämpfe?«

»Die Krämpfe selbst auf Deinen verfluchten Schädel, Würger!« schrie der Leichendieb, indem er die schwere zinnerne Kanne nach dem Elenden schleuderte.

Der Lange bückte sich, daß sie über ihn wegflog, und das schwere Gefäß traf ein Weib, das gegenüber mit zwei Männern saß, so heftig an die Brust, daß der Unglücklichen ein Strom von Blut aus dem Munde schoß und sie leblos zu Boden stürzte.

Der Mann – ein blasser, hohlwangiger Bursche – der neben dem Frauenzimmer gesessen, sprang auf und ein Messer blitzte in seiner Faust, als er sie mit einem wilden Fluch drohend gegen den Braunen streckte. Aber die athletische Gestalt, die sich jetzt erhob, schien ihm Furcht einzufloßen und leise vor sich hin schimpfend, schleppten die beiden Männer das verletzte Weib nach dem Parlour.

»Thörin!« sagte der Leichendieb zu der Kleinen, »wie kannst Du es wagen, solche Dinge zu sprechen, von denen Du Nichts weißt und verstehst?«

¹Diebesbande.

Der Schmerz der Mißhandlung hatte jedoch das Mädchen wüthend gemacht. »Der Teufel auf Deine Seele, schändlicher Dick! Glaubst Du, ich wüßte nicht, wie Du neulich dem Fremden, den die weiße Jenny zu Dir gelockt, das Pflaster auf den Mund gedrückt und ihn geburkt hast, oder wohin das junge Mädchen aus Notherhill gekommen wäre? Wage es noch ein Mal, mir weh zu thun und ich will . . . «

»Ist die Dirne toll?« schrie William und hielt ihr mit Gewalt den Mund zu, während ihre ältere Genossin und Jerry sie auf die Bank niederzerrten. »Wenn Du nicht schweigst, Nickel, wird Hampton Dich kalt machen im Augenblick!«

Aber der furchtbare Burker war bleich wie die Kalkwand bei der wüthenden Drohung des Mädchens geworden und dachte nur daran, sie zu beruhigen. »Sei still, Beg, einfältiges Ding,« sagte er schmeichelnd, »es war meine Absicht nicht, Dir wehe zu thun und Du sollst einen neuen Hut dafür habe. Aber sei vernünftig und rede kein dummes Zeug. Du weißt, daß ich Dich lieb habe und Dir Alles zu Gefallen thue.«

»Ich will etwas Süßes trinken! Champagner!« schmolte das Kind trotzig. »Der Gin verbrennt mir die Brust!«

Hampton, der eben so geizig als habsüchtig war, schnitt ein Gesicht, aber die Macht der Kleinen über den alten nichtswürdigen Sünder war zu groß, als daß er gewagt hätte, ihr etwas abzuschlagen.«

»Geh' an die Schänke, Jerry, nichtswürdiger Galgenvogel, Futter für die Raben,« murrte er; »sag' dem rothen Joël, er soll uns eine Flasche von dem Sprudelnden schicken für meine Rechnung, das Kind will trinken und Ihr habt noch eine Stunde Zeit, ehe die Theater schließen. Ich hoffe, Ihr Blutegel werdet's durch einen anständigen Fang wieder einbringen.«

Der Taschendieb war bereits fort nach dem *bar* des rothen Joël. Während er diesem, der eben sich wieder am Fenster gezeigt, die Bestellung ausrichtete, erschienen durch eine Thür in dem hintern Ende zwei große und starke Männer, der Eine in der russigen Kleidung eines *coalheavers* oder Kohlenträgers, der Andere in der noch schmutzigeren Tracht der *dustmen* oder Gassenkehrer.

Der Erste blieb an einem Tische in der Nähe der Thür sitzen und ließ sich Brandy geben, der Dustman aber ging durch den ganzen Raum des *thap*, ohne Aufmerksamkeit zu erregen, doch die verschiedenen Gruppen scharf beobachtend, und ließ sich dann in der Nähe der Kabine nieder, in der Tom mit der schönen Merry, der Mulattin, in einer mehr als schaamlosen Stellung saß, ohne anfangs auf die neue Nachbarschaft zu achten.

Bald darauf kamen Jerry und der rothe Joël selbst von dem *bar* her, der Letztere in den Händen zwei Flaschen des verfälschten Getränks haltend, dessen Hauptbestandtheile natürlich nichts Anderes waren als Brausepulver und Zucker, und stellten sie vor die Gesellschaft im Kabin.

»Wird das schmecken der jungen Chonte, soll mer der Böse strafen, 's is ächter Wein aus Frankreich, er kostet mer selber baare acht Shilling die Flasche, und ich gebe ihn nur meinen Freunden vor's ausgelegte Geld, aber Hampton is ä reicher Mann, ä verdient viel blanke Guineen und kann lassen was draufgehn vor sein Vergnügen, ohne daß die Kalle geit mit dem Chossen unter die Chuppe.¹

¹Ohne unter den Brauthimmel zu gehen, den Baldachin, unter dem bei den Juden die Trauung vollzogen wird.

Während des Geredes hatte er den Kork gelöst und die Gläser, die Jerry mitgebracht, gefüllt. Das Knallen des Pfropfens erregte allgemeine Aufmerksamkeit und wandte viele neidische Blicke nach der Stelle.

Ein untersetzter Kerl von kräftigem Gliederbau mit stark entwickelten Muskeln und einem wahren Buldoggesicht schien sich besonders zu ärgern, schlug mit der Faust auf seinen Tisch, daß die Brandy-Gläser in die Höhe sprangen und begann giftige Stichelreden.

Unterdeß hatte der Leichendieb eines der Gläser an den Mund gesetzt und getrunken, im nächsten Augenblick aber spie er das Getränk wieder von sich. »Hund von einem Juden,« schrie er erbost, »was hast Du uns für einen schlechten Soff gebracht? Old Nick¹ mag das Zeug saufen, nicht ein Christenmensch!«

Beg aber strich sich behaglich den Leib. »Das ist süß,« sagte sie mit ihrer schrillen Stimme. »Das schmeckt. Es ist nicht wie Euer Blue-rin, der einem wie Feuer brennt. Schenk ein, Dick, und sei artig!«

Auch der junge Spitzbube schien großes Gefallen an dem jämmerlichen Getränk zu finden und betrachtete mit großem Vergnügen die Schaumperlen.

William und die weiße Jenny dagegen nippten nur mit verächtlicher Miene.

»Was keifst Du!« meinte der Jude, »das Kind hat ä guten Geschmack! Es wird schon trinken de Flasche. Siehst Du nicht, wie sich ärgert der dicke Ralph, der Boxer, daß er nicht kann geben seiner Chonte ä gleich kostbares Getränk!« Er wies nach dem Mann mit dem Buldoggesicht, der mit der Faust herüber drohte. »Wenn die Herrschaften wolle trinken eppes Feuriges – hier is ä ächter Jamaika, den James der Schmuggler gebracht hat von de Westindia Doks vor einer Stund.«

Der Burker griff nach der langhalsigen Flasche, die der Jude aus seiner Rocktasche zum Vorschein gebracht und setzte sie ohne ein Glas einzuschänken an den Mund, wo sie lange in wagerechter Stellung schweben blieb.

»Deine Augen sollen verdammt sein und Deine Gebeine Jack Ketch haben,« murrte er tief Athem schöpfend, »wenn das nicht das Beste ist, was ich seit einem Monat bei Dir getrunken. Aber dem Halunken dort drüben schlag ich den Schädel ein, wenn er noch zu mucksen wagt. Ich glaube ohnehin der Narr will sich an mir reiben und prahlt, daß er eine bessere Faust schlüge wie ich. – Laß den Pfropfen springen Beg und trink mein Herzblatt!«

Jerry bemühte sich die zweite Flasche zu öffnen, und weil er vor sein Leben gern Unheil stiftete, gab er derselben eine schiefe Richtung, so daß der springende Kork dem Boxer an den Kopf flog.

Dieser sprang mit einem Fluch auf, hielt die geballte Faust dem Leichendieb, den er für den Anstifter ansah unter die Nase und stieß ein wildes *Come up!* heraus.

Ein Fußtritt gegen den Leib war die Antwort, die ihn bis an seinen Tisch zurückschleuderte. Damit war ein regulärer Faustkampf provozirt und die ganze Versammlung schrie ein beifälliges Hip! Hip! Hurrah!

Während der Burker und der Boxer von Profession ihre Vorbereitungen zu einem Kampf von drei Gängen trafen – denn mehr waren nach den vom rothen Joël streng aufrecht erhaltenen Gebräuchen des »Blutigen Arm« bei keiner Beleidigung gestattet – hatte sich der Wirth zu William und seiner Concubine gesetzt.

¹Der Teufel.

»Laß se sich abzapfen immerhin 'ne Pinte vom rothen Saft,« sagte er boshaft, »se haben Beide zu viel davon. »Wie steht die Sache in Piccadilly? ich kann verlieren die Miethe von mein Haus nich so lange umsonst!«

»Zum Henker, Mann,« erwiderte der Stutzer, indem er nach der halbtrunkenen Beg sich umseh, die mit Jerry's Hilfe auf den Tisch geklettert war, um dem Kampf ihres Liebhabers zuzuschauen – »wenn man den Lord spielen soll, muß man sich auch wie ein Gentleman benehmen und kann mit der Thür nicht in's Haus fallen! Jenny muß Zeit haben, den Gimpel zu behandeln. Ich versichere Dich, Joël, er soll uns nicht entgehen.«

»Du weißt doch genau Deine Instruction?«

»Besser wie's Evangelium. Weiß der Teufel, wo Du gleich den jungen Narrn ansbaldowert hast, der von Wien zur Ausstellung gekommen ist und daß er unbeschränkten Credit hat auf Coutt's.¹ Die Lüge, daß ich seinen Vater in Wien kennen gelernt, hat gezogen und er schwört Stein und Bein, daß Lord Vere der liebenswürdigste Mann in England ist.«

»Die Sache dauert schon drei Tage und es muß ein Ende gemacht werden, die Kosten von der Bedienung fressen sonst den ganzen Profit. Zu wann hast Du den Gimpel eingeladen?«

»Ich war gestern mit ihm und Jenny in einer Loge in Drury Laue, und habe ihn auf morgen zum Frühstück geladen. Jerry soll den Jockey machen und zwei handfeste Burschen werden im Nebenzimmer sein.«

»Hast de das Wechselche parat?«

Der Gauner zeigte ihm ein Blanket. »Wir dürfen es nicht eher ausfüllen, sonst merkt er zu zeitig den Betrug.«

»Der Gojim wird sein viel zu sehr in Angst. Setze drauf 500 Pfund – es is nicht zu viel, daß er die Kur macht an ä so schöne Frau als Mylady!« Er kneipte die weiße Jenny vertraulich in's Kinn.

»Höre ein Mal rother Joël,« sagte das Frauenzimmer entschlossen, »ich will aber wissen, für was ich den Narren in Euer Garn locke. Wenn ich nicht fünfzig Pfund bekomme und die Kleider behalten darf, laß ich mich nicht weiter auf die Geschichte ein!«

Ein lautes Hurrah und Händeklatschen aus dem »ring« unterbrach das Gespräch. Die kleine Beg applaudirte lustig, der Leichendieb hatte so eben seinem Gegner einen Faustschlag über das linke Auge gegeben, der genügt hätte, einen Ochsen todzuschlagen, den Boxer aber blos hintenüber warf und eine dicke blutrünstige Geschwulst veranlaßte.

Der Jude hatte unterdeß mit der Dirne verhandelt und war nach vielen Hin- und Herfeilschen auf vierzig Pfund einig geworden.

»Es wird der Chawrusse-Kasse übrig bleiben gar nix, wenn Ihr macht so hohe Forderungen,« maulte er. »Morgen muß gemacht werden die Geschichte zu End', ich brauch' Euch Beide wo anders. Ich werd' sein morgen Mittag vor dem Haus, um zu kassiren den Wechsel ein sogleich. Du mußt nur wahrnehmen den rechten Augenblick, wenn Jenny genommen hat seine Hände, daß Du kommst herein mit den Zeugen ... «²

¹Ein großes Bankierhaus.

²Der Betrug wurde wirklich während der ersten Zeit der Ausstellung an einem jungen österreichischen Baron, dem Sohn eines Bankiers, ausgeführt, der von einem Gauner, in der Maske eines vornehmen Herrn, in seine Wohnung eingeladen und dann von ihm überrascht wurde, wie er mit der angeblichen Lady in einer vertraulichen Stellung, die sie herbeizuführen gewußt, mit verschränkten Händen auf dem Sopha saß, wofür, nach den alten englischen Gesetzen, der Ehemann auf Gefängniß von 10 Tagen klagen oder eine Geldbuße fordern kann.

Er unterbrach seine Instruction und ein flüchtiges Erschrecken lief rasch über sein Gesicht, doch unterdrückte er sogleich jedes Zeichen der Aufregung.

Sein Blick war auf den Dustman gefallen, der in der Nähe von Tom und der Mulattin Platz genommen, die jetzt beide dem Faustkampf mit großem Vergnügen zuschauten.

Der Jude nahm die leeren Flaschen vom Tisch und indem er sich damit beschäftigte, flüsterte er dem jungen Taschendiebe einige Worte zu, dann aber, ohne sich um die Prügelei irgend zu bekümmern, schlich er zwischen den Tischen hindurch und nahm seinen Weg mit dem leichten Tritt einer Katze nach dem *bar* zurück.

Als er an der Stelle vorbeikam, wo der Dutchman stand, begegneten sich ihre Augen.

Der Blick des Gassenkehrers war scharf und durchdringend. Mit einer unmerklichen Gebärde winkte er nach Tom Walker hinüber. Der Jude nickte bejahend und verschwand dann hinter dem Gitter seines Comtoirs.

Das Duell der beiden Faustkämpfer hatte unterdeß seinen Fortgang genommen, obschon es noch zu keinem entscheidenden Resultat geführt. Beide Männer waren berühmte Boxer und an Stärke und Kunstfertigkeit einander ziemlich gleich. In dem Augenblicke jedoch, wo der Jude in seinem *bar* verschwand, gelang es dem professionirten Wettkämpfer, durch eine Finte den erhitzten Resurrectionsman¹ zu einem falschen Schlag zu verleiten und indem er ihn, ohne zu pariren, mit seinem breiten Brustkasten auffing, versetzte er von unten herauf seinem Feinde einen so gewaltigen Gegenhieb an den Unterkiefer, daß man das Krachen der Knochen hörte und augenblicklich eine Menge Blut aus dem häßlichen Munde Hamptons strömte. Der Burker taumelte zurück und wurde von seinem Sekundanten aufgefangen, der ihn auf sein Knie setzte und nach Rum und Wasser rief. Mit einer Fluch von Verwünschungen und Drohungen sprudelte der Verwundete Blut, Geifer und drei Zähne von sich, die ihm der furchtbare Hieb ausgeschlagen und wäre sofort auf seinen Gegner wieder losgestürzt, wenn ihn nicht seine eigenen Freunde zurückgehalten, um ihn erst nach den Regeln des Kampfes sich verschnaufen zu lassen.

Diese Pause zwischen dem zweiten und letzten Gang verursachte einige Bewegung und einiges Drängen unter den Zuschauern und während desselben schlüpfte Jerry mit der Gewandtheit eines Aals durch die Menge bis zu dem wilden Tom.

»Eppel!² mach daß Du fortkommst! Die Kärnersetzer³ sind da!«

Die Stimme, welche die Warnung gab, war mehr ein leises Zischen als ein wirkliches Reden, aber sie erreichte das Ohr dessen, für den sie bestimmt war.

Der wüste Mensch fuhr zusammen, und sein Gesicht wurde fahl. Er sah sich erschrocken nach dem Warner um, aber Jerry war bereits im Gedränge verschwunden, jedoch nicht, ohne daß die Augen des Gassenkehrers den Streich bemerkten, den er gespielt.

Diese begegneten jetzt dem ängstlich umherforschenden Blick des Gewarnten. Das Auge des fremden, schlecht gekleideten Mannes war so streng, so durchbohrend und sicher, daß der Verbrecher im Augenblick erkannte, wie er hier seinen Feind gefunden. Dennoch versuchte er, ruhig auszusehen, steckte die Hände in die Hosentaschen, sprach einige Worte mit der

Der bestürzte Ausländer wurde gezwungen, einen Wechsel von 500 Pfund zu unterzeichnen und eingesperrt gehalten, bis dieser eingelöst war. Die Polizei fand natürlich die Gauner spurlos verschwunden.

¹Auferstehungsmänner, wie die Leichendiebe genannt werden.

²Ein Ausdruck, mit dem sich die Diebe auf eine drohende Gefahr aufmerksam zu machen pflegen.

³Die mit dem Einfangen der Verbrecher beauftragten Polizeibeamten.

Mulattin und schaute dann auf's Neue dem mit vermehrter Wuth beginnenden Kampfe der beiden Boxer zu.

In diesem Augenblick hob, unbemerkt von Tom, der ihm jetzt mit absichtlicher Gleichgiltigkeit den Rücken zuwandte, der Gassenkehrer den Zeigefinger seiner rechten Hand in die Höhe.

Augenblicklich erhob sich am andern Ende der Schänke der Kohlenbrenner und stellte sich zwischen den »ring« und den Eingang, durch welchen Beide gekommen.

Die Faustkämpfer hatten etwa drei Hiebe gewechselt, als in dem umgebenden Kreise ein wildes Drängen und Lärmen entstand. Über das Alles erklang eine kräftige, ruhige, männliche Stimme: »Ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes!«

Man sah in der Öffnung, die sich bildete, den Gassenkehrer Tom am Kragen festhalten, indem er ein Papier in die Höhe hielt. »Wage es Niemand, der Gerechtigkeit sich zu widersetzen, auf seine eigne Gefahr. Dieser Mann ist mein Gefangener!«

Zugleich drängte sich der Kohlenträger durch die Menge, faßte Tom an dem andern Arm und zeigte seinen kurzen Konstablerstock.

Der Gefangene zitterte an allen Gliedern und war todtenbleich; dennoch suchte er sich zu fassen und sagte trotzig: »Wer sind Sie? Was wollen Sie von mir? Warum verhaften Sie mich?«

»Wer wir sind, mein Junge,« entgegnete lachend der *coalheaver*, »das weißt Du bereits so gut, wie wir selbst, und alle diese – Herren und Damen umher. Wir wünschen einzig und allein Deine Person, und deshalb mach' keine Flausen, sondern reich' die Hände her für die seidenen Bänder!«

Der Beamte hatte bereits die eisernen Ringe in der Hand, die, mit Federn zum Einschlagen versehen, den englischen Kriminalbeamten dazu dienen, die Verbrecher auf eine rasche und leichte Weise unschädlich zu machen.

Tom versuchte sich loszumachen, wiewohl vergeblich. »Was wollen Sie von mir?« wiederholte er; – »wessen klagen Sie mich an?«

»Des *Raubmordes*, begangen an der Person des Lederhändler James Gringle in seiner Wohnung in der Herbert-Street in Islington am 26. Mai. Hier ist der Verhaftsbefehl gegen Thomas Burke, ausgestellt vom Friedensrichter Wilkinson.«

»Aber ich bin nicht Thomas Burke!« schrie der Gefangene, – »ich heiße Tom Walker, es ist eine Verwechslung – die Leute hier werden es mir bezeugen!«

Der Beamte antwortete mit einem verächtlichen Achselzucken auf den Sturm von Miauen, Pfeifen, Heulen und Zischen, den die Bande umher erhob. Aber das Gesindel beschränkte sich, trotz der flehenden Blicke des Verbrechers, auf diese Zeichen seines Mißvergnügens, denn Jeder von ihnen fürchtete, allzusehr die Aufmerksamkeit der Beamten auf sich zu ziehen, und sie wußten aus Erfahrung, daß in solchen Fällen selbst der rothe Joël sich vollständig neutral hielt.

Unterdeß war es dem zweiten Beamten gelungen, dem erwischten Verbrecher die Handeisen anzulegen, und sie waren eben im Begriff, ihn, trotz seines Sträubens, nach dem Ausgang zu schleppen, als eine Frau sich durch die Umdrängenden mit lautem Geschrei Bahn machte und, sich an den Gefangenen klammernd, sein Wegführen verhinderte.

Es war Sally, die unglückliche Frau Toms, die herbeistürzte, um für den Verbrecher, den Mann ihrer Jugendliebe, der sie in ein Leben täglicher Mißhandlungen, des bittersten Elends und Kummers gestürzt hatte, zu bitten.

»Um der Barmherzigkeit Gottes willen,« schrie die Arme, »lassen Sie ihn los, Herr! Tom ist unschuldig – ich schwöre es Ihnen. Haben Sie Mitleid mit ihm – er ist ein unglücklicher verführter Mann, der nur in dieser Höhle des Verbrechens leichtsinnig geworden. Er ist unfähig, einen Mord zu begehen! Sprich, rede, Tom, sage es ihnen, daß Du unschuldig bist!«

Sie hatte die Knie des Beamten umschlungen und sah jetzt auf den Mann, der sie so elend gemacht, der sie noch vor einer Stunde lebensgefährlich gemißhandelt und jedes Gefühl ihrer Liebe auf das Niederträchtigste gekränkt hatte. Sie sah auf ihn, mit jener Angst, jener grenzenlosen Hingebung, deren nur das Weib in seinem aufopfernden Herzen fähig ist.

Aber der Blick auf das bleiche Angstgesicht des Verbrechers gab ihr die traurige Gewißheit, daß er nicht ohne Schuld verhaftet sei.

»Hindern Sie uns nicht in der Ausführung unserer Pflicht, Mistreß,« sagte der ältere Beamte höflich und nicht ohne Gefühl. »Dieser Mann verdient Ihre Zuneigung kaum – ich habe ihn noch eben selbst mit einer der berühmtesten Dirnen dieser großen Stadt beobachtet und er ist der Behörde längst als ein sehr gefährlicher Verbrecher bekannt, auf dem mancher schlimme Verdacht lastet.«

Das Weib strich sich verworren die Haare aus dem Gesicht, der Blick, mit dem sie umherstarrte auf die täglichen Genossen seiner Schlechtigkeit war wild, verzweifelnd. »Also fortführen wollt Ihr ihn?« schrie sie; »fortführen nach den feuchten Mauern von Newgate, wohin Ihr schon so Viele geschleppt! und dann weiter – weiter – nach Tyburn! Großer Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden bei dem Gedanken! – Und Ihr, die Ihr von seinem Gelde geschwelgt, Ihr, die Ihr mit ihm geraubt, gestohlen, – Ihr steht hier und laßt ihn fortnehmen aus Eurer Mitte, ohne eine Hand zu heben für ihn? – Memmen, Feiglinge, die Ihr seid! Wißt Ihr nicht, daß es in der nächsten Stunde Euch eben so gehen kann? – Nieder mit diesen Schergen – schlägt sie zu Boden und befreit Euern Kameraden, wenn Ihr Männer seid!«

Sie faßte die Fesseln des Gefangenen mit den abgemagerten Händen und zerrte verzweifelnd daran, als vermöge ihre schwache Kraft den festen Stahl zu sprengen. Das Heulen, Schreien, Grunzen umher erneuerte sich mit verdoppelter Kraft, aus der äußersten Reihe schrie eine Stimme: »Schlagt sie todt, die Konstablerhunde! – Mistreß Sally hat Recht – Hurrah, Tom *for ever!*« Fäuste ballten sich und hoben sich drohend – Einer suchte den Andern zum Ausbruch des Angriffs zu treiben, dessen Erfolg bei der Ungleichheit der Zahl und der blutigen Brutalität der Verbrecher zweifellos sein mußte.

Der Augenblick war kritisch für die beiden Beamten, aber sie schienen an solche Ausbrüche gewöhnt und keinen Augenblick unentschlossen. Mit einer blitzschnellen Bewegung hatten Beide aus der Brusttasche ihre Revolvers gezogen und den Hahn gespannt, indeß sie mit der andern Hand den Gefangenen festhielten.

»Platz im Namen des Gesetzes!« donnerte die Stimme des ältern Beamten. »Wer eine Hand zu heben wagt, ist ein Kind des Todes. Seid vernünftig, Bursche, und wartet Eure eigene Zeit für den Galgen ab. Ich kenne Euch und Ihr kennt Harry Green und wißt, daß er sich Nichts entreißen läßt, was er einmal gefaßt hat. Ein Signal von dieser Pfeife und ich habe zwanzig Hände zum Beistand!«

Der Muth zur Auflehnung gegen das Gesetz war eben so rasch verlodert, als er ausgebrochen war. Es ist merkwürdig, wie schon der bloße Name der Gesetzlichkeit den wildesten Verbrecher feig macht. Nicht die materielle Macht ist es, die das Gesetz schützt, sondern jener Nimbus der Autorität, der seinen Namen umgiebt und vor dem unwillkürlich der brutalste Charakter sich beugt.

Ohne ein weiteres Zeichen des Widerstandes, als ein langsames Auseinanderdrängen und ein drohendes Gemurmel machte die schlimme Gesellschaft, von der sicher die meisten das Schicksal des gefangenen Mörders verdienten, Platz, und die Beamten schleppten über den Körper der ohnmächtig zu Boden gesunkenen unglücklichen Frau ihre Beute fort und aus der Schänke.

Es war, als sei eine Last von Allen genommen, als die Konstabler das Lokal geräumt und ein ausgeschickter Späher verkündete, daß sie mit dem Gefangenen eine der größeren Straßen gewonnen hatten, wo ein Fiacre ihrer geharrt. Man erschöpfte sich in Vermuthungen, wer den Verräther gemacht, welche Beweise gegen Tom vorgebracht werden konnten, und ob er schon vor die nächsten Assisen gestellt werden würde. Ja, Viele sprachen bereits von seiner Hinrichtung und wetteten, ob er sich auf dem Karren des Henkers und dem schrecklichen Schaffot wie ein Mann betragen oder Feigheit und Reue zeigen werde.

Das alte Treiben war binnen wenig Minuten wieder in Gang. Von einer Wiederaufnahme des nicht beendeten Kampfes war nach einer solchen Unterbrechung natürlich nicht mehr die Rede. Hampton und der Boxer saßen jeder maulend in einer Ecke und badeten in Branntwein und Wasser der Eine sein zugeschwollenes Auge, der Andere sein gespaltenes Kinn. Die arme Sally war von einigen mitleidigen Frauenzimmern nach dem Parlour geschleppt worden, wo man sich lange vergeblich bemühte, sie in's Bewußtsein zurück zu rufen.

Plötzlich änderte eine neue Erscheinung die Scene; durch den Eingang, durch den vor einer Stunde die Baronin Savelli in der Maske eines Seemanns eingetreten, kam ein Mann, in einen jener weiten blauen Röcke gehüllt, welche die seit 1839 eingeführten Policemen der City gewöhnlich zu tragen pflegen, eine Tracht, die den Augen der Gauner und Spitzbuben der Hauptstadt schon aus weiter Entfernung bekannt ist. Der Wachstuchhut war tief in die Stirn gedrückt, die untere Hälfte des Gesichts in einen rothen Shawl gesteckt, so daß eigentlich nur die Nase und ein dicker schwarzer Backenbart von der ganzen Physiognomie zu sehen war. Dagegen konnte über den Charakter der Persönlichkeit der mit großer Ostentation und Aller Augen sichtbar in der Hand getragene Konstablerstock keinen Zweifel lassen.

Eine allgemeine Unruhe zeigte sich bei dem Erblicken des Beamten, verschiedene Verwünschungen wurden laut auf Billy, den schwarzen Wächter, daß er eine solche Persönlichkeit ohne ein Warnungszeichen zu geben eingelassen, Andere versuchten sich möglichst unsichtbar zumachen; denn Niemand wußte, wem dieses wiederholte kühne Emdungen der Polizei an einem Orte, den sie sonst nur selten und nur in den dringendsten Fällen zu betreten wagte, gelten könne.

Der Policeman schien sich aber um die allgemeine Überraschung wenig zu kümmern, sondern schritt gravitatisch bis in die Mitte des *thap* vor, ergriff einen vor Ralph dem Boxer stehenden Ginkrug, that einen tüchtigen Zug darans und sprach mit verstellter Stimme:

»Würdige Gentlemen und Mylady's of the night!¹ Edle Blüthe des Galgen und Rades! Würdige Bürger der Zukunft von Botany-Bay und sonstiger freien Kolonien! Edle Jungfrauen

¹Ritter der Nacht.

vom Allerweltsorden, Verehrer fremder Geldbeutel und Wonne aller Gerichtshöfe von der Kingsbench bis zum Polizeihofe von Multon Lane – plagt Euch Old Harry,¹ Euer liebenswürdiger Gevatter, oder seid Ihr auf dem Wege, Euch in eine Quäkergemeinde aufnehmen zu lassen, daß Ihr also hier die edle Zeit versäumt, während binnen hier und dreißig Minuten jedes Theater dieser glorreichen Hauptstadt Altenglands seine gesegnete Fluth von Aldermens, Lords, Richtern und Kaufleuten, Onkeln, Nichten und Tanten ausspeien wird, zu Eurer fixen Finger täglicher Nahrung und Nothdurft?! – Auf Euern Posten, Jungens, am Adelphi und Princeß-Royal, es ist die höchste Zeit!«

Ein brüllendes Gelächter verkündete die allgemeine Enttäuschung, in das der Neuangekommene herzlich einstimmte. Zugleich warf er den Überrock, den Hut und Bart von sich und zeigte sich als ein hübscher junger Mann mit herausfordernder kecker Miene, lockigem Haar und munter blitzenden Augen, in der Kleidung eines Gentleman.

Ein allgemeines Geschrei: »Jack! – Ein Hip Hip Hurrah für den schönen Jack!« antwortete dieser Entpuppung und Männer und Weiber, namentlich aber die letztern, drängten sich um den Gentleman-Spitzbuben.

»Myladys,« sagte Jack, »keinen Angriff auf meine Tugend! Sie wissen, ich bin fest darin. Aber im Ernst, was ist geschehen, daß Ihr Galgenvögel noch nicht auf dem gewöhnlichen Posten seid? Es wird auf Ehre gleich zu spät sein.« Er zog prahlend eine schöne goldne Uhr und zeigte sie umher. Das *thap* begann sich rasch zu leeren, denn die Diebe und Dirnen eilten davon, um noch rechtzeitig an die Eingänge der Theater zu gelangen, wo sie allabendlich ihre Ernte halten.

»Ei, den Teufel – Jack muß Glück gehabt haben. Eine so prächtige Uhr!«

»Aber warum bist Du nicht selbst bei den Theatern?«

»Pst – Will, mein Junge, Du weißt, daß ich mich nicht gern dahin wage. Aber die Uhr ist baar bezahlt und nicht gestohlen! Ich gebe Euch heute eine Bowle zum Besten, wenn Ihr zurückkommt.«

Die weiße Jenny reichte ihm die Hand. »Ich bleibe bei Dir, Jack – William mag allein sein Heil versuchen. Du bist wohl höllisch im Moos, mein Junge?«

Der schöne Jack schlug an die Taschen, wo es von Geld klang. »Wollt Ihr hören, wie man in Holborn auf leichte Manier zu achtzig Guineen kommen kann?«

»Vorwärts, Jack – laß' schießen! Heraus mit der Geschichte!«

Der Dieb hatte sich auf einen Stuhl geworfen. Die weiße Jenny saß, sehr zum Verdruß ihres Liebhabers, auf seinem Schooß und begann mit gewandten Fingern seine Taschen zu visitiren.

»So hört und nehmt ein Exempel daran für Eure Schwachköpfe. Ich schlenderte in meinem Gentleman-Überzieher durch Holborn, als ich eine Dame bemerkte, die allein in dem Juwelier-Laden von Chancery Lane um ein Paar Ohrringe handelte und sie eben sich einpacken ließ. Es war nur der Goldschmied und ein Ladenmädchen im Magazin, das nach Cary-Street einen zweiten Ausgang hat. Die Lady hatte dem Juwelier eine Hundertpfund-Note gegeben und der Bursche zahlte ihr in Banknoten und Guineen achtzig Pfund zurück. Einen Augenblick später – und sie wären eingesteckt und verloren gewesen. Aber in kritischen Augenblicken erkennt man das Genie. Ich war wie der Blitz im Laden, trat an den Tisch und gab der Lady – entschuldigen Sie, meine Damen, aber es blieb mir kein anderes Mittel übrig

¹Der Teufel.

– ein Paar mächtige Ohrfeigen, indem ich sie anbrüllte: »Da also, Madame, kommt all' mein Geld hin, das Sie mir abschwindeln! Der Teufel soll mich holen, wenn ich es länger dulde!« Die Lady war natürlich in Ohnmacht gefallen, ich aber strich ruhig das Geld ein, ehe der Juwelier zur Besinnung kommen konnte, ging schimpfend und fluchend aus der Thür und schlug sie klirrend zu. Wie sich meine Pseudo-Gemahlin mit dem Magazinier nachher verständigt, weiß ich freilich nicht und nur, daß ich um die Ecke war, ehe sie gewiß ein Wort mit einander sprechen konnten. – Aber Jenny, laß' meine Taschen in Ruhe! Ehrlichkeit unter Spitzbuben! Dein Antheil soll Dir nicht entgehen, wenn Du vernünftig bist.«

Der Rest der Gesellschaft, der im *thap* zurückgeblieben war, klatschte der genialen That Jacks Beifall; doch die Stimme des rothen Joël, der so eben in den Raum getreten, scheuchte sie an ihre Plätze und seine starke Hand zog den galanten Dieb aus ihrem Kreise und nach dem Gitterverschlag.

»Komm herein, Söhnchen,« flüsterte der Jude, »sollst Du schauen Dein Wunder über den vornehmen Besuch, der is gekommen expreß, Dich zu sprechen!«

Jack Slingsby folgte ihm neugierig in die *bar*, deren Thür und Fenster der rothe Joël sorgfältig hinter ihm verschloß.

Wir haben bereits eine flüchtige Beschreibung des Kaffeehauses oder der Gentlemen-Schänke gegeben, in welcher das Centralcomité der republikanische Propaganda seine Versammlung hielt.

Es war das S. . . Kaffeehaus, noch heute jedem politischen Flüchtling in London wohl bekannt und der Sammelplatz der Koryphäen derselben.

Das englische Parlamentsmitglied saß, wie bereits erwähnt, mit dem deutschen Arzt in einer der Kabinen, die bewegte Scene umher beobachtend.

»Die Versammlung wird heute pikant genug sein,« sagte der Capitain. »Sehen Sie jenen Mann dort, den mit dem hagern braunen Gesicht, den tiefliegenden Augen und dem ergrauenden Haar?«

»Er hat eine italienische Physiognomie.«

»Richtig. Es ist *Massarenti*, der Adjutant, die rechte Hand, das Factotum des Propheten.«

»Wen verstehen Sie darunter?«

»Ei, wissen Sie nicht, daß Mazzini unter seinen Anhängern so heißt? Es muß eine wichtige Nachricht eingegangen sein, sonst würde sich der General-Adjutant der italienischen Republik hier nicht blicken lassen.«

»So wird Mazzini nicht selbst kommen?«

»Ich zweifle. Er vermeidet so viel als möglich, in den Klubbs und bei öffentlichen Gelegenheiten zu erscheinen.«

»Und dennoch soll er einen wahrhaft fanatischen Einfluß auf seine Landsleute ausüben, trotz seiner unansehnlichen Persönlichkeit.«

Der Capitain lachte. »Woher haben Sie diese Schilderung Mazzini's?«

»Aus einem der Pariser Journale – ich erinnere mich nicht gleich, aus welchem.«

»Die Pariser Journalistik und die Pariser Polizei zählt eine große Portion Einfaltspinsel in ihrer Mitte. Mazzini ist eine der hervorragendsten, ja imponirendsten Erscheinungen und

schon deshalb sein Einfluß auf die Gemüther unbegrenzt. Sein Wort jagt diese Italiener in den Tod. Sehen Sie jenen Mann, der mit Massarenti spricht?«

»Ein interessantes Profil, die Nase scharf gebogen, die Augen durchbohrend, der Mund fein. Er scheint noch jung!«

»Im Anfang der Dreißig. Er heißt Felix *Orsini*, einer der thätigsten Agenten Mazzün's und ein geborner Revolutionair. Sein Vater war französischer Offizier und fiel bei dem Aufstand 1831 in Rom. Schon im Jahr 1845 wurde der junge Mann wegen Verschwörung zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt und bald darauf begnadigt – 1847 aus Toskana verbannt. Im Jahre 1849 war er Commissar der republikanischen Regierungen in Ancona und Askoli und bekannt durch seine wilde Energie. Bei der Wiederherstellung der päpstlichen Regierung flüchtete er nach London.«

»Ich muß Ihnen gestehen,« sagte der Arzt, »als Physiognom interessirt mich das Gesicht. Es ist merkwürdige Energie in dem Oberkopf mit einem Zug feiger Berechnung um den Mund.«

»Ich zweifle nicht,« bemerkte der Irländer, »daß der Mann noch eine bedeutende Rolle spielen wird. Wenn er nicht ein Opfer Mazzini's wird, so wird er sicher sein Rival. Eine unsinnige Eitelkeit, die er für Patriotismus hält, stachelt ihn. Die beiden Männer neben ihm sind weit gefährlicher und überlegter. Der Eine ist ein italienischer Sprachlehrer, *Pierrri* mit Namen, der Andere ein Franzose, der sich jedoch mehr zu dem italienischen Comité hält, ein ehemaliger Marine-Arzt, Namens *Bernard*. Er ist ein überaus thätiger aber vorsichtiger Propagandist, der unter den Engländern zahlreiche Bekanntschaften hat. Rechts von ihm neben Mamiani, dem tapfern Vertheidiger Roms gegen Oudinot, steht der Dictator von Venedig, *Manin*. *Tibaldi* und *Bartolotti* sprechen eben mit ihm.«

»Welche Fluth blutiger Erinnerungen in diesem kleinen Raume!«

Ein Franzose, eine mittlere Statur mit vorspringendem Gesicht und breiter Stirn winkte dem Marine-Arzt.

»Haben Sie die heutige *Indépendance* gelesen, Monsieur Bernard?«

»Noch nicht. Aber die Rede von Pelletier gegen den Usurpator soll gut sein!«

»Bah – Strohfeuer ohne Thatkraft,« sagte der frühere Deputirte, der bekannte Verfechter der socialen Republik und Antagonist Louis Napoleons. »Die Montagnards, deren keckester noch Pelletier ist, sind nur der Schatten von ehemals. Sie zanken mit den Decembristen, der Partei Cavaignac und den Legitimisten der Rue Rivoli, statt sich jetzt sämmtlich gegen das feigherzige Elysée zu verbinden und den Flüchtling von Ham zu vernichten. Cavaignac und Changarnier, die ihre Schule in Algerien gemacht, haben die Armee auf ihrer Seite und dennoch haben sie nur Worte. Sie sind eben so gut Verräther, wie der Napoleone selbst. Es wäre ein Kinderspiel für sie, ihn zu stürzen.«

Der ehemalige Marine-Arzt schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wir werden noch Wunderdinge von der Energie dieses Mannes erleben, Herr *Ledru-Rollin*, noch ehe das Jahr älter ist. Wenn nicht eine feste und kühne Hand ihn unschädlich macht, werden wir die Generale und den »Berg«¹ sicher als Flüchtlinge in London sehen, ehe das Jahr um ist.«

»Wissen Sie, daß Dupin hier ist?«

»Der Präsident der Nationalversammlung?«

¹Die äußerste Linke.

»Ja wohl! Der Besuch der Ausstellung ist bloßer Vorwand. Ich weiß gewiß, daß er in Claremont¹ gewesen und das Grab Louis Philipps besucht hat.«

»Es kann ihm theuer zu stehen kommen,« meinte einer der Franzosen. »Auch Carlier« (der Polizei-Präfekt von Paris) »soll schwanken und sich zu den Legitimisten wenden. Die Enthüllungen Forcades machen seine Stellung unhaltbar.«

Der ehemalige Advokat zuckte die Achseln – er hatte sich so oft schon öffentlich compromittirt, daß er auf solche Fährlichkeiten im politischen Leben wenig gab. »Noch keine Nachrichten aus der Türkei, Signor Massarenti?« – – –

In der Kabine neben dem Irländer und seinem Gast, zu denen sich jetzt ein Mann von einigen dreißig Jahren, mit offenem geistreichen Gesicht, gesetzt, dessen Aussprache ihn leicht als Deutschen erkennen ließen, wurde das Gespräch lebhaft in deutscher Sprache geführt. Man verhandelte über den Protest, den so eben bei der englischen Regierung der Vertreter Hamburgs, Herr von Rumpf gegen die Besetzung der Vorstadt Sanct Pauli durch österreichische Truppen eingelegt hatte und über das soeben ausgegebene berühmte »Manifest der deutschen Republikaner«.

Die beiden debattirenden Wortführer unterschieden sich in einer auffallenden Weise. Der Eine, eine kleine Figur mit verschwommenem Gesicht, eine Brille auf der Stumpfnase, entwickelte die volle unverstandene und unverständliche Pedanterie des deutschen Gelehrten in socialistischen Erörterungen; der Andere, größer, schwächtiger, mit hagerm Gesicht, langen Haaren und den tiefen Falten und Augenrändern der Verlebtheit, haranguirte seine Zuhörer in jenem forcirten extravaganten Pathos der politischen. Doctrin, die in dem Thron blos die blutige Tyrannei, in der Theilung des allgemeinen Eigenthums die bürgerliche Ordnung, im Gesetz die Verletzung der Menschenrechte und im Tyrannenmord die Freiheit sieht, – aber möglichst aus dem Schußbereich der verthierten Soldateska bleibt.

»Nieder mit der Reaction und ihren Knechten,« schrie der Hagere, indem er ein Packet des Manifestes schwang, »sie hat das souveraine Volk unterdrückt, beraubt, geschlachtet! Auf den Barrikaden von Berlin, Wien, Dresden und in Frankreich, in den glorreichen Kämpfen in Baden hat man sein kostbares Blut verspritzt! Männer wie wir, die Horte deutscher Freiheit« – er schlug auf die eigene Brust und wies auf den Mann, der sich zu dem Parlamentsmitgliede gesellt hatte und auf diese Phrase verächtlich dem Redner den Rücken wandte – »wir irren als Flüchtlinge auf dem fremden Boden des glorreichen freien Englands unter hundert Entbehungen umher« – der Redner stärkte sich mit einem mächtigen Schluck Porter – »und selbst hier verfolgen uns die Schergen der Gewalt, jene Apostaten der Freiheit, die aus den Vertheidigern der Barrikadenhelden zu Spionen der Polizei geworden sind. Aber wehe ihnen, wenn sie in unsere Hände fallen. Der heutige Tag hat gezeigt, wie feig ihre Seele, wie mächtig ihr Gewissen ist!«

»Auf was spielt der Redner an?« fragte der Arzt den Fremden.

»Es hat sich heute Morgen eine halb komische, halb widrige Scene ereignet,« erzählte dieser. »Ein bekannter deutscher Polizeibeamter, der sich hier zur Überwachung der Langfinger vom Continent bei der Industrie-Ausstellung aufhält, ist von einigen deutschen Flüchtlingen in seiner Wohnung aufgesucht worden und aus Furcht vor ihnen durch das Fenster gesprungen.«

¹Der Aufenthalt der Familie des verbannten Königs.

»Er soll dennoch mit verschiedenen in heimlichem Verkehr stehen,« sagte ein junger schlanker Mann in studentischer Kleidung.

»Ei sieh' da, Karl,« sagte der Advokat, denn das war der frühere Stand des Angeredeten, indem er dem Hinzutretenden die Hand reichte. »Das Räthsel kann ich Ihnen lösen. Der künftige Fouché sucht für den lächerlichen Prozeß, den man anstellen will, hier Beweise. Wie ich höre, hat man ihn bereits mit einigen untergeschobenen Briefen düpirt.«

»Die letzte Stätte deutschen Rechtes,« fuhr der exaltirte Redner fort, »das freie Hamburg, ist von den Söldlingen Preußens und Oesterreichs geknechtet! Aber das flammende Schwert der Freiheit wird über sie kommen, wie der Blitzstrahl aus rothen Wolken und Blut, Blut – Tyrannenblut wird die Losung der Völker sein! Nieder mit den Monarchieen! Nieder mit Ordnung, Gesetz und der Priesterherrschaft! Ein einziges freies souveraines Volk muß herrschen, und darum Kampf mit der Soldateska!«

»Und kein Davonlaufen mehr!« sagte eine helle Stimme im Kreise.

Der Redner sah sich zornroth um, traf aber auf verschiedene spöttisch lachende Gesichter und hielt es daher für's Beste, keine Notiz von der Anspielung zu nehmen, sondern fuhr fort:

»Hamburg ist der Punkt, der zunächst befreit werden muß! Ich schlage eine Adresse vor an Palmerston und das hochherzige Volk von England, zur Absendung einer Flotte in die Elbe. Mit Englands Kanonen müssen die Preußen und Oesterreicher vertrieben werden!«

»Wer ist der Redner?« fragte der deutsche Arzt seinen Landsmann.

»Vor Allem ein Narr,« sagte der Advokat unwillig, »der der guten Sache durch seine forcirte Exaltation nur Schaden thut. Er war Handlungskommis, Komödiant, Literat, Lehrer – Alles was sie wollen und der Erste, welcher davon lief, als die Preußen Hamburg besetzten. Der Mensch ist durch und durch ein Renommist und wird uns leider hier in London noch viel zu schaffen machen. Verschwenden Sie Ihre Zeit nicht damit, auf ihn zu hören, Karl,« fuhr er fort, indem er den Arm des jungen Mannes faßte, der mit flammendem Blick dem Redner zuhörte, der eben von den in deutschen Kerkern und Zuchthäusern schmachtenden Opfern der Freiheit sprach. »Sie sind ein Mann, der jenes Gewäsch nicht bedarf zur That.« Er führte ihn einige Schritte zur Seite. »Haben Sie weitere Nachricht von Ihrem Lehrer?«

»Ihr letzter Brief spricht die Befürchtung aus, daß man ihn aus der rheinischen Anstalt entfernen und nach einem Gefängniß der östlichen Provinzen bringen wird, ehe unsere Anstalten so weit gediehen sind. Johanna scheint im Geheimen von einflußreicher Seite von Allem sofort in Kenntniß gesetzt zu werden.«

Der Advokat dachte nach. »Ich glaube nicht, daß dieser Wechsel des Gefängnisses viel schaden würde, mit Ausnahme des Zeitverlustes. Wir können in jenen Provinzen auf weniger strenge Bewachung und manche entschlossene Hilfe rechnen.«

»Aber bedenken Sie die langen Strecken zur Küste. Die Telegraphen gehen nach Hamburg und Köln.«

»Es wäre thöricht, nach einem der großen Hafenorte die Richtung zu nehmen. Ich habe Freunde im Mecklenburgischen. Auf Ihre Entschlossenheit und Ihre Umsicht wird das Meiste ankommen, denn Ihre Persönlichkeit ist unbekannt. Im Ganzen glaube ich, daß die Preußische Regierung froh sein wird, den Unglücklichen auf eine gute Art los geworden zu sein!«

Der junge Mann legte betheuernd die Hand auf die Brust. Sein ernstes gestrecktes Gesicht, mit großen festen Augen, drückte jene Beharrlichkeit und Entschlossenheit aus, die an einer

Aufgabe nie ermüden und sie sicher zu Ende führen. »Die arme Frau!« sagte er traurig, »sie muß nur so unendlich viel leiden!«

»Desto größer wird der Triumph des Erfolges sein. Doch sehen Sie – unter den Italienern geht etwas vor, es muß eine Person von Bedeutung eingetreten sein. Wahrhaftig – es ist *Mazzini* selbst!«

Auch der Capitain und der deutsche Arzt hatten sich erhoben, von der Bewegung aufmerksam gemacht.

Durch die Thür im Parlour waren mehrere Männer und eine junge Dame eingetreten.

Die Erscheinung des Voranschreitenden war imposant, weniger durch die Formen als den Ausdruck.

Eine ziemlich große Gestalt von ebenmäßigem Bau und breiter Brust trug einen prächtigen Kopf mit einer majestätischen Stirn und ernsten, wie aus Stein gehauenen Zügen. Namentlich lagerte um den fest geschlossenen Mund ein eiserner Wille, eine große Kraft. Die Augen waren gewöhnlich sinnend und verschleiert, wenn sie sich aber auf einen Gegenstand richteten, von durchbohrendem, feurigem Ausdruck. Schwarzes Haar rahmte die Stirn ein und endete in einem kurzen dunklen Backenbart. *Mazzini* zählt einige vierzig Jahre. Die einfache aber elegante dunkle Kleidung, die er trug, paßte sehr wohl zu dem vornehmen Eindruck seiner Persönlichkeit.

Das war die – so häufig selbst in officiellen Aktenstücken ganz falsch beschriebene – äußere Erscheinung des berühmten Propagandisten der europäischen Revolutionen, des unermüdeten Feindes der Throne, der nicht umsonst unter seinen Anhängern den Namen des »Propheten« führt, da er, gleich dem »Alten vom Berge«, dem berühmten Scheich der Assassinen mit einem Wort seine Assassins – seine Meuchler – in den Tod sendet.

Um so eigenthümlicher war neben dem berühmten und berüchtigten Mann des blutigen Fanatismus die engelgleiche Erscheinung, die an seiner Seite ging.

Die junge Dame mochte ungefähr siebzehn bis achtzehn Jahre zählen und war von wahrhaft idealer Schönheit der Gestalt. Hoch, zart und schlank gewachsen, war ihr Körper durch gymnastische Übungen zugleich stark und geschmeidig. Ihre Physiognomie athmete eine unübertreffliche Anmuth und die ganze Erscheinung eine so entzückende Harmonie, daß das Auge sich kaum von ihr abzuwenden vermochte. Ihr Haar hatte den goldigen Glanz, welchen die italienischen Maler dem der Engel beilegen, und das tiefe Blau ihrer Augen erhöhte den Ausdruck derselben, der eine gewisse exaltirte Schwärmerei athmete. Ihr Anzug bestand in einem schwarzseidenen ziemlich kurzen Kleide nach spanischem Schnitt mit dunkler Mantille, die in diesem Augenblick über ihren Hals zurückfiel und dessen blendende Weiße im Verein mit dem aus ihren Haaren zurückhängenden Schleier noch mehr hervorhob. Eine griechische Mütze mit langer goldner Troddel saß keck auf ihrem Scheitel, gleiche Gamaschen zeigten die feine zarte Form ihres Fußes.

Neben der Dame ging ein Mann von kräftigen stattlichen Formen und überaus kühnem Ausdruck. Er trug einen breitkrämpigen Italienerhut, die Brust offen und um dem muskulösen Hals lose ein buntes Tuch geschlungen. Ein rabenschwarzer Bart fiel bis auf die Brust herab und umrahmte sein gebräuntes Gesicht von klassischer Form. Er trug einen kurzen schwarzen Rock und weite Manchester-Beinkleider. Sein dunkles Auge war ernst und befehlend. Als er mit seiner Gesellschaft an dem Parlaments-Mitglied vorüberkam, grüßte er vertraulich und reichte dem Capitain die Hand. Dadurch aufmerksam geworden, wandte sich die junge Dame

gleichfalls nach ihm hin und eine leichte Röthe überzog ihr reizendes Gesicht, als sie den Capitain erkannte und mit einer lieblichen Beugung des Kopfes begrüßte.

Walding, der dicht neben dem Irländer stand, fühlte, wie bei dieser Begegnung der Blicke ein leichtes Erbeben durch den Körper des starken Mannes flog und ein schwerer Athemzug seine Brust hob. Sein männlich schönes Gesicht war etwas blaß geworden und auf seiner Stirn lagerte Trauer.

Obschon er eine Indiscretion zu begehen fürchtete, konnte sich der Arzt doch nicht enthalten, zu fragen, wer die Dame sei.

»Es ist Miß White, eine Engländerin,« antwortete sein Gefährte ihm ziemlich zerstreut, »die Tochter eines reichen Ingenieurs.«

»Aber wie kommt das junge Mädchen in die Gesellschaft solcher Männer?«

»Miß White ist in Paris im Institut der Madame Bason erzogen und schon als romantische Schwärmerin nach England zurückgekehrt. Ihre Schönheit bezauberte Viele und drückte in das Herz manchen Mannes den Pfeil einer aufrichtigen Liebe, sie aber – die Stimme des Capitains bebte, als er dies sagte – »wies alle Anträge zu einer Verbindung zurück und schwärmte mit phantastischer Leidenschaft für den Helden der römischen Revolution.«

»Wie, jener Mann ist . . . ?«

»*Garribaldi* – der Dictator von Rom. Ich muß ihm jedoch das Zeugniß geben, daß er als Ehrenmann handelte, denn als er die Leidenschaft des unerfahrenen Mädchens bemerkt, suchte er, statt sie zu mißbrauchen, ihre kranke Seele auf alle Weise zu heilen und zu entzaubern, indem er nur von seiner ewig betrauten Gattin sprach, vom glorreichen Rückzug nach dem Fall Roms durch die Heere der Verbündeten, von den Nächten, die sie in den mit Wasser gefüllten Gräben oder in der lecken Barke auf dem Adriatischen Meer mit ihm zugebracht, ohne ein Wort der Klage, bis sie erlag. Das zurückgewiesene verschmähte Herz warf sich jetzt mit allem Feuer seiner jugendlichen Leidenschaft auf die Politik – sie sprach mit Erfolg auf mehreren schottischen Meetings und gehört seitdem zu den schwärmerischen Verehrern Mazzini's. – Jener soldatisch aussehende Mann, der mit ihm gekommen und jetzt mit Orsini spricht, ist der Oberst *Calvi*, einer der Vertheidiger Venedigs,¹ der daneben steht *Federigo Campanella*, und dort hinter dem Agitator, der sich eben zum Sprechen bereit, stehen *Armelini* und *Saffi*, seine Myrmidonen.«

In der That hatte der berühmte Propagandist, von seinen Anhängern umgeben, am Ende des großen Saales des Kaffeehauses Platz genommen und seine sanfte, bilderreiche, einschmeichelnde Rede klang jetzt mit sonorem Schwung über die versammelte ihn umdrängende Menge.

Der Agitator sprach französisch, das er so geläufig wie seine Muttersprache redet, um von Allen verstanden zu werden. In kurzen aber schwungvollen Worten erklärte er, daß einige Nachrichten, die er eben erhalten, ihm so wichtig geschienen, daß er sogleich das Central-Comité davon habe in Kenntniß setzen wollen. Der französische Gesandte in London, Drouin de l'Houis, habe heute seine Abberufung erhalten, der Schritt stehe mit neuen Maßregeln des Elysée gegen die Radikalen in Verbindung, wider die in Paris ein neuer Schlag vorbereitet werde. An der belgischen Grenze sei der Agent Kern mit tausend Stück Gewehren, die für Rechnung des Central-Comité's in Lüttich beschafft worden, um nach Oberitalien gebracht

¹Er fiel später in die Hände der Österreicher und wurde 1854 in Mantua, wo zugleich Orsini gefangen saß und von wo dieser später seine berühmte Flucht bewerkstelligte, gehenkt.

zu werden, verhaftet worden. Die wichtigste Nachricht aber – der Redner wandte sich an die Magyaren – sei, daß der große Dictator von Ungarn, der bereits seit mehreren Wochen aus der türkischen Internirung in Kintaja in England erwartet wurde, sich mit Bathyani, den beiden Perczels, Asboth, Wiszozki und Anderen in Yemlik auf einer amerikanischen Fregatte eingeschifft habe, um sich nach New-York zu begeben.

Die Nachricht erregte unter den Versammelten große Bewegung und unter dem Vorsitz Massarenti's, da Mazzini denselben ablehnte, wurde sofort die Absendung zweier Mitglieder an Kossuth beschlossen, mit der Mission, den Exdictator zur baldigen Überkunft nach London zu bewegen, um von hier aus gemeinschaftlich wirken zu können.

Während man die Wahl der Agenten vornahm, winkte der Agitator Calvi und Orsini zur Seite.

Sie traten an die Stelle, wo kurz vorher der Irländer mit dem Arzt gestanden.

»Ihre Pässe, Signori,« sagte das Haupt der Verschwörer, »liegen bereit, sie sind von Lord Palmerston selbst unterzeichnet. Der Ihre, Felix, lautet auf den Namen Tito Celfi und ist auf Piemont, die Schweiz und die Lombardei ausgestellt, ein zweiter, auf den Namen Vernof, öffnet Ihnen die deutschen und slavischen Provinzen des österreichischen Tyrannen. Die Geldmittel liegen bereit mit allen Instructionen. Das Wichtigste ist zunächst die weitere Organisation der »Compagnie des Todes«. Hier ist die Liste Derjenigen, welche der rächende Stahl erreichen muß. Sie werden sie an Ort und Stelle vervollständigen. Oberst Calvi wird seine Station in Genua nehmen und Sie von dort unterstützen, indem er mit mir in ununterbrochener Verbindung bleibt. Zugleich mit Ihnen begiebt sich Oberst Pisacane nach Sicilien. Der Erste, der fallen muß, ist . . . «

»As De sollst gehn kapores, verfluchte Goie!«¹ keuchte eine Stimme dicht am Ohr der Baronin, die sich mit starker Faust gepackt und von dem Spähloch hinweggerissen fühlte. In dem matten Licht, das durch die Öffnungen in den Gang fiel, blitzte ein scharfes Messer über ihr.

Mit einer Geistesgegenwart und Gewandtheit, die man kaum einer Dame hätte zutrauen können, entschlüpfte die Indierin der Faust ihres Gegners, in dem sie mit einem Blick den rothen Joël erkannte und stürzte aus dem Corridor durch die halb geöffnete Thür in das Wohnzimmer des Juden.

Aber hier fand sie vor dem Ausgang nach der Schanke den »schönen Jack« stehen, der erstaunt bald auf die durch den Griff des Juden in Unordnung gebrachte und vorn zerrissene Kleidung des jungen Matrosen sah, die ihm jetzt die vollen Formen eines Frauenbusens verrieth, bald auf den rothen Joël, der mit erhitztem Gesicht und häßlich funkelnden Augen, Fluchworte ausstoßend, auf den schönen Flüchtling zustürzte, das blitzende Messer erhob.

Die Baronin, den Weg zur weitem Flucht versperrt sehend, war hinter den Tisch gesprungen und streckte jetzt, im augenblicklichen Schutz dieser Verschanzung, den gespannten Revolver ihrem Verfolger entgegen.

»Einen Schritt weiter, Mann,« sagte sie entschlossen, obwohl mit keuchender Stimme, »und eine Kugel zerschmettert Dir den Kopf. Was willst Du von mir, warum versuchst Du mich zu morden?«

¹Du sollst sterben, verfluchte Christin!

Der schöne Jack hatte den wüthenden Juden am Arm gefaßt. »Wenn das die Person ist, die mich sprechen will, was fällt Dir ein, sie abzuschlachten wie ein Huhn, alter Gurgelabschneider?«

»Laß mer sein,« tobte dieser, »sie muß werden kappore gezawwert,¹ wenn wir nicht selber woll'n haben den Strick um den Hals. Sie hat gesehen zu viel, sie ist ein Schauter oder wird dibbern den Gausern!«²

»Unsinn, Joël,« sagte der Gentleman aus Botany-Bai, ihn fester haltend, »was hat die Lady weiter gesehen, als einen Versteck für unsere Kleinigkeiten, und wenn sie hierher gekommen ist, um mit Einem von uns Geschäfte zu machen, so wußte sie im Voraus, daß das, was sie hier findet, nicht auf dem Markte gekauft ist!«

Der Jude schielte ihn von der Seite an; nur wenigen der Besucher der Diebeshöhle war das wohlangebrachte Versteck bekannt und unter diesen ahnte Keiner die Horcheröffnungen, die für gewöhnlich durch eine besondere Vorrichtung verschlossen waren.

»Die Pest über sie! wie hat sie gefunden das Versteck? Die Bar minons allein können nicht dibbern!«³

»Ich schwöre bei Allem, was mir heilig,« sagte die Dame, »daß ich die Thür zu jenem Raum offen gefunden und daß mich nur die gewöhnliche weibliche Neugier dahin geführt hat. Ich will mich mit jedem Eide verpflichten, nie mit einer Sylbe von dem Dasein jenes Gemachs zu sprechen.«

»Das genügt und muß auch Dir genügen, rother Joël,« entschied Jack. »Steck Dein Messer ein, alter Fuchs, und schneide keine so grimmigen Gesichter mehr, die Lady steht von diesem Augenblick an unter meinem Schutz. Wenn sie uns braucht, ist ihr Schweigen sicher genug. Sein Sie ohne Furcht, Mylady, und thun Sie den Puffer da weg, der Ihnen hier ohnehin wenig nützen würde. Wenn Sie ein Geschäft mit mir haben, so stehe ich zu Diensten.«

»Ich vertraue Ihrer Ehre und Ihrem Wort, mein Herr,« sagte die Lady, indem sie das Pistol in Ruh setzte und wieder in die Brusttasche schob.

»Das können Sie, Mylady,« schwor der Spitzbube geschmeichelt. »Ich würde von diesem Augenblick an Jedem den Hals umdrehen, der Sie mit einem Finger anzurühren wagt. Soll ich diesen alten Schuft die Treppe hinunter werfen, um mit Ihren reizenden Augen allein zu sein?«

»Mißverstehen wir uns nicht, Herr,« sagte die Lady kalt. »Bitte – bleiben Sie in der Entfernung, wo Sie sind, und wenn Sie jenen Mann entfernen können, so thun Sie es. Es ist nicht nöthig, daß überflüssige Zeugen bei unsrer Unterredung zugegen sind. Übrigens kann Ihnen dieser Mann da sagen, daß ich von einer zuverlässigen Person legitimirt bin, die mir gerade Sie bezeichnet hat. Hier ist der Rest des Goldes, das ich Dir versprochen!« Sie warf dem Juden zehn Sovereigns hin, die dieser begierig auffraßte, worauf er sich, nachdem er die Thür der verborgenen Galerie auf eine nur ihm bekannte Weise verschlossen hatte, so daß keine Spur mehr davon sichtbar blieb, mit einem schiefen und bösen Blick auf den Spitzbuben und die Dame entfernte.

¹Es muß ihr der Hals abgeschnitten werden.

²Sie ist ein Spion oder wird uns an die Polizei verrathen.

³Die Todten allein können nicht schwatzen.

»Ich habe Ihnen bereits angedeutet,« eröffnete die Dame sogleich das Gespräch, »daß Sie mir von einer vertrauten Person als ein eben so gewandter wie kühner Einbrecher bezeichnet sind, der vor keiner Schwierigkeit und keiner Gefahr zurückweicht.«

»Mylady schmeicheln mir,« sagte Jack mit zartem Erröthen. Ich thue, was ich kann, – indeß für die Krone des schönen Geschlechts würde ich das Möglichste aufbieten.«

»Es handelt sich darum, aus einem verschlossenen Zimmer, ohne daß eine Spur äußern Einbruchs zurückbleiben darf, ein Packet Schriften zu entwenden. Ist dies möglich?«

»Haben Sie zunächst die Güte, Mylady, mir die Lage des Zimmers und die Art des Verschlusses mitzutheilen. Aber bitte, Mylady – nehmen Sie Platz. Sie sind unterm Schutz meiner Ehre und vollkommen sicher.«

Die Lady machte eine verächtliche Bewegung mit der Hand. »Das Zimmer,« sagte sie, »ist ein Eckzimmer nach vorn, in der ersten Etage, mit zwei Eingängen. Das hintere Nebenzimmer sieht auf einen kleinen Garten, der an einen ziemlich einsamen Square grenzt. Die Thür nach dem Hinterzimmer, das von Außen leicht zugänglich, ist von Innen mit einem Nachriegel geschlossen, die zweite Thür nach der Zimmerreihe ist von Außen doppelt verschlossen, und der Verschuß mit zwei Siegeln versichert. Diese dürfen unter keinen Umständen verletzt werden.«

»So bleibt uns also nur die von Innen verriegelte Thür!«

»Aber wie diese öffnen?«

»Das ist meine Sache. Sind sonst keine Hindernisse vorhanden?«

»Es – liegt eine Leiche im Zimmer. Sie werden ihr Lager genau untersuchen müssen, ob darin Papiere verborgen sind. Sie scheuen sich doch nicht davor?«

Der schöne Jack zuckte die Schultern. »Ich habe mir ein Mal das Vergnügen gemacht, eine ganze Gruft zu plündern.«

»Es wird nöthig sein, daß Sie für alle Fälle einen entschlossenen Begleiter haben. Ich hoffe, daß der Flügel des Hauses leer ist, – aber es wäre möglich, daß einer der Diener, ein Indier, Ihr Unternehmen hinderte. In diesem Fall – ich muß die Papiere unbedingt haben!«

Auf der Stirn des schönen Jack zeigte sich zwischen den Augenbrauen und um den hübsch geformten Mund ein unheimliches Lächeln. »Sein Sie unbesorgt, Mylady – Sie werden erhalten, was Sie wünschen, nur müssen Sie mir dann überlassen, die geeigneten Mittel zur Abwendung eines Verdachts zu ergreifen. Aber die Zeit und der Ort?«

»Es muß noch diese Nacht geschehen, in höchstens zwei Stunden – zu dieser Zeit wird der Herr des Hauses, sein gefährlichster Hüter, abwesend sein. Sobald Sie mir die Papiere an den Ort bringen, den ich Ihnen bezeichnen werde, erhalten Sie fünfzig Guineen. Jetzt bin ich bereit, Sie selbst an Ort und Stelle zu führen und Ihnen über die Lokalität die nöthigen Anweisungen zu geben. Lassen Sie uns sobald als möglich aufbrechen und diesen schändlichen Ort verlassen.«

Die Lady hatte ihre Kleidung wieder in Ordnung gebracht, während Jack mit lüsternen, frechen Blicken ihrer Toilette folgte und ihre schönen üppigen Formen maß. Dann wählte er aus dem umherliegenden Geräth einige kleine Gegenstände, steckte sie zu sich und, indem er die Thür zur Treppe öffnete, lud mit einer höflichen Bewegung die Dame ein, zu folgen.

Der galante Dieb führte die Baronin durch die *bar*, die leer war, da der rothe Joël wahrscheinlich seine Gentlemen-Gäste in dem Nebenhause bediente, und durch die Schankstube, wo nur wenige Personen noch versammelt waren, weil die meisten sich an die Ausgänge der

Theater begeben hatten. Jack Slingsby warf unter diesen einen musternden Blick umher und blieb dann vor dem Leichendieb stehen, der bei der Ginflasche zurückgeblieben war und sein geschwollenes Auge badete.

»Fang' die Kur morgen wieder an, Dick Hampton,« flüsterte der Spitzbube, »es giebt Arbeit für Dich heute Nacht und zehn Pfund zu verdienen.«

Der Burker schielte ihn mit dem gesunden Auge grimmig an und machte eine bezeichnende Bewegung mit der Faust. »Dergleichen!« brummte er. »Ich bin gerade heute in der Laune!«

»Unsinn, Mann, Du weißt, daß ich mich mit dergleichen nicht einlasse, außer – im äußersten Nothfall. Es ist eine leichte Arbeit und ich brauche nur einen entschlossenen Mann, um mich vor jeder Störung zu sichern. Entschließ' Dich rasch oder ich muß mich nach Ralph, dem Boxer, umschaun.«

»Gott verdamm' Deine Augen,« brüllte der Burker. »Was der Kerl kann, kann ich auch. Vorwärts also – ich bin bereit!«

Der Dieb nahm ihn unter den Arm und führte ihn nach dem Ausgang, durch den er selbst eingetreten, indem er dem verkappten Matrosen einen Wink gab, ihnen zu folgen.

Sie hatten kaum die Thür geschlossen, als der Jude den Kopf aus dem Gitter seines Verschlages steckte und einem Frauenzimmer winkte, das bisher, mit dem Kopf auf dem Arme, wie schlafend an einem Tisch gekauert hatte.

Sie erhob sich sogleich, wechselte einen Blick des Einverständnisses mit dem Juden und war im nächsten Augenblick durch dieselbe Thür verschwunden, durch welche die Drei die Schänke verlassen hatten.

Der rothe Joël spuckte giftig hinterdrein und rieb sich mit einem grimmigen Kichern die kräftigen Hände.

WER DER MÖRDER?

Es war gegen Mitternacht, als am Buckingham-Square Capitain Ochterlony von dem deutschen Arzt sich trennte, indem er ihn bat, im Hause des Todes seiner nicht etwa noch zu warten, da er erst gegen Morgen zurückkehren werde.

Während er nach einem auf dem Platz haltenden Nachfiacker ging und dem Kutscher nach dem Hyde-Park zu fahren befahl, näherte sich der Doctor Walding der Wohnung des verstorbenen Freundes. Bei dem gewöhnlichen nächtlichen Treiben in den Straßen Londons fiel es ihm nicht auf, daß er zwei Männer an dem äußern Gitter lehnend fand; ohne sie zu beachten, ließ er den Klopfer an der Hausthür ertönen, und als ihm von einem schläfrigen Diener geöffnet und auf seine Frage mitgetheilt worden, daß Tukallah, der Indier, bereits seit einer Stunde sich in seinem Zimmer eingeschlossen, suchte er das seine auf und warf sich, ermüdet und angegriffen von den Aufregungen des Tages, auf sein Lager.

Eine halbe Stunde später war jedes Licht in dem Hause erloschen. – – –

Die beiden Männer am Vorgitter des Hauses verließen jetzt ihre Stellung. Nachdem sie sorgfältig nochmals jedes Fenster geprüft und sich umgesehen, ob sie nicht etwa von einem Watchman beobachtet würden, gingen sie nach dem Square, an den das Haus mit seinem kleinen Garten stieß.

Das Wetter war unfreundlich geworden, ein feiner, durchdringender Regen rieselte aus den die Straßen verdunkelnden Nebelschichten, und von der Themse her fegten zuweilen heftige Windstöße.

Die Gaslaternen brannten düster – kein Watchman ließ sich blicken – die Straßen waren leer und still geworden.

An einer Mauer, welche den Garten des verstorbenen Radschah von einer Seitengasse des Square trennte, blieben die Männer stehen. Der Garten hatte hier ein Seitenpförtchen, das wohl verschlossen war.

»Der Bursche, der vorhin in's Haus ging,« meinte der Jüngere, »würde uns nicht viel zu schaffen machen, wenn es schlimm ginge. Anders wäre es mit dem alten ausländischen Kerl gewesen, der vorher aus dieser Thür kam und vor dem uns der Matrose warnte. Wir müssen auf unsrer Hut sein, damit er uns nicht überrascht und deshalb wird's am besten sein, Hampton, wenn Ihr hier bleibt. Der Mensch hat Augen wie Feuer, gerade wie« – Jack, denn dieser war der Sprecher, wollte sagen: die Dame, besann sich aber, daß das Geschlecht seiner Auftraggeberin seinem Spießgesellen unbekannt war – »gerade wie brennende Kohlen.«

»Der Teufel soll mich haben,« murrte der Leichendieb, »wenn ich hier wie ein Narr an der Schwelle Wache halte. Du wirst mich besser im Hause gebrauchen, als hier, und kommt uns der schwarze Schurke in den Weg, so soll er englische Fäuste fühlen. Ich möchte bei alledem wissen, warum der Kerl bei Nacht aus dem Hause schleicht?«

»Er pfuscht uns vielleicht in's Handwerk,« lachte der schöne Jack. »Diese Indier sollen verteufelt gewandte Spitzbuben sein.«

»Ich wollte, der Bursche käme uns in die Quere,« murmelte der Burker. »Ich möchte wohl einmal so einen ausgetrockneten braunen Cadaver haben, ich wette, die Herren vom Kings-Colleg bezahlten ihn doppelt so gut, als jedes andre Menschenkind. Bist Du fertig?«

»Gewiß!«

Der Leichendieb stellte sich mit dem Kopf an die Mauer, seinen Rücken beugend, und Jack schwang sich mit einem Sprung hinauf und mit einem zweiten auf die Mauer, vorsichtig die eisernen Spitzen vermeidend, mit denen sie gesichert war. Dann ließ er sich ebenso auf der innern Seite hinab. Einige Minuten darauf wurde die Thür von innen geöffnet und der Leichendieb verschwand.

Die Thür wurde sorgfältig wieder geschlossen.

Der Capitain war am Eingang von Park-Lane ausgestiegen und indem er sich in den leichten Regenmantel, den er trug, hüllte, schritt er in tiefem Sinnen die schöne Straße entlang, die den Hyde-Park auf dieser Seite begreuzt. Indem er an der Mount-Street vorbeiging, bog er in eine der parallel laufenden Querstraßen und an einem Garten entlang schreitend, der durch ein eisernes Gitter von der Straße abgesperrt war, blieb er an der äußern Auffahrt stehen, die zu einem in der Mitte des Gartens gelegenen in villaähnlichem Genre gebauten eleganten Hause führte.

Dasselbe bestand aus einem hohen Kellergeschoß, dessen Fenster mit starken eisernen Gittern versehen waren, und einer Etage mit hohen zum Theil von Jalousieen geschlossenen Fenstern. Eine von Mauerwerk getragene Veranda nahm die eine Seite des ersten Stockwerks ein und war von Laubgewächsen dicht begrünt. Ein matter Lichtschein fiel aus der hohen Glasthür in das dunkle Laubgewölbe, zu dem von unten her eine in dem Mauerwerk hinauf laufende und durch eine Gitterpforte geschlossene Treppe führte.

»Sie erwartet mich,« sagte der Capitain, »es muß geschehen, ich kann nicht zurück. Und dennoch – zu was soll diese Unterredung, dieses Wiedersehn führen? Es soll und muß das letzte sein! Diese schmachliche Fessel muß um jeden Preis gebrochen werden!«

Er schritt vorwärts bis zu einer Seitenpforte in dem Straßengitter, und indem er sie mit einem Schlüssel öffnete, betrat er den Garten. Durch diesen hinschreitend und sich dem Unterbau der Veranda nähernd, meinte er ein Geräusch in ihrer Nähe zu hören und einen Schatten im Dunkel dahin gleiten zu sehen. Er blieb stehen und schaute sich um, da er aber nichts Verdächtiges weiter bemerkte, glaubte er sich getäuscht zu haben und öffnete mit einem zweiten Schlüssel das Gitter in der Mauer, hinter welchem die Stufen hinauf zum Plateau der Veranda führten.

Er hatte die Thür unverschlossen gelassen und war kaum in dem Dunkel des Treppenganges verschwunden, als aus dem Schatten des Gebüsches ein schwarzer Körper sich erhob. Es war ein Mann in einen langen dunklen Mantel gehüllt, dessen Kapuze über den Kopf gezogen war. Aus dieser nächtlichen Verhüllung blickte ein Augenpaar, so funkelnd, wie das des Raubthiers bei Nacht, als der Fremde jetzt über den Rasen nach dem Pförtchen, in dem der Capitain verschwunden war, geräuschlos gleich einer Schlange glitt.

»Heilige Kali,¹ Du Allesverschlingende,« murmelte er, »der Bann, der die Hand Deines Jüngers gefesselt hielt, ist gelöst mit dem Tode Dessen, der dieselbe Milch mit mir getrunken. Lange war die Schlinge des Phansigars von Bundelkund² begraben in der Erde des Friedens, ehe die Hand Tukallah's sie wieder schwingen durfte. Sein Geist ist frei geworden von allen Schatten und seine Hand kann tödten – tödten – tödten!«

Er blieb wie von einem Gedanken erfaßt stehen und lauschte dem leichten Geräusch, mit dem auf dem Balkon die Glasthür geöffnet wurde.

»Was thut er bei ihr, die die Feindin meines Herrn war von Jugend auf, obgleich sein Blut in ihren Adern fließt? Ist das Geschlecht der weißen Männer denn immer falsch und treulos? Soll die Schlinge des Thugs ihn zuerst treffen? – Doch nein! auf seiner Stirn lese ich das Zeichen des finstern Kali, wie auf der des Knaben Srinath es steht: den Tod von Tausenden! Er ist bestimmt, ein Würger zu sein, wie ich. Aber wissen muß ich, was er bei der Schlange thut, die sich eingenistet in das Geschlecht der Somroo!«

Mit einer Bewegung, so leicht und leise wie die der Eidechse, glitt der Finstere durch das angelehnte Gitter und schlich die Stufen hinauf. – – –

Zu derselben Zeit, als Capitain Ochterlony am Buckingham-Square den Fiacker bestieg, war bereits die Garten-Pforte in der Mount-Street in gleicher Weise, wie nachher von ihm, geöffnet worden und ein Mann in Matrosenkleidung eingetreten. Der Fremde schritt rasch und sicher, mit der Örtlichkeit vertraut, nach der Veranda, erstieg sie nach Öffnung des Gitters und verschwand in der großen Glasthür des Salons.

Eine prächtige Astrallampe, auf einem Tisch von dem Goldmarmor der Pyrenäen stehend, beleuchtete hell das mit der raffinirtesten Eleganz ausgestattete große Gemach. Der Salon war mit gelber indischer Seide ausgeschlagen, von welcher die schweren violetten Vorhänge und Möbel, letztere aus großen Kissendivans, Sesseln und Tischen von Rosenholz und schwarzem Marmor bestehend, kräftig sich abhoben. Zwei große silberne Bauer enthielten

¹Bei den Indiern die Göttin des Todes, die Gottheit des furchtbaren Bundes der Würger.

²Die Sekte dieser Würger, Phansigars oder Thugs genannt, hatte ihren Hauptsitz in dem Königreich Aude und dem Flußgebiet der Nerbudda.

der eine einen prächtigen rothhäuptigen Papagei, der andere eine Familie jener kleinen Löwenäffchen, die nicht größer als eine Damenhand sind und durch ihre Beweglichkeit und klugen zierlichen Manieren ein allerliebstes Spielzeug abgeben. Von der Decke hing eine antike indische Lampe von Bronze an silbernen Ketten, mehr zur Verbrennung wohlriechenden Öles als zur Erleuchtung bestimmt, und auf den Tischen und Etagèren umher befanden sich hundert zierliche Gegenstände der Kunst und des Luxus, wie sie das Boudoir einer reichen und schönen Frau für müßiges Spiel und Augenlust zu zieren pflegen.

Die Zwischenräume der drei Glastüren, die auf den Balkon der Veranda hinausgingen und von denen zwei mit starken gußeisernen Jalousieen geschlossen waren, wurden durch hohe Spiegel und prächtige Gruppen tropischer Blumen bedeckt.

Die Wand gegenüber den Fenstern bildete eine ovale Rundung, in deren Mitte eine große Portièrè, auf ihrer Wölbung von Liebesgöttern gehalten, den hohen bogenförmigen Zugang des Schlafgemachs der schönen Indierin verschloß. Ähnliche aber kleinere Portièren befanden sich zu beiden Seiten und, in den Nischen zwischen diesen und der mittleren Thür erhoben sich von den mit Lianen umschlungenen Piedestals aus einem Hintergrund von Schlinggewächsen die schönen Marmorstatuen der mediceischen Venus und des canova'schen Bacchus, diese Ideale der weiblichen und männlichen Schönheit.

Ein süßer, wollüstig betäubender Rosenduft erfüllte den Salon einem zierlichen in einer Ecke angebrachten Miniatur-Springbrunnen entströmend, der einen Strahl von duftigem Wasser einen Fuß hoch in sein Becken von chinesischem Porzellan fallen ließ.

Der junge Matrose warf sich erschöpft und aufgeregert auf den Divan, und indem er mit der Linken eine silberne Klingel auf einem an der Seite des Divans stehenden Tisch ertönen ließ, schleuderte seine andre Hand den beschattenden Hut von sich und enthüllte die schönen Züge der Lady Georgia Savelli.

Der Ton der Glocke war noch nicht verklungen, als die Portièrè der linken Seitenthür aufgeschlagen wurde und eine elegant gekleidete französische Kammerzofe hereinhüpfte.

»Enfin, Mylady,« sagte sie anscheinend ohne Verwunderung über die Verkleidung ihrer Herrin – »ich wäre beinahe bange geworden über Ihr Ausbleiben. Befehlen Mylady, daß ich Sie entkleide?«

Die Baronesse nickte und ließ sich von der Zofe entkleiden, die ihre üppig schöne Gestalt in einen Schlafrock von weißem und rothem Kashemir hüllte, die aufgebundenen langen Flechten des dunklen Haares löste und das schöne Haupt mit einer griechischen Mütze mit goldner Troddel bedeckte.

»War Jemand hier während meiner Abwesenheit?« fragte die Indierin.

»Mylord der Herzog von Devontport ist vorgefahren. Seine Herrlichkeit schienen sehr ärgerlich, daß sie Mylady nicht angetroffen.«

»Bah – glaubt der alte Geck, ich müsse auf seinen Besuch warten. Ist das Alles?«

Die Zofe zögerte einige Augenblicke. »Der Herr Baron war hier,« sagte sie endlich, »und wollte Mylady durchans sprechen. Er fragte, ob die gnädige Frau schon wüßten, daß Ihr Bruder, der indische Nabob, gestorben sei?«

»Der Narr! – Er wittert das Gold, wie der Schakal die Beute des Löwen. Du weißt, daß ich für ihn nur am ersten Tag eines jeden Monats zu sprechen bin, wenn er das Almosen holt, das ich seiner Verschwendung gebe.«

»Dieser Brief, Mylady, ist von einem Diener gebracht worden. Man sagte, er habe Eile.«

Die Baronin nahm hastig das Billet von dem vergoldeten Teller, auf dem es ihr gereicht wurde, und erbrach das Siegel. Es war von dem alten Marquis, der ihr mittheilte, daß er den Schreiber des Advokaten noch nicht habe aufreiben können, daß aber Alles Nöthige geschehen sei, um das Erscheinen des Kanzleigerichts im Sterbehause bis zum nächsten Mittag zu verzögern.

Ein Lächeln finstern Spottes entstellte den schönen Mund der Dame. »Diese fischblütigen, jämmerlichen Männer glauben Alles gethan zu haben mit der Käuflichkeit ihrer Gesetze. Zum Selbsthandeln fehlt ihnen Muth und Thätigkeit. Brauchte ich den alten Heuchler und seine bleichgesichtige Tochter nicht als Schild meiner eigenen Interessen, nimmer sollten sie eine Rupie mehr von dem Gelde der Sombre's haben. Bring' mir die Hukah, Fanchette!«

Die Zofe holte von einem Seitentische das prächtig emallirte Nargileh,¹ stellte das mit wohlriechendem Wasser gefüllte Glas auf einen Teller von Goldfiligran neben den Divan, zündete die Kohle auf dem Tabak an und reichte die mit Smaragden besetzte Spitze von milchweißem Bernstein der Lady.

»Befehlen Sie Thee?«

»Nein! – Stelle einen Teller mit Confect und spanischen Wein dort auf den Tisch und bringe das Schlafgemach in Ordnung. Ich werde mich später allein entkleiden und die Jalousie schließen. Du mußt mir noch einen Dienst erweisen, Fanchette. Schicke die Leute zu Bett und bleibe wach, in der Küche. In zwei Stunden etwa wird ein Mann an der Einfahrt schellen. Du öffnest ihm und führst ihn in's Haus, dort, in die Garderobe – sie wies nach der rechten Seitenthür. – »Wenn er da ist, benachrichtigst Du mich davon durch ein Zeichen. Gieb genau Acht, daß Niemand, als Du, den Menschen zu Gesicht bekommt!«

Die Pariserin nickte verschmitzt und mit jener dreisten Vertraulichkeit, die dienstbare Personen so leicht annehmen, wenn sie die Geheimnisse ihrer Herrschaften unterstützen müssen, und öffnete dann die Portière des anstoßenden Schlafgemachs der vornehmen Messaline.

Das Zimmer zeigte sich zwischen den schweren Sammetfalten des violetten Vorhangs dunkelroth ausgeschlagen, mit sauberen Goldleisten und gleichen Arabesken verziert. Ein dicker persischer Teppich, auf dem der Fuß bis zum Knöchel bei jedem Schritt einsinken mußte, bedeckte den Boden. Dem Eingang gegenüber stand ein sehr niederes, divanartiges Himmelbett, von weißen, vergoldeten Säulen getragen, aus dem die weichen grünseidenen Daunenkissen mit dem feinen Battist der Decken harmonirten; die Vorhänge von gleicher Farbe, welche den seidenen Betthimmel bildeten, wurde oben von vergoldeten Amoretten getragen. Prächtige Spiegelgläser bildeten die Hinterwand des breiten Lagers und zierten in Zwischenräumen die rothe Draperie des Gemachs, die außerdem nur zwei schöne und kunstwerthe Kopien der Leda mit dem Schwan und der Io von Correggio nebst einem Original Van Dyks: Venus mit den Liebesgöttern – zeigte.

Am Fußende des Lagers stand ein Gueridon mit einem die Fackel tragenden Amor. Die Fackel bildete eine Lampe, die durch weißes Milchglas ein süßes Dämmerlicht über das Gemach goß und bei dem Druck einer Feder den Schatten eines Halbschirmes über das Licht fallen ließ.

Die Indierin, den duftigen Rauch des Tabaks von Schiraz einsaugend und durch die vollen rothen Lippen in träufelnden Ringen von sich blafend, bemerkte es nicht einmal, daß die Kammerfrau verschwand. Sie war in tiefe Gedanken versunken.

¹Orientalische Wasserpfeife.

Das sonnige Land ihrer Heimath trat vor ihre Seele, gleich den bunten Gestalten eines Traumes, so glühend und farbenreich gegenüber dem kalten, grauen Nebelland, wohin eigne Schuld und Verführung sie getrieben. Sie fühlte, wie sie schuldvoll und schuldvoller geworden, wie das glühend heiße Gefühl ihres Busens erstarrt sei an den Formen und Thorheiten, wie jedes hochherzige, edle Empfinden in ihr ermattet in dem raffinirten Leichtsinn der Welt, der von Genuß zu Genuß drängt, wie sie untergegangen und sich selbst verloren in all' dem Glanz und Luxus, der sie umgab.

Sie schleuderte das Rohr der Hukah von sich und preßte die kleine Hand auf das stürmisch wogende Herz. »Ihn – ja, ihn habe ich geliebt,« flüsterte sie – »er hätte mich retten können – er allein und jetzt . . . warum verließ er mich auch und bedachte nicht, daß das Feuer einer glühenderen Sonne, als die seine, in diesen Adern brennt! – Ob er kommen wird – ob er es wagen wird, mir feindlich gegenüber zu stehen – er – der an meiner Brust geruht – den meine glühende Liebe in seligen Stunden dem kalten Leben entführt . . . «

Sie drückte heftig die Hände an die Schläfe, – dann schrak sie zusammen, sie glaubte ein Geräusch auf der Terrasse vernommen zu haben, und warf sich zurück in die Kissen der Ottomane, die glühenden Augen fest auf die Thür geheftet.

Ihr feines Ohr hatte sie nicht getäuscht, die Glasthür des Balkons öffnete sich und die hohe Gestalt des Capitain Ochterlony erschien in ihrem Rahmen.

Ihre Augen begegneten sich. –

Das Unterhausmitglied für Ballycastle ließ den feuchten Regenmantel auf den feinen Rohrteppich fallen, der den Fußboden des Salons bedeckte und trat auf die Lady zu. Er setzte sich an ihre Seite, betrachtete sie einige Augenblicke ernst, aber nicht unfreundlich, und nahm dann ihre Hand, die er leise drückte.

»Sie wollten mich sprechen, Georgia,« sagte er dann, – »hier bin ich. Reden Sie, denn es muß das letzte Mal sein, daß ich Ihrem Rufe folge; unsere Wege sind längst auseinander gegangen!«

Ihre Hand zitterte in der seinen, während sie die langen dunklen Wimpern zu ihm aufschlug und ihn mit einem traurigen und dennoch glühenden Blick ansah.

»Einst war es nicht so, Ralph – ich weiß eine Zeit, wo Sie nicht so hart zu mir sprachen!«

Eine dunkle Wolke zog über seine breite freie Stirn. »Jene Zeit, Lady Savelli,« sagte er finster, »liegt hinter uns. Zwölf Jahre, Jahre ernsten Lebens und Leidens, decken sie mit ihrem Schatten. Ich habe abgeschlossen mit jener Zeit.«

Sie sprang empor gleich dem verwundeten Panther von seinem Lager. Ihre Hände faßten krampfhaft seinen Arm. »Und glauben Sie, daß ich nicht gelitten? daß ich nicht empfunden, welches Wehe Verachtung bringt von Denen, die wir nicht aus dem Herzen zu reißen vermögen?«

»Beschwören Sie die Schatten nicht selbst herauf, Mylady,« entgegnete der Capitain fest – »jene Schatten, die Sie selbst veranlaßt. Das Böse gebärt Böses – ich selbst klage mich an – der erste Schritt vom rechten Pfad kettet Schuld an Schuld!«

»Grausamer, kaltherziger Mann!« rief die Dame, sich in, die Kissen zurückwerfend – »Sohn eines eisigen Landes, das mit Gefühlen prahlt und mit Tugend Wucher treibt. Die Ihr mit dem Feuer spielt, das Ihr geschürt und wenn die Flammen verzehrend emporschlagen, Zeter schreit über die lodernde Gluth! Ich war ein Kind fast, Ralph, als mich der Mann, an den die kalten Gesetze Englands die Tochter einer heißen Zone geschmiedet, aus der Heimath

lockte, aus einem Leben von Glanz und Herrlichkeit mit der Heuchelei seiner Liebe riß und über das weite Meer, in dies kalte Land führte. Damals schwoll meine junge Brust dem Leben und den Genüssen entgegen; das heiße Blut Indiens rollte durch meine Adern, die Phantasie schwelgte in tausend unbekanntem Freuden. Stolz und zügelloser Wille war das Erbtheil meiner Abstammung, Leidenschaft und Eitelkeit die Mitgift meiner indischen Heimath. Es war die einzige, die ich dem enttäuschten Gatten brachte. Die Begum, meine Großmutter, erbittert darüber, daß ich ihrem Befehl getrotzt und der Verlobung, entflohen war, mit dem sie mich an einen fünf Jahre jüngeren Knaben, den Adoptivsohn des Peischwa von Bithoor gefesselt, – hatte mich verstoßen, statt der reichen indischen Fürstentochter hatte der schlaue Italiener ein verwöhntes, verschwenderisches Weib eingetauscht, das Nichts besaß, als seine Schönheit. Da warf er die Larve von sich und ich erkannte, daß ich einem Verächtlichen, einem herzlosen Spieler und Abenteurer meine Jugend geopfert.

»Ich war damals das unglücklichste Wesen unter der Sonne! Wie oft habe ich in dieser großen reichen Stadt Noth gelitten an den niedrigsten Bedürfnissen des Lebens! Damals, Ralph, erschienen Sie mir zuerst wie eine Peri, ein guter Geist meiner sonnigen Heimath. Der General, Ihr Oheim, ein alter Freund unserer Familie, von dem mein Bruder, sein Pathe, noch den Namen trug, hatte Sie beauftragt, mich aufzusuchen, und mich wissen zu lassen, daß die Begum auf ihrem Sterbebett mir die jämmerliche Summe von 5000 Pfunden hinterlassen. Dennoch rettete sie mich damals vor Schande und Hunger. Sie, Ralph, Sie selbst waren es, der dem Nichtswürdigen, der sich meinen Gatten nannte, entgegen trat, der ihn zwang, für schnödes Geld sich zu verpflichten, mir wenigstens meine persönliche Freiheit zurückzugeben. O Ralph, wie ich Sie liebte, – wie ich dann erst erkennen lernte, was ein Mann, ein wahrer Mann ist! – Jene Zeit unserer Liebe, – ist sie denn so ganz, so für immer aus Ihrer Seele geschwunden, daß Sie nicht mehr sich erinnern, wie das junge Weib nur in Ihnen, nur in Ihrem Auge sein Leben fand?«

Der Capitain preßte krampfhaft die Lippen zusammen. Ein Zug tiefer Bitterkeit legte sich um feinen Mund. »Ich war ein thörichter junger Bursche, Mylady, der sich einbildete, ein armer Lieutenant könne mit Grafen und Herzögen in der Liebe eines Weibes sich messen und der Liebesschwur einer – einer Frau sei ein Gelöbniß für die Ewigkeit!«

»Pfui, Ralph – Sie selbst belügen sich und mich, Sie wissen und fühlen, daß unsere Liebe damals wahr und echt war. Sie selbst waren es, der sie trennte. Ihr Regiment bekam Befehl nach Malta, Sie wissen, daß ich Alles verlassen, daß ich Ihnen folgen wollte über Meer und Raum, in Noth und Gefahr – Sie, Sie waren es, der meine Liebe zurückstieß, der es mir hartherzig verweigerte, mit Ihnen zu gehen.«

»Der Soldat hatte Pflichten, Mylady,« sagte der Capitain, von ihrer Schilderung hingerissen, »der Mann gleichfalls. Sie wissen so gut wie ich, daß ich unrecht an Ihnen und mir gehandelt hätte, die Frau, die wenn auch nur dem Namen nach die Gattin eines Andern war, als – meine Geliebte in fremden Ländern umherzuschleppen und eine kümmerliche untergeordnete Existenz mit mir theilen zu lassen!«

Die dunklen Augen der schönen Indierin flammten. »Und dennoch wagen Sie es, mit der Last Ihrer Verachtung, Ihres Hasses diese Frau zu beladen, die verlassen von dem Mann, den sie liebte – beraubt ihres Eigenthums, mit tausend Bedürfnissen des Reichthums, ihrer Jugend, mit dem glühenden Blut des Verlangens nach Leben, Liebe und Lust, fiel – die, in den wilden Strudel des Lebens gestürzt, nicht heuchlerische kaltherzige Tugend zu bewahren

verstand, sondern das Leben genoß und genießt, so lange ihr Blut noch warm und des Lebens Freuden ihr Bedürfniß sind!«

Der Capitain stand auf, sein Auge ruhte einen Augenblick halb mitleidig, halb verächtlich auf der schönen Sünderin. »Ich glaube, Mylady, Sie werden mich nicht hierher beschieden haben, um diese Bekenntnisse und Entschuldigungen nochmals zu hören. Der Luxus um Sie her mag bei Ihren Ansichten vom Leben und seinen Pflichten die genügende Entschuldigung vor Ihrem eigenen Gewissen sein. Darf ich Sie bitten, mich wissen zu lassen, womit ich Ihnen dienen kann?«

Ein Blitz von Drohung und Zorn schoß aus den Augen der Lady, doch mit einer gewaltsamen Anstrengung bezähmte sie jeden Ausdruck der Erbitterung.

»Sie sind von meinem Bruder zu seinem Testamentsvollstrecker ernannt worden?«

»Sir David Dyce Sombre hat mir dies Vertrauen gezeigt!«

»Mein Bruder, mein Herr! verstehen Sie mich wohl. Ein solches Testament ist bereits im Jahre 1849 gemacht und ich bin darin, wie mir bekannt geworden, auf das Schändlichste übergegangen. Sie werden das nicht läugnen, Sir?«

Der Capitain verbeugte sich schweigend.

»Der schwache mißleitete und gegen seine natürlichen Erben eingenommene Mann,« fuhr die Dame heftig fort, »hat dieses Testament heute Morgen wiederholt. Noch mehr! – ich weiß, daß er eine zweite Verfügung über sein Vermögen in Indien getroffen, und diese mit allen Chikanen des Gesetzes legalisirt hat. Ein drittes Dokument ermächtigt den Inhaber, von dem Maharadschah Nena Sahib in Bithoor gewisse Kostbarkeiten und Papiere in Empfang zu nehmen. Ist dem so?«

Der Capitain sah sie erstaunt an. »Ich begreife nicht, Mylady, woher Sie wissen – Doctor Duncombe ist ein Mann von ehrenhaftem Ruf – –«

»Bemühen Sie sich nicht mit Vermuthungen,« sagte die Lady verächtlich – »ich weiß noch weit mehr, zum Beispiel: daß Capitain Ochterlony, das Parlamentsmitglied, ein eifriger Anhänger der geheimen Verbindungen in Irland ist, daß er mit den Flüchtlingen vom Continent in der vertrautesten Verbindung steht, ihre Pläne unterstützt, und noch vor wenig Stunden in der Gesellschaft der Herren Mazzini, Ledru-Rollin und einer gewissen überspannten jungen Dame sich befand, bei deren bloßem Namen schon seine Stimme zu beben pflegt!«

»Madame! – Mylady!« das stolze Gesicht des Capitains war blaß vor innerer Aufregung, doch faßte er sich mit Gewalt. »Das Gold des Herzogs von Devontport und seiner glücklichen Genossen,« sagte er endlich mit Hohn, »scheint auf die Besoldung trefflicher Spione verwandt zu werden. Nur muß ich Ihnen bemerken, Mylady, daß die Kosten, was meine Person anbetrifft, verschwendet sind. Miß White ist meine vollste Hochachtung gewidmet, – ich würde keinen Augenblick anstehn, zu sagen: meine Liebe, – wenn dieses Wort in meinen jüngeren Jahren von mir nicht herabgewürdigt und entweiht worden wäre!«

»Abscheulicher!«

Der Capitain ging festen Schrittes nach dem Balkoneingang und hob seinen Mantel auf.

In diesem Augenblick klopfte es drei Mal an der rechten Nebenthür.

»Ich will nicht länger stören, Mylady,« sagte er mit leichtem Spott, »und Sie einen angenehmeren und – vortheilhafteren Gesellschaft entziehen. Die Schlüssel werde ich Ihnen morgen wieder zustellen.«

Er verbeugte sich zum Abschied, aber die Baronin stürzte mit einem Sprung auf ihn zu. Ihre Stimme drückte Angst und die höchste Aufregung aus. »Um Gotteswillen, Ralph – verlassen Sie mich nicht so! – Einen Augenblick noch, ich beschwöre Sie! – Der Verdacht, den Sie so eben ausgesprochen, ist Ihrer und meiner unwürdig, Sie sollen sich überzeugen!«

Sie schleppte ihn halb mit Gewalt zurück und drängte ihn in das Schlafgemach, dessen Portière sie hinter ihm fallen ließ. »Verhalten Sie sich still, einen Augenblick – ich bitte, ich beschwöre Sie!«

Als sie sich allein und an den schweren ruhigen Falten des Vorhanges sah, daß der Capitain als Gentleman zurückgetreten war und wenn auch hören, doch nicht sehen konnte, bewegte sie die Klingel, worauf sogleich Fanchette, die Kammerzofe, eintrat.

»Ist der Mann da?«

»Ja, Mylady, er harrt, wie Sie befohlen, in Ihrem Ankleidezimmer.«

»So laß ihn eintreten!«

Die Worte begleitete eine ausdrucksvolle Geberde, die nach dem geschlossenen Vorhang und dem Mantel wies, der auf einem Sessel liegen geblieben, und dann für den Einzuführenden Schweigen und Vorsicht gebot.

Die vertraute Zofe nickte zum Zeichen, daß sie den Befehl wohl verstanden und führte gleich darauf den schönen Jack herein.

»Mylady,« sagte der Dandy-Spitzbube, »Ihr Befehl ist erfüllt – hier ist, was Sie verlangt.«

Er legte ein Portefeuille auf den Tisch, die Baronin warf hastig ein Tuch darüber.

»Ist dies Alles?«

»Alles, Mylady, was vorhanden war – auf Gentleman-Ehre!«

»Und wie?« – ihr Ton war so leise, daß selbst ein Lauscher unmöglich die Frage hätte verstehen können, – »ohne Hinderniß? Es ist keine Spur zurückgeblieben?«

»Mylady, man wird morgen in London sagen, daß es noch Hexenmeister giebt oder Old Nick¹ in eigener Person die Hände im Spiel hat,« flüsterte der Dieb, »verlassen Sie sich darauf, keine menschliche Seele hat uns bemerkt.«

»Nehmen Sie, Herr,« sagte die Dame laut, indem sie ihm eine Börse zuwarf, »ich bezahle Ihnen hiermit meine Schuld!«

Der Dieb warf einen neugierigen, lüsternen Blick umher.

»Auf Ehre, Mylady, Sie sind reizend hier eingerichtet! – Erlauben Sie mir wohl, Ihre schöne Hand zu küssen? Ich bin Gentleman und weiß, was sich schickt!«

Die Baronin reichte dem Frechen unwillig die Hand, um ihn los zu werden. »Gehen Sie jetzt – unser Geschäft ist abgethan!«

Sie wandte ihm den Rücken und schellte.

Der Spitzbube warf während dem weitere verdächtige Blicke auf sie und dann auf die Eingänge des Zimmers. »Noch nicht, meine Schöne,« murmelte er zwischen den Zähnen, »wir werden uns eher wiedersehen, als Du denkst.«

Das Kammermädchen trat ein.

»Laß diesen Herrn wieder hinaus, Fanchette,« befahl die Baronin, »und begieb Dich dann schlafen, ich bedarf Deiner nicht mehr.«

¹Der Teufel.

Der schöne Jack machte eine fashionable Verbeugung und ließ sich dann durch die Zofe hinausführen, die er unterwegs zur Eröffnung der Liebes-Präliminarien mit nobler Vertraulichkeit in's Kinn kneipte.

Lady Savelli überlegte einen Augenblick – dann ging sie leise auf den Tisch zu, auf dem das Portefeuille lag und nahm es auf, um sich von dem Inhalt zu überzeugen.

Es war verschlossen.

Die Indierin griff unter die Polster des Divans und zog einen starken malaiischen Dolch mit grauer fester Klinge hervor, die sie unter das Schloß setzte. Ein Ruck der kräftigen Hand und der leichte Verschuß sprang aus einander.

Die Papiere fielen ihr in die Hände.

Es waren zwei Dokumente, die sie rasch mit gierigem Blick überflog.

Das erste war die notariell vidimirte und am Morgen desselben Tages ausgefertigte Bestätigung des Testamentes ihres Bruders, dessen Inhalt ihr bereits bekannt war.

Das zweite Papier, das sie mit zitternder Hand ergriff, war die Urkunde, welche den Besitz des verstorbenen Radschah in Indien an Nena Sahib übertrug und den beiden Testamentsvollstreckern die Mittel zur Führung des Prozesses vor den britischen Gerichtshöfen aussetzte.

Aber der Brief, das Verzeichniß der Kostbarkeiten und Dokumente, mit der Vollmacht, sie in Empfang zu nehmen – – –

Sie durchwühlte die Taschen des Portefeuilles – das Dokument, das wichtigste, einzig wertvolle für sie, war nirgends zu finden.

»Wird Lady Savelli mir jetzt erlauben, mich zu entfernen?« fragte eine Stimme hinter ihr.

Mit einer gedankenschnellen Bewegung verbarg sie den Raub wieder unter das Tuch.

Weder die Dame, noch das honorable Mitglied für Ballycastle bemerkten den Zeugen, der dieser Scene beiwohnte.

Ein dunkles Antlitz, an die Spiegelscheiben der Balkonthür gepreßt, verfolgte mit unheimlich funkelnden Augen jede Bewegung der Lady.

Ihre Wange war schreckensbleich. Hatte er gesehen, was der Fremde gebracht, was sie so eben in Händen gehalten?

Die Frage durchzuckte wie ein Blitz ihre Seele, und ihre Augen hingen prüfend an dem Antlitz des frühern Geliebten.

Aber seine Züge waren streng und spöttisch, doch ohne jede Spur einer Überraschung.

Der nächste Gedanke, der sie durchzuckte, war, daß er allein in dem Besitz des wichtigen Papiers sein mußte.

Sie flog auf ihn zu und zog ihn zurück in das halbdunkle Closet auf die schwellenden Kissen des Lagers,

»Ralph – ich war eine Wahnsinnige, daß ich Dich beleidigte! Vergieb mir und der Liebe und Eifersucht, die noch immer jede Ader durchströmt. Mann meiner einzigen und wahren Liebe, geh' nicht von mir so – und sollte diese Stunde unsere letzte sein, sie soll mir gehören und Du mit ihr, mein sollst Du sein, wie Du es warst in glücklicheren Zeiten und mir ein Zeichen geben, daß Du Georga wirklich geliebt hast, wie sie Dich noch immer liebt!«

Wie die Schlange sich um ihr Opfer schlingt, so wanden die weichen Glieder der Verführerin sich um den starken Mann und zogen ihn nieder auf die Polster, während ihr Mund heiße, wahnsinnige Küsse auf seine Lippen preßte.

»Georga, lassen Sie mich!«

»Höre mich an, Mann meiner Seele! Du, an den der Gedanke der nagende Wurm in ihrer Entwürdigung, der dunkle Schatten in aller Lust und allem Glanz meines Lebens war! Ich kann nicht arm sein, Armuth ist Elend, ist Schrecken, ist Entsetzen! Willst Du sie verdammen dazu, und die Jahre, die ihr Gott noch gegeben, zu Pein und Leiden machen? Reichthum, Besitz allein kann sie wieder erheben, vor Dir – vor sich selbst – und Du willst einem grausamen, unnatürlichen Bruder das Werkzeug sein, noch aus seinem Grabe sein eigen Blut, das Weib, das Du selbst geliebt, in die Ketten des Elends zu schmieden?«

»Georga – martern Sie mich nicht! Sie werden das Testament angreifen, Sie und Ihre Schwester und jener heuchlerische Schurke – Sie werden es angreifen mit allen Waffen des Gesetzes, und es wird ein Kampf sein, dessen Entscheidung ebensogut zu Ihren Gunsten ausfallen kann, wie zu den unseren!«

»Ich fürchte das Testament nicht!« rief das leidenschaftliche Weib, – »es ist ein leeres Papier gegen die Rechte der Natur, geltungslos selbst vor den Gesetzen dieses berechnenden Landes. Führe den Kampf, kaltherziger Mann, nach Deinen starren Gedanken von Recht und Ehre – aber *eine* Waffe gib heraus, jene niedrige bübische That, die Dein Freund noch von seinem Todtenbett gegen mich geschleudert!«

»Ich verstehe Sie nicht, Georga.«

»Den Brief,« keuchte die Indierin, »jenes verfluchte, abscheuliche Papier, das Nena Sahib die Auslieferung der Dokumente befiehlt – wer, wer hat es?«

»Da Sie einmal darum wissen, der Brief ist mir selbst von dem Radschah übergeben worden, und wohlverwahrt soll er auf meiner Brust ruhen, bis ich mein Versprechen lösen kann!«

»Den Brief, Ralph – um der Barmherzigkeit, um Deiner Liebe willen – den Brief!«

»Aber Mylady – was soll Ihnen der Brief?«

Sie lag zu seinen Füßen und umklammerte diese. »Jene Dokumente – Ralph – meine Geburt – sie würden beweisen, daß ich eine Bettlerin bin – wenn jenes Schreiben vernichtet ist, theile ich das Erbe! Habe Mitleid, Ralph – gib das Papier . . . «

»Ich kann nicht, Georga, ich darf nicht, die Ehre des Mannes – das Wort an den Todten –«

»Du willst nicht, Schändlicher? – Nicht lebendig verläßt Du diese Stelle, bis Du das Papier mir gegeben!«

Alle dämonische Gluth der Leidenschaft lag auf ihrem Gesicht, als sie, wie der Tiger ihrer Heimath, auf ihn zusprang, in der Hand den Malayendolch.

Der Irländer erwartete sie mit der überlegenen Ruhe des Mannes, faßte ihre Hand am Gelenk und entwand ihr den Dolch, wobei sie sich leicht an der entfesselten Brust verletzte, daß das hervorquellende Blut ihn befleckte.

Er schleuderte den Dolch in den Winkel des Gemachs.

»Wenn Sie morden wollen, Mylady,« sagte er, »so bedenken Sie, daß Sie nicht an den Ufern des Ganges, sondern an denen der Themse sind.«

Die wilde Natur ihrer Heimath war entfesselt. »Den Brief, Verräther, den Brief!« Sie umklammerte ihn, wie die Schlange den Löwen, wie die Lianen die mächtige Ceder und riß ihn mit Gewalt nieder zu sich auf das Lager von Seide und Spitzen, das so oft ihre geschmeidigen und üppigen Glieder aufgenommen und das jetzt der Schauplatz eines wüthenden, empörenden Ringens war!

Vergeblich strengte der starke Mann seine Kraft an, um zu fliehen – –

Von Neuem und immer von Neuem schlang das dämonische rasende Weib ihre Glieder um ihn!

Stille – Ruhe in dem glänzenden Gemach, auf dessen Vergoldungen die erlöschende Lampe ihren letzten Schein wirft. Weit geöffnet steht die Thür zum Balkon der Veranda und die Nachtluft weht kühl herein und bewegt die zuckende Flamme.

Eine dunkle Gestalt huscht durch den Salon – zwei funkelnde Augen glühen im Halbdunkel – –

Sie verschwindet – ein leiser, dumpfer, erstickter Ton –

Eine Stunde ist es kaum noch vor Tagesanbruch! – Die Portière der Thür zur Rechten wurde leise emporgehoben, – das hübsche, schlaue Gesicht Jack Slingsby's, des schönen Jack, erschien zwischen den Falten und blickte spähend umher in dem dunklen Gemach.

Kein Laut ließ sich hören – nur der Nachtwind strich draußen durch die Baume des Gartens und fern über der Stadt lag jene Wolke von dumpfem Geräusch, das in der riesigen Metropole nie ausstirbt.

Der Gentleman-Dieb schlich leise und verstohlen hervor; er hatte sowohl verstanden, der leichtfertigen Kammerzofe den Hof zu machen, daß er mit allen Gelegenheiten des Hauses vertraut war, ehe er es verließ, um eine Stunde darauf sich wieder in dasselbe anzuschleichen.

Das Antlitz des schönen Jack glühte, seine Augen funkelten seltsam, als er sie jetzt auf den schweren Vorhang richtete, der die Schlafstätte des schönen Weibes verbarg.

Die Pulse seiner Adern pochten wild, das Herz hämmerte fast hörbar in der Brust des Verbrechers. Wollte er die schöne Schläferin berauben? – wollte er – –

Auf den Zehen schlich er zu dem Vorhang und schob ihn unhörbar von einander.

Wiederum lauschte der Dieb.

Kein Laut! – Die Fackel des Amors am Fußende des Bettes brannte mit ihrem falben Licht, zugleich einen leichten angenehmen Duft verbreitend.

Die grünen Gardinen des Himmelbettes waren geschlossen.

Jack schlüpfte über den dicken persischen Teppich, und gierig, lüstern, sinnberauscht in dem Gedanken an die reizenden Formen, schlich er weiter und legte die Hand an die Gardinen des Bettes.

Athemlos, mit vorgebeugtem Kopf, auf den Athem der Schlummernden zu lauschen, stand er einen Augenblick dort.

Dann zog seine Hand die Gardine zurück.

Ein Schrei des Schreckens und Entsetzens scholl aus dem Schlafgemach! – –

Wie von Furien gepeitscht, stürzte Jack Slingsby über den Rasenteppich und zu der Auffahrt, welche die Villa der Lady von dem äußern Straßengitter trennte. Er legte die Hand darauf und wollte sich hinüberschwingen, als eine andre, kalte die seine erfaßte.

Der Dieb griff nach der Brusttasche, um eine dort verborgene Waffe hervorzureißen und sich des Angreifers zu entledigen, aber eine bekannte Stimme flüsterte an seinem Ohr: »Du

sollst sein Ben ha moweß¹ selber, wenn Du nicht läßt stecken das Messer. Wenn Du bist gescheut, können mer theilen zusammen den Bekauechmassematten.«²

Umschauend blickte Jack in das Gesicht des Juden Joël, des Wirthes der Diebesschänke.

»Goddam – welcher Teufel führt Dich hierher? – Warst Du's etwa – —«

Der Jude ließ ihn die Frage nicht aussprechen.

»Mensch, wie thust Du sehen aus? – kein Tropfen Blut im Gesicht – wie eine Leiche – —«

Jack Slingsby schaute ihn mit einem furchtbaren Blick an.

»Abscheulicher! – Fort mit Dir, daß man uns hier nicht trifft!«

Er riß den Juden mit Gewalt davon.

Es war um Mittag des nächsten Tages, als die Beamten des Kanzleigerichts im Hause des verstorbenen Sir Dyce Sombre erschienen, um im Beisein der beiden Testamentsvollstrecker, der Dienerschaft und des Notars, Doctor Duncombe, die amtliche Eröffnung der von letzterm deponirten Dokumente vorzunehmen.

Von Seiten der Familie des verstorbenen Radschah hatte sich Niemand zur Beiwohnung der Handlung eingefunden.

Nachdem Doctor Duncombe und der Capitain, der auffallend bleich und angegriffen aussah, als Hausherr den Beamten mitgetheilt, daß der zweite Ausgang des Sterbezimmers von Innen verriegelt worden, also ein äußerer Verschuß nicht nöthig gewesen sei, wurden die an der Hauptthür befindlichen Siegel sorgfältig in Aller Gegenwart untersucht und unverletzt gefunden.

Der Beamte erbrach dieselben sodann, und die Thür wurde aufgeschlossen.

Doctor Duncombe, der Notar, war der Erste, welcher die Schwelle betrat, aber in demselben Augenblick auch prallte er erschrocken zurück und breitete die Arme vor die Thür, damit Niemand hineindringen möge.

»Zurück, meine Herren – so lieb Ihnen Ihr Ruf ist – hier ist eine Felonie, ein Diebstahl begangen – das Testament ist gestohlen!«

Ein Blick auf den Tisch in der Mitte, auf den er am Tage vorher vor Aller Augen das Portefeuille mit den Dokumenten niedergelegt, hatte ihm gezeigt, daß dasselbe verschwunden war.

Ein allgemeiner Ausruf des Staunens und Entsetzens folgte. Der Beamte des Kanzleihofes war der Erste, der darauf das Wort ergriff. »Als Besitzer des Hauses, Sir,« wandte er sich an Capitain Ochterlony, »muß ich Sie ersuchen, sofort dem nächsten Polizeiamt Anzeige davon machen und einen Beamten desselben requiriren zu lassen, ehe wir weiter mit der Untersuchung vorgehen. Wie ich gehört habe, sind die Interessen, die sich an diese Dokumente knüpfen, so mannigfacher Art, daß um der Ehre aller Beteiligten willen eine genaue Untersuchung des von Master Duncombe behaupteten Diebstahls stattfinden muß, und als Beamter des Gerichts fühle ich mich verbunden, darauf zu bestehen.«

»Sie können sich zu dieser Untersuchung nicht dringender verpflichtet fühlen, Sir,« sagte der Capitain stolz, »als ich selbst. Das Polizeiamt von New-Road ist nur zwei Straßen von

¹Ein Kind des Todes.

²Der mit gewalthätiger Behandlung von Menschen verbundene Einbruch.

hier entfernt und Master Hay einer der umsichtigsten und gewandtesten Beamten der Hauptstadt. Haben Sie die Güte, lieber Freund,« wandte er sich zu dem erschrockenen Arzt, »sich mit einem der Diener nach dem Polizeiamt zu begeben, den Vorfall mitzutheilen, und um das schleunigste Erscheinen zu bitten. Das Beste wird sein, unterdeß die Thür wieder zu schließen.«

Dies geschah, nachdem der Beamte des Kanzleihofes sich von Außen überzeugt, daß der zweite Eingang zu dem beraubten Zimmer wohl verschlossen schien. Er benutzte die Zeit, bis zum Erscheinen der Polizei, um ein Protokoll über den richtigen Befund des Siegelverschlusses an der ersten Thür aufzunehmen und durch alle Zeugen unterzeichnen zu lassen.

Es fiel allgemein auf, daß Capitain Ochterlony ein seltsames, an dem klaren, ruhigen Mann sonst ganz ungewohntes Wesen bei diesem wichtigen Ereigniß zeigte, wortkarg blieb, oder zerstreute Antworten gab und mit Gewalt diese Gemüthsstimmung zu bemeistern suchen mußte.

Die Dienerschaft stand und schwatzte und erging sich in Phrasen über die Unmöglichkeit, daß ein Einbruch verübt sein könne, ohne daß sie das Geringste davon bemerkt hätte. Nur Tukallah der Indier hielt sich in seiner gewöhnlichen Weise still und abgesondert, sein Bronceantlitz blieb wie aus Stein gehauen und verrieth nicht durch die geringste Bewegung seine Gedanken. Doctor Duncombe schien von solchen der schlimmsten Art desto mehr heimge-sucht und versuchte wiederholt, dem Capitain und den Gerichtsbeamten seine Besorgniß mitzutheilen.

Es war jedoch kaum eine halbe Stunde vergangen, als Walding, in Begleitung des Master Hay, zurückkehrte.

Giles Hay, damals eine sehr bekannte Persönlichkeit in London und der Schrecken aller *Gentlemen of the night*, die man im gewöhnlichen Leben mit dem Namen Spitzbuben, Mörder, Fälscher und Betrüger aller Art benennt, sowohl durch seine große Personalkenntniß, als seine durch zahlreiche Proben bewiesene Schlaueit und Unermüdlichkeit in der Verfolgung der kleinsten Spur eines Verbrechens, war von Gestalt ziemlich klein aber untersetzt und von großer Muskelkraft, die ihm schon in mehr als einem Kampf mit verzweifelten Verbrechern das Leben gerettet und den Sieg verschafft hatte. Sein Gesicht war etwas roth, wahrscheinlich von den vielen schweren Getränken, die er bei seinem Verkehr mit allen Klassen der Bevölkerung sich angewöhnt, sonst aber offen und gutmüthig. Nur in den kleinen listig und unaufhörlich zwinkernden grauen Augen lag unverkennbare Schlaueit und scharfer Beobachtungsgeist.

»Was muß ich hören, Sir,« sagte der Policeman, »Diebstahl im Hause eines Parlamentsmitglieds? nächtlicher Einbruch ohne Spur – gestohlenen Testament? Bah – wollen der Sache schon auf den Grund kommen – für was hieße ich Hay? Giles Hay? – Keine Besorgniß – ich bin da! Wollen aber hübsch von vorn anfangen, Gentlemen, wenn's beliebt. Zunächst mit der Lokalität und der Constatirung des verschwundenen Objects.«

Er ließ sich darauf das Zimmer bezeichnen, lobte, daß man es sogleich wieder verschlossen, noch ehe Jemand es betreten und las mit Aufmerksamkeit das Protokoll über den Befund der Siegel durch.

»Einen Augenblick noch, Gentlemen – ich möchte ein paar Fragen an das Hausgesinde thun. Hat Einer von Euch irgend etwas Ungewöhnliches, ein Geräusch oder dergleichen in der Nacht vernommen?«

»Nicht daß ich wüßte,« erklärte James, der zugleich das Amt des Portiers versah. »Nachdem der fremde Herr hier gegen Mitternacht zurückkehrte und sogleich auf sein Zimmer ging, hat sich Nichts mehr im Hause geregt, bis Seine Ehren der Herr Capitain um drei Uhr nach Hause kamen. Doch halt – ein Mal, ich habe einen leisen Schlaf – war es nur, als ob eine Thür im obern Stock ging, ich mag mich aber getäuscht haben, denn ich hörte Nichts weiter.«

»Hat Jemand von Euch während der Nacht sein Zimmer verlassen?« fragte Hay die Dienerschaft.

Jeder verneinte.

»So waren Sie also nicht zu Hause, Sir, und haben deshalb selbst Nichts bemerken können?« wandte sich der Polizeibeamte an den Capitain.

»Ich brachte die Nacht in Geschäften außer dem Hause zu,« entgegnete kurz der Capitain.

»Nun, Gentlemen, lassen Sie uns jetzt das Zimmer öffnen. Sie wissen also ganz bestimmt, daß das Portefeuille bei dem Verschuß auf dem Tische gelegen?«

Der Notar, Ochterlony und der Deutsche bekräftigten es, auch die Haushälterin und einer der Diener, die bei der Anlegung der Siegel zugegen gewesen waren.

Die Thür wurde geöffnet – Hay, der Kanzleibeamte, Ochterlony und der Arzt, nebst dem Notar, traten ein, – die Anderen blieben auf Befehl an der Schwelle stehen.

Hay ging zunächst nach einem der Fenster und zog das niedergelassene Rouleaux in die Höhe, ebenso am zweiten. Die Fenster waren von Innen geschlossen und konnten unmöglich geöffnet sein.

Als so das Zimmer genügend erhellt war, trat der Polizeibeamte zu der zweiten Thür. Ein pfeifendes Hm! entfuhr seinen Lippen – der Fall zeigte sich schwieriger und bedenklicher, als er geglaubt, – die Thür war von Innen *verriegelt* und der Nachriegel vorgeschoben, wie man ihn am Tage vorher verlassen hatte.

Ein allgemeines Erstaunen zeigte sich auf den Gesichtern, nur der Polizeibeamte bewahrte seine ruhige unveränderte Gelassenheit.

Man durchsuchte zunächst, ohne die Thür weiter anzurühren, das Zimmer, ob durch einen Zufall, vielleicht durch eine Natte, das Portefeuille von seiner Stelle geschleppt und irgend wohin versteckt worden sei.

Plötzlich stieß der deutsche Arzt einen Schrei des Entsetzens aus. Er hatte die dicht geschlossenen Vorhänge des Himmelbettes auseinandergezogen, um noch ein Mal den todtten Freund zu sehen. Jetzt aber starrte er mit weit geöffneten Augen, gleich denen eines Todten selbst auf das Lager: die Stelle war leer, die Leiche war verschwunden!

»*Damned!*« murmelte Hay, als das allgemeine Entsetzen sich ein Wenig beruhigt hatte, – »da ist von einer Täuschung oder von einer kleinen Escamotage nicht mehr die Rede, wie ich beinahe zu glauben anfing. Das sind *Craksmen*¹ der schlimmsten Art – da muß ein echter Burker dabei gewesen sein. – Bitte, Gentlemen, rühren Sie sich nicht von der Stelle, bis ich Alles auf's Genaueste durchsucht habe.«

Er prüfte jetzt sorgfältig jeden Theil des Bettes, dann jedes Möbel, den Teppich des Fußbodens, gleichsam Zoll um Zoll. Nichts blieb unbeachtet – seine Bewegungen glichen denen des Spürhundes, der auf der Fahrte des Wildes ist. Am längsten verweilte er bei der Besichtigung der zweiten Thür. Endlich erhob er sich und schöpfte tief Athem, sein graues Auge leuchtete gewissermaßen im Siegerstolz seines Handwerks.

¹Einbrecher.

»*Very well!* ich wußte es ja,« sagte er mit stillem Lachen, »sie sind bei all ihrer Schlaueit nicht so pfiffig, daß sie den alten Giles Hay täuschen könnten.«

»So haben Sie eine Spur der Diebe aufgefunden?« fragte der Notar.

»So deutlich liegt Alles, was in diesem Zimmer geschehen ist, vor mir, als wär' ich selbst der Dritte bei ihnen gewesen – denn die Spitzbuben, Gentlemen, waren zu Zweien.«

»Woraus schließen Sie das?«

»Es ist nur ein Umstand,« fuhr der Polizeioffiziant fort, ohne die Frage zu beachten, »mir einer, der mich beunruhigt. Ich kannte bisher nur einen einzigen Menschen, der die Kunst verstand, eine von Innen verriegelte Thür zu öffnen und wieder ebenso zu schließen, und dieser Eine ist deportirt und nicht in England. Hier aber liegt dieselbe geheime und schwierige Manipulation vor.«

»Aber könnte der Verbrecher nicht bereits wieder, vielleicht heimlich und als Flüchtling hierher zurückgekehrt sein?« meinte der Doctor.

»Richtig – *stap!* Das ist's! Auf den Gedanken bin ich wahrhaftig noch nicht gekommen und er lag doch so nahe. Jack Slingsby, der Matador aller Diebe dieses gesegneten Eilandes, muß wieder in London sein! – es ist nicht möglich anders und klärt Manches auf, was ich in den letzten Tagen gehört habe. – Dieser Kerl, Gentlemen, Jack Slingsby, auch der schöne Jack genannt, ist ein Wunder von Geschicklichkeit, und die Arbeit, die er macht, bekäme sicher die Preismedaille, wenn die Spitzbuben-Industrie bei der großen Exhibition zur Concurrenz zugelassen würde.«

»Die Eigenschaften Ihres Gauners, Sir,« sagte der Capitain unwillig, »interessiren uns weniger. Haben Sie die Güte, uns mitzutheilen, worauf Ihre Vermuthungen sich gründen und welche Schritte zu ergreifen sind.«

»Sehen Sie sich einmal diese Thür an, Capitain – bemerken Sie irgend eine Öffnung an ihr?«

»Nein!«

»Dennoch haben die Spitzbuben sie angebohrt!«

Der Polizeioffizier zog eine lange Nadel aus dem Ärmel, prüfte einige Stellen mit dem Finger und drückte dann die Spitze in einen etwa einen Zoll vom Schloß entfernten Punkt. Die Nadel ließ sich ohne Mühe durch die ganze Thür stoßen und es zeigte sich ein Loch von dem Umfang etwa einer starken Stricknadel.«

»Sehen Sie her – die Öffnung ist sorgfältig mit Wachs von der Farbe der Thür wieder zugeklebt gewesen.«

»Aber was nutzt dieses kleine Loch?«

»Freund Jack, Sir, besitzt die Mittel, durch dieses Loch in jedes verriegelte Zimmer zu schlüpfen.«

»Keinen Scherz, Sir!«

»Ich bin weit entfernt davon, mit Euer Ehren mir einen Spaß zu machen,« entgegnete Hay. »Die Sache erklärt sich einfach auf folgende Weise. Durch dieses Loch, was in horizontaler Linie mit der Lage des Riegels von Außen mittelst eines sehr feinen und wohlgeschmierten Holzbohrers gebohrt wird, so daß selbst eine im Zimmer wache Person kaum das Geräusch hören würde, wird ein dünnes, langes Stahlstäbchen gesteckt, an dessen Spitze eine Schlinge von gedrehten Roßhaaren befestigt ist. Die Dicke der Thür ist für eine gewandte Hand leicht zu erproben. Sobald die Spitze des Instruments sich in gleicher Linie mit dem Nachriegel

befindet und die elastische Haarschlinge sich frei im Zimmer bewegt, wird durch das Drehen des Stäbchens so lange manipulirt, bis die Schlinge den Zieher des Riegels gefaßt hat. Eine so geübte Hand, wie die Jacks, erkennt das im Nu. Das Stäbchen wird zurück und die Schlinge angezogen, und da sie trotz ihrer Dünne von großer Festigkeit ist, folgt der Riegel dem Zug und die Thür ist geöffnet.«

»Aber wir fanden sie mit dem Riegel verschlossen!«

Der Offiziant lachte. »Wenn die Diebe einmal im Zimmer sind, ist dies eine sehr leichte Sache. Sie bringen ihre Beute fort und schlingen dann um den Griff des Riegels ein Paar starke Pferdehaare, die sie bei dem Schluß der Thür an der Vorderkante derselben mit einklemmen. Keine Thür schließt so fest, daß sich nicht ein Paar Pferdehaare dazwischen leicht durchziehn ließen, und wenn es ja der Fall wäre, macht ein einziger Strich einer Feile eine genügende Höhlung. Der Riegel wird auf diese Weise wieder vorgeschoben, die Haare werden, indem man das eine Ende losläßt, wieder herausgezogen, und jede Spur des Einbruchs ist verschwunden.«

Die Anwesenden sähen sich erstaunt an – sie begriffen, daß durch diese einfache und dennoch so seltsame und schwierige Manipulation dies Verbrechen verübt sein mußte.

Nur die Frage, wie die Diebe in's Haus gekommen, und wie sie sich wieder entfernt, war noch zu lösen.

»Daß zwei Personen bei der Verübung des Diebstahls betheilig gewesen,« erläuterte der Beamte, »ist ganz klar. Die Anwesenheit Jack's ist, wie ich mich überzeugt habe, gewiß, aber er hat es sicher nur auf die Papiere abgesehen gehabt; denn es scheint außer diesen und dem Leichnam nicht das Geringste im Zimmer gestohlen, und das führt mich auf die bestimmte Vermuthung, daß Jack nicht in seinem eigenen Interesse, sondern in eines Dritten Auftrag gehandelt hat. Der Bursche hält in seiner Art auf Ehre und würde in solchem Falle nicht einen Pfennig Werth weiter mitgehen heißen. Doch ist dies eine Sache, die wir nachher erörtern wollen. Dagegen macht er sich gern einen tollen Spaß, und da sein Helfershelfer, den er für den Fall einer Gefahr bei sich gehabt, wahrscheinlich einer unserer Resurrectionsmänner gewesen ist, so hat dieser der Versuchung nicht widerstehen können und den Leichnam mitgenommen, und Jack ihm bei dem tollen Streich geholfen.«

Der geübte Scharfsinn des Polizeioffiziers hatte in der That das Thun der Diebe so genau errathen und beschrieben, als habe er sie unmittelbar belauscht.

Master Hay öffnete jetzt die verriegelte Thür, wobei ein eingeklemmt gebliebenes Pferdehaar entdeckt wurde, und verfolgte mit der Spürkraft eines Indianers den Weg der Diebe, während der Capitain und der deutsche Arzt mit dem Notar und dem Mitglied des Kanzleigerichts beriethen, welche Schritte zu ergreifen wären.

Nach wenigen Minuten schon kam Hay wieder. »Wenn Sie mir folgen wollen, Gentlemen,« sagte er, indem er sich vergnügt die Hände rieb, »will ich Ihnen den ganzen Weg zeigen. Wie sie herein gekommen, weiß ich noch nicht, eines der Fenster oder die Thür nach dem Garten muß offen gewesen sein. Aber wie sie hinausgekommen, das liegt ganz deutlich zu Tage. Das Fenster des Hinterzimmers ist blos angedrückt und unten sind die Spuren von Männerfüßen. Wollen Sie sich selbst überzeugen, so kommen Sie mit.«

Aber ehe die Gesellschaft ihm folgen konnte, trat ein neues Ereigniß ein, das sie zurückhielt.

Ein Fremder, dessen Amtszeichen ihn sofort als Sherif erkennen ließen, trat in das Zimmer, begleitet von dem alten Marquis St. Paul und dem Doctor Jennys.

Das Gesicht des Letztern war sehr bleich und aufgeregt, während die Züge des alten Roué nur boshafte Schadenfreude ausdrückten. »Wer von den Herren,« sagte der Sherif, »ist der sehr ehrenwerthe Capitain Ralph Ochterlony, Mitglied des Unterhauses?«

»Das bin ich! Was steht zu Ihren Diensten, mein Herr?« Der Capitain war einen Schritt auf ihn zugetreten, während er mit stolzem, finstern Blick den intriganten Schwiegervater seines verstorbenen Freundes fixirte.

»Mein Name ist Richard Powell, Sir,« bemerkte der Beamte, »ich bin der Sherif von Westminster und Pimlico, und Master Hay dort wird nöthigenfalls meine Person recognosciren!«

»Es bedarf dessen nicht, Sir,« sagte der Capitain höflich. »Jeder Engländer wird Ihr Amtszeichen respectiren. Es ist mir lieb, daß Sie gekommen sind, noch ehe die weiteren Anzeigen dieses abscheulichen Diebstahls gemacht werden konnten, mit dessen Feststellungen wir eben beschäftigt sind, und die Begleitung dieser Herren beweist mir, daß ich mich in meinen Vermuthungen wahrscheinlich nicht sehr geirrt habe.«

Der Sherif sah ihn befremdet an. »Es scheint mir hier Ihrerseits ein Irrthum obzuwalten, Sir. Eine Anklage auf Diebstahl liegt nicht vor.«

»So kommen Sie nicht wegen des in meinem Hause während meiner Abwesenheit diese Nacht verübten Einbruchs und des Diebstahls des Testaments und der Leiche des verstorbenen Radschah Dyce Sombre?«

»Das Testament gestohlen? *Goddam!* das ist eine wichtige Neuigkeit!« schrie der Marquis und aus seinem Gesicht zeigte sich ein unverkennbares Frohlocken. Dem geheimnißvollen Verschwinden des Todten selbst widmete er keinen Gedanken.

»Das sollte Mylord Sanct Paul nicht wissen, vielleicht der am meisten Interessirte dabei?« fragte mit Hohn der Capitain.

»Sir,« unterbrach die Gegenantwort der Beamte, »ich wiederhole Ihnen, daß ich von dem Diebstahl, der Ihnen zugefügt sein soll, Nichts wußte. Mein Geschäft ist, Sie um die Beantwortung einiger Fragen zu bitten.«

»Ich stehe zu Diensten,« sagte der Capitain kalt, »bitte Sie aber, sich zu erinnern, Sir, daß Sie ohne Erlaubniß in mein Haus eingedrungen und daß ich, wenn Ihre Gründe Sie nicht entschuldigen, Sie darüber zur Verantwortung ziehen werde.«

»Ich kenne meine Pflicht, Sir,« entgegnete ruhig der Beamte, »und werde Ihre Klage für die Freiheiten, die ich mir genommen, gewärtigen. Zunächst, Sir – ist Ihnen diese Briefftasche bekannt?« Er hielt ihm ein kleines Portefeuille mit Stahlschloß entgegen, auf dessen Vorderseite sich eine Stickerei befand.

Das Gesicht des Parlamentsmitglieds für Irland färbte sich mit hoher Röthe und er streckte schnell die Hand nach der Briefftafel aus. »Es ist mein Eigenthum, Sir, ich muß sie gestern verloren haben und habe in der Zerstreung wirklich den Verlust noch nicht einmal bemerkt. Ich danke Ihnen für die Wiederherbeischaffung.«

Der Beamte zog jedoch die Hand mit dem Portefeuille zurück. »Ehe ich sie Ihnen zurückliefern kann, Sir, muß ich meine Fragen forschen. Sie selbst erklärten vorhin, daß Sie diese Nacht nicht zu Hause zugebracht. Können Sie mir sagen oder Zeugen stellen, wo Sie sich während derselben befunden? Ich mache jedoch ausdrücklich darauf aufmerksam, daß Sie keine Erklärung abzugeben nöthig haben, die Sie später belasten könnte.«

»Wahrhaftig,« lachte der Irländer gezwungen, »das sieht ja beinahe aus wie ein Verhör vor dem Untersuchungsrichter von Bow-Street. Aber ich werde mich herbeilassen, Ihnen Antwort zu geben, damit dieser eben so lächerliche als ungesetzliche Auftritt ein Ende nimmt. Ich war gestern mit diesem Herrn hier, meinem Freund,« er wies auf Doctor Walding, »bis gegen Mitternacht in einem Kaffeehaus in der Nähe von White-Chapel.«

»Ich kann es bezeugen,« bekräftigte Doctor Walding.

»Und später?«

»Später – der Capitain zögerte einen Augenblick – »später verließ ich ihn an Buckingham-Square in der Nähe meines Hauses und war bis Tagesanbruch allein abwesend – in einer Privatangelegenheit.«

»Sie wollen den Ort also nicht näher bezeichnen?«

»Nein!«

»Auch nicht, wenn er Mount-Street heißt?«

Das Auge des Beamten fixierte ihn scharf – Capitain Ochterlony fuhr sichtbar bei der unerwarteten Frage zurück.

»Sie werden unverschämt, Herr, entfernen Sie sich sogleich, ich werde Ihnen nicht länger Rede stehen.«

»Dennoch habe ich noch eine Frage an Sie zu richten. Welche Farbe hat der Rock, den Sie gestern Abend trugen und wo befindet sich derselbe?«

»Sir – –«

Durch die neugierig die Thür versperrende Dienerschaft machte sich ein Polizeioffizier Platz. Ein Konstabler, der ihn begleitete, trug auf dem Arm einen Rock und ein Gilet – beides war mit Blut befleckt, an dem erstern war ein Knopf mit dem umgebenden Zeugstück ausgerissen.

»Diesen Rock und dies Gilet,« sagte der Polizeimann, »habe ich in dem Ankleidezimmer des Herrn Capitains gefunden – eben so auf der Toilette diese Schlüssel. Das Waschbecken zeigt die unverkennbaren Spuren, daß blutige Hände oder ein anderer blutiger Gegenstand darin gewaschen worden sind.«

Die Augen des Irländers funkelten, indem er sich auf den Beamten stürzte. »Schurke! Du hast es gewagt, in das Zimmer eines Gentleman zu dringen?«

Der Sherif trat dazwischen – sein Stab berührte die Schulter des Capitains. »Sir Ralph Ochterlony! Im Namen der Königin – *ich verhafte Sie auf dringenden Verdacht des Meuchelmordes!*«

Der Capitain taumelte leichenbleich zurück. »Mich, wegen Mordes? Sind Sie wahnsinnig, Sir? welches Mordes?«

»Begangen diese Nacht an der Person der *Lady Savelli*, gebornen Sombre, in ihrer Wohnung in der Mount-Street.«

Der Unglückliche schlug die Hände vor das Gesicht. »Georga – ermordet?«

»Das sollte Capitain Ochterlony nicht wissen? der vielleicht am meisten dabei Interessirte?« höhnte giftig der Marquis, wie vorhin sein Gegner.

Doctor Duncombe, der Notar, war der Erste, der sich von dem furchtbaren Schläge faßte. »Bedenken Sie wohl, was Sie thun, Herr,« warnte er. »Capitain Ochterlony ist Parlamentsmitglied und darf als solches nur auf den Beschluß des Hauses verhaftet werden, außer *in flagranti delicto* oder auf die Ausnahme-Ordre Seiner Herrlichkeit des Lord-Kanzlers.«

»Hier ist der Befehl,« sagte der Marquis giftig, indem er ein Papier mit dem großen Siegel des Geheimen Rathes hervorzog. »Wir haben uns vorgesehen gegen alle Chikanen, und der Mord meiner Schwägerin soll nicht dadurch unbestraft bleiben, daß der Mörder von den Privilegien eines Standes Gebrauch macht, dem er zur Schande gereicht, um sich dem Galgen durch rechtzeitige Flucht zu entziehen.«

»Mein Befehl lautet, Capitain Ochterlony zu verhaften,« berichtete der Beamte, »wenn der vorliegende Verdacht gegen ihn sich durch gewichtige Beweise verstärken sollte. Lady Savelli ist diesen Morgen auf ihrem Bett verwundet und erwürgt gefunden worden, auf dem Teppich des Schlafzimmers diese Briefftasche, deren Inhalt sich als Eigenthum des Capitains erwies und in der sich ein Billet der Lady vorfand, das ihn für diese Nacht zu einem geheimen Besuch einlud. In ihrer Hand befand sich dieser Knopf mit dem Stück Zeug und ein Blick kann genügen, um zu erkennen, daß es zu jenem Rock gehört. Unter diesen Umständen bleibt mir Nichts übrig, als zur Verhaftung zu schreiten, so leid es mir thut.«

Der Advokat schwieg – die furchtbare Gewalt der augenscheinlichen Beweise betäubte ihn.

»Es ist unmöglich,« rief Walding – »was auch für zufällige Umstände sich so unglücklich fügen mögen, – Sir Ralph hat sich mit einem solchen Verbrechen nicht befleckt. Ich büрге für seine Ehre und Unschuld.«

»Bürgen Sie für sich selbst, mein deutscher Herr Doctor, der so wohl die Kennzeichen des Irrsinns zu beurtheilen versteht,« höhnte der Doctor Jennys, »Sie werden genug damit zu thun haben, wenn der Prozeß wegen Erbschleicherei gegen Sie erhoben wird, und – wer weiß, was neben jenen Dokumenten, die schon wieder zum Vorschein kommen werden, wenn man sie braucht, sonst noch für Sachen von materiellerem Werth verschwunden sein mögen!«

»Still!« donnerte die Stimme des Capitains. »Noch bin ich Herr in meinem Hause. Ich danke Ihnen, Walding, für Ihre gute Meinung, aber ich halte es unter meiner Würde, mit einem Wort meine Unschuld zu betheuern. Der Schein ist gegen mich, und die Machinationen dieser Herren haben von dem Zufall eilig genug Vortheil gezogen, um mich für den Augenblick durch die Last einer furchtbaren und grausamen Anklage wehrlos zu machen. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, Sir, und mich zur Haft zu stellen. Aber zuvor werden Sie mir erlauben, mein Haus zu bestellen?«

»Verfügen Sie ganz nach Ihrem Willen, Herr Capitain!«

»So bitte ich Master Hay, in seinen Nachforschungen auf das Eifrigste fortzufahren. Dieser Herr hier, den ich mit der Verwaltung meines Hauses und meines Eigenthums beauftrage, wird Ihnen die nöthigen Geldmittel zur Disposition stellen. Tukallah!«

»Sahib!« antwortete der Indier, der regungslos der ganzen Scene beigewohnt hatte, indem er die Arme über die Brust kreuzte.

»Nimm jene beiden Schufte beim Kragen und wirf sie die Treppe hinunter, wenn sie sich nicht augenblicklich entfernen und je wieder wagen, die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten.«

Der Indier schlug mit einem grimmigen Blick auf die Beiden die Ärmel seines weiten Gewandes zurück.

»Ich protestire gegen jede Gewalthat,« rief der Marquis, indem er sich hinter die Polizeibeamten zurückzog, »ich bin berechtigt, hier zu sein, um den Nachlaß meines Schwiegersohnes zu überwachen! Ich verlange Ihren Schutz, meine Herren!«

Der Sherif und die Polizeibeamten zuckten die Achseln. »Es ist das Haus des Herrn Capitains,« sagte Master Hay, »er ist Herr darin, wenn er auch unter Kriminalanklage steht.«

»Gehorche, Tukallah!«

Der Indier sprang auf die Beiden zu, erwischte aber nur noch Doctor Jennys, der schwerfälliger als der Marquis, dem Flüchtenden nicht so rasch zu folgen vermochte. Der Indier drehte den Scheltenden wie einen Kreisel um sich selbst und stieß ihn vor sich her.

Während Alle mit einer gewissen Genugthuung diesem Intermezzo nach den vorhergegangenen furchtbaren Eindrücken zusahen, hatte sich der Capitain zu dem Arzt geneigt.

»Sie wissen, wo Sie den Brief finden, Walding?« flüsterte er ihm zu.

»Ja!«

»Das ist das Wichtigste. Bewahren Sie ihn wie Ihr Leben. Sie sollen bald von mir hören – bis dahin leben Sie wohl. – Jetzt, Sir, bin ich bereit, Ihnen vor den Richter oder in das Gefängniß zu folgen.«

WEISS UND SCHWARZ.

Gulma faßte die Hand ihres Schützlings. »Schieße nicht – mein Auge ist schärfer als das Deine! – Es sind Freunde – Abalungo's!«

Der Lieutenant setzte die Büchse ab. »*Stop!* Werda!«

»Der Teufel verdamme Eure Augen, wenn das nicht Delafosse ist. Mann, wo kommt Ihr lebendig her aus den Händen dieser schwarzen Schurken?«

Rivers, denn dieser war es, eilte mit dem Fingoe auf den jungen Mann zu und wurde mit höchster Freude von ihm bewillkommnet. Die Fragen über das wunderbare glückliche Entkommen wechselten in Hast und nur halb beantwortet hinüber und herüber. Als der Capitain die junge Kafferin sah, lachte er auf. »*Damned!* nun begreife ich Alles! das ist die schwarze Dirne, die im Lager war! Sie ist verliebt in Sie, Delafosse, bis über die Ohren und hat Sie unter den Assagaien und Kirries ihrer liebenswürdigen Landsleute hervorgeholt. Es ist gut, daß Sie sie mitgebracht, sie kann einen trefflichen Spion abgeben und uns die Pässe und Zugänge verrathen.«

»*Gulma*,« sagte der Lieutenant unwillig, »ist die Tochter Sandili's, des berühmten Häuptlings der Gaika's, und besteht darauf heute Abend in den Kraal ihres Vaters zurückkehren!«

»Besteht sie, mein Junge? nun desto besser! wer wird mit einer schwarzen Dirne viel Umstände machen, sie wird als Geißel zurückbehalten für die Ruhe ihres Vaters, des schwarzen Spitzbuben. Wohin beabsichtigten Sie Ihre Flucht zu richten?«

»Nach den Ufern des Somo – zu der Missionsstation, die sich dort befinden soll. Aber wie entkamen Sie denn, Capitain Rivers?«

»In Wahrheit verdanke ich es den Teufeleien des Fingoe. Als wir im Carriere an den Rand der Paviansschlucht gelangten, waren die schwarzen Halunken auf unsern Fersen, kaum fünfhundert Schritt hinter uns. Congo rief mir zu, daß die einzige Möglichkeit der Rettung sei, unsere Verfolger zu täuschen und in den Glauben zu versetzen, daß wir den wahnsinnigen Ritt in den Abgrund riskirt. Wir ließen uns am Abhang von den Pferden gleiten, trieben diese die Schlucht hinunter, wo sie Hundert gegen Eins das Genick gebrochen haben und krochen auf Händen und Füßen am Felsensturz hinab. Die Narren gingen richtig in die Falle, wir hörten sie toben und lärmern und, überzeugt von unserm Tode, dann zurückkehren zu ihrer saubern Gesellschaft.«

»Sie irren, Capitain! Peter Pretorius ist auf Ihrer Spur und mit ihm fünf oder sechs der tapfersten Gaikakrieger. In diesem Augenblick ist auch Tzatzoe, unser erbittertster Feind, wahrscheinlich bereits aufgebrochen mit seiner Schaar zu unserer Verfolgung!«

Eine kurze Berathung erfolgte, dann beschloß man, dem Plan des Mädchens treu zu bleiben und nach der Missionsstation am Somo aufzubrechen. Gulma versprach, sie auf ihr bekannten Pfaden dahin zu bringen.

Der Fingoe übernahm die Leitung des Marsches, der in einer sogenannten Indianerreihe, das heißt Einer hinter dem Andern, so daß der Nachfolgende in die Fußstapfen seines Gegners trat, begonnen wurde, nachdem mit einem Zweig die Spuren ihrer Schritte an der Stelle der Zusammenkunft verwischt worden. Gulma eröffnete die Reihe, dann folgten Edward, Rivers und zuletzt der Fingoe, der sorgfältig darauf hielt, mit seinen breiten Moccassins die Spuren zu verändern.

Die Sonne hatte sich jetzt über den Horizont erhoben und das Leben der Wildniß erwachte rings um die Flüchtigen. Sie waren auf der Höhe einer Felswand angelangt, als Gulma sich umwandte und mit einem Schrei des Schreckens nach der Richtung deutete, in der sie gekommen. Alle folgten ihrem Blick und sahen in der Entfernung von etwa drei Meilen in dem Thal, das sie verlassen, eine kleine Reiterschaar, die eilig herankam. Das scharfe Auge der Kafferin und des Fingoe unterschieden deutlich, daß es ihre Verfolger waren.

»Was ist zu thun?« sagte der Capitain. »Wir müssen uns eine geeignete Stelle zur Vertheidigung suchen, und sie aus dem Hinterhalt von ihren Pferden schießen, sonst haben sie uns, ehe eine halbe Stunde vergeht. Es sind ihrer nur sechs und wir haben drei Flinten.«

»Fort! fort!« drängte das Mädchen in gebrochenem Englisch – »so lieb Euch Euer Leben ist!«

»Aber wie – wohin?«

Gulma wies nach einer etwa eine Meile entfernten Stelle, wo mehrere Thäler in eine breite und tiefe Schlucht auszulaufen schienen, welche die hohen Massen des Gebirges augenscheinlich durchbrach. Trotz der Entfernung konnte man einzelne kleine Thiergestalten aus einem der westlichen Thäler über den Grund eilen und in dem Paß verschwinden sehen.

»Die Springböcke!« Das war die einzige Erwiederung des Mädchens, das unaufhaltsam vorwärts eilte.

Ihre Begleiter folgten ihr, die Engländer unbekannt mit ihrem Zweck, der Fingoe im Augenblick den glücklichen Umstand erfassend, der ihre Flucht sichern konnte, wenn sie noch rechtzeitig den Paß erreichten.

Die Verfolger hatten jetzt gleichfalls die Flüchtigen erblickt, sie schwangen ihre Waffen und kamen im Galopp heran. Aber die Richtung des Thales machte es ihnen noch unmöglich, den Ort zu erkennen, wohin jene eilten.

Der Lauf der Flüchtigen war zu einem Rennen geworden, denn die Worte und Winke Congo's hatten den Offizieren bewiesen, daß er gleichfalls nur in der Eile dieser Flucht eine Hoffnung sah.

Endlich blieb der Capitain erschöpft stehn. »Der Teufel soll mich holen, wenn ich weiter gehe, ehe ich weiß, was die Böcke mit unsrer Flucht zu thun haben. Hier ist ein gelegener Ort, wo wir den Verräther und seine schwarzen Kanailen erwarten können.«

Der Congo faßte seinen Arm. »Die Flinten der Gaika's verfehlen so wenig ihr Ziel, wie das Blei der weißen Männer. Will der Abalungo sterben, wo er nur noch wenige Schritte von seiner Rettung entfernt ist, die ihm der Gott der Weißen gesandt hat?«

»Aber wo?« fragte Delafosse, eine Flinte schußbereit machend. »Ich sehe noch immer nicht, was unsere Rettung befördern soll und halte auch den Kampf für die einzige!«

»Sieh!«

Das Mädchen hatte ihn gegen den Eingang des breiten Thales gekehrt, aus dem die einzelnen Thiere der Öffnung der Schlucht zugerannt waren, was jetzt in ganzen Haufen geschah.

Die Schlucht oder der Gebirgspaß lag etwa noch tausend Schritte von ihnen entfernt. Ihr Zugang war bereits von Haufen von jenen Thieren, welche sie aus der Ferne gesehen, wenn auch nicht gefüllt, doch zahlreich besetzt. Es war eine Antilopenart, von der längeren Gliederung ihrer Hinterfüße und der Elasticität ihres springenden Laufs »Springböcke« genannt. Aber der Anblick thalaufwärts war ein wirklich merkwürdiger, überraschender. Die ganze nicht geringe Breite des Thales schien, so weit das Auge trug, einem wogenden, wallenden Strom von lebendigen Geschöpfen zu gleichen, der mit einem tollen Getrappel herankam. Je weiter hinauf, desto mehr schien sich die Menge zu verdichten, so unförmlich und compact, daß keine Spur des Bodens mehr zu sehen war und ein Stein unter sie geworfen, nicht Raum gehabt hätte, zur Erde zu fallen.

Jetzt erst wurde es wenigstens dem ältern Offizier klar, was Gulma und der Fingoe mit ihrem Ruf und ihrer Eile gemeint hatten und er rannte, von den Anderen gefolgt, so schnell der Schlucht zu, als er vermochte.

Als sie keuchend an deren Rande ankamen, schoß der Wilde seine Flinte in die Schaar der Thiere, die bereits immer mehr sich am Paß drängten. Dies veranlaßte eine momentane Stockung und ein scheues Zurseitweichen, wodurch eine kleine Lücke in dem Gedränge entstand. Hier hinein warfen sich auf den Ruf Congo's sogleich die Flüchtlinge und um sie her schloß sich alsbald wieder der Raum mit den Leibern der Thiere, die, sonst so flüchtig und scheu, hier alle Angst vor den Menschen verloren zu haben schienen und dicht zusammengepreßt vorwärts drängten. Fest sich an einander haltend und sich gegenseitig unterstützend – denn ein Fall zu Boden wäre hier Nimmerwiederaufstehen und der Fallende rettungslos einem qualvollen Tode unter den Füßen der Thiere verfallen gewesen – ließen sich die Vier von der Woge der Thiere mehr vorwärts tragen wie drängen, immer tiefer in den Gebirgspaß hinein. Zehn Minuten darauf verkündete ihnen eine Gewehrsalve, daß ihre Verfolger gleichfalls an der Schlucht angelangt waren und dasselbe Mittel wie sie versucht hatten, sich Raum zu verschaffen. Aber der Fingoe beruhigte lachend ihre Besorgniß – die zehn Minuten hatten eine für die nächsten zwei oder drei Stunden unübersteigliche lebende Mauer zwischen ihnen und den Gaika's aufgebaut; die große Masse der Thiere war an dem Paß angelangt und stürzte sich unaufhaltsam in diesen, so daß selbst eine Metzerei unter ihnen nicht mehr vermocht hätte, Raum für einen Menschen, viel weniger für den Weg von Pferden zu gewähren.

Diese plötzlichen, dem Boor der Niederlassungen und dem Eingebornen sehr wohl bekannten und, je nach den Umständen, gefürchteten oder willkommenen, Züge der Springböcke aus dem Innern der Steppen nach dem Süden, sind eine der wunderbaren unerklärten Erscheinungen, an denen das südliche Afrika in seinem Thier- und Witterungsleben ziemlich reich ist.

Nicht Tausende, sondern Millionen von Antilopen erscheinen plötzlich, gleich den Heuschreckenschwärmen, aus dem unerforschten Innern des Erdtheils, wo sie in unzählbaren Massen leben. Vielleicht vom Durst, vielleicht von anderen Ursachen getrieben, dringen sie durch die Pässe der Gebirge und verbreiten sich in den Ebenen des Kaplandes. Der Geier schwebt über diesen Massen, der Löwe, der Panther und der Schakal wüthen in ihren Reihen, die Lanze des Wilden und die Flinte des Ansiedlers richten ein unermeßliches Blutbad unter ihnen an, Tausende von Thieren fallen, aber tausend Audere treten im nächsten Augenblick an ihre Stelle und Nichts hält ihren Zug auf. Sie vernichten die Ernte des Booren, dessen Gebiet sie betreten, ganze Gegenden sind in wenig Stunden jedes Halms, jedes Blattes beraubt, während auf der andern Seite wieder ihr Fleisch den Stämmen und Bewohnern der Grenze getrocknet mondenlang den einzigen Unterhalt bietet. Und eben so plötzlich, eben so rasch, wie sie gekommen, sind sie verschwunden. Eine einzige Nacht und die weite Ebene zeigt allein noch die von der Hyäne und dem Geier abgenagten Gerippe der gefallenen Thiere, bleichend in dem glühenden Strahl der Sonne.

Woher sie kommen? – wohin sie gehen? – Das weiß allein Gott!

Ein solcher Zug von Springböcken war es, der die Flucht der Engländer und ihrer beiden wilden Begleiter sicherte und die Verfolger aufhielt; denn ein solcher Zug hält oft mehrere Stunden an, ehe er wieder eine Lücke bietet, in der man ihn durchbrechen kann.

Edward und seine Gefährten waren fast eine halbe Stunde lang in diesem Gewühl von Körpern fortgetragen und geschoben worden, ehe die Felsenwände des Passes rechts und links sich wieder ausbreiteten und es ihnen möglich war, sich aus dem Thiergedränge zu befreien, das sich über die Ebene auszubreiten begann. Freilich waren ihre Glieder arg zerstoßen und zerquetscht, aber das Gefühl, gerettet zu sein, kräftigte sie und nach kurzer Rast setzten sie ihren Marsch fort.

Es war den Überredungen Edwards gelungen, das Kaffernmädchen, das sich hier von ihm trennen und auf die Gefahr, ein Opfer des Zorns ihres Vaters zu werden, nach dem großen Kraal der Gaika's zurückkehren wollte, zu überreden, sie noch, weiter und mindestens bis zur Missionsstation zu begleiten. In dem Herzen des jungen Mannes regte sich in der That ein tiefes Gefühl für die Hingebung und Opferung des wilden Mädchens, und die Erinnerung an die Stunden der Nacht, an den Muth und die Treue des schölligen Naturkindes rief Pläne und Gedanken in ihm wach, welche einer pruden Lady des Westend oder einer der gefeierten weißen Schönheiten der Capstadt ein verächtliches und hochmüthiges Lächeln entlockt hätten, die aber seinem Herzen, nur Ehre machten. Überdies bestand Capitain Rivers, dessen freche Scherze und Witzeleien die gemeinsame Gefahr etwas unterbrochen hatte, darauf, daß die Kafferin, die er wie eine Art Gefangene und Geißel ihrer Sicherheit zu betrachten begann, sie weiter begleiten müsse, und Gulma schien sich nicht ungern dem halben Zwang zu fügen.

Die Sonne brannte jetzt so heiß, daß sie nur langsam ihren Marsch fortsetzen konnten und es war gegen Mittag, als sie das Ufer des Somo's erreichten und sich dem Missionshause gegenüber sahen. Der Fluß hat sich hier ein ziemlich breites und tiefes Bett vor seiner Verbindung mit dem Kai aufgewühlt, war jedoch jetzt fast wasserlos, so daß die Flüchtigen ihn mit einiger Vorsicht leicht durchschwimmen konnten.

Zu ihrer Freude sahen sie schon fern am andern Ufer einen englischen Posten, und als sie die Station betraten, fanden sie ein Piquet Dragoner und eine Abtheilung von fünfzig

Jägern daselbst lagern und die Nachricht, daß Sir George *Cathcart*, der Befehlshaber der Expeditionstruppen, auf einer *Recognoscirung* sich in der Mission befand.

Lieutenant *Delafosse* erfuhr jetzt erst, was der *Capitain* längst gewußt, daß sie sich auf der Station des deutschen Missionärs befanden, welchen sie vor einiger Zeit in der Capstadt hatten kennen lernen und dessen Tochter *Louise* die unfreiwillige Ursache zu der grausamen Verfolgung des armen *Peter Pretorius* geworden war. Vater *Müller*, der Missionär, der bisher in Frieden und gutem Einverständniß mit seinen wilden Nachbarn gelebt hatte, und dessen Familie die Tochter des Häuptlings nicht unbekannt war, da sie auf ihren Streifereien mehrmals in sein Haus gekommen, schien in großer Besorgniß über den Umstand, daß die Soldaten hier Posto gefaßt, weil er einen Ausbruch des Kampfes und die Rache der Kaffern fürchtete, konnte aber natürlich Nichts thun, um sich der ungebetenen Gäste zu erwehren.

Seine Besorgniß stieg noch höher, als die drei kühnen Kundschafter jetzt von den Soldaten mit Jubel herbeigeführt wurden und der General sich sogleich von ihnen Bericht erstatten ließ. *Edward*, der bisher von den Nachrichten, die ihm der verrätherische *Tschanuse* über die Beschlüsse der Kaffern gegeben, in der Gegenwart des *Fingoe* und der Häuptlingstochter geschwiegen, berichtete sie jetzt und der General hielt sogleich mit den ihn begleitenden Offizieren einen *Kriegsrath*, um einen raschen Entschluß zu fassen.

Das Resultat war der Beschluß, daß *Capitain Rivers* mit seinem Begleiter, ohnehin von den Anstrengungen der Flucht auf's Höchste ermüdet, das *Commando* des *Jägerpiquets*, von einigen Reitern unterstützt, übernehmen und mit diesem auf der Station zurückbleiben sollte, um den Punkt, den der General zu einem Übergang über den Fluß bestimmt, besetzt zu halten. Das *Expeditionscorps* sollte sofort vom *Kabusi* aufbrechen, den *Kai* überschreiten und am andern Mittag in der Nähe der Station einzutreffen, um den Kaffern zuvorzukommen und einen Einfall in ihr Gebiet zu machen, noch ehe sie Zeit gehabt, ihre Macht zu sammeln.

Der *Capitain* hatte sich selbst zur Übernahme des gefährlichen Postens im feindlichen Gebiet angeboten, theils um die Gelegenheit zu haben, seine Bewerbung um *Louise*, die Tochter des Missionärs, fortzusetzen, theils weil er hoffte, den gehaßten Rivalen, von dem er wußte, daß er sicher seine Spur verfolgen werde, hier vor den Augen des Mädchens, die ihm den Vorzug gegeben, in eine Falle zu locken.

Die nöthigen Befehle wurden sofort ertheilt, die Pferde vorgeführt und General *Cathcart* verließ das Haus, um aufzusitzen und zu seinen Truppen zurückzukehren.

In dem Hofraum der Station hatten sich die Soldaten, die Dienstleute und Neubekehrten versammelt, die in der Umgebung der Mission ihre Hütten gebaut. Ein altes Weib, zu den Bekehrten gehörend und von ihren Landsleuten verstoßen, weil sie in dem Ruf einer Zauberin stand, warf sich ihm hier in den Weg, als er eben sein Roß besteigen wollte.

»Hüte Dich vor dem Hohlweg! Hüte Dich vor dem Hohlweg!« krächzte die alte *Sybille* ihm entgegen, »die Braunen wirst Du besiegen, aber die grünen Männer werden Dich tödten. Hüte Dich vor dem Hohlweg!«¹

Die Soldaten rissen die alte Hexe fort, die, so lange sie die davon Sprengenden sehen konnte, ihren Ruf wiederholte.

Sobald der *Capitain* sich im Besitz des *Commando's* sah, traf er sofort seine Anstalten. Sie waren umsichtig und sämmtlich auf den Zweck berechnet, die Kaffern, wenn sie sich zeigen

¹Es ist Thatsache, daß dem General *Cathcart* der Tod (am 5. November in dem Hohlweg von *Inferman*) schon bei dem Kaffernkrieg am Cap prophezeit wurde.

sollten, in eine Falle zu locken. Der Posten am Ufer des Flusses wurde sofort zurückgezogen und der Fingoe legte sich dort im Gebüsch auf die Lauer. Alle Wahrzeichen, daß die Station von britischem Militair besetzt sei, wurden sorgfältig verborgen, die Soldaten in die Hintergebäude kommandirt oder mußten wenigstens Waffen und Uniformen ablegen. Der Capitain selbst zeigte sich dagegen möglichst häufig und offen am Ufer.

Jetzt erst, nachdem alle diese Anstalten getroffen, suchte er die schöne Louise auf, die mit Erschrecken ihn erkannt hatte und ihm bisher so viel als möglich ausgewichen war, sich mit dem jungen Kaffernmädchen beschäftigend.

Die Familie saß unter der Veranda, die das aus Bambus und Holz aufgeführte niedere Missionshaus umgab. Sich zu dem würdigen Geistlichen setzend, wußte er bald das Gespräch auf ihre Bekanntschaft in der Capstadt und von da auf den Jüngling, zu leiten, den er so schändlich um sein Lebensglück gebracht. Mit boshafem Wohlbehagen erzählte er, wie der junge Mann desertirt und zu den aufrührerischen Booren sich geflüchtet habe, und daß er es sei, welcher seine Landsleute, die Engländer, in der Versammlung der Kaffern verrathen.

Wie giftige Schlangenbisse traf jedes seiner Worte das zarte Mädchen. Louise war eine jener hellen, sanften Gestalten, die wie lichte Engel durch das Leben gehen, rein und zart, von keinem Hauch der Sünde und des Unrechts befleckt, Gott vertrauend und, bei aller Zartheit der äußern schönen Hülle, doch von festem, aufopferndem und für das Edle empfänglichem Geist und Herzen. Nur die eigenthümliche Erfahrung, daß gerade das Heterogene fesselt und anzieht, konnte erklären, daß der sinnliche, ausschweifende und böse Charakter des englischen Offiziers an diesem Mädchen Gefallen gefunden und sie zu seiner Beute erkoren hatte.

Bei dieser Gesinnung des Mädchens mußte sie eine ehrlose That des Geliebten, und als solche stellte sie, mit Verschweigung des Vorhergegangenen, der Capitain dar, tief im Innersten verwunden, und einer Ohnmacht nahe erhob sie sich und wankte davon, indeß Vater und Mutter den Jüngling verdamnten und die gute Meinung beklagten, die sie früher von ihm gehegt. Der Capitain gewann Schritt auf Schritt das Terrain, das er zum Schauplatz seiner Intrigue erkoren.

Die Hitze des Tages war vorüber und in den fernen Gebirgen lagerten schwere Gewitterwolken, durch welche zuweilen die Strahlen der Sonne in feurigrothem Schein über die Ebene brachen, als der Fingoe mit der Nachricht erschien, daß am jenseitigen Ufer sich mehrere Kaffernreiter gezeigt hatten, darunter der junge Holländer, und bis an den Rand des Flußbettes gekommen wären, die wieder aufgefundenen Spuren verfolgend. Es war in einem Zimmer des Hauses, wo der treulose und listige Wilde dem Offizier die Botschaft brachte und es erfolgte alsbald eine längere Unterredung, in der ein Plan entworfen wurde, die jedenfalls nur kleine Schaar der Wilden zum Angriff zu verlocken und sie wo möglich gefangen zu nehmen. Ein teuflischer Triumph lag in den Worten des Capitains, als er die Hoffnung aussprach, den Gehaßten wieder in seine Hände zu bekommen und ihn jetzt den schmachvollen Tod des Veräthers erleiden lassen zu können. Nachdem der Plan in allen Theilen festgestellt war, verließ der Capitain das Haus und nahm den Fingoe auf einem Spazierweg nach dem nahen Ufer des Somo mit, wo er, unbekümmert um die im Dickicht der andern Seite versteckten feindlichen Späher, plaudernd umherging, ihnen auf diese Weise von seiner Anwesenheit selbst Kunde gebend.

Während der englische Offizier mit dieser List die Ausführung seines Planes begann, schwankte die junge Deutsche bleich und aufgeregt aus dem Hause, ihren Schmerz und ihre Angst an einer ihrer Lieblingsstellen auszuweinen. Sie war wider Willen die geheime Zeugin der Unterredung des Offiziers mit dem Spion gewesen, indem sie neben der nur durch Bambus gebildeten Wand des Gemachs auf ihrem Ruhebett gelegen und so den ganzen Anschlag gehört hatte. Die Gefahr des noch immer Geliebten folterte ihr Herz im Kampf mit der Verachtung, welche die falsche Erzählung des Capitains über den Verrath und Eidbruch des jungen Mannes ihr eingeflößt.

In diesem Seelenzustande traf sie auf den Lieutenant und Gulma. Das Naturkind war gleichfalls betäubt und aufgeregt, und in ihrer Seele der Kampf der Liebe für den weißen Mann mit den Gedanken an Heimath und Familie. Edward hatte, von der Natürlichkeit und dem edlen Geist des Mädchens immer mehr gefesselt, ihr angeboten, sie mit in die Kapstadt zu nehmen und sie dort vorläufig bei einer europäischen Familie unterzubringen.

»Miß,« sagte der junge Mann, »ich suchte schon lange vergeblich die Gelegenheit, Sie einige Augenblicke allein zu sprechen, weil ich den schmerzlichen Eindruck bemerkt habe, den die Erzählung des Capitain Rivers auf Sie gemacht hat, und weil ich es für Pflicht halte, auch dem Feinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.« So schonend als möglich, ohne die Flucht des jungen Pretorius vom soldatischen Standpunkt entschuldigen zu wollen, theilte er der jungen Dame mit, was vorhergegangen, und die furchtbare und grausame Strafe, der man den Unglücklichen unterworfen hatte.

Das Mädchen hörte bebend den Worten zu, dann aber schien ihr zaghaftes Herz zu erstarren, ihr mildes, blaues Auge von Stolz und Entrüstung zu schwellen. »Ich habe stets gehört, die Engländer hielten sich für die freieste und hochherzigste Nation der Welt, stolz auf ihre Institutionen und bestimmt, Christenthum und Kultur über die weite Erde zu tragen! Ich bin ein unwissendes und unerfahrenes Mädchen, aber was ich schon gesehen und erlebt in diesem Lande, hat mir bewiesen, daß herzlose Tyrannei ihr Panier, Grausamkeit und Unterdrückung ihr Gewerbe ist. Jetzt will ich es laut bekennen, daß ich den Unglücklichen lieben und seinen Quäler verachten werde, so lange das Herz in meiner Brust schlägt. Gott ist mit den Unschuldigen, und er wird mir Kraft geben, die Schlingen seiner Feinde zu Nichte zu machen!«

»Rechnen Sie mich nicht zu diesen, Miß,« sagte der Offizier herzlich, »und wenn ich Ihnen dienen kann, so befehlen Sie über mich.«

Das deutsche Mädchen hatte die Hand der Schwarzen ergriffen und zog sie mit sich fort.

Es war Nacht – in den entfernten Bergen flammte und krachte es mit jenen furchtbaren Schlägen, wie sie allein die Gewitter des Südens niederschmettern.

Zwei Frauengestalten schlichen stromaufwärts am Ufer des Somo entlang. »Dort, wo aus dem Dickicht der Farrenkräuter der hohle Korkbaum sich über das Ufer hebt,« flüsterte die Eine, »liegt das Boot. Wenn Du die Richtung gemerkt, wo sie lagern, werden wir dort sein, ehe eine Viertelstunde vergeht, und unsere Nachricht rettet ihn und die Deinen.«

»Sie wird mir die Rückkehr zu meinem Volke erkaufen,« sagte Gulma. »Der große Häuptling wird vernehmen, daß sein Kind das Herz einer Kafferin hat, auch wenn sie den weißen Mann liebt. Utika sieht auf die Herzen, nicht auf die Farbe der Haut.«

Die weiße Tochter des Missionairs drückte die Hand des schwarzen Mädchens. »Das Deine ist gut und edel, Gulma, und verdient, den heiligen Lehren des Christenthums geöffnet zu sein. Du sollst bei uns bleiben, wenn Du willst, und ich werde Deine Schwester sein.«

Das Kaffernmädchen glitt gewandt an der Uferböschung hinab und half der neuen Freundin. Nach wenigen Schritten fanden sie den Kahn, den die Wilde mit sicheren Schlägen über den Strom des Wassers trieb, der von dem Regen, der am Abend in den Bergen gefallen war, wenn auch noch unscheinbar, zu wachsen begann. Einige Augenblicke, darauf waren sie am andern Ufer, befestigten den Nachen und klotzten die Uferbank hinauf. Vorsichtig strichen sie jetzt an derselben stromabwärts entlang, das Kaffernmädchen von Zeit zu Zeit den eigenthümlichen Ton des Spottvogels nachahmend.

Plötzlich erhob sich aus den riesigen Büschen der Farrenkräuter eine dunkle Gestalt und schwang den Assagai, aber der rasche Blick des Mädchens hatte die drohende Bewegung erkannt und ihr Zuruf hemmte den todbringenden Wurf und machte den Kaffernkrieger aus seinem Versteck hervortreten.

Die große kräftige Gestalt kam bis dicht vor die Mädchen, lehnte sich auf den langen Wurfspieß und betrachtete sie einige Augenblicke. »Die Granatblüthe,« sagte er endlich, »thut nicht wohl daran, heimzukehren, ehe der Zorn des großen Häuptlings sich gelegt hat. Ihr Flüstern ist nicht stark genug, um seinen Groll zu besänftigen und sein Grimm wird sie tödten, ehe sie Zeit hat, ein Wort zu sagen.«

»Ich bin nicht auf dem Wege zur Heimath Umtakoe,« erwiderte das Mädchen, »obschon ich den Zorn Sandili's nicht fürchte; denn es wär' ein schlechtes Weib, das den Mann ihres Runlho nicht rettete vor der Wuth seiner Feinde. Ich bringe dem Häuptling das Leben von sechs seiner tapfern Krieger. Jenseits jenes Flusses sind Eure Feinde.«

»Wir wissen es! Die beiden falschen Smause und der Hund von Fingoe! Ehe der Morgen graut, werden ihre Schädel in unserer Hand sein!«

»Der Krieger der Gaika's hat die Augen eines Maulwurfs. Er möge sich hüten, in eine Falle zu gehen. Ich komme, Euch vor Verrath zu warnen; auf jenem Ufer liegen mehr Krieger verborgen, als Ihr ahnet!«

»Was thut es – seit einer Stunde ist, Tzatzoe mit seiner Schaar bei uns.«

»Um so dringender ist meine Botschaft und kann Rettung auf beiden Seiten bringen. Tzatzoe darf ich nicht sprechen, er ist ein wilder Krieger, der auf die Bitte nicht hört. Du aber bist der Sohn der Frau, deren Milch ich getrunken, als meine Mutter gestorben war. Eile zurück und führe heimlich den jungen Dütschman hierher, der der Spur seines Feindes gefolgt ist. Meine weiße Schwester muß ihn sprechen.«

Der junge Krieger versprach zu gehorchen und glitt mit der Gewandtheit einer Schlange fort. Die jungen Mädchen blieben unter dem Schutz eines Ebenholzbaumes stehen und horchten auf das ferne Wetter. In das dumpfe Murren des Donners schien sich jetzt ein anderer gewaltiger, doch noch ferner Ton zu mischen, gleich dem Heranbrausen einer mächtigen Windsbraut.

Eine Viertelstunde war vergangen, als zwei Männer eilig daher kamen. Es war Peter Pretorius und der Wilde. Obschon der junge Holländer von dem Krieger gehört, daß eine weiße Frau sich bei Gulma befand, hatte er doch keine Ahnung davon, daß es die Geliebte sei, und ein Thränenstrom schmerzlicher Erinnerung und tiefer Erregung stürzte aus seinen Augen, als er jetzt sie erkannte und sie zum ersten Mal an seine Brust sank.

Gulma winkte dem Krieger, mit ihr zur Seite zu treten, und ließ sich von ihm die Vorgänge nach ihrer Flucht erzählen.

Zwei Mal beugte der Wilde während der Unterredung lauschend den Kopf zur Seite, um auf das ferne zunehmende Geräusch zu hören, bis Gulma, um in ihren Absichten nicht gehindert zu werden, ihm auftrug, zwischen der Stelle, wo sie sich befanden, und dem Lager der Wilden Wache zu stehen, damit sie nicht überlistet würden. Als er sich entfernt, blieb das Naturkind lange allein in schwermüthigem Nachdenken stehen, ehe sie zu der neuen Freundin und ihrem Geliebten zurückkehrte. Sie fand diese Hand in Hand unter dem Baum sitzen, ihre jungen Herzen hatten sich geöffnet, ihre Lippen die Gelübde treuer Liebe getauscht.

»Hat meine weiße Schwester dem Abalungo die Kunde der Gefahren in's Ohr geflüstert?« fragte die Kafferin. »Es ist Zeit, daß wir aufbrechen, damit Niemand ihre Abwesenheit bemerkt. Auch liegt ein Unheil in der Luft, das ich nicht verstehe.«

»Peter ist von den Plänen des Capitains unterrichtet, und daß die Hauptmacht der Engländer morgen eintreffen wird, um über den Fluß zu gehen und in das Gebiet der Kaffern einzufallen. Er glaubt seine Begleitung zwar stark genug, um einen Kampf mit dem Posten des Capitain Rivers zu wagen, aber er wird um meinetwillen den Häuptling überreden, davon abzustehen. Das weitere Schicksal der uns Theuern liegt in der Hand des Allmächtigen!«

»So laß uns eilen! Atalma, der die Liebenden beschützt, möge das Zeichen Eures Wiedersehens sein!« Sie eilte, von einer ihr selbst unerklärlichen Besorgniß getrieben, zu dem Ufer des Flusses.

Das donnernde, brausende Geräusch aus der Ferne kam näher und näher und wurde immer lauter.

Langsam folgten ihr die Liebenden, nicht achtend auf die warnenden Stimmen in der Natur. Wenn sie ja darauf hörten, glaubten sie, daß das Gewitter heranzöge. Gulma war bereits im Flußbett, sie hatte den Nachen losgemacht, und stand bis an die Hüften im Wasser, so rasch war dasselbe gewachsen.

»Geschwind in den Kahn!« rief das Kaffernmädchen; »das Wasser wächst.«

Louise riß sich los aus den Armen des Geliebten, der ihr selbst in den Nachen half, den Gulma mit starker Hand an's Ufer gedrängt.

Das schwache Fahrzeug stieß ab. Obschon der Fluß bereits mehrere Fuß hoch gewachsen war und das Gewitter nahete, schien doch nicht die geringste Gefahr zu sein; der junge Mann schaute einige Augenblicke dem im Dunkel verschwindenden Kahne nach und eilte dann, der Pflicht der dringenden Benachrichtigung der Häuptlinge gedenkend, davon.

Er hatte jedoch kaum hundert Schritte gethan, als die Erde unter seinen Füßen zu erbeben schien und ein dumpfer, donnerartiger Ton die Luft zerriß. Erschrocken zurückblickend auf den Fluß, sah er zwischen den wohl dreißig Fuß hohen Ufern des breiten Bettes es herankommen mit Donnergebrüll, gleich einer weißen riesigen Mauer.

Er stand erstarrt, sprachlos, nicht wissend, was geschah, als Umtakoe seine Schulter faßte und ihn aus seiner Betäubung aufrüttelte.

»Bei der Macht der Zauberer, das sind die Wasser des Gebirges! Wo sind die Weiber?«

Sprachlos deutete der unglückliche junge Mann auf den Fluß hin! »So möge Utika ihnen beistehen! Sie sind verloren!«

Peter Pretorius stürzte zum Ufer des Flusses, in dem die gewaltige Masse von Schaum und Wasser mit der Schnelligkeit des Blitzes daher zu gleiten schien. Sein Ruf: »Luisge! Luisge!«

übertönte das Brausen und Donnern. Ihm war's als hörte er aus der Nacht der Gewässer einen leisen, fernen Schrei als Antwort.

Weit hinausgebeugt, mit einer Hand um den Stamm eines Baumes geklammert, schaute er auf das furchtbare Schauspiel, von dem jungen Kaffernkrieger mit Gewalt zurückgehalten, sich in die brausende Fluth zu werfen. — — —

Die beiden Mädchen hatten noch nicht die Mitte des so plötzlich angewachsenen Flusses erreicht, als Gulma, die mit starkem Arm den gebrechlichen Kahn vorwärts trieb, plötzlich empfand, daß derselbe ihr nicht mehr gehorchte und, von einer unbekanntem Gewalt erfaßt, sich zwei Mal um sich selbst drehte und dann mit Blitzesschnelle vorwärts schoß. In demselben Augenblick vernahm sie, wie der junge Holländer, das furchtbare Brüllen und Rauschen hinter sich und sah den Berg schäumenden Wassers auf sie zustürzen.

»Die Wässer des Gebirges! halte Dich fest, weiße Schwester, halte Dich fest!« Es war Alles, was sie der entsetzten Louise zuzurufen vermochte.

Diese, mit weitgeöffneten Augen, starrte in Todesentsetzen den Berg von Wasser an, der sich hinter ihnen drein wälzte und jetzt sie zu erreichen schien.

Mit übermenschlicher Kraft hielt das Kaffernmädchen den Kahn in gerader Richtung, als das Wasser über sie herstürzte, das Ruder aus ihrer Hand riß und die Frauen und das Fahrzeug begrub.

Die Tochter des Missionärs hatte ihr unsterblich Theil dem Allmächtigen empfohlen — ein letzter Gedanke an die Eltern, an den Geliebten — —

Das Donnern der Gewässer, die sie begruben, klang wie das Ende der Welt in ihre Ohren, betäubte ihre Sinne — dann, emporgehoben mit dem gebrechlichen Fahrzeug, glaubte sie auf Bergesgipfeln von Schaum und Gischt zu schweben — in diesem Augenblicke währte sie die Stimme des Geliebten zu hören im schrillen Ruf: »Luisge! Luisge!« und sie machte eine gewaltsame Anstrengung, ihm zu antworten, aber sie fühlte, wie ihre Stimme machtlos in diesem Chaos von Zischen und Brausen sich verlor.

Mit einer athemberaubenden Schnelligkeit schoß das Kanoë vorwärts und war fast dem Missionsgebäude gegenüber, als es auf einen der hier in der Mitte des Flußbettes verstreuten Felsblöcke stieß und in Stücken schmetterte.

Die beiden Mädchen wurden augenblicklich wieder von der Fluth begraben und Louise verlor das Bewußtsein.

Als sie wieder zu sich kam, brüllten noch immer die Wässer um sie her, peitschte der schäumende Gischt mit der Schnelligkeit eines Pfeils an ihr vorüber, aber sie fühlte festen Boden unter ihren Füßen und sah sich vier bis fünf Fuß, hoch über der Fläche des brausenden Stroms — die bekannten Blumen und Lianen, die sich über sie neigten, das einfache hölzerne Kreuz, das sich hoch gegen den Nachthimmel abzeichnete, zeigten ihr sogleich, wo sie sich befand.

Gerade gegenüber der Missionsstation erhob sich, aus der Mitte des Flusses emporragend, eine kleine Felseninsel, deren Oberfläche, etwa zehn bis zwölf Fuß im Geviert, mit einem üppigen Pflanzenwuchs duftender Blumen und Lianen bedeckt war. Der deutsche Missionär hatte dort von den Bekehrten ein großes hölzernes Kreuz errichten lassen und Louise aus den Blumen und Schlingpflanzen eine Laube über einer Rasenbank gezogen, die ihr Lieblingsplätzchen geworden. Da das Strombett den größten Theil des Jahres über so seicht und

trocken war, daß man, von einem Stein zum andern schreitend, ohne den Fuß zu benetzen, die Felseninsel erreichen konnte, in die man einfache Stufen eingehauen, so brachte die schöne Deutsche einen großen Theil ihrer freien Zeit hier zu, wo sie ungestört, nur von der gewaltigen Natur umgeben, ihren Gedanken und Empfindungen nachhängen konnte.

Auf dieser Rasenbank lag das Mädchen jetzt ausgestreckt und neben ihr knieete Gulma, ohne die Schrecken um sie her zu beachten und nur beschäftigt, das Blut, was aus einer leichten Stirnwunde ihrer weißen Freundin rann, zu stillen und sie wieder ins Bewußtsein zu bringen.

Als der Nachen unter ihnen zerschellte und die beiden Frauen in die tobende Fluth stürzten, hatte die Kafferin das weiße Mädchen mit starkem Arm erfaßt und, mit ihr auftauchend, sie über dem Wasser gehalten, bis es der kühnen Schwimmerin gelang, die von dem Rande des Felseneilandes weit herabhängenden Lianen im Vorbeitreiben zu erfassen und, geschützt durch den die furchtbare Strömung unterbrechenden Felsen, festen Fuß zu gewinnen und mit ihrer ohnmächtigen Last seine Höhe zu erklimmen.

Louise hatte die Augen aufgeschlagen, ihre Besinnung und die Erinnerung an die entsetzliche Gefahr, der sie soeben entgangen, kehrten rasch zurück und das schwarze Mädchen, ihre Retterin umarmend, erhob sie sich und schaute umher.

Nur dunkel und undeutlich zeichneten sich die fernen Stromufer über der fort tobenden weißen Schaummasse aus, die vor und rückwärts wogte, so weit das Auge reichte.

In den Gebäuden der Mission sah man Lichter sich hin und her bewegen – die unglücklichen Eltern hatten durch das furchtbare ihnen noch ungewohnte Naturereigniß geweckt, die Abwesenheit des einzigen Kindes entdeckt; ihre Angst war grenzenlos, die Offiziere boten ihre Soldaten auf; der das Brausen des Wassers zuweilen durchbrechende Ruf verkündete, daß man die Verlorenen am Stromufer entlang suchte.

Aber auch auf dem fernen linken Ufer schien die gleiche Erregung zu herrschen; ein mächtiges Feuer begann dicht am Rande der Wässer emporzuflammen und wurde, trotz des Sturmes, fortwährend genährt, daß es hoch in die Nacht flackerte. Dunkle Schatten bewegten sich in dem Lichtkreis hin und her.

Verzweifelnder Ruf am Ufer auf und ab: »Luisge! Luisge!«

»Die weiße Taube ist gerettet,« sagte das Kaffernmädchen, »ihre Freunde suchen sie, aber unsere Stimmen sind zu schwach, um Jenen Kunde zu bringen, ehe das Licht des Tages sie giebt. Was sollen wir thun?«

»Laß uns beten!«

»Beten? – was ist das?«

»Ich will es Dich lehren, meine Schwester!«

Die Wässer brausten und tobten fort – Schrecken lag über der Natur, Schrecken über den Menschenherzen. Das nahende Gewitter mit seinen Donnern und Blitzen zog über den Häuptern der Betenden dahin.

Über die riesigen Kuppeln und Spitzen des Umtata-Gebirges zitterten die ersten Strahlen des anbrechenden Tages an dem jetzt wolkenleeren Himmel, und Frieden nach dem Sturm lagerte auf der erwachenden Natur.

Nur der hochgeschwollene Strom rauschte in seinem breiten Bett. –

Auf die Schulter des jungen Pretorius, der, das Gesicht verzweifelnd in den feuchten Rasen gepreßt, auf dem Boden lag, die jugendlich kräftige Gestalt von Zeit zu Zeit durch convulsives Schluchzen erschüttert, legte sich eine Hand – es war der wilde Häuptling Tzatzoe, der ihn emporrüttelte.

»Der junge Abalungo ist ein Krieger. Möge er ertragen lernen das Böse und das Gute. Er blicke hinaus auf die Wässer, die der böse Geist gesandt hat!«

Der junge Mann richtete sich empor und heftete den wirren Blick auf die rauschende, schäumende Fluth, deren Fläche die Dämmerung noch in undeutliche Schleier hüllte, die sich jedoch von Moment zu Moment zu lichten schienen.

Plötzlich entrang sich ein wilder, jubelnder Schrei seiner gequälten Brust – sein Auge hatte die Gestalten der Mädchen erblickt.

»Luisge! Ewiger Gott – sie ist gerettet!«

Er wollte sich vorwärts stürzen, aber wiederum hielt ihn die Hand des Gaika-Häuptlings zurück.

»Tzatzoe hat dem jungen Abalungo gesagt, ein Krieger müsse Gutes und Böses ertragen lernen. Mein Sohn möge sich nicht täuschen – er prüfe die Gewässer, in deren Mitte sein Herz ist!«

Peter Pretorius schaute ihn entsetzt fragend an.

In der Mission hatte nach der furchtbaren Entdeckung kein Auge mehr sich geschlossen, die Mutter weinte in trostlosem Jammer, der Vater wanderte traurig durch das Toben des Wetters und streckte die gefallenen Hände in bitterm Schmerz empor zum Allmächtigen.

Kein Trost – keine Ruhe, als der Morgen dämmerte.

Capitain Rivers hatte am Ufer entlang noch während der Nacht seine Posten ausgestellt, das Feuer der Kaffern bewies ihm, daß er den Gedanken, sie zu einem unvorsichtigen Überfall zu verlocken, aufgeben mußte.

Lieutenant Delafosse hatte die ganze Nacht am Ufer zugebracht, das Herz war ihm gepreßt und schwer, wenn er an das schwarze Mädchen und ihr Verschwinden unter den furchtbaren Umständen dachte.

Der Capitain revidirte selbst die Posten, sein Gesicht drückte eine rachgierige Entschlossenheit aus. »Ich hoffe, ehe der Tag um zwei Stunden älter ist,« sagte er mit einem Ausdruck unbesieglichen Hasses in den mattblauen Augen, »diesen schwarzen Bestien eine Lection zu geben, von der sie jahrelang in ihren Kraals erzählen sollen, und den Manen Louisens ein blutiges Denkmal zu setzen, denn diese bellenden Hunde haben auf die eine oder die andre Weise ihre Hand dabei im Spiel.«

Plötzlich berührte der Fingoe, der ihn begleitete, seinen Arm. »Massa Capitain,« flüsterte er, »noch ist die weiße Missus nicht todt! Schaut!« Seine Hand wies nach dem Eiland – ein Freudengeschrei entfloß den Lippen der beiden Offiziere.

Der erste Sonnenstrahl, der die letzten Nebel der Nacht vertrieb und sein mildes helles Licht aus Strom und Ufer warf, zeigte Louisen die furchtbare Gefahr, in der sie geschwebt und zugleich an beiden Ufern die Gruppen der Briten und Kaffern, deren Blicke alle mit höchstem Interesse auf die Felseninsel gerichtet waren. Sie konnte deutlich an dem etwa siebzig bis

achtzig Schritt auf beiden Seiten entfernten Ufern, auf dem einen die winkenden Gestalten von Vater und Mutter, auf dem andern die des Geliebten unter der Schaar der Kaffernkrieger sehen, die mit wildem Jubel bei dem Anblick der Feinde ihre Waffen schwangen und einen Kriegstanz begannen.

Der Strom brauste, obschon der Himmel jetzt klar und rein und keine Wolke mehr zu sehen war, noch immer mit fast unveränderter Heftigkeit fort.

»Gott der Allmächtige hat uns gerettet!« sagte mit freudiger Erhebung die Tochter des Missionärs, »und Du, Gulma, warst das Werkzeug in seiner Hand, das mich einem schrecklichen Tode entriß. Unsere Freunde sehen uns, sie werden ihre Kräfte vereinen, uns aus dieser schlimmen Lage zu befreien.«

Das schwarze Mädchen schüttelte traurig das Haupt. »Utika oder Gott, wie meine Schwester das große Wesen nennt, wollte nicht, daß wir sterben, ohne Die wiedergesehen zu haben, die wir lieben. Er hat uns den Trost gegeben, ehe unsre Geister zu ihm gehen.«

»Wie Mädchen – warum zweifelst Du an unsrer Rettung? ist die Gefahr nicht beseitigt?«

Die Kafferin legte ihre Hand auf den Arm Louisens. »Ich weiß, daß es meiner weißen Schwester schwer wird vom Leben zu scheiden, denn der Mann, den sie liebt, liebt sie wieder mit aller Kraft seines Herzens!«

»Gulma – ich beschwöre Dich –«

»Glaubt das weiße Mädchen wirklich, der Haß der schwarzen und weißen Männer werde sich beugen, um zwei arme Frauen zu retten? Und wenn die Menschen es wollten – Atalma¹ fordert seine Opfer. Wir werden eingehen zu den seligen Geistern aller Guten!«

»Gulma, ich verstehe Dich nicht! rede, sprich!«

Das Kaffermädchen wies auf das brausende Gewässer.

»Als wir uns retteten, bedeckten die Wellen noch nicht jenen Stein. Wenn die Gewitter am Vollmond brüllen und die Springfluthen von den Gebirgen niederstürzen, schwellen die Wässer zwölf Stunden lang. Erst wenn die Sonne über jener Sycomore steht, wird der Strom zu fallen beginnen und dann hat er längst diesen Fels überfluthet und Alles, was lebt, hinweggeführt.«

Die Europäerin starrte entsetzt das Kind der Wildniß an, das traurige, ergebene Gesicht der Häuptlingstochter bewies ihr, daß sie Wahrheit gesprochen.

Ihr starres, verzweifelndes Auge wendete sich dann wie hilfesuchend nach der Seite der Engländer. Eine weiße Wolke kräuselte von dort aus dem grünen Busch empor – der Knall einer Büchse schlug an ihr Ohr und sie hörte das Zischen des Bleies über ihr Haupt hinweg – der Kampf hatte von dieser Seite begonnen.

Sie sank in die Kniee – hinüber zum Ufer der Wilden kehrte sich ihr Blick, dort hatte die Eröffnung des Feuers, obschon es bei der großen Entfernung über das Wasser weniger gefährlich war, doch eine allgemeine Bewegung hervorgerufen, die wenigen Flinten, die die Kaffern besaßen, knallten zur Erwidern, dazwischen krachte der Donner eines der riesigen Gewehre, die unter dem Namen der Pavianspoten die holländischen Kolonisten führen und bewies, daß deren einige unter der Schaar sich befanden. Das weithin treffende Rohr hatte nicht umsonst die sichere Kugel versendet, einer der englischen Jäger warf die Arme in die Luft und stürzte, durch den Kopf geschossen, zu Boden.

¹Der Vollmond (vergl. S. 183).

Vergeblich eilten flehend der alte Missionär und die Matrone zwischen den Schützen umher – die Salven der Endfieldbüchsen folgten jetzt ununterbrochen.

Aber auf dem Ufer der Kaffern schienen die Krieger nicht bloß mit der Begegnung des Feuers und dem wilden Kampf beschäftigt. Das unglückliche Mädchen sah, wie eine Anzahl der Männer, in deren Mitte ihr Geliebter stand, wiederholt mit Geberden der Angst nach ihr hindeutend, sich eifrig zu berathen schien – das Schicksal, das den Frauen auf dem Felsen drohte, konnte den erfahrenen Söhnen des Landes nicht unbekannt sein.

Auch der Fingoe sprach mehrmals eifrig zu dem britischen Capitain, aber dieser wies ihn heftig zurück, seine Jäger zum ununterbrochenen Feuern anspornend.

Jetzt sah man eine kleine Abtheilung der Kaffern stromaufwärts davon eilen und bald darauf, in den Pausen des Gefechts, konnte man regelmäßige Beilschläge vernehmen, wie zum Fällen der Bäume.

Peter Pretorius war zurückgeblieben, er verließ das Ufer gegenüber der Felseninsel keinen Augenblick, und trotzte furchtlos dem Feuer der Engländer.

Auf beiden Seiten waren bereits mehrere der Krieger gefallen und jede neue Wunde vermehrte die Erbitterung der Kämpfenden. Wenn auch die schlechten Gewehre der Wilden kaum über den Strom reichten und ihre Kugeln meist schadlos in's Wasser fielen, so knallten nie die beiden Pavianspoten, ohne daß ein Brite den Todesschrei ausstieß.

In der Erbitterung des Gefechts hatten die Meisten nur wenig auf die beiden unglücklichen Mädchen geachtet.

Höher und höher mit jeder Minute schien der Fluß zu schwellen, die Wassermassen, die sich vom Gebirge her wälzten, wurden immer gewaltiger und schon begannen die dahin sausenden Wellen auf das Plateau des Felsens zu schlagen und die Füße der Bedrängten zu netzen.

Sie waren zu dem Kreuz, der höchsten Stelle der kleinen Insel geflüchtet, Louise hielt den Stamm umschlungen, in Todesangst den Eltern, den Freunden winkend, während das Kaffernmädchen zu ihren Füßen kauerte.

Am Ufer der Mission lag der Greis, Louisens Vater, auf den Knien, sein weißes Haar flatterte im Luftzug, seine Arme waren zum Gebet erhoben – die Matrone rang neben ihm die Hände und schrie den Namen ihres Kindes.

In das Gebet des Alten, in das Jammergeschrei der Mutter krachte der Donner der Schüsse.

Höher und höher schwoll die Fluth, Zoll um Zoll rückte sie gegen die Frauen am Kreuz. Dem Tode gegenüber hatte die Jungfrau im Gebet jetzt allen Muth, alle Fassung wieder gewonnen, ihr blasses Antlitz strahlte von christlicher Ergebung in den Willen des Herrn, und ihr mildes Auge wandte sich von den Eltern und dem Geliebten auf ihre, die gemeinsame Vernichtung mit stolzer Ruhe erwartende Gefährtin, die fest den Blick hinüber nach dem Ufer gerichtet hielt auf die Gestalt des Mannes, der das Herz des Naturkindes mit dem Sonnenstrahl der ersten Liebe erfüllt.

»Gulma!« – »Schwester!« – »Der Wille des Herrn geschehe! Aber sein heiliges Geschenk soll uns vereinen in der Todesstunde, kniee nieder, Schwester, daß ich Dich taufe in seinem Namen und Du sterben magst als Christin!«

Die Wilde beugte schweigend das Haupt – freilich verstand sie nicht die Ceremonie – aber die Liebe war in ihrem Herzen, und die Liebe hatte sie längst zur Religion der erhabensten bekehrt.

»Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes!« Die Wellen, die sie verschlingen sollten, goß ihre Hand auf das Haupt des Täuflings.

Höher und höher schwoll die Wuth, schlugen die Wogen.

Starren Blickes schaute der junge Boor auf die Geliebte – Tzatzoe, der Häuptling, stand jetzt neben ihm. Jeder Blick auf den rasend schnellen Sturz des Wassers zeigte, daß es eine Unmöglichkeit war, die Insel zu erreichen. Der Häuptling schien den Verzweifelnden Muth und Hoffnung zuzusprechen, denn er deutete wiederholt stromaufwärts.

Plötzlich verkündete das Geschrei der britischen Posten, daß etwas Neues, Unerhörtes sich zeigte; zugleich stellten die Kaffern ihr Feuer ein und stürzten, jede Gefahr verachtend, nach dem Ufer. Ihr Geschrei, ihr Winken deutete den Frauen an, ihre Aufmerksamkeit stromaufwärts zu richten.

Gulma sprang empor, ihr Arm richtete das Christenmädchen auf. »Rettung, Schwester, Rettung! Die Krieger meines Volkes kommen!«

Auf der brausenden Fluth daher aus dem Dunkel des Busches, der weiter hinauf die Ufer bedeckte, schoß ein schwankes Floß, aus dünnen Baumstämmen und Ästen leicht zusammen gezimmert und durch zähe Lianenranken verbunden. Drei junge Kaffernkrieger trug das Floß: – *Kona* und *Namba*, die Verschwägten – standen mit Stangen auf beiden Seiten des Fahrzeugs, seinen Lauf zu leiten, während die hohe, kräftige Gestalt des Dritten mit der Rechten eine Art von Steuer zu dirigiren suchte, indeß seine Linke einen grünen Zweig über dem Haupte schwang.

Das Floß kam mit rasender Schnelligkeit heran.

»Bursche, nehmt die drei Schurken auf's Korn, zehn Guineen den Schützen, die sie herunterholen!« schrie die heisere Stimme des Capitains.

»Um Gotteswillen, Sir! die Männer hegen keine feindliche Absicht, sie wollen die Unglücklichen retten!« Delafosse riß dem Schützen neben ihm das Gewehr aus der Hand, mit dem er im Anschlag lag.

Die Mutter Louisens fiel vor dem Offizier in die Knie. »Erbarmen, Sir, rauben Sie einer Mutter das Kind nicht!«

»Es sind Macomo's Söhne,« flüsterte der Fingoe . . . »sie haben einen Streich vor – hüte Dich, Massa! . . . «

Durch das Rauschen der Wogen, durch das Streiten der Männer scholl ernst und feierlich ein erhabener Gesang – das waren die ergreifenden Worte des sechsten Psalms, die der alte Missionär, dicht am Rande des brausenden Wassers knieend, die Hände segnend nach dem bedrohten Kinde ausgestreckt – aus tiefer Brust zu seinem Schöpfer emporrief.

Peter Pretorius schwang das Tuch über seinem Haupte. »Rettung! Rettung!« Der ferne Blick des britischen Offiziers fiel auf die Gestalt des Jubelnden.

»Feuer Bursche! – Herunter mit den Schwarzen!«

Vier – fünf Büchsen der englischen Jäger knallten zu gleicher Zeit. – Der Wilde am Steuer that einen hohen Sprung und stürzte rückwärts in den Strom – *Kona* verschwand in den Wellen, während sein Bruder das Ruder fallen ließ und auf dem Floß zusammenbrach. Der rothe Blutstrom aus seiner Seite vermischte sich mit dem Wasser, sein rollendes Auge, die geballte Faust drohte im Todeskampf den verrätherischen Feinden Verderben.

Ein Schrei der Wuth, der Entrüstung, gellte aus hundert Kehlen vom Ufer der Kaffern, wild schwangen die Krieger die Waffen – der Jammerruf der unglücklichen Mutter mischte sich diesseits gleich einem Todesgestöhn in das Wuthgeschrei der Wilden.

»Das ist niedriger Menchelmord – schämen Sie sich, Sir!«

Der Capitain griff wuthflammenden Auges nach dem Degen, aber Lieutenant Delafosse, der ihm die Verwünschung in's Gesicht geschleudert, achtete seines Zornes nicht und stürzte nach dem Rande des Stromes.

Furchtbares war auf der brausenden Fluth geschehen.

Das Floß, jeder Steuerung beraubt, schoß mit entsetzlicher Kraft heran, stieß an den bereits fußhoch von der Fluth bedeckten Fels, drehte sich um sich selbst und schlug mit seinem Ende gegen das Kreuz, an das, einander umschlingend, das weiße und das schwarze Mädchen sich geklammert hatten.

Ein entsetzlicher, gellender Todesschrei: – der Anprall hatte die schwachen Bänder des Flosses gelöst, und seine Balken flogen auseinander; hin und her schwankte das Kreuz, dann, dem Druck des Wassers nachgebend, neigte sich das Markzeichen der britischen Civilisation und stürzte in die brausende Fluth, die die verschlungenen blutenden Körper der Mädchen davon trug.

»Luisge!« – »Gulma!«

Von dem Ufer der Kaffern warf sich mit gewaltigem Sprung, den Armen des Häuptlings sich entreißend, der junge Boor in die Fluth – in die im selben Augenblick vom andern Ufer Edward Delafosse verschwand.

Mit gewaltigem Arm griffen die Schwimmer aus.

Wie auf einen Antrieb eilten die wilden Krieger und die britischen Schützen bis an die Brust in's Wasser oder am Ufer entlang, den Kühnen zu Hilfe, Schüsse wechselnd, die Todesdrohung im Aug' und Mund, aber von der undurchdringlichen Wasserfluth geschieden.

Capitain Rivers hatte dem Fingoe die Büchse entrissen, und sein Schuß krachte auf den eben emportauchenden Todfeind.

Der junge Boor hob sich aus den Wellen – er streckte die von dem Blei zerschmetterte Linke in ohnmächtigem Fluch dem Herzlosen entgegen und überließ sich den Wellen.

Die starke Hand Tzatzoe's erfaßte ihn und zog ihn zum Ufer. – – –

Eine Meile unterhalb der Mission auf einer hohen vorspringenden Felsbank fanden zwei Stunden später, als die Wässer so rasch, wie sie gekommen, zu fallen begannen, die britischen Soldaten die zerschmetterten Leichen der beiden Mädchen – unfern von ihnen das Kreuz.

Die *Weiß*e und die *Schwarz*e – sie hielten sich noch im Tode umschlungen. *Ein* Grab deckt sie am Saume des fernen Kaffernlandes. Aber unter den Männern der weißen und schwarzen Farbe wüthet der blutige Haß und Krieg fort.

Am Nachmittag desselben Tages schon führte General *Cathcart* die britischen Truppen durch das fast wasserlose Strombett zum Einfall in das Land, und der Rauch der brennenden Kraals bezeichnete seinen Weg.

Auch er liegt unter der Erde, unter der Erde der Krim, auf dem weiten Kirchhof von Inkerman!

DER ZWEITE DECEMBER.

Der große Empfang im Palais Elysée war vorüber, die Equipagen der Minister, der Deputirten und der Aristokratie der Armee und der Börse, rollten durch die Avenues davon.

Paris schwebte am Vorabend großer Ereignisse, vielleicht einer neuen Staatsumwälzung, die National-Versammlung hatte soeben den famosen Paragraphen des Verantwortlichkeitsgesetzes gegen den Prinz-Präsidenten geschleudert, der die Provocation seiner Wiedererwählung für einen Grund zur Anklage auf Hochverrath gegen die Republik erklärte, – die Montagnards fraternisirten offen mit den Agenten der Rothen und der Socialisten, Thiers, der feige Intrigant, versteckte seine Ministergelüste hinter der Fusion, das Auftreten der Legitimisten unter Berryer wuchs mit jeder Sitzung an Kühnheit, und die Generale mit dem Ruhm von Algerien hatten offen den Erinnerungen des Bonapartismus den Fehdehandschuh hingeworfen.

Dennoch war der Napoleonide, auf den sich jetzt die Augen von ganz Europa zu richten begannen, noch nie so heiter, so sorglos, so liebenswürdig erschienen, als gerade an diesem Tage.

An diesem Abend war eine spanische Dame, Eugenie Marie von Guzman, Gräfin von Téba, nebst ihrer Mutter durch den spanischen Gesandten im Elysée vorgestellt worden und Louis Napoleon hatte sich lange mit ihr unterhalten.

Die Ernennung des Generals *Lawöstine*, eines enragirten alten Bonapartisten, zum Chef der Nationalgarde von Paris war das Einzige, was der Prinz-Regent allen den gegen ihn offen und versteckt gerichteten Intriguen erwiedert hatte.

Die letzten Wagen hatten eben den Hof des Elysée verlassen, als zwei Männer, in Mäntel gehüllt, von der Avenue Marigny her ihn betraten.

Die Wachen am Thor vertraten ihnen den Weg.

»*Le mot, Messieurs, s'il vous plait!*«

»*L'empereur et Austerlitz!*«

»*Passez!*«

Der nächste Tag war der sechsundvierzigste Jahrestag der Schlacht von Austerlitz.

Der Eine der beiden Männer schien im Palast bekannt, denn er führte seinen Begleiter sogleich über mehrere Treppen und Corridore des linken Flügels, auf welchem Gänge sie noch zwei Mal von Schildwachen angehalten wurden, nach einem großen Vorzimmer.

Auffallender Weise waren sie auf dem ganzen Weg keinem einzigen Mitgliede der zahlreichen Dienerschaft des Palastes begegnet, überall nur Posten von den Lanciers, dieser Lieblingstruppe des Prinzen.

Vor den herabgelassenen Portièren der gegenüberliegenden großen Thür standen zwei Offiziere. Eine Anzahl Mäntel, Hüte und militairische Kopfbedeckungen füllten bereits die Sessel und Tische des Vorzimmers.

»Legen Sie ab, meine Herren,« ersuchte einer der Offiziere, »und haben Sie die Güte, mir Ihre Namen und Ihre Karten zu geben.«

»*Commandant Dugonier* und *Capitain Grimaldi.*« Er reichte dem Adjutanten zwei rothe, mit der Namensunterschrift des Generals Saint Arnaud versehene Karten.

»Treten Sie ein, meine Herren!«

Es waren in der That die beiden dem Leser bereits bekannten Personen, die jetzt in einen ziemlich großen Salon eintraten, der verfolgte Flüchtling von Korfu, der Feind Englands, den wir unter dem Feuer der österreichischen Husaren in den Wellen der Adria, am Felsenufer

von Grottamare versinken sahen, und der Offizier der französischen Expeditionstruppen, der ihn zu retten versucht.

Der Ionier war bleich und hager, die Spuren eines schweren Wundlagers waren auf seinem Angesicht, über sein ganzes Wesen eine finstre, energische Ruhe verbreitet. In dem großen melancholischen Auge lag es wie Schmerz und Trauer um den Tod im Wellengrab, dem die Matrosen der französischen Brigg ihn entrissen hatten.

Der Saal war von einer Anzahl von etwa fünfundzwanzig bis dreißig Personen gefüllt, die sich fortwährend durch Hinzukommende vermehrten. Eine Tafel mit Schreibmaterialien und einem großen Plan von Paris stand in der Mitte und war von einer Menge hoher Offiziere aller Waffengattungen, so wie verschiedenen Personen in glänzenden Hofuniformen, die eben noch dem großen Empfang beigewohnt zu haben schienen, oder in Civil umgeben. Stabsoffiziere geringerer Grade reihten sich in Gruppen umher.

Alles war in lebhaftem, aber leise geführtem Gespräch begriffen. Nur hin und wieder unterbrach ein lauter Ausruf, eine neue Mittheilung diese Ruhe. Fortwährend kamen und gingen Personen aus und nach einem anstoßenden Kabinet, von woher bei dem Öffnen der Thür oft die Laute einer ernstern Debatte hörbar wurden.

»Der Grund, weswegen wir uns auf Befehl hier befinden, ist mir noch immer ein Räthsel,« sagte der Grieche zu seinem Begleiter, »und die Zahl der hohen Offiziere und Personen von Rang, die ich hier sehe, so wenige derselben ich auch noch kenne, verwirrt mich immermehr. Diese militairischen Vorsichtsmaßregeln sind nach Allem, was ich bis jetzt vom Prinz-Präsidenten gehört habe, ganz außergewöhnlich. Sollte es wahr sein, was man sich heute in den Cafés zuflüsterte, daß für diesen Abend der Ausbruch einer Revolte der rothen Socialisten gefürchtet wird!«

Der Commandant lächelte. »Wenn Sie dort Herrn von *Maupas*, den Polizeipräsidenten der Hauptstadt, fragen wollten, würde er Ihnen sagen können, daß von Herrn *Ledru-Rollin* und der Propaganda in London schon vor vier Tagen die *Ordre* an die geheimen Gesellschaften eingegangen ist, den allerdings auf heute bestimmten Aufbruch zu unterlassen. Aber es wird den Socialisten wenig nützen und ich möchte mit Ihnen wetten, daß, ehe achtundvierzig Stunden vergehen, wir die Gewehre der Republikaner hinter den Barrikaden knallen hören.«

»Der Republikaner? Aber ganz Frankreich ist ja Republik!«

»Lieber Freund – es sollte mir Leid thun, wenn Sie noch Nicht gemerkt hätten, daß es mit der Narrenspose zu Ende geht. Erinnern Sie sich an die Revolution von 92; auf das Directorium die Dictatur, auf die Dictatur das Kaiserreich. Wenn ich es Ihnen denn sagen muß, es ist das zweite Mal, daß ein Bonaparte um seinen Kopf oder eine Krone dafür spielt, und wir sind hier, um der Exposition des Drama's beizuwohnen.«

»So wird der Prinz das Kaiserthum proklamiren?«

»Noch nicht – man macht erst ein Übergangsstadium durch, aber von langer Dauer kann es unmöglich sein. Wir werden jetzt die Schwätzer der *Assemblée* los, und die Zeit der Soldaten kommt. Eine Republik in Frankreich auf die Dauer ist ein Unsinn, nur der Säbel kann die Franzosen regieren, und wer die Armee zu gewinnen versteht, gewinnt Frankreich. Dem Prinzen sichert sie sein Name!«

»Aber die Generale? *Changarnier*, *Bédeau*, *Lamoricière*? Sie haben großen Anhang in der Armee!«

»Die Rednertribüne der Assemblée hat den Lorbeer von Constantine und Mazagran von ihren Schläfen gerissen. Ein Soldat muß nicht Politik treiben, sondern den Gehorsam und den Ruhm. Sehen Sie dort Baraguay d'Hilliers, Dulac, Canrobert, Grammont, Laborde, Hautpoul, Forey und die Anderen, sie sitzen zum Theil leider auch in der Assemblée, aber der Soldat geht ihnen über die Tribüne. Passen Sie auf – das Schauspiel beginnt!«

Der General *Leroi de Saint-Arnaud* trat aus dem Cabinet, mehrere Papiere in der Hand, und stellte sich an das Ende der Tafel.

»Meine Herren,« sagte er, »ich habe die Ehre Ihnen anzuzeigen, daß Seine Kaiserliche Hoheit der Prinz-Regent mich zum Kriegsminister und zum Chef des Ministeriums ernannt hat. Hier ist die Liste der Minister. Schließen Sie die Thür, es darf Niemand mehr herein oder heraus. Sie sind hier versammelt, um dem Prinz-Präsidenten Ihre Treue und Ergebenheit zu erweisen. Der nächste Morgen muß das Schicksal Frankreichs entscheiden. Eine feste staatliche Ordnung oder die rothe Anarchie, Jeder, der die Verhältnisse kennt, weiß, daß es keine andere Wahl giebt!«

Der Ruf: »Es lebe der Prinz!« antwortete dieser kurzen und kräftigen Apologie. Einige Stimmen riefen: »Es lebe der Kaiser!« aber der künftige Marschall that, als hörte er es nicht. Nur Wenige stimmten in den allgemeinen Ruf nicht ein.

»Ich danke Ihnen im Namen Seiner Kaiserlichen Hoheit,« sagte der neue Minister. »Wir haben uns in Ihrer Treue und in Ihrer Einsicht nicht getäuscht. Dies ist die Proclamation des Prinz-Präsidenten, ich werde sie Ihnen vorlesen und Sie bitten, ehe ich Herrn Sanct Georges die Abschrift für die Staatsdruckerei übergebe und weitere Maßregeln ergriffen werden, das Dokument als Gelöbniß der Treue und der Zustimmung zu unterzeichnen, damit Seine Kaiserliche Hoheit weiß, auf wen sie sich zu verlassen haben.«

Obschon die Meisten vorher gehant, zu welchem Zweck sie hier zusammenberufen worden, war doch die Aufregung sehr groß, denn das Geheimniß der beschlossenen Maßregeln war merkwürdig streng bewahrt worden und bis zum letzten Augenblick nur Wenigen der Vertrautesten bekannt. Während Dülac die bekannte Proclamation vom 2. December vorlas, durch welche der Prinz-Präsident an das Volk und das allgemeine Wahlrecht appellirte, die *Assemblée nationale* und den Staatsrath für aufgelöst erklärte und die allgemeine Abstimmung für eine zehnjährige Präsidentsur decretirte, zeigte der Commandant dem überraschten Gefährten die von Hand zu Hand circulirende neue Ministerliste.

»Er versteht seine Leute zu wählen, das muß man ihm lassen,« sagte er sarkastisch. »Lauter echte Bonapartisten und Stützen des künftigen Kaiserthrons durch Blut oder Interesse. Morny, der neue Minister des Innern, ist bekanntlich, wie er, der Sohn Hortensens, Turgot und Fould sichern ihm in ihrer Wiederwahl die Bourgeoisie, Magne, Casa-Bianca und Rouher werden thun, was er will. Sehen Sie, dort kommen die beiden Ney's, Moutier, Persigny, Abatucci mit Renaud und Peter Bonaparte und Vieyra, dessen Ernennung zum Chef des Generalstabs der Nationalgarde die Assemblée außer sich gebracht hat. Passen Sie auf, die Rollen werden ausgegeben.«

»Aber sagen Sie mir um Himmelswillen – ich wiederhole, wie kommen wir Beide hierher? Bei aller Ergebenheit für den Prinzen ist unsre Stellung, wenigstens die meine, als Fremdling in diesem Lande, zu unbedeutend, als daß uns an diesem Werk der Politik irgend eine solche Rolle zugebracht sein könnte!«

»Schweigen Sie, Capitain, und beobachten Sie! Ich habe alle Ursache, zu glauben, daß wir nicht ohne Grund hier sind und, wenn es Zeit ist, die Reihe an uns kommen wird.«

Die neuen Minister, bis auf den Grafen Morny, waren jetzt eingetreten. Während an einem Ende der Tafel die Anwesenden sich zur Unterzeichnung des Dokuments drängten, wurden an dem andern bereits die zu ergreifenden Maßregeln bestimmt oder vielmehr die Befehle ausgefertigt; denn es schien Alles bis auf die Details von den Vertrauten des Präsidenten im Voraus geordnet zu sein.

Die anwesenden Generale und Stabsoffiziere erhielten ihre Bestimmung.

Zunächst sollte zugleich mit der Veröffentlichung der Proclamation die Schließung der Nationalversammlung erfolgen.

Lamoricière, Changarnier, Bédeau, Cavaignac, Leflô, der Oberst Charras, Oudinot und Thiers sollten noch im Lauf der Nacht oder am Morgen verhaftet und vorläufig nach Vincennes gebracht werden!

Die Truppen hatten das Elysée, das Gebäude der Nationalversammlung, das Hotel de Ville, den Palast Bourbon und die Boulevards zu besetzen. Der Rest blieb in den Kasernen consignirt. Eine Proclamation des Kriegsministers erklärte den ersten Militairbezirk, also Paris und die angrenzenden sieben Departements, in Belagerungszustand.

Die oppositionellen Journale sollten suspendirt, die Chefs der Demokratie der Vorstädte verhaftet, die Telegraphen von der Regierung in Beschlag genommen, alle Eisenbahnhöfe besetzt werden.

Die geheimen Ordres an die Garnisonen der Provinz, namentlich nach Lyon, sollten noch im Lauf der Nacht abgehen; die Truppendispositionen waren der Art getroffen, daß ein bedeutendes Corps schon in diesem Augenblick um Paris concentrirt war und vom nächsten Morgen ab jede Stunde neue Regimenter eintreffen mußten, so daß bis zum Abend eine Macht von 150,000 Mann in der Hauptstadt versammelt war.

Man erwartete den Ausbruch eines Straßenkampfes, das Erscheinen der londoner Häupter der rothen Demokratie, Caussidière, Louis Blanc und Ledru-Rollin, auf dem Schauplatz, aber man war gerüstet und Louis Napoleon entschlossen, den Grundsatz seines Onkels zu befolgen, der seinem Bruder Joseph die bekannte Antwort gab: »Mit Tausend, die ich bei einer Erneute niederschießen lasse, rette ich Zehntausend das Leben!«

Das waren die Grundzüge des großen, ganz Europa bewegenden *Staatsstreiches*, dessen Rollen jetzt vor den Augen Grimaldi's vertheilt wurden.

Eine leise Berührung seines Armes weckte ihn aus der Betrachtung der Scene und er wandte sich um. Neben ihm stand ein mittelgroßer Herr von etwa vierzig Jahren, in überaus sorgfältiger stutzerhafter Toilette.

»Sind Sie der griechische Offizier, mein Herr?« fragte er mit lispelnder Stimme, den Angeredeten geziert durch das Lorgnon betrachtend, »der in Italien unter Gemeau in unsere Dienste trat?«

»Ich bin der Capitain Markos Grimaldi, Herr,« entgegnete der Korfuaner, »patentirt in der Fremdenlegion von Algerien, obschon ich durch die Folgen meiner Wunden noch bis jetzt verhindert war, in activen Dienst zu treten!«

»Ganz recht! – Da ist ja auch der Commandant Dugonier! Meine Herren, haben Sie die Güte, mir zu folgen.«

Ohne weitere Notiz von ihnen zu nehmen, ging er durch die Gruppen nach dem Eingang des Kabinetts zu, hin und wieder eine der hervorragenden Persönlichkeiten mit einigen Worten ansprechend.

»Ach, sieh da Edgar!¹ ich konnte Dich heute beim Empfang nicht sprechen – ich war so beschäftigt. Weißt Du, daß mein Schweißfuchs Lydia gestern die braune Stute von d’Orsay geschlagen hat? Ganz famos! – Was sagst Du dazu, daß morgen der Calembourg des Herrn Changarnier² in Vincennes endigen wird? Der arme Cavaignac, morgen sollte er mit Fräulein Odier getraut werden! *Goddam!* Eine schlechte Hochzeit!«

»Schäme Dich des Spottes, Graf,« sagte der junge Offizier ernst, »Cavaignac und Lamoricière sind brave Soldaten und es ist traurig genug, daß sie in’s Gefängniß und in’s Exil wandern müssen!«

»Bah,« flüsterte der Spötter, »wir werden so viel Generale haben, daß wir nicht wissen, wohin damit. Jeder Regiments-Kommandeur, der sich für uns erklärt, hofft mindestens auf das Generalspatent. Hier herein, meine Herren!«

Er schob die Portière zur Seite und trat in das Kabinet.

»Wer ist der Herr?« fragte leise der Grieche seinen Begleiter.

»*Diantre!* – kennen Sie ihn nicht? Der Stiefbruder des künftigen Imperator, der Sohn des Grafen Flahault und der schönen Königin von Holland, der neue Minister des Innern!«

»Graf *Morny!*«

»Versteht sich! Aufgepaßt – wir sind im Lager des Löwen, der zum ersten Male seine Krallen zeigt.«

Sie waren hinter dem Minister in das Kabinet getreten, in dem sich der *Prinz-Präsident*, *Persigny* und *Carlier*, der frühere Polizeipräsident, befanden, der die Präfectur aufgegeben hatte, um bei dem Staatsstreich desto ausgedehnter hinter den Coulissen wirken zu können. So eben war der Exkönig *Jerome Bonaparte*, der Gouverneur der Invaliden, eingetreten, an den der Prinz-Präsident während der *Soirée*, nachdem er sich eben sehr galant mit Madame Tourgot unterhalten, die lakonischen Worte geschrieben hatte: »*Mon oncle, ce matin je frapperai un grand coup; je compte sur vous.*«

Der eben so kurzen Antwort: »*Mon neveu, dans une heure je serai auprès de vous; je vous suivrai partout!*« war der Älteste der Familie Bonaparte auf dem Fuß gefolgt.

Der Prinz stand eben in eifriger Unterredung mit dem Greis als die beiden Offiziere eintraten. »Ich weiß auf das Bestimmteste,« sagte er heftig, »daß der Schlag von dem Revolutionscomité in London organisirt ist, und daß man in England mit offenen Augen die Vorbereitungen duldet. Der Tag der Wahl war zum Losschlagen aller geheimen Klubbs bestimmt, man hat durch ganz Frankreich die Personen enrollirt, die als die ersten Opfer fallen sollen, ja selbst die Häuser mit geheimen Zeichen versehen, wo der Mord sein blutiges Werk üben soll. Was ich thue, ist nicht blos Selbstwehr, sondern Pflicht gegen Frankreich, gegen jeden seiner Bürger und Eure Majestät werden darin mir vollkommen beistimmen.«

»*Mon neveu,*« sagte der alte Mann, »Sie wissen, wie glücklich ich darüber bin, daß Sie die Traditionen unserer Familie wieder aufgerichtet haben. Was Sie mir da von der Verschwörung erzählen, wird sich im *Moniteur* recht hübsch ausnehmen und den Bourgeois verblüffen; auch wird hoffentlich eine kleine Emeute der Rothen an einem der nächsten Tage nicht ausbleiben

¹Ney.

²Mandataires du pais, délibérez en paix!

und das Militair seine Revange für den Februar nehmen können, indeß rathe ich Ihnen doch, nicht bloß auf das Stimmrecht der Armee sich zu verlassen, sondern Ihrem Enthusiasmus möglichst bald eine andere Gelegenheit zu geben. Der Kaiserthron —«

Graf Morny unterbrach die Explicationen. »Monseigneur, hier sind die beiden Offiziere.«

Der Prinz-Präsident wandte sich rasch um und biß sich in die Lippen. Sein Gesicht trug den Charakter selbstbewußter Entschlossenheit und er ließ das kalte, feste Auge einige Augenblicke auf dem Griechen ruhen, der in soldatischer Haltung dem Blick ehrerbietig aber ruhig begegnete.

»Sie sind Capitain Grimaldi – aus der venetianischen Nobile-Familie Grimaldi?«

»Ja, Monseigneur!«

»Sie wurden von den Österreichern und Engländern, wie ich gehört habe, scharf verfolgt, als Sie in französische Dienste traten?«

»Bis an das Wellengrab, das ich gewählt, Monseigneur, und dem mich Franzosen entrissen.«

»So hassen Sie also die Engländer?«

»Ein Mann, Sire, ändert weder seinen Haß, noch seine Liebe. Seit der Vertrag von 1815 mein Vaterland an die Engländer übergab, ist es von diesen geknechtet worden.«

Der Prinz-Präsident überging mit einem halben Lächeln die Anrede, die der Capitain im Eifer angewendet.

»Korfu und Frankreich verbinden allerdings glorreiche Erinnerungen,« sagte er. »Sie sind mir von vielen Seiten als ein eben so tapferer als entschlossener Soldat gerühmt worden. Liegt Ihnen Europa sehr am Herzen?«

»Monseigneur, ich bin für die afrikanische Armee patentirt und, wenn ich aufrichtig sein soll, machte es mir nicht die Dankbarkeit zur Pflicht, in Ihre Armee einzutreten, so war mein Wunsch und meine Absicht, Europa zu verlassen und nach Amerika zu gehen.«

»Nun so gehen Sie noch etwas weiter – gehen Sie nach Indien. Ich wünsche Sie für die Ausführung einer Aufgabe in Indien zu gewinnen, wohin auch Herr Dugonier bestimmt ist.«

»Nach Indien?« – Die Farbe wechselte auf dem bleichen Gesicht des Capitains – der Gedanke an Adelaide, an die wunderbare Fügung des Schicksals durchzuckte seine Seele.

»Ich kann Ihnen leider keine lange Bedenkzeit gestatten,« fuhr der Prinz fort, »denn Ihr Entschluß muß alsbald gefaßt werden. Ich will Ihnen deshalb aufrichtig sagen, zu welchem Unternehmen ich Sie Beide ausersehen habe. Sie kennen die Ereignisse, die morgen Paris, wahrscheinlich ganz Europa in Bewegung setzen werden – und ich will Ihnen keineswegs verhehlen, daß ich wahrscheinlich gezwungen werde, nicht bei den ergriffenen Maßregeln stehen zu bleiben, sondern die Ruhe Frankreichs ein für allemal zu sichern. Mein Recht auf Frankreich ist legitim durch das Opfer auf Helena, so gut wie das der Bourbons oder Orleans und ich habe außerdem den Willen des Volkes für mich. Aber ich weiß nicht, wie sich England, das vorläufig den Ausschlag in Europa giebt, der neuen Wendung der Dinge gegenüber verhalten wird und ich muß es in meiner Macht haben, seinen bösen Willen zu paralisieren und seine Neutralität zu erzwingen. Englands verwundbarste Seite sind seine Kolonien, namentlich Indien – seine Macht steht dort auf thönernen Füßen und über kurz oder lang wird es da zum Ausbruch kommen. Es sind Frankreich von verschiedenen indischen Fürsten Bündnisse angetragen – der Gouverneur von Pondichery verlangt entschlossene geprüfte Offiziere, welche selbst sehen, beobachten und mit den Franzosen, denen es geglückt, sich an den indischen Fürstenhöfen eine Stellung zu erwerben, in Verbindung treten können. Mit

einem Wort – der Frieden in Indien muß für die nächsten fünf Jahre in meiner Hand sein – später mag dann geschehen, was da will, Frankreichs Macht wird in Europa so befestigt sein, daß England meiner bedarf, nicht ich des londoner Kabinetts. Dieses Memoire, dem die Anerbietungen und Correspondenzen verschiedener indischer Großen beiliegen, giebt über die Verhältnisse und die nothwendigen Maßregeln genügende Auskunft. Herr Dugonier ist im Allgemeinen bereits mit der Aufgabe vertraut und bestimmt, mit Ihnen zu wirken; er ist es, mein Herr, der Sie mir zu seinem Gefährten vorgeschlagen. Ich biete Ihnen Majorsrang in der französischen Armee und nach fünf Jahren, wenn Ihre Mission glücklich beendet ist, ein Regiment oder eine entsprechende Stelle in der diplomatischen Karriere. Aber ich muß sofort Ihre Entscheidung haben, denn nehmen Sie es an, so verlassen Sie das Elysée nur, um den Reisewagen zu besteigen.«

Das Gesicht des Korfuaners glühte – Indien – ja, das war das längst geträumte Feld, wo er den Gang wagen konnte mit dem allmächtigen Gegner, wo er die Unterdrückung seines Vaterlandes rächen konnte – die Fuge in dem Harnisch des Feindes!

»Sire – dem Scheidenden ist es erlaubt, der Zukunft vorzugreifen! – ich nehme Ihre Gnade an und gelobe Ihnen mit meinem Manneswort Treue und Ergebenheit!«

»So sind wir einig. Ich liebe Männer, die, wie Sie, muthig gegen das Schicksal ankämpfen, und daher kommt mein Vertrauen zu Ihnen. Meine Zeit ist gemessen, deshalb muß ich mich kurz fassen. Ich kann Ihnen für die Ordnung Ihrer Angelegenheiten in Paris keine Zeit geben. Sie werden sich aus diesem Kabinet, ohne in Ihre Wohnung zurückzukehren, nach den Champs-Élysées begeben. Vor dem Eingang des Panorama finden Sie einen bespannten Reisewagen, dessen Gepäck die nöthigen Reiseeffecten enthält. Sie werden den Schlag öffnen und der Person, die im Innern des Wagens sitzt, das Wort »Pondichery« sagen. Antwortet sie Ihnen »Rochelle«, so steigen Sie ohne Weiteres ein. – So lautet ja wohl Ihr Arrangement, Carlier?«

»Genau, Monseigneur!«

»Der Wagen wird Sie durch die Barrière d'Enfer auf der Straße nach Orleans bis Etampes bringen; von dort benutzen Sie die Eisenbahn bis Poitiers und begeben sich von da ohne Aufenthalt mit Extrapost nach La Rochelle. Im Hafen liegt der Fregatt-Schooner »Isabelle«, Capitain Girepont, segelfertig zur Abfahrt nach Indien. Sie übergeben dem Capitain diese Pässe und das Schiff wird sofort die Anker lichten. Das Schiff ist ein Handelsschiff, Sie erscheinen einfach als Passagiere desselben, die nach Indien gehen, um dort Ihr Glück zu machen, wie so viele französische Abenteurer und Sie führen natürlich Beide einen andern Namen. Die Person, die Sie in dem Wagen finden, macht die Reise mit Ihnen nach Indien, Herr Carlier hat sie selbst ausgewählt und instruiert, und in ihren Händen befinden sich die ausführlichsten Instructionen. In diesem Portefeuille finden Sie Wechsel auf Calcutta und Madras im Betrag von hunderttausend Franken und dieses Kästchen enthält tausend Napoleonsd'or in Gold. Nehmen Sie und erfüllen Sie Ihre Aufgabe mit Treue und Thätigkeit. Es ist jetzt ein Uhr zehn Minuten früh, in zehn Minuten müssen Sie unterwegs sein.«

Er machte eine entlassende Bewegung, der Polizeipräfekt jedoch hielt die Offiziere noch auf.

»Monseigneur haben den Herren noch nicht gesagt, daß sie auf Isle de la Réunion¹ Station machen werden, um Aufträge in Pieter Mauritzburg, der Hauptstadt der ausgewanderten holländischen Kolonisten, auszuführen.«

¹Insel Bourbon.

»Die Instructionen enthalten Alles, überdies weiß die Person Bescheid. Adieu, meine Herren!«

Die Offiziere verbeugten sich schweigend und verließen, von Morny geleitet, das Kabinet durch einen zweiten Ausgang. Der Graf begleitete sie durch die Wachen, die jetzt Keinem mehr das Verlassen des Palais gestatteten, der nicht im Besitz eines neuen Paßworts oder eines schriftlichen Befehls des zum Chef des neuen Kabinetts ernannten bisherigen Kriegsministers war. Wenige Augenblicke nachher befanden sie sich in den Champs-Élysées und durcheilten diese in der Richtung des Panorama.

»Parbleu – das geht rascher, als ich gedacht,« sagte lachend der Commandant, als sie nicht mehr gehört werden konnten, »der Prinz scheint die schnellen Carrieren zu lieben. Schade, daß wir den Spektakel heute und morgen nicht mit ansehen können.«

Grimaldi wies auf einen bepackten Reisewagen, den sie schon von fern, wenige Schritte von dem Eingang des Panorama, halten sehen konnten. Er war mit vier Postpferden bespannt, an dem Schlag lehnte ein Mann, in einen Mantel gehüllt.

»Meine Herren,« sagte dieser, als sie näher traten, »vielleicht haben Sie der Frau Marquise etwas zu sagen!« Damit öffnete er den Schlag.

Dugonier wie der Grieche waren etwas erstaunt, als sie eine Dame sich aus dem Schlage neigen und im Schein der Laterne unter dem Capuchon ein feines, reizendes Frauengesicht mit großen dunklen Augen vor sich sahen, dessen Besitzerin höchstens drei- oder vierundzwanzig Jahre zählen konnte.

Beide hatten irgend einen Agenten Carliers zu finden erwartet.

Die schöne Unbekannte musterte sie einige Augenblicke, dann fragte sie mit einem spöttischen Lächeln, das ihre schönen Perlenzähne enthüllte:

»Nun, meine Herren, wohin wünschen Sie?«

»Nach Pondichery, gnädige Frau, aber ich glaube, wir haben uns girrt!«

»Ganz und gar nicht, der Weg dahin führt über La Rochelle. Aber bitte, beeilen Sie sich gefälligst etwas, denn es ist ziemlich kalt!«

Noch immer kaum ihr Erstaunen bewältigend, ließen sich die Offiziere in den Wagen heben.

»Glückliche Reise, Frau Marquise,« sagte der Mann am Schlag, indem er die Uhr zog. »Ein Uhr fünfundzwanzig Minuten! Vorwärts, Postillon!« Der Schlag wurde geschlossen und der Wagen rollte davon.

SANCT HELENA.

Einsam im Weltmeer liegt ein schwarzer Fels, von dem ewigen Feuer aus dem Innern der Erde hinausgeworfen an die Oberfläche der Wässer, ein Chaos der unheimlichen Gewalten, ein Sarg der lebendigen Natur – öde – trostlos – ein Mene Tekel aller Größe der Menschen und der Schiffer, der die finstre Masse am Horizont emporsteigen sieht, wendet sinnend den Blick von dem erschütterndsten Mausoleum der Erde!

Die Sonne des Wendekreises bohrt ihren glühenden verzehrenden Strahl auf die dunklen Trümmer von Basalt und scheint Alles, was lebt, zu Asche versengt zu haben. Unzugängliche Felsenmauern starren rings um die Insel wie riesige Kerkerwälle, Titanen im acherontischen Grabe zu fesseln.

Und wie die Natur den Felsen zum einsamen Gigantengrabe geschaffen, – so hat die Geschichte der Völker mit unverlöschlichen Zügen eine Grabschrift darauf gegraben, die in zwei Worten das Blut, den Ruhm und die Schmach zweier Jahrhunderte erzählt. Die zwei Worte heißen:

Napoleon und England.

Der Gigant, der Europa geknechtet und tyrannifirt, der das Blut der Völker für seinen Ehrgeiz in Strömen vergossen und das Recht der Könige und die Freiheit der Nationen mit Füßen getreten – er wird fast zum Märtyrer, wenn das Auge und der Gedanke auf den erloschenen Vulkan sich wendet, den man Sanct Helena nennt. Der Bürgerkönig von Frankreich, der weder die Legitimität von Gottes Gnaden, noch die Rechte des Ruhmes verstand, hat an den Manen der Geschichte gefrevelt, als er seine Söhne und seine Myrmidonen nach dem Felsenland, im Meer sandte, um das Riesengrab aus Stein und See zu entweihen, um die Prometheusleiche der Theilnahme einer Welt zu stehlen, und sie zum Schaustück der Neugier in den Pygmäendom des Invalidenhofs einzusargen. Wenn je die Hand Gottes, die Lehre, der Geschichte mißverstanden worden, so ist es mit dieser That geschehen und England hat mit Longwood keine schlimmere Rache an seinem größten Gegner im Leben geübt, als es mit der Erlaubniß zur Wegführung seiner sterblichen Überreste an dem Todten geschah. – – –

Ein leichter Seewind strich über das Meer, dessen Fläche sich gleich der Brust eines lebendigen Wesens hob und senkte. Im Schein der Januar-Sonne glänzten die weißen Wälle und Mauern der Citadelle von St. James und der Häuser von Jamestown.

Jener Passatwind, der über die Wellen des Atlantischen Oceans von den Küsten Amerika's her strich, füllte die Segel zweier Schiffe, die von Norden und Süden heraufkamen und bewegte die Wimpel zweier andern Fahrzeuge, die auf der Rhede von Jamestown ankerten.

Das Schiff, das von Norden kam, ließ von seiner Gaffel die Tricolore wehen; es war der Fregatt-Schooner, »die Isabelle«, von La Rochelle nach Calcutta bestimmt.

Auf seinem Taffarell lehnten zwei Passagiere, während unter dem Sonnenzelt in einer Hän gematte von indischem Hanf eine junge reizende Frau sich hin und her schaukelte und das Gespräch mit den beiden Männern unterhielt. –

Von Süden her steuerte eine plumpe Galiote, niederländischer Bauart. Es war ein holländischer Ostindienfahrer, wie das ganze Aussehn und die Streifen der Tricolore horizontal, statt, wie bei dem französischen Schiff senkrecht, erwiesen.

Unter dem Zelt des Holländers, die »Jouffrouw van Bliessen« genannt, saßen auf weichen Kissen, aus kostbaren mit Edelsteinen reich geschmückten Hukahs dampfend, zwei braune Männer, in weiße indische Gewänder gehüllt. Neben ihnen, auf der Bank, des Backbords, lehnte ein junger Mann, Gram und finstre Entschlossenheit in den bleichen ehrlichen Zügen. Seinem linken Arm fehlte die Hand! – – –

Das eine der beiden Schiffe auf der Rhede – beide zeigten das Andreaskreuz im rothen Felde, die mächtige, die Meere und Küsten des Erdballs beherrschende Flagge Altenglands – war eine stattliche Fregatte, das andre ein dickbauchiges plumpes Transportschiff, eine jener schwimmenden Höllen, wo das Verbrechen und der Jammer hausen, und die nothwendige Geißel der tyrannischen Disciplin regiert: eins der Verbrecherschiffe, welche die Verurtheilten nach Botany-Bai deportiren!

Während die beiden fremden Schiffe herankamen, ereignete sich eines jener kleinen Dramen gleichzeitig am Bord der beiden Fahrzeuge, wie sie auf der englischen Flotte, dieser

hölzernen Mauer der Freiheit und der Civilisation, allwöchentlich mit der Regelmäßigkeit solider Geschäftsleute abgespielt worden. Es war der Tag der neunschwänzigen Katze.

Wenn der Leser nicht weiß, was die neunschwänzige Katze ist, so wollen wir es ihm sagen. Die neunschwänzige Katze des die Menschenrechte vertheidigenden Englands ist die Flottenknute (*cat o'nine tails*), bestehend aus neun Stricken an einer fußlangen hölzernen Handhabe, von denen jeder voller Knoten ist, so daß zehn Hiebe damit in gleichem Course mit hundert der für die Landsoldaten üblichen Knute stehen.

Auf der Fregatte »Artemise«, auf der jeder Dienst mit strenger Pünktlichkeit vollzogen wurde, gab der erste Lieutenant dem Hochbootmann den Befehl, zum Floggen zu pfeifen.

Der Hochbootmann setzte die silberne Pfeife an die Lippen und gab das Signal: »Alle Mann herauf zur Bestrafung!«

Durch die Luken stürzten die Leute empor, aus dem Takelwerk stiegen sie nieder und sammelten sich um den Fockmast.

Der Capitain, der an diesem Tage von Jamestown herüber gekommen war, spazierte unter dem Sonnzelt auf dem Hinterdeck und beobachtete die ankommenden Schiffe. Er war ein tüchtiger und tapferer Offizier, kein unrechter und grausamer Mann, aber ein arger Dienstpedant, der von dem Herkommen und dem Buchstaben der Vorschrift keinen Finger breit abwich.

Der Hochbootmann tippte an den Hut und machte dem wachhabenden Offizier die Anzeige, der Offizier der Wache trat zu dem ersten Lieutenant, tippte an den Hut und machte seine Meldung der erste Lieutenant wandte sich an den Capitain, der dicht daneben gestanden, salutirte und sagte: »Sir, Alles fertig zur Execution.«

»Geben Sie mir die Strafliste, Duckworth,« sagte der Capitain. Der Lieutenant überreichte ihm das Papier.

»Fünf Mann! – Jack Campel wegen Verunreinigung des Verdecks sechs Hiebe! – Der schmutzige Halunke soll zehn haben, ich will ihn lehren, auf meinem Verdeck auszuspeien! – John Grattan und Tom Conelly zwei Mal betrunken! Die Schufte sind unverbesserlich, der Aderlaß wird ihnen gut thun! – Der Schiffsjunge Nils, weil er des Capitains Hund den Schwanz abgehackt hat, fünf. Die Bestie! die Katze mag ihn lehren, den Hund in Ruhe zu lassen. – Frederic Walding – zwölf Hiebe wegen Fluchtversuchs! Das ist ja der störrische Bursche, der in Plymouth gepreßt wurde und das Handgeld verweigerte! Wir wollen mit ihm anfangen!«

Der Capitain stieg, die Liste in der Hand, die Treppe hinab und ging nach dem Vordertheil, wo die Mannschaft sich aufgestellt hatte und der Gehilfe des Hochbootmanns neben der Kanone stand und die Schwänze der Katze langsam durch seine Hände gleiten ließ.

»Männer,« sagte der Capitain, indem er vor dem Schiffsvolk stehen blieb, »es macht mir kein sonderliches Vergnügen, Euch zu bestrafen, aber die Ordnung muß gehandhabt werden. Wenn Ihr Trunkenbolde, Ausreißer, Unheilstifter und Schmutzfinken seid, so bin ich dafür Capitain und habe die Macht, Euch zu striegeln. Lieutenant Duckworth, verlesen Sie die Strafliste und lassen Sie den Letzten festbinden.«

Der Bezeichnete trat aus der Reihe – er trug Matrosenkleidung, denn man hatte ihm die seine fortgenommen; sein Gesicht war bleich und entstellt – hohe Aufregung lag in seinen Zügen.

»Sir, ich bitte Sie – widerrufen Sie den Befehl! Sie wissen, daß ich nicht zu Ihrer Mannschaft gehöre, daß ich kein Engländer, sondern ein Fremder und auf die schändlichste Weise des Nachts überfallen, gemißhandelt und gepreßt worden bin.«

»Das ist Alles ganz gut, mein Mann,« sagte der Capitain, »indeß Du bist mir als Matrose vom Wachtschiff überliefert und hast das Brod Ihrer Majestät gegessen. Als enrollirter Jungmann darfst Du ohne Urlaub nicht an's Land, sonst wirst Du als Ausreißer behandelt und darum –«

»Ich habe das Brod dieses Schiffes gegessen, Sir,« sagte vor innerer Empörung zitternd der Verurtheilte, »weil ich nicht verhungern konnte. Ich habe dieses Brod abverdient, indem ich Ihrem Wundarzt hilfreiche Hand leistete. Ich habe weder Ihr Handgeld genommen, noch Ihrer Regierung den Eid geleistet und bin ein freier Mann, und als solcher ging ich in dem Boot an's Land! Daß ich der Tyrannei, die mich an dieses Schiff gefesselt hält, auf dieser Insel nicht entfliehen konnte, wußte ich so gut wie Sie.«

»Was wolltest Du also am Lande, Bursche?«

»Das Grab eines Mannes besuchen, der eben so ein Opfer Englands gewesen ist, wie ich es bin!«

»Papperlapapp! – Womit wird der Bursche beschäftigt, Lieutenant Duckworth?«

»Es ist, wie er sagt. Der Doctor hat ihn im Lazareth Dienste thun lassen. Er soll wirklich Kenntnisse haben.«

»Sobald er Dienste gethan hat, gehört er zu Ihrer Majestät Fregatte und wer ohne Urlaub das Schiff verläßt, wird als Deserteur behandelt,« entschied der Capitain. »Schnallt den Burschen fest, Hochbootsmann, und gebt ihm ein leichtes halbes Dutzend wie ihm zukommt, und damit Du siehst, mein Mann, daß ich nicht unbillig bin, sollst Du, wenn Du Dein Recht erhalten hast, 24 Stunden Urlaub haben, um meinewegen an's Land zu gehen, und Jedermanns Grab auf dieser Insel besehen.«

Die Matrosen schrieen ein Hurrah für die glorreiche Entscheidung und schwenkten die Hüte. Zwei Mann ergriffen den Unglücklichen, der sich vergebens mit allen Kräften wehrte, rissen ihm die Jacke und das Hemd vom Leibe und warfen ihn auf die Kanone, wo er festgeschnallt wurde. Der Bootsmannsgehilfe trat zur Seite, schwang das furchtbare Instrument, und der erste Hieb fiel auf die Schulter des deutschen Freundes jenes Enkels der Begum von Somroo, daß lange, blutunterlaufene Striemen die weiße Haut färbten.

Auf dem Verbrecherschiff wüthete die Katze grausamer in dem Fleisch der Ungehorsamen und Mann auf Mann wurde auf das Lukengitter geschnallt, das hier den Pranger vertrat, und erhielt seine Dutzende. Capitain *Summer*, ein kurzer vierschrötiger Mann mit aufgedunsenem rothem Gesicht, aus dem Bosheit und Grausamkeit sprachen, rieb sich vor Vergnügen, die Hände und schien mit jedem neuen Streiche, der fiel, an Behagen zu gewinnen.

Die Deportirten, hundert und einige zwanzig an der Zahl, standen auf den Gangwegen des Schiffes, um der Execution beizuwohnen, während zwei mit Kartätschen bis an die Mündung geladene Kanonen vom Hintercastell her auf sie gerichtet waren.

Ein junger Mann, ein armer Kupferstecher, der wegen Fälschung, aus bitterer Noth begangen, um einer greisen Mutter das Leben zu fristen, zu zehnjähriger Deportation verurtheilt war, lag auf dem Gitter, wegen eines geringen Vergehens gegen die Schiffsdisciplin zu drei Dutzend Hieben verdammt. Der Unglückliche, dessen Körper durch Krankheit und Kummer

auf's Äußerste geschwächt war, konnte unmöglich diese furchtbare Strafe ertragen. Schon bei den ersten Hieben wimmerte er auf das Kläglichste und der letzte Schlag des Dutzends traf einen Ohnmächtigen.

Die Männer, die mit verbissenen Zähnen, Spott und Trotz aus den wilden, von verbrecherischen Leidenschaften gefurchten Gesichtern selbst die Strafe erduldet, oder das Blut ihrer Kameraden unter der Geißel fließen gesehen, begannen zu murren bei dem Anblick.

Der Verbrecher achtet den Trotz und die Kraft, aber er hat Mitleid mit der Schwäche.

»*Hell fire!*« brüllte der Capitain – »will die Brut mucksen! Einen Laut noch und ich lege das Schiff unter die Kanonen der Fregatte und laß Euch zusammen schießen. Fortgefahren, Bootsmann und rührt Eure Katze, oder, so wahr Eure Seele verdammt sein möge, ich lasse Euch selber anschnüren.«

»Halten Sie ein, Sir – sehen Sie nicht, daß der Ärmste dem Tode nahe ist!«

Der Capitain starrte den dreisten Redner an, als sei Ungeheuerliches geschehen. Der Redner war einer der Deportirten, der durch seine ruhige ernste Haltung selbst über die Verbrecher eine gewisse Autorität auszuüben schien. Obschon er die Kleidung der Deportirten trug und sein Haar kurz am Kopf geschoren war, trug seine Figur, seine Haltung, jede seiner Bewegungen unverkennbar den Stempel der guten Erziehung und des höhern Standes. In dem braunen, wirrgelockten Haar zeigten sich leichte Spuren von Grau, die Wölbung der hohen Stirn, auf der jetzt eine tiefe Falte zwischen den Brauen lagerte, verkündete einen kühnen und entschlossenen Charakter, das Auge war durchdringend und blitzend, die Gestalt majestätisch, selbst im Kleide des Verbrechers.

Der Capitain schaute ihn erstaunt an. »Was soll das heißen, Bursche? Wie kannst Du es wagen, gegen meine Befehle Einspruch zu thun?«

»Das soll heißen, Sir,« sagte der Verurtheilte ruhig, »daß Sie das Recht der Strafe haben, aber nicht das, die Leute zu tödten, und daß der Wundarzt dort selbst die Fortsetzung der Mißhandlung für einen Mord des Mannes erklären wird!«

Das Gesicht des kleinen Capitains färbte sich dunkelroth vor Wuth über diese kühne Einsprache. Zugleich aber kam sein Eigennutz in's Spiel, denn die Regierung vergütet für jeden Deportirten, der lebend und gesund in Sydney abgeliefert wird, an den Capitain und den Schiffsarzt eine gewisse Summe. Er wandte sich an den Wundarzt, der den Puls des Verurtheilten fühlte und fragte: »Kann der Bursche die Strafe aushalten?«

Der Dyctor zuckte die Achseln. »Ich fürchte, nein!«

»Schnallt ihn los und bringt ihn in's Lazareth – es wird sich später eine Gelegenheit finden. Dafür schnallt mir jenen Halunken auf das Gitter und gebt ihm, was an den drei Dutzend fehlt, für seine Frechheit! Ich kenne Dich, schändlicher Mörder und Rebell, und habe lange auf die Gelegenheit gepaßt, Dir's einzutränken, was die Narren im Gerichtshof an Dir versäumt haben!«

Die Augen des Deportirten flammten. »Wagen Sie es nicht, Sir, Hand an mich zu legen – es würde Ihr Verderben sein!«

»Was – offene Meuterei?« tobte der Capitain. »Wo ist die Wache der Seesoldaten? Nieder mit dem Schurken und gebt ihm die Katze!«

Mehrere Soldaten und Matrosen warfen sich auf den Verurtheilten, aber er schüttelte sie wie Kinder von sich. Dann trat er selbst an das Gitter und warf die Jacke von seinen Schultern. »Ich bin bereit, Sir, lassen Sie Ihre Henkersknechte ihren Dienst thun! Diese Schmach wird

nicht den entehren, den sie trifft, sondern das Land, das Männer wie Sie mit der Knute bewaffnet hat! Thun Sie Ihr Schlimmstes – die Folgen werden Sie zu verantworten haben!«

»Ich werde sie tragen, Bursche! Nieder mit ihm und gebt dem gottverdammten Rebellen die drei Dutzend voll!«

Wie ein Held, der zum Tode geht, überlieferte sich der Deportirte den Händen seiner Peiniger.

Wenige Augenblicke darauf klangen hohl die Schläge der furchtbaren Geißel von dem Fleisch, aus dem bei jedem Hiebe das Blut spritzte.

Aber kein Laut, kein Stöhnen, kein Seufzer des Schmerzes entfuhr der Brust des Geschlagenen.

»Das Parlamentsmitglied für Ballycastle,« sagte der Capitain mit Hohn, »ist von den irischen Wahlmeetings her an Schläge gewöhnt!«

Kein Mann auf dem Schiff antwortete dem grausamen Hohn – selbst die rohen, Schmach und Schande gewohnten Verbrecher hatten ihre Augen abgewandt.

Die sechsunddreißig Schläge waren gefallen, und der rothhaarige Schotte, der die Execution vollstreckt, wischte grinsend die blutigen Stränge seiner Katze an einer Hand voll Werg ab.

Der Unglückliche wurde emporgehoben, von seinem zerfleischten Rücken rieselte das Blut in Strömen; er war bleich – die Zähne schienen so krampfzig zusammengebissen, als sollte der Mund nie wieder sich öffnen. Nur das Auge schien zu leben, und ein Blick, so furchtbar und entschlossen, richtete sich auf den Capitain, daß dieser schaudernd zurückfuhr. Dann sich gewaltsam fassend, sagte er mit abgewandtem Auge: »Das wird Dich lehren, zu widersprechen und den Meuterer zu spielen. Hinunter mit Dir, Bursche, und laß Dich vorerst nicht wieder blicken vor mir!«

Der Deportirte wandte sich festen Schrittes zur Luke und erreichte sie ohne ein Wort, ohne ein Wanken, dort aber verließ ihn seine Kraft und er sank zwei herbeispringenden Männern in die Arme.

»Bringt den Mann in das Lazareth, Leute,« befahl der erste Lieutenant mit bebender Stimme. »Doctor, gehen Sie hinunter zu dem Kranken!«

Der Capitain hatte das Deck verlassen und war in seine Cabine gegangen, bald darauf ließ er sein Gig bemannen und fuhr nach der Fregatte. –

Eine Stunde nach der Execution trat der erste Lieutenant des Transportschiffes in den Raum, der zum Lazareth eingerichtet worden. Der Sträfling war kurz vorher wieder zum Bewußtsein erwacht und der Doctor saß neben ihm.

Das Gesicht des Mannes, obschon bleich, wie das eines Todten, war starr und ruhig, er schien auf das Zureden des Arztes kaum zu hören und nur seinen Gedanken nachzuhängen. Erst als der Lieutenant zu seiner Hängematte trat, fuhr er aus seinem Starren empor.

»Sir,« sprach der Offizier mit einer gewissen Ehrerbietung zu dem Gefangenen, »ich beklage tief das Schreckliche, das geschehen. Es lag ganz außer meiner Macht, irgend etwas zu seiner Abwendung zu thun; denn dieser Mann ist ein Tyrann, der auf keine Stimme der Menschlichkeit und Billigkeit hört. O, warum mußten Sie ihn reizen und haben Sie meinen dringenden Rath nicht befolgt!«

Der Gefangene sah finster vor sich hin. »Kümmern Sie sich nicht darum, Lieutenant O'Meara,« sagte er dann – »jene Handlung hat das Maß vollgemacht, und wenn ich noch

einen Augenblick zögerte, so ist das jetzt beendet. Nicht jener Mann ist es den meine Rache zu treffen hat – England ist der Tyrann, der durch Jenen und in mir das unglückliche Irland, ja das Recht der Menschheit mit Füßen tritt – darum Rache an England! – Jetzt, Lieutenant O'Meara, mahne ich Sie an Ihren Bundeseid – ich bedarf Ihres Beistandes!«

»Befehlen Sie, ich werde gehorchen. Auch wenn mein Eid es mir nicht zur Pflicht machte, würde ich mein Leben wagen, um den Willen des Mannes, zu erfüllen, der mein Wohlthäter war in der Jugend und dem ich selbst diesen traurigen Posten verdanke. Was soll ich thun?«

»Ich muß diese Nacht das Land betreten.«

»Sir – wenn Sie fliehen wollen – ich habe es Ihnen längst gesagt, steht mein Dienst und mein Leben zu Ihrer Verfügung. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sanct Helena die schlechteste Gelegenheit ist, die Sie wählen können.«

»Meine Flucht soll England die Schande wahrhaftig nicht ersparen, mich nach Botany-Bay gebracht zu haben. Ich brauche vier Stunden und werde nach dieser Zeit wieder hier sein, mein Ehrenwort darauf. Der Doctor ist Irländer, wie wir Beide, und wird mir behilflich sein. Bringen Sie mir Matrosenkleidung, Schiffsmantel und eine Kappe, die mein Gesicht verbirgt, und richten Sie es ein, daß in der Dunkelheit ein Boot zu Lande geschickt wird, mit dem ich unbemerkt an's Ufer kommen kann. Sie werden diese Nacht von zwei Uhr Morgens ab die Wache auf dem Deck übernehmen, und wenn sich irgend ein Boot naht, in dem Sie mich erkennen, mir behilflich sein, wieder unbemerkt an Bord zu kommen.«

»Ihr Befehl soll erfüllt werden, Capitain. Aber erlauben mir, so schmerzlich die Erinnerung daran ist, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß Sie nach der furchtbaren Mißhandlung unmöglich eine Anstrengung aushalten können.«

Der Deportirte wandte sich nach dem Arzt, der eben bei dem Fieber rasenden jungen Mann beschäftigt war, für den Jener gelitten.

»Kommen Sie hierher, Doctor!« Er wandte sich mit Mühe in der Hängematte um. »Nehmen Sie jene Flasche Rum und gießen Sie dieselbe über die Ehrenwunden, die ich für Altengland davon getragen. In einer Stunde müssen diese Wunden geschlossen sein!«

»Aber um Himmelswillen, Sir, das wäre ein furchtbarer, unnöthiger Schmerz! Sie würden es nicht aushalten!«

»Thun Sie, was ich verlange, Doctor; das Andre ist meine Sache.«

Die Zähne fest auf einander gebissen, ohne einen Laut von sich zu geben, ließ der Gefangene die entsetzliche Operation an sich vollziehen.

Dann wandte er sich zu dem Offizier. »Glauben Sie jetzt, daß ich im Stande sein werde, zwei Stunden zu Pferde zu machen, wenn ich es will?«

Der Offizier verbeugte sich. »Ich werde thun, was mir der Bund durch Sie befiehlt, Sir!«

Auf dem Hochplateau der Insel, eine Stunde von Jamestown, in der sterilsten und unfruchtbarsten Gegend, schutzlos den sengenden Strahlen der Sonne und den wilden Orkanen des Meeres ausgesetzt, liegt ein einstöckiges Haus, mit der Front gegen das Meer, auf der Rückseite von einigen Nebengebäuden umgeben.

Es ist *Longwood* – der Kerker des Kaisers bis zu jenem 5. Mai 1821, der den gefesselten Löwen für immer dem niedern Hohn des triumphirenden Englands entriß und seinem Hudson Lowe die Freiheit wiedergab.

Östlich von Longwood liegt ein stilles dunkles Thal – einige Palmen rauschen im Wind auf den Hügeln, ein kleiner freundlicher Bach spielt durch den Grund und zwischen der geöffneten Felswand hin dehnt sich die unendliche Fläche des Meeres gleich den Geheimnissen der Ewigkeit!

Zwei Weiden stehen auf einem kleinen Erdhang nahe dem Ufer des Baches. Ihre Zweige hängen traurig zur Erde – unter dieser Erde beschatten sie ein offenes Grab, von einem niedern Eisengitter umgeben.

Neunzehn Jahre war das Grab geschlossen und der Felsblock, der es bedeckte, deckte das, was sterblich war an *Napoleon Bonaparte*.

Nach neunzehn Jahren wurde dies Grab und die Weltgeschichte bestohlen. Konnte man durch den Katafalk im Invalidendom etwa die Erinnerung an Sanct Helena verwischen?

Noch heute pilgern die Reisenden, die über das Weltmeer kommen und am einsamen Felsen halten, zu jener Stelle. Nicht der Leichnam macht die Geschichte, sondern das Grab!

Und wer rechtet wohl an diesem einsamen Grabe im Weltmeer mit den Fehlern und Sünden des Todten, der fern von den Seinen des Bluts und des Ruhms hier geendet? – – –

Es war Nacht – der Mond, der so manches Mal durch die Fenster von Longwood das bleiche Gesicht des gefallenen Titanen belauscht, hellte mit seinen Strahlen zwischen den vorüberpeitschenden Wollen das einsame Thal von Hutsport; keine britische Schildwacht; kein Späherposten voll Mißtrauen und Besorgniß entweihte es mehr – Alles war einsam und still!

Unter der Weide am Grabe knieete ein Mann in Schifferkleidung, Hut und Mantel lagen am Boden, der Seewind lüftete das ergrauende Haar und wehte es um die Marmorstirne, die an das Gitter von Eisen gepreßt war.

Plötzlich sprang der Mann empor, seine Augen flammten wild, seine Rechte streckte sich auf zu den ziehenden Wolken.

»Fluch! tausendfacher Fluch den Herzlosen, Ungerechten, den Wuchernden mit dem Schweiß und dem Recht der Völker! Hier an dem Grabe des größten seiner Feinde schwöre ich: Kampf, Kampf gegen England bis zum letzten Hauch! und Du mächtiger Schatten, der Du diese Stätte umschwebst in stiller Nacht, gib die Kraft meinem Hirn und Arm, daß sie Dein Werk fortsetzen und vollenden und erwecke die Helfer zum Werke der Rache!«

In den Zweigen der Weiden flüsterte und rauschte es geheimnißvoll, gleich der Antwort der Unterirdischen, und von drei Seiten klang das Geräusch der Nahenden.

Der Mann am Grabe blickte empor.

Von Longwood her kam ein einzelner Reiter, von Osten herauf, an den Felsenklippen empor, stiegen zwei Männer und von der Ruperts-Bay im Süden sah man drei Personen auf Maulthieren den Felsenpfad daherreiten.

Wer waren die Fremden? wer sandte sie auf seinen Ruf?

Der einsame Reiter war der Erste, der sich nahte; er hatte das kleine Gebirgspferd, das ihn getragen, in einiger Entfernung, an den Stamm einer Palme gebunden und trat zu dem nächtlichen Wächter der Gräber.

»Verzeihen Sie, Herr, eine Frage,« sagte er auf Englisch. – »Ist dies jene letzte Ruhestätte, die Ihre Landsleute dem großen Gefangenen von St. Helena gewährt hatten?«

»Die *Engländer* haben dies gethan, Friedrich Walding,« entgegnete der Fremde, der den Mantel wieder umgenommen, den Hut in die Stirn gedrückt hatte, »nicht meine Landsleute,

obschon sie in so mancher Schlacht in den britischen Reihen gegen den Todten fochten. *Irland* bekämpft seine Feinde, aber es mordet nicht die Besiegten!«

Der Angeredete fuhr bei dem hohlen Klang dieser Stimme zurück.

»Woher wissen Sie meinen Namen, Sir, Sie, ein Unbekannter auf dieser einsamen Stelle des Weltmeeres? Wer sind Sie?«

»Löscht die Gerechtigkeit Englands so bald selbst das Andenken, ihrer Opfer aus dem Gedächtniß der Lebendigen, daß die Männer, die sie Freunde nannten, schon nach wenig Monaten jene vergessen haben!«

Der deutsche Arzt sprang auf den Unbekannten zu und riß den Mantel von dem Gesicht. »Um der ewigen Barmherzigkeit willen – trügen mich meine Augen? Capitain *Ochterlony*, Sie hier, an diesem Ort!«

»Was wundern Sie sich darüber? Als ich Sie verließ, als ich Ihnen rathen ließ durch *Duncombe*, den weißen Raben, den ehrlichen Notar, sobald als möglich England zu verlassen und nach dem Festland zu fliehen, war ich ein Gefangener im Kerker; jetzt bin ich ein Verurtheilter am Bord eines Verbrecherschiffes, auf dem Weg nach *Botany-Bay* – der Unterschied ist gering und mein Loos Ihnen gewiß längst bekannt!«

»Entsetzlich! jenes Schiff in der Bay von *Jamestown* –«

»Ist der neue Parlamentssitz für *Ralph Ochterlony*, den Irländer! Ist es nicht Gnade genug, daß man den radicalen Oppositionsmann für *Ballycastle*, weil der Beweis der Ermordung eines Weibes, das er einst geliebt, und seiner Theilnahme am Bandverein von *Irland* nur unvollständig gelang, blos zu lebenslänglicher Deportation verurtheilte! Haben die Zeitungen der hohen Lords wirklich ihr Triumphgeschrei so wenig laut angestimmt, daß ihr Jubel nicht einmal bis zu Ihren Ohren gedrungen sein sollte?«

»Das Ohr der Gefangenen und Unterdrückten vernimmt selten eine Botschaft. Ich bin ein Gefangener Englands wie Sie, *Ochterlony*, ein entehrter, gemißhandelter Mann, und an dieses Grab gekommen, um bei den Manen des großen Todten Vergessen zu suchen für das eigene Unglück!«

Der Capitain hielt ihn auf Armeslänge von sich und starrte ihn an. »Sie wären ein Gefangener wie ich – was wollen Sie damit sagen? Ich glaubte Sie auf dem Weg nach *Indien*, Ihr und mein Gelübde zu lösen!«

»Auf dem Weg dahin bin ich – aber nicht freiwillig. Ich bin ein Gefangener am Bord der »*Artemise*« – der Fregatte, welche vor drei Tagen von der afrikanischen Küste im Hafen von *Jamestown* eingetroffen und in der Nähe des Transportschiffes ankert. Vor sieben Monaten, als ich nach Ihrem Willen vor unseren Feinden aus *London* geflohen war und in *Plymouth* mich einschiffen wollte, wurde ich des Abends von unbekanntem Männern am Strand überfallen und zu Boden geschlagen. Als ich wieder zum Bewußtsein gelangte, befand ich mich an Bord eines Frachtschiffes, meiner Papiere beraubt, und vierzehn Tage später wurde ich auf die nach der afrikanischen Küste und *Indien* bestimmte Fregatte gebracht, ohne daß auf meine Bitten und meinen Widerstand geachtet wurde.«

Der Capitain faßte seinen Arm. »Und der Brief *Dyce Sombres* an *Nena Sahib*? Er ist also auch gestohlen, wie das Testament?«

»Er ist das Einzige, was ich gerettet! Ich hatte ihn mit einigen Banknoten, von schlimmer Ahnung getrieben, in dem Leder meines Stiefels verborgen. Alle Papiere waren mir entwendet, doch das rechte war den Mördern entgangen!«

»Es ist sicher, daß es auf dieses abgesehen war. So sind Sie demnach entflohen von der Fregatte?«

»Man hat mir auf vierundzwanzig Stunden die Freiheit gegeben, nachdem ich deren Behauptung mit einer ebenso schimpflichen wie tyrannischen Mißhandlung habe bezahlen müssen – man strafte mich als Deserteur!«

»Wie, auch Sie? und Sie leben noch ohne den Gedanken unendlicher Rache? – Doch still – Fremde nahen diesem Ort! fort bis wir wissen, wer sie sind!«

Der Irländer verschwand mit dem Arzt hinter einem Felsblock, während von verschiedenen Seiten die Fremden sich nahten, die sie in der Ferne erblickt.

Jede der beiden Gruppen hatte eine Fackel angezündet, in deren Schein sie ihren Weg verfolgten. Die dunklen Sturmwolken verbargen jetzt ganz den Mond und umzogen mit furchtbarer Schnelligkeit den ganzen Horizont.

Die beiden Männer, die von Osten her kamen und an den Felsenklippen der Küste emporgestiegen waren, betraten mit dem festen Schritt und dem kühnen Auge von Leuten, die gewohnt sind, der Gefahr ins Auge zu sehen, den Platz. Ihre Kleidung war die einfacher Reisender, der Gürtel jedoch, der ihre Hüften umgab, zeigte ihre Bewaffnung für jede Eventualität.

Das Licht der Fackel, die der Eine trug, fiel auf die zweite Gruppe der Ankommenden und beleuchtete die weiten reichen Gewänder zweier Indier und die einfache Jacke eines holländischen Boors.

»Steht! wer da?«

»Antwortet selbst.«

»Fremde – Franzosen – die das Grab des großen Kaisers besuchen!«

Der junge Mann, der die Kleidung des holländischen Boors trug, schritt auf sie zu.

»Meine Herren,« sagte er in französischer Sprache, »wenn Sie Passagiere des französischen Schiffes sind, das mit uns zu gleicher Zeit aus der Rhede von Jamestown eintraf, so seien Sie uns willkommen. Ein gleicher Zweck führt uns hierher, dem Grabe eines Mannes unsre Ehrfurcht zu zollen, der einst ganz Europa unter seiner ehernen Faust hielt und der Feind unserer Feinde war. Ich bin ein einfacher Boor vom Kap, mein Name ist *Peter Pretorius*, und ich gehe in Aufträgen mit einem batavischen Handelsschiff nach Paris. Meine Begleiter sind Indier, der Bruder und General des Königs von Audh, *Sicander Hasmat Bahadur*, und der Bruder des künftigen Maharadschah von Bithoor *Nena Sahib, Baber-Dutt*, die, um Klage zu führen gegen die Tyrannei und Gewaltthätigkeit des indischen Gouvernements, nach London reisen.«

Die Franzosen verbeugten sich.

»Mein Name ist *Dugonier*, der dieses Herrn *Grimaldi* aus Korfu; wir gehen nach Indien, um in die Dienste der unabhängigen Fürsten gegen England zu treten.«

Ein Blitz zuckte über den schwarzen nächtigen Himmel und der Donner rollte majestätisch über Felsen und Meer.

Hinter dem Felsblock hervor traten zwei Männer in den kleinen Kreis am Grabe.

»Lassen Sie uns die Dritten sein bei Ihrem Finden an dieser Stätte,« sagte die sonore Stimme des Ältern. »Indien, Holland, Irland, Frankreich, Griechenland und selbst der Deutsche, an dessen Strommündung England seine Zwingburg gebaut, nicht der Zufall, sondern die Fügung Gottes hat uns an diesem Grabe zusammengeführt, an dem seines erhabensten Feindes!

Die, welche am meisten von ihm gelitten haben. Die Fingerzeige Gottes sind die künftigen Gesicke der Menschen. Wohlan, so laßt uns ein Jeder seine Anklage gegen die Tyrannen der Erde niederlegen an diesem Grabe und uns verbinden zum heiligen Racheschwur gegen England!«

Er legte die Hand auf das Gitter der Gruft und begann mit eintöniger Stimme seine Erzählung.

Über ihm zuckte der Blitz, brüllte der Donner, rauschte der Sturm!

Einer nach dem andern von den Versammelten folgte ihm in der Rede.

Als der Letzte geendet, knieeten sie alle um den Stein, der einst die Leiche des großen Kaisers bedeckt hatte, und sie legten ihre Hand auf den kalten schwarzen Basalt und sie schworen zusammen:

»Kampf gegen England!«

Nena Sahib
oder
Die Empörung in Indien.
Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.
von
Sir John Retcliffe.
Zweiter Band:
Die Böse Saat.

DIE INDISCHE WÜSTE.

Zwei mächtige Regungen durchkreisen die Welt und bewegen alles Erschaffene: der *Kampf* und die *Liebe*.

Das Blut schreibt die Geschichte des Lebendigen.

Jedes lebende Wesen verfolgt andere und wird von andren verfolgt, denn in der Natur herrscht ununterbrochen Kampf, Krieg und Blutvergießen und das Recht des *Stärkern* ist das alleinige Gesetz, die *einzig Richtschnur* aller Erschaffenen, die nicht Mensch heißen.

Und der Mensch läßt, dieses Beispiel, diese furchtbare Lehre der Natur nicht an sich vorübergehen! – – –

Fünf Jahre sind vergangen seit jener Nacht auf Sanct Helena – unser Buch führt den Leser zu anderen Menschen, zu anderen Zonen, in das Mutterland aller Nationen, *nach Indien!*

Im Dickicht einer indischen Dschungel, am Hang eines Hügels, der von Tamarinden besetzt ist, zwischen deren Kronen ein riesiger Pisang die kolossalen, sechs bis acht Fuß langen Blätter breitet, liegt ein Mann in halb europäischer, halb indischer Kleidung, das gigantische Chaos der Vegetation um sich her mit sinnendem Auge betrachtend.

Die versengende Hitze des Mittags hat ihn genöthigt, hier Schutz und Ruhe zu suchen. Im Bereich seiner Hand liegt die sichere Flinte; das edle, hübsche, gebräunte Gesicht auf den Arm gestützt, schaut er träumerisch auf das Pflanzen- und Thierleben, das ihn umgiebt. Der trotz der Hitze feuchte und mit üppigem Grün bedeckte Boden der Niederung verschwindet unter einem unentwirrbaren Gestrüpp von Lianen, Farrenkraut und bauschigen Binsen von einer Frische und Kraft des Wachstums, daß ein Reiter mit seinem Pferd dazwischen verschwinden würde.

Die feuchte, mit heißen Ausdünstungen beladene Atmosphäre ist mit den stärksten und betäubendsten Wohlgerüchen geschwängert, der Ingwer- und Zimmetbaum, die Gardenia und der Pfefferstrauch verbreiten bei jedem leichten Luftzug stoßweis ihr Aroma.

Die Stämme zweier abgestorbenen oder vom Orkan gebrochenen Pigala's ragen aus dem Gewirr der niederen Pflanzen hervor. Aus jeder Spalte ihrer schwarzen, geborstenen und mit Moos bedeckten Rinde wächst eine jener seltsamen phantastischen und geheimnißvollen Blumen, die den Übergang von der Pflanze zur Thierbildung darstellen: Schmetterlinge mit bunt

geäderten Flügeln, offene Löwenrachen und wunderbarlich gestaltete Vögel, die bereit scheinen, jeden Augenblick den blätterlosen Stengel zu verlassen, der sie festhält an den Wurzeln, die selbst – entgegen dem gewöhnlichen Naturgesetz – frei in der Luft schweben: die tausendfachen Variationen der seltsamen Orchideen. Lange und biegsame runde Cactus, die wie stachelige Schlangen erscheinen, umwinden die Stämme in phantastischen Guirlanden und hängen ihre rothen und silbernen Blüthentrauben daran, die einen starken Vanille-Geruch ausströmen. Ein rother Teppich von Blumen, meist aus den großen scharlachrothen *Bigoniaglocken* bestehend, breitet sich über die abgebrochenen Zweige.

In der sonnigen Luft funkelte und leuchtete es gleich fliegenden Edelsteinen. Zwei *Colibri's* schwirrten um die Blüthenglocken und ihr schimmerndes Gefieder blitzte und strahlte in allen Farben, wie sie, den Bienen gleich, von Blume zu Blume eilten und endlich, wie das Insekt, ganz in den Blüthenkelch hinabtauchten.

Eine jener merkwürdigen Scenen, jener Kette von Kämpfen entspann sich jetzt, welche den traurigen Gedanken zu Anfang dieses Kapitels so lebendig und dramatisch darstellen.

Eine große Hummel kam summend herbei und setzte sich auf dieselbe Blume, in welcher der *Colibri* naschte. Sofort schoß dieser auch heraus, griff zornig die Hummel an und es entstand in der Luft ein Miniaturkampf zwischen den kleinen Wesen, der mit dem Tode der Hummel endigte, die, von dem Schnabel des daumengroßen Vogels gespißt, zu Boden fiel.

Der *Colibri* umflatterte auf's Neue die Blumen und sein Nest, das aus einer kleinen oben offenen Kugel von feinen Moosfädchen in der Gabel eines dünnen Zweiges bestand, und haschte unter den rothen Blüthen eifrig nach den kleinen Fliegen mit den stahlblauen Flügeln, wie ein beweglicher Smaragd oder Rubin spiegelnd in den Gluthstrahlen der Sonne.

Da bewegte sich Etwas über dem Nest und unter den Blättern heran schlich ein häßliches Thier. Es schien etwa so groß wie die kleinen *Colibri's*; der Körper bestand aus zwei in der Mitte verbundenen Theilen, war über und über mit starren rothbraunen Haaren bedeckt und hatte zehn lange ebenfalls behaarte Beine mit Haken. Es war die große Vogelspinne, die den *Colibri* beobachtete, der um die Blüthen summte. Sobald er in einem Kelche verschwand, kroch sie schnell näher; kam er heraus, so versteckte sie sich unter einem Blatt. Jetzt schwebte der gefiederte Sonnenstrahl über einer Blüthe ganz nahe bei der Spinne, und sofort sprang diese hinzu und faßte ihn mit ihren Fängen. Er flatterte noch, er versuchte fortzufliegen, aber die häßliche Spinne, die ihn fest umklammert hielt, war ihm zu schwer, und bald sanken beide nieder. Der Vogel war todt und die Spinne schickte sich an, die Beute in ihr Versteck zu schleppen, um sie ungestört zu verzehren.

Während dies geschah, wurden die Blicke des Beobachters durch etwas Glänzendes angezogen, das sich an der rauhen bräunlichen Rinde der Lianenranke hinbewegte. Es war ein eidechsenartiges Thier und so schön, wie eine Eidechse nur sein kann, aber jegliche Form dieser Geschöpfe mit der Menschenhand und den Menschenfüßen, ihre blitzenden Augen und ihr raubsüchtiges tückisches Wesen machen sie mehr zum Gegenstand des Widerwillens als der Bewunderung.

Der ganze obere Theil der Eidechse war smaragdartig goldig grün, der untere grünlich weiß, der gleichsam aufgeschwollene oder aufgeblasene Kopf glänzte im schönsten Scharlachroth, während die kleinen Augen wie Diamanten auf Goldgrund funkelten. Am Hals hing ein Lappen wie bei dem Hahn, die Glieder waren grün wie der Rumpf, und die Zehen an den Beinen hatten die Eigenthümlichkeit, daß sie gleichsam in kleinen Kugeln endigten. Es

war ein Anoly oder eine Mopseidechse, häufig auch Chamäleon genannt und etwa sechs Zoll lang.

Sobald die Eidechse die Spinne bemerkte, drückte sie sich platt an den Zweig. Ihre Farbe veränderte sich: die Kehle wurde weißlich, dann blaßgrau, und an die Stelle des glänzenden Grüns trat ein rostfarbenes Braun, so daß das Thier von dem Stamme nicht leicht unterschieden werden konnte. Es schien die Spinne angreifen zu wollen und so geschah es auch. Sobald die Spinne mit der schimmernden Beute ganz nahe gekommen, war die Eidechse mit einem Sprung bei ihr, packte sie mit den gewaltigen Kinnladen, und Eidechse, Spinne und Vogel fielen hinunter an den Boden. Die Spinne ließ dabei den Vogel los, und nun begann zwischen ihr und dem Chamäleon ein Kampf, der einige Minuten dauerte. Die Spinne wehrte sich tapfer, war aber dem Gegner nicht gewachsen, der ihr bald die langen Beine abbiß, so daß der sackartige Rumpf hilflos dalag. Da packte das Chamäleon die Beute am Kopf, drückte ihr die spitzen Zähne hinein und machte sie todt. Merkwürdig erschien dem Lauschenden, daß in dem Augenblick, als die Eidechse sich auf ihre Beute stürzte, ihre Farben: Roth und Grün, im schönsten Glanze plötzlich wieder erschienen.

Aber auch sie sollte die Beute nicht in Ruhe verzehren können. Oben an dem Baum, an welchem das Chamäleon emporlief, befand sich ein Loch, in dem wohl einmal ein Vogel sein Nest gehabt hatte, und aus welchem eben jetzt eine Scorpion-Eidechse mit rothem Kopf und braunen Schultern hervorlugte. Wie sie jetzt oben mit widerwärtigem Aussehn auf dem Baume lauerte, wackelte die spitze Schnauze hin und her und die funkelnden schwarzen Augen hatten einen tückischen Ausdruck. Das Chamäleon, das über die dünnen Blätter hinkroch, hatte offenbar ihre Aufmerksamkeit erregt.

Blitzschnell fuhr jetzt die Scorpion-Eidechse aus dem Loche heraus, legte sich an den Stamm des Baumes, den Kopf nach unten, wartete so noch eine kurze Zeit und lief dann äußerst geschwind hinunter. Dort sprang sie sofort auf das Chamäleon, das in Folge dieses wüthenden Angriffs die Spinne losließ und fliehen zu wollen schien. Aber das Chamäleon ist muthig, und da sein Gegner nicht viel größer war, als es selbst, so setzte es sich zur Wehr. Seine Kehle schwoh auf und wurde noch glänzender roth. Mit weit aufgerissenem Rachen stürzten Beide auf einander zu und wälzten sich auf der Erde, die Schwänze emporgereckt. Mehrmals ließen sie los und begannen den Kampf von Neuem, ohne daß Einer der Gegner das Übergewicht zu gewinnen schien.

Der schwächste Theil des Chamäleons ist der Schwanz, den der leichteste Ruthenschlag von dem Rumpfe trennt. Das schien die Scorpion-Eidechse recht gut zu wissen, denn sie versuchte mehrmals die Gegnerin von hinten zu packen. Das Chamäleon seinerseits mochte dies fürchten, denn es manövrirte lange so, daß es der Gegnerin stets mit dem Kopfe gegenüber blieb. Die kleinen Thiere kämpften wüthend wie große Krokodile mehrere Minuten, bis endlich das Chamäleon den Muth zu verlieren schien, wobei seine grüne Farbe immer matter wurde. In diesem Augenblicke unternahm die Scorpion-Eidechse noch einen heftigen Angriff, warf das Chamäleon dabei auf den Rücken, faßte es rasch am Schwanz und biß denselben glatt vom Rumpfe ab. Der arme Ohneschwanz entfloh und versteckte sich unter den Wurzeln.

Das war sein Glück, und auch die Scorpion-Eidechse hätte sichtlich klüger gethan, wenn sie in ihrem Versteck geblieben wäre. Der Lauscher bemerkte bald ein Rascheln unter den

Blättern der Tamarisken und etwas Rothes, das etwa einen Fuß lang von einem Aste herabhing. Es war so dick, wie ein gewöhnlicher Rohrstock, aber an den glänzenden Schuppen und der zierlich gebogenen Gestalt erkannte er leicht eine Schlange.

Sie hing nicht unbeweglich da, sondern glitt langsam herunter, so daß man jeden Augenblick einen neuen Theil ihres Körpers sah, der oben eine blutrothe, unten am Bauch eine lichtere Farbe hatte.

Es war die rothe Schlange der Dschungeln, die der Reisende schon oft an den Küsten Indiens bemerkt hatte.

In diesem Augenblicke ersah auch die Eidechse den langen rothen Körper, der über ihr hing, und da sie dieselbe als schrecklichen Feind kennen mochte, entfloh sie und suchte sich im Grase zu verstecken, statt sich nach einem Baum zu wenden, auf dem sie durch ihre Schnellfüßigkeit sich wohl hätte retten können. Die Schlange kam indeß ganz herunter und kroch am Boden hin mit hoch gehobenem Kopfe und aufgerissenem Rachen. Im nächsten Augenblicke erreichte sie die Eidechse und tödtete sie auf der Stelle.

Die erhöhte Stellung, in welcher der Mann lag, der diesem kleinen Drama der Wildniß zuschaute, erlaubte ihm, all seine Scenen zu verfolgen. Die Schlange lag jetzt da und schickte sich an, ihre Beute zu verschlingen. Die Schlangen kauen bekanntlich nicht, was sie verzehren, denn ihre Zähne sind nur geeignet, festzuhalten und das Festgehaltene zu tödten. Die rothe Schlange ist nicht giftig, hat aber eine Doppelreihe sehr spitziger Zähne, bewegt sich außerordentlich rasch und besitzt eine ziemliche Kraft, das Thier, um das sie sich geschlungen, in ihren Ringen zusammen, wohl gar todt zu drücken. Die, welche den kleinen Sieg errungen, riß den Rachen so weit als möglich auf, packte den Kopf der Scorpion-Eidechse und schlang dieselbe allmählich ein, was häßlich genug anzusehen war.

Aber auch andere Augen, als die des Mannes unter den Tamarinden des Hügels, hatten die Schlange beobachtet; denn ihr blutigrother Körper, der da im Grase lag, hatte den scharfen Blick eines Feindes angezogen. Ziemlich hoch über dem Hügel schwebte ein großer Vogel in weiten Kreisen. Die schneeweiße Farbe seines Kopfes und seiner Brust, die spitzauslaufenden braungesprenkelten Flügel und der lange Gabelschwanz verriethen sofort einen großen Edelfalken.

Er zog schwebend, ohne die Flügel zu bewegen, seine Schraubenkreise kleiner und kleiner niederwärts, offenbar nach der Schlange zu. Jetzt fiel der Schatten seiner mächtigen Flügel auf den Rasen, gerade vor diese. Sie sah empor und erblickte ihren schrecklichen Gegner mit Entsetzen, denn sie schien am ganzen Leibe zu zittern, ihre Farbe wurde blasser, und sie barg den Kopf im Grase, als wollte sie sich verstecken, aber es war zu spät. Der Falke senkte sich herab, er schwebte einen Augenblick dicht über ihr, und als er sich darauf wieder erhob, sah der Wanderer die Schlange in seinen Klauen sich winden.

Einige Flügelschläge hoben den Vogel über die höchsten Bäume empor; aber je höher er stieg, um so rascher und unregelmäßiger wurde die Bewegung seiner Flügel. Es hinderte ihn offenbar etwas im Fluge. Die Schlange hing nicht mehr; sie hatte sich um den Leib ihres Gegners gewunden und man sah ihre glänzendrothen Ringe wie rothe Bänder sich um und durch sein weißes Gefieder ziehen.

Mit einem Male blieb der eine Flügel bewegungslos, und obgleich der andere sich um so rascher und kräftiger anstrebte, stürzte der Vogel doch bald mit der Schlange, die ihn umringelt hatte, schwer auf den Boden nieder. Indeß schien der Fall weder den Vogel, noch

die Schlange bedeutend verletzt zu haben, denn kaum hatten sie die Erde berührt, so begann ein Kampf auf Leben und Tod. Der edle Falke bot Alles auf, sich von den ihn umschnürenden und zusammendrückenden Ringen der Schlange zu befreien, während diese ihn um so fester zu halten suchte. Sie mochte wohl wissen, daß sie nur dadurch zu siegen vermöchte; denn wenn sie losließ und zu entschlüpfen versuchte, packte sie der Vogel sicher zum zweiten Male und diesmal entscheidend mit den gewaltigen Krallen.

Der Kampf schien lange dauern zu müssen; denn obwohl die beiden Gegner sich im Grase wälzten und der Vogel mit dem noch freien Flügel mächtig um sich schlug, änderte sich doch viele Minuten lang in dem Zustande Nichts.

Der Vogel konnte nicht fort, die Schlange wagte nicht zu fliehen, wie sollte der Kampf enden? Der Mann am Hügel war schon im Begriff, zu Gunsten des edlen Vogels einzuschreiten und ihn zu befreien, als ein neues Manöver der Kämpfenden ihn zurückhielt. Der Vogel hackte wüthend mit dem Schnabel nach dem der Schlange und diese versuchte ihn zu beißen, weshalb sie von Zeit zu Zeit den Rachen aufriß und dabei die Doppelreihen spitzen Zähne sehen ließ. In einem solchen Augenblicke hackte der Vogel der Schlange in den Rachen, der sich sofort schloß und den Schnabel des Feindes festhielt, dem die spitzen Zähne aber Nichts anzuhaben vermochten.

Der Falke mochte erkennen, daß er jetzt offenbar im Vortheil sei, obgleich sein Schnabel im Schlagenrachen sich befand, denn er zog mit aller Kraft seines Halses den Kopf der Schlange niederwärts, um ihn in die Nähe seiner Krallen zu bringen. – Das gelang ihm auch und er packte mit den Fängen den Hals der Schlange fest wie mit einem Schraubstock.

Das machte dem Kampf ein Ende; die Ringe der Schlange lösten sich; der Körper zuckte noch einige Zeit im Todeskampfe, dann lag er kraft- und regungslos im Grase.

Der Sieger zog nun leicht seinen Schnabel aus dem Rachen des Gewürms, hob den Kopf empor, breitete die Flügel aus und flog mit Triumphgeschrei davon, die Schlange mit sich hinweg tragend, die wie ein rothes Band herabhing.

Seinem Schrei antwortete aber alsbald ein anderer, fast wie ein Echo, aber er war weit kräftiger und rauher; er konnte nur aus der Kehle des großen Räubers der Lüfte, des Geieradlers, kommen. Der Reisende sah empor und hoch über ihm, am dunkelblauen Himmel, segelte in der That einer jener mächtigen Vögel gerade auf den Falken zu, wahrscheinlich um ihm die Beute abzujagen, die dieser mit so vieler Mühe sich errungen.

Der Falke hatte den Schrei wohl vernommen und er verstand auch die Bedeutung, denn mit seiner ganzen Flügelkraft hob er sich höher und höher. In einer weiten Spirallinie flog er tiefer und tiefer in das Blau des Himmels hinein; der Adler folgte ihm, ebenfalls in Kreisen, aber in weiteren, als wolle er den Falken umgarnen. Höher und immer höher ging der Flug; sie schienen sich einander zu nähern, die Kreise schienen enger zu werden – der Falke war jetzt endlich nur noch ein kleiner dunkler und unbeweglicher Punkt und dann verschwand er ganz – auch der mächtige Adler verkleinerte sich zu einem Pünktchen in der Höhe und auch dieses Pünktchen wurde undeutlicher und zuletzt war gar Nichts mehr zu erkennen.

Der Wanderer am Hügel hatte sich aufgerichtet und war, trotz der glühenden Mittagshitze, aus dem Schatten des Tamarindendaches hervorgetreten, so sehr hatte ihn die kleine, wechselnde Scene und die Gefahr des edlen Vogels interessirt. Er sah, die Augen mit der Hand beschirmend, in die lichte Höhe, aus der jetzt ein schriller Schrei die todtenähnliche Stille der Umgebung unterbrach. Im nächsten Augenblick kam es wie das Zischen einer Rakete aus

der Luft und schneller als das Auge ihm zu folgen vermochte, fiel ein Körper zu seinen Füßen, dem rasch ein zweiter, größerer folgte. Der Letztere breitete sich etwa noch hundert Schritt vom Boden entfernt aus – es war der Adler, der den Falken vertrat – und begann, auf seinen breiten Schwingen ruhend, umherzukreisen offenbar von dem Anblick des Menschen verschreckt. Der Falke zappelte verwundet am Boden zu den Füßen des Mannes, dessen Schutz er gleichsam aufgesucht zu haben schien, und von einem unwillkürlichen Gefühl getrieben, hatte dieser nach der Flinte gegriffen, die neben ihm im Grase ruhte, den Hahn gespannt und auf den mächtigen Räuber angeschlagen, der sich auf dem Gipfel einer abgestorbenen Magnolia niedergelassen. Der Schuß krachte und der große Raubvogel taumelte getroffen zur Erde nieder, die er mit seinen langen Flügeln schlug.

Der Schuß schien die Dschungeln lebendig gemacht zu haben – quikende, kreischende, schnatternde Stimmen ließen sich auf allen Seiten aus den Tamarisken und Mangrovebüschen hören – Papageien flatterten umher, das schwarze Rebhuhn stieg aus dem langen Grase empor, wo es versteckt gelegen, ein Schakal heulte in der Ferne, und in den Zweigen der großen Tamarinden und Pigalas, die sich aus den Büschen erhoben, begann eine Affenfamilie ihre Sprünge und ihr Geschrei.

Das einzige menschliche Wesen, das diese Einöde belebte, kümmerte sich aber wenig um die Störung, die sein Schuß angerichtet; ohne die Flinte nach der alten Jägerregel wieder zu laden, warf er sie auf den Boden, hob den Falken auf, der, ruhig nur mit klugen Augen den Helfer anschauend, sich dies gefallen ließ, und trug ihn an die schattige Stelle zurück, die vorhin sein Lager gebildet hatte, auf dem er sich wieder niederließ.

»Räuber und Würger sind sie Alle, vom Kleinsten bis zum Größten,« sagte er, gleichsam seine früheren Gedanken bei der kleinen dramatischen Scene der Wildniß verfolgend, vor sich hin. – »Alles, was der Odem des Lebens beseelt, verfolgt seine Mitgeschöpfe und schöpft aus ihrer Vernichtung sein Dasein! Ist es uns dieser Creaturen wohl werth, daß man sich darum kümmert? Und dennoch – wenn sie auch Alle blutige Mörder sind, dünkt uns das Eine besser als das Andere, und wir Menschen, die ärgsten Würger und Vernichter der Schöpfung, dünken uns die Besten! Was regt mein Mitleid für diesen Falken an, während es doch für die Schlange schwieg? Ist Mord nicht Mord, Gewalt nicht Gewalt, oder entschuldigt das Widrige des Opfers die That des Stärkern? Furchtbare Philosophie des Mordes und der Vernichtung, die aus der ganzen Schöpfung spricht und die der Mensch, als Gebieter derselben, sich zu eigen gemacht hat, daß er das selbstsüchtigste und grausamste Geschöpf von allen geworden ist!«

Diese gehässigen und bitteren Gedanken schienen den Mann jedoch keineswegs davon abzuhalten, dem Falken weitere Hilfe angedeihen zu lassen. Bevor wir jedoch seine Handlungen weiter verfolgen, wird es Zeit sein, einige Worte über seine Person zu sagen.

Er war offenbar ein Europäer, wie die Bildung seines obschon von der Sonne Indiens tief gebräunten Gesichts und seine Kleidung bewies; sein Alter, durch die Wirkungen des Klima's schwer zu bestimmen, mochte doch nicht über 35 Jahre hinausgehen. Sein Gesicht zeigte die Züge der germanischen Race, ein offenes freies Aussehn mit dem Blick des Denkers und der unwillkürlichen Forschung und Gelehrsamkeit. Er trug einen breiten Strohhut, einen englischen Jagdrock und weite Beinkleider – die Kleidungsstücke leicht und dem heißen Klima angemessen, während eine zusammengerollte wollene Decke und eine mit verschiedenen Bedürfnissen wohl gefüllte Jagdtasche auf dem Rasen, so wie eine daneben ausgebreitete Karte

der Präsidentschaft Bombay und des Pendschab mit einem kleinen Taschencompaß bewies, daß er ein Reisender sei.

Aber ein europäischer Reisender allein in dieser Wildniß, ohne Führer, ohne Diener, ohne Transportmittel – wer war der Verwegene und woher kam er?

Der Fremde untersuchte, als er wieder ich Schutze des schattigen Daches der Tamarinde saß, den Falken genau, um zu sehen, ob das muthige Thier bei dem Kampfe mit dem viel größern Gegner gefährlich verwundet worden sei. Das Erste, was ihm auffiel, war ein um das Bein befestigter goldener Reif, auf dem Schriftzeichen der Sanskritsprache einige Worte eingegraben waren. Dies und ein rothes goldgesticktes Sammetband um den Hals des Vogels bewies ihm, daß derselbe kein bloßer Bewohner der Wildniß, sondern einer jener im hohen Werthe stehenden abgerichteten Edelfalken sei, deren sich die Edlen des nördlichen Indiens noch heutzutage, wie die europäischen Fürsten und Herren des Mittelalters, zur Jagd auf Rebhühner, Hasen und anderes kleines Wild bedienen. Der Schnabelhieb des Adlers hatte den edlen Vogel zwischen Brust und Flügel, wenn auch nicht tödtlich, doch so schwer verletzt, daß er für den Augenblick im Fluge gelähmt worden und machtlos aus der Luft herabgestürzt war.

Der Reisende zog aus der Tasche seines Rockes ein wundärztliches Besteck, öffnete es und verband den Vogel kunstgerecht, indem er die verletzten Theile mit einer Bandage umwickelte, um die Heilung zu erleichtern.

In diesem Augenblick glaubte er hinter sich ein leises Geräusch zu hören und wandte den Kopf, sah aber Nichts, worauf er in seiner Beschäftigung fortfuhr:

»Der Herr des Vogels,« sagte er, »muß in der Nähe auf der Jagd sein, und könnte mir Beistand leisten, wie ich seinem Falken Hilfe geleistet. Selbst wenn er ein Feind wäre, ist es besser, ihm entgegenzutreten, als noch länger in dieser Wildniß umher zu irren. Vielleicht hörte er den Knall meiner Flinte und wird dadurch herbeigezogen – ich will das Signal noch einmal wiederholen –«

Er erhob sich, um das Gewehr zu nehmen – aber bevor er noch sich völlig in die Höhe gerichtet, sah er eine dunkle Linie vor seinen Augen flimmern und fühlte eine Schlinge um seinen Nacken fallen. Im nächsten Moment wurde sie, als er danach griff, zugezogen und der Reisende stürzte, krampfhaft um sich schlagend, zu Boden.

Aus dem Gestrüpp und Gewirr von Kameelkraut, Karyl, Dab und Kedschra, womit die andere Seite des Hügels jenseits des Tamarindenstammes besetzt war, erhob sich ein gelbbraunes wildes Gesicht, das lange schwarze Haar nur mit einem schmutzigen blauen Tuch bedeckt, und der nackte Körper, den nur von den Hüften bis zum Knie eine baumwollene Hose bekleidete, folgte. In dem Gürtel steckte ein kurzes Messer.

Zugleich kam eine zweite gleiche Gestalt hinter dem Stamm der Tamarinde hervor; ihre Hand hielt noch das Ende der Schnur von Aloë-Fasern, deren Schlinge den Fremden erwürgt hatte. Leichte kurze Zuckungen des Opfers zeigten, daß der Strom des Lebens, der noch in ihm floß, am Versiegen war.

Die beiden Männer hatten ein wahrhaft dämonisches Aussehn, obschon ihre Gesichtsbildung nicht unedel war und von den weichen weibischen Formen vieler Hindu's abwich. Die Stirn war hoch hinauf kahl geschoren, so daß nur auf dem Wirbel ein dicker Haarbusch stand, der jetzt unter dem seidenen Kopftuch hervorhing – demselben Tuch, welches gewöhnlich das Mittel ihrer furchtbaren Thaten bildete.

»Ehre sei der geheiligten Bhawani!«¹ rief der, welcher aus dem Dschungeldickicht sich erhob; »ihr Herz ist nimmer gesättigt und sie sendet ihren Jüngern stets eine Arbeit. Eine Seele ist auf dem Wege zu Brahma, dem Urwesen, und aus dem Tode wird Leben hervorgehen. Der Wievielste ist es, o Sohn des großen Faringhea, den Du ihr, der feueräugigen Göttin, geopfert?«

Der *Thug* – denn ein Mitglied dieser furchtbaren Secte war es, der nach dem Reisenden die Schlinge geworfen, – wandte sich nach seinem Gefährten. »Die blutige Kali² hat mir erlaubt, ihr fünf Mal so viel Opfer zu bringen, als der Tag Stunden zählt. Du weißt, o Kassim, daß es noch nicht der vierte Theil von der Zahl ist, die mein Vater zu tödten so glücklich war. Wischnu, der Erhalter, gebe mir lange Jahre des Lebens und ich hoffe, die Zahl einzubringen, die er in dem Kerker der schändlichen Faringi's versäumte.«

»Soll ich das Bheel³ graben für den Todten?« fragte der Andere. »Vielleicht sendet die Göttin uns den Zweiten, daß wir sein Haupt zu den Füßen dieses Mannes betten, wie es sich gehört.«

»Laß uns zuerst die Habe des Ungläubigen nehmen, die er an seinem Körper trägt!«

Der Mörder war dabei, als hätte er eine ganz gleichgiltige Handlung verübt, an dem jetzt bewegungslos ausgestreckten Opfer niedergekniet.

»Bin ich ein Buthote⁴ und habe die Weihe der Chams⁵ erhalten, oder zittert meine Hand wie die eines Weibes?« rief er plötzlich, indem bei der Untersuchung der Kleider des Gewürgten ein leiser Seufzer den Lippen desselben entfloß. »Diese Faringi haben ein zähes Leben und fürchten sich, zu Brahma zu gehen! Das Tuch wird seine Seele rascher befreien, als die Schnur!«

Er riß das Seidentuch, das um seinen Kopf geschlungen war, herunter und wollte es, nach der Art dieser fanatischen Mörder, seinem Opfer um den Kopf werfen, als der Falke, der bisher unbeachtet neben der Gruppe gekauert, auf ihn los flatterte und mit wüthenden Schnabel- und Klauenhieben ihn anfiel, gleich als wolle er den Mann vertheidigen, der ihm selbst zu Hilfe gekommen war. Im ersten Augenblick fuhr der Thug vor dem unerwarteten Angriff zurück. Dann aber schleuderte er das Thier von sich und beschäftigte sich auf's Neue mit seinem Opfer, obschon der Falke furchtlos fortwährend seine wüthenden Angriffe erneuerte.

»Halt mir das verfluchte Thier vom Halse, Kassim,« schrie der Würger, erbittert von den erhaltenen Hieb- und Krallenwunden, indem er das Tuch um den Kopf seines Opfers festschlang. »Dreh' ihm den Hals um – ein böser Geist wohnt in dem Vogel!«

Der zweite Thug war herangekommen und hatte sich des Falken bemächtigt.

»Bei dem heiligen Wagen von Hadramaut!« rief er plötzlich, »laß ab, mein Bruder, bis mit der Göttin Hilfe wir dieses Räthsel gelöst. Dieser Vogel trägt auf seinem Halsband das Zeichen eines Häuptlings unserer Bruderschaft!«

Der Andere sprang erstaunt empor – ehe er jedoch eine Antwort geben oder sich näher überzeugen konnte, änderte sich die Scene.

¹Die Göttin der Zerstörung, die Genossin Schiwa's, die in der Dreieinigkeit der indischen Götterlehre – auf die wir später näher zu sprechen kommen – das zerstörende Princip repräsentirt. Die beiden anderen Hauptgötter sind Brahma und Wischnu, das erschaffende und das erhaltende Princip.

²Ein anderer Name der Bhawani.

³Das Grab, in welches die Thugs ihre Opfer verbergen.

⁴Würger.

⁵Die Priester der Thugs.

Auf einem weißen arabischen Roß sprengte ein prächtig gekleideter und bewaffneter bejahrter Mann herbei, im vollen Lauf gefolgt von zwei schwarzen Dienern, dem Hukabedar oder Pfeifenbesorger, und dem Speerträger. Mehrere andere Begleiter zu Fuß und zu Pferd folgten in einiger Entfernung, blieben aber auf einen Wink ihres Gebieters zurück.

Der Ankommende trug die Gewänder eines vornehmen Mahrattenhäuptlings, wie sie, zum Theil noch unbezwungen, im Sindh oder in den bewohnten Theilen der Thur oder indischen Wüste und an den Ufern des Sedledsch ihre Felsenburgen bewohnen. Er war ein Mann von etwa sechszig Jahren, mit dichtem grauen Bart, der breit auf die Brust herabfiel, und einer dunklen bronceartigen Farbe. Er lenkte mit Kraft und Geschicklichkeit den feurigen Renner. Sein schwarzes feuriges Auge blickte unter buschigen grauen Brauen hervor und richtete sich durchbohrend auf die beiden Thugs, die bei seiner unerwarteten Annäherung Miene gemacht hatten, zu entfliehen, dann aber, als sie sahen, daß es vergeblich sein werde, trotzig stehen blieben.

Der Reiter trug auf dem kahl geschorenen Haupt die hohe Kappe der Sindhbewohner, von Seide mit Gold durchwirkt, weite weiße Beinkleider in Stiefeln von rothem Corduan, mit Silber und Perlen gestickt, und einen blauen Ärmelüberwurf. Er führte außer der Dschambea in seinem Gürtel Bogen und Pfeile und sein Speerträger trug die mit Gold und Schildpatt kostbar ausgelegte Flinte nebst dem Kugelbeutel. Die rechte Hand des Reiters war mit einem starken ledernen Falkenhandschuh bedeckt. Ein eigenthümliches Werkzeug hing an dem kostbaren Sammetsattel seines Pferdes, ein etwa eine Elle langer runder Stock und eine runde etwa vier Zoll im Durchmesser haltende Stahlscheibe, die in der Mitte eine Öffnung hatte und an dem Rande haarscharf geschliffen war.

Der alte Mahrattenhäuptling hatte sein Roß dicht vor der Gruppe der Mörder und ihres Opfers parirt. Der Zweite der Thugs hielt noch den Falken in seiner Hand, der bei dem Erblicken des Reiters ein wildes Geschrei ausstieß.

»Bei Dem, der das Weltall geschaffen hat – wer seid Ihr und wie kommt jener Vogel in Eure Hände, der mein Eigenthum ist?«

Die Thugs kreuzten die Arme über die Brust.

»Wenn der Vogel Dein Eigenthum ist, edler Sirdar,¹ so sind wir Deine Knechte,« sprach der Sohn Faringhea's. »Wir haben das Zeichen auf dem Ringe erkannt und beugen unser Haupt in Demuth vor Dem, der die Stimme der Allgewaltigen hört. Wir fanden den Vogel bei dem Faringi, der zu Deinen Füßen liegt.«

»So hat ihn der Hund erschossen – der Falke blutet!«

»Deine Worte sind Weisheit, o Sirdar, aber sie reden nach dem Schein. Ein Adler stieß auf den Falken und der Fremde schoß nach dem großen Räuber der Lüfte. Dort liegt er todt am Boden.«

»Und Ihr habt den Faringi getödtet?«

»Es war der Wille der Bhawani – sie hat uns das Opfer gesandt!«

Der Häuptling legte die Hand an die Stirn, als der Name der furchtbaren Göttin ausgesprochen wurde.

»Nehmt das Tuch von dem Antlitz des Mannes!« befahl er alsdann.

Kassim gehorchte. Das blaugeschwollene Leichenantlitz des Erwürgten kam zum Vorschein, die Augen aus den Höhlen gedrängt, starrten gräßlich gen Himmel.

¹Häuptling.

Der Sirdar betrachtete ihn einige Augenblicke, dann ließ er erschrocken den Zügel fallen und schlug die Hände zusammen.

»Verfluchte . . . was habt Ihr gethan! Dies Leben war tausend Tode der Euren werth! Wehe Euch Unglückseligen!«

Er sprang mit der Rüstigkeit eines Jünglings vom Pferde und warf sich neben dem Gemordeten auf die Erde, dessen Kopf er in seinen Schooß nahm, rasch die noch um den Hals befestigte Schlinge lösend.

Hierbei zeigte sich der Grund, weshalb die Schlinge bei dem ersten Mordanfall das Opfer nicht sogleich erwürgt hatte, während doch sonst die Hand des Thugs bei dem furchtbaren Geschäft nimmer fehlt.

Der Reisende trug, wie wir bereits erwähnt, einen europäischen Jagdrock und der kurze stehende Kragen desselben hatte das feste Zusammenschnüren der Schlinge verhindert. Der Mahrattenhäuptling legte die Hand auf die Brust der Leiche und glaubte noch einen leisen kaum bemerkbaren Schlag des Herzens zu fühlen. Sofort rief er seine beiden Diener herbei und befahl ihnen, des Erwürgten Glieder leise zu reiben, während er selbst den Arm desselben entblößte und mit dem Seidentuch, das zu der Mordthat gedient, unterband. Dann befahl er seinem Speerträger, eine Ader des Mannes zu öffnen.

Mit stummem Erstaunen waren die beiden Mörder den Bemühungen gefolgt, welche der Sirdar der Wiederbelebung ihres Opfers widmete, doch legte keine Miene der ehernen Gesichter, kein Zucken der Augen ihre Gefühle an den Tag, oder zeigte ein Zeichen von Furcht und die Absicht zu entfliehen. Dagegen rührten sie auch keine Hand, um Hilfe zu leisten. Die Ader, die der schwarze Leibdiener mit Geschicklichkeit geschlagen, gab anfangs wenig Blut, nach und nach aber begann dies reichlicher zu fließen, die Brust des Gewürgten hob sich, seine Augen verloren die gräßliche Starrheit des Todes und die Augenlider schlossen sich.

Der alte Häuptling wandte sich jetzt zu dem zweiten Diener, dem Huckabedar.

»Gieb mir die Phiole des Lebens, Aly, aber schnell!« rief er, und nahm aus seiner Hand ein kleines Fläschchen von Crystall, mit prächtigem Goldfiligran umgeben. Als er es öffnete, verbreitete sich daraus ein scharfer Rosenduft und der alte Mann träufelte vorsichtig und in längeren Zwischenräumen drei Tropfen auf die Lippen des Bewußtlosen.

Die Wirkung dieses Elixirs war wunderbar. Schon beim ersten Tropfen schien ein Zucken durch den Körper des Unglücklichen zu gehen und seine Glieder zu strecken und zu durchzittern; mit dem zweiten flog eine dunkle Blutröthe über das Antlitz und als sie sich verzog, war die Verzerrung und das leichenhafte Ansehn der Züge des Gesichts verschwunden, und bei dem dritten Tropfen öffnete sich wieder das Auge und der noch verschleierte, aber allmählich sich aufhellende Blick starrte umher.

Als er auf den Mahratten fiel, malte sich Erstaunen in den Zügen des Reisenden, nach einigen Augenblicken des Zweifels und Prüfens öffneten sich seine Lippen und das erste Wort, das er aussprach, war der Ruf: »*Tukallah!*«

Der Mahrattenfürst lächelte.

»Du hast ein gutes Gedächtniß, Doctor *Walding*,« sagte er auf Englisch, »daß Du nach fünf Jahren und in einem viel tausend Meilen entfernten Lande den Diener dessen wiedererkennt, dem wir Beide Freunde waren. Wie ist Dir?«

Der deutsche Arzt – denn dieser war es in der That, den wir am Rande der Thur oder indischen Wüste wiederfinden – faßte mit der Hand nach Stirn und Hals, setzte sich empor

und schaute nochmals verwundert umher, sich besinnend, was mit ihm geschehen war. Erst als sein Auge auf den Falken fiel, kehrte die Erinnerung zurück.

»Der arme Vogel,« sagte er, »war verwundet – ich hatte Mitleid mit ihm – als ich plötzlich von unbekannter Gewalt zu Boden geworfen wurde und das Bewußtsein verlor. Es ist seltsam – ich dünkte mich damals ganz allein und mir ist, als wäre ich abwürgt worden. Wie glücklich bin ich, Dich getroffen zu haben, Tukallah, denn ich habe ein Unternehmen begonnen, das, wie ich einsehe, ich wohl schwerlich ohne Hilfe werde durchführen können.«

»Schiwa,« sagte der Indier, »will, daß Du es vollbringst, darum hat er mich hergesandt, die Hand der dunklen Göttin aufzuhalten. Du warst in schwerer Gefahr, mein Bruder, und die Kali hatte bereits ihren Schleier über Dein Haupt gebreitet!«

»So wollte man mich ermorden?« fragte der Arzt erschreckt, denn er kannte bereits genug von den Gebräuchen der Eingebornen, um die Sprache des Mahratten zu verstehen.

Dieser wies nach den beiden Mördern, die noch immer schweigend in geringer Entfernung standen.

»Du hast Nichts mehr zu fürchten, Du bist in meinem Schutz und Tukallah ist hier nicht der Diener Eines, der da athmet, sondern durch den Willen Schiwa's mächtig und stark. Der Freund seines Milchbruders, der im Lande der Faringi gestorben ist, soll mit ihm gehen und Schutz finden in seinem Hause. Fühlst Du Dich stark genug, ein Roß zu besteigen?«

Der Deutsche, der aufgestanden war, dehnte seine Glieder, reichte dem Mahratten die Hand und erklärte sich kräftig genug, den Weg fortzusetzen.

Tukallah wandte sich zu den beiden Dienern, befahl ihnen in arabischer Sprache, die Sachen des Fremden zu tragen und diesen zu der Schaar der Jäger zurückzuführen, ihm dort ein Roß zu geben und ihn sofort nach seinem Wohnsitz zu geleiten.

»Mein Bruder ist unter dem Schutz dieser schwarzen Sklaven,« sagte er seinem Gast, »und sie werden mit ihrem Leben für das seine bürgen. Du magst unbesorgt Dich ihnen anvertrauen – sie werden Dich nach Malangher, meiner Burg, geleiten, und in Kurzem werde ich bei Dir sein.«

Der Arzt hielt für das Beste, sich in die Bestimmung des so unerwartet Wiedergetroffenen zu fügen, und verließ in Begleitung der beiden Schwarzen, von denen einer seinen Gang unterstützte, während der andre Flinte und Tasche trug, den Tamarindenhügel. Ohne seine Stellung zu verändern, schaute der alte Mahratte ihm nach, bis er die entfernte Jägergruppe erreicht hatte und die kleine Gesellschaft Anstalt zum Aufbruch traf.

Dann erst wandte er sich zu den beiden Mördern und redete sie an.

»Dein Name?«

»Karam, der Sohn Faringhea's, dessen Name bekannt ist vom Himalaya bis zu den großen Inseln. Dieser ist Kassim, der Matscheri.«

Der Mahratte öffnete das Gewand auf seiner Brust, zog einen schwarzen Stein von dreieckiger Form mit eingegrabenen Zeichen, der an einer Schnur an seinem Hals hing, hervor und zeigte ihnen denselben.

Der Sohn Faringhea's und sein Gefährte beugten demüthig das Haupt.

»Wir erkennen an, daß Du einer her Auserwählten bist und sind bereit, Dir zu gehorchen.«

»Wohin geht Euer Weg?«

»Wenn die Nacht drei Mal wiedergekehrt ist, mächtiger Cham,¹ feiert, wie Du weißt, die dunkeläugige Göttin ihr Fest an der heiligsten Stätte zwischen Indus und Ganges, das nur jedes zehnte Jahr wiederkehrt. Wir kommen aus dem Lande des Holkar, der Erhabenen die Seelen zu bringen, die wir ihr geopfert. Eine aber wird fehlen an der Zahl.«

Ohne auf den entsetzlichen Vorwurf zu achten, der in den letzten Worten des Mörders lag, setzte der ehemalige Diener und Gefährte des Somroofürsten seine Fragen fort.

»Wer hat jenen Mann in Eure Hände geliefert?«

»Wir folgen ihm seit zwei Tagen von den Ufern des Sedletsch. Er schlief die letzte Nacht in der Hütte eines Hirten und wir konnten nicht an ihn kommen, da er vorsichtig und mißtrauisch war. Erst hier hat die Kali ihn in unsre Hand gegeben.«

»Wer von Euch verrichtet das Geschäft des Lugha?«²

Kassim neigte das Haupt. »Dein Diener ist es, tapferer Sirdar!«

»Du hast das Grab des Faringi gegraben?«

»Es ist geschehen nach dem Gebrauch unsers Bundes!«

»Geh' voran!«

Die beiden Thugs gingen in die Dschungel voran, aus der sie hervorgeschlüpfen, um ihr Opfer zu überfallen. In der Entfernung, von etwa fünfzig Schritt war zwischen den Karrybüschen an einer freien Stelle eine lange und schmale Grube.

Der Sirdar blieb an dem Grabe stehen.

»Der Mann, den ich dem seidenen Tuch entzogen habe,« sagte er, »ist im Besitz eines Geheimnisses, das Zwietracht säen mag zwischen die Stämme der Weißhäutigen, daß sie unter einander sich selbst verderben. Aber der finstern Kali darf die Zahl der ihr Geweihten nicht geschmälert werden oder sie würde zürnen dem Bunde ihrer Gläubigen, wie damals, als sie zum letzten Mal niedergestiegen war zur Erde, die Spuren der Opfer zu vertilgen. Einer von Euch wird die Stelle des Faringi einnehmen, der dem Tode entgangen ist. Die Stimme der Göttin möge entscheiden.«

Ohne ein Wort des Widerspruchs oder der Entgegnung neigten die beiden Mörder das Haupt zum Zeichen des Gehorsams.

»Es geschehe, wie Du sagst, Sahib,« sprachen sie, »was sollen wir thun, um den Willen der Göttin zu erforschen?«

»Wartet und seid bereit zu sterben!«

Alle Drei setzten sich am Rande des offenen Grabes nieder, und murmelten leise Gebete vor sich hin, gleich den Auguren der Römer den Ausspruch des Schicksals aus dem Fluge der Vögel oder dem Bellen des Schakals erwartend.

Wir wollen diesen Augenblick benutzen, um dem Leser einige Mittheilungen über den furchtbaren Bund zu geben, dessen Gliedern unsere ersten Schritte auf Indiens Boden begegnet sind.

Eine der wichtigsten und bestorganisirten Verbrecherverbindungen in Indien – und der Fortgang unserer Geschichte wird uns deren leider mehrere vorführen – ist die der Thugs oder Würger. Ihr Ursprung reicht in das graue Alterthum hinauf und sie erklären ihn selbst durch mythologische Legenden. Das Gebiet der indischen Götterlehre ist ein unendliches, wir werden erwähnen, was bei den einzelnen Bezugnahmen zur Verständniß nothwendig ist und

¹Priester und Obere der Thugs.

²Die Klasse der Thugs, die sich mit dem Begraben der Leichen beschäftigt.

führen hier nur die Grundlage desselben, die naturphilosophische Dreieinigkeit an, nämlich das *schaffende, erhaltende und zerstörende Princip*, das durch drei Göttergestalten, den *Brahma*, *Wischnu* und *Schiwa* repräsentirt wird. Weil es aber keine absolute Vernichtung giebt, sondern aus jeder Zerstörung sofort wieder ein Neues erstet, so geht Schiwa, der Zerstörer, unmittelbar wieder in Brahma, den Schöpfer, über, und die Drei sind Eins, untrennbar, gleich groß und heilig. Die Zerstörung, mit allen Kräften und Erscheinungen, die ihr dienen, ist daher nicht minder göttlich oder nothwendig, als die Schöpfung oder Erhaltung, und Schiwa, weit entfernt, zur Stellung unsers armen Teufels degradirt zu sein, wird vielmehr von seinen Anhängern als der wichtigste Gott dieser Dreieinigkeit (Trimurti) gepriesen, denn jede der drei Gottheiten hat ihren besondern Cultus, ihre besonderen Secten und Anhänger.

Jedem der drei Urgötter ist die ausführende Kraft als ein weibliches Wesen zugetheilt – die *vernichtende zerstörende* des Schiwa ist die Göttin Kali (die Dunkle), die auch viele andere Beinamen führt, z. B. *Ruorani* (die Thränenenerregende). Gleich zu Anfang der Welt, die aus einer Lotospflanze entstand, wachsend aus dem Nabel Wischnu's und ruhend in seinem Schooß im Milchmeer, auf der Weltschlange *Anandee* (ohne Ende), errichtete, so erzählen die Thugs, die Göttin Kali ihren großen Geheimbund zum Kampf gegen das schöpferische Princip und offenbarte ihm zu diesem Zweck die Kunst des Erwürgens. Sie zeigte ihnen ihren Schutz, indem sie stets alle Spuren ihrer Morde vertilgte. Allein die Thugs erlagen der Versuchung der Neugier: gegen das strenge Verbot belauschten sie eines Tages die Göttin, wie sie auf die Erde niederstieg und die Leichname ihrer Opfer verschwinden machte. Seit jener Stunde mußten die Thugs zur Strafe selbst die materiellen Beweise ihrer Thaten der Erde übergeben, ohne daß jedoch die Göttin Kali deshalb ihnen ihren Schutz entzogen hat.

Der in den fürchterlichen Bund Getretene weiht sein ganzes Leben der blutigen Kali, und es ist ihm Pflicht, sich ihre Gunst zu erhalten, indem er möglichst viel Lebendiges zerstört. Wie Andere dem Brahma und Wischnu dienen, den Gottheiten des Schaffens und Erhaltens, so ist der Thug ein Priester der Gottheit des Zerstörens und der Mord seine Religion. Man begreift nun, wie auf Grund dieser eigenthümlichen, entsetzlichen Anschauung nicht nur jene Mörder sich selbst für durchaus gottgefällig erachten können, sondern auch von den Anhängern des Brahma und des Wischnu, so wie von den übrigen Schiwaten – denn Schiwa nicht allein nur Zerstörer, sondern hat auch Anbeter und Beeten seiner anderen Eigenschaften – in ihrer Weise für berechtigt gehalten, trotzdem aber eifrig verfolgt werden und zwar nicht wegen ihrer Verbrechen, sondern eben in dem Kampf für das Prinzip des Schaffens und Erhaltens gegen das Zerstören. Aus diesem Grunde hüllt sich auch der Bund der Thugs in das größtmögliche Geheimniß. Die Mitglieder, namentlich die in die tieferen Geheimnisse eingeweihten Oberhäupter und Priester oder Chams leben übrigens oft – andere Zwecke verfolgend – jahrelang in der bürgerlichen Gesellschaft, ohne das schreckliche Geschäft zu üben.

Wollen die Thugs auf eine Unternehmung ausgeben, – was sowohl einzeln als bandenweise geschieht, – so ist es ihr Erstes, der Göttin ihre Anbetung darzubringen. Jeder Mord findet unter gewissen Ceremonieen statt und er ist mit einer Beraubung des Opfers verbunden; denn gewöhnlich sucht sich der Thug einen Gegenstand aus, der eine reiche Beute verspricht, von der ein großer Antheil für die Göttin den Priestern sorgfältig ausgeantwortet wird. Die Thugs theilen sich in *Buthote's*, Diejenigen, die den Mord verrichten; in *Lugha's*, die mit unglaublicher Geschicklichkeit die Leichen spurlos zu vergraben wissen, und in *Southa's*, die Spione

und Verlocker, die von Allen die wichtigste Rolle in dieser furchtbaren geheimen Genossenschaft spielen. Das Verfahren der Thugs ist stets ein und dasselbe, sie gebrauchen nie die offene Gewalt des Kampfes und vergießen nie Blut, sondern erwürgen ihre Opfer jederzeit mittelst eines ihnen über den Kopf geworfenen seidnen Tuches, zuweilen auch mittelst einer Schnur. Der Mord wird oft lange und sorgfältig vorbereitet. Wehe dem Reisenden, der auf der Landstraße der in hundert Formen wechselnden freundlichen Annäherung und den einschmeichelnden Worten des Southa's sein Ohr leiht! An einer entlegenen Stelle, die vielleicht schon manche Schauerthat gesehen, wo die müden Wanderer im Schatten der breitlaubigen Bäume ausruhen oder bei hereinbrechender Nacht sich lagern, mitten im heitern Gespräch, ja selbst in den Armen der Bajadere – denn es giebt auch weibliche Thugs, welche die Rolle der Southa's, ja selbst das Würgeamt der Buthote's ausüben – wird das Zeichen gegeben, und in wenigen Augenblicken schon liegen die Opfer in, dem vorbereiteten Grabe, dem Bheel, das eine mit dem Kopf auf den Füßen des andern, wie es das Gesetz der Göttin vorschreibt. Mit einem spitzen Pfahl wird den Leichen der Leib aufgestoßen, um jedes verrätherische Aufblähen der Erde zu verhüten; die Lughas füllen das Grab mit Sand, jede Spur desselben mit der Schlaueit nordamerikanischer Wilden verwischend, und die Mörderrotte zerstreut sich, um später an einem verabredeten fernen Ort wieder zusammenzukommen, der Kali ihre Dankopfer zu bringen und die Beute zu theilen. Bleibt ihnen das Glück ungünstig und entgehen ihnen die Opfer, so zürnt die Göttin, und um sie zu versöhnen, tödten die Thugs Einen aus ihrer Mitte, der sich freiwillig erbietet oder durch das Loos gewählt wird. Nur bei diesen Opfern fließt Blut.

Staunen muß es erwecken, daß dies ausgebreitete Zerstörungssystem so lange in dem ungeheuren Reiche von mehr als 130 Millionen Menschen bestehen konnte, ohne von den Regierungen ernstlich bekämpft zu werden. Der erste Regent in Indien, der entschieden gegen die Thugs auftrat, war Akbar. Nach ihm überlieferten auch einige andere eingeborene Fürsten die Sectirer der Kali dem Tode, ohne sie jedoch so nachdrücklich und systematisch zu verfolgen, wie es zur Ausrottung einer so gewaltigen Verbindung nöthig gewesen wäre. Erst nachdem mehr als fünfzig Jahre ununterbrochener Siege und Eroberungen die englische Herrschaft in Indien ausgebreitet hatten, erweckten die Unthaten der Thugs zum ersten Mal die Aufmerksamkeit der britischen Regierung. Das Leben eines Europäers gilt wenig in Indien – das Leben der eingeborenen Unterthanen gar Nichts!

Um diese Zeit – etwa 1808 bis 1810 – nämlich verschwanden viele eingeborene Soldaten, die sich mit ihren Ersparnissen auf Urlaub in ihre Heimath begeben hatten, und die angestellten Nachforschungen enthüllten die Existenz dieser Mördersecte, die der englische Hochmuth in das Reich der Fabeln verwiesen hatte, ohne jedoch die ganze Ausdehnung des Übels auch nur entfernt ahnen zu lassen, so daß selbst noch während der nächsten zwanzig Jahre die Thugs immer nicht Gegenstand der besondern Verfolgung waren. Mittlerweile fielen aber doch immer mehr der Anhänger der Kali in die Hände der englischen Behörden und einige unter ihnen erkaufte sich durch Geständnisse ihrer eigenen Unthaten und durch den Verrath ihrer Verbündeten das Leben. Zu diesen gehörte der berühmte Faringhea, der nach seiner eigenen Angabe an 719 Morden Theil genommen und noch kurz vor seinem Tode gegen einen britischen Offizier mit Bedauern äußerte, daß er sicher das Tausend vollgemacht haben würde, wenn er nicht zwölf Jahre im Gefängniß zugebracht hätte.

Die entsetzlichen Geständnisse waren frei von jeder Prahlerei, denn die Thatsachen bewiesen ihre Wahrheit. Unter den Schritten der geständigen Thugs öffnete sich die Erde und gab die ihr anvertrauten Leichen heraus. In allen Theilen Indiens grub man, nach den Angaben der Gefangenen, die mit menschlichen Gebeinen angefüllten Bheels oder Gräber auf. Lord Bentink, der damals – 1828 bis 1830 – an der Spitze der indischen Regierung stand, erkannte schnell, daß die Wachsamkeit der gewöhnlichen Polizei der Ausrottung eines so weit verbreiteten und tief wurzelnden Übels durchaus nicht gewachsen sei. Er errichtete daher eine besondere Behörde, aus intelligenten und thätigen Offizieren zusammengesetzt, deren alleinige Aufgabe es sein sollte, die mörderische Secte ohne Rast und Schonung durch das ganze indische Gebiet zu verfolgen.

Die vielfachen Verzweigungen des Bundes und die größere Anzahl von Theilhabern an den meisten Verbrechen erleichterten die Entdeckungen, nachdem man nun einmal in das Geheimniß eingedrungen war. Dies gelang durch eine wohlberechnete Milde, welche dem Dienste der englischen Polizei viele zum Tode verurtheilte Thugs gewann, die in alle Kunstgriffe, Hilfsmittel und Thaten der Verbrüderung eingeweiht waren, und durch deren Enthüllungen geleitet, die Maßregeln einen raschen, Erfolg versprechenden Fortgang nahmen. Nach sechs Jahren schon waren bereits *dreitausend zweihundert sechsundsechszig* Thugs den Händen der Justiz überliefert, wozu noch eine unbestimmbare Zahl solcher zu rechnen ist, die in entlegenen Gegenden theils von militairischen Behörden, theils von den Stadt- und Bezirksobrigkeiten ohne lange Procedur gleich an Ort und Stelle gehenkt oder nach der in Indien sehr häufigen Todesstrafe, vor die Mündung einer Kanone gebunden und in die Luft geschossen worden. Die kräftigen Maßregeln, die namentlich von Oberst Sleeman geleitet und von den Nachfolgern des Lord Bentink fortgesetzt wurden, hatten für einige Zeit eine ziemliche Unterdrückung des Thuggismus zur Folge wenigstens in den Landestheilen, die zum Gebiet der Ostindischen Compagnie gehören; dagegen bestand er in den Schutzländern und unabhängigen Staaten im Stillen fort, und in den letzten Jahren zeigte häufig das geheimnißvolle Verschwinden von Personen, selbst in den Compagniedistricten, daß auch hier noch keineswegs die Verbrechersecte gänzlich ausgerottet sei.

Aus dem Kameelkraut pirlte plötzlich ein Schwarm schwarzer Rebhühner auf und strich über die Dschungel. Einer der Vögel streifte dicht über dem Haupte des Sohnes Faringhea's hin, kehrte, von dem Anblick der Männer erschreckt, wieder um und flog nach der Seite davon, auf welcher der Buthote saß.

Sogleich erhoben sich die Drei, – die Kali hatte entschieden.

Karam, der Sohn Faringhea's, legte schweigend sein Oberkleid von sich, zog aus dem Gürtel einen ledernen Beutel, der mit Kostbarkeiten und Gold- und Silberstücken, der Beute seiner letzten Mordthaten, wohl gefüllt war und übergab ihn seinem Gefährten. Die einzigen Worte, die er an den Sirdar richtete, waren: »Die eiserne Axt, das Symbol des Bundes, ist nicht zur Stelle. Wie befiehlt der Cham, daß der Diener der Kali sterben soll und durch wessen Hand?«

»Nur das Eisen darf die Glieder des Bundes berühren,« sagte der Mahratte. »Kniee nieder am Grabe, welches das Deine sein soll, und die Gottin wird Dich würdig halten, in Deinen letzten Augenblicken ein Geheimniß zu vernehmen, das Deine Seele erfreuen wird.«

Karam neigte sein Haupt und knieete an der Grube nieder, das Gesicht gegen Morgen gewendet.

»Lebe wohl, Kassim, mein Erbe,« sagte er, »und möge die Finstere Dir viele Opfer senden!«

Der Mahrattenhäuptling neigte sich zu ihm und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr, dann entfernte er sich mit langsamen Schritten nach der Richtung, wo er sein Pferd am Tamarindenhügel zurückgelassen.

Mit einem Ausdruck der Begeisterung schaute ihm der dem Tode Geweihte nach, auf seinem Antlitz lag die Freude des Fanatikers, der sich unter die zermalmenden Räder des heiligen Wagens wirft, des Fakirs, der seinen Leib an eiserne Haken hängt und sich in den Rachen des Krokodils wirft für seinen Glauben.

Dann beugte er, ohne nur einen Blick noch auf die Welt umher zu werfen, das Haupt und betete.

Ihm gegenüber knieete mit gleicher fanatischer Inbrunst Kassim, der Todtengräber.

Plötzlich zischte und funkelte es durch die Luft.

Tukallah hatte vom Sattel seines Pferdes das seltsame Geräth gelöst, das wir bei seiner Ankunft erwähnt haben – den runden kurzen Stock und den breiten Stahlring. Mit leisen unhörbaren Tritten hatte er dann den Weg zurückgemacht zu dem Grabe der Thugs und war etwa fünfzehn Schritt entfernt von demselben stehen geblieben.

Dort steckte er die Spitze des Stabes in die Öffnung der Stahlplatte, hob denselben und wirbelte, kaum die Hand bewegend, den Ring um den Stab.

Die Schwingungen waren so rasch, daß man im Sonnenlicht nur einen blitzenden Funken zu sehen vermeinte.

Plötzlich schnellte er, mit einer kräftigen Handbewegung, das Ende des Stabes in der Richtung des knieenden Mannes. Der Stahlring fuhr gleich einem Blitzstrahl durch die Luft und in demselben Augenblicke flog das Haupt Karams zu Boden, aus dem glatt durchschnittenen Hals sprudelte eine Welle dunklen Blutes, der Rumpf hielt sich noch einen Augenblick in der knieenden Stellung und stürzte dann schwerfällig nieder.

Der Mahratte trat zu dem noch leise zuckenden Körper, tauchte seine Finger in das Blut und spritzte es nach allen vier Himmelsgegenden mit den Worten: »Möge sein Geruch Dir wohl duften, o dunkeläugige Göttin, und mögest Du der Seele Karams gnädig sein auf den sieben Wanderungen, die sie zu machen hat!«

Die Art des Todes, die wir so eben erzählt, könnte Manchem unglaublich erscheinen, aber es ist Thatsache, daß diese seltsame Waffe von den Bewohnern des Sindh und der Wüste mit einer so merkwürdigen Geschicklichkeit gehandhabt wird, daß ihre Wirkung dem kräftigen Hiebe eines Beiles vollkommen gleich kommt. – –

Nachdem der Mord, oder vielmehr die Hinrichtung, verübt worden legte Kassim, der Lugh, den Körper in die Grube und bedeckten mit Zweigen und Erde, die er so sorgfältig dem Boden umher gleich machte, daß bald keine Spur mehr von dem schrecklichen Geschäft, das er verrichtet, zu sehen war. Tukallah hatte unterdessen sich zu seinem Pferde begeben und bestieg, als der Thug zu ihm zurückkam, den Sattel.

»Du wirst den Spuren der Hufe meines Rosses folgen,« befahl er, und wenn die alleslebende Sonne morgen die Schatten nach Osten zu werfen beginnt, in meiner Felsenburg Malangher Dich einfinden. Die Göttin will, daß Du der Diener werdest des Faringi, den Ihr

tödteten wollten, allen seinen Winken gehorsam und sein Leben schützend vor jeder Gefahr. Es ist wichtig für die Zeit, die da kommen wird.«

»Aber die schwarzen Slaven, die uns gesehen haben am Werke?« fragte der Thug, »werden sie nicht zu Verräthern werden an uns?«

»Thor! Ihre Zunge ist begraben – sie sind stumm!« Der Sirdar schüttelte den Zügel seines edlen Rosses und sprengte davon.

Als der deutsche Arzt zu der Gesellschaft der Jäger und Diener kam, die auf den Wink des alten Mahrattenhäuptlings zurückgeblieben war und sich seitdem durch die Rückkehr der auf der Jagd zwischen den Sandhügeln der beginnenden Wüste Zerstreuten vermehrt hatte, sah er, daß sie aus etwa zwanzig Personen bestand, die meisten mit arabischen und turkomanischen Pferden beritten und einige darunter prächtig gekleidet und bewaffnet. Sie führten ein Kameel mit sich, das mit einem leichten Zelt und Mundvorräthen beladen war und eine von zwei Ryots oder armen Bauern gezogene Kherrie, eine Art von Handwagen aus zwei Scheibenrädern, auf dem ein schöner Leopard von jener schlanken kleinköpfigen Gattung hockte, die man im nördlichen Indien zur Jagd abzurichten pflegt und die unter der Benennung Jagdleoparden bekannt sind. Eine rothe Tuchkappe bedeckte, wie bei den Falken geschieht, den Kopf des Thieres, nur für die Schnauze eine Öffnung zum Athmen lassend.

Unter den Reitern fiel namentlich ein junger Mann, offenbar der Kaste der Krieger angehörend und durch Tracht und Aussehn sich von der übrigen Gesellschaft unterscheidend, dem Arzte auf. Er trug statt der beliebten blauen Farben der Sindhier und Mahratten einen weiten ärmellosen Rock von weißer Wolle, unter dem ein überaus fein gegliedertes Panzerhemd von Stahlringen – so weich und nachgiebig, daß es sich der geringsten Bewegung anschmiegte – hervorglänzte. Dies ritterliche Gewand umgab nicht bloß die breite Brust, sondern auch den obern Arm bis über die Ellenbogen und fiel auf die Hälfte der Schenkel herab, während die Beine mit weiten rothen Hosen bekleidet waren und die Füße in gelben Schnabelschuhen steckten, in dem breiten orientalischen Bügel ruhend, dessen scharfe Spitze statt des Sporns dient. Der Kopf des Jünglings war mit einer helmartigen, glänzend polirten Silberhaube bedeckt, um die sich, statt des Nackenschildes und Visirs, die rothe Binde eines Turbans schlang. Von der Spitze dieses Helms wehten zwei schöne, durch Stahldrähte gehaltene Pfauenfedern. Die Bewaffnung des Kriegers – denn ein solcher war offenbar der Jüngling – bestand aus einem stark gekrümmten Säbel mit prächtigem, edelsteinverziertem Griff, dessen Sammet-scheide in Silberketten hing, einem langen dünnen Speer und einem hellpolirten Stahlschild, der auf seinem Rücken hing. Ein ähnlich bewaffneter alter Diener zu Pferde trug außerdem noch eine Luntenflinte von alterthümlicher Form.

Der junge Mann ritt einen prächtigen turkomanischen Hengst von schwarzer Farbe, der nur an dem linken Hinterfuß einen kleinen weißen Fleck zeigte.

Sein Gesicht, gegen die Gewohnheit der meisten orientalischen Stämme, von langem dunklen Lockenhaar umgeben, das zu den Seiten des Turbans hervorquoll, zeigte die edle und regelmäßige Bildung der kaukasischen Race: die gerade kräftige Linie der Nase vom Stirnbein ab, den schöngeschweiften Mund, dessen Oberlippe von einem zu beiden Seiten lang herabhängenden pechschwarzen und sorgfältig gepflegten Schnurrbart bedeckt war, und ein festes sanft nach dem Hals abfallendes Kinn, das – wie die Wangen – sorgfältig geschoren

war. Die Augen waren von einem so tiefen Blau daß es bei ihrem Blitzen wie Schwarz erschien, groß und mandelförmig geschnitten und von schmalen dunklen Brauen bogenförmig überwölbt, so daß die inneren Enden derselben über der Nasenwurzel zusammenzustoßen schienen. Alle Bewegungen des schönen Reiters waren rasch und heftig, aber von einer gewissen natürlichen Grazie und Würde.

Als die beiden schwarzen Slaven langsam den noch einigermaßen betäubten Reisenden herbeiführten und die Augen des erst kurz vorher zu der Gruppe der Jäger zurückgekehrten Reiters auf die Kleidung des Fremden fiel, loderte eine Gluth von Haß daraus hervor und seine Rechte schwang drohend den Speer.

»Verfolgen diese verfluchten Faringi uns denn selbst in die Einöden der Wüste und senden ihre Späher zu jeder Zusammenkunft freier Männer?« rief der Gepanzerte wild in hindostanischer Sprache. Aber der Flintenträger des Mahratten-Sirdar streckte die Waffe seines Herrn schützend über das Haupt des Arztes aus, zum Zeichen, daß der Bedrohte unter dem Schutz der Gastfreundschaft des Gebieters stehe, und dann machte er dem Schobedar oder Platzmacher und obersten Diener des Mahrattenhäuptlings, welcher in dessen Abwesenheit den Befehl über die Jäger und Dienerschaar führte, eine Reihe von Zeichen, die diesem vollständig verständlich schienen, denn er wandte sich alsbald zu dem jungen Krieger, der nur mit gefurchter Stirn dem Widerspruch des Slaven Gehör gegeben.

»Edler Khan,« sagte der Schobedar, »Dein Gastfreund, mein Gebieter, fordert uns auf, mit diesem Fremden nach der Burg zurückzukehren. Er gebietet mir, für ihn Sorge zu tragen und wird uns alsbald folgen.«

Der Khan – wie der junge Mann angeredet worden, – näherte sein Roß dem Europäer und betrachtete ihn lange mit durchdringenden Blicken.

»Verstehst Du das Hindostani?« fragte er ihn.

»Ich rede Deine Sprache!«

»Du bist ein Faringi?«

»Wenn Du unter Faringi das Volk der Franken im Allgemeinen verstehst,« antwortete der Arzt, der schon auf der Hochschule das Studium der orientalischen Sprachen eifrig betrieben und durch deren Kenntniß gerade die Bekanntschaft des unglücklichen Nabobs, des Enkels der Begum von Somroo gemacht hatte – »so bin ich ein Faringi oder Franke; ein Engländer aber bin ich nicht.«

»Wie heißt das Volk, dem Du angehörst?«

»Preußen!«

Der junge Khan ließ sich das Wort wiederholen, das ihn zu überraschen schien und in tiefes Nachdenken versenkte. Dann griff er hastig nach seinem Hals und zog eine große Schaumünze hervor, die an einer goldenen Kette auf seiner Brust unter dem Panzerhemd hing.

Dies Schaustück zeigte er dem Arzt.

Es war eine jener großen goldenen Medaillen, welche König Friedrich Wilhelm IV. hat schlagen lassen, die das wohlgetroffene Brustbild des Monarchen tragen und mit deren Geschenk der große Beschützer der Kunst und des Wissens, der geistreichste und gelehrteste Monarch Europa's, die Auszeichnungen auf beiden Feldern ehrend anzuerkennen pfllegt.

»Das ist Friedrich Wilhelm, der König meiner Nation.«

Der junge Khan nickte. »So bist Du ein Tapferer, denn Du gehörst einem tapfern Volk an, das kein Verräther sein kann an Seinesgleichen. *Fattih Murad Khan* liebt die Männer seiner Nation und wird Dein Freund sein.«

Er reichte ihm die Hand, die der deutsche Arzt erstaunt annahm. Währenddessen hatten die Diener des Mahrattenfürsten ein Pferd herbeigebracht, die Anstalten zur Lagerung, die man bereits begonnen, waren rasch abgebrochen worden und der Chiprassy oder Schobedar nahte ihm mit der Bitte, das Roß zu besteigen, da sein Gebieter den sofortigen Aufbruch der kleinen Jagdkarawane befohlen hatte.

Doctor Walding stieg sofort in den Sattel. Als er sich nach dem fernen Tamarindenhügel umschaute, auf dem ihm das furchtbare Abenteuer begegnet war, bemerkte er keinen der dort Zurückgebliebenen mehr.

Gleich darauf setzte sich der Zug in Bewegung und schlug den Weg nach der offenen Fläche der Wüste ein, deren äußern Gürtel die Dschungeln und eine Reihe von kahlen Sandhügeln bildete.

Die Sonne war jetzt im Sinken und ihre Strahlen brannten nicht mehr so heiß, daß sie dem Europäer die Fortsetzung des Weges unmöglich gemacht hätten, obschon er von dem Mordanfall, dessen Hergang ihm noch immer gewissermaßen unbewußt blieb, etwas angegriffen war und einen dumpfen Schmerz von dem Blutandrang im Kopf empfand. Der Khan hatte sein Pferd neben ihn gelenkt und setzte das so seltsam begonnene Gespräch fort.

»Bist Du ein Krieger des großen Königs, dessen Bild ich auf meiner Brust trage?«

»Du irrst, edler Khan,« entgegnete der Deutsche. »Ich stamme zwar aus jenem Lande, aber ich bin ein Arzt, ein Gelehrter, der Euer Land besucht.«

»Die Faringi sind Männer, deren Durst nach Wissen groß sein muß. Sie wissen viele Dinge, und dennoch kommen sie zu uns, um zu lernen. Es sind kaum drei Monden her, als ich einen Deiner Brüder in die Berge von Kashemir auf den Befehl meines Vaters geleitete.«

»Ich habe gehört davon, daß drei Landsleute von mir auf einer Forschungsreise durch das nördliche Indien und Thibet begriffen sind. Kennst Du ihre Namen?«

Der Khan neigte lächelnd den Kopf. »Die Zunge der Hindostani,« sagte er, »ist nicht gelenk genug, die harten Namen der Fremden von jenseits der Berge und Meere wiederzugeben. Will der weise Arzt den Namen nennen, so werde, ich mich seiner wohl erinnern können.«

»Die reisenden Gelehrten sind die Gebrüder Schlagintweit; sie reisen, wie ich gehört, im Auftrage des Königs von Preußen und der ostindischen Compagnie.«

Der Krieger, von dem Doctor Walding noch immer nicht wußte, welchem Volksstamm er angehörte, schüttelte bejahend das Haupt. »Das ist der Name: – sie schrieben ihn mit den Zeichen der Sanskrit auf ein Blatt, das ich noch besitze. Zwei der Brüder sind zurückgekehrt nach Calcutta. Den dritten führte ich auf die Gebirge von Thibet.«

»Und von ihnen hast Du die Goldmünze, edler Khan, die Du vorhin mir zeigtest?«

Wieder verneinte der Krieger.

»Die Hand eines tapfern Sohnes oder Veters Deines Königs selbst hat *Fattih Murad* dies Zeichen gegeben, zur Erinnerung an einen bösen Tag seines Volkes. Hast Du gehört von der blutigen Schlacht von Ferodschah?«

»So bist Du ein Sikh?«

»So ist es. Ich war ein Knabe noch, als meine Väter und Brüder die Schlacht schlugen gegen die grimmigen Faringi. Drei Mal brachen die tapferen Schaaren der Sikhs in den Wald von

spitzen Messern, den ihre Feinde auf den Flinten tragen, aber der Hagelschauer der ehernen Geschosse, den die Kanonen über das Feld streuten, warf auch die Tapfersten darnieder. Fattih Murad focht an der Seite seines Oheims, es war seine erste Schlacht und sein Stahl schlug das Feuer aus den Bayonneten der Faringi! Da traf eine Kugel mein Roß und das stürzende Thier begrub mich bewußtlos unter seiner Wucht. Als ich wieder zur Besinnung kam, war die Schlacht vorüber und mein Volk nach den Ufern des Sedletsch davongezogen – die Faringi hatten das Lager der Meinen erobert und verfolgten sie. In meiner Nähe standen fremde Männer, Christen, und begruben einen Todten – es war ein Frankenarzt, wie ich später gehört, aus Deiner eigenen Heimath, der seinem Fürstensohn nach Hindostan gefolgt war. Der Maharadschah der Preußen war ein Tapferer, mein Auge hatte ihn selbst erblickt neben dem einarmigen Feldherrn der Faringi, als ich mit unseren Reitern zum letzten Mal in ihre Reihen stürmte.«

»Prinz Waldemar, der ritterliche Hohenzollern-Sohn!« rief Walding im aufwallenden Gefühl des Heimathstolzes.

»Du nanntest seinen Namen, der meiner Zunge zu schwer wird, obschon sein Gedächtniß unverlöschbar in der Seele Murads lebt!« fuhr der Khan fort. »Er stand wenige Schritte vor mir an dem Grabe, in das sie seinen Freund legten. Eine Bewegung, die ich, von Schmerz gefoltert, machte, zog seine Aufmerksamkeit auf mich – man hatte mich für todt gehalten, wie mein Roß. Auf den Befehl des Maharadschah zogen zwei seiner Aga's mich unter dem Pferde hervor und leisteten mir Beistand. So tief betrübt der Frankenfürst auch war, so kümmerte er sich doch freundlich um mich, den unbekanntem jungen Sikhkrieger, sprach mir zu, als ich den Tod forderte, da ich kein Gefangener ein und den Untergang meines Volkes erleben wollte, und ließ mich in die Haudah seines Elephanten bringen, weil ich von dem Sturz gequetscht und zu kraftlos war, um gehen oder ein Pferd besteigen zu können. Der Maharadschah Deines Volkes verließ das Schlachtfeld mit seinem Gefolge, denn der Feldherr der Faringi war eifersüchtig und wollte ihm nicht länger gestatten, an dem Kampfe Theil zu nehmen, und führte mich mit sich davon. Es war am zweiten Abend der Reise, als der Fürst mit dem Dolmetscher, der unsere Sprache redete, zu mir trat und mich fragte, ob ich mich stark genug fühle, ein Pferd zu besteigen. Ich bejahte es. Da führte er mich selbst in Begleitung seiner Aga's hinaus vor das Dorf, in dem er sein Lager aufgeschlagen. Dort unter den Palmenbäumen stand ein gesatteltes Pferd. Man gab mir meine Waffen zurück und der Franken-Maharadschah sprach zu mir durch den Mund seines Dolmetschers: ›Du bist frei, Fattih Murad, und magst zu den Deinen zurückkehren. Du bist mein Gefangener und deshalb kann ich Dir die Freiheit schenken. Mögest Du, wenn ich über das Meer zurückgekehrt bin, an die Fürsten im fernen Frangistan denken, die ein Volk von Tapfern beherrschen, wie das Deine ist.‹ Diesen goldnen Mohur mit dem Bild seines Königs gab er mir zum Andenken und reichte mir seine Rechte. Fattih Murad hat seiner nicht vergessen. Mögen tausend Freuden ihm in der Heimath begegnen!«

»Ihre Erde wird ihm leicht sein,« sagte ernst der Doctor, »sie deckt ein preußisches Herz! Prinz Waldemar ist nicht mehr unter den Lebendigen.«

»So fiel er in der Schlacht, wie der Arzt, sein Freund und Begleiter?«

»Er ist auf dem traurigen Krankenbette gestorben. Seine Nation weinte um einen Edlen.«

Der Sikh neigte das Haupt und schwieg mehrere Minuten in stiller Andacht.

Der Jagdzug hatte jetzt den Gürtel der Dschungeln durchbrochen und trat in die wirkliche Wüste ein. Alle Vegetation schien hier aufzuhören, kein Baum, kein Strauch war zwischen den wellenförmigen Hügeln von weißem staubartigem Sand zu erblicken, welche, so weit das Auge trug, den Boden bildeten, und deren Form mit jedem Winde sich änderte. Als der Reiterzug sich in dies Sandmeer versenkte, bemerkte einer der Diener zwischen den Hügeln in der Ferne eine Antilope und machte die Reiter darauf aufmerksam. Im Augenblick war bei dem jungen Sikhkrieger und seinen Gefährten der Eindruck des vorhergegangenen Gesprächs vergessen und die Jagdlust leuchtete aus Aller Augen.

»Haltet mit der Kherrie an!« befahl der Khan. »Wir wollen sehen, ob er die Beute zu beschleichen versteht.«

Sogleich waren die Seyce's oder Pferdehalter – denn jeder indische Reiter von einigem Rang, ja in der Armee jeder Kavallerist, ist von einem solchen begleitet – zur Seite der Steigbügel, und ihre Herren schwangen sich aus den Sätteln. Der Khan stieg auf den Handwagen und begann den Leoparden mit der einen Hand zu liebkosen, während die andere leise die Riemen der rothen Kappe löste, die seine Augen bedeckte.

»Kamar, mein edles Thier,« schmeichelte der junge Mann, »hebe Deine Nüstern in die Luft und sauge den Geruch der Beute ein, welche die Götter Dir gesandt. Dein Fell ist weich, wie die Wolle von Kashemir, und Deine Augen glänzen wie die Diamantentropfen von Gollonda. Richte den Feuerstrahl Deiner Blicke auf jene Antilope und messe Deine Kraft und Geschwindigkeit mit den Sehnen ihrer Beine. Fort mit Dir, Kamar, der Du der beste Jäger der Wüste bist!«

Mit den letzten Worten hatte er dem Leoparden die Kappe abgerissen und hielt mit beiden Händen jetzt den Kopf des kräftigen und gelenkigen Thieres in der Richtung, wo die Antilope auf einem entfernten Sandhügel stehend, zu bemerken war, während ihren scharfen Augen der Jägerzug durch die Bildung des Terrains noch verborgen blieb.

Nach und nach gewöhnten sich die Augen des anfangs geblendeten Thieres an das Licht, und sobald sie den fernen Gegenstand erfaßt hatten, auf den der Jäger seine Aufmerksamkeit zu leiten suchte, stieß es ein dumpfes Knurren aus und sofort schob es der Khan von dem Wagen. Der Leopard hatte kaum den Boden berührt, als er, ohne sich um die Männer zu kümmern, vorsichtig zwischen den Hügeln zur Seite verschwand, wie ein Jäger, der sein Wild umgehen will. Walding, der mit Interesse das Verfahren des jungen Sikhkriegers mit dem schlanken grimmigen Thier beobachtet hatte, zwischen Beiden eine gewisse Ähnlichkeit findend, konnte den Leoparden bald nicht mehr erblicken. Ohne Lant und Bewegung, um die scheue Antilope nicht aufmerksam zu machen, blieb die ganze Gesellschaft wohl eine Viertelstunde in ihrer Stellung, dann bemerkte man, wie die schlanke Bewohnerin der Wüste unruhig zu werden begann, den Kopf, wie die Nähe des Feindes witternd, hin und her wendete und plötzlich in mächtigen Sätzen – denn die Antilope vermag zwanzig bis dreißig Ellen weit zu springen – davonflog, hinter ihr drein in demselben Augenblick der Leoparde.

Der Khan stieß bei diesem Anblick ein gellendes Geschrei aus und galoppierte, von der ganzen Gesellschaft gefolgt, hinterdrein. In Zeit von wenigen Minuten hatten sie das Raubthier eingeholt, das seine Beute beim zweiten Satz zu Boden gerissen, indem es ihr auf den Rücken gesprungen war und die Vordertatzen um den Hals geschlungen hatte, jetzt beschäftigt, das Blut aus den Halsadern der Gazelle zu saugen. Erreicht der Leoparde seine Beute nicht mit

dem zweiten Sprung, so steht er beschämt von der Jagd ab und kauert sich nieder, dagegen läßt er sich auch von der niedergerissenen ohne Widerstand durch die Jäger fortführen.

Diese waren eben um die Gruppe versammelt und beschäftigt, dem Leoparden die Kappe wieder aufzusetzen, als der Sirdar bei ihnen eintraf.

»Vorwärts, Murad-Khan,« sagte er rauh, »laß das Vergnügen Denen, die Zeit dazu haben, uns fordern jetzt die Thaten. Ich bringe der Rani das, was wir brauchen und vielleicht den Funken, der das Pulverfaß entzünden mag. Wir wollen so rasch als unsere Renner uns tragen können, nach Malanaher, meiner Burg.«

»Aber die Boten, die Du erwartetest?«

»Sie werden uns folgen mit denen, die keine Pferde haben und dem Jagdgeräth!«

Er wandte sich zu dem Subedar und ertheilte ihm leise einige Instructionen, worauf dieser mit einigen der Jäger und zwei Reitern den Weg in der Richtung nahm, welche die Gesellschaft anfangs bei dem Zusammentreffen mit dem deutschen Arzt verfolgt hatte. Dann ließ der Sirdar von den Zurückbleibenden die Pferde tränken und mit Haferbrod füttern und befahl den Aufbruch.

»Die Kinder der Thug,« sagte er mit aller Freundlichkeit, die sein finsternes Antlitz gestattete, »spotten der Anstrengungen, wird aber der weise Arzt der Franken einen weiten und raschen Ritt, bis die Sonne wieder emporsteigt, vertragen können?«

»Wenn er mich von meinen Feinden entfernt und in Sicherheit bringt, mit Freuden und sollte ich mich auch auf dem Sattel festbinden!«

»Und die Feinde, die Du fürchtest, sind?«

»Eure eigenen Tyrannen, die Engländer!«

»Schiwa sei gelobt! Dann vorwärts!«

Und die Reiter, acht an der Zahl, setzten ihre Pferde in Galopp.

Hinein ging es in die Wüste in gestrecktem Lauf. Der Arzt ahmte das Beispiel der Anderen nach und band einen Leinentuch um den Mund zum Schutz gegen den Staub, und da die Sonne sich ihrem Untergange zuneigte und die Hitze nachgelassen hatte, ertrug er den anstrengenden Ritt ziemlich gut, obschon er durch seinen langen Aufenthalt auf dem Schiffe jener männlichen und ritterlichen Bewegung ziemlich ungewohnt geworden. Je weiter sie in die Wüste hinein kamen, desto trauriger und einförmiger wurde die Gegend. Nur selten noch streifte eine Gazelle am Horizont mit ihren raschen Sprüngen vorüber, oder ein Schakal trabte über die Sandhügel. Der ewige unabsehbare Wechsel derselben glich einem leicht bewegten Meer. Der Ritt war zu rasch, die Luft zu heiß, als daß ein Gespräch möglich gewesen wäre, und so jagte die Schaar rastlos ihrem noch immer unsichtbaren Ziele zu.

Doctor Walding bemerkte an verschiedenen Orten die von den Geiern abgenagten und von der Sonne gebleichten Knochen von Kameelen, und daß sie zwei Mal an steinernen Brunnen vorüberkamen, in deren Nähe einige Karylbüsche wuchsen, die aber – und zwar durch Menschenhand – verschüttet waren.

Er erinnerte sich, gehört zu haben, daß die Stämme, welche die Oasen der Wüste bewohnen, oft auf viele Meilen in der Runde durch dies Mittel den Zugang zu ihren Wohnsitzen zu erschweren und unmöglich zu machen suchen.

Gegen zehn Uhr Abends befahl der Mahrattenfürst einen Halt. Man lagerte an der Seite eines Sandhügels, die Reiter holten die mit Wasser gefüllten Ziegenschläuche hervor, die an

ihren Sätteln befestigt waren, und stillten den eignen und den Durst der Thiere, worauf ein einfaches Mahl von ausgetrockneten Datteln und Brod eingenommen wurde.

Nach zwei Stunden der Rast befahl der Sirdar auf's Neue den Aufbruch, und es ging wie vorher im Galopp weiter, wobei der Arzt die Sicherheit bewunderte, mit welcher seine Begleiter, ohne alle sonstigen sichtbaren Zeichen eines Weges, nach dem Stand der Sterne ihre Richtung zu regeln schienen, ohne je einen Augenblick darüber in Zweifel zu gerathen. Die frühe Dämmerung begann den Horizont zu erhellen und einiges Licht über die Fläche zu werfen, über welche die Reiterschaar daherstürmte, als Walding bemerkte, daß sich die Gegend änderte, mächtige Felsenblöcke häufig ihren Weg unterbrachen und in der Entfernung von einigen Meilen eine dunkle Bergwand sich vor ihnen erhob. Auf diese ging ihr Lauf zu und sie erreichten den Fuß, als die ersten Sonnenstrahlen eben über die Wüste zitterten.

Staunend sah der Deutsche zu diesen Felsenmauern empor, die sich fast senkrecht aus der Sandfläche umher in schwarzen gigantischen Massen erhoben, ohne daß sein spähes Auge einen Weg zu ihrer Überschreitung erblicken konnte. Erst als Tukallah sein Roß am Fuße dieser mächtigen Bergwände hinlenkte und um einen Vorsprung derselben bog, sah der Arzt, daß sich hier eine jener schmalen Klüftungen öffnete, die einem Riß zwischen Felswänden durch irgend eine Gewalt der Natur hervorgebracht, gleichen, und daß dieser Spalt in verschiedenen Windungen sich in die Berge hinaufzog. Der Weg auf seinem Grund war so schmal, daß kaum zwei Reiter neben einander ihn passiren konnten, und oft hingen die schwarzen Felskuppen so weit darüber hin, daß kaum noch eine schmale Linie des Himmels zu erblicken war.

Der Sirdar hielt am Eingänge dieses furchtbaren Felsenpasses an, der leicht gegen ein ganzes Heer zu vertheidigen sein mußte, und stieß in ein Horn, das einer seiner Begleiter ihm reichte, drei Mal einen lang gezogenen Ton.

Das Echo war kaum verklungen, als von der Höhe der Felsenlabirinthe ein ähnlicher Hornstoß antwortete.

»Die Wachen sind auf ihrem Posten und benachrichtigt,« sagte der Sirdar. »Vorwärts denn!« Und er lenkte sein Pferd in den gefährlichen Weg.

In der Kluft herrschte noch tiefe Finsterniß, aber die edlen Rosse schienen den Weg so genau zu kennen, daß die Reiter ihnen unbesorgt die Zügel überließen. Zwischen den hohen Felswänden wand sich der Pfad bald breiter, bald so schmal wie am Eingang, in die Höhe und wurde immer lichter, je weiter sie kamen. Zwei Mal begrüßte sie der Anruf von Schildwachen, die auf vorspringenden Felsstücken über ihren Häuptern Wache hielten.

Sie waren eine halbe Stunde bergan gestiegen, wobei sich die Kluft immer mehr und mehr öffnete, als sie auf der Höhe derselben und an der andern Seite des Felsenwalles anlangten.

Zu seinen Füßen erblickte der Deutsche im lieblichen Licht der Morgensonne mitten in dieser Wüste ein Paradies, wie es die Phantasie nicht herrlicher schaffen konnte, ein Zauberbild aus einem orientalischen Märchen mit aller Wunderpracht der tropischen Vegetation.

Walding hatte oft von jenen paradiesisch schönen Thälern von Kashemir gelesen, die sich plötzlich vor dem Wanderer durch die wilden Gebirgszüge des Himalaya öffnen, und glaubte hier ein solches vor sich zu sehen. Das Thal, das sich zu seinen Füßen ausbreitete, mochte etwa eine halbe deutsche Meile lang und halb so breit sein, und war rings von hohen Felsenmauern eingeschlossen. Diese flachten nach dem Thal zu sich zu grünen Rasenmatten ab, bedeckt mit wildem Wein und herrlichen Korkeichen, zwischen denen der Teakbaum seine

großen Blätter hervor streckte. Der Grund des Thales war ein weiter prächtiger Blumen-teppich, aus dem süße Wohlgerüche emporstiegen und die Luft erfüllten. Von der östlichen Felswand sprudelte ein starker Quell kaskadenartig herab, durchschlängelte in einem künstlich oder natürlich geregelten Lauf einen großen Theil des Grundes und bildete in der Mitte des Thales einen kleinen von Pipala's und Akazien umgrüneten Teich, der dadurch etwas Geheimnißvolles gewann, daß man wohl das Hineinströmen des Baches, aber keineswegs einen Abfluß bemerken konnte. Dieser Umstand bestärkte den Gelehrten in der Annahme, daß der großartige Felsenkessel durch irgend eine mächtige vulkanische Erhebung entstanden sei.

Prächtige Gruppen von Kokos- und anderen Palmenarten der Tropen, Tamarinden, von einem so riesigen Umfang, daß drei Männer die Stämme kaum zu umspannen vermocht hätten, mit ihrem zephyrartig reizend gefiederten Laub, die Banyane, der Mongobaum und die Pipala wechselten mit prächtigen Mangrove, Rosen- und Granatbüschen ab. Zwischen Hecken von wildem Indigo, Sirky und den schönen Mimosenbäumen streckten sich wohlbewässerte Felder mit allen Getreidearten Indiens, dem goldenen Weizen, dem Gram und Javary. Dies reizende Landschaftsbild erhielt durch viele aus Bambusrohr zierlich geflochtene Hütten, durch eine Heerde Kameele, die an den Abhängen des Gebirges weideten und eine Zahl von zehn zahmen Elephanten, die eben von ihren Kornaks zur Tränke am Teich geführt wurden, das Bild der wohnlichen Belebtheit. Aber auch an anderer Belebung fehlte es nicht. Die schöne Angoraziege kletterte auf den Berghöhen, das berühmte Thybet-Schaf begann im Grunde zu weiden, mächtige Stiere begrüßten brüllend den Morgen und die bunte Farbenpracht der Vögel war erwacht mit den ersten Sonnenstrahlen. Der Goldfasan mit seinem glänzenden gelbrothen Gefieder und sein Rival an Schönheit, der Silberfasan, ließen ihr Glucken hören – der Pfau, dieser königliche Vogel Indiens breitete sein Farbenrad und stieß sein häßliches Geschrei aus, – auf dem Teich schwamm die prächtige Mandarinente, in dem thurmho- hen Wipfel der Palmen wiegte sich der blaue Ara, das Heer der Papageien und Kakadu's war erwacht und erfüllte die Luft mit seinem Geschrei; der Paradiesvogel begann sein ewiges Schweben in den Lüften, von dem er den Ruf hat, daß er ohne Füße geboren und im Fliegen schlafen müsse, behende Affen sprangen von Zweig zu Zweig und die Schaar der Kolibri's tauchte in die sich erschließenden Blütenkelche.

All' dies paradiesische Leben entwickelte sich natürlich erst vor den staunenden Augen des Deutschen, als er langsam mit seinen Begleitern in das herrliche Thal hinabritt, dessen plötzlicher Anblick ihn auf der Höhe der Felsen mehrere Minuten lang gefesselt hatte, während der Mahrattenfürst und der Khan sich an seiner Überraschung weideten.

Dann streckte Tukallah die Hand aus, wies nach dem Hintergrund des Thales und sprach den Namen: Malangher!

An der Südseite des Thales, auf einem eckig hervorspringenden Felsengrat lag das Mahrattenschloß, die geheimnißreiche dunkle Felsenveste der Würger!

DIE GEHEIMNISSE DER SCHWARZEN BURG.

Es fiel Doctor Walding auf, während sie im Galopp durch das Thal der Felsenburg zu ritten, daß nur Frauen und Kinder auf den Feldern und vor den Hütten zu erblicken waren, die Frauen nach der Sitte der Mahratten tief verschleiert, so daß nur die Augen zu sehen waren, während im Pendschab unter Hindu's und Mohamedanern ein freierer Gebrauch herrscht und Frauen und Mädchen gewöhnlich ihr Antlitz ohne die entstellende Hülle zeigen.

Die Bewohnerinnen des Thals waren, so weit es die verhüllenden weißen und blauen Gewänder zu sehen gestatteten, schlanke schöne Figuren, und blieben, als der Zug vorüberbrauste, in bescheidener Entfernung, die Arme über die Brust gekreuzt, stehen.

Schon von der Höhe der Felswand hatte der Sirdar einen der Reiter vorausgeschickt, ihre Ankunft zu melden, und als sie jetzt der Burg näher kamen, konnten sie leicht bemerken, daß der Bote bereits eingetroffen war und man sie erwartete.

Walding hatte nun volle Gelegenheit, das Äußere der Mahrattenveste zu betrachten. Wir haben bereits bemerkt, daß sie auf einem von der Hauptwand der Berge vorspringenden Felsengrat gebaut war. Der Ausgang zu ihr war steil aber breit und selbst für die Elephanten passirbar. Er wand sich im Zickzack empor, so daß er leicht von den Mauern des Schlosses bestrichen werden konnte, und endete in dem gewölbten Portal eines breiten viereckigen Thurmes, von dessen Plateau drei große metallene Kanonen drohend ihre Mündungen niederstreckten. Eine starke aus dem schwarzen Gestein des Felsens meist in senkrechter Linie mit den Abgründen aufgeführte Mauer umschloß die inneren Gebäude der Veste, die terrassenförmig über einander emporstiegen, so daß von der Höhe des letzten, das mit einer mächtigen, in der spitzen orientalischen Kugelform geschweiften Kuppel geziert war, das ganze Innere der Festung übersehen werden konnte. Die Mauern hatten, wie bei den orientalischen Bauten üblich, nur wenige Öffnungen nach Außen und wurden an vier Ecken durch hohe, schlanke Minarets überragt, die gleich Wächtern hinaus in das Thal lugten. Einen eigenthümlichen Abstich zu dem schwarzen Aussehn des Ganzen gewährte die Kuppel des höchsten Gebäudes, die ganz vergoldet war und in den Strahlen der Sonne funkelnde Blitze warf. Dicht hinter diesem eigenthümlichen Bau erhob sich die Bergwand, die ohne Ausgang hier das reizende Thal abzuschließen schien. Kurz vor der Wölbung der Eingangsturmes, deren riesige Thorflügel von Erz gegossen und mit Hieroglyphen bedeckt waren, jetzt aber weit geöffnet standen, durchbrach eine tiefe Felsspalte quer den Weg und wurde von einer in Ketten hängenden Zugbrücke überdeckt. Männer standen auf den Mauern und unter dem Thor in verschiedenartigen reichen und ärmlichen Gewändern und Trachten, Alle bewaffnet und in ihrer Mitte eine hohe Frau, über die erste Blüthe der Jahre hinaus, aber mit wohlerhaltenem, stolzem und kühnem Gesicht und mit prächtigen Kleidern und Juwelen geschmückt.

Ein rothes, mit Goldblumen durchwirktes Oberkleid war unter der Brust mit einer Agraffe jener kostbaren Türkisen aufgenommen, die in den Minen von Nischnipur gefunden werden, und ließ ein auf die Goldpantoffeln herabfallendes Unterkleid von jener zarten blaßgrünen Seide schauen, welche bis jetzt allein die Webstühle China's liefern. Ein kostbarer Kashemirshawl umschlang turbanartig die hohe kegelförmig zugespitzte Mütze und fiel in befranzten Enden herab auf die Schultern.

Neben dieser königlich ausschauenden Frau – und in der That war sie die Königin einer mächtigen und kriegerischen Nation gewesen – standen ein junges Mädchen und zwei Männer, die gleiche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Das Mädchen war gleich prächtig gekleidet, wie ihre Mutter, denn obschon ihr Gesicht von einem Schleier bedeckt war, hinderte dieser doch nicht das Erkennen und Vergleichen der Züge, denn er war von jenem kostbaren indischen Gewebe, das auf den Rasen gebreitet, nur wie Thau desselben aussieht. Der eine Mann trug die hohe persische Mütze von schwarzem Schaffell und den langen blauen Talar dieses Volkes. Der wilde Ausdruck des Gesichts und die schwere Bewaffnung deuteten

jedoch darauf hin, daß er einem der kriegerischen Nachbarstämme, und zwar dem Afghanenvolk, angehöre, diesen erbitterten und glücklichen Gegnern der Engländer. Der Andre war ein Greis von ernstem, strengem Ansehn, und obwohl seine Farbe von der Sonne des Ostens so mahagonibraun gefärbt war, wie die der Eingeborenen, bewiesen doch die Züge dieses Gesichts und der Orden der französischen Ehrenlegion, den er auf seinem Kaftan trug, daß er ein geborner Europäer war.

Sobald Murad-Khan der hohen Dame ansichtig wurde, sprang er von seinem Rosse, nahte ihr mit Ehrerbietung und beugte sein Knie vor ihr, indem er den Saum ihres Oberkleides an seine Lippen führte.

»Möge Wischnu, der Erhalter, der hohen Rani langes Leben und den Sieg über ihre Feinde verleihen, daß diese Augen sie wiedersehen auf dem goldnen Thron von Lahore,« sagte der junge Sikhkrieger. »Dein Slave ist zurückgekehrt, früher, als er es gehofft, nach dem Willen unsers Gastfreundes, der einen Freund gefunden aus dem Lande der Faringi, obschon er nicht von dem Volk unserer Tyrannen ist.«

Die Augen der Rani – der letzten Königin des Sikhstaates – wandten sich auf den Deutschen, der mit der ganzen Gesellschaft jetzt abgestiegen war, die Rosse den herbeieilenden Seyce's überlassend, und dann auf den Sirdar.

»Tukallah ist ein so weiser und treuer Mann,« entgegnete sie, »daß er keinen Verräther in unsre Nähe bringen wird. Sein Gast ist der Rani willkommen, auch wenn sie ihn nicht kennt.«

»Der Dir naht,« sprach der Mahratte, »kann die Hoffnung Deines Hauses werden. Wir haben in ihm gefunden, was wir suchten, und der junge Maharadschah der Sikhs soll frei sein, ehe der Mond sich auf's Neue füllt!«

Auf diese Versicherung reichte die entthronte Fürstin dem Deutschen die mit kostbaren Juwelen bedeckte Hand nach europäischer Sitte.

»Möge Dein Wort zur Wahrheit werden, weiser Sirdar der Mahratten, unserer Brüder!«

Damit verließ sie den Eingang und schritt in Begleitung ihrer Tochter der Gesellschaft voran durch das Thor in das Innere der Burg. Der Mahrattenfürst ging an ihrer andern Seite und redete heimlich und eifrig mit ihr.

Der Khan legte die Hand auf den Arm seines neuen Freundes. »Was sagt der weise Arzt der Franken zu der Rose von Lahore? Ihr Duft ist lieblich und der Glanz ihrer Augen überstrahlt das Feuer des Koh-ih-noor!«¹

Walding, der die bilderreiche Sprache der Orientalen kannte, sah ihn erstaunt an, denn er glaubte, der junge Krieger spräche von der Rani.

»Sie muß in ihrer Jugend schön gewesen sein,« entgegnete er, »und ihr Auge ist noch feurig und voll Hoheit; wenn Murad-Khan die Dame aber mit einer Rose vergleichen will, so möchte ich sie doch gerade nicht mehr eine in ihrer ersten Blüthe nennen.«

Der Greis mit dem europäischen Gesichtsausdruck, der an ihrer Seite ging, lachte über das Mißverständniß.

»Der tapfere Murad,« sagte er in französischer Sprache, »glaubt, daß wenn er von einer Dame spricht, Jedermann wissen muß, daß es nur von seiner Verlobten, der Prinzessin Mahana, der Tochter der Rani, geschehen kann. Es war das junge Mädchen an der Seite ihrer Mutter. Doch erlauben Sie, mein Herr, da unser junger Freund uns bereits benachrichtigt hat, daß Sie kein Engländer von Geburt sind, Sie zu fragen, welcher Nation Sie angehören?«

¹Der berühmte Diamant, jetzt Eigenthum der englischen Krone.

»Ich bin ein Deutscher, ein Preuße!«

Die Stirn des Greises verfinsterte sich einen Augenblick – dann aber rächte er dem Arzt zum Willkommen die Hand. »Die Preußen waren die Feinde meines großen Kaisers,« sagte er in Erinnerungen verloren, »aber sie sind eine brave Nation und begnügten sich, den Löwen zu besiegen, nicht ihn zu ermorden. – In meiner Jugend war ich unter den französischen Adlern in Ihrem Vaterland und zog in die Thore Ihrer Hauptstadt ein. Verzeihen Sie einem alten Mann die glorreichen Erinnerungen seiner jüngeren Jahre.«

»So sind Sie einer der alten napoleonischen Offiziere in den Heeren der indischen Fürsten?«

»Ich bin der General *Ventura*,« sagte der Greis mit einigem Stolz, »früher Capitain der französischen Armee, seit 1822 in Diensten des berühmten Rundschi Singh und seiner Nachfolger, jetzt mit ihnen ein flüchtiger Verfolgter. Da Sie bereits bei Ihrem Eintritt das wichtigere Geheimniß von der Anwesenheit der Maharani erfahren haben, nehme ich keinen Anstand, auch meinen Namen Ihrer Ehre anzuvertrauen.«

Der Preuße verbeugte sich. »Der Name des berühmten Organiseurs der Sikh-Armee ist keinem Gebildeten unbekannt, schon aus der Reisebeschreibung des Capitain von Orlich, meines Landsmannes. Es bedarf wohl keiner Versicherung, daß das, was ich hier sehe und höre, in meiner Brust verschlossen bleibt. Überdies bin ich gewissermaßen selbst ein Flüchtling – wenigstens würden mich englische Augen als solchen betrachten.«

Die weitere Erörterung dieses Gegenstandes wurde jedoch verhindert durch den Eintritt der Gesellschaft in die inneren Räume der Burg.

Der Vorhof, den sie zuerst betraten, enthielt zu beiden Seiten unter großen colonnadenartigen Bogen die Ställe der Pferde und die Wohnungen der Krieger und Diener, welche die Besatzung der Burg bildeten. Zahlreiche Männer, bewaffnet oder in Pilgerkleidern, gleich als hätten sie einen weiten Weg zurückgelegt, standen und saßen umher, besonders, um den Rand des steinernen cisternenartigen Brunnens, der sich in der Mitte des Hofes öffnete. Sie Alle erhoben sich und machten ehrerbietig ihren Salem oder Gruß, als der Sirdar mit seinen Begleitern vorüberschritt nach dem Gitterthor, das sich in der zweiten Gebäudereihe öffnete. Zwei Krieger, in alterthümlicher Weise mit Stahlhauben und Kettenpanzern gerüstet, hielten an dem Thor Wache, von dem aus eine breite Treppe von schwarzem Marmor emporführte, zum nächsten Hof, der nur zwei oder drei Fuß tiefer lag als das flache Dach der zweiten Reihe, mit demselben durch Zugänge und Stufen verbunden. Rechts und links bildeten prächtige Holzpavillons mit reicher Vergoldung und chinesischen Malereien die Verbindung mit dem letzten der Hauptgebäude, in dessen Mitte sich die große Pagode mit der vergoldeten Kuppel erhob, um die zu beiden Seiten her eine prächtige Marmortreppe hinauf zu dem Dach des Rückflügels der Burg lief. So einfach finster und kriegerisch auch die vordere Hälfte des Mahrattenschlosses erschien, so verschwenderisch reich und reizend, dem Charakter des lieblichen Thales angemessen, war dieser Theil ausgestattet. Der Hof bildete einen mit prächtigen Blumen und duftenden Büschen bedeckten Garten, aus dessen offenbar mit großer Mühe auf diesen Felsengrund geschaffter Erde sich hundertjährige Orangenbäume in langer Reihe erhoben, in ihrem dunklen Laub neben den goldglänzenden Früchten die weißen Blütenbüsche tragend, die rings umher ihren schweren Wohlgeruch verbreiteten. Zwei silberhelle Fontainen ließen ihren Wasserstrahl zwischen diesen Bäumen und Blumen in schön gemeißelte Bassins von milchweißem Marmor zurückfallen, in denen eine Schaar der Gold- und Silberfische Indiens munter umherschwammen; buntgefiederte blaue und rothe Ara's und isabellfarbige

Kakadu's wiegten sich auf Golddrähten, die von Baum zu Baum gezogen waren, und ein halbes Dutzend prächtiger zahmer Pfauen stieg gravitatisch in den Gängen des Gartens auf und nieder. Die Mauern des gegenüberliegenden Gebäudes waren mit Pfirsich- und Rosenspalieren an vergoldeten Gittern bedeckt, und die Rosenbäume hatten in der treibenden Gluth der tropischen Sonne und in der Feuchtigkeit, welche die Springbrunnen ihnen zuführten, eine Höhe von zwei Geschossen und eine Üppigkeit der Blumenentfaltung erreicht, die mit nichts Ähnlichem in der Welt zu vergleichen war.

Die Pagode, oder der Tempel, der die Mitte des Gebäudes einnahm, war ein Prachtwerk des zierlichen und kunstvollen altindischen Baustyls und mochte, wie die ganze Burg, mehr als ein halbes Jahrtausend zählen. Er war in seinen zahllosen Ecken und Vorsprüngen mit Säulchen, Mastern, Stukturen und kostbaren Mosaiken bedeckt, von seinen Spitzen hingen glänzende Metallplatten herab, die im Luftzug harmonisch an einander schlugen, und wenn auch der Zahn der Zeit überall gerade an diesem prächtigen Bauwerk genagt hatte und sichtbar war, beschäftigten doch die tausend Einzelheiten der Arabesken, der metallenen Verzierungen und Vergoldungen den Blick noch allzusehr, um den Verfall näher zu verfolgen. Die beiden Marmortreppen, die sich um die Pagode zur Höhe des Gebäudes wanden, zeigten rechts und links Seiteneingänge in dasselbe; das Dach selbst war mit einem vergoldeten Gitterwerk eingefaßt, über das Blumen und Grün hinauschaute, und zwei riesige Mohrensclaven, die mit blanken Säbeln an dem Fuß der Doppeltreppe Wache hielten, bestärkten noch mehr die Vermuthung des Arztes, daß ein Theil dieses Gebäudes und die oberste Terrasse die Zenana oder den Aufenthalt der Frauen bildeten.

Diese Vermuthung bestätigte sich auch, indem die Maharani mit ihr Tochter alsbald sich auf einer Seite der Treppen entfernte und in das Innere des Gebäudes hinabstieg, während der Sirdar sich dem Arzte näherte und zwei der Diener herbeiwinkte, die ihnen aus dem Vorhof gefolgt waren.

»Mein Freund und Gast,« sagte der Mahratte mit jener orientalischen Gastfreundschaft, die alle Wünsche des Wirthes denen seines Gastes nachsetzt, »wird müde sein nach dem anstrengenden Ritt. Diese Beiden werden zu Deinem Dienst bereit sein, bis ich Dir einen eigenen Diener geben kann. Jener Pavillon soll Deine Wohnung sein, und wenn Du geruht und die Beschwerden der Nacht vergessen hast, wollen wir von dem sprechen, was uns Beiden wichtig ist.«

Es war dem Arzt nicht unlieb, auf diese Weise einige Ruhe zu genießen, denn die überstandene Gefahr, die wechselnden Eindrücke und der angestrengte Ritt hatten in der That seine Kräfte erschöpft. So folgte er denn den Dienern, die ihn zunächst in eine Grotte führten, die vom Garten aus unter den Rosenspalieren in das massive Mauerwerk des Gebäudes sich öffnete, und aus dieser eine Treppe hinab nach einem gewölbten Baderaume, der sein Licht von oben her empfing. Hier genoß der ermüdete Reisende mit all jenem Luxus und wollüstigen Comfort, der die orientalischen Bäder begleitet, ein solches, wurde von den Dienern mit warmen Wollendecken abgerieben und mit jenen eigenthümlichen Manipulationen geknetet, die den Gliedern und Muskeln neue Spannkraft zu geben scheinen, und dann in einen weiten Überwurf von indischer Wolle gehüllt nach dem Kiosk geführt, den der Sirdar ihm zur Wohnung angewiesen. Hier fand er köstliche Früchte, Scherbet und Kaffee zu seiner Erfrischung bereit, und nachdem er davon genossen, warf er sich auf das Lager aus Kissen und Teppichen, das an der Seitenwand des Gemachs entlang lief, ohne der köstlichen Aussicht durch

die geöffneten Jalousieen auf das Thal zurück auch nur einen Blick zu schenken, und sank sogleich in einen tiefen und festen Schlaf.

Die Mittagshitze war vorüber und die Sonne senkte sich zum Untergang, wie vierundzwanzig Stunden vorher, da er unter der Tamarinde am Rande der Wüste so wunderbar dem sichern Tode entgangen war, als er neu gekräftigt die Augen öffnete und sich emporrichtete, erstaunt, sich in so fremder prächtiger Umgebung zu sehen, bis die Erinnerung an das Vergangene ihm zurückkehrte.

An der Thür des Gemachs kauerte ein Diener, nicht einer der beiden, die ihn am Morgen im Bade bedient, sondern ein anderer Mann, dessen Antlitz er schon gesehen zu haben vermeinte, obschon er mit den indischen Physiognomien noch zu wenig vertraut war, um sich genügend erinnern zu können, wann und wo dies geschehen.

Der Diener, in einen blauen Rock gehüllt, ein gelbes Seidentuch um den Kopf geschlungen, erhob sich sogleich, als er das Erwachen des Arztes bemerkte und trat an sein Lager.

»Was befehlst Du, Sahib?¹ Dein Diener ist bereit, Deine Befehle zu vollziehen!«

»Der Sirdar sagte mir, daß er einen eigenen Diener mir bestimmt hat. Bist Du der Mann?«

»Ich habe einen Eid geleistet auf das, was mir das Heiligste ist, jedem Deiner Winke zu gehorchen, und mit meinem Leben das Deine zu schützen, bis die Zeit gekommen, wo ich wieder frei sein kann. Ich bin Dein Slave, ein Hauch in Deinem Munde, ein Nichts vor Deinen Augen, so lange ich Dir diene. Dein Wort ist mein Gesetz und Dein Gebot mein Leben. Die Dunkeläugige hat es befohlen!«

Obschon Walding die bilderreiche und überschwängliche Redeweise der Orientalen bereits kannte, waren ihm diese Versicherungen seines neuen Dieners doch auffallend, und er fragte daher:

»Wie kommt es, daß Du mir, der ich Dir ein Fremder bin, Dein Leben und Sein weihen willst, während ich doch höchstens die Ergebenheit und die Dienste von Dir fordern kann, die jeder Herr von seinem Diener zu verlangen berechtigt ist? – Zunächst, wie nennst Du Dich?«

»Kassim, Sahib!«

»Dann beantworte mir meine Frage, Kassim.«

»Sahib, ich bin nicht Dein Diener, ich bin Dein Mayadar!«

»Was ist das – ich verstehe den Ausdruck nicht. Erkläre mir ihn!«

»Meine Worte haben es bereits gethan. Ich bin der Schatten Deines Schattens. Wenn ein Mann sich einem andern durch einen heiligen Eidschwur verlobt hat, so ist er von der Stunde an sein Mayadar, bis Mahadeoh, der Gott des Todes, Einen oder den Andern von diesem Leben befreit. Sein Leben, sein Wissen, das Mark seiner Gebeine und die Gedanken in seinem Hirn müssen Dem gehören, dem er sich zum Mayadar gegeben, wie die Aya dem Kinde gehört, das die Milch ihrer Brust getrunken. Kassim war ein freier Mann, aber der Wille eines Mächtigers hat ihn zum Hunde eines Faringi gemacht.«

»Und wenn ich mich weigere, Deine Dienste anzunehmen?« Der Hindu lächelte verächtlich. »Kannst Du dem Ganges gebieten, rückwärts zu fließen, dem *Monsoon*² seinen Weg anweisen? Mein Schicksal ist an das Deine geknüpft durch geheimnißvolle Mächte, über die wir Beide

¹Sahib – Herr! Die indische Anrede.

²Ein Wind an den indischen Küsten, der in gewissen Strichen und zu gewissen Jahreszeiten weht.

nichts vermögen. Nur Dein Tod oder der meine kann mich erlösen und so lange habe ich mein Blut für Deinen Willen zu geben.«

»Und wer ist es, der Dir diesen Eid auferlegen konnte?«

»Wer anders als Tukallah, der Gebieter dieser Burg und des Thales?«

»So hat also Tukallah große Macht unter seinem Volk, und Du gehörst zu seinem Stamm?«

»Er ist ein Sirdar der Mahratten und der Stamm seiner Familie so alt, wie Hindostan. Frage mich nicht weiter, Sahib, er selbst wird Dir sagen, was Dir zu wissen gut ist, denn er hat mir befohlen, Dich zu ihm zu führen, sobald Du erwacht seist.«

Walding fühlte, daß es Unrecht wäre, den Mann weiter auszuforschen, und erhob sich, eine kurze und einfache Toilette zu machen. Er fand einen vollständigen indischen Anzug vor dem Divan, dessen er sich nach Kassims Erklärung bedienen sollte und den er nach kurzer Überlegung mit dessen Hilfe anlegte. Bald war er in den weißen Kaftan, den Turban und den weiten wollenen Beinkleidern eines Parsen, deren Sekte die meisten Kaufleute Indiens angehören, gekleidet, steckte den zu dem Anzug gehörenden Yatagan in seinen Gürtel und folgte seinem neuen Diener, der ihn durch den Garten nach der Treppe begleitete, die um die Pagode hinauf zur höchsten Terrasse des Schlosses und den Räumen der Zenana führte. Die schwarzen Wächter am Eingang, die sonst kein männliches Wesen diese Schwelle überschreiten ließen, schienen bereits benachrichtigt, denn sie senkten ihre Säbel und ließen die Beiden ohne Weiteres passiren.

Auf der Höhe der Terrasse angekommen, fanden sie auf der einen Seite unter einem Sonnzelt Tukallah mit einem seiner schwarzen und stummen Leibdiener, auf Kissen sitzend und die Hukah rauchend. An dem andern Ende der Terrasse war ein ähnliches Zelt aufgeschlagen und Walding glaubte dort Frauengewänder schimmern zu sehen, doch verhinderte eine Wand blühender Gesträuche jedes nähere Erkennen.

Auf einen Wink nahm der Deutsche neben dem Sirdar Platz, und wurde mit Kaffee und einer kostbaren Pfeife bedient, während Kassim wieder die Terrasse verließ.

»Wir sind allein,« sagte Tukallah, »denn der Mund dieses Slaven ist auf immer verschlossen und seine Seele ist mir ergeben. Es wird den weisen Arzt der Faringi Manches in Erstaunen gesetzt haben. Er möge fragen und Tukallah wird ihm antworten.«

»Zunächst,« entgegnete der Deutsche, »glaube ich, daß Du mich aus einer schweren Lebensgefahr, ja vom Tode gerettet hast, obschon mir die Umstände dieser Gefahr und Rettung noch immer dunkel sind. Nimm meinen Dank dafür, denn wenn an meinem Leben auch wenig gelegen, so kann seine Erhaltung doch Deinem Volke selbst nützlich sein.«

»Du hast weise gethan, von der Gefahr nicht zu sprechen, in die ein unbesonnener Reisender in dieser Wüste leicht verfällt. Wie kommt es, daß ich den Freund des Somroo, den ich in England verließ, am Rande der Thür wiederfand?«

»Du erinnerst Dich, daß ich zwei Monate nach dem Tode des Sir Dyce und jenem schrecklichen Morgen, an dem Capitain Ochterlony verhaftet wurde, noch in London blieb, um dem Capitain jede mögliche Hilfe zu leisten, seine Angelegenheiten zu ordnen und Nachforschungen nach dem verlorren Testament anzustellen.«

Der Indier bejahte.

»Es war vergebene Mühe! Der Prozeß, den wir auf Grund des frühern Testaments anstellten, hatte nicht den geringsten Erfolg ohne die legalisirten Dokumente, und selbst wenn diese herbeizuschaffen gewesen wären, war der Erfolg, wie mir Duncombe, der Notar, versicherte,

mehr als zweifelhaft. Dazu fehlten die Mittel zur Betreibung eines Prozesses, welcher bei dem Gange der englischen Civilrechtspflege über ein Menschenalter dauern mußte. Unsere Feinde waren mächtig und hatten einen Hinterhalt an der Regierung und der Compagnie – der Mann, der allein noch vermocht hätte, ihnen Trotz zu bieten, lag unter einer falschen aber furchtbaren Criminalanklage im Kerker und der Sieg seiner Feinde war gewiß. Du selbst weißt, daß er mir durch Duncombe anempfehlen, ja gebieten ließ, ihn seinem Schicksal zu überlassen und vor den Verfolgungen unserer Gegner nach dem Continent zu flüchten, um von dort mich nach Indien einzuschiffen und dem von dem todtten Freunde ernannten Erben, dem Srinath Bahadur, jenes Schreiben auszuliefern, das wir glücklich gerettet. Ich wußte jeden meiner Schritte beobachtet von unseren Gegnern, und so ging ich, wie ich hoffte, heimlich nach Plymouth, um mich dort nach Frankreich einzuschiffen – aber das Auge der Verfolgung war hinter mir, ich wurde überfallen, zu Boden geschlagen und in bewußtlosem Zustande geplündert. Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich am Bord eines Kriegsschiffes – ich war zum gemeinen Matrosen geprügelt und wurde als solcher behandelt.«

Die Augen des Sirdar funkelten unter den grauen, buschigen Brauen. »So hat man Dich jenes Schreibens an Nena Sahib beraubt, das Dyce Sombre Euch Beiden anvertraut hatte!«

»Es ist hier – ein glücklicher Zufall hat es gerettet, und ich habe es bewahrt nach dem Willen des Capitains. Höre mich weiter an, Tukallah. Obschon ich mich auf dem Schiff weigerte, Handgeld zu nehmen, und meine Freiheit forderte, hielt man mich doch zurück. Mehrere Monate nachher, als wir an der afrikanischen Küste kreuzten und ich empörende Mißhandlungen erduldet, traf ich durch ein seltsames Geschick an dem Grabe des Mannes, der einst Englands größter Feind gewesen, mit Männern zusammen, die dort ihren Racheschwur gegen die britische Tyrannei vereinten. Unter diesen Männern befand sich Capitain Ochterlony, jetzt ein Deportirter, auf dem Weg nach Botany-Bai, und Baber-Dutt, der Bruder Nena Sahibs. – Nach dem Willen des Capitains blieb ich auf dem Schiff, das nach den indischen Meeren bestimmt war, und von dem ich ohnehin nicht hätte entfliehen können, bis sich eine günstige Gelegenheit zur Erfüllung unserer Absichten zeigen würde. Fünf Jahre waren der Zeitraum, innerhalb dessen wir uns in Indien in der Nähe Nena Sahibs wiederfinden sollten, denn auch er hoffte in dieser Zeit von Australien Gelegenheit zur Flucht zu finden. Das Schiff, dem ich angehörte, wurde vom Admiral nach Oceanien gesandt und erst vor etwa Jahresfrist in das arabische Meer beordert. Mein Leben am Bord hatte sich zwar gebessert, denn als bei der auf dem Schiff ausgebrochenen Cholera der Arzt und sein erster Gehilfe gestorben waren, übernahm ich aus Menschenpflicht des Erstern Function, und habe sie vier Jahre lang gewissenhaft geübt. Ich bezog das Gehalt, denn ich mußte leben, aber ich weigerte mich, trotz der

Freundlichkeit, die ich bei der Bemannung fand, definitiv in die englischen Dienste zu treten. So wurde mir die Gelegenheit erschwert, das Schiff zu verlassen, wenn es sich in Bombay befand, und erst auf einer Expedition in das Sindh, den Indus hinauf, gelang es mir bei einer Jagdpartie, mich von meinen Begleitern zu entfernen und, der Gefahr trotzend, den Weg in das Innere Indiens einzuschlagen. Da ich des Hindostani jetzt vollkommen mächtig war, hoffte ich, glücklich nach Audh zu gelangen und vielleicht am Hofe des Bahadur Nachricht von Capitain Ochterlony zu erlangen. Ich wanderte nach dem Kompaß mehrere Tage, indem ich die bewohnten Gegenden vermied, um mich erst genügend vom Ufer des Sedletsch zu

entfernen, ehe ich mich unter irgend einem Vorwand, der meine Kleidung und mein Alleinsein erklärte, einer Reisegesellschaft nach dem Osten anschloß. Dies ist meine Geschichte, würdiger Sirdar, und ich hoffe, durch Deinen so glücklich und unerwartet aufgefundenen Beistand jetzt die Mittel zu erhalten, nach Audh und unter den Schutz des Srinath Bahadur zu gelangen.«

Der Alte wiegte einige Augenblicke sinnend das Haupt.

»Du sprachst von einem Eid, den die Männer gegen die Faringi geleistet. Hast Du daran Theil genommen?«

»Ich schwor ihn mit, obschon es mir, aufrichtig gestanden, leid thut, daß ich mich von der Erbitterung über einzelne tyrannische Handlungen zur Verdammung einer ganzen Nation hinreißen ließ, die viele Edle und Gute in ihrer Mitte zählt!«

Der Mahratte lächelte verächtlich. »Dein Eid kettet Dich an die Feinde Englands, wenn auch Dein Herz schwankendes Rohr ist, wie das Herz dessen war, der in dem Nebellande schläft. Du willst zu Nena Sahib?«

»Es ist meine Pflicht!«

»Er ist ein schwankendes Rohr, wie Du bist und Dyce Sombre war, halb Hindu, halb Faringi, zum Weib geworden an dem Busen eines Weibes. Ehe das Weltall um 24 Stunden älter ist, wird es sich entscheiden, ob er zu unseren Freunden oder Feinden zählt.«

»Wie meinst Du das?«

»Ehe die Sonne zum zweiten Mal sinkt, wird Nena Sahib in den Mauern dieser Burg sein.«

»Er kommt hierher?«

»Seine Läufer haben die Kunde mir vor drei Tagen gebracht. Er ist auf dem Rückweg nach Delhi von Bombay, wohin er sich vor Mondenfrist zu den Wettrennen der Faringi begeben hat, denen der Thor nachläuft. Ein Scheich der Anazee hatte ein seltenes Pferd aus Arabien dorthin gebracht, und das lockte ihn mehr, als alle Thränen, die Hindostan über seine Erniedrigung weint.«

»Das ist ein seltener und glücklicher Zufall,« sagte der Arzt, »und ich bin Dir um so mehr deshalb Dank schuldig. Doch Tukallah, wenn es Dich nicht beleidigt, möchte ich wohl hören, wie Du nach Indien zurück und zu dieser Macht kamst, während ich Dich nur für einen Diener unsers verstorbenen Freundes hielt!«

Der Sirdar schaute nachdenkend, gleich als habe er die Frage nicht gehört, auf den Arzt.

»Ich habe Dein Leben gerettet, in einem Augenblick, da Mahadeoh bereits seine schwarze Hand auf Deine Stirn gelegt hatte.«

»Ich ahnte es – und ich wiederhole Dir meinen Dank!«

»Hast Du den Muth, ihn mit einer That zu bewähren?«

»Ich bin bereit mit meinem Blut die Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu bekräftigen.«

»So gieb einer Mutter ihren Sohn, einer Schwester den Bruder, einem Lande seinen rechtmäßigen Gebieter zurück!«

»Ich verstehe Dich nicht! Was vermag ich, ein Fremdling in diesem Lande?«

»Höre mich an! Was Du auf Malangher, meiner Burg, auch sehen und hören mögest, gelobe mir Schweigen, auch wenn Du die Bitte, die ich im Namen einer trauernden Mutter Dir an's Herz lege, zurückweisen solltest.«

»Ich gelobe es Dir! Die Ehre verpflichtet mich schon dazu.«

»Du fragtest mich so eben, wie ich in den Besitz dieses Schlosses gekommen, da ich doch im Lande der Faringi der Diener eines andern Mannes gewesen sei?«

»Ich gestehe – der Wechsel erschien mir seltsam, obschon in diesem Lande der Wunder eigentlich Nichts in Verwunderung setzen sollte.«

»Ich war nicht der Diener, sondern der Mayadar Dyce Sombre's. Verstehst Du, was das Wort zu bedeuten hat?«

»Eine Art von Blutbrüderschaft zwischen Diener und Herrn. Ich habe diese Bedeutung von dem Manne erfahren, den Du zu meinem Diener bestimmt hast, und hörte mit Erstaunen, daß er mein Mayadar geworden.«

»Nimm ihn als ein Geschenk, das ich Dir mache. Was die Aya, die Amme, dem Kinde ist, wie sie in Noth und Tod Dem ergeben bleibt, der ihre Milch getrunken, so ist der Mayadar durch heiligen Eid an seinen Herrn gebunden, und in dem Augenblick, in dem ich Dir dies sage, hängt Kassims Blick an Dir und bewacht Dich mit der Sorgfalt einer Mutter. – Mein Vater war ein Mahrattenfürst – er zählte drei Söhne, ich war der jüngste. In einem Kampf gegen die Faringi rettete Oberst David Ochterlony, ein Oheim des Capitains und ein Freund der Begum von Somroo und der Pathe ihres Enkels David Dyce Ochterlony Sombre, meinen Vater vom Tode am Galgen, und dieser gelobte dafür Friede mit den Faringi's und gab mich, seinen jüngsten Sohn, den Gehaßten zur Geißel, indem er mir den Eid eines Mayadar für den Pathen seines Retters auferlegte. Ich zählte damals zwanzig Jahre und der Knabe zwölf. Seitdem blieb ich am Hof der Begum, bis sie starb, und Dyce über das Meer zog. Ich habe den Eid gehalten, bis er gestorben war – sein Tod machte mich frei und gab mich meiner Kaste wieder. Als die Gerichte der Faringi den Capitain wegen eines Verbrechens verurtheilten, das er nicht begangen, kehrte ich mit dem nächsten Schiff nach Indien zurück. Ich fand meinen Vater und meine Brüder todt, gefallen im Kampf gegen die Engländer, ihre Habe in den Klauen jener Compagnie. Nur in den Einöden der Thur, wo die Familie meiner Mutter ihre Besitzungen gehabt, war Gerechtigkeit zu finden, und sie, die das Erbe Tukallah's dreißig Jahre bewahrt, sie gaben es ihm zurück, als er den Namen seiner Väter nannte. Dem Winke Tukallah's gehorchen tausend tapfere Beludschen und eine Macht, vor der der mächtigste Faringi in seinem Palast erzittern mag! Sein Wink jagt tapfere Männer in den Tod, und der Hauch seines Mundes kann Verderben bringen über die Stolzesten!«

Der Arzt achtete auf das nicht, was er dem Geist orientalischer Prahlerei beimaß.

»Du hast mir noch immer nicht angedeutet, edler Sirdar,« sagte er, »wie ich einer Mutter ihren Sohn zurückzugeben vermag.«

Der Mahrattenfürst klatschte drei Mal in die Hände, worauf sich die Blumenwand auf der andern Seite des Daches öffnete und die Rani, von ihrer Tochter begleitet, hervorkam. Tukallah ging ihr ehrerbietig entgegen und führte die Frauen zu dem Sitz, den sie einnahmen, während der schwarze Diener sich entfernte.

»Was Du zu wissen begehrt,« hob der Sirdar wieder an, »sollst Du alsogleich erfahren. Du wirst wissen, daß Rundschit Singh, der große und berühmte Maharadschah des Volkes der Sikhs, im Jahre 1839 in Lahore starb. Der Löwe des Pendschab hinterließ sein Reich Khuruk Singh, seinem ältesten Sohne, dessen Wessire Dheian Singh und Gholab Singh von der edlen Familie der Dschummu waren, der Letztere der Vater des jungen Kriegers, der an Deiner Seite durch die Wüste ritt.«

»Dheian und Gholab aber riefen den verbannten Sohn des neuen Maharadschah, Rau Rehal, von der Grenze Afghanistans, und setzten die Krone seines schwachen Vaters auf sein Haupt, aber Schiwa zürnte ihm, und als er auf seinem Elephanten aus dem Thore von Lahore ritt, fiel ein Balken herunter und erschlug ihn. Den Thron von Lahore nahm Sher Singh, der zweite Sohn Rundschits ein, von den Khalsa's¹ zum Maharadschah ausgerufen. Die Dschumu's hatten mächtige Feinde, die Familie der Sindawalla, die, von den Faringi's unterstützt, schon früher den Sohn Rundschits vom Throne ausschließen und diesen der Gattin Khuruks geben wollten, damit die Fremden herrschen möchten im Lande der Sikhs. Wenn der Zorn des Maharadschah und seiner Getreuen gegen sie war, flohen sie auf das Gebiet der Faringi und hielten sich dort auf, bis deren Gesandten mit den gespaltenen Zungen ihnen die Erlaubniß zur Wiederkehr erwirkt hatten. Auf's Neue schmiedeten sie Verrath, mordeten hinterrücks den Maharadschah und seinen ersten Wessir und wollten das Land den Engländern übergeben. Da erhob sich wiederum das Heer der Sikhs unter General Ventura, den Du gesehen, erschlug die Sindawalla-Häuptlinge, setzte Dhulip Singh, einen Knaben von sieben Jahren, den jüngsten Sohn, des verstorbenen Rundschits und seine Mutter, die Mähe Tschund, auf den Thron von Lahore (1843). Aber die Faringi's – lüstern nach dem Besitz des Pendschab – spannen fortwährend gegen die Rani und ihren Sohn Intriguen und erregten Aufruhr im Lande. Offen rüsteten sie zum Kriege und zur Eroberung des Pendschab, wie die Zeitungen Englands dreist verkündeten. Sie weigerten sich, den Schatz herauszugeben, den der Bruder der Rani in einer ihrer Festungen niedergelegt, verweigerten den Sikhshäuptlingen ihr Erbe auf der linken Seite des Sedletsch und sperrten die Wege, so durch tausend Chikanen und Ungerechtigkeiten den Kampf herausfordernd, bis endlich erbittert die Khalsa's mit ihren Sirdars im nächsten Jahr über den Sedletsch zogen, 60,000 Mann und 200 Kanonen, ihr Eigenthum zu schützen und die Faringi's zu züchtigen. Das Schicksal der Schlachten war gegen sie, sie wurden geschlagen in den Schlachten von Ferodscha und Sobraon trotz ihrer Tapferkeit. Die Engländer verlockten die Hindu's, die unter den Sikhs dienten, zum Abfall, drangen über den Sedletsch, erklärten das Land an beiden Ufern, für ihr Eigenthum und zogen in Lahore ein. Obschon der junge Maharadschah Nichts für den Kriegszug seiner wilden Krieger konnte, nahmen die Faringi ihm die Hälfte seines Landes, vernichteten die Armee seines großen Vaters und stellten die Regierung des unabhängigen Landes unter die Aufsicht eines englischen Residenten.«

Der Arzt sah, wie das Antlitz der Frau, welche man mit dem Titel Rani bezeichnete, bei der Aufführung dieser Schmach erglühte und sich ihre Hand öffnete und schloß. Von diesem Augenblick an konnte er sein Auge nicht wieder von ihrem Antlitz abwenden.

»Drei Jahre,« erzählte der Sirdar weiter, »waren unter diesem Druck vergangen, der so gewaltig auf dem tapfern Volke lastete, daß die Sikhs selbst ihren Haß gegen die Anhänger Muhameds des Propheten vergaßen und sich mit Mohamed, dem Emir von Kabul, im Lande der Afghanen, verbanden, um ihre Freiheit wiederzugewinnen. Mulradsch Khan erschlug die Faringi-Offiziere, die zu ihm nach Multan gekommen, ihn seines Erbes zu berauben, und noch ein Mal sammelten sich die tapferen Krieger Rundschits und schlugen die Engländer am Tschenab und bei Tschillianwallah in die Flucht.² Da zogen auf ihren Schiffen von allen Seiten die Heere der Faringi heran, Verrath schlich sich zwischen die Sikhs und Afghanen,

¹Regulaire Soldaten.

²1848, 1849.

die Agenten der Europäer streuten Zwietracht zwischen die Führer, und einzeln wurden die Tapferen geschlagen. Sechszigtausend edle Krieger fielen kämpfend für die Freiheit ihres Landes, und die Faringi stürzten den Thron des Löwen Rundschi, vor dessen Brüllen sie einst gezittert, und machten das Reich tapferer Soldaten zum Eigenthum ihrer Kaufleute. Dhulip Singh, den Knaben, den sie seiner Krone beraubt, dessen Kindesalter – denn er zählte kaum dreizehn Jahr – ihnen nie ein Leid gethan, schleppten die Räuber nach einer ihrer Festungen und halten ihn dort gefangen, damit sein Name nicht dazu diene, daß noch ein Mal das Volk der Sikhs sich um ihn schaare.«

»Und die Maharani, seine Mutter?«

»Man hatte sie gleichfalls eingesperrt in eine ihrer Festungen, aber sie entfloh mit Hilfe ihrer Getreuen und begab sich nach Nepal, klagend um den Sohn und Hilfe suchend gegen die Räuber ihres Thrones. Und jetzt – –«

Was der Arzt bereits geahnt, zeigte sich gegründet. Die hohe Frau vor ihm, die mit immer leidenschaftlicherer Erregung der Erzählung gefolgt war, erfaßte seine Hand.

»Sie – die beraubte Mutter, die beraubte Königin sitzt vor Dir! Ich bin die Maharani Mähe Tschund, die Flüchtige, die Mutter Dhulips, die Dich anfleht, weiser Fremdling, ihr den Sohn, diesem Mädchen seinen Bruder zurückzugeben!«

Der Arzt war ergriffen von dem leidenschaftlichen Schmerz der Mutter; denn wenn es auch der Ehrgeiz war, der diese Frau zu den rastlosen Intriguen und Anstrengungen für die Befreiung ihres Sohnes und die Wiedergewinnung des Thrones antrieb, so war doch auch das Muttergefühl ein zu natürliches, um nicht bei der Heftigkeit des orientalischen Charakters jede Schranke zu durchbrechen.

»Hoheit,« sagte der Deutsche – »wenn meine schwache Kräfte etwas vermag in Eurem Dienst, so soll sie Euch gewidmet sein, aber ich fürchte . . .«

»Du bist der Mann, der uns fehlt zu dem Werk der Befreiung,« unterbrach ihn der Sirdar. »Einem Europäer allein kann es gelingen, zu Dhulip Singh zu dringen und seine Flucht unbeargwohnt vorzubereiten. Murad Khan wird Dein Gefährte sein auf dem Weg nach Firozpur, wo der Prinz gefangen ist. Alles ist vorbereitet, nur das Haupt fehlt, das den Plan ausführen kann. Wenn Du einwilligst, so ist der Prinz frei, ehe der Mond zwei Mal gewechselt.«

Die glänzenden stolzen Augen der entthronten Königin, die sanften Blicke des jungen Mädchens ruhten so flehend auf ihm, daß er nicht widerstehen konnte.

»Wie es auch kommen möge,« sagte er entschlossen, »Du hast mein Leben gerettet, und es gehört der That, die Du ihm bestimmst. Aber wie soll ich dorthin gelangen und in die Festung?«

»Du wirst mit Srinath Bahadur Dich nach Audh begeben und dort die Mittel erfahren, Deinen Zweck zu erreichen. Murad Khan findet dort einen Mann, der Eure Wege leiten wird. Jetzt, wo das Herz dieser Frauen beruhigt, laß uns aufbrechen und zu dem Feste gehen, das ich Euch bereitet.«

Er wollte sich erheben, als ein leiser Schrei der Rani ihn fesselte und des Europäers Auge auf sie wandte. Das ihre starrte mit Entsetzen nach dem Mädchen hin, das sich während der letzten Worte entfernt hatte und an die Brustwehr getreten war, die den obern Rand des flachen Daches umgab und hinunterschaute in den Gartenhof, wo die nahende Kühle des Abends bereits die Gäste des Sirdars und die Bewohner des Schlosses zu versammeln begann.

Waldings Blick folgte dem der Rani, und einen Augenblick lang fesselte auch seine Besonnenheit, seinen Muth das starre Entsetzen.

Das schöne unglückliche Mädchen hatte die Geranienbüsche aus einander gebogen, welche das vergoldete Gitterwerk füllten und schaute, ohne die Gefahr zu ahnen, hinab in den Raum, wo ihr Geliebter eben beschäftigt war, im Wettkampf gegen den Afghanen seine Geschicklichkeit im Schleudern des oben beschriebenen Wurfeisens gegen das Dolchwerfen des Andern zu versuchen.

Sie hatten in der Entfernung von etwa zwanzig Schritten Orangen auf die Spitzen von Stäben gesteckt und prüften an diesen ihre Kunst, in der jedoch der Afghane seinen Gegner besiegte; denn indem er seinen Dolch mit dem Griff auf der flachen Hand wiegte, die Spitze des Zeigefingers leicht an den Knopf gelegt, schleuderte er mit einer unmerklichen Bewegung des Gelenks die Klinge mit einer Kraft und Sicherheit, daß sie jedes Mal mitten in die Goldfrucht flog und zitternd darin stecken blieb.

Die Brust, nach der eine solche Waffe geschleudert wurde, mußte durchbohrt, die Fuge des Panzers von solcher Sicherheit getroffen werden!

Eben war Murad Khan ein glücklicher Wurf gelungen und der scharfe Stahlring hatte eine der Orangen mitten durch geschnitten. *Mahana* klatschte jubelnd in die Hände, während das Verderben in scheußlicher Gestalt über ihrem Haupte schwebte.

Eine riesige Schlange, eine der größten ihrer Art, hatte sich, ohne daß die Fremden ahnen konnten, woher sie gekommen, aus dem Buschwerk der Blumen und Pflanzen hervorgewunden, sich aus der Spitze ihres muskelkräftigen Schwanzes zu voller Manneshöhe erhoben und hielt ihren geöffneten Rachen kaum zwei Fuß entfernt über dem Haupt des unglücklichen Mädchens.

Die Schlange war, wie der Arzt an den schwarzen Ringen um ihre großen, in grünlichem Feuer funkelnden Augen und an der gelben Farbe ihres Körpers erkannte, die furchtbare Brillenschlange oder *Cobra capella*, die giftigste der Reptilien Indiens nach der Klapperschlange und Hornschlange, und gefährlicher als diese, da sie mit ihrem tödtlichen Gift zugleich Kraft und Wildheit verbindet.

Der kragenartige Lappen an ihrem Halse blähte sich wie der Kamm eines Truthahns, die Wuth des Thieres zeigend; aus dem weit geöffneten Rachen züngelte die gespaltene dünne Zunge nach dem Opfer, und ein giftiger Brodem schien ihm zu entquellen.

Die Situation war entsetzlich, obschon sie nur wenige Augenblicke, kürzer als das Wort sie zu beschreiben vermag, dauerte.

Das junge Mädchen hatte keine Ahnung von der ihr drohenden Gefahr, aber die geringste ihrer Bewegungen konnte den tödtlichen Biß der Schlange beschleunigen und die Unglückliche geradezu in den Rachen des Ungeheuers führen.

Die Rani, vor Entsetzen zu Stein erstarrt, vermochte keine Bewegung zu machen, keinen Laut auszustoßen – theils in dem Schreck, theils in der Furcht, dadurch den Tod ihres Kindes zu beschleunigen.

Die gleiche Besorgniß hielt den Sirdar ab, der überdies am Weitesten von der Gefährdeten entfernt saß und durch die beiden Andern von ihr getrennt wurde. Walding hörte die leise gemurmelten Worte: »Eine der heiligen Schlangen! Fluch über den Schurken, der sie hat entzwischen lassen!«

Der Arzt war der Nächste an dem Mädchen – wie ein Blitz zuckte es durch seine Seele, daß, was zu ihrer Rettung geschehen könne, von ihm ausgehen müsse, und was das einzige Vertheidigungsmittel war. Mit der Schnelle des Gedankens hatte er eines der seidenen Kissen des Divans ergriffen und schleuderte es nach dem Kopfe der Schlange. Mit einem zweiten beherrscht, sprang er im selben Momente empor und stürzte zu dem Mädchen. Zugleich vernahm er hinter sich, gemischt mit dem Aufschrei der Rani, deren Erstarrung mit seiner Bewegung sich löste, einen weithin gellenden Pfiff.

Das Kissen war so kräftig und geschickt geschleudert worden, daß es den Kopf der aufgerichteten und nur auf ihren Schwanz gestützten Schlange traf und sie umwarf. In grimmer, blinder Wuth wendete sich das Ungeheuer und biß heftig in die Kissen.

In diesem Augenblicke war auch der Deutsche bei der jungen Indierin und umschlang sie mit der einen Hand, während die andere zum Schutz gegen das Ungethüm das zweite Kissen vorhielt.

Jetzt erst – durch den Schrei ihrer Mutter und das Herbeispringen des Arztes erschreckt, hatte die Prinzessin sich umgewendet und mit erbleichenden Wangen die gräßliche Gefahr entdeckt, die sie bedroht hatte und noch bedrohte. Halb ohnmächtig hing sie in den Armen Waldings.

Die Schlange schien bemerkt zu haben, daß sie ihre Wuth und ihr Gift an einen todten Gegenstand verschwendet und ihren wahren Feind wo anders zu suchen habe; denn sie verließ alsbald ihre Beute, richtete sich auf's Neue empor, wendete ihre funkelnden Augen auf den Arzt und das Mädchen, und das große Kissen, das der Arzt ihr entgegenhielt, bildete jetzt die einzige Schutzwehr der Bedrohten.

Seltsamer Weise stand der Sirdar, der unterdeß herbeigeeilt war und einen langen Stab ergriffen hatte, dabei, ohne einen Schlag auf das Ungeheuer zu thun zur Rettung des Paares.

In diesem entsetzlichen Moment, wo der Arzt bereits den giftigen Hauch des Reptils zu fühlen glaubte, kam ihnen unerwartet eine um so seltsamere Hilfe von anderer Seite.

Ein Teppich, der in einem Winkel der Terrasse auf dem Boden lag, wurde zur Seite geschoben und aus der fallthürartigen Öffnung, die sich darunter zeigte, hob sich ein Kopf – zwar einem Menschen angehörig, aber doch kaum weniger scheußlich, als der der giftgeschwollenen Schlange.

Es war ein unförmlich dickes, einem Kürbis ähnliches Haupt von gelbbrauner Farbe, das zum Vorschein kam, gänzlich haarlos, bis auf einen, mitten auf dem Wirbel emporsteigenden, dünnen Büschel, der mit Goldplättchen, Perlen und Korallen wunderbar verziert war. Das Gesicht, das zu diesem, den Verhältnissen eines Riesen entsprechenden dicken Kopfe gehörte, an dessen beiden Seiten zwei unförmlich große, durch eingehangene schwere Goldbleche bis auf die Schulter heruntergezogene Ohren sich befanden, war auffallend klein und bildete ein widriges Gewirr von Runzeln und Falten, aus dem die merkwürdig kleinen schief stehenden und langgeschlitzten Augen gleich Schlangensblicken grünlich hervorschielten. Die kleine Nase war zwischen dem Wulst von schmutziggelben Runzeln nur durch die großen Nüstern erkennbar, dafür aber der Mund mit dicken, rothen Lippen so breit und groß, daß er nicht bloß das Gesicht, sondern den ganzen Kopf in zwei Theile zu spalten schien.

Sobald dieses scheußliche Haupt sich über das Niveau der Terrasse erhoben hatte, späheten seine Augen umher, und sie hatten kaum die gefährdete Gruppe erblickt, als ein gurgelndes,

widriges Lachen sich aus seiner Kehle heraufzudrängen schien und den breiten Mund verzerrte. Dann wurde von seinen noch unsichtbaren Händen eine kleine schalmeiartige Pfeife an diesen Mund gesetzt, und der mißgestaltete Zwerg begann, indem er langsam weiter emporstieg, eine eigenthümliche, aus drei Tönen bestehende Melodie zu blasen.

Erst jetzt, indem er aus seiner Höhle hervorkam, zeigte sich die entsetzliche Mißgestalt dieses Körpers. Der Mann war etwa drei Fuß hoch, wovon der Leib und Hals, vom Kopf bis zu den Beinen, noch nicht den dritten Theil einnahm. So unverhältnißmäßig kurz und dünn nun Leib und Arme waren, so groß und plump waren außer dem Kopf auch die Beine und Füße und glichen eher denen eines Elephanten, als eines kleinen Menschen. Die Mißgeburt trug ein schreiend rothes sackartiges Gewand, das vom Hals bis über die Knie reichte, die dürren Arme und unförmlichen Füße, beide an den Gelenken mit Goldringen verziert, entblößt ließ, und statt des Gürtels um die Mitte des Leibes von den Ringen einer eben solchen gefährlichen Schlange zusammengehalten wurde, wie sie in diesem Augenblick noch den Arzt und die Prinzessin bedrohte. Diese Schlange war auch keineswegs etwa todt, vielmehr bewegte sich ihr Kopf, der nach der Umschlingung des Körpers des Zwerges auf seiner Schulter neben seinem kurzen Halse lag, tactmäßig hin und her, wobei jedoch die Augen des giftigen Thieres einen bleigrauen, matten Ausdruck behielten und seine Zunge schlaff aus dem geschlossenen Rachen hing.

Diese Mißgeburt stieg, wie gesagt, langsam die Treppe oder Leiter aus ihrer unterirdischen Höhle empor und schritt, die Melodie fortblasend, auf die Gruppe der edler gestalteten Wesen zu.

Sobald sie in den Bereich des alten Sirdar gekommen, herrschte dieser ihr einige Worte in einer dem Arzt unbekanntem Sprache zu und versetzte dem Zwerg mit dem Stabe, den er in der Hand trug, einen so gewaltigen Schlag über den Schädel, daß sofort eine dicke blaurothe Schwielen über die ganze Breite hin sichtbar wurde. Der Zwerg schien jedoch unter dem schrecklichen Schläge nicht ein Mal zu erwanke, er begnügte sich, seinem Herrn und Gebieter einen giftigen, rachsüchtigen Blick zuzuwerfen und fuhr fort, sich der grimmigen Gefährtin seines lebendigen Gürtels zu nähern.

Das Aussehn der Schlange hatte sich, schon vom ersten Ton der seltsamen Musik an und je näher dieser erscholl, merkwürdig verändert.

Zunächst kehrten sich ihre großen, grünen, Feuerrädern gleichenden Augen von dem bedrohten Paar ab, und wandten sich dem Zwerg zu, indem sie ihr Feuer und ihre Farbe zu verlieren begannen, und ihr Kopf fing an, sich nach dem Takt jener Melodie hin und her zu bewegen.

Doctor Walding hatte bereits häufig von dem seltsamen Schlangenzauber gehört, den die indischen Gaukler und Beschwörer über die furchtbaren Reptilien üben sollen, aber es war das erste Mal, daß er ein so merkwürdiges und außerordentliches Beispiel mit eigenen Augen sah.

In dem Moment, als die Schlange ihre Augen von ihm abwandte, schien es dem Arzt, als wälze sich eine Last von ihm ab, so entnervend war der Zauber, den der basilikenartige Blick auf seine Manneskraft geübt. Der Zwerg hatte sich jetzt ihnen vollends genähert, und immer seine Schalmei blasend, stellte er sich zwischen die Schlange und den Deutschen, wie dieser bisher muthig zwischen ihr und dem Mädchen gestanden hatte. Dann streckte er seinen entblößten linken Arm nach ihr aus und schwenkte ihn dicht vor ihrem Rachen.

Die Cobra packte ihn sogleich, und, während sie ihre spitzen, rückwärts gebogenen Zähne hineinsenkte, schlang ihr Leib sich gleich der ihrer Gefährtin in schrecklichen Ringen um den Körper des Unholds, der ruhig dies mit sich geschehen ließ und nur die Bewegungen der Schlange benutzte, um mit ihr langsam von dem Ort, wo sie die Prinzessin bedroht hatte, zurückzutreten und sich dem Eingang, aus dem er emporgestiegen, zu nähern.

Die Rani war jetzt hinzugeflogen und hatte die noch immer ohnmächtige Tochter in ihre Arme genommen, während sie Wischnu, dem Erhalter, in lauten Gebeten dankte und ihm Wallfahrten und Opfer gelobte. Der Sirdar aber drohte dem ungestalteten Männchen mit der Faust. »Was hält mich ab, elende Mißgeburt, daß meine Dschambea Dein scheußliches Haupt vom Rumpfe trennt!« zürnte er in hindostanischer Sprache. »Hinunter mit Dir, falscher Wächter, in die tiefste Deiner Höhlen und mögest Du an ihrem Gift ersticken. Läßt Du noch ein Mal eine Deiner Schlangen entschlüpfen, so sollen die Füße der Elephanten Deinen erbärmlichen Leichnam zerstampfen!«

Der Zwerg war jetzt bis an den Rand der Fallthür gelangt, und indem er vorsichtig den Fuß auf die oberste Stufe der Treppe setzte, gurgelte und tönte wieder das unheimliche Lachen aus seiner Kehle.

»Ohwh! ohwh!«¹ kreischte er mit widerlicher Fistelstimme. »Meine Goldlämmchen, meine schönen Ringelpüppchen – hinunter mit mir in Euer Schloß! Was wollt ihr an dem Licht der falschen Surya?² Nur wenn Soma³ sein Auge aufgethan, oder da drunten, wo die glühende, Agni⁴ eure funkelnden Smaragden wiederspiegelt, ist euer Thron, und Rostogana, euer Wächter, kann euch hüten, wie den Apfel seines Auges. Bali, die Liebliche, war ihrem Lager entwischt, Herr, sie hat Hunger und kann die blutige Nacht nicht erwarten! Mögen die Stunden verrinnen schnell wie Gedanken, um ihr die erwählten Opfer zu bringen! Denn Du weißt, o Herr, die sich die Göttliche erwählt, müssen ihr werden, ob früh oder spät – so will es die Blutige!«

Der Sirdar schwang drohend den Stab und der mißgestaltete Unglücksprophet verschwand mit seinen entsetzlichen Gesellschaftern.

»Um Gotteswillen, der Mann ist von der Schlange in den Arm gestochen,« rief der Arzt – »laß mich eilig versuchen, was meine Kunst vermag, oder er ist verloren!«

Der Sirdar lächelte verächtlich. Wenn Rostogana jedes Mal gestorben wäre, wenn ihn die Schlangen gebissen haben, so hätte er tausend Leben haben müssen! Er ist ein Zauberer und fest gegen ihr Gift. Mein junger Freund möge seine Kunst lieber dem Mädchen zuwenden, sie scheint krank von dem Schrecken, den sie erlitten!«

In der That lag Machana noch immer ohnmächtig in den Armen ihrer Mutter, auf deren Ruf jetzt einige ihrer Dienerinnen aus der Zenana herbeieilten und sie nach dem andern Theil der Terrasse trugen, wohin der Arzt auf die Bitte der Rani ihnen folgte. Die Ausbrüche des Dankes der Mutter für die Rettung ihrer Tochter waren eben so leidenschaftlich, wie vorhin die ihrer Angst, sie riß sich den kostbaren Schmuck, den sie trug, von Hals und Armen und wollte ihn mit Gewalt dem Arzt aufdrängen. Nachdem er sich ernstlich geweigert, zwang sie ihn, einen kostbaren Ring mit einem jener schwarzen Diamanten von bedeutender Größe an

¹Kommt! kommt! (Hindostanisch.)

²Die Sonne und der Gott der Sonne.

³Der Mond.

⁴Der Gott des Feuer's.

den Finger zu stecken, deren Werth durch ihre große Seltenheit noch erhöht wird, und die ein unheimliches dunkles Feuer spielen.

»Wäre es der Koh-ih-noor,« rief sie, »den die falschen Faringi dem Thron von Lahore geraubt, – ich würde ihn Dir geben! Aber nimm diesen Stein, er mag Dir wichtiger und nützlicher werden, als jener Berg des Lichtes. Uralter Zauber hängt an ihm. Wenn Du Dich Fremden näherst, achte wohl auf das Aussehen des Steines, denn erleicht sein Glanz, so siehst Du einen Feind! Welchem Sikh Du den Ring auch zeigen magst, er wird thun nach Deinem Befehl, und wenn es ihn sein Leben kosten sollte!«

Doctor Walding, ohne auf die abergläubischen Anpreisungen der Hindufürstin zu achten, vermochte doch zu beurtheilen, daß der Ring ein äußerst werthvolles Geschenk sei, und war jetzt vor allen Dingen bemüht, die junge Prinzessin vor den üblen Folgen des Schreckes zu bewahren. Nachdem er sie durch geeignete Mittel wieder in's Bewußtsein gebracht, befahl er, sie nach ihren Gemächern zu führen und durch beruhigende Tränke und Stille ihre erschütterten Nerven wieder herzustellen.

Die Nachricht von der Gefahr, welche die Jungfrau bedroht hatte, und von der schnellen und entschlossenen Hilfe des Fremden hatte sich unterdeß auch im zweiten Hof unter den Gästen und Bewohnern des Schlosses verbreitet, und obschon Niemand ohne die besondere Erlaubniß des Sirdars oder die Einladung der Maharani sich erlauben durfte, die obere Terrasse der Burg zu betreten, herrschte jedoch eine Art von Aufregung unter den Versammelten, da Allen das schöne, ihres Erbes beraubte, Mädchen Theilnahme eingeflößt, und als Doctor Walding jetzt nach dem Garten zurückkehrte, wurde er mit orientalischen Segenssprüchen überschüttet und Murad Khan schloß ihn in seine Arme.

»Mögen Deine Tage lang und glücklich sein!« sagte der junge enthusiastische Krieger. »Fatiht Murad Khan wird Dein Bruder sein, so lange Wischnu den Odem in seiner Brust erhält. Du hast die Lilie des Pendschab vor böser Gefahr gerettet und mein Leben ist das Deine. Von Tukallah weiß ich bereits, daß Du eingewilligt, mit mir Dhulip Singh aus der Festung der Faringi zu erretten. Du bist ein Glücklicher, denn Du wirst einer Mutter und einer Königin beide Kinder zurückgegeben haben!«

Der Khan hatte sich neben ihn auf die Kissen gesetzt, die auf prächtigen turkomannischen Teppichen um die Springbrunnen zur Aufnahme der Gäste gelegt waren, und Walding glaubte Gelegenheit zu finden, von dem jungen Mann Näheres über das ihnen gemeinsam bevorstehende Abenteuer erfahren zu können, als ihre fernere Unterredung auf's Neue gestört wurde.

Die vorhergegangene Scene hatte wahrscheinlich die Aufmerksamkeit des Sirdars von der Beobachtung des Thales abgewendet, so daß er die Annäherung des an der Grenze der Thur zurückgelassenen Reisezuges nicht beachtet hatte, denn Allen unerwartet verkündeten jetzt die drei Hornstöße die Ankunft von Fremden und forderten Einlaß in die Burg.

Auf das Zeichen erschien der Herr derselben und begab sich, während von den Dienern eine große Anzahl von Fackeln anzündet wurde, da der Abend sich über das Thal lagerte, von seinen Gästen gefolgt, an den äußern Thurm. Die ankommende Schaar bestand in der That aus den Kriegern, Dienern und Jägern, welche der Mahratten-Fürst in den Dschungeln zur Aufsuchung und Nachführung erwarteter Personen zurückgelassen hatte. Diese waren zwei Männer in mittlern Alter und einfacher europäischer Kleidung mit zwei orientalischen Dienern. Die Fremden, obschon sie Civil trugen, hatten ein unverkennbar militairisches Äußere und bekundeten in ihrem Benehmen die Männer von vornehmer Geburt und Erziehung,

was, in Verbindung mit einem gewissen zuvorkommenden und einschmeichelnden Wesen und dem sarmatischen Schnitt ihrer Gesichtszüge, den Arzt in seiner Vermuthung bestärkte, daß sie nichts weniger als einfache Reisende, sondern Agenten jenes gewaltigen Reiches seien, dessen Zusammenstoß mit den Engländern in Asien über kurz oder lang erfolgen muß.

Die Ankommenden schienen gemächlicher gereist, als der Zug des Sirdars in der Nacht vorher, denn sie waren keineswegs ermüdet, und nachdem sie die nothwendige Erfrischung der heißen Länder, ein Bad, genommen, fanden sie sich bei der Gesellschaft, ein, die nun wieder im Garten zusammengekommen.

Dieser war jetzt zauberisch erleuchtet und gewährte zum ersten Mal dem Arzt das Bild eines jener indischen Feste, von deren Wunderpracht die Reisenden so viel erzählen.

Festons bunter Papierlaternen hingen von Baum zu Baum in den baroksten Formen und Bildern, Thiergestalten, Ballons, Sterne, Ampeln und Vasen, Früchte, Köpfe und hundert andere Gegenstände traten aus dem Laub der Büsche und Rankenwände hervor. Neben der üppig sich entfaltenden Rose streckte ein scheußlicher Gnom die Zunge heraus, papierne Papageien schaukelten sich neben chinesischen Fratzen, und die Luft schien mit bunten Sterngebilden und Blumen erfüllt zu sein.

Feuerbecken von wohlriechendem Harz und Sandelholz brannten um die Fontainen und brache ihren Schein in den Millionen perlender Tropfen, und das murmelnde Geräusch der fallenden Cascaden paßte wundersam zu dem eigenthümlichen Anblick des Ganzen.

Zwischen den Blumen auf dem weichen Rasen und den mit glänzenden farbigen Kieseln ausgelegten Wegen schritten die Pfauen umher, schlugen ihr buntes Rad und ließen von Zeit zu Zeit ihr mißtönendes Geschrei erschallen.

Für die Maharani war unter den Boskets von Rosen, Jasmin und Oleander eine Art von Thron, mit kostbaren Shawls drapirt, errichtet, auf dem sie bei ihrem Erscheinen Platz nahm. Der Sirdar führte ihr hierauf die beiden Fremden zu und stellte sie ihr vor; da dies aber in persischer Sprache geschah, verstand der Arzt Nichts davon und blieb auf seine Vermuthungen beschränkt. Die Rani sprach lange und eifrig mit ihnen, dann ließ sie dieselben an ihrer linken Seite Platz nehmen und winkte dem Arzt zu dem Ehrensitz an ihrer Rechten. General Ventura, der Afghanen-Häuptling, Murad Khan und mehrere Mahrattenkrieger bildeten außerdem die Gesellschaft. Von der Rani hörte Doctor Walding, daß die Prinzessin sich wieder beruhigt und in einen stärkenden Schlaf gefallen sei.

Das Fest begann mit der in Indien üblichen Besprengung der Gäste mit Rosenöl. Ein prächtig gekleideter Diener, eine Krystallphiole zwischen den Fingerspitzen, die mit jenem wunderbaren Goldfiligrain umgeben war, der in Delhi gefertigt wird und selbst die feinsten berühmten Arbeiten der Venetianer weit übertrifft, schritt auf den Zehen heran, öffnete die Phiole, aus der sich ein köstlicher Duft entwickelte und warf mit einer geschickten Bewegung Jedem einen oder zwei Tropfen der kostbaren Essenz zu, deren Wohlgeruch Wochen lang an den Kleidern und dem Körper haften bleibt. Dann brachten andere Diener auf goldenen Tellern die in Blätter des Betelbaumes eingehüllten Urekanüsse und überreichten sie jedem der Gäste.

Es wäre eine schwere Beleidigung des Wirthes, diese Frucht zurückzuweisen, selbst wenn man davon nicht jenen Gebrauch machen kann, den die Indier, Männer und Frauen, mit so leidenschaftlicher Vorliebe pflegen, Walding sah mit einigem Erstaunen, wie alsbald auch die Maharani die Betelnuß in ihren Mund steckte und mit Behagen zu kauen begann.

Zugleich trat auf jeden Gast ein besonderer Diener zu und stellte eine krystallene mit Rosenwasser gefüllte Hukah¹ vor ihn, zündete den duftigen Tabak von Schiraz an und legte das mit Edelsteinen verzierte Mundstück zwischen die Lippen des Gastes.

Der Sirdar klatschte in die Hände, und alsbald erschien ein Spaßmacher und Märchenerzähler, hockte vor der Gesellschaft auf seinen Fersen nieder und begann mit leise singender Stimme, bald in Versen bald in Prosa redend, die im Pendschab einheimische und durch ganz Indien beliebte Erzählung von dem Liebespaar Hir und Ranjhan.

Wir werden später der blutigen und entsetzlichen Szenen genug haben, und können uns daher jetzt wenigstens das Vergnügen machen, eine jener süßen unsinnigen Poesieen im Auszug zu wiederholen, die den träumerischen Charakter des Volks repräsentiren.

Folgendes war die Erzählung: In der paradiesischen Hauptstadt des Pendschab (Lahore) lebte ein Häuptling, Namens Aftab Ran, im Glück wie Khosrons.² Außer seinem Reichthum an Elephanten besaß er sieben Söhne, herrlich wie die sieben Sterne des großen Bären. Der siebente, weiß und roth wie Lilien und Rosen, hieß Ranjhan und hütete die Heerden seines Vaters. Da trat ein heiliger Fakir zu ihm, trank die Milch seiner Kühe und hieß ihn aufbrechen, denn die Prinzessin Hir, schön wie eine Huri, eine Beschämung für den Mond, vom Wuchse des Buxbaumes, mit Rubinlippen und Elfenbeinzähnen, sei in Liebe zu ihm entbrannt. Ranjhan verließ die Heimath und schmachtete in der Wüste, bis ein Brahmane ihm ein Zeichen von Hir bringt, denn die Liebe erwärmt zuerst das Herz der Geliebten, weil der Schmetterling nicht lüstern wird, bevor die Kerze entzündet ist. – Der Vater der schönen Hir war der Häuptling Schüschar und herrschte in der Stadt Jomp-Siyal auf der Hochebene von Hasara. Seine Tochter hatte Ranjhan im Traume gesehen und ihm darauf durch den Brahmanen mitgetheilt: Du hast mir Dein Antlitz im Traume offenbart, und es ist mein Herz gesunken, so daß ich jetzt nur Staub bin zu Deinen Füßen. Die Nacht der Trennung wird eines Tages zu Ende gehen, und wir werden vereinigt werden, wie der Schwan mit dem Teich!« – Ranjhan erreichte die Stadt, in der die Geliebte wohnte, verkündete ihr seine Nähe durch Flötenspiel und trat als Hirt in die Dienste des Häuptlings. Wenn der Mond seinen Lichtschleier über die Erde warf, kamen die Liebenden heimlich zusammen. Aber Kidum, der böse Oheim Hir's, belauschte sie, als Fakir verkleidet, und verkündete die Schmach der Familie. Sich seiner zu entledigen, schickten Hir's Brüder den verliebten Schäfer mit seiner Heerde in einen schrecklichen Wald voll Ungeheuer. Dort war der Morgen so dunkel wie der Abend, der Abend aber finsterer als der jüngste Tag. Aber Ranjhan, im Gefühl seiner Unschuld und Gottesfurcht stark, setzte sich in der Wildniß nieder, und als ein schreckliches Löwenpaar auf ihn zustürzte, erschlug er Beide mit seinem Stabe. Andere Hirten, welche die Körper der getödteten Ungeheuer gefunden, brachten die Botschaft zum Häuptling, sein Schäfer sei von den Löwen verschlungen worden und sie hätten dieselben erschlagen. Die schöne Hir zerriß bei der Nachricht ihren goldenen Schleier und begrub ihre Nägel in ihre Wangen – da verkündete ihr das Flötenspiel des Geliebten dessen Nähe und entlarvte die Lügner. Schüschar belohnte zwar den Tapfern, aber er verlobte seine Tochter einem reichen Mann. Räuber entführten die Heerden Naujhans. Da opferte Hir ihre Juwelen, um dem Geliebten Roß und Waffen zu kaufen. So holte er die Räuber ein, erschlug sie und brachte die verlornen Heerden zurück. Dennoch wollten Vater und Brüder Nichts von der Verbindung der Liebenden hören und zwangen die unglückliche

¹Wasserpfeife – bei den Türken: Nargileh.

²Der persische Cäsar.

Hir, den reichen Freier zu heirathen. Hir aber stellte sich nach der Hochzeit wahnsinnig und scheuchte ihren Gatten von sich, während Ranjhan ein Fakir wurde und, in einem nahen Wald wohnend, bald den Ruf großer Heiligkeit und Wunderkraft erwarb. Auf den Rath einer Freundin brachte Hir's Gatte seine kranke Frau zu dem Einsiedler und das Paar war kaum vereinigt, als es geschwind die Flucht ergriff. Sie eilten so rasch, daß sie sich nicht einmal Zeit nahmen, die Dornen aus den Füßen zu ziehen. Der erzürnte Gatte verfolgte die Flüchtigen, aber seine Leute wurden von einer Schaar Reiter in die Flucht getrieben, und glücklich gelangten die Liebenden in das Gebiet eines fremden Radschah, der ihnen Schutz gewährte und sie vereinigte. Ranjhan und Hir schieden dankbar von dem gütigen Fürsten und haben sich seitdem Menschen Augen verborgen, wie der Flecken der Erbsünde.«

Das war die einfache, den romantischen und sanften Ideengang der Hindu's charakterisirende Erzählung, die der Sänger der Versammlung zum Besten gab, worauf er großes Lob erntete und Jeder eine Münze in des Mannes Kappe warf, ehe dieser sich zurückzog.

Ein neues Zeichen des Sirdars, und eine Gesellschaft Gaukler und Zauberer erschien auf dem Platz.

Die Reisebeschreibungen haben in Europa bereits manche seltsame Erzählung von den Künsten und Täuschungen, welche diese indische Jongleurs auszuführen verstehen, verbreitet, und dennoch sind sie oft nur ein schwacher Abglanz dessen, was wirklich von diesen Leuten geleistet wird.

Die Kunststücke Bosco's, Philadelphia's Pinetti's, die Gewandtheit Houdin's, die Sicherheit Herrmann's – jener sogenannten Prädigestitateure und Magier, welche seit dreißig Jahren das europäische Publikum in Staunen gesetzt, verschwinden vor den Leistungen dieser kaum behoseten, mit keinerlei Hilfsmitteln und blos mit den einfachsten Geräthschaften versehenen Leute. In der That sind alle die berühmtesten neueren Kunststücke der Genannten nur Nachahmungen der indischen Künste, und selbst die kühnsten Jonglerien und Balancirungen, wie z. B. das Spiel der »persischen Säule«, das »Messerwerfen«, erst seit etwa acht oder zehn Jahren indischen Jongleurs abgelernt, die keineswegs zu den Meistern ihrer Klasse gehörten, und die Einfalt der Europäer ausbeuteten und verspotteten.

Was wir hier jetzt erzählen wollen, möge daher nicht als ein Gebilde der Phantasie betrachtet werden. Europäische Augen haben es gesehen, und ernste Autoritäten verbürgen es, wie wenig sie es auch zu begreifen und zu erklären vermochten.

Die Gesellschaft der Jongleurs und Zauberer, die auf dem Platz erschien, bestand aus vier Personen: einem großen robusten Schwarzen, einem kleinen Chinesen mit langem Zopf, einer Frau, und einem Knaben. Die Männer waren sämmtlich nur mit einer kurzen bis an die Kniee reichenden Hose, einem baumwollenen Hemd, und dem Turban oder chinesischen Basthut bekleidet, während die Frau, neben ihrem einfachen weißen Gewande und bloßen Füßen, das Haar lang und frei um den Kopf hängend trug. Sie führten nur einen Korb, eine große Bastmatte und eine wollene Decke, einige Waffen, Stäbe, Messer und Kugeln bei sich, Geräthe, die sie Jedermann zur Prüfung anboten.

Der Arzt der bereits Vieles von diesen Künsten gehört, wünschte sich, begierig darauf, gegen jede Täuschung zu sichern und prüfte die Gewänder und Geräthe auf das Genaueste.

Die Künste begannen damit, daß der Chinese eine wohl zehn Ellen hohe und oben scharf zugespitzte Bambusstange aufrecht und ohne weitem Halt frei auf die Matte stellte, an ihr mit der Gewandtheit eines Affen emporstieg, sich mit dem Nabel auf deren Spike warf und

den Leib in horizontaler Linie gleich einer Scheibe so schnell herumzuwirbeln begann, daß die Augen der Zuschauer seinen Bewegungen kaum zu folgen vermochten.

Zu seinem Erstaunen, ja Schrecken, bemerkte der Arzt plötzlich, oder glaubte wenigstens zu sehen, daß der Leib des Mannes gleich einer Schraube sich an der Spitze des Stabes hinunter und hinauf drehte, und die Spitze zuweilen wohl einen Fuß lang aus seinem Körper hervorragte, gleich als habe er sie durch seinen Leib hindurch gedreht.

Den Anwesenden schien dieses Kunststück jedoch ein sehr gewöhnliches, oft gesehenes, denn als er entsetzt und fragend auf sie schaute, blickten sie sehr gleichgiltig auf die Anstrengungen des kleinen Jongleurs, der sich jetzt wieder bis auf die äußerste Spitze hinauf gewirbelt hatte, mit Blitzesschnelle an der Stange herunterglitt, die der Knabe auffing, dann eines der am Boden liegenden langen Messer ergriff und es mehrere Mal durch das Hemd bis auf's Heft sich in die Brust stieß, so daß das Blut sofort seine ärmliche Kleidung übergießt und bis zu den Füßen der Gesellschaft spritzte.

Walding sprang mit einem Ruf des Entsetzens auf und eilte dem Unglücklichen zu Hilfe, aber der Chinese machte ihm eine tiefe Verbeugung, überreichte ihm das Messer und öffnete das Hemd auf seiner Brust – keine Spur einer Verletzung war auf dieser zu sehen, und den Getäuschten begrüßte das Gelächter des alten französischen Offiziers und des jungen Khans.

Der Knabe trat nun auf die Matte und begann das bekannte Kugelspiel mit einer Anzahl von glänzenden Kugeln und Messern, das er zwar mit großer Geschicklichkeit und Gewandtheit ausführte, ohne daß Walding anfangs darin etwas Besonderes finden konnte, da er Ähnliches schon oft gesehen. Dann aber begann der Bursche die seltsamsten Gliederverrenkungen und Wendungen, warf sich auf den Boden und die Füße in die Höhe und während dessen wirbelten die Messer und Kugeln ihren ununterbrochenen Kreis, bis er endlich empor sprang und einen Gegenstand nach dem andern hoch in die Luft zu werfen begann, daß er sich über dem Lichtkreis der Laternen und Feuerbecken im Dunkel verlor.

Wunderbarer Weise aber fiel keiner wieder zurück, einer nach dem andern verschwand gleichsam in der Nacht, und als er die letzte Kugel geworfen, setzte sich der Knabe mit gekreuzten Beinen ruhig auf den Teppich nieder und blickte in den Äther.

Die Pause mochte zum Erstaunen des Arztes länger als fünf Minuten gedauert haben, als der Bursche, der während dessen eine eigenthümliche Melodie gesungen, empor sprang, die Arme in die Luft streckte und einen der emporgeworfenen Gegenstände nach dem andern wieder auffing, wie sie aus der Luft in kurzen Intervallen herabkamen.

Zum zweiten Mal begann er das seltsame Spiel, und wie scharf auch der Deutsche aufpaßte, er sah deutlich die Messer und Kugeln in der Luft verschwinden, ohne sie wieder nach dem Gesetz der Schwere niederfallen zu sehen. Als der Knabe sich dies Mal nach einer noch längern Zwischenpause von der Matte erhob, deckte er diese selbst auf und Kugeln und Messern lagen unter derselben.

Keiner seiner Gehilfen hatte sich der Matte genähert, diese selbst zeigte sich ganz und ohne Öffnung.

General Ventura erzählte dem Arzt, daß er am Hofe von Lahore einen Mann gesehen, der eiserne Kugeln in der Luft habe verschwinden und sie nach Verlauf einer ganzen Stunde wieder habe herunterfallen lassen.

Das merkwürdigste und zugleich grauenhafteste Stück, welches die Jongleure nach vielen anderen seltsamen Künsten producirten, war folgendes:

Der Mohr, wie bereits erwähnt ein großer und kräftiger Mensch, setzte sich auf die Matte und bog seinen Körper derart zusammen, daß er einer unförmlichen Kugel glich, worauf seine Gefährten ihn mit dem Korbe zudeckten, über den sie die zweite Decke breiteten. Darauf ergriffen alle Drei Spieße und Messer und stachen mehrere Minuten lang in den Korb, so daß das Blut stromweis darunter hervorfloß, worauf Decke und Korb aufgehoben wurden und zum Erstaunen der Zuschauer statt des zerfetzten Leichnams des Unglücklichen Nichts zu erblicken war, als einer der Pfauen, die während des Tages im Garten umherstolzten.

Wiederum wurde der Korb darüber gedeckt und als man ihn zum zweiten Male aufhob, befand sich statt des Pfaues ein junges anscheinend kaum wenige Tage altes Kind darunter.

Auch diese Erscheinung verschwand auf gleich räthselhafte Weise, und als Decke und Korb wieder darüber gedeckt waren, kroch der Knabe mit darunter.

Eine kurze Weile blieb die Hülle in wellenförmiger Bewegung, dann entfernte der Chinese zum dritten Mal die Decke und den Korb und darunter saß jetzt unverwundet der Neger, der Knabe aber war verschwunden und als die Fremden erstaunt und verwundert nach ihm umherschauten, glaubten sie plötzlich seine Stimme hoch aus der Luft ihnen einen Salem zurufen zu hören und sah den Burschen auf der mittleren Galerie der Pagode sitzen.

Die Geschenke, die dem sammelnden Weibe gereicht wurden, zeigten von dem Beifall, den die Kunststücke der Gesellschaft gefunden, worauf diese sich wieder entfernte und einer neuen und dem Arzt nicht minder interessanten Unterhaltung Platz machten.

Während der Zeit wurden unaufhörlich von den Dienern des Sirdar auf silbernen Platten Kaffee, Orangenwasser, Scherbet, kostbare Confitüren, Früchte und Backwerk umhergereicht.

Die neuen Schauspieler, die erschienen, angekündigt durch die Töne eines Tambourins, einer Trommel und Pfeife, bestanden in einer Gesellschaft Bayaderen.

Es ist mancherlei über diese Klasse der indischen Bevölkerung gefabelt worden, indem die Einen ihnen bloß die niedrigste Stellung gemeiner Hetären zuschreiben, Andere sie für eine Art von Priesterinnen und von idealer Schönheit erklären.

Die Wahrheit liegt wie immer in der Mitte.

Die Bayaderen Indiens sind die Almen der türkischen Harems, die öffentlichen Tänzerinnen Arabiens, die theils gleich einer Leibwache oder einer Kapelle in den Diensten der Reichen und Mächtigen des Landes stehen, die über sie verfügen, wie über Sklaven, theils den Tempeldienst gewisser Gottheiten versehen und die großen religiösen und überaus zahlreichen Feste der Hindu's mit ihren Tänzen verherrlichen helfen, theils auch im Lande frei umherziehen und vor der Hütte des Landmannes wie im Palast des Reichen ihre Künste zeigen.

Im Allgemeinen ist ihre Liebe zwar für Geld und Geschenke feil, doch ist dies nicht durchgängig der Fall und gehört keineswegs zu ihrem Stand und Gewerbe.

Man findet unter ihnen Mädchen von wahrhaft ätherischer Gestalt und reizender Schönheit, aber noch öfter widrige, schlappe, oder – der eigenthümlichen Anschauung des Orientalen von Weiberschönheit entsprechend – unförmlich dicke Gestalten und Häßlichkeit der Formen und des Gesichts, die Zähne durch das fortwährende Betelkauen glänzend schwarz gefärbt.

Rundscht Singh besaß sogar eine organisirte Amazonenleibwache aus lauter Bayaderen, die trefflich in den Waffen geübt waren, aber nach seinem Tode sich zerstreuten.

Die Tänzerinnen, die der Sirdar zur Unterhaltung seiner Gäste beschieden, gehörten, wie der Arzt von dem ehemaligen General Rundschts hörte, zu einer wandernden Horde, indem

augenblicklich eine große Anzahl von Pilgern und Reisenden sich in dem Thal und dem Schloß aufhielt.

Zwei Männer, mit Trommel und Pfeife, begleiteten die Tänzerinnen, deren Anführerin ein mit Silberblechen verziertes Tambourin in ihrer Hand trug.

Diese Anführerin war ein Geschöpf von wunderbarer idealer Schönheit.

In ihrem Antlitz war das Sanfte, Melancholische und Anschmiegende des indischen Charakters in seiner ganzen Weichheit und Lieblichkeit vertreten.

Dennoch hatte dieses milde reizende Antlitz schon zu den abscheulichsten Zwecken und Verirrungen des menschlichen Geistes gedient.

Das Gesicht, von lieblicher ovaler Form, hatte einen durchsichtigen klaren Teint von goldartigem lichtem Braun. Ihre großen schwimmenden Gazellen-Augen wiesen ein tiefes strahlendes Schwarz, gleich ihrem üppigen Haarwuchs; Stirn und Nase waren fein und edel geformt, und hatten nur so viel des hindostanischen Schnittes, daß das Fremdartige darin ihr einen eigenen Reiz verlieh. Die Augen, zwischen deren feinen und hohen Brauen eine eigenthümliche Falte von Schwermuth und Schmerz lag, waren in ihrem Ausdruck sanft und zärtlich, aber die hochgeschweiften und ausgeschnittenen Nüstern verriethen merkwürdige Weise daneben eine gewisse Energie und Leidenschaft. Der Mund des schönen Wesens war in seiner feinen Form durch rubinartige Lippen geschmückt und seine Zahnreihen glichen zwei köstlichen Perlenschnuren.

Überaus zart und fein war die Gliederung dieses Körpers, Fuß und Hand von einer besondern Kleinheit und Schöne.

Anarkalli – Granatblüthe – so hieß die Tänzerin, war in faltenreiche blaue Gewänder gekleidet, die von den Hüften ab über einander, bis auf die Knöchel herabfielen und in Goldfranzen endeten, ohne den nackten, an den Knöcheln mit Goldringen geschmückten Fuß zu verhüllen. Ein rosafarbener Shawl von dem feinsten thibetanischen Schleiergewebe bedeckte Brust und Nacken, ohne ihre süßen Formen und ihre schwellenden Linien zu verhüllen. Das Haar war in breite, mit Korallen, goldenen Mohurs und kostbaren Juwelen durchflochtene Flechten gebunden, und hing in solchen ihr rings um das Haupt bis zu den Hüften nieder. Der prächtige Schweif eines Paradiesvogels war auf ihrem Hinterhaupt befestigt, und senkte sich in hochgeschwungenem Bogen auf die linke Seite nieder, während in ihren Ohren, statt der Juwelen und Edelsteine, das glänzendere Gefieder einer der kleinsten in Gold und Smaragdgrün schimmernden Kolibriarten hing.

Während mehrere ihrer, wenn auch durchgängig zierlichen schönen, doch weniger lieblichen Gefährtinnen durch schwere Goldringe in Ohren und Nasenwand und durch Punktirungen mit Antimonium ihr Gesicht nach indischer Sitte entstellt hatten, hatte sie das letztere allein zur Schwärzung ihrer Augenlider angewandt, was ihrem Auge einen erhöhten zauberischen Glanz verlieh.

Diese Augen wandten sich mit einem Ausdruck ängstlichen Forschens, als sie den Kreis betrat, auf die Reihe der Gäste, schienen einige Augenblicke prüfend auf Jedem zu haften und blieben dann an den freundlichen und Vertrauen erweckenden Zügen des Arztes hängen.

Erst der Ton der Trommel und der Flöte schien sie aus ihrer Träumerei zu wecken, sie trat rasch einige Schritte vor, ließ das Tambourin über ihrem Haupt erklingen und begann nach dem einfachen Takt jener Musik und dem leisen Singen ihrer Gefährtin ihren Tanz.

Wer den Tanz der Almen und Bayadere den Sprüngen und Pas unserer Ballet-Heroinnen französischen oder spanischen Styls ähnlich glaubt, würde einen gewaltigen Irrthum begehen. Er besteht vielmehr in Bewegungen, in einem Drehen und Wenden des Körpers meist auf ein und derselben Stelle, das erst mit der steigenden Dauer einen eigenthümlichen Charakter annimmt.

Zuerst waren die Bewegungen der Bayadere langsam, indem sie nach dem Takt der Musik die Arme über den Kopf erhob, den Oberkörper vor- und rückwärts oder zur Seite bog, allmählich aber begann sich ihr Gesicht zu röthen, der Takt wurde rascher und die Linien, die ihr Körper beschrieb, glichen den wollüstigen Windungen einer Schlange. Ohne daß man ein Vorschreiten oder Rückwärtsgehen ihrer Füßchen zu bemerken vermochte, glitt sie doch bis dicht an die Zuschauer hin, schien sich über sie her zu neigen und zog sich eben so eigenthümlich zurück. Zwei Mal, als sie sich ihm nahte, glaubte Walding eine flüsternde Stimme an seinem Ohr zu hören, die in gebrochenem Englisch ihm zuraunte: »Lobe mich, Fremdling! lobe mich!« aber die seltsame Schöne hatte sich bereits immer wieder zurückgezogen, ehe der Deutsche darüber aufgeklärt war, ob die Worte, die er übrigens für eine eitle Forderung der Tänzerin hielt, wirklich aus ihrem Munde gekommen.

Immer lauter und wilder rauschte die Musik und der Gesang, immer heftiger und üppiger wurden die Bewegungen der Bayadere, ihr schlanker Leib schien eine Linie von zuckenden Blitzen, bald sinnlich vorgeworfen, bald weichend und kokettirend in lustglühenden Wendungen zurückgezogen; dann wieder schmachtend die Arme vorstreckend, schien sie nach einem Gegenstand in der Luft zu haschen, ihre schwellenden Lippen öffneten sich, ihren Augen schien ein glühendes Feuer zu entstrahlen, und seltsam glaubte Walding sie wiederholt dabei auf sich gerichtet zu sehen mit einem ängstlichen, flehenden Ausdruck, bis in der höchsten Extase des Tanzes, wirbelnd gleich einem rasenden Derwisch um sich selbst, mit einem leisen Aufschrei die Bayadere zu den Füßen der Rani sank.

»Lobe mich! Bei dem Christengott, lobe mich, Fremdling!« tönte es in demselben Augenblick wieder leise an das Ohr des Arztes; aber es bedurfte diesmal der Mahnung nicht, denn der eigenthümliche Reiz dieses bei aller Wildheit und Üppigkeit nicht ungraziösen Tanzes hatte ihn der Art ergriffen, daß er in lauten Beifall ausbrach und der Tänzerin nach indischem Brauch ein Goldstück zuwarf, das sie geschickt mit ihrem Tambourin auffing, ihn dabei mit einem dankenden Blick anschauend.

Im nächsten Moment war sie mit Lobeserhebungen und Geschenken überschüttet, selbst die Maharani zog aus ihrem Kopfschmuck eine prächtige Nadel und warf sie der Bayadere zu.

»Dein Auge hat wohlgefällig auf das Mädchen geblickt,« sagte der alte Sirdar höflich zu dem Arzt, dessen entschlossene Rettung der Prinzessin ihn heute trotz seiner sonst so bescheidenen Eidlung zum Helden des Tages gemacht hatte – »sie ist Dein Eigenthum, so lange Du ein Gast in diesen Mauern bist!«

Der Arzt fuhr erröthend zurück, diese in Indien so gewöhnliche Höflichkeit, einem Gast die Tänzerin, die ihm gefällt, zum Geschenk zu machen, war ihm unbekannt, und er fing an, zu begreifen, was die Bitte der Bayadere an ihn bezweckt hatte.

Aber es war das erste Mal gewesen, daß sie ihn im Leben erblickt, er konnte sich in körperlicher Beziehung durchaus nicht mit den schönen und feurigen jungen Männern messen,

die sich in der Gesellschaft befanden, und er war zu arm und einfach, um durch die Aussicht auf Geschenke die Speculation der Tänzerin auf sich gezogen zu haben.

Was also war es, wodurch das seltsame Verlangen der schönen Hindu, gerade von ihm gewählt zu werden, gerechtfertigt wurde?

Während er noch darüber nachsann und an den besten Weg dachte, die nach modernen europäischen Begriffen etwas zu weit gehende Höflichkeit seines finstern Wirthes abzulehnen – obschon die Ursitten vieler Nationen noch weitergehende Opfer des Wirthes für den Gast mit sich brachten – hatten die anderen Bayadere theils allein, theils zu zweien und dreien, in ähnlichem Tanz sich abgelöst, zum Theil noch wilder und bachantischer, und hatten die Lobsprüche und Geschenke der Anwesenden entgegengenommen.

Zwei der jüngsten und schönsten, wurden in ähnlicher Weise von dem Herrn der Burg den beiden erst am Abend eingetroffenen geheimnißvollen Fremden angeboten, ohne daß diese eine ähnliche Befangenheit darüber an den Tag legten, wie der mit den indischen Gebräuchen weniger vertraute Deutsche.

Nachdem sich die Bayadere und zugleich auch die Maharani mit ihren Dienerinnen zurückgezogen hatten, wurde für die Gesellschaft der Männer noch ein compacteres Mahl auf Silberschüsseln aufgetragen, bestehend aus Reis mit Ghy,¹ gebratenem Lammfleisch und Geflügel und dem berauschenden Jagory, einem Getränk aus Palmensaft, während für die Europäer verschiedene Flaschen mit feurigen Weinen aufgestellt wurden.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als der Sirdar, der schon seit einiger Zeit eine eigenthümliche Unruhe gezeigt, das Zeichen zum Aufbruch und zur Beendigung des Festes gab, indem er sich erhob und von seinen Gästen beurlaubte. Die Diener ergriffen die Fackeln und Laternen und waren bereit, Jeden nach der ihm angewiesenen Wohnung zu geleiten, Kassim harrete in gleicher Weise des Arztes.

»Möge mein Bruder sanft ruhen, und Freude auf seinem Lager sein,« sagte der Khan, indem er Walding umarmte, »denn eine gute That ist ein süß duftendes Kissen, sagen die Dichter. Morgen mit dem Sonnenaufgang werde ich bei ihm sein, um ihn zu dem Ritt in die Wüste abzuholen.«

Der Mayadar leuchtete demüthig seinem Herrn voran, der kaum mehr an die schöne Bayadere dachte. An der Thür des Kiosk oder Pavillons, der ihm zur Wohnung diente, reichte ihm Kassim die mit wohlriechendem Öl gefüllte Lampe, indem er ihm sagte, daß es ihm verboten sei, die Schwelle des innern Gemachs zu überschreiten, und daß er seines Winks gewärtig die Nacht auf derselben zubringen werde, und Walding betrat arglos das Zimmer, in dem er den Morgen zugebracht und von den Strapazen des anstrengenden Rittes ausgeruht hatte.

Er setzte die Lampe auf einen von Perlmutter und Schildpatt zierlich ausgelegten Koffer, als ein schweres und heißes Athmen ihn aufmerksam machte.

Erschrocken wandte er sich um.

Auf dem breiten Divan, der zu seinem Lager dienen sollte, lag frei jetzt von der herabgeworfenen Seidendecke, *Anarkalli*, die Bayadere, im weißen, leichten Nachtgewand.

Er trat befangen zurück – die Bitte der Tänzerin, das Geschenk des Sirdar war ihm jetzt erst verständlich.

Walding war ein verständiger, ruhiger Mann, fern von aller Prüderie, welche durch Sitten und Gebräuche der Völker beleidigt werden könnte. Aber er hätte kein Blut in den Adern

¹Abgeklärte Butter.

haben müssen, wenn das in seinem leichten Gewand doppelt reizende Mädchen nicht seine Sinne in Wallung gebracht hätte. »Wenn Du Deiner eigenen Wahl gefolgt bist, Anarkalli,« sagte er, »so sei mir willkommen. Es versteht sich von selbst, daß nicht das Wort Tukallah's mir eine verächtliche Macht über ein so schönes Geschöpf gegeben haben soll, sondern daß Dein Besuch und das Glück, das Du mir bereiten willst, Dein freier Wille sein muß!«

Er hatte die Tschoga, das männliche Oberkleid, von sich geworfen und sich dem breiten Divan genähert. Jetzt erst bemerkte er, daß das Mädchen, welches zusammengezogen, gleich einem zum Sprunge bereiten Raubthier, auf den Kissen kauerte, zitterte und ihre Augen in seltsamem Feuer leuchteten.

»Lösche das Licht der Lampe,« flüsterte die Tänzerin, »und komm' an meine Seite, Christ, daß mein Mund sich an Dein Ohr legen mag, – ich habe Dir Wichtiges zu sagen!«

Der Arzt begriff im Augenblick, daß hier von mehr oder Anderm, als einem Liebesabenteurer die Rede war, und folgte erstaunt der Weisung der Hindu. Er löschte die Lampe und kniete neben dem Divan nieder.

»Näher! näher! Jedes Wort, das andere Ohren vernehmen, würde Dir und mir den Tod bringen!« Ihre weichen Arme zogen ihn näher herbei, auf den Divan, und er fühlte die warmen, elastischen Glieder sich an ihn schmiegen. »Sage mir Liebesworte, Fremdling,« flüsterte die seltsame Syrene, »laut, damit der Lauscher getäuscht wird! – Cama¹ wird es uns vergeben!«

Unwillkürlich gehorchte der ernste Deutsche dem Einfluß, welchen das geheimnißvolle Wesen der Bayadere mit jedem Augenblick mehr über ihn gewann, und er sagte ihr laut in der Hindusprache zärtliche Worte über das Glück, welches ihm durch das Geschenk Tukallah's geworden sei.

Trotz der seltsamen Lage, und der Ahnung einer großen Gefahr begann sich in der Nähe der schönen Tänzerin sein Blut zu erwärmen und er zog sie sanft an sich. Die Bayadere duldete seine Liebkosungen, ohne sie zu erwiedern.

»Du bist der Mann, der heute die Mahana, die Tochter der Rani, vor den heiligen Schlangen beschützt hat?« fragte das Mädchen leise weiter.

»Ich war so glücklich, die Prinzessin vor dem abscheulichen Gewürm zu retten, bis andere Hilfe kam, die wunderbarlich genug . . . «

»Still! – Du hast bewiesen, daß Du ein muthiger Mann bist, der für den Fremden sein Leben wagt. Du bist ein Faringi?«

»Nein – aber ich bin ein Europäer und Christ, und Jeder, der dies gleich mir ist, ja jeder Mensch, hat Anspruch auf meine Hilfe. Was trägst Du um Deinen Leib gewunden, Mädchen?«

»Seidene Schnuren – die uns dienen müssen! Höre mich an, Fremdling mit dem weisen und guten Antlitz. Ich bin im Begriff, einen heiligen Eid zu brechen, geschworen der mächtigsten Göttin; aber ich muß die Gewißheit haben, daß die Worte, die ich sprechen werde, nur *eines* Erschaffenen Ohr vernehmen, die Geheimnisse, die ich enthüllen muß, nur *eines* Menschen Auge erblicken soll, daß nie sein Mund zum Verräther an mir und den Meinen werde, so lange die Sonne Indiens ihn bescheint. Schwöre mir bei dem Gott der Christen, bei den neun Wandlungen der Mutter, die Dich geboren, daß Du niemals verrathen willst was Du durch Auge und Ohr diese Nacht erfahren wirst.«

»Ehe ich einen Eid leisten kann, muß ich vorher den Zweck wissen – muß prüfen . . . «

Sie warf sich auf ihn und erstickte mit ihren Lippen seine lauter gewordenen Worte.

¹Der Gott der Liebe.

»Still! – es gilt das Leben eines Deiner Brüder, eines Christen zu retten. Bei dem Gotte, den Ihr verehrt, schwöre nur Schweigen und Du sollst Alles erfahren! – Schwöre, und ich will die Sclavin sein Deines Odems, die Lust Deines Leibes, der Hauch Deines Willens! Schwöre, oder Anarkalli stirbt mit ihm, den sie verrathen, und den allein Du retten kannst; denn Wischnu, der Erhalter, hat zu diesem Zweck Dich mir gesandt.«

Ihre Liebkosungen wurden heiß und glühend und umstrickten seine Sinne, zwangen seinen Willen. Unter ihren Küssen flüsterte der sonst so besonnene Mann: »Ich will – ich schwöre!«

Kaum hatte er das Wort gesprochen, so drängte sie ihn von sich. »Weißt Du, Fremdling, wen Du in Deinem Arm hältst, wen Du an Dein Herz drückst?«

»Anarkalli – die Tänzerin! Die schönste Bayadere Hindostans!«

»Thörichter Christ! Die Du umfängst, ist Anarkalli, die *Susha!* Das Lager, auf dem Du der Liebe pflegst, kann jeden Augenblick sich in Dein Todtenbett verwandeln. Du bist in der heiligen Burg der Thugs!«

Er fuhr entsetzt zurück, denn er hatte genug von der furchtbaren Sekte gehört, um zu wissen, in welcher Gefahr er sich befand. »Aber Tukallah?«

»Er ist einer der unsern, ein Guru,¹ der uns gebietet – sein Wort ist Tod oder Leben.«

Im Augenblick stand vor dem Geist des Arztes die Erklärung seiner Gefahr vom Tage vorher – seiner Rettung aus den Händen der Mörder.

»Kassim – mein Diener?«

»Er ist ein Thug, wie ich, einer der geschicktesten Lughas, aber Du bist sicher vor ihm, da er jenen Eid auf die heilige Spitzaxt als Mayadar Dir geschworen, den die weiblichen Glieder des Bundes zu leisten nicht würdig sind. Er soll das Werkzeug sein in Deiner Hand.«

Dem Deutschen waren längst alle Liebesgedanken vergangen bei der furchtbaren Eröffnung. Kalter Schweiß brach aus allen seinen Poren und er überlegte still, wie es ihm gelingen könne, sich aus der Mörderhöhle zu retten.

Die »Granatblüthe« schien die Gedanken, die ihn bestürmten, zu begreifen, denn sie suchte zuvörderst ihn über seine eigene Sicherheit zu beruhigen.

»Ich weiß nicht, wer Du bist,« sagte sie, »noch welches Band Dich an den Guru bindet. Aber es ist gewiß, daß er Dich in seinen Schutz genommen und Dein Leben nicht der Kali zum Opfer bringen will. Darum hat er Kassim Dir gegeben. Ich fühle, daß was ich Dir gesagt, Dir Abscheu gegen mich erregt, doch höre meine Geschichte, und Du wirst Mitleid mit Anarkalli haben, die nur den Lehren ihres Volkes gefolgt ist! – Wenn Du dem Schwur einer Abtrünnigen von dem blutigen Glauben der Bhawani glauben willst, – Dein Leben ist sicher in meiner Nähe!«

Der Arzt empfand, daß sie die Wahrheit sprach, und von Drang ergriffen, weiter in das unheimliche Geheimniß einzudringen, sagte er dem Mädchen, daß er ihr vertraue und forderte sie auf, ihm ihre Geschichte mitzutheilen.

»Mein Vater,« berichtete sie, indem sie sorgfältig fortfuhr, mit leiser Stimme zu reden, »ist ein Fakir aus der Kaste der Brahminen. Er war ein frommer Mann und bewohnte eine Höhle an den Rfern des Sudletsch. Er hatte keine Ahnung davon, daß sein Weib die Tochter eines Thugs und selbst ein Mitglied des großen Bundes war, für den sie auch mich schon in meiner Jugend bestimmte, da mein Vater, versunken in seine heiligen Betrachtungen, sich wenig um uns kümmerte. Ich wurde eine Tänzerin und tanzte in den Tempeln zu Ehren der Götter und

¹Oberhaupt.

bald auch auf den Märkten, und mein Name ward gefeiert von den stolzen Palästen Lahore's bis zu den heiligen Städten am Ganges. Als ich vierzehn Jahre zählte, weihte man mich zum ersten Mal in die Geheimnisse der Anbeter der blutigen Kali ein und ich erfuhr, daß der Brahmin nicht mein wahrer Vater sei, sondern Tukallah, der Mahratte. Man lehrte mich alle Künste der Suhthas, mit denen sie zu Ehren der blutigen Göttin ihre Opfer umgarnen und den Würgern in die Hände liefern müssen. Zuerst empörte sich mein Inneres dagegen, aber die Grundsätze, die ich von der Mutter eingesogen, und die Gewohnheit verbannten bald das Mitleid und machten mich gleichgiltig gegen den Mord.

»Heute – diese Nacht – wird das Fest der Devy¹ in den unterirdischen Gewölben dieser Burg gefeiert, heiliger noch wie das im Tempel der Göttin in Calcutta, und die Glieder des Bundes sind aus allen Himmelsgegenden dazu in die Wüste gekommen, den furchtbaren Dienst im Geheimen zu verrichten. Viele von ihnen haben ihre Opfer mitgebracht, denn wisse, o Fremdling, das Blut in der goldnen Schaaale, die vor dem Bilde der Göttin steht, darf nimmer vertrocknen und muß das Jahr lang roth und feucht erhalten werden, oder schweres Unheil fällt auf die Thugs. Die Männer, mit denen ich von Buhawalgur kam, begegneten einer Gesellschaft von reisenden Faringi's. Ich erhielt den Befehl, mich ihnen anzuschließen und einen der Sahibs, den jüngsten von ihnen, zu verlocken, daß sie ihm den Rumal² überwerfen und ihn gebunden heimlich zur Burg der Göttin mit sich schleppen möchten. Der Mann, den sie mir bezeichneten, war jung und schön wie Krischna selber.³ Ich tanzte vor ihm und seinen Freunden, während die Thugs sich verborgen hielten vor ihren Augen. Meine Blicke sandten Feuer in seine Seele, und er drang in mich, seine Geliebte zu werden. Ich versprach es ihm, wenn er in der Nacht sein Zelt verlassen und zu mir kommen wolle, und gab ihm Ort an, an dem wir uns treffen wollten. Der Faringi ging in die böse Falle, die ich ihm gestellt. In der zweiten Nacht, nachdem ich seine Gesellschaft getroffen hatte und also kein Argwohn auf mich und meine Begleiter mehr fallen konnte, verließ er das Lager seiner Gefährten und suchte mich auf an den Trümmern des Grabmals, das ich ihm als Ort unserer Zusammenkunft bezeichnet hatte. O, wie innig hatte ich gehofft, daß er nicht kommen, daß die blutige Bhawani ein anderes Opfer erkühen werde! Aber er liebte mich und kam, und er lag an meiner Brust und an meinem Herzen, und er schwur, daß er sich nicht mehr von mir trennen werde, als die wilden Buthotes herbeistürzten, ihn aus meinen Armen rissen, seine Glieder mit Stricken banden und seinen Mund verstopften. Nur seine Augen vermochten noch zu sprechen und sie lagen mit Abscheu und Vorwurf auf der Verrätherin!

»Da, Fremdling, flüchtete ich wehklagend in die dichteste Wildniß, mich vor mir selber zu verbergen; ich verfluchte mich und den Dienst der Göttin, die kein Erbarmen kennt mit den Gefühlen der Menschen, denn jetzt erst erkannte ich, daß Cama wahre Liebe zu dem Verrathenen in mein Herz gesäet. Aber ich wußte, daß Bitten und Flehen ein vergebliches Ding sei und abprallen würde an der Brust Derer, die morden zur Ehre der Göttin. Entschlossen, mit ihm zu sterben, den ich verrathen, begleitete ich die Bande der Thugs, meine Hand war es, die dem Unglücklichen Labung und Speise auf dem Wege hierher reichte, und es durchschnitt mir das Herz, wenn ich sehen mußte, wie er, mit dem Gefühl des Vorwurfs sich von

¹Kali, Bawabni, Durga – alles Namen der Göttin.

²Das Seidentuch.

³Der beliebteste Heros der indischen Götterlehre.

mir wandte, denn es war mir verboten, von nun an zu ihm zu reden, und die Aufmerksamkeit seiner Wächter machte es mir unmöglich, ihm ein Wort des Trostes zuzuflüstern. Vor zwei Tagen trafen wir in Malangher, der Burg Tukallah's, ein und seitdem schmachtet er in den furchtbaren Höhlen des bösen Zauberers!«

»Aber wie soll ich, der Fremde, Machtlose, das unglückliche Opfer eines teuflischen Wahnes retten?«

»Höre mich an! Wischnu, der Erhalter, hat Dich uns gesandt, und ich, die ich mit dem Faringi sterben wollte, ich fühlte, daß Deine Ankunft ihn zu retten vermöchte. Die Feier der blutigen Göttin dauert drei Nächte lang. Ich weiß, daß der Faringi erst in der zweiten zu sterben bestimmt ist – wenn sie kommt, muß er fern sein von der blutigen Stätte.«

»Aber wie wird es möglich sein, in jene Höhle des Verbrechens zu dringen und den Gefangenen zu befreien?«

Die Bayadere erwiderte die Frage mit einer Gegenfrage. »Hast Du Muth genug, für die Erreichung dieses Zweckes den Schrei des Todes zu hören, ohne daß Dein Herz erkaltet, die Opfer sterben zu sehen, ohne daß Du mit einem Laut Dich und mich verrathen wirst?«

»Aber es wäre meine Pflicht . . . «

»Thor! nicht die ganze Macht der Faringi in diesem Lande vermöchte ein einziges der Opfer seinem Verderben zu entreißen, die in den Gewölben dieser Burg dem Tode zu Ehren der blutigen Göttin bestimmt sind – ich schwöre es Dir bei der Bhawani selbst, der ich bisher gedient!«

Obschon Walding gewiß nicht unempfindlich gegen die Leiden seiner Mitmenschen war, machte ihn doch sein Stand als Arzt geeigneter, die schrecklichen Scenen, die seine Einbildungskraft ihm vormalte, zu ertragen; er überzeugte sich, daß allerdings das Einschreiten der Einzelnen hier so wenig helfen und retten konnte, wie bei der Sitte der Wittwenverbrennungen, und daß nur durch die Unterdrückung seines Gefühls es ihm möglich werden dürfte, eins oder das andere Leben mit List dem drohenden Tode zu entziehen. Er glaubte daher seine Einwilligung geben und sich auf die Stärke seiner Nerven verlassen zu müssen.

Die Bayadere hatte sich unterdeß leise von seiner Seite gestohlen und war mit der Gewandtheit und Geräuschlosigkeit einer Schlange nach der Thür des Gemaches gegliitten, wo sie lauschte.

Dann öffnete sie leise diese Thür – es war, wie sie vermuthet, Kassim, der Thug, hatte bereits das Lager vor der Thür seines Herrn verlassen, ihn in den Armen der Tänzerin bis zum nächsten Morgen in Sicherheit wähnend. Sie huschte zum Erstaunen des Arztes blitzschnell hinaus, kehrte aber schon nach wenigen Augenblicken zurück, ein Bündel tragend, das sie draußen verborgen gehabt.

»Kassim,« berichtete sie hastig, »ist bereits hinabgestiegen zu den Tiefen der Burg, und die Zeit des Handelns ist da. Jetzt, Fremder, merke auf meine Worte, denn das geringste Vergessen würde uns Beiden das Leben kosten und eines verderben, das kostbarer ist, als das unsere. Hast Du je von der Ramasyana gehört?«

»Nein.«

»Es ist die geheime Sprache der Thugs, die alle ihre Glieder und Sekten, welchem Land und welchem Glauben sie auch angehören, unter einander verbindet. Denn wisse, Fremdling, nicht die Anbeter Schiwa's allein sind die Diener der Göttin, sondern auch Muhamedaner und

Christen.¹ Darauf baue ich unsern Plan. Dies – sie machte die eigenthümliche Bewegung der Hand, durch welche Tukallah sich den Mördern zu erkennen geben – »ist das Zeichen. Nur wenige der Thugs, die heute hier versammelt sind, kennen einander, denn sie kommen von Süd und Nord, vom Aufgang und Untergang – und Kassim, Deinem Mayadar, der zum ersten Male die Burg Malangher betritt, ist es unbekannt, daß die Slavine, die er Dein Lager theilen wähnt, eine Eingeweihte ist. Dieses Gewand mit der Verhüllung des Hauptes wird uns Beide unkenntlich machen, wie die Mitglieder des Bundes einander unbekannt bleiben bei dem Opfer. Obschon ich als Weib ausgeschlossen bin von dem Feste der Göttin, sind mir die Geheimnisse dieser Burg wohl bekannt, daß ich selbst in der dichtesten Finsterniß durch ihre Gänge und Schluchten Dich leiten könnte. Jetzt entkleide Dich rasch, birg Deine Waffen in Deinem Gürtel und hülle Dich in dies Gewand, damit ich Deinen Leib dem der braunen Männer ähnlich mache!«

Bei dem Licht des Mondes, der durch die geöffnete Jalousie hell in das Gemach strahlte, ging sie rasch dem Deutschen mit ihrem Beispiel voran, indem sie ihre Frauengewänder von sich streifte und sich in einen weiten dunklen Überwurf hüllte, der am Hals eine Art von Wachskaputze hatte, die über den Kopf gezogen werden konnte und Öffnungen für Augen und Mund enthielt. Dann beugte sie sich nieder, und begann ihm die Beine bis zum Knie aufwärts mit einem Pflanzensaft zu reiben, der die europäische Weiße alsbald in das Mahagonibraun der Eingebornen verwandelte, damit, da sie mit nackten Füßen ihre Wanderung antreten mußten, die hellere Farbe des Fremden nicht die Aufmerksamkeit des einen oder des andern Spähers auf sich zöge. Nachdem alle diese Vorbereitungen getroffen waren und Beide die Kaputze über das Gesicht gezogen hatten, hieß die Tänzerin den Gefährten folgen und verließ den Pavillon, dessen Thür sie wieder anlehnte.

Sie standen auf der Gartenterrasse, die jetzt leer und öde war und nur das momentane Rauschen der Springbrunnen unterbrach die nächtliche Stille.

Auf den weißen Marmorstufen an beiden Seiten der Pagode lehnten die schwarzen Wächter der Zenana gleich dunklen Steingebilden.

Anarkalli flüsterte dem Deutschen zu, sich gleich ihr einige Schritte im Schatten zu halten, damit die Mohren nicht erkennen möchten, aus welchem der Kiosks sie gekommen, dann schritten sie dreist hinaus in das Mondlicht, und quer durch den Garten, nach dem großen Eingang der Pagode.

Die ehernen, mit seltsamen und grotesken Figuren gezierten Flügel der großen Thür derselben standen geöffnet – sie traten in das Innere, das von einer einzigen, hoch von der Decke der Wölbung hängenden Lampe mit einem bläulichen Schein erleuchtet war, in dessen leisem Schwanken die schauerlichen Dekorationen der Wände sich gleich beichtenden Schatten zu bewegen schienen. Diese Wände bestanden aus Mosaiken von dunkelfarbigem weißgeäderten Marmor, von dem sich gespenstig steinerne und hölzerne, mit den schreiendsten Farben und Vergoldungen bedeckte Figuren und Fratzenbilder abhoben. Straußeneier, riesige getrocknete oder ausgestopfte Schlangenkörper, Eidechsen und Gerippe von Thieren und Menschen hingen überall von Decke und Wänden und rasselten von einem Luftzug, der auf eine Waldung noch verborgene Weise durch den Raum zog, bewegt schaurig an einander, während kleine

¹Letzteres ein in Indien unter den Thugs durch ihre eigenen Priester verbreiteter Irrthum, weil häufig Europäer dem Fest der Devy in der Pagode bei Calcutta beigewohnt hatten.

Glocken und in gleicher Weise aufgehängene Metallplatten in ihrem Zusammenstoß einen melodischen Klang dazwischen säuselten.

In der Mitte dieses Raumes stand einer jener kolossalen und prächtigen Sarkophage, die man so häufig noch in den gigantischen Ruinen Indiens findet, und die der Asche eines mächtigen Herrschers, eines heiligen Mannes oder berühmten Kriegers zur Ruhestätte dienen. Der aus weißem Marmor gefertigte Sarg ruhte auf vier riesigen, plump gearbeiteten Krokodillenleibern aus grünschwarzem Stein, deren Augen aus großen, geäderten Smaragden bestanden, die unheimlich im Schein der Lampe funkelten, während die weit geöffneten Rachen jeden Nahenden zu bedrohen schienen.

Zu Häupten des Sarkophags stand eine kleine metallene Schaale, aus der eine weiße Flamme emporzüngelte. Dieser näherte sich die Bayadere und zündete daran den Docht einer Lampe an, die sie aus ihrem Gewande hervorholte und die der Form ähnelte, deren sich die europäischen Bergleute bedienen, um in ihrem Schein in die unterirdischen Tiefen einzufahren. Dann winkte sie ihrem Begleiter, und schritt auf die dem Eingang der Pagode gegenüber liegende Wand zu.

Ein plötzlicher Schrecken hemmte den Fuß des ihr folgenden Arztes, als er näher kam. Aus dem dunklen, unheimlichen Dämmerchein, den die geringe Beleuchtung der Pagode verbreitete, schienen sich plötzlich zwei riesige Elephantengestalten mit hochgeschwungenem Rüssel vor ihm aufzurichten, während das langgekrümmte Elfenbein der Zähne drohend hervorleuchtete.

Es bedurfte einiger Augenblicke, ehe der Arzt begriff, daß die beiden riesigen Thiere nur Steingestalten waren, die in halbem Körper aus dem Bau hinter ihnen, gleichsam zum Schutz der höhlenartigen Tiefe, die zwischen ihnen gähnte, hervortraten.

Auf diese Höhle, aus der der scharfe, die Gerippe und Metalle der Pagode bewegende Luftzug hervordrang, schritt die »Granatblüthe« zu und begann sofort eine Reihe von Stufen hinabzusteigen, die in die unergründliche Tiefe führten.

Walding sah ein, daß er zu weit gegangen, um von dem Abenteuer zurückzutreten, auch wenn ihn sein der schönen Verbrecherin gegebenes Wort nicht gebunden hätte, und folgte daher dicht hinter ihr drein, um das leitende Licht nicht zu verlieren.

Anfangs schräg, dann immer steiler, stiegen sie weit über hundert Stufen in die Tiefe, wonach der Arzt berechnen konnte, daß sie längst über die Grundfläche der Burg hinunter gekommen sein und sich im Innern des mächtigen Felsenvorsprungs befinden mußten auf dem sie erbaut war.

Sie gelangten jetzt, so weit der schwache Lampenschein es erkennen ließ, in ein Rondeel, aus dem wieder verschiedene Gänge nach allen Seiten hin liefen, in stärkerer oder geringerer Senkung in die Tiefe führend, und Walding vermochte jetzt bereits zu erkennen, daß dieses großartige unterirdische Labyrinth nicht allein der Arbeit der Menschen, sondern auch den Naturkräften selbst seine Entstehung verdankte.

In den Tiefen der Gänge und Wölbungen schwanden zuweilen schwache Lichtreflexe vorüber, oder glühten einzelne Lampen, wie die, welche seine Begleiterin trug, gleich Funken sich annähernd oder entfernend. Hastig und ohne in der Wahl der Gänge zu zaudern, schritt die Bayadere vorwärts und sie stiegen auf's Neue abwärts in die Tiefen der Erde.

Aber nicht mehr allein waren sie jetzt in der unterirdischen Einöde. Je tiefer sie kamen, desto höher und weiter schienen sich die Gänge zu dehnen, so daß der schwache Schein

der Lampe nur selten noch die Decke der Gewölbe erkennen ließ; dunkle Gestalten, in Kaputzen gehüllt, wie sie selber, am Gürtel oder um den Kopf gewunden den Rumal – das verhängnißvolle Seidentuch – oder die Phansi, die Schlinge, und oft mit schweren Bündeln beladen. Sie machten stumm einander das Bundeszeichen und schritten vorwärts. Zwei Mal erbebte der Deutsche in dieser furchtbaren, dämonenartigen Gesellschaft: das erste Mal, als zwei der Thugs an ihnen aus einem Seitengang vornberschritten, auf einer Art von Hangmatte einen langen, ballenartigen Packen tragend, der im Licht der Lampen sich zu bewegen – von dem ein dumpfer Seufzer an das Ohr des Arztes zu tönen schien; – das zweite Mal, als ein hochgewachsener, fremdartig gekleideter Hindu an ihnen vorbeikam, dem, auf den Fersen ein gezähmter, ziemlich großer Tiger nachschlich. Die Bestie, den Kopf tief auf den Boden gebückt, blinzelte mit den gelbgrünen Augen auf die Vorübergehenden und knurrte so wohlgefällig, wie die Katze, wenn sie sich putzt oder einen fetten Schmaus wittert.

»Fürchte Dich nicht!« flüsterte dem Zaudernden die Bayadere zu, »es ist ein Phansigar aus dem Carnatie – sie nennen sich die Tiger und halten diese heilig. Die Göttin Kali gebietet über sie.«

Immer weiter kamen sie, und immer größer wurde die Zahl Derjenigen, die dem gleichen Ziel wie sie zuschritten. Walding glaubte ein dumpfes Geräusch, ein Murmeln und Grollen in weiter Ferne zu hören, wie das Brausen des Meeres an langgestreckter Küste, und er sah in einiger Entfernung einen matten Lichtschimmer, gleich der röthenden Gluth einer mächtigen Feuersbrunst zu der Decke des Gewölbes empordämmern.

»Muth, Fremdling, und Vorsicht!« flüsterte noch einmal die Stimme des Mädchens dicht an seinem Ohr, – »wir nahen dem Kreis der Guru's und Chams, bei dem Bild der Göttin, und müssen vorsichtig die gegenüberliegende Seite des Gewölbes zu erreichen suchen. Sprich Nichts, als den Gruß der Thugs, und thue Alles, was Du mich thun siehst.«

Sie waren kaum hundert Schritt gegangen, als sich vor ihnen ein eben so eigenthümliches, wie schreckliches Schauspiel eröffnete.

Sie standen am Rande eines etwa fünfzig Fuß tiefen Abgrundes, der sich zu einem riesigen Kesselgewölbe bildete, dessen Enden in der Dunkelheit verschwanden, obschon das Licht von wenigstens zweihundert Fackeln und ein großes, in der Mitte dieses riesigen Felsensaales unterhaltenes Feuer auf einen ziemlich weiten Umkreis volle Tageshelle verbreiteten.

Wohl tausend Menschen – alle in jene entsetzliche Vermummung gekleidet, die Füße entblößt, – bewegten sich in diesem Raume.

Ihnen gerade gegenüber, nahe dem Feuer, stand auf einer Erderhöhung das riesige Bild der furchtbaren Göttin, der dieser scheußliche Cultus galt.

Auf einer breiten etwa drei Fuß hohen Stufe von schwarzem Marmor erhob sich ein gleicher Würfel und auf diesem die mindestens zehn Fuß große Gestalt der Bhawani von massivem Silber. Sie hatte die Gestalt einer Furie, reitend auf einem Tiger, in wilder, drohender Stellung. Das Antlitz war scheußlich anzuschauen, halb Wolf, halb Mensch, in den Augenhöhlen funkelten zwei kolossale Rubinen, deren Feuer seine Blitze bis zu entfernten Stelle warf, an der die Eindringenen lauschten. In den offenen Mund oder vielmehr Rachen dieses entsetzlichen Kopfes waren weiße und spitze Wolfszähne eingesetzt, ihre Füße liefen in Adlerkrallen aus und der Leib war mit Blut beschmiert und von zwei großen ausgestopften Schlangen umwunden. Der Schmuck den dieses scheußliche Bild um Hals, Arme und Beine trug waren Kränze von Menschlichen Köpfen und Schädeln. Schlangen und Eidechsen bildeten ihr Haar

und während der linke Krallenarm sich auf das Haupt des Tigers stützte, schwang der rechte die gewaltige Kassy, die eiserne Spitzaxt, das heiligste Symbol der schrecklichen Verbrüderung, bei dem zu schwören den Thug für alle Ewigkeit an seinen Eid bindet, fester als der Schwur auf den Koran oder das heilige Gangeswasser.

Der Fuß der Bildsäule war mit Blumen bestreut, dazwischen lag ein ehernes Bild der Schlange und der Eidechse, eine Schlinge und das Seidentuch, ein Messer und die heilige Spitzaxt, das Abbild des Werkzeugs in den Händen des Götzenbildes, das bei den Wanderzügen der Thugs von dem reinlichsten, mäßigsten und vorsichtigsten Mann der Bande getragen wird, denn sie gilt als ein Orakel für die Entschließungen der Mörder und zeigt die Richtung an, nach welcher die Reise zu unternehmen ist.

Um das Bildniß der Göttin hatte, an dem Rande der untersten Stufe, ein Kreis vermummter Männer Platz genommen, die jedoch statt der schwarzen Verhüllung eine solche von weißer Wolle trugen, der die ausgeschnittenen Augen- und Mundöffnungen ein noch gespenstigeres Ansehen verliehen. Es waren die Chams und Guru's der Sekten, in ihrer Mitte der Ober-Guru, kenntlich an dem weißen Turban mit blitzenden Goldbändern, den er trug – nicht weit von ihm bemerkte Walding den Phansigar mit dem Tiger, der ihnen vorher begegnet war.

Ein Zwischenraum von einigen Ellen, in dem zierlich geflochtene Körbe mit Früchten, Backwerk und geistigen Getränken standen, trennte den Kreis der Häupter von der Masse der rings umher auf den Fersen hockenden oder an dem Feuer beschäftigten gewöhnlichen Mitglieder des Bundes. Von Zeit zu Zeit wurden in dies Feuer wohlriechende Essenzen gegossen, deren lieblicher und berauschender Duft das ganze kolossale Gewölbe erfüllte.

Von dem Ausgang des Gewölbes, durch das der Deutsche und die Bayadere gekommen waren, führten terrassenartige Stufen hinunter zu dem Mittelraum. Es war ihnen gelungen, unfern der Masse einen etwas erhöhten Standpunkt hinter einem Felsvorsprung – denn das Ganze war, wie der Arzt erkannte, eine kolossale natürliche Höhle – zu gewinnen, von dem aus sie, ohne auffällig zu werden, den ganzen Mittelgrund und die sich auf demselben ereignenden Szenen übersehen konnten, während sie zugleich, ohne Furcht, gehört zu werden, mit leiser Stimme sich unterhalten mochten, da das dumpfe Gemurmel dieser Masse von Menschen eben jenes rollende Getöse verursachte, das der Arzt auf dem Wege gehört.

»Siehst Du die goldene Schaale, die vor dem Bilde der Göttin steht?« fragte schaudernd das Mädchen. »Es ist das ewige Opfer des Rakkat-Byj!«

»Was willst Du damit sagen?«

»Rakkat-Byj¹ war der mächtigste Dämon, so groß, daß der tiefste Ocean seine Brust nicht erreichte, welcher die Welt beunruhigte und alle Geborenen verschlang, bis die Bhawani ihn tödtete. Aber aus jedem seiner Blutstropfen entstand ein neuer Dämon. Da schuf die Göttin zwei Männer aus dem Schweiß ihrer Arme – das waren die Urväter aller Thugs – und gab jedem ein Tuch, die Rumals, damit sie die Dämonen erdrosselten, ohne daß auf's Neue Blut vergossen werde.² Seitdem ist das Blut der süßeste Wohlgeruch, den die Göttin empfängt, und darf nimmer trocken werden zu ihren Füßen. Im Tempel der Feueräugigen zu Calcutta und Bindabaschni werden jeden Monat tausend Ziegen und andere Thiere geopfert, damit das heilige Blut fließend bleibe, aber hier . . . « Sie schauderte und schwieg.

¹Blutsaamen.

²Die indische Sage von der Entstehung der Thugs, die bis ins fernste Alterthum hineinreicht. Schon Herodot erwähnt im Heere des Xerxes eine Rotte dieser Mörder.

»Rede weiter – jene Schaale . . . !«

»Sie wird nie leer und trocken von dem Blut aus den Adern der Menschen.«

»Entsetzlich! – aber wie ist es möglich, daß diese Unzahl von Morden alljährlich ungestraft verübt werden kann, bloß um einem Aberglauben zu fröhnen?«

»Blick' hin und Du wirst schauen, wie groß die Zahl der Opfer sein muß, denen man solche Reichthümer abnehmen konnte.«

Auf ein Zeichen des Ober-Guru stand einer der Chams nach dem andern auf, winkte hinein in die dunkle Menge, und jedes Mal traten ein oder mehrere Männer mit Packen beladen heran, schritten in den heiligen Kreis und leerten ihre Säcke oder Körbe auf der untersten Stufe des Bildes.

Im Schein der Fackeln und Flammen blitzte es seltsam und herrlich von dort herüber in die Augen des Lauschers. Berge goldener Mohurs¹ und glänzender Silbermünzen, kostbares Geschmeide, Perlen und Diamanten, Rubinen, Smaragden und Topase mit ihrem Goldfeuer, die kostbaren Amethyste Sibiriens neben den Saphiren Ceylons und den Türkisen der persischen Minen, das geheimnißvolle Feuer der Opale und Almandinen zwischen Ringen, Ketten, Arm- und Halsbändern, dazwischen prächtige Cashemirshawls und zahllose andere Kostbarkeiten.

»Das sind die Jumaldehythags aus Aude und von östlich des Ganges,« berichtete das Mädchen. »Sie haben die reichen Länder des Duab zu ihrem Gebiet und bringen den dritten Theil ihrer geraubten Schätze. Jene dort, die jetzt ihre Körbe leeren, sind die Multhanea's, Mahomedaner aus dem Norden, die ihre Reisen als Ochsenführer machen und als Kaufleute ihre Schlachtopfer verlocken. Ihnen folgen die Chingary's oder Naiks, die in der Nachbarschaft von Hingoly leben. – Jetzt folgt die große Schaar der Susyas, Männer der niedersten Kasten aus Jeypure, Malwa und der Radjputana, die als Handelsleute, Geldträger, und Sepoy's² das Land durchstreifen. – Dort kommt der Guru der mächtigen Phansingars von Myhore, dem Carnatie und Chittar« – sie wies auf den Mann mit dem Tiger, der sich eben erhoben und seine Begleiter heranwinkte. »Es sind die Tiger der Wüste und kein Tiger greift den Phansigar an. Sie haben ihre besondere Sprache und ihre Zeichen, aber ich kenne sie und jenen Mann, der der blutigste ist von ihnen allen. Leicht ist es ihnen jene Schätze zu bringen, denn sie lauern auf dem Wege den Diamanten- und Perlentragern aus dem Westen auf und morden um einer Rupie willen. – Jetzt nahen die Flußthags von Burdwan an den Ufern des Hughly, die den Ganges auf- und niederschiffen, die Pilger nach den heiligen Orten einladen, mit ihnen zu fahren und sie auf dem Fluß erdrosseln. – Die Lodaha's und Matya's aus Bahar und Bengalen sind jetzt an der Reihe, ihre Geschenke niederzulegen, und ihnen folgen die Männer aus Scindia.«

So erzählte die Tänzerin ihrem Begleiter von den Secten der Thugs, während Schätze auf Schätze zu den Füßen des scheußlichen Götzenbildes aufgehäuft wurden. Der Raub, den die Secte während eines Decenniums, bis zur Wiederkehr ihrer geheimen Versammlungen, zusammenhäuft, ist in der That kolossal. Da in dem größten Theil von Indien die Beförderung von Geld und Geldeswerth durch Karawanen und Boten geschieht, wird ihnen diese Beraubung desto leichter. Im Westen Indiens besitzt zwar eine Kaste der Najputstämme, die Bhats und Charans, das geheiligte Vorrecht, anderer Leute Eigenthum unter ihren Schutz stellen zu

¹Indische Goldstücke.

²Eingeborne auf Sold dienende Soldaten der Ostmoischen Compagnie.

dürfen. Niemand wagt es, dieselben anzutasten und ihnen werden große Summen in Gold und Silber anvertraut, welche sie durch Gegenden tragen, die von Anderen nicht ohne starke Escorte durchzogen werden können. Aber selbst diese geheiligte Kaste verschonen die Phansigars nicht, und es wurden z. B. vom Jahre 1826 bis zum Jahre 1829 erweislich 39 solche Geldträger von ihnen ermordet und diesen die kolossale Summe von Einmalhunderteinundachtzigtausend Rupien abgenommen.

Die Niederlegung der Schätze war jetzt beendet, der Ober-Guru bestieg die Stufe des Altars und berührte mit Hand und Stirn drei Mal die Füße der Göttin. Eine tiefe lautlose Stille verbreitete sich unter der unheimlichen Menge und der Ober-Guru erhob seine Stimme, die dem Ohr des Arztes nicht unbekannt zu sein schien, und rief: »O Kaley! Kankaly! Bhudkaly! Deine Knechte sind bereit und haben, zu Deinen Füßen niedergelegt das Drittheil Deines Segens. Wenn es Dich gut dünkt, mächtige Göttin daß das Opfer beginne, damit das von Dir vergossene Blut erinnert werde, so gieb uns den *Thibau!*«¹

Auf seinen Wink wurde ein schwarzes Schaf herbeigeführt und auf die Höhe des Piedestals gelegt, wo ihm der Ober-Guru den Hals abschnitt, während seine Gehilfen den rechten Vorderfuß in das Maul des Thieres steckten.

Der Körper des Opfers zuckte hin und her und warf sich zuletzt auf die rechte Seite, worauf der Ober-Guru der Versammlung verkündete, daß die Göttin ihnen gnädig sei und die Feier beginnen könne.

Ein Geheul brach bei diesen Worten aus, so wüthend und entsetzlich, daß Walding glaubte, eine Legion von Teufeln entfesselt zu sehen. Das Kriegsgeschrei der amerikanischen Wilden, der gellende Todesruf der Bemannung eines versinkenden Schiffes, das Wuthgeschrei eines im Aufruhr rasenden Volkes war Nichts gegen diese gellenden entsetzlichen Töne.

Ein wildes Delirium, ein Wahnsinn schien zugleich die düstre Menge erfaßt zu haben und es entfaltete sich ein Anblick vor den Augen des Arztes, wie ihn kaum die Phantasie Dante's aus den Schlünden der Hölle entlehnen könnte.

Gleich Besessenen sprangen und tobten alle die menschlichen Dämonen umher, einzeln, in Kreisen und Reihen drehten sie sich wirbelnd, wie tanzende Derwische, springende Bachanten. Hier rissen sich Einige die Verhüllung vom Haupt, durchbohrten ihre Wangen mit Messerstichen und schlitzen sich Lippen und Zunge, oder stießen die Klagen in das Fleisch ihrer Arme und Schenkel, daß das Blut weit umherspritzte; Andere warfen die Gewänder ab, tanzten nackt mit wilden phantastischen Geberden um das Feuer und stürzten sich durch dieses hin, daß die Flammen an ihrem Haar und Bart emporloderten, wenn sie auf der entgegengesetzten Seite heraustaumelten. Entsetzlich anzuschauen war ein grimmig aussehender alter Brahmine, dem seine Freunde einen eisernen Haken in die Seite drückten, worauf sie ihn an einer an Decke des Gewölbes befestigten Kette in die Höhe zogen und in der Entfernung von etwa zehn Ellen über dem Feuer hin und her schwenkten.

Walding sah betäubt diesem entsetzlichen Schauspiel zu, bis plötzlich der laute, die ganze Wölbung wie Posaunenstoß durchzitternde Ton eines Tamtam – hervorgebracht durch den Schlag eines dicken mit Leder umhüllten Klöpfels auf einen großen, frei von der Wölbung herabhängenden Metallschild, dem Toben und Rasen ein Ende machte. Ein zweiter Schlag auf den Schild, und eine so lautlose Stille trat ein, daß man das Knistern des Feuers hören konnte.

¹Zeichen, Omen.

Vor dem Altar der Göttin standen der Ober-Guru und drei der Priester des schrecklichen Cultus, die andern waren während des Tobens und Rasens verschwunden.

Die Hand der Bayadere legte sich schwer auf den Arm des Arztes. Hätte sein Auge die Verhüllung ihres Gesichts durchdringen können, er würde gesehen haben, wie bleich und blutlos ihr Antlitz war – so fühlte er blos das Zittern ihrer Hand und Gestalt.

»Was giebt es?«

»Fasse Deine Kraft zusammen und verbanne das Gefühl aus Deinem Herzen, Fremdling – der Augenblick der Prüfung ist erschienen!«

Ein eintöniger Gesang schien aus den Tiefen der Wölbung wie aus dem Grabe emporzu steigen und schwoll mächtiger und mächtiger an, wie die, von denen er ausging, aus der Finsterniß dem Lichtkreis näher und näher kamen.

Die Menge der Thugs um das Bild der Göttin öffnete sich, dem Zuge Platz zu machen.

Voraus schritten sechs in weiße Gewänder gehüllte Chams, von denen jener Gesang ertönte. Dazu trugen sie in den Händen metallene Becken, auf die sie von Zeit zu Zeit im Takt zugleich schlugen, so daß der dröhnende Klang eigenthümlich durch ihren Gesang schnitt.

Hinter ihnen kamen dunkel verhüllte Gestalten, die große Bahren trugen, auf denen lange mit Tüchern bedeckte unerkennbare Gegenstände ruhten.

Es waren ihrer fünf solche Bahren –, auf jeder zwei verhüllte Packen; – langsam, unter dem Gesang der Vortretenden, schritten die Träger mit den Bahren in die Mitte des Kreises, und setzten sie dann rings um den Fuß des entsetzlichen Götzenbildes nieder.

Hinter den Bahren kam in groteskem buntem Aufputz, mit goldenen und silbernen Flit tern und den schreiendsten Farben geschmückt mit getrockneten Schlangenhäuten, Eidechsen und Gebeinen behangen, tanzend und springend eine koboldartige Figur von gräßlichem Ansehen daher.

Zwei große Brillenschlangen waren um Leib und Arme gewunden und streckten züngelnd die Köpfe an ihrem Halse in die Höhe.

Walding erkannte die Erscheinung im Augenblick wieder – es war Rostagana, der Zwerg, dessen Musik am Mittag die schöne Hindu-Prinzessin und ihn selbst von dem tödtlichen Biß der Cobra gerettet hatte.

Die Thugs warfen sich mit dem Antlitz aus den Boden, als der Zauberzweig mit seinen giftgeschwollenen Reptilen an ihnen vorübertanzte.

Dinier ihm her kamen wiederum, singend und die Becken schlagend, sechs Chams und schlossen den Zug, der sich um das Bild der Bhawani auf der erhöhten Stufe grupperte, so daß Alles, was vorging, den Augen der ganzen Versammlung sichtbar war.

Der Zwerg war hinter dem Fuß der Bildsäule verschwunden.

Ein gewaltiger dröhnender Schlag auf das Tamtam – und nun herrschte wiederum feierliche Stille.

Ein weiterer Schlag, und wie von unsichtbaren Händen hinweggerissen, flogen die Decken zur Seite, welche die fünf Bahren verhüllten.

Auf jeder derselben lagen zwei menschliche Körper – lebend – denn ihre Bewegungen zeigten dies, wenn auch ihre Füße und Hände durch unzerreißbare Schnüre von Cocusfäden fest zusammengefesselt waren und die Lippe stumm blieb, denn ein teuflisches Werkzeug, ähnlich jenem unter der Form der Stahlbirnen bekannten Knebel der Marterkammern des Mittelalters, füllte und schloß ihren Mund.

Kein Brahmine, kein Armer, keine Bayadere und kein Barde dürfen die ersten Opfer sein, die der Thug tödtet – die Menschen, die hier eines furchtbaren Schicksals harreten, waren zwei reiche Kaufleute aus Bombay, ein Juwelenschleifer, ein Landmann zwei Sepoy's, ein Schreiber aus den Bureaux der Compagnieverwaltung, ein Parsi, ein europäischer Seemann und eine prächtig geschmückte Frau, die Begum oder Wittwe eines indischen Fürsten,

Einer der Chams ergriff die goldene Schaale, von der die Tänzerin dem Arzt erzählt, daß sie das ewig feuchte Menschenblut enthalte, und folgte damit dem Ober-Guru, der von Bahre zu Bahre schritt, an jeder den Finger in die Schaale tauchte, und mit einem blutigen Streifen die Stirn jedes einzelnen Opfers bezeichnete.

Dann trat der Ober-Guru zurück zu dem Altar – ein anderer Cham reichte ihm ein Messer von oben breiter und unten schmaler Form, und zwei der Priester hoben auf seinen Wink den Körper des Parsi auf.

Ein Augenblick, und der Unglückliche war aller seiner Kleider beraubt und der nackte Körper wurde auf den schwarzen Steinwürfel gehoben, der das Piedestal des scheußlichen Götzenbildes ausmachte, und zu dessen Füßen ausgestreckt. Einer der Chams nahm den Knebel aus seinem Mund.

Der Gefangene war ein bereits bejahrter Mann mit schönem Bart und sorgfältig geschor-nem Kopf, aus der über ganz Indien, Arabien, das mittlere Asien und die asiatischen Inseln verbreiteten Sekte der Parsi's oder Sonnen- und Feueranbeter, der thätigsten und verständig-
sten Orientalen, in deren Händen sich der größte Theil des Handels und Reichthums befindet.

Der alte Kaufmann hatte das Schicksal, das ihm bevorstand, längst erkannt, und den Thugs, die ihn gefangen genommen, neben den Schätzen, die sie ihm bereits geraubt, eine kolossale Summe für seine Freilassung geboten, – aber sein Vorschlag war von den blutigen Fanatikern verächtlich zurückgewiesen worden. Jetzt – dem Tode so nahe – schaute er mit der Entschlossenheit und Gleichgültigkeit, welche diese Leute und die Hindu's im Allgemeinen gegen den Tod erfüllt, diesem trotzig in's Angesicht. Kein Schrei der Furcht, keine Bitte um Gnade, ja nicht einmal ein Zucken der so natürlichen Angst und Qual entstellte sein ernstes, schönes Antlitz als der Ober-Guru mit dem Messer ihm nahte, nur Haß und Drohung sprühte aus dem kühnen Auge des alten Mannes. Im Schein der Flammen blitzte die dreieckige Klinge – hochgeschwungen – dann senkte sie sich nieder und tauchte die Spitze mit anatomischer Genauigkeit in die Kehllader des Opfers.

Ein Strom dunklen Blutes spritzte empor. Zwei der kräftigsten Chams warfen sich auf den Körper, Beine und Kopf festhalten, während der Dritte in der goldenen Schaale das Blut auffing, das den Adern entströmte.

Den unwillkürlichen Schrei, den der Arzt bei dem kaltblütigen Morde ausstieß, übertönte der Gesang der Priester.

Entsetzlich, empörend anzuschauen war es jetzt, wie der kräftigste der bei dem Morde thätigen Chams, als das Blut langsamer und weniger zu fließen begann, auf den Körper des Parsi sprang und diesen gleichsam zu kneten begann, um jeden Tropfen kostbaren Blutes für den scheußlichen Dienst der Göttin auszupressen.

Schwächer und schwächer wurden die Zuckungen des Opfers, bis die Glieder im letzten Kampf erstarrten und sich streckten.

Dann erhob der Ober-Guru seine Hände zum Bilde der Bhawani und bespritzte sie sieben Mal mit dem frischen Blut.

Mit einer Schnelligkeit, die es kaum bemerken ließ, war der Leichnam des Parsi von bereit stehenden Priestern aufgehoben und fortgebracht worden zu den Gräbern, die vorher zur Aufnahme von je zwei Körpern, die mit den Füßen stets gegeneinander gelegt werden, vorbereitet waren.

Wieder tauchte der Ober-Guru seine Finger in das Blut, bezeichnete erst seine eigene Stirn mit einem Tropfen desselben und dann die der Chams, welche bei dem Morde thätig gewesen waren, worauf andere deren Stelle annahmen und die ersten mit der Blutschüssel zu der sich herandrängenden Menge traten, um jeden Einzelnen auf gleich abscheuliche Weise zu salben.

Unterdessen war das zweite Opfer herbeigebracht worden – es war die Begum, eine noch junge, schöne Frau von den anmuthigsten Formen. Schonungslos wurde ihr die reiche Kleidung vom Leibe gerissen, und der sich in Furcht und Entsetzen windende herrliche Leib auf den schrecklichen Stein gehoben. Als der Ober-Guru ihr den Knebel aus den Zähnen zog, gelang es der Unglücklichen, die wahrscheinlich zu lose Fessel ihrer Fußgelenke abzustreifen. Sie stürzte sich herunter, versuchte den Kreis zu durchbrechen und sich zu flüchten, ward aber im Augenblick wieder ergriffen und zu Boden geworfen. Ihr Flehen, ihr Jammern, ihr Geschrei waren herzerreißend und übergelten den bei dieser schrecklichen Scene lauter anschwellenden Gesang der Priester, der ihre Stimme zu ersticken suchte.

Im Nu waren die Füße der jungen Frau wieder gefesselt und sie hinausgehoben auf den noch bluttriefenden Stein.

Hinter dem Vorsprung der Felsen rang der Arzt gegen seine Begleiterin, die seine Hand festhielt, welche nach dem verborgenen Pistol faßte, um den bedrohenden Mörder niederzuschießen.

»Wahnsinniger! – vergißt Du so Deinen Eid? Es ist eine Verächtliche, Ausgestoßene, die Dein Mitleid nimmer verdient, denn sie hat sich der Sotti¹ entzogen, die ihre Seele in den Schooß Gama's befördert hatte!«

Ein gellender entsetzlicher Schrei belehrte besser als ihre Bitten und Abmahnungen den Widerstrebenden, daß jede menschliche Hilfe zu spät käme. Ein Blick in das dunkle Gewühl zeigte ihm die lange blutige Furche, die das Opfermesser des Guru über den Leib der unglücklichen Frau gezogen hatte, und daß ihr Körper bereits in den letzten Todeswindungen sich unter den Händen der entmenschten Priester bäumte.

Kalter Schweiß bedeckte seinen ganzen Körper, seine Glieder zitterten, sein Herz schlug hörbar, als er sich willenlos von der Tänzerin fortziehen ließ.

»Es ist Zeit, daß wir selbst in das Gewühl uns mengen, um die andere Seite der Höhle zu erreichen,« flüsterte das Mädchen. »Fasse mein Gewand, schließe die Augen und folge mir!«

Ein Theil der Chams war fortwährend beschäftigt, den Thugs die entsetzliche Salbung zu ertheilen und bewegte sich durch die andrängende Menge, während das Geschäft des Mordens und Blutauffangens in große Becken unaufhaltsam im Mittelpunkt seinen schaurigen Gang ging. Der Strom der hin und her fluthenden Masse, die sich zu der blutigen Zeichnung herandrängte, war so gewaltig, daß Walding und seine Begleiterin, die fest seine linke Hand umfaßt hielt, wiederholt von ihrem Wege abgedrängt und gegen den Mittelpunkt des Kreises zugeschoben wurden. Vergeblich bemühte sich der Deutsche, dem Rath des Mädchens zu folgen und die Augen zu schließen – ihr sich willenlos überlassend, eine geheimnißvolle Macht

¹Die Wittwen-Verbrennung.

schien ihn zu zwingen, sie offen und unverrückt nach dem schrecklichen Guru gerichtet zu halten, dessen blutiges Messer wieder und wieder hoch geschwungen im Licht erglänzte.

Plötzlich hörte er zwischen dem Gesang der Priester, in den nach und nach die Menge der Blutgeweihten einzufallen begann, ein dumpfes Murmeln fremdartiger Worte dicht vor sich, und fühlte sich mit Gewalt niedergerissen von der Hand seiner Begleiterin. Umblickend erkannte er schauernd vor sich das weiße Obergewand zweier Chams und in den Händen des einen das entsetzliche Becken – sah eine Hand erhoben, die leicht seine Kaputze lüftete, und fühlte im selben Augenblick einen warmen feuchten Tropfen auf seiner Stirn.

Er wußte – es war Menschenblut – das warme frische Blut einer unglücklichen Parsi oder der schöne Wittwe.

Wie oft hatte er als Arzt seine Hände in das warme Blut meiner Mitmenschen getaucht, wie oft selbst mit seinem scharfen Messer den edelsten und geheimnißvollsten Tempel Gottes, den menschlichen Leib, zerfleischt, aber es geschah im Dienst der Menschen, zu helfen und zu retten, statt zu tödten.

Jetzt brannte dieser einzelne Blutstropfen gleich glühendem Erz auf seiner Stirn – das Blut eines Gemordeten, – ohne seine Hand sich erhoben, sein Mitgeschopf zu retten!

Er war einer Ohnmacht nahe und begriff noch kaum die Gefahr, der er so eben entgangen, während die Woge der Andrängenden ihn fortschob, als ein wilder zorniger Ausruf in englischer Sprache ihn gleichsam festbannte und allen Anstrengungen seiner Begleiterin energischen Widerstand leisten ließ.

Ein Blick nach der Mitte belehrte ihn, daß in diesem Augenblick der englische Matrose sich unter den Händen der Chams befand, die ihm seine Kleider vom Leibe rissen und schnitten.

Auf irgend eine Weise war es der ehrlichen Theerjacke gelungen – wahrscheinlich durch die Kraft seiner Zunge und die Gewohnheit, sein Prüntje im Mund umherzurollen – sich des Knebels zwischen seinen Zähnen zu entledigen, und ein Strom von Verwünschungen folgte dem Ausspeien des bisherigen Hindernisses.

Der Mann war ein Irländer – in seiner besten Kraft und athletisch gebaut. Es ist selten, daß die Thugs ihre Opfer unter den Europäern suchen – theils weil sie dieselben als zu arm für ihre Raubgier halten, theils weil sie wissen, daß sie gewöhnlich gut bewaffnet sind und daß ihr Verschwinden strengere Nachforschungen der Behörden veranlaßt, als das spurlose Abhandenkommen eines Eingeborenen. Wenn aber ihre Habsucht besonders unvorsichtig gereizt wird oder der Zufall einen Weißen der Art in ihre Hände liefert, daß sie Nachforschung und Entdeckung nicht zu besorgen brauchen, so nehmen sie keineswegs Anstand, auch das Leben von Europäern ihrer Göttin zum Opfer zu bringen. Nie aber wird dabei das Blut weißer Menschen vergossen, da der Aberglaube herrscht, daß das Blut der Weißen der Bhawani nicht wohl dufte.

Der unglückliche Seemann war höchst wahrscheinlich bei einer Kreuzfahrt in den Höhlen des Lasters im Hafen außer Sicht und Hilfe seiner Gefährten gekommen, hatte die Habgier einiger Würger durch die prahlerische Vergeudung seiner Guineen rege gemacht und war von ihnen weiter nach einem Schlupfwinkel gelockt worden, wo sie sich seiner im Schläfe bemächtigten. Gerade des mühseligen Werkes willen, das sie sich als Verdienst anrechneten, hatte der Trupp, der ihn gefangen genommen, dies Opfer bis in die Einöden der Thur und zu den unterirdischen Kerkern der Felsenburg mit sich geschleppt.

Die starken Bande um seine Füße und Hände bewiesen, wie sehr sie der riesigen Kraft des Seemanns, wahrscheinlich nicht ohne einige gemachte bittere Erfahrungen, jetzt mißtrauten.

»*Stop! halt!* Ihr verfluchtes, braunhäutiges, nacktbeiniges Lumpengesindel!« brüllte der unglückliche Pad. »Schämt Ihr Euch nicht, einem Mann seine Hose von den Beinen zu hissen daß sein Wetterbug den Leuten vor die Augen kommt? – *Fie!* O ich wollt' Dich, Du verfluchter schwarznasiger Schuft, wenn ich nur drei Glockenschläge Zeit und einen anständigen Prügel in der Rand hätte! – Heiliger Patrik – was wollen die schwarzen Teufel noch von 'nem ehrlichen Kerl, dem sie all' sein Geld gestohlen haben? – So, Du Halunke« – er versetzte dem Mörder, der seine Beine aufhob, einen so kräftigen Tritt vor den Leib, daß dieser, wie von einer Kanonenkugel getroffen, bewußtlos zu Boden stürzte – »das wird Dich lehren, einem braven Matrosen an den Bug zu kommen. Ich will ein Jahr lang meine Grog-Ration von jedem Schiffsjungen trinken lassen, wenn die fatanischen Teufelskinder meiner Mutter Sohn nicht am Ende abschlachten wollen, wie ein Huhn auf dem Mist. Zum Teufel mit Euren Stricken – wenn ein rechter Kerl unter euch Gesindel ist, so mög' er sie auf einen Augenblick losbinden, und bei der Liebe Gottes – wir wollen eine ehrliche Schlägerei halten, wie bei Evy Flanagans Hochzeit, oder wie damals, als wir die Russen aus den Laufgräben schlugen! – Feigherziges Lumpengesindel! nicht 'mal einen Faustschlag wollen sie 'nem Mann gestatten, bevor sie ihm den Leck zwischen die Rippen geben!«

Unter diesen und ähnlichen Verwünschungen hatte der kräftige Matrose so rüstig, als es ihm seine Bande erlaubten, gegen die Überzahl gekämpft und mit Armen und Beinen um sich geschlagen, bis es seinen Gegnern gelungen war, ihm die ersteren auf den Rücken zusammenzuschüren. Plötzlich brach er – trotz der furchtbaren Umgebung und obschon ihm selbst über seinen Tod kein Zweifel mehr sein konnte – in ein schallendes Gelächter aus. Es war ihm gelungen, bei dem Bemühen der Mörder, ihn auf das Piedestal des Götzenbildes zu heben, dem Häuptling der Phansigars nahe hinzu getreten, einen so gewaltigen Stoß zu versetzen, daß dieser über den Tiger, der hinter ihm stand, hinwegstürzte, die Bestie mit sich zu Boden riß und mit dieser sich auf der blutgetränkten Steinschwelle zwischen den aufgehäuften Schätzen umherwälzte.

»Hey! Gott verdamm' Deine blutigen Augen und Deine gräuliche Katze dazu, Du weißverhüllter Schlingel!« schrie Pad, »Vater O'Toole, der gewiß gern eine hübsche Anzahl Messen für meiner armen Seele Seligkeit lesen würdde, wenn er nur wüßte wie sein Beichtkind hier umgekommen, hat immer gesagt, ich hätte meine Stärke in den Beinen und nicht im Kopf. Ich wollte nur es machte ein Christenmensch mir die rechte Vorderflosse frei, ich wollt Euch die fünf Finger in die Zähne setzen, daß Ihr 'nen Jibbaum für den Besanmast ansehen solltet!«

Der Phansigar hatte sich wüthend aufgerafft und, das goldene Halsband, das den Nacken seines gefährlichen Begleiters umgab, erfassend, wollte er, wüthend über den erlittenen Schimpf, den laut brüllenden Tiger auf den Unglücklichen werfen, von dem bei dieser drohenden Bewegung die ihn festhaltenden Priester eilig zurückflohen, als der Ober-Guru sich zwischen sie stürzte.

»Zurück, Sohn der Bhawani,« hörte der Deutsche die ihm nicht unbekannt Stimme befehlen; »nur das Blut der Kinder des Ostens darf fließen zu Ehren der Göttin, und dieses Mannes Schicksal ist bestimmt! Wo bist Du, grimmiger Rostagana, damit Du Dein Opfer empfangest aus den Händen des Guru?«

Und ein kicherndes, heiseres Lachen erscholl und hinter den Krallenfüßen des Götzenbildes hervor kroch der teuflische Zwerg, hockte nieder vor dem unglücklichen Seemann und begann seine Ungeheuer unter dämonischen Ceremonieen hin und her zu schwingen.

Der arme Bursche, der dem Tode so muthig bisher getrotzt, zitterte am ganzen Leibe bei diesem scheußlichen Anblick – alle Kraft des Widerstandes war gebrochen und er lag still, ohne auch nur den Versuch einer Flucht zu machen. Seine Augen schienen aus den Höhlen hervorzuströmen, so entsetzt starrten sie auf den Zwerg und die züngelnden Cobra's!

»Jäsus – Gott mein Härre,« stammelte der Unglückliche, dessen Verstand sich zu verwirren begann – »so bin ich wahrhaftig nicht unter einer Bande blutiger Schufte, sondern geradezu in der Hölle angekommen, wie Pater O'Toole mir oft genug prophezeit hat! – O meine Seele, das ist wahrhaftig der leibhaftige Teufel, wie ich ihn vor mir seh, und das sind seine Gesellen! – Heilige Mutter Gottes sei mir erbärmlichen Sünder gnädig!« und sein Gebet verlor sich in unverständliches Lallen.

Der Zwerg schien mit teuflischem Vergnügen den Seelenqualen und dem Entsetzen des Ärmsten zu lauschen, denn er wiegte sich noch immer wollüstig hin und her, schnitt ihm scheußliche Fratzen und näherte und entfernte die Köpfe seiner Ungeheuer dem Gefolterten, daß ihre Zungen immer heißhungriger umher fuhren und ihr giftiger Brodem jenem den letzten Rest von Bewußtsein raubte. Dann – –

Ein entsetzlicher, gellender, furchtbarer Schrei erfüllte den kolossalen Raum – so furchtbar, so entsetzlich, daß selbst das mordgewohnte Herz der Thugs einen Augenblick erkaltete, und ihr unheimlicher, jetzt wie die Wogen des Meers mächtig erschwellender Gesang einen Moment lang schwieg. – –

Und dann ein zweiter, eben so entsetzlicher, so gellender, so furchtbarer Schrei – die zweite der Schlangen hatte von der tückischen Hand des Unholds geleitet, ihre spitze Zunge in das andere Auge des unglücklichen Mannes gebohrt!

»Balu, du Liebliche, und du Heikate, mein Goldlämmchen,« jubelte der Zwerg – »saugt, saugt an dem Hirn des weißen Mannes! Lustig ihr Lämmchen, gebt ihm den Tod! den Tod! den Tod!«

Walding hörte längst das Entsetzliche nicht mehr – der erste Schrei des Unglücklichen traf ihn schon unter den Wölbungen eines düstern Ganges. Mit Gewalt hatte er sich Anfangs hindurchdrängen und dem unglücklichen Europäer zu Hilfe eilen wollen, aber sein Ruf war in dem Brausen der Menge verschollen, eine Mauer von Leibern keilte sich zwischen ihn und den Unglücklichen und vergeblich war all' sein Ringen, während die Bayadere ihren Arm um seinen Leib schlang und ihn mit der Gewalt der eigenen Todesangst jetzt weiterriß.

Zum Glück für sie war die Menge zu sehr mit dem entsetzlichen Schauspiel in ihrer Mitte, mit der blutigen Salbung der Chams und mit ihren eigenen dämonenartigen Sprüngen und Bewegungen beschäftigt, um auf das Paar und sein Ringen zu achten. Erst in der Tiefe eines Seitengewölbes, wohin der Flammenschein der großen Höhle nur dämmernd drang, und das teuflische Lärmen wie summendes Getön klang, hielt die Bayadere inne.

»Wahnwitziger Christ . . . was hätte das Opfer Deines Lebens genützt unter diesen Hunderten? Kannst Du die Woge hindern, zum Strande zu rollen, den Orkan fesseln, daß er seine Wuth nicht vernichtend ergieße über das weite Land? – Herrscher wollt Ihr sein und ein Herz von Stahl haben, das eine Welt erobert und regiert, und Eure Nerven sind so schwach, daß ein Tropfen Blut sie entsetzt! das Blut Derer, die Ihr doch täglich und stündlich grausamer

mordet, als der Thug mit seinem Messer oder seinem Tuche es thut! – Fort mit dem thörichtem Mitleid – die Kraft des Mannes besteht nicht allein in dem Muth, zu handeln und sich zu opfern, sondern auch, das Unvermeidliche geschehen zu lassen! – Das Entsetzliche für Deine Augen ist überwunden, jetzt gilt es zu retten, ehe es zu spät ist!«

Sie zog aus ihrem Gewand eine Rolle fester Schnur, knüpfte das Ende an einen der hervorspringenden Felszacken und gab den Faden in die Hand des Arztes.

»Die Gänge und Windungen dieser Höhlen,« sagte sie, »sind so verschlungen, daß Keiner, der sie nicht genau kennt, sich in ihnen zurückfinden könnte. Ein Zufall vermöchte uns zu trennen; – in diesem Fall wird die Schnur in Deiner Hand das Mittel sein, Dich zurückzuführen zur Opferstätte, von der Du unbesorgt den zum Tageslicht Emporsteigenden folgen kannst. Die Augenblicke sind kostbar für unser Wagniß – lege die Hand auf Deine Waffen, fasse mein Gewand und folge mir!«

Ohne Gegenrede that der Deutsche, wie ihm geboten, und eilte hinter der Flüchtigen her, in der Linken den Faden, den er sorgfältig sich abwickeln ließ.

So rannten sie durch mehrere sich kreuzende Gänge, die von Strecke zu Strecke in einer bestimmten Richtung durch einzelne Fackeln erhellt waren.

Schon seit einigen Augenblicken glaubte Walding ein Rauschen und Brausen zu vernehmen, das ihn vermuthen ließ, sie näherten sich wiederum dem furchtbaren Opferplatz. Aber das immer mächtiger anschwellende Getön erwies sich bald als ein anderes – und als sie eine Anzahl von etwa sechszig Stufen am Ende eines Ganges herabgestiegen waren, erscholl das Brausen mit furchtbarer Gewalt über ihren Häuptern, Wasserstaub sprühte umher und drohte ihre Lampen zu verlöschen, und als Walding die seine geschützt emporhob, erkannte er sich am Fuß eines furchtbaren Abgrundes, in den über sie hin aus der Felswand ein mächtiger Wasserkatarakt sich stürzte.

Das Getöse war so gewaltig, daß die Bayadere ihren Mund an sein Ohr legen mußte, um ihm zu erklären, daß hier der unterirdische Ausfluß der Gewässer sei, welche von den Gebirgswänden des schönen Thales von Malangher in den kleinen See in dessen Mitte strömten, dessen Wasser in unerklärter Weise dort wieder verschwand.

Zur Seite der stürzenden Fluth, auf dem Plateau, auf dem die Eilenden sich befanden, bemerkte Walding seltsame, wie große Tonnen geformte Gegenstände stehen – doch blieb ihm keine Zeit, seine Begleiterin nach deren Zweck zu befragen, denn unaufhaltsam zog diese ihn weiter und bald lag der Wasserfall hinter ihnen.

»Jetzt,« sagte Anarkalli, und die Hand, die den Gefährten hielt, krampfte sich fester, ihre Augen funkelten entschlossen im Schein der Lampen – »gilt es zu zeigen, daß Du ein Mann bist. Wir sind im Augenblick zur Stelle, aber unser Nahen deckt das Rauschen des Wassers. Der Ort, wo die Gefangenen aufbewahrt werden, liegt hinter jener Windung des Ganges – doch zwei Wächter stehen an seinem Eingang und müssen ihrer Göttin zum Opfer fallen, ehe wir zu Jenen gelangen können. Brauche Deine Waffen ohne Besorgniß, gehört zu werden, wenn Du siehst, daß ich mich auf den Einen von ihnen stürze!«

»Ein Überfall – ein Mord hinterrücks . . . « erwiderte der Arzt entsetzt.

»Zehnfacher Thor – morden sie nicht Deine Brüder heimlich – ist es Schande, wenn der Jäger den auf Beute schleichenden Tiger aus seinem Versteck niederschießt?«

Der Arzt fühlte die Nothwendigkeit, die Thorheit ritterlicher Gesinnung solchen Gegnern gegenüber und versprach zu gehorchen. Die »Granatblüthe« löschte ihre Lampe aus, nachdem sie einen malayischen Dolch aus ihrem Gewand gezogen und Walding seinen Revolver gespannt hatte – dann schlichen sie oder krochen vielmehr in der Dunkelheit vorwärts.

Sie mochten etwa fünfzig Schritt zurückgelegt haben, als ein neues Bild sich ihnen bei einer Biegung des Felsenganges entrollte.

Vor ihnen, in der Entfernung von kaum zwanzig Schritten öffnete dieser sich zu einer, wenn auch nicht so umfangreichen, wie die Opferhöhle, doch geräumigen und eben so hell erleuchteten Grotte, die in dem Licht der brennenden Wachsfackeln und Harzbecken in blendendem, grünlichem Goldglanz strahlte.

Die sorgfältig behauene Decke des Gewölbes zeigte die prachtvollste Erzbildung, die Walding noch je gesehen. Reiche Gold- und Kupferadern zogen überall durch das Gestein und die Myriaden kleiner Metallschiefer blitzten und spiegelten im Feuerschein daß man Aladin's Zaubershöhle zu sehen vermeinte.

Dieser Pracht gleichsam zum Hohn lag am Boden dieses Gewölbes eine Anzahl von nahe an fünfzig menschlichen Wesen im bittersten Jammer der Gefangenschaft, jeder einzelne gebunden an Händen und Füßen, wie die Opfer zum scheußlichen Altar geschleppt worden.

Obschon der Knebel ihren Mund noch nicht verschloß, lagen die Meisten von ihnen doch stumm, in orientalischer Ergebung in ihr Schicksal, auf der Erde – nur einzelne Jammerlaute wurden von Zeit zu Zeit von den Jüngeren und Schwächeren vernommen, denn Menschen von jedem Alter und jeder Kaste, selbst einige Frauen, befanden sich in dieser Vorrathskammer des schrecklichen Opfertodes.

Die Tänzerin berührte mit ihrer kalten zitternden Hand die ihres Gefährten und wies nach einer Seite des glänzenden Kerkers hin.

Deutlich konnte Walding dort die Kleidung eines Europäers erkennen – ja er glaubte ein europäisches Frauengewand nahe derselben Stelle zu bemerken.

An dem thorartigen Eingang lehnten gleich Schatten auf hellem Grund zwei bewaffnete Thugs, Bildsäulen gleich.

Nur wenn einer oder der andere der Gefangenen – von brennendem Durst gefoltet – nach Wasser rief, bewegte sich einer der Wächter von seinem Posten, füllte eine Schaale aus einem großen in der Mitte des glänzenden Kerkers stehenden Gefäß und hielt dies dem Verschmachtenden an den Mund.

In diesem Augenblick, als die Bayadere noch einmal bedeutungsvoll dem Deutschen die Hand drückte und dann, einer Schlange gleich, vorwärts glitt, standen beide Wächter unbeweglich am Eingang.

Walding hatte sich über das Verfahren, das er innehalten wollte, entschlossen. Leise hob er die Kaputze in die Höhe, um bei dem verstehenden Kampfe besser sehen zu können, und hielt die gespannte Pistole in der Hand, bereit im Augenblick vorzuspringen.

Plötzlich wandte sich der Eine der Thugs um, er glaubte ein Geräusch in dem Gang gehört zu haben. Im selben Augenblick war das Mädchen, am Boden fortkriechend, an die Seite des Andern gelangt, hob sich mit Blitzesschnelle in die Höhe und stieß ihm den Malayendolch bis an's Heft in die Seite. Dann, ohne sich um den Erfolg zu kümmern, stürzte sie in das Gewölbe.

»Bei der Devy! ich bin ein Todter! Feinde! Feinde!« schrie der getroffene Mahratte, indem er taumelnd nach seinen Waffen griff, aber in dem Bemühen zu Boden stürzte. »Das Seil! das Seil!«

Vor dieses, das aus einer in der Mitte der Decke gähnenden Öffnung herabhing, und zu einer mächtigen Glocke in einer der obern Felsenetagen führte, deren Klang sofort Hilfe herbeigerufen hätte, stand Anarkalli, mit geschwungenem Dolch, entschlossen, mit ihrem Leben jede Annäherung daran abzuwehren.

In dem Augenblick, wo Walding den Wächter getroffen sah und seinen Ruf hörte, war er gleichfalls vorwärts gesprungen und im Licht der Felsenspalte erschienen.

Einen Moment lang zögerte bei dieser Überraschung der zweie Thug, ob er zu dem Seil eilen oder den zweiten Feind niederschlagen solle – dann wandte er sich mit dem gellen Kampfschrei der Thugs: »Bajid! Deo!« ihm entgegen und hob die schwere Dschambea zum tödtlichen Schlage.

Der Schuß des Deutschen dröhnte durch die Wölbung – die Kugel hatte ihr Ziel getroffen und die Brust des Mörders durchbohrt, der in die Kniee sank. Bei diesem Anblick flog die Bayadere herbei, und ehe Walding sie daran zu hindern vermochte, fuhr ihr Stahl über die Kehle des Wächters und vollendete sein Werk.

»Sie oder wir,« sagte das Mädchen fest, »keine Lippe darf verkünden können, was hier geschehen! Aber bei Ganesa, dem Gott der Weisheit, lege das Tuch um Dein Haupt, ehe Du einen Schritt weiter gehst, denn Niemand soll wissen, daß Du in dieser Höhle des Todes gewesen, oder das Verderben würde sich an Deine Fersen heften. Unser Werk ist erst zur Hälfte gethan – komm!«

Mit zwei Sprüngen war sie an der Seitenwand des Kerkers, knieete neben einer der dort liegenden Gestalten nieder, und der Dolch, der so eben noch in das Blut ihrer bisherigen Gefährten sich getaucht gehabt, durchschnitt die Fesseln der Glieder.

»Stehe auf, Sahib,« sagte sie, »die Dich in das Verderben geführt, wird auch Dein Leben wieder erretten!« Sie schlug die Kaputze von ihrem Antlitz zurück.

Der Befreite war ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, mit kühnem, offenem Gesichtsausdruck und, wie er jetzt aufrecht stand, militairischer Haltung, obgleich er einen einfachen Jägerrock, ähnlich der Kleidung Waldings, trug. Wer der tapfern Vertheidigung der einsamen Posada von Monaco in der Wildniß der Apenninen gegen die Banditen vor fünf Jahren beigewohnt hatte, würde leicht in diesen von der Sonne Indiens gebräunten, männlicher gewordenen Zügen einen der jungen, übermüthigen, aber wackeren Engländer wiedererkannt haben.

Das Erste, was der junge Mann that, war, der Tänzerin, ohne sie eines dankenden Blickes zu würdigen, den Dolch aus der Hand zu reißen, einige Schritte zur Seite zu springen und die ähnlichen Fesseln der dort halb bewußtlos ruhenden Gestalt zu durchschneiden und dieselbe emporzurichten und an die Felsenwand zu lehnen. Dann stellte er sich vor sie, den Dolch in der Hand, und seine flammenden wild umhergeworfeuen Augen verkündeten, daß er auf jeden Angriff gefaßt sei.

Die Gestalt, welcher der gefangene Brite eine so sorgfältige Aufmerksamkeit bewies, zu deren Schutz er sein Leben zu opfern bereit schien, war ein junges jetzt todesbleiches Mädchen, offenbar seine Landsmännin.

Mühsam nur erhielt, an den linken Arm ihres Befreiers sich anklammernd, die von Angst und Schrecken erschreckte Gestalt sich aufrecht. Ihr reiches blondes Haar fiel ungeordnet und wirr auf ihre Schultern, ihre einfache, aber den gebildeteren und höheren Ständen angehörende Kleidung war an manchen Stellen zerrissen – blutleer Wange und Lippe, und das große blaue Auge halb geschlossen von den müden Wimpern und ausdruckslos, aber ein eigenthümlicher Zauber von Sanftmuth und Jungfräulichkeit lag über dem ganzen Äußern des jungen kaum siebzehnjährigen Mädchens dem ein so entsetzliches Schicksal bevorgestanden.

»Kommt heran, blutige Mörder,« rief der junge Soldat mit entschlossenem Ton. »Nicht lebendig sollt Ihr mich und dieses Wesen von dieser schrecklichen Stätte weiter schleppen! Nur ein Mal können wir sterben.«

Die Bayadere, ohne Rücksicht auf die Folgen, warf die Hülle zurück, die ihr Haupt deckte. Ihr dunkles Auge sprühte in eifersüchtigem Feuer, als es sich auf das bleiche weiße Mädchen richtete, das der Mann, den sie liebte, so eifervoll vertheidigte.

»Erkennst Du mich?«

»Falsche! Schändliche! Du bist es, welche meine Thorheit mißbrauchte, die mich in die Hände der Unholde lieferte! Du kommst hierher, um Dich an den Leiden Deines Opfers zu laben – fort von mir!«

Sie senkte einen Augenblick das Haupt, wie vernichtet von dem Vorwurf; dann erhob sie es wieder, stark und entschlossen.

»Weißt Du, was mit Deinen zehn Gefährten in diesem Augenblick geschieht, welche die Finsteren, denen das Schicksal mich beigeseilt, von dieser Stätte gestern entfernt haben?«

»Was kann ihr Schicksal in den Händen solcher Menschen wohl anders sein, als der Tod – wir sind auf das Schlimmste gefaßt!«

»Thor – nicht auf die Wirklichkeit, die schrecklicher ist, als Dein Geist sie zu malen im Stande. Gräßliche Marter wird Dein Hirn verzehren und jedes Deiner Glieder tausendfache Pein erleiden. Ich, ich – die ich Dich liebte, die Dir Verderben gebracht – ich kann Dich erretten. Überlaß Jene dort dem Schicksal, das Schiwa ihr bestimmt, und folge uns!«

»Wer bürgt mir für Deine Aufrichtigkeit nach dem schändlichen Verrath, den Du an mir begangen?«

»Ein Landsmann – ein Europäer,« sagte der Arzt. »Ich bin Zeuge, daß Anarkalli ihren Verrath bitter bereut hat, daß sie unter hundert Gefahren diesen Versuch unternommen, Sie zu befreien. Und der Tod Ihrer grausamen Wächter muß Ihnen beweisen, daß wir Ihre Freunde sind, daß es uns Ernst ist mit unserer Hilfe!«

Der junge Offizier sah erstaunt auf den Verhüllten, dessen Sprache und Worte ihn so unerwartet als einen Europäer erwiesen.

»Großer Gott,« rief er bewegt, »wenn Sie ein Christ, wenn Sie ein Engländer sind, so dürfen Sie uns in dieser schrecklichen Noth nicht verlassen. Mein Name ist *Stuart Sanders*, Lieutenant in Ihrer Majestät 84. Regiment. Ich bin auf einer Reise nach dem Pendschab von meinen Gefährten ab- und in die Hände von Menschen gelockt worden, deren Zwecke mir unbekannt sind, aber nur verbrecherisch sein können!«

»Sie sind in der Gewalt der Thugs, Sir!«

»Ich ahnte es. Aber Sie, mein Herr – wer sind Sie, und welche Macht haben Sie über diese Mörder, die uns retten könnte?«

»Leider keine – ich selbst bin eine Art Gefangener und kann Ihnen nur die Hilfe bieten, die Muth und Kraft eines einzelnen Mannes gewähren können. Ihre Befreiung sowohl als meine Rückkehr aus diesen entsetzlichen Höhlen hängt von dem guten Willen und der Umsicht dieses Mädchens ab, das mich hierher gebracht hat, Sie retten zu helfen!«

Der junge Offizier betrachtete Anarkalli von der Seite – ihre Augen waren noch immer trotzig und finster, auf ihn und die junge Dame gerichtet.

»Wohl,« sagte er endlich, »ich will es glauben, daß Sie Beide es ehrlich meinen und Ihnen trauen. Aber ich bin Mann und Soldat und weiß der Gefahr und dem Tod in's Auge zu sehen. Wenn Sie nicht uns Alle zu retten vermögen, so retten Sie diese unglückliche Dame, die Nichte des Generals Wheeler, die, von den Mördern geraubt, ich in diesem Kerker gefunden habe. Retten Sie diese und seien Sie sterbend meines Dankes gewiß!«

Die Tänzerin faßte leidenschaftlich seinen Arm.

»Die Minuten sind gezählt – jede Versäumniß kann uns Allen den Tod bringen. Was geht das bleiche Weib mich an? Dich will ich retten, Dich allein! Anarkalli's Brust ist bereit, den Todesstreich für Dich zu empfangen oder Dich zu neuem Leben zu erwärmen. Folge mir, o folge mir schnell!«

Sie warf sich nieder zu seinen Füßen und umklammerte seine Kniee.

»Nicht ohne diese Dame!«

Dämonische Flammen sprühten aus den Augen der Bayadere, als sie wild emporsprang.

»Bei der blutigen Göttin, der ich Dich entreißen wollte – Du liebst dieses Weib, Faringi?«

»Was würde es Dich kümmern?«

»Bei der Devy sei es geschworen – nimmer sollst Du sie besitzen – ehe möge der blutige Altar Euch Beide empfangen! An diesem Herzen hast Du geruht, dieser Leib war der Deine, Liebe hast Du mir geschworen und keiner Andern sollst Du gehören, falscher Faringi! Komm!«

Sie wollte stürmisch den Arzt mit sich davon ziehen.

Waldings Blicke ruhten mit inniger Theilnahme auf dem lieblichen blassen Gesicht der Halbohnmächtigen, die einem so scheußlichen Loos verfallen sein sollte.

»Wenn Sie ein Christ, wenn Sie ein Mann sind,« flehte der Offizier, »so verlassen Sie uns nicht in dieser Noth! Retten Sie die Lady!«

Der Deutsche machte sich gewaltsam los von der Hand der Eifersüchtigen.

»Du bist ein Weib, Anarkalli, und hast die Gefühle eines Weibes,« sagte er. »Kannst Du Eine Deines Geschlechts, eine Unschuldige, Hilflose, einem so gräßlichen Schicksal überlassen?«

»War die Begum, die auf dem Altar im Todeskampfe sich wand, nicht gleichfalls ein Weib und schuldlos? was kann ich dafür?« zürnte die Tänzerin.

»Habe Erbarmen – auch ich kann diese Unglückliche nicht verlassen, wenn ich auch unser Verderben vor Augen sehe!«

»Er liebt sie – der Faringi liebt sie!« Ihr Ton war heiser und zischend, man fühlte, daß das bessere Gefühl in ihrem Busen mit der Leidenschaft rang.

»Ich habe die Lady hier in diesem scheußlichen Kerker zum ersten Mal gesehen!«

»Sprichst Du die Wahrheit, Christ?«

»Bei meiner Ehre – bei der Hoffnung meines Glaubens!«

»Komm hierher – überlaß das Weib diesem da –« Sie wies auf ihren Begleiter – »er wird für sie Sorge tragen.«

Mit Gewalt zerrte sie den jungen Offizier von dem Mädchen hinweg, dem Walding seinen Arm bot, sich darauf zu stützen. Ein Gefühl warmen innigen Mitleidens und fast zärtlicher Theilnahme überkam sein Herz, als er auf die zitternde Gestalt, in das mit Furcht und mit Flehen auf seine Verkleidung blickende blaue Auge schaute, das in Thränen der Angst und neuer Hoffnung schwamm.

»O Herr, den Gott uns zum Retter gesandt,« flüsterte sie, »wer Sie auch sein mögen, verlassen Sie uns nicht in dieser entsetzlichen Stunde!«

»Nie – so lange Leben in mir ist, ich gelobe es Ihnen!« Er schwor es sich zu in diesem Augenblick in seinem Herzen.

Während dieser kurzen Momente waren rasche, heiße Worte gewechselt worden zwischen der Bayadere und dem englischen Offizier.

»Höre mich an, Faringi,« flüsterte das Mädchen, das ihn zu den Leichen der beiden Wächter gezogen hatte, »die Frauen dieses Landes lieben nicht wie die Deinen, in deren Adern eisiges Blut rinnt. Mein bist Du, denn ich habe Dich erkaufte mit dem Bruch heiligen Eides, mit der Strafe Jahrtausende langer Wandlungen nach diesem Leben! Niemals, niemals kann meine Liebe von Dir lassen, aber Tod und Verderben würde sie Jedem bringen, der Dich mir entreißen wollte! Schwöre mir, mich zu lieben – immer – unverändert – keine Andere, und ich werde Dich retten und Jeden, den Dein Gebot mir bezeichnet!«

Der Offizier zauderte einen Augenblick – sein Blick schweifete unwillkürlich hinüber nach der jungen Engländerin.

»Du willst nicht? – Fluch und Verderben über Dich und sie – über Alles, was athmet!«

»Ich schwöre!«

Eine wilde Freude loderte in ihren Augen. Leidenschaftlich warf sie sich in den Staub vor ihn und umfaßte und küßte seine Füße.

»Ich bin Deine Sclavin, Sahib, von diesem Worte an, der Hauch Deines Mundes, der Schatten Deines Leibes! – Komm – denn die Zeit ist da!«

In triumphirender hochaufgerichteter Haltung sprang sie empor und zog ihn hin zu dem Arzt und der Engländerin »Ich werde Euch Beide retten, aber es ist nöthig, daß Ihr blind jedem meiner Worte folgt, so seltsam meine Weisung auch klingen möge. Dein Wille, daß dieses Mädchen uns begleite, macht eine Änderung meines Planes nothwendig. Jetzt fort von hier, denn die Minuten sind kostbar. Nehmt die Waffen der Erschlagenen und folgt mir!«

»Anarkalli,« sagte der Offizier, sie noch ein Mal zurückhaltend, »sollen wir alle diese Unglücklichen einem schrecklichen Schicksal überlassen – können wir Nichts thun, sie zu retten?«.

Sie stand einen Augenblick sinnend, die kleine Hand an die Stirn gepreßt, dann schien ein Gedanke sie zu durchzucken.

»Retten? das ist unmöglich – aber ihnen die Mittel geben, um ihr Leben zu kämpfen und sich zu rächen – ja, bei Yama, dem Mutter der Todten – das ist ein glücklicher Gedanke und wird uns helfen!«

Sie sprang zum nächsten der Gefangenen und durchschnitt rasch die Bande seiner Hände und Füße, der Lieutenant und der Arzt folgten ihrem Beispiel und selbst die junge Miß suchte mit zitternden Händen zu helfen. Ehe fünf Minuten vergangen, waren Alle ihrer Fesseln entledigt und drängten sich jetzt um die Befreier, denn die apathische Ruhe, mit der sie, dem morgenländischen Charakter gemäß, ihrem Schicksal sich unterworfen hatten, machte

einer wilden, energischen Thätigkeit Platz, als so plötzlich ihnen die Gelegenheit wurde, ihre Lebenskraft zu entwickeln.

Ein Wink Anarkalli's, deren Haupt wieder mit der Kaputze verhüllt war, versammelte Alle um sie her.

»Brüder,« sagte sie mit erhobener Stimme, »die Meisten von Euch werden wissen, daß sie in den Händen der Thugs, der unerbittlichen Mörder sind. Nur Eines bleibt Euch übrig: zu kämpfen, um Euer Leben und Euch zu rächen. Ich habe Euch befreit, aber ich vermag nur wenig mehr für Euch zu thun. Seht diese Schnur, nehme Einer sie in seine Hand; wenn Ihr derselben folgt, wird sie Euch zu dem Versammlungsort Eurer Mörder führen, die bereits Eure Gefährten ihrer blutigen Göttin geopfert haben. In der ersten Höhle zur linken Hand auf dem Weg, den Ihr verfolgt, findet Ihr Waffen, – aber Eines versprecht mir zum Dank, daß ich Euch das Mittel zu Kampf und Flucht gegeben – verlaßt diesen Kerker erst, wenn die Fackel, die ich in diese Felsenspalte stecke, völlig bis zu dem Stein niedergebrannt ist!«

»Und Du schwörst uns, daß die Schnur uns zu unseren Feinden führen wird?« fragte ein muhamedanischer Kaufmann aus Kashemir.

»Bei den neun Wandlungen Wischnu's! – Lebt wohl und möge er Euch allen gnädig sein!«

Sie legte die Schnur in die Hand des Kaufmanns, bedeutete ihn nochmals, wo sie die Waffen finden würden und zog die drei Europäer mit sich fort.

Sie schritten, von Anarkalli geführt, eilig den Weg zurück, den diese mit dem Deutschen nach dem schrecklichen Kerker gekommen war. Walding unterstützte die junge Engländerin, um die Eifersucht der Bayadere nicht noch mehr zu erregen, während die Letztere stumm und anscheinend noch mit sich selbst uneins, voranschritt.

Bald vernahmen sie auf's Neue das Brausen des Wasserfalls näher und näher, als die Tänzerin in einer Erweiterung des Gewölbes stehen blieb und ihre Gefährten dicht zu sich zog.

»Der Augenblick naht,« sagte sie ernst, »wo es gilt, Euren Muth und Euren Gehorsam zu zeigen. Nur das unbedingtste Befolgen jedes meiner Worte kann uns retten. Wenige Schritte – und wir müssen uns trennen; zwei von uns müssen einen abgesonderten furchtbaren Ausweg aus diesen Höhlen einschlagen, bei dem nur Besonnenheit und Glück ihnen helfen kann. Hast Du den Muth, mit diesem Mädchen allein durch die Masse der Mörder zurückzukehren?«

»Sie – allein – bedenke –«

»Der Pfad, den wir Beide gehen,« erwiderte kalt die Bayadere dem Offizier, »ist der Kampf um jeden Athemzug der Tod in dem Abgrund der Unterwelt, wohin nie das Licht, der bebende Hauch der Gottesluft dringt – hörst Du das Rauschen in Deinem Ohr?«

»Ein unterirdischer Wasserfall?«

»Wohl – seine Fluthen sind der Weg, dem wir uns anvertrauen müssen. Was sind die Gefahren menschlicher Wuth und Tücke gegen die unsichtbaren Schrecken der Tiefe. Oder fürchtest Du, mit Anarkalli zu sterben, wenn der Augenblick des Todes gekommen?«

Er schauderte und beugte einwilligend sein Haupt. *Editha* aber reichte der Hindu die Hand.

»Ich vertraue Dir,« sagte sie, »was Du über mich bestimmst, soll geschehen – was sollte das Verderben eines armen Mädchens Dir nützen, das Dich nie beleidigt.«

Mehr als alle Worte der Männer wirkte die einfache Rede der Jungfrau auf die Bayadere. Sie preßte die dargebotene Hand an Brust und Stirn. »Möge Dein Schatten lange dauern, JUNGfrau, und die Blume Deines Herzens nimmer den milden Thau des Glückes vermissen,« sagte sie. »Cama, der Gott der Liebe, wird Deine Wege leiten und uns in wenig Stunden den

goldenen Sonnenschein wieder theilen lassen. Folge mir hinter diesen Felsen, damit wir eilig die Gewänder wechseln und die Augen der Männer uns nicht beleidigen.«

Als sie nach wenig Augenblicken hinter den Vorsprung wieder hervortraten, hatten die beiden Mädchen so vollständig als möglich ihre Kleider getauscht, und die Lady erschien in der Verhüllung der Theilnehmer des blutigen Opferfestes.

Die Bayadere trat zu dem Arzt. »Kröne das Werk Deines Muthes, Hakim¹ der Franken,« sagte sie, »indem Du Vorsicht und Entschlossenheit die Begleiter Deines Weges sein läßt. Die Gefahr, die Ihr zu bestehen habt, ist dann nur gering. Diese Schnur führt Dich, wie Du weißt, zu der Opferhöhle der Thugs. Das Opfer für die dunkle Göttin wird beendet sein und Du findest ihre Jünger in wildem Rasen, in dem man Deiner und Deiner Begleiterin nicht achten wird. Merke die Richtung wohl und dringe durch die Menge zu der gegenüberliegenden Seite der Höhle, von welcher wir gekommen. Dort mußst Du der Dinge harren, die sich ereignen werden – bald wird der Kampf jener Männer beendet sein, denen wir die Freiheit gegeben; ihr Entkommen ist unmöglich, aber ihr Tod wird Euch retten. Sind sie besiegt, so werden die Thugs sich zerstreuen, denn nicht darf der junge Tag sie in diesen unterirdischen Gewölben finden. Folge schweigend den Ersten, die den Gang betreten, aus dem wir gekommen; sie werden Dich bis zum Grabmal Nurheddins in der Pagode geleiten, von wo aus Du leicht den Kiosk, Deine Wohnung, erreichen kannst. Viele Fremde befinden sich auf der Burg Malangher; wenn Gefahr oder Zweifel Dir aufstößt, so mache dem ersten Begegnenden das Zeichen des Bundes, das ich Dich gelehrt und sprich: »O Kaley! Ombra Nurheddin!« und sie werden Euch für fremde Brüder halten und den Weg zeigend vor Euch her schreiten. Habt Ihr glücklich den Kiosk gewonnen, so hülle diese Jungfrau mit den Goldhaaren in die Gewänder, die ich zurückgelassen, färbe ihre Füße mit dem Hennah und verbirg den Reiz ihres Angesichts in dichte Schleier. So wird sie für Anarkalli, die Abtrünnige, gelten, die ihr Erzeuger Dir zum Eigenthum gegeben. Morgen nach Sonnenaufgang wird Kassim Dich wecken, um die Reiter zu begleiten, die dem Srinath Bahadur entgegenziehen. Befiehl dem Mayadar streng, darüber zu wachen, daß Niemand Dein Gemach betritt und der falschen Anarkalli naht. Er wird gehorchen und den Weg zu ihr mit seinem letzten Blutstropfen vertheidigen. Murad Khan wird mit Euch zu Rosse ausziehen, den Radschah von Bithoor zu begrüßen. Er ist Dein Freund und wird Alles thun, was Du von ihm verlangst. Wenn Ihr das Felsenthor des Thales überschritten, dann bleibe unter einem Vorwand mit ihm zurück und fordere ihn auf, Dich an das Ufer des schwarzen Flusses zu führen, zu der Stelle, wo die sieben Dattelpalmen zwischen dem Felsgestein ihre Federkronen über die Fluth erheben – ist Wischnu, der Erhalter, uns gnädig gewesen, so wirst Du dort das Weitere von mir hören. Hat Schiwa sein Opfer gefordert, o Fremdling, so bete für Anarkalli und ihren Geliebten!«

So zweifelhaft und gefährlich auch das Gelingen all' dieser raschen aber mit Entschiedenheit gegebenen Unterweisungen des Mädchens dem Deutschen dünken mochten, so fühlte er doch, daß er dem Glück oder vielmehr der Vorsehung den Ausgang überlassen müsse und dem leidenschaftlichen Wesen, welches ihn zu dem gefährlichen Abenteuer bewogen, nicht widersprechen dürfe.

»Aber wie wird es mir möglich sein, diese Unglückliche, Schuldlose aus den Mauern des entsetzlichen Schlosses zu befreien?«

¹Arzt.

»Ich vergaß, Dir das Mittel zu sagen,« entgegnete hastig die Bayadere. »Wenn Srinath Bahadur, den man Nena Sahib nennt, nach Malangher gekommen ist, so erkläre Deine Absicht, mit ihm zu ziehen, begieb Dich in seinen Schutz und gib ihm dies Schreiben, ohne ihm zu sagen, von welcher Hand Du es erhalten. Es sollte jenem Mann seinen Schutz sichern, denn der Maharadschah ist ein Freund der Engländer, – jetzt möge es Dir und der Jungfrau helfen. Wenn der Bahadur es gelesen, wird er noch am selben Abend mit seinem Gefolge aufbrechen und weiterziehen; denn das Papier sagt, daß Einer, die er liebt, mehr als das Licht jeiner Augen, Gefahr drohe. Unter seinem Schutz wird es Dir leicht werden, die Faringi-Jungfrau aus der Veste Tukallah's zu führen, ohne daß dieser den Betrug merkt, denn was kümmert ihn das Schicksal der Tänzerin aus seinem Blut, deren Leib er zur Lust dem Fremden geschenkt hat. Und jetzt – lebe wohl, Hakim, und möge Lakschmi¹ auf Deinem Wege Dich mit dem Füllhorn ihrer Gaben dafür überschütten, daß Du Einer, die verzweifelte, Deine Hilfe geliehen. Halte Deinen Eid des Schweigens, und Cama lasse unser Werk gelingen!«

Die Zeit, die sie zu diesen Anweisungen gebraucht, erlaubte keine längere Verzögerung, noch weitere Frage; eilig schritt sie voran und dem Orte zu, wo der unterirdische Strom aus der Öffnung der Felsen hervorstürzte und in seinem Falle in die unergründliche Tiefe eben so geheimnißvoll wieder verschwand.

Worte zu wechseln war hier nicht mehr möglich, das Brausen des Wasserfalls verschlang jeden Ton.

Anarkalli sprang zu den dunklen Gegenständen, die der Arzt auf dem Wege hierher in einer Felsengrotte bemerkt hatte und schleppte den größten derselben herbei.

Jetzt, im Lichte der Lampen, konnte Walding die Form näher erkennen, er hatte sich in der That nicht getäuscht: es war ein ziemlich großes, tonnenartiges Gestell von starken Stahlreifen, das sehr sorgfältig gearbeitet, durch den Druck der Federn sich zusammenknicken ließ und über das ein dunkler, zäher Stoff gespannt war.

Auf den Wink des Mädchens legten die Männer Hand an das ihnen noch immer unverständliche Werk – in einem Augenblick waren die Stahlreifen vollends gerichtet und befestigt und die nachgebende, dehnbare Masse darüber gezogen, – Walding überzeugte sich, daß es eine feste, zähe Gummischicht sei, von jenem elastischen, dehnbaren und festen Harz, das Indien uns sendet und das jetzt in Europa zu einem ausgedehnten Fabrikationszweig geworden ist.

Noch begriff er nicht den Zweck des seltsamen Geräths.

Die Hindu riß ihr Oberkleid ab, bedeutete Stuart, dasselbe zu thun, sprang schwindelfrei vor an den Rand der Felsplatte und tauchte die Kleider in die herabstürzende Fluth.

Dann legte sie ihre Lippen an das Ohr des Offiziers und schrie ihm – den Anderen unverständlich – einige Worte zu.

Walding sah den jungen Mann zum ersten Mal in diesen schrecklichen Gefahren erbleichen. Sein Haar schien sich zu sträuben, sein Auge starrte entsetzt bald auf die seltsame Tonne, bald auf die Tänzerin.

Diese hatte den Arzt durch Zeichen bedeutet und hielt mit seiner Hilfe die über die Länge des Fasses gehende Öffnung der Gummidecke gewaltsam auseinander. Ungeduldig winkte sie mit dem Haupt.

¹Die Göttin des Glücks.

Einen Blick warf der junge, muthige Mann umher, – es schien, als könne er selbst von dieser schrecklichen Umgebung nur mit Bedauern Abschied nehmen, – dann stieg er in die Öffnung und Anarkalli bedeutete ihm, sich an zwei Ringen der Stahlreifen im Innern festzuklammern.

Das Faß, oder der tonnenartige Ballon, war im Innern groß genug, um Raum sogar für drei bis vier Menschen zu gewähren und mit Klammern und Ringen zum Festschnüren von Gegenständen versehen.

Walding schauderte – eisig kalt rieselte es durch seine Adern – er begann die furchtbar kühne Absicht des Hindumädchens zu ahnen ohne doch die ganze schreckliche Gefahr zu verstehen.

Anarkalli hatte jetzt ein Holz zwischen die Öffnung gestemmt, – sie überzeugte sich, daß der Malayendolch in ihrem Gürtel fest steckte, brachte, wie vorher bei dem Offizier, ihren Mund an das Ohr des Arztes und gab ihm eine Weisung. Dann holte sie tief und schwer Athem, als wolle sie die frische, vom Wasser gekühlte Luft des Gewölbes in ihre Lungen pressen und schlüpfte mit der Gewandtheit einer Schlange in den Ballon.

Der Deutsche zauderte – auch sein Haar sträubte sich – seine Kraft schien nicht auszureichen zur Erfüllung des furchtbaren Befehls, der ihm geworden.

Da hob sich das Antlitz des Hindumädchens nochmals über den Rand des seltsamen Fahrzeuges, ihre Augen funkelten drohend, ihre Lippen bewegten sich, als sprächen sie von der Gefahr, die jede Sekunde Zögerung ihnen bringen müsse, als wollten sie ihn erinnern an seinen Schwur. Das Haupt verschwand, und entschlossen stieß die Hand von Innen das die Öffnung aus einander sperrende Holz nach Außen.

Die Gummihülle sprang zum luftdichten Verschuß zusammen!

Walding begriff, daß jeder Moment ein Leben werth sei, und sein Fußstoß traf den Ballon.

Leicht rollte derselbe mit seiner lebendigen Last über den Felsengrund – im nächsten Augenblick war er in dem Schaum der Wasserkaskaden verschwunden.

Wäre es möglich gewesen, den Schrei des Entsetzens zu hören, den die Lady bei diesem Anblick ausstieß, er hätte des Deutschen Qual und Schmerz noch vermehrt.

Einige Augenblicke stand er bewegungslos, starr dem furchtbaren Fahrzeug nachschauend, das zwei Leben bereits wer weiß in welche unergründliche Tiefe geführt hatte. Der Sturz der Fluth war so rasch, daß seine Augen ihm nicht einmal zu folgen vermochten in dem kleinen Lichtkreis der Lampe – was darüber hinaus war – blieb ewige Finsterniß. Der rastlose, flimmernde Sturz des Wassers begann seine Sinne zu verwirren, Alles umher mit ihm zu drehen.

Er fühlte die neue Gefahr, und mit einer mannhaften Anstrengung seiner Seele wurde er wieder Herr seiner Sinne, seines Bewußtseins.

Er wandte sich nach seiner Gefährtin, – sie war an der nassen, kalten Steinwand niedergesunken, ein gänzlich hilfloses Wesen, seiner Kraft, seinem Muth allein anvertraut.

Und all' sein Muth, sein Fühlen und Wollen – was mochte es ihm hier helfen – allein mit ihr in den Tiefen der Erde – Beide macht- und hilflos, nur auf sich selbst verwiesen, ihre einzige Rettung, den belebenden Strahl des Tages wiederzuschauen, allein auf einer Rotte fanatischer Mörder, ihrer Feinde, beruhend?!

Verzweiflung war seiner Seele nahe, als der Gedanke an die erhabene Hand, welche die Geschicke der Welten, wie jedes ihrer Geschöpfe lenkt, Trost und neue Kraft brachte über

sein Gemüth – er betete – der Skeptiker, der kalte, zergliedernde Realist betete, aus der Tiefe seiner Seele, aus dem Innersten seines Herzens.

Niemals – in keiner der mancherlei bitteren Stunden seines Lebens – war das Gefühl menschlicher Schwäche, des Bedürfnisses nach Gott, so gewaltig vor sein Inneres getreten. Kurz nur war sein Gebet – vielleicht wenige Worte oder Gedanken nur – aber als er sich erhob, war Glauben und Vertrauen in seiner Seele, und ohne falsche Schaam, die so oft selbstständige und kräftige Geister entehrt, sah er, daß die Britin neben ihm gekniet und Zeuge seiner Anrufung des Allmächtigen gewesen war.

Die wenigen Augenblicke schienen auch das schwache zaghafte Mädchen neu gekräftigt, das Gebet des ihr unbekanntes Mannes, dessen Antlitz sie nicht einmal gesehen, ihr Vertrauen zu diesem eingefloßt zu haben. Sie reichte ihm stillschweigend die Hand und gleichfalls, ohne ein Wort zu sprechen, zog er sie von der Stätte des Schreckens und folgte jetzt eilig mit ihr der leitenden Schnur.

Sie mochten etwa zehn Minuten mit verstärkter Eile ihren Weg fortgesetzt haben, als plötzlich ein furchtbarer Ton ihren Schritt hemmte.

Ein metallener Donnerklang, gleich dem schrecklichen Posaunenton des Weltgerichts dröhnte durch die Windungen der Gänge und erschütterte in gewaltigem Echo die Gehörnerven. Im ersten Augenblick glaubte Walding den Ton des gewaltigen Tamtam zu hören, das vorhin das Signal zu der blutigen Feier der Thugs ab bald jedoch unterschied er die regelmäßigen Schwingungen einer Glocke, deren Geläut in so mächtigen Tönen durch die Gewölbe dröhnte.

»Die Wahnsinnigen – sie haben den Glockenstrang gezogen, der das Zeichen der Gefahr giebt und Hilfe für die Wächter des Kerkers herbeiruft!«

Das furchtbare Läuten schwieg, aber ein fernes wildes Geschrei schlug von zwei entgegengesetzten Seiten an ihre Ohren.

»Ewiger Gott – wir gerathen zwischen sie und die Mörder selbst!«

So war es in der That! – Als die der Stricke entledigten Opfer der Thugs sich mit den aufgefundenen Waffen versehen hatten, und die Fackel – die Anarkalli ihnen zum Wahrzeichen aufgesteckt – niedergebrannt war, begannen die Entschlossenen den Versuch ihrer Rettung auf dem Weg, den die Schnur ihnen angab. Thörichter Weise jedoch hatte einer von ihnen das Seil ergriffen, das von der Decke herniederhing, und daran gezogen, wahrscheinlich in dem Glauben, daß er mit seiner Hilfe einen Ausweg aus dem Gewölbe finden möge. Der Ton der schwingenden Glocke entsetzte sie, und in dem Gefühl unbekannter vergrößerter Gefahr, mit der todesverachtenden Kühnheit der Verzweiflung stürzten sie in den Gang und eilten vorwärts.

Der Deutsche wußte, daß er nicht mehr fern sein konnte von dem Ort der Versammlung; er hatte seine Lampe von sich geworfen und eilte, in dem schwachen Schein der in weiten Zwischenräumen aufgesteckten Fackeln, die Hand seiner Begleiterin festhaltend, in raschem Lauf vorwärts, als ihm von dort her ein wildes Geheul, gleich einer heranstürmenden Meute, entgegendrang.

Walding erkannte, daß sie, trotz ihrer Verkleidung, verloren seien, wenn die herbeistürmenden Thugs ihnen begegneten – schon erblickte er in der fernen Tiefe des Ganges den Schein hochgeschwungener Feuerbrände, sah die dunklen Gestalten – da fühlte er zur Seite kühlen Luftzug, die umhergreifende Hand fühlte leeren Raum an der Felsenwand – es war

einer der sich öffnenden Seitengänge dieses Felsenlabyrinths, und eilig – die Schnur, ihren einzigen Leiter in diesen Gefahren, loslassend – zog er seine Schutzbefohlene hier hinein und, an den Wänden fort tappend, so eilig als möglich mit sich fort.

Wenige Augenblicke danach sahen sie noch am Eingange der Wölbung Fackeln und Waffen schwingende Gestalten vorüberstürzen, dann entzog die Biegung des Ganges ihnen die Aussicht, aber gleich darauf schlugen schwache Pistolenschüsse und Waffengeklirr an ihre Ohren.

Der Arzt griff unwillkürlich nach seinem Revolver – er war fort – er erinnerte sich, daß die Bayadere ihm denselben aus dem Gürtel gezogen und einem der befreiten Sepoy's zugeworfen, ihm selbst aber nur den Yatagan des erschlagenen Wächters zu seiner Vertheidigung gelassen hatte, aus Vorsicht ohne Zweifel, damit eine Unvorsichtigkeit sie nicht verrathen möge.

Das geängstete Paar wagte es nicht, umzukehren und den verlassenen Weg wieder zu suchen, Walding beschloß vielmehr, auf gut Glück in der entsetzlichen Finsterniß, die sie umgab, vorzudringen, obschon jeder Schritt vorwärts sie in einen Abgrund stürzen konnte.

Die Hand des Höchsten jedoch wachte über ihnen. Nach wenigen Minuten eilfertigen Vorwärtsdringens sahen sie Lichtschein vor sich; – anfangs fürchtete Walding, er künde das Nahen neuer Verfolger, aber bald überzeugte er sich, daß sie auf einem Umweg der großen Felsenhöhle sich nahten, in welcher das blutgetränkte Bild der furchtbaren Göttin stand, und er beschloß, auf jede Gefahr hin, vorzudringen.

Dieser Entschluß erlitt eine harte Prüfung, als sie die Öffnung des Ganges erreichten – denn der Anblick, der sich ihnen darbot, mochte selbst die festesten Nerven erschüttern.

Eine entsetzliche Orgie schien nach Beendigung des Opfers – nachdem das letzte den Athem ausgehaucht – begonnen zu haben. In wilder Raserei tanzten Hunderte der dunklen Gestalten noch immer um den blutigen Altar, unbekümmert um den Kampf, der in der Masse wogte.

Denn wenig Augenblicke vor ihrem Eintritt in die riesige Katawnbe war die Schaar der Befreiten, die auf den Klang der Glocke zu dem Kerker geeilten Chams zurücktreibend, in die Höhle gedrungen, Dolch und Säbel in der Faust, denn Feuergewehre hatten sie nicht in dem Waffenlager gefunden und der Revolver des Arztes war beim Kampf in dem Gang entladen worden, – entschlossen, ihr Leben an die Mörder theuer zu verkaufen; doch als sie die Menge ihrer Gegner erblickt, fühlte jeder von ihnen sogleich, daß an Rettung, dieser Genossenschaft des Mordes gegenüber, nicht zu denken war und daß allein es galt, nicht ungerächt zu sterben.

Gleich einer Wasserfluth schloß sich der Kreis der entsetzlichen Fanatiker in wildem Geheul um die Eingedrungenen, als ihnen das Geschrei der fliehenden Chams verkündete, daß es den Gefangenen gelungen sei, sich zu befreien.

Der alte aber kühne und muthige Kaufmann aus Kashemir hatte die Führung der kleinen aber verzweifelten Schaar übernommen, und sie ermahnt, sich dicht aneinander gedrängt zu halten.

Die Thugs dagegen waren sämtlich unbewaffnet, nur mit ihren schrecklichen Phansi's¹ oder Rumals² versehen, aber von dem Fanatismus ihrer Lehre gleichgiltig gegen Wunden und Tod gemacht.

So stürzten sie in die Dolche und Speere der Gefangenen.

Jeder Stoß – jeder Hieb – und es waren kräftige, tapfere Männer, des Kampfes gewohnt, unter der kleinen Schaar – spritzte Ströme von Blut auf den Felsboden und machte eine Lücke in dem lodenden, heulenden Menschenwall, der sie umdrängte, aber die Gluth schloß sich im Augenblick wieder und die Gefallenen starben unter den Füßen ihrer Genossen, anrufend mit dem letzten Hauch die blutige Göttin.

Auf der Schwelle ihres Altars stand der Ober-Guru, in seiner Faust hoch die heilige Spitzaxt geschwungen, umgeben von den Chams und Häuptern des Bundes.

»Tödtet! – Tödtet! – Tödtet! – Glückliche sind, die für die Bhawane sterben!«

Sein dröhnender Ruf, seine mächtige Stimme überklang das Geheul und Getümmel des Kampfes, das Jauchzen der rasenden Tänzer um den Altar.

Und mit Todesverachtung stürzten sich die Thugs und Phansigars auf die Phalanx ihrer Feinde, rissen den Einzelnen heraus, ihn gleichsam erkaufend mit Leben und tödtlichen Wunden, die Schlingen fuhren durch die Luft, von kunstgeübter Hand geworfen, und wo eines der unglücklichen Opfer heraus gezerrt war, da deckte im Nu das furchtbare Tuch sein Haupt und der Körper zuckte im Todeskampf des Erstickens am Boden.

Man sah nur den drängenden Knäuel der Menschenwoge, wie sie hin und her fluthete – nur das Blitzen der Waffen hinein in den Wall der dunklen Mördergestalten – kleiner und kleiner wurde die verzweifelte Schaar, aber noch immer hielt sie tapfer und fest zusammen und drängte vorwärts nach dem Götzenbilde, dem sie so oder so zum Opfer fallen sollte.

»Bhartoty! Bhartoty!«³ heulte der mächtige Ruf des Ober-Guru.

Da öffnete sich plötzlich die Menschenwoge um die dem Tode geweihte Schaar – an der hohen Gestalt, der weißen Kaputze erkannte Walding den grimmigen Häuptling der Phansigars, und in seinen Armen die Tigerkatze.

Ein gellender Ruf – ein wüthendes Gebrüll – dann schleuderte seine gewaltige Kraft die Bestie hoch durch die Luft in die Mitte der tapfern Schaar.

Einen Moment – dann stob der Menschenknäuel auseinander, vom Rasen des grimmen Thiers war der kleine Haufen gesprengt und über die einzelnen verzweifelt kämpfenden warfen sich erdrückend, vernichtend die Wogen der Mörder.

Es war das Letzte, was Walding von dem schrecklichen Schauspiel sah. Erkennend, daß er keinen Augenblick zu verlieren habe um die Verwirrung und das Gewühl zu benutzen, stürzte er sich selbst hinein, die zitternde Lady mit sich fortreißend, sie mehr tragend als führend, – fest im Auge, den Punkt, den er als die Stelle zu erkennen geglaubt, an welcher er mit der Bayadere den Ort so vieler Schrecken betreten.

Mit muskelkräftigem Arm theilte er die drängende Masse, von der sich Keiner um sie kümmerte, und erreichte nach gewaltiger Anstrengung die gegenüber liegende Seite der Höhle, wo er sich ohne Zögern in den nächsten, die offene Mündung bietenden Felsengang warf und in diesem so rasch als möglich weiter eilte.

¹Schlingen.

²Die zur Erdrosselung dienenden seidenen Tücher.

³Erdrosselt!

Einzelne Flambeaux erhellten auch diesen unterirdischen Weg, aber an keinem Zeichen vermochte der Arzt zu erkennen, ob er sich auf dem richtigen befände.

Der Lärmen der Opferhöhle lag längst hinter ihnen, als ihm selbst die Befürchtung sich aufdrang, er möge sich verirrt haben.

»Barmherziger Himmel,« betete das Mädchen, »ich kann nicht mehr – meine Kräfte sind erschöpft! Edelmüthiger Helfer – Gott wird Sie segnen für das, was Sie gethan, aber lassen Sie mich hier sterben und retten Sie sich selbst – es ist vorbei mit mir!«

Sie hing schwer an seinem Arm. »Muth, Muth, theure Miß,« flehte er, »ich beschwöre Sie, nehmen Sie Ihre Kraft zusammen, edles Mädchen, und lassen Sie uns jene Stelle erreichen, wo die Fackel brennt – dort wollen wir ruhen, bis Sie sich wieder gestärkt!«

Er faßte sie in seine Arme und trug sie weiter. Schon hatten sie den sich erweiternden Raum erreicht, wo die Fackel brannte und er wollte seine schöne Bürde auf einen rauhen Steinsitz überlassen, als sich plötzlich eine scheußliche Gestalt vor ihnen erhob, wie aus der Erde gestiegen.

Ein Schrei wilden Entsetzens entfuhr dem Munde der Jungfrau, ein Hilferuf in englischer Sprache, mit welchem sie zu Boden sank.

»Hei – die entflohenen Täubchen! Bhartoty! Bhartoty!« jubelte das Scheusal, »herbei, ihr Männer der Thug – das sind Opfer der Devy, die der Blutigen entfliehen!«

Ein Blick hatte dem Deutschen gezeigt, daß der scheußliche Zwerg es war, der vor ihnen aufgetaucht – zwar seiner züngelnden Ungeheuer entledigt, aber darum nicht minder gefährlich.

»Owh! Owh! Herbei, ihr Getreuen der Blutigen –«

Ein Gurgeln erstickte seinen Ruf – der Stoß des Yatagans, von der kräftigen Faust des deutschen Mannes geführt, fuhr in den breitgeöffneten Schlund und durchschnitt Kehle und Luftröhre – ein Strom schwarzen Blutes sprudelte auf den Entschlossenen und zuckend im Todeskampf stürzte das Ungeheuer zu Boden.

Aber im selben Augenblick des Sieges, der überwundenen Gefahr, fühlte sich Walding von rückwärts zur Erde geworfen, den Yatagan seiner Hand entrissen, auf seiner Brust lag das Knie eines Thugs, und im Schein der Fackel glänzte über ihm zum Todesstoß der Dolch einer dunklen Mördergestalt. – – –

DAS REICH DER OSTINDISCHEN COMPAGNIE.

Die Geschichte ist das Gericht Gottes. Nimmer noch hat böse Saat gute Früchte getragen – aus den Drachenzähnen erwächst die geharnischte Schaar, und es bedarf der Gigantenkraft, sie zu bewältigen.

Gewaltthat – Trug und Blut – sie rächen sich wie in den Gesetzen des bürgerlichen Lebens, so im Schicksal der Nationen!

Niemals noch hat eine Anomalie in der staatlichen Gesellschaft bestanden gleich dem Reich der Englisch-Ostindischen Compagnie, *Hundertundzweiundsiebzig Millionen Menschen* – die achtunddreißig Millionen der sogenannten Schutzstaaten mitgerechnet, deren Selbstständigkeit längst eine bloße Phrase ist! – auf einem Gebiet von circa 63,000 (deutschen) Quadratmeilen – also zwei Drittheil der ganzen Bevölkerung *Europa's* und über zwei Fünftheil seines Flächeninhalts! oder fast das *Siebenfache* der Bevölkerung und das *Fünzfzehnfache* des

Flächeninhalts des europäischen Großbritanniens! – das Eigenthum einer Gesellschaft englischer Kaufleute, die erst in neuerer Zeit etwas mehr von der Regierung des Mutterlandes und seiner Verwaltung abhängig geworden sind! – Eigenthum einer kaufmännischen Speculation, deren Grundtendenz doch nur die möglichst hohe Dividende – also die Ausbeutung ist! – preisgegeben einer Schaar Besitzloser und Habsüchtiger, die das Mutterland alljährlich dahin sendet, um sich unter der Firma eines Beamtenthums zu mästen, dessen Willkür fast jeder Controlle, jeder Strafe entbehrt! – mit Steuern civilisirt von seinen alten Traditionen, seinen Sitten und seinem Glauben! – unterdrückt und beherrscht mit den Bayonetten der eigenen Söhne! – orientalisches Leben und Denken, geknechtet nach englischen Gesetzen: – das ist Indien!

Und dennoch – so sehr sich das Rechts- und Unabhängigkeitsgefühl der Völker gegen das Verhältniß, diesen unnatürlichen Zustand empört – muß man die Großartigkeit dieser Erscheinung bewundern, die einzig in der Weltgeschichte dasteht! Nicht einmal das römische Weltreich läßt sich damit vergleichen; denn dieses brauchte zu seiner Begründung dreihundert Jahre, während das an Bevölkerung ihm überlegene angloindische Reich in weniger als hundert Jahren zu dieser riesigen Ausdehnung wuchs.

Ehe wir eindringen in die Verhältnisse dieser kolossalen Schöpfung kaufmännischer Speculation, – die Ursachen, ja die Nothwendigkeit ihres Untergangs – ob jetzt oder später – und die furchtbare Begründung der gegenwärtigen blutigen Erhebung zeigend –, müssen wir dem Leser, der uns auf den fremden, mythenhaften Boden gefolgt ist, eine kurze Übersicht der Geschichte jenes weiten Landes geben, das – die Heimath uralter Weisheit und Poesie und der reichsten Naturschätze – von jeher die Phantasie des Occidents wunderbar angezogen; das von Alexander dem Großen bis zu den Großmoguls und der Festsetzung der Engländer das Eldorado war, nach dessen Besitz die Eroberer und die Kaufleute trachteten; das die Reihe kühner Thaten und Fortschritte von der Entdeckung Amerika's bis zu der Gourmandise indischer Vögelnester angeregt hat!

Da Indien den ältesten Völkern unsrer Geschichte wenigstens durch die Handelserzeugnisse bekannt war, und die ersten griechischen Geschichtsschreiber von seiner Cultur, und Religion sprechen, muß lange vorher das Land eine glänzende und mächtige Entwicklung besessen haben, die sich in das Reich der Mythe verliert. Die Sage, die eigene Religion, versetzt dahin den Ursitz des Menschengeschlechts. Alles, was wir von dem alten Indien wissen, was uns die Reste kolossaler Arbeiten lehren, ist, daß es ein Land war von ungeheurer Ausdehnung und Bevölkerung, berühmt durch seine Bildung und seinen Handel. Wahrscheinlich kamen auch von jenem Ursitz des Menschengeschlechts im mittlern Hochasien die Völker mit ihrer Cultur, welche Hindostan in Besitz nahmen und als Hindu's seit Jahrtausenden seine Eigenthümer waren während die Urbevölkerung zur verachteten Klasse der Paria's herabsank. Die ersten Berührungen der Geschichte mit diesem Lande finden wir in den Sagen und Zügen des Herkules und Sesostriis und der Assyrier. Die alte Staatsverfassung des Landes war eine Art von Priester- und Adelsherrschaft, das Regiment der Brahminen, das mit unbedingter Machtvollkommenheit, aber eben so großer Milde, friedfertig ein glückliches Volk beherrschte.

Erst die mongolischen und europäischen Eroberer haben dies harmlose Volk mit Sklaverei und Noth bekannt gemacht.

Man spricht mit Verachtung in dem stolzen Europa von dem indischen Kastenwesen – und das Volk war glücklich und zufrieden, so lange es ungestört regierte. Wunder der Baukunst, der Wissenschaft, der Cultur sind die Zeugen seiner Lebenskraft.

Bei der Ausbreitung der persischen Herrschaft über einen großen Theil Asiens kamen die Völker des westlichen Asiens zum ersten Mal mit Indien in nähere Berührung, und Darius eroberte ungefähr ums Jahr 509 vor Christi den nordwestlichen Theil am Indus. Alexander der Große erreichte auf seinem Eroberungszuge den letzten östlichen Nebenfluß des *Sind* (Indus), den *Hyphasis* (Garrah, Bejah), kam also bis über Lahore, und wurde dort durch die Weigerung seiner Krieger zur Umkehr gezwungen. Von der Zeit an siedelten, in Folge der Erleichterung der durch Karawanen betriebenen Handels, viele Griechen sich in Indien an. Selenkos Nikator – einer der Feldherren und Nachfolger Älxanders – drang ums Jahr 300 vor Christi bis zum Ganges. vor.

Die Handelsverbindung Indiens nach dem Westen, nahm damals schon ihren Weg über Ägypten, und Alexandrien war ihr Stapelplatz. Selten nur wird Indien unter der Herrschaft der römischen Kaiser erwähnt; alle Verbindung hörte auf, als die Araber 712 nach Christi, nach der Zerstörung des neu persischen Reiches unter ihrem Khalifen Walid I., den größten Theil Indiens diesseits des Ganges unterjochten. Seine Nachkommen dehnten die Eroberungen bis zum Ganges aus, zwangen die Bewohner, den Islam anzunehmen, eroberten 1194 Delhi, mit Hilfe der Afghanen, und zerstörten Benares, den alten Sitz der indischen Weisheit und Religion. *Cuttub*, ein afghanischer Slave, erhob ums Jahr 1201 die arabische Herrschaft zu einem eigenen Staate, dessen Hauptstadt zuerst Lahore, dann Delhi war. Fortwährende Kämpfe der arabischen Sultane mit den eingebornen Rajahs, die das muhamedanische Glaubensjoch abzuschütteln suchten, und mit den Einfällen der Mongolen aus den nördlichen Nachbarländern bezeichnen jene Periode.

Endlich richtete der mongolische Weltenstürmer, der berühmte *Timur-Khan*, seinen Zug gegen Indien, besiegte 1397 bei Delhi den arabischen Sultan Mahmud, ließ die Stadt plündern und zerstören und tödtete die Bewohner. Timur behielt zwar nur einen geringen Theil des eroberten Landes, dagegen verwüsteten seitdem die räuberischen Züge der Mongolen fortwährend das herrliche Land.

Um diese Zeit – im Jahre 1450 – erschienen zum ersten Mal die Europäer als Rivalen auf dem Schauplatz. Die Portugiesen gründeten Niederlassungen auf den Küsten von Malabar und Koromandel, während das Land in viele kleine Reiche getheilt und theils von Mongolen, theils von Sultanen aus früheren Dynastien beherrscht war.

Im Jahre 1525 drang ein Enkel Timurs, Mahmud Babur, wieder ein und eroberte Delhi. Sein Sohn *Humayun* gründete 1554 das berühmte Reich der Großmogule in Indien. Noch ist sein prächtiges Grabmal eine der Merkwürdigkeiten Delhi's. Mogul *Akhbar*, der weiseste und mächtigste Fürst dieser Dynastie (1555–1606) untersagte die religiöse Verfolgung der Hindu's, ließ sie an den Staatseinrichtungen Theil nehmen und schuf viele treffliche Einrichtungen, und *Aureng Zeb* brachte das Reich auf den höchsten Gipfel der Macht, obgleich er den Islam fanatisch verbreitete und die Religionsverfolgungen wieder in voller Härte eintreten ließ. Nach seinem Tod (1707) begann der Verfall des Reichs durch die Unfähigkeit seiner Nachfolger, durch innere Kriege und Unruhen. Die Statthalter rissen sich los und gründeten zahlreiche unabhängige Staaten oder rangen um die Oberherrschaft, bis der berühmte Tyrann Persiens, *Nadir* Schah, über Indien herfiel, den Großmogul Muhammed (1739) besiegte

und Delhi plündern ließ. Hundertundzweiunddreißigtausend Einwohner wurden dabei erschlagen und aus dem Lande an *zweitausend Millionen* Thaler geraubt.

Nach Muhammeds Tode (1747) regierten eben so schwache Fürsten und die Mahratten verwüsteten das Reich und plünderten wiederholt Delhi . . .

Nach diesem kurzen Abriß der – wir möchten sagen *indischen* – Geschichte Indiens, welcher dem Leser hauptsächlich die merkwürdige verschiedenartige Gestaltung und Bevölkerung des großen Landes erklären soll, wenden wir uns zur Geschichte der europäischen Ansiedelungen, welche mit scharfen Farben den ewigen Wechsel der Macht, den Untergang und das Emporsteigen in den Geschicken der Völker lehrt. Das Wort ihres eignen Generals Ricci über die Jesuiten: »Wie Füchse werden sie sich einschleichen und wie Wölfe haben sie geherrscht; wie Hunde sind sie vertrieben und wie Adler wiedergekommen, paßt furchtbar und schrecklich auf die politische Moral der europäischen Ansiedelungen.

Hervorgerufen von kaufmännischer Habgier, benutzt von religiösem Fanatismus, sind sie das Werk der raffinirtesten Civilisation!

Alle jene europäischen Völker, deren Macht und Einfluß in Indien so rasch wechselten, erschienen an der indischen Küste schleichend, feig, um eine Handelsniederlassung bittend. Und erst nachdem sie durch Aufhetzung der einheimischen Fürsten gegen einander, durch klug angelegten Streit, List und Intrigue jeder Art ihrer Übermacht gewiß waren, traten sie herrschsüchtig und grausam gegen die Einwohner auf und waren gegen die Indier größere Tyrannen, als früher Timur und andere Barbaren.

Was der wilde Fanatismus der Portugiesen noch schonte, zertrat der niedrige gemeine Krämergeist der Holländer; die Abenteuerlust der Franzosen, wie die herrschsüchtige englische Kaufmannspolitik waren den Eingebornen mit den eingeführten europäischen Lastern gleich verderblich!

Woher kommt denn dieser mächtige Drang, dieser gewaltige Kampf der weißen Race zur Unterdrückung, ja zur Vernichtung aller anderen Bewohner von Gottes schöner Erde?

Aus Europa ziehen sie aus, nicht zufrieden mit ihrem Antheil an der Welt. Schon die Römer dringen nach Asien und Afrika und schlagen die Völker in Fesseln! – Die Schwarzen müssen als Slaven die Felder der Weißen bebauen – immer weiter in die Schluchten der Amatola-Gebirge von den Küsten hinweg wird das tapfere und edle Volk der Kaffern getrieben und geht seiner Vernichtung entgegen!

Ströme von Blut der unglücklichen Urbewohner Amerika's, werden von den Spaniern unter dem Vorwand der Religion und Civilisation vergossen! Die tapferen Stämme der Waldgebiete Nordamerika's müssen vor den eindringenden Holländern, Briten und Deutschen zurückweichen und bald gehört ihr Dasein nur noch der Sage und der Geschichte!

Die glücklichen reichen Inseln der südlichen Meere stehen unter den Kanonen der europäischen Schiffe – sind die Beute weißer Männer!

Nach den Öden Australiens sendet man den Auswurf weißer Verbrecher, in den wilden Bergen gräbt der Weiße das Gold!

China's ungeheures Reich – Japan – werden gezwungen, der Habsucht der Europäer und ihrem Gifte sich zu öffnen. Von Norden und Westen dringt der Russe, von Süden und Osten der Brite und Franke in das weite Asien, den Mutterleib der Nationen!

Muß denn die weiße Race überall Herr sein, überall Besitzer, überall Tyrann?

Man rede mir nicht von dem Beruf der Civilisation und Religion.

Ist der einfache Nomade der Steppe, der so wenig Bedürfnisse kennt und so wenig Wissen hat, nicht mindestens eben so glücklich, wie der Landmann des civilisirten Europa's?

Oder sind die Menschen nicht geschaffen, um ruhig und friedlich glücklich zu sein in dem Kreise, den ihnen Gott angewiesen?

Bringt man Glück mit dem Donner der Kanonen und Gotteserkenntniß mit Raub und Bayonnetten?

Und dennoch scheint dieses Drängen, dieses Treiben, diese ewige Fluth der Bewegung die geheimnißvolle Bestimmung des Menschengeschlechts.

Wie wir am Anfang dieses Bandes gesagt, der Kampf und die Liebe bewegen alles Erschaffene – das Recht des *Stärkern* ist das alleinige Gesetz, die einzige Richtschnur in der Natur!

Wir haben bereits erwähnt, daß die Portugiesen die ersten europäischen Ansiedelungen in Indien, bald nach Timur's Einfall, gründeten. Die Entdeckung des Seeweges um das Cap der guten Hoffnung durch Vasco de Gama führte sie dahin; – als die einheimischen, im eigenen Kampf begriffenen, Fürsten ihnen keine großen Hindernisse in den Weg legten, gründeten sie zum Ärger der Muhamedaner ihre Factoreien, um so die indischen Waaren nach Europa zu führen. Nach fünfzehn Jahren, seit Almeida in Goa sein Gouvernement aufschlug – der einzige Platz, der den Portugiesen jetzt noch gehört – war ihre Macht in Indien gegründet und 1542 herrschten sie schon über die ganze Küste des persischen Meerbusens bis zum Cap Comorin, über Ceylon, Malakka und den indischen Archipel. Der Verfall Portugals durch seine Vereinigung mit Spanien (1580) vernichtete auch die portugiesische Gewalt in Indien, und sie war um so weniger im Stande, den übrigen eindringenden Seemächten Europa's Widerstand zu leisten, als die Eingebornen längst selbst der habsüchtigen und fanatischen Herrschaft müde waren. Die Holländer – die der Fanatismus und Religionshaß Philipps II. von dem Markt von Lissabon vertrieb – suchten Indien mit ihren Schiffen auf und nahmen den Portugiesen 1624 die Molukken, 1633 Java, 1641 Malakka, 1658 Ceylon, bis sie in dem Besitz der ganzen früheren portugiesischen Macht in Vorderindien und des Handels mit China und Japan waren.

Aber der niedere Krämergeiz, die furchtbare Tyrannei der Habsucht war auch ihr Sturz und ließ auch ihre Macht wieder sinken. Die grausame Behandlung der Eingebornen – die Mordscenen auf Banda – die egoistische Ausrottung der Gewürznäglein auf allen Inseln des Archipels, außer Amboina, empörten die Eingebornen, und die heimlichen Intriguen ihrer emporwachsenden Rivalen, der Engländer, schwächten bald ihre Macht und beschränkten sie auf die Molukken, wie sie einst selbst gegen die emporblühenden dänischen Colonieen intrigirt hatten.

Gleichzeitig mit den Dänen – 1503 – hatten die Franzosen versucht, in Indien Niederlassungen zu gründen und bildeten nach der Colonie auf Madagascar (1642) unter Colberts unternehmendem Geist 1665 eine große indische Handelsgesellschaft mit der Residenz Pondichery. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaßen die Franzosen bedeutende Niederlassungen in Bengalen und ein Gebiet von 113 Dörfern.

Mit Neid und Mißgunst hatte der emporblühende Handel Englands längst die Besitzungen anderer seefahrender Nationen in Indien betrachtet.

Ums Jahr 1600 hatte die Königin Elisabeth einer Gesellschaft Londoner Kaufleute ein Privilegium zum Alleinhandel nach allen Ländern zwischen dem Cap der guten Hoffnung und der Magelhaensstraße, anfangs für 15 Jahre, ertheilt. Das war der Ursprung der englisch-ostindischen Compagnie. Durch die schlaue Benutzung einer Zwistigkeit der Eingebornen gelang es dieser Gesellschaft, von den indischen Fürsten die Erlaubniß zur Gründung einiger Handelsfactoreien, und zwar zu Surate, in Bengalen am Hugly (1640) und zu Madras, auf der Küste Koromandel, zu erhalten. Die englische Regierung, bald die Bedeutung der neuen Colonie einsehend, erweiterte die Privilegien der Gesellschaft und gab ihr das Recht des Krieges und Friedens, der Gerichtsbarkeit u. s. w., und bald lauerte diese nur auf die Gelegenheit, ihre Macht zu erweitern. Entgegen dem Vertrag mit dem Nabob von Bengalen, hatte sie 1696 in Calcutta ein befestigtes Fort und 1707 dort eine eigene Präsidentschaft errichtet.

Dupleix, der scharfsinnige und weise Gouverneur der französischen Colonieen, begriff die wachsende Gefahr, und er und Bourdonnaie verfolgten anfangs mit eben so großer Beharrlichkeit als Glück den Plan zur Vertreibung der Engländer im Krieg von 1745 bis 1747. Aber die erschlaffende Regierung des fünfzehnten Ludwigs, der sinkende Geist der Bourbonen, ließ ihre tapferen Vertheidiger in Indien ohne jegliche Unterstützung und berief Dupleix ab.

Noch hatten bis dahin alle Kämpfe und Intriguen der britischen Compagnie gegen die eingebornen Fürsten und die europäischen Rivalen keine wesentliche Territorialeroberung zur Folge gehabt. Erst ein furchtbares Drama, das Schauspiel einer entsetzlichen Rache, sollte das Signal zur Eroberung geben und England selbst für seine Kaufleute auf den Schauplatz rufen.

Die Welt kennt dies Drama unter dem Namen der berühmten Geschichte vom *black hole* oder der »schwarzen Höhle«.

Suradschah Daulah, der junge feurige Nabob von Bengalen, hatte mit Zorn und Entrüstung die aufblühende Macht und den Übermuth der in seinem Gebiet liegenden Niederlassung zu Calcutta verfolgt. Seine Forderung, die vertragswidrigen Befestigungen zu schleifen, blieb unbeantwortet, die Briten weigerten sich, einen nach Calcutta geflüchteten feindlichen Häuptling auszuliefern. Da zog er mit einer großen Armee gegen Fort William.

Vergebens erschöpften sich die bestürzten Chefs der Niederlassung jetzt in demüthigen Entschuldigungen und Versprechungen – die Zeit der Rache war gekommen. Obschon die Besatzung des Forts nur schwach war, hatte sie sich doch einige Zeit halten können. Aber der Gouverneur und seine Offiziere entflohen feig und überließen die Vertheidigung einem Civilbeamten der Compagnie, Master Holwell. Nach zwei Tagen zog Suradschah im Fort William ein und der zornige Sieger, gewöhnt an die Grausamkeiten des Orients, ließ *einhundertfünf- undvierzig* Gefangene in das gewöhnliche Gefängniß für schwere Verbrecher, eine Zelle von nur 18 Fuß Länge und 14 Fuß Breite, einschließen, die nur zwei kleine Fenster als Luftlöcher hatte und in der bis dahin nie mehr als *sechs* Gefangene Platz gehabt hatten. Alles Flehen der Unglücklichen war vergebens. Ohne Wasser, ohne Luft mußten sie eine Juni-Nacht in dieser furchtbaren Höhle verbringen, die in dem heißen Klima Bengalens ohnehin schon schwer für Europäer erträglich ist.

Einhundertzweiundzwanzig der Gefangenen erlagen der Qual der Nacht und wurden am andern Morgen als Leichen herausgezogen, nur Dreiundzwanzig überlebten sie, um die Geschichte der Schrecken zu erzählen.

Obschon die Briten im eigenen civilisirten Vaterlande vor und zu jener Zeit viele kaum minder scheußliche Thaten im politischen Fanatismus begangen, obschon nicht Hunderte, sondern Tausende der armen Irländer von ihnen auf das Grausamste geopfert worden, – kam die Schauerthat des orientalischen Despoten doch zu gelegen, um nicht einen allgemeinen Schrei der Entrüstung durch Indien und ganz Europa zu erregen. *Suradschah Daulah* hatte eine Garnison in dem eroberten Fort zurückgelassen, hatte den Namen Calcutta's selbst vertilgt und war dann triumphirend nach seiner Hauptstadt Murschidabad zurückgekehrt. Unterdeß wurden in Madras eilig die Anstalten zur Rache betrieben. Clive, der eigentliche Gründer der britischen Macht in Indien, ein Mann von eben so großer Schlaueit als entschlossenem Geist und Thatkraft, der sich vom einfachen Handlungsdiener zum Landgouverneur der englischen Besitzungen emporgeschwungen hatte, segelte mit 900 Mann vom englischen 39. Infanterie-Regiment und 1500 Sepoy's oder eingebornen Soldaten in englischem Dienst von Madras ab.

Schon lange vorher hatte nämlich die Compagnie begriffen, daß sie, um Indien zu erobern, sich Indiens selbst bedienen müsse, und daß – wie überwiegend auch das Verhältniß europäischer Disciplin, Bewaffnung und Körperkraft zur Trägheit und Schwäche des indischen Charakters sei, – die Zahl der europäischen Soldaten, die das Mutterland ihr gewährte, viel zu unbedeutend gegen die Menschenmasse sei, welche die indischen Fürsten ihr entgegenzustellen vermöchten. Deshalb wurden von den kriegerischen Stämmen jeder Nationalität und beider Religionen – des Hinduglaubens und des Islams – Leute in Sold genommen, durch europäische Offiziere ausgebildet und zu einer Armee umgeschaffen, die, mehr als die Europäer zur Ertragung aller Mühseligkeiten geeignet, mit Hilfe der europäischen Soldaten eine mächtige und hinreichende Macht zur Unterdrückung und Eroberung des eignen Vaterlandes abgaben.

Das ist der Ursprung der Sepoy's – das ist der verrätherische Bau, der in seinem Zusammensturz jetzt den Baumeister zu begraben droht, und sicher in der Zukunft begraben wird.

Mit jener numerisch so kleinen Macht landete der tapfere Clive in Bengalen und zog gegen eine Armee von 40,000 Mann, die ihm der Nabob entgegenstellte. Ein gelungener nächtlicher Überfall durch die britischen Truppen setzte jenen in Schrecken und bewog ihn zu Friedensanerbietungen, welche die Compagnie mit beiden Händen ergriff, um dadurch ihre Macht zu stärken.

Nachdem Calcutta auf's Neue befestigt worden und sich die Engländer dort festgesetzt hatten, spannen sie unter dem Vorgeben, daß der Nabob mit den Franzosen verhandle, an seinem eignen Hofe ein Complott, bewogen seinen General Mir Dschaffir zum Verrath und schlugen (1757) die Armee des Nabob in der berühmten Schlacht von Plassey. Die Kriegskunst und die Kraft der Europäer errang den Sieg über eine sechszehn Mal größere Macht, Suradschah ward auf der Flucht erschlagen, und die Compagnie ließ sich von dem verrätherischen General 800,000 Pfund Sterling und ein weites Landgebiet um Calcutta zahlen, dafür daß sie ihn zum Nabob machte, während sie der eigentliche Herr des Landes blieb. Bald auch wurde die lästige Maske abgeworfen, Mir Dschaffir und sein Nachfolger Mir Cossim abgesetzt und nachdem der Großmogul und der Nabob von Audh vergeblich sich bemüht hatten, in der Schlacht von Buxar (1764) die wachsende Macht der Compagnie zurückzudrängen, zwang diese gegen eine Abgabe von 325,000 Pfund Sterling den Mogul Schah Alum, ganz Bengalen und die Provinzen Bahar und Orissa ihr abzutreten.

So war die ostindische Compagnie in wenigen Jahren und mit verhältnißmäßig geringen Anstrengungen aus einer kleinen, nur geduldeten Colonie zur Herrin eines Reiches von 150,000 englischen Quadratmeilen, des reichsten Theils Indiens, mit 30 Millionen Einwohnern geworden.

In dem Kriege von 1755–1763 zwischen Frankreich und England verlor das erstere überdies alle seine indischen Besitzungen, welche die Compagnie an sich riß.

Die Vorwände, welche die Briten zur Absetzung und Unterdrückung der eingebornen Herrscher Bengalens gebraucht hatten, waren der willkürlichsten und rechtswidrigsten Natur. Die untergeordneten Beamten der Colonie, durch das ganze Gebiet des Nabobs vertheilt, begingen schon damals die schändlichsten Willkürlichkeiten, rissen allen Handel an sich und kannten, ungezügelt durch Gesetz oder Controlle irgend einer Art, keinen andern Zweck ihres Aufenthalts, als möglichst schnell reich zu werden. Die Beschwerden des Nabobs wurden mit seiner Absetzung beantwortet obschon Clive endlich selbst sich genöthigt sah, jenem Treiben Halt zu gebieten und den Beamten der Compagnie alle Privathandelsgeschäfte zu untersagen.

Unter seinem Nachfolger, dem berüchtigten *Warren Hastings*, trat die *Regierung* dagegen offen mit jenem System von Gewaltthat und Perfidie hervor, das – wie ein *englischer* Historiker, Macaulay, sich ausdrückt – einen unauslöschlichen Schandfleck dem Andenken der ostindischen Compagnie angeheftet hat.

Die nächsten dieser Reihe von Schandflecken sind: die Unterjochung der *Rohillas* und die Beraubung des *Radschah* von Benares!

Unter den kriegerischen Abenteurern, die in früherer Zeit aus Afghanistan den mongolischen Eroberern nach Indien gefolgt waren, zeichnete sich der tapfere Stamm der *Rohillas* aus, die für ihre Dienste als Speerlehen das Land, durch welches der Ramgunga von den schneeigen Höhen des Kumaon herabfließt, um in den Ganges zu fallen, und das man jetzt unter dem Namen *Rohilcand* begreift, einer der wichtigsten Halte des gegenwärtigen Aufstandes, erhielten.

Bei dem Verfall des Reichs der Großmogule – im Beginn des 18. Jahrhunderts – war die kriegerische Colonie unabhängig geworden. Die *Rohillas* waren durch körperliche Schönheit, Muth im Kriege und Geschick für die Künste des Friedens vor allen Bewohnern Indiens ausgezeichnet; Ackerbau, Handel und Künste blühten in ihrem kleinen, aber gesegneten Lande und noch heute sprechen die Bewohner von den goldenen Tagen, wo die afghanischen Fürsten im *Rohilcand*-Thale herrschten.

Diesen reichen Distrikt seinem Gebiet beizufügen, obschon er auch nicht eine Spur von Recht dazu hatte, wünschte ein reicher Nachbar, der Nabob von Audh, Sudschah Daulah. Aber er fürchtete die bewährte Tapferkeit der *Rohillas* und die Zahl ihrer Streiter. Es gab in Indien nur eine Macht, welche die tapferen Afghanen-Abkömmlinge zu bezwingen vermochte – das war die europäische Kriegskunst der Truppen der englischen Compagnie. Der Gouverneur brauchte Geld, denn die Actionäre in England wollten hohe Dividenden und die Finanzen der Compagnie standen trotz aller Eroberungen schlecht. Der Nabob bot für das Leihen einer englischen Armee zur Unterdrückung der *Rohillas*, außer Unterhalt und Besoldung derselben, 400,000 Pfund Sterling – und der infame Handel wurde geschlossen!

Eine von den drei Brigaden, aus denen die bengalische Armee bestand, wurde unter Oberst Champion abgeschickt, um mit den Truppen des Nabobs vereint das feindliche Volk zu überfallen, obschon dessen Gesandte jede Vorstellung der Ehre und des Rechts dagegen erschöpften und sogar ein großes Lösegeld boten.

Eine große Schlacht ward geschlagen, ritterlich kämpften die Rohillas für ihre Freiheit, der feige Tyrann von Audh entfloh, aber seine schamlosen und leider mächtigen Bundesgenossen hielten Stand und errangen mit ihrer europäischen Taktik den Sieg und die Niederlage eines edlen Volkes, nachdem alle seine vornehmsten Häuptlinge tapfer an der Spitze der Ihren gefallen waren.

Jetzt kehrte der Nabob mit seinem Gesindel zurück, sie plünderten das Lager der Besiegten und alle Schrecken indischer Eroberung und Tyrannei wurden losgelassen auf die schönen Thäler und Städte von Rohilcand! Das ganze Land stand in Flammen, mehr als hunderttausend Menschen flohen aus ihren Wohnungen nach verpesteten Dschungeln; Hunger, Fieber und den Aufenthalt der Schlangen und Tiger der Tyrannei dessen vorziehend, dem eine christliche Regierung um schmachvollen Gewinnes ihre Habe, ihr Blut und die Ehre ihrer Frauen und Töchter verkauft hatte. Dem Allen sahen die Engländer ruhig zu. Binnen Kurzem war die schönste Provinz Indiens zu einem seiner elendsten Theile herabgesunken.

Aber die gekränkte Nation ist nicht untergegangen. Noch heute, nachdem die Compagnie eben so tyrannisch, wie damals der Tyrann von Audh Rohilcand unterjochte, sein eignes Land an sich gerissen und sein Erbe geworden, zeichnet sich jene edle afghanische Race durch Tapferkeit, Stolz und eine bittere Erinnerung an das große Verbrechen Englands aus. Bis auf diesen Tag galten sie als die besten aller Sepoy's im Handgemenge, und als die Stunde der Rache gekommen, waren sie es, die zuerst abfielen.

Die Rohilla's sind die Polen Asiens, ohne die Schuld jenes unglücklichen Landes in Europa zu tragen! –

Das nächste Verbrechen war die Beraubung des Radschah von Benares. *Benares*, die heilige Stadt Hindostans, das Jerusalem der Hindu's, bildete einen kleinen Staat unter der Herrschaft eines Hindufürsten, der dem Nabob von Audh tributpflichtig war. Die Compagnie hatte den Nabob zu allerlei Hin- und Hertauch gezwungen und sich seine Rechte auf den Tribut von Benares abtreten lassen. Seitdem hatte *Tscheyte-Singh*, der Radschah, seinen Tribut pünktlich und regelmäßig nach Calcutta bezahlt.

Aber Warren Hastings brauchte Geld und der Radschah stand in dem Ruf, einen großen Schatz zu besitzen. Zuerst legte man ihm eine Contribution von 50,000 Pfund auf – der Radschah zahlte.

Jetzt wiederholte sich die Forderung alljährlich. Vergebens demonstirte der Radschah. Zuletzt glaubte er nach orientalischer Sitte der Ungerechtigkeit ein Ende zu machen, indem er dem General-Gouverneur ein Geschenk von 20,000 Pfd. für seine Person anbot. Hastings nahm das Geld und behielt es für sich, erst eine drohende Anklage seiner Regierungs-Kollegen auf Bestechung bewog ihn, die Summe an den Schatz der Compagnie abzuliefern, und als der Radschah die frühern Forderungen erfüllen sollte und Armuth vorschützte, setzte er 10,000 Pfund als Strafe der Verzögerung hinzu und schickte Truppen, um das Geld einzutreiben.

Immer neue Forderungen stürmten jetzt auf das unglückliche Benares ein – die Absicht lag offen zu Tage, es erst zur Weigerung und zum Widerstand und dadurch zum Untergang zu treiben. Vergebens bot der geängstete Radschah eine Pauschsumme von 200,000 Pfund

an, Hastings verlangte mindestens eine halbe Million und kam mit großem Gefolge selbst nach Benares. Mit der größten Unterwürfigkeit empfing ihn der Radschah und ertrug den empörenden Hochmuth des Briten. Als der General-Gouverneur nicht zur Stelle seine übermäßigen Forderungen erfüllt sah, ließ er den von seinen Unterthanen geliebten Herrscher des milde und weise regierten glücklichen Ländchens verhaften und unter die Bewachung von zwei Compagnieen Sepoy's stellen. Die durch tausende von Pilgern vermehrte Bevölkerung der Stadt erhob sich, ihren Radschah zu befreien, dieser aber, statt die Gelegenheit zu benutzen und sich des britischen Gouvernements zu bemächtigen, entfloh nach einem seiner festen Schlösser. Die Compagnie benutzte dies, ihn zu entsetzen, sich seiner Schätze zu bemächtigen und brach die Verträge, mittelst deren die festen Plätze in ihre Hände fielen, auf das Ehrloseste selbst gegen Frauen.

Die Züge, die wir hier gegeben, sind nur einzelne aus der Verwaltung jener Zeit – zu Ende des vorigen und zum Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. Die Eroberungen im Karnatie, die Kriege gegen die Mahratten, die Ländererwerbungen im Decan, die Vertreibung der Holländer, die Usurpationen von Scindia – sie alle einzeln zu erwähnen, fehlt uns der Raum, und wir würden der Geduld des Lesers damit zu viel zumuthen. Vergebens suchten mächtige und energische Feinde, wie die berühmten Sultane von Mysore, *Hyder Aly* und sein Sohn *Tippo Sahib*, der Ländergier der Engländer entgegen zu treten – die Compagnie hatte längst gelernt, zur furchtbaren Macht ihrer Waffen das Schlangengift orientalischer Diplomatie zu fügen, ihre Feinde zu theilen durch Lockungen und Versprechungen und sie einzeln zu überwältigen. Die tapferen Mahrattenfürsten fielen, und mit dem Sturm von Seringapatname und der Vernichtung des Reichs Tippo Sahibs (5. Mai 1799) flocht *Wellington* – damals noch Marquis Wellesley – seine ersten glänzenden Lorbeern.

Es wird genügen, in flüchtigem Umriß die Zahl der britischen Erwerbungen in der kurzen Zeit anzuführen, ohne die Geschite von Treulosigkeit, Erpressung, Intrigue und Gewaltthat der zu zählen, durch welche hauptsächlich diese Erwerbungen gemacht wurden.

Wo der Stärkere einen Vorwand zum Streit, zur Ungerechtigkeit sucht, wird er ihn immer finden!

Von 1757 schreibt sich der erste Territorial-Besitz der Compagnie her.

1766 besaßen sie bereits Bengalen, Bahar das nördliche Circars (an der Küste von Koromandel), Madras und Bombay mit einem kleinen Stadtgebiet.

1805 schon das ganze Duab mit Delhi, das Karnatie, Canara und Malabar, Suhrate und einen Theil der Mahrattenländer.

1818 den Rest der westlichen Mahrattenstaaten, Punah, die ganze Küste von Malabar, Benar, einen Theil des Sikhstaates und Ceylon.

1838 Gondwana, Singapore, Malakka, Assam, Arrakon und andere mächtige Gebiete in Hinterindien.

1848 das Sindh – das südliche Pendjab – und Satara.

1856 das ganze Pendjab, Audh, Karnal, Gondh, Pegu und Kadschar.

Von dem ganzen Vorderindien bis zum Himalaya sind gegenwärtig noch – einschließlich Nepals, des an China tributpflichtigen Bhutan und Kashemirs – etwa 4700 Quadratmeilen mit 4 Millionen Einwohnern *unabhängig!*

Man vergleiche diese Zahlen mit den am Beginn dieses Kapitels angeführten!

Die unter sogenanntem »britischen Schutz« stehenden Staaten (Gwalior, Indur, Heiderabad, Meyfur, Kotschin, Trawankor, Baroda und Katsch) müssen stehende britische Armeen und britische Residenten im Lande unterhalten!

Der portugiesische Besitz beschränkt sich auf 52, der französische auf 9 Quadratmeilen!

So ermüdend diese Zahlen, diese Wiederholung der Historie dem Leser vielleicht auch scheinen mögen, sie war unvermeidlich, um ihm den Überblick über die Ausdehnung der englischen Usurpationen zu geben und ihn auf die Maschinerie vorzubereiten, welche bisher diesen Bau zusammenhielt.

Dies gewaltige Land ist, wie bereits erwähnt, jetzt gleichsam ein Zwittereigenthum Großbritanims und der Compagnie. Die letztere bezieht die Einnahmen, genießt alle Handelsprivilegien, besitzt das Grundeigenthum, die Administration und besetzt die Stellen, wogegen sie die Verpflichtung hat, die verhältnißmäßig äußerst geringe Summe von 50,000 Pfund zu den englischen Staats-Einnahmen zu leisten und eine Anzahl jüngerer Söhne und Protegé's der englischen Geburts- und Geldaristokratie mit sehr guten Gehältern anzustellen.

Das Directorium der Ostindischen Compagnie in *London* bestand bis 1854 aus dreißig Mitgliedern, von denen jährlich sechs ausschieden und von den Actionairen neu erwählt wurden. Seine Beschlüsse mußten die Genehmigung des *Board of Control*, des von der Regierung eingesetzten Ministeriums für die ostindischen Angelegenheiten haben. Zu geheimen Beschlüssen über Krieg traten die ersten drei Mitglieder des Directoriums mit dem Ministerium zusammen.

In Indien residirte ein General-Gouverneur mit Recht über Leben und Tod, Krieg und Frieden, Handels- und Allianzverträge und dem Oberbefehl über Land- und Seemacht. Aber ihm zur Seite stand ein Rath aus fünf Mitgliedern, welcher jeden Befehl des General-Gouverneurs auf achtundvierzig Stunden suspendiren konnte. Zur Stelle des General-Gouverneurs, wie zu den Stellen der Staatsräthe und der commandirenden Generale in den fünf Präsidentschaften (Bengalen, Madras, Bombay, Agra und Sindh) schlug der *Court of Directors* je drei Kandidaten vor, von denen die Krone wählte. Nur drei Zweige im ostindischen Staatsdienst waren königliche: der königliche Theil der Armee, die höchsten Gerichtshöfe und die Bisthümer, welche der Erzbischof von Canterbury besetzt. Aber auch die Wahl der Beamten dieser königlichen Stellen war von der Zustimmung des Directoriums abhängig.

Bei der Ertheilung des neuen Privilegiums an die Compagnie auf unbestimmte Zeit, im Jahre 1854, ward nach langen Parlamentsdebatten dieses System nur dahin geändert, daß die Zahl der Directoren auf achtzehn ermäßigt wurde, von denen sechs die Regierung ernennt, und daß die Krone das Recht der Ernennung der Mitglieder des Regierungscouncils in Indien erhielt, die – ebenso wie der General-Gouverneur – dem Directorenhof verantwortlich blieben. –

Die Armee in Ostindien besteht aus 234,000 Mann, von denen 36,000 Mann, incl. der Offiziere, europäische Truppen sind und von der Krone gestellt, aber von der Compagnie unterhalten werden. Der Unterhalt dieser Armee, auf deren Einrichtung wir später zu sprechen kommen, beträgt circa acht Millionen und fünfhunderttausend Pfund Sterling, also fast sechs-zig Millionen Thaler, pro Kopf also durchschnittlich zweihundertundvierzig Thaler. Natürlich fällt davon nicht der Löwen-, sondern der Giganten-Antheil auf die dreißigtausend Europäer!

Die Finanzen der Compagnie sind an und für sich nicht sehr glänzend und sogar schuldenbelastet. Die Reineinnahmen der fünf Präsidentschaften betragen vor der Empörung einhundertundsiebenundvierzig Millionen und dreimalhundertachtzigtausend Thaler jährlich, die Ausgaben einhundert vierundfünfzig Millionen und einmalhundertvierunddreißigtausend Thaler, und die indische Staatsschuld im Jahre 1856: Vierhundertundvierzehn Millionen Thaler, also den zwölften Theil der riesigen englischen Staatsschuld.

Auf die offiziellen Einnahmen kommt es aber im Durchschnitt wenig an, sie dienen nur zur Mästung der Beamten und Zahlung der kolossalen Pensionen. Der riesige Vortheil, den Indien England gewährt, ergibt sich der den Kaufmannsstand selbst aus dem Handel und dem Landbesitz.

Wir wiederholen, wir sind gezwungen, diese trockenen Zahlen alle anzuführen, um dem Leser das Kolossale der indischen Wirthschaft begreiflich zu machen, um so mehr, als er selbst aus Werken, welche auf historischen und statistischen Inhalt Anspruch machen, diesen Überblick nicht gewinnen kann.

Wir haben bereits bemerkt, daß alle irgend lucrativen Stellen durch Engländer besetzt sind, durch Engländer, die selbst nicht einmal dulden wollen, daß die Regenten der Schutzstaaten einen andern Europäer oder Amerikaner in ihren Dienst nehmen!

Zu den glorreichen Thaten eines Warren Hastings gehörte es, daß bis in die neuere Zeit alle Eingebornen, also 170 Millionen Menschen, von jedem einigermaßen bedeutsamen und einträglichen Amt, d. h. von jedem, das über 100 Rupien monatlich einbrachte, ausgeschlossen waren.¹ Erst in den dreißiger Jahren wurde das System *einigermaßen* geändert und die Zahl der eingebornen höheren Beamten – die wichtigeren und einträglichen Stellen sind natürlich immer nur in den Händen von Engländern – beträgt jetzt etwa 1900, also auf circa neunzigtausend Indier *einen!* –

Wir werden am Meßtisch der Offiziere sehen, welches eben so krasse Verhältniß im Militairstände obwaltet!

Und der Gedanke an dies empörende Mißverhältniß sollte nicht allein schon hinreichen, die Milch der geduldigsten Denkart in das gährende Drachengift der Empörung umzuwandeln? – –

Wir haben, ehe wir unsere Erzählung wieder aufnehmen – noch einige Worte den neueren Vorgängen, den neueren Ungerechtigkeiten und tyrannischen Ländererwerbungen der Compagnie zu widmen.

Durch den an den Haaren herbeigezogenen Krieg mit den Birmanen hatte sich die Compagnie der Küsten Hinterindiens bemächtigt: ein Ersatz für die vollständige Niederlage, welche ihre Armee im Krieg gegen die tapfern Afghanen (1842) erlitten hatte. Das Reich des Großmoguls war vollständig den britischen Besitzungen einverleibt und der letzte Kaiser von Delhi lebte von einer britischen Pension. Die Unterjochung des Pendschab durch die Vernichtung der Sikherrschaft und des einst so mächtigen Thrones Rundschit Sings haben wir bereits in der Klage der vertriebenen Maharana um ihren gefangenen Sohn näher erwähnt.

Im *Sindh*, dem Land am Ausfluß des Indus, herrschten vier Emirs, Brüder und Vettern aus dem Stamm der Kolburas, so lange ziemlich unbelästigt, bis die britischen Kaufleute es in ihrem Interesse fanden, Handelsspeculationen nach Centralasien auf dem Indus zu machen.

¹100 Rupien – $66\frac{2}{3}$ Thaler. Ein engl. Fähnrich bezieht in Indien monatlich 200 Rupien – in ähnlicher Weise sind die Civilgehälter normirt.

Ein Vertrag mit den Emirs gestattete ihm, den Indus mit unbewaffneten Schiffen zu befahren, unter der Bedingung, keine Militairvorräthe durch das Land zu führen.

Nach kurzer Zeit jedoch wußten die Briten unter dem Vorwande eines Zwistes mit Rundschit schon einen englischen Residenten mit bewaffneter Escorte in das Land der Emirs einzuschmuggeln, und kurz darauf trat, in Folge des Vertrages von Kabul, die Compagnie mit der perfiden Erfindung auf, daß die Fürsten an Schah Schudschah von Kabul tributpflichtig gewesen und dieser ihr seine Anrechte abgetreten habe. Vergebens wiesen die Emirs nach, daß sie nie Tribut gezahlt, ja, daß der Schah durch Documente längst auf diesen verzichtet habe: der General-Gouverneur Lord *Aukland* and erklärte sich nicht verpflichtet, »diesen Einwand förmlich zu prüfen,« und verlangte, allen Verträgen zuwider, die Aufnahme eines englischen Corps. Die britische Armee rückte ein und zwang die bisher unabhängigen Fürsten zu einem schimpflichen Vertrage und zur Annahme einer englischen Regentschaft.

Selbst die britischen Schriftsteller müssen die schändliche Ungerechtigkeit dieses Verfahrens anerkennen.

Endlich, als man die Emirs zwang, ihre eigene Absetzung zu unterzeichnen, griffen die tapferen-Beludschan zu den Waffen, und verjagten den englischen Residenten, Sir Charles Napier. Aber bald kehrten die Briten mit verstärkter Macht zurück und das ganze Sindh wurde erobert und zur Provinz der Compagnie gemacht.

Der letzte Akt britischer habsüchtiger Tyrannei vor dem Ausbruch der Revolution war die Einverleibung des Königreichs *Audh* am Anfang des Jahres (1856), in dem wir mit dem zweiten Theil unseres Buches unsere Erzählung wieder aufgenommen haben.

Audh gehörte seit 1801 zu den sogenannten Schutzstaaten, und die Compagnie hatte sich verpflichtet, gegen Abtretung eines Theils des Gebietes von *Audh*, anstatt des bisher bezahlten Tributs, die Herrschaft des Königs gegen innere und äußere Feinde aufrecht zu erhalten, ohne sich in die Regierung zu mengen.

Die habsüchtige Verwaltung eines neuen Ministers des letzten, den Vergnügungen des *Serails* allzusehr ergebenen Königs Mahomed Wadschid Ali Schah (1849), gab der Compagnie Veranlassung, sich einzumischen. Die Residenten sandten Bericht auf Bericht, um die »Einverleibung« herbeizuführen und 1854 zwang Oberst Outram bereits dem König einen Vertrag auf, durch welchen die gesammte innere und äußere Verwaltung seines Gebiets, mit Ausnahme der Gerichtsbarkeit im Bereich des königlichen Parks, an die Engländer abgetreten wurde, wofür die Compagnie ihm und seinen Erben den Königstitel und eine Pension zu lassen versprach.

Als jedoch der König sich später weigerte, den Vertrag zu unterzeichnen und erklärte, in England selbst Gerechtigkeit suchen zu wollen erschien am 7. Februar 1856 eine Proclamation, welche die Einverleibung *Audhs* – eines Gebietes von 940 geographischen Quadratmeilen mit 3 Millionen Einwohnern und einem Einnahme-Überschuß von mehr als siebzehn Millionen Thalern – verkündete. Englische Truppen besetzten Lucknow (Lacknau), die Hauptstadt des Landes; der entthronte König wurde nach Calcutta gebracht.

Wir haben nur noch eines Verhältnisses kurz zu gedenken, das eben so demoralisirend als schädlich auf die Bevölkerung Indiens wirkte.

Es war die Einführung des *Permanent settlement* – das heißt, die Beraubung des ganzen Volkes um sein Grundeigenthum, um es den Zemindars zu geben.

Um dies zu verstehen, müssen wir einige Worte der frühern Einrichtung unter den Sultans und Radschahs widmen, wie sie noch in den unabhängigen Gebieten besteht.

Das Land gehörte unter den Oberbesitz der Großmoguls, seinen Bebauern, den Ryots, unseren europäischen Bauern oder Landleuten gleich, erb- und eigenthümlich. Von diesen wurden die durch die Regierung aufgelegten, mehr oder minder großen Steuern durch die Zemindars eingezogen, die dafür eine Provision von zehn Prozent zurückbehielten.

Die Zemindars oder großen Grundbesitzer waren also keineswegs die einzigen Landbesitzer, sondern blos die erblichen Besitzer des Rechtes, für den Landesherrn die Steuern in ihrem District einzuziehen.

So lange der Ryot seine bestimmte Steuer von seinem Lande zahlte, war er dessen Besitzer, und kein Zemindar konnte ihn davontreiben.

Die Engländer verwechselten dies Verhältniß mit der Einrichtung der englischen *landlords* und ihrer Pächter. Schon Ende des vorigen Jahrhunderts hob Lord Cornwallis, der damalige Gouverneur, dies Eigenthumsrecht des Landmannes auf sein Feld auf, erkannte nur die großen Grundbesitzer mit einer Menge kleiner Pächter an, die sie willkürlich neben der Steuerzahlung für die Regierung bis auf's nackte Leben im eignen Interesse auspressen und beliebig vom Lande verjagen können.

Das war die englische Gerechtigkeit: Reiche und Arme!

Dennoch war es nur ein geringer Theil dieser Zemindars, der beim Ausbruch des allgemeinen Kampfes auf der Seite seiner Bereicherer blieb. Die Anhänger, die sich die Compagnie damit geschaffen zu haben glaubte, fielen ab in der Stunde der Gefahr. Nationalhaß, Religion, Vaterlandsliebe waren selbst stärker als das Interesse.

Die nachfolgenden Scenen werden das Leben des Ryots, des Zemindars, des Kriegers wie des Fürsten zeigen und uns in die Hütte des Beherrschten, wie in den goldenen Palast des Regenten führen.

I. DER RYOT.

Ein einsames aber reizendes Thal des Carnatie, jener großen weitgestreckten Landschaft am östlichen Ufer der Südspitze Vorderindiens, die einen Theil der Präsidentschaft Madras bildet, lag vor den Blicken des Reisenden, der eben von einer der Höhen der Ausläufer des Nella Mella-Gebirges nach der Meeresküste herabzog.

Ein kleiner Fluß, der Gandlagama, durchströmte das Thal, doch war seine Wassermenge nicht bedeutend, da die heiße und trockene Jahreszeit bereits begonnen hatte, die in Indien vom April bis zu Ende August dauert.

Auf den Feldern waren die Bauern und Landleute daher auch beschäftigt, mittelst des mühsamen Umschwungs eines großen Rades, das Wasser aus der Tiefe des Bettes, welches der Fluß sich gewühlt, emporzuschöpfen und in die Rinnen zu ergießen, die das belebende Element durch die angebauten Felder, die Reisanlagen und Kaffeeplantagen leiteten.

Überhaupt erschien das ganze weite Thal wohl angebaut: in den sumpfigen Theilen die Reisfelder, an den Hügelabhängen Mais- und Zuckerrohrpflanzungen, dazwischen Indigo- und Kaffeeplantagen, rother Pfeffer und duftige Gewürzstauden. Gräm und Jawarry¹ standen in üppigem Wuchs und die ganze reiche Tropennatur – denn die Lage des Thals befand sich

¹Zwei indische Getreidearten.

unter dem sechszehnten Grad nördlicher Breite – überzog Berg und Ebene mit einer Matte der üppigsten Vegetation.

Wo der Fluß sich aus den höher aufsteigenden Berggeländen hervorwand, war er von wohl sechszehn Fuß hohem Schilfgras und einem Bambus-Dickicht umgeben, dessen armstarke Stangen bis zur Höhe von achtzehn Ellen emporschossen.

Prächtige Kokospalmen erhoben sich majestätisch auf den Gipfeln der Hügel, der Pisang wiegte seine breiten riesigen Blätter im leisen Luftzug, und der wohlthätige Bananenbaum wechselte mit den reizend gefiederten Tamarinden und ließ seine saftige angenehme Frucht rothgelb durch die Blätter leuchten. Stachelige Ananas-Hecken umsäumten die Felder, am Ufer des Flusses wiegte die sagenhafte Lotosblume ihre Kelche, und in hundert Gestalten wechselnde Fächerpalmen-Gebüsche bewahrten der Gegend den Charakter wilder Naturschönheit, während ein ausgedehnter Dattelwald am nördlichen Abhang den Übergang zur wirklichen Wildniß vermittelte, die in den dunklen üppig belaubten Zweigen der indischen Fichte aus den Höhen des Gebirgszuges lagerte.

Die eigenthümliche phantastische Welt der Linnen mit den roth und weisen Blumenkelchen verband gleichsam die Wald- und Baumgruppen. Bis zur Spitze der höchsten Tamarinden und l'limoien schlangen sich die zarten festen Rankengewinde oder hingen in Festons nieder zum Boden; oder die Reben des wilden Weines wanden sich an den mächtigen Palmen empor. Heerden kleiner, glänzend schwarzer, weißbebarteter Affen kletterten auf den Zweigen der Bäume oder schwenkten sich auf den Ranken durch die Luft, und ihr Gekreis und Geschrei ähnelte dem Lärmen und Jubeln spielender Kinder. Das scharfe Krächzen der Papageien, der Ruf des Spottvogels aus den Wäldern vermehrte das Eigenthümliche der Scene, und die prächtigen gold- und azurglänzenden Tagesfalter, die mit den Kolibri's um die Wette von Blume zu flatterten, belebten die paradiesische Gegend mit jenem Hauch des friedlichen Naturlebens, der weit eigentlicher dazu paßt als das Treiben der Menschen.

Denn ein Paradies des Friedens, der Ruhe und des Glücks schien diese köstliche Flur. Das war auch der Eindruck, der Gedanke des Reiters, der den Weg am Bergabhang herabstieg und mit seinem Blick das Thal, das Dorf und das Schloß des Zemindars auf den jenseitigen Höhen umfaßte, über welche hinaus das Auge in weiter Ferne das am Rande des Horizonts emportauchende Meer erschaute.

Es war ein seltsamer Gesell, der einsame Reiter, wie er auf dem alten abgetriebenen Dromedar hockte. Er schien alt – vielleicht fünfzig oder sechzig Jahre, denn das struppige Haar und der wirre Bart waren grau, und dennoch leuchtete manchmal etwas aus dem Auge und zuckte um den Mund, was eine jüngere ungebeugte Kraft verrieth.

Der Fremde trug die Lumpen eines Fakirs, die kegelförmige Wollmütze, den Strick mit der Kürbisflasche und der Geißel um den Leib, dessen nackte Theile zwar nicht die schwärzliche Bronze Farbe der Bewohner des Dekan zeigten, aber doch so gebräunt waren, wie in den nördlicheren oder gebirgigen Theilen Indiens die Sonne die Menschenhaut färbt.

Nur seine hohe Gestalt, die breite Brust, der kräftige Gliederbau – wie abgemagert diese auch erschienen – paßte nicht zu den schwächtigen, schlanken und schwachen Formen, welche die meisten indischen Racen zeigen, ebensowenig die trotz des Alters und der Furchung der Züge noch immer schöne kaukasische Form seines Gesichts mit der kräftigen charaktervollen Stirn. Es mußte offenbar einer der Fanatiker aus dem Himalaya oder von den Grenzen Afghanistans sein, den sein Wandertrieb so weit nach dem Süden verschlagen.

Mann und Thier waren, wie gesagt, abgemagert und verkommen von den Anstrengungen einer weiten Reise und schienen mit gleich sehnsüchtigen Blicken den Reichthum des Thales zu betrachten, das ihnen Erfrischung und Kräftigung nach den Strapazen des Zuges durch die Wildniß versprach. Dennoch lag in dem Auge des Bettlers mehr, als die Sehnsucht nach einem körperlichen Genuß, der bei der bescheidenen, einfachen Lebensweise und den geringen Bedürfnissen der Eingebornen überhaupt wenig geachtet wird. In den Falten seiner Stirn war tiefes Nachdenken und um den Mund, dessen vollere Bildung Ansprüche oder Erinnerungen frühern Wohllebens zu verkünden schienen, zuckte es wie grimmiger Hohn und Schmerz.

Der Bettler näherte sich jetzt auf dem harttrabenden Dromedar der Mitte des Thales, wo er von der Höhe des Weges zwischen dem dunklen Grün der Pipalia's und Bananenpalmen unter dem Schutz großblättriger Teakbäume die bescheidenen Hütten eines indischen Dorfes bemerkt hatte.

Noch bevor er es erreicht, sah er eine kleine Schaar von Reitern und Fußgängern von der andern Seite des Thales auf dem Weg von der für europäische Augen ziemlich einfachen und kaum unseren Bauerngehöften ähnlichen Burg des Zemindars gleichfalls ihren Weg nach dem Dorfe richten und vernahm den gellenden Ton eines Muschelhorns in drei lang gezogenen Noten.

Bei diesem Laut hielten die auf den Feldern zerstreuten Arbeiter mit ihrer Beschäftigung inne, sie nahmen ihre einfachen Geräthe, holten die weidenden Ochsens zusammen und nahmen ihren Weg nach dem Dorf.

Viele der Leute, Männer, Frauen, Mädchen und Knaben kamen an dem Fakir vorüber.

Seine früher so hohe aufgerichtete Gestalt schien Jetzt alle Kraft und Elasticität verloren zu haben; sie hockte zusammengekrümmt zwischen den Höckern des Thieres, die Augen des Reiters hatten einen eigenthümlichen Starrblick angenommen, der, vor sich hin in die leere Luft stierend, Nichts zu bemerken schien, was um ihn her vorging. Eben so wenig erwiderte der Bettler den Gruß der vorbei eilenden Thalbewohner.

Dieser fanatischen Maske ungeachtet, bemerkte er sehr wohl das auffallende Benehmen und Äußere dieser Leute, als sie in seine Nähe kamen. Ihre Züge drückten sämmtlich, trotz des sie umgebenden Reichthums der Natur, große Noth und bitteres Leiden aus. Ihre einfache Kleidung war fast noch zerlumpter, als die des privilegirten Bettlers auf seinem Thier, Schrecken und Furcht malte sich in den Augen der Frauen, Trotz und Verzweiflung in dem Gesicht der Männer.

Fast zugleich mit einem Haufen dieser Landleute erreichte der Fakir den Eingang des Dorfes, das aus etwa hundert Hütten bestand, die ohne Ordnung im Kreise zerstreut um eine kleine Moschee in der Mitte des Platzes lagen, über welche drei hohe Palmen ihre mächtigen Blätterkronen in die blaue Luft reckten.

Der reisende Bettler schien jetzt zu wissen, woran er sich zu halten hatte, er erkannte aus der Form des Gebäudes sogleich, daß die Bewohner des Dorfes Muhamedaner waren.

Bisher hatte noch kein Zeichen an ihm verrathen, ob er Hindu oder Moslem; denn beide Religionen haben ihre umherwandernden Bettelmönche, die Fakirs und Derwische, die in allen Äußerlichkeiten einander so gleich sind, daß eine Unterscheidung ohne nähere und längere Beobachtung fast ganz unmöglich ist.

Jetzt, am Eingang des Dorfes, erhob der Dromedarreiter seine Stimme zu dem gellenden Ruf: »Allah il Allah, Mahomed illah!« und verkündete damit, daß er gleichfalls zum Glauben des Propheten gehöre.

Doch selbst die Religionsgenossenschaft schien in diesem Augenblick ihm wenig Sympathien zu erwecken und jeder der Begegnenden mit den Sorgen des Augenblicks zu viel zu thun zu haben, um auf den gewohnten Anblick eines Bettlers zu achten, der sich von seinen Genossen höchstens dadurch unterschied, daß er noch im Besitz eines, wenn auch noch so schlechten Reitthiers war.

Aber der Fakir – denn diesen Namen führen im Allgemeinen in Indien auch die Derwische – kümmerte sich gleichfalls wenig um diese Theilnahmlosigkeit und wußte, was er, mit den Sitten und Gebräuchen vertraut, zu thun hatte.

Die Hütten des Dorfes waren eben so einfach, als ärmlich. Sie bestanden aus Bambusrohr, dessen Ritzen und Spalten mit Moos und trockenen Farrenkräutern verstopft waren, und erhoben sich auf Pfählen, etwa zwei Ellen hoch, über dem Boden, theils um gegen die in der nassen Jahreszeit sich häufig ereignenden Überschwemmungen des Flusses, theils um gegen das, in diesem Klima so zahlreiche und gefährliche Gewürm besser geschützt zu sein. Zu jeder mit einer Bastmatte verhangenen Thür führte eine kleine Rohrtreppe. Breite, sechs bis acht Fuß lange Pisangblätter bildeten die Bedachung und in der Nähe jeder Hütte stand im Freien der kleine Heerd von Lehm, der den Bewohnern zur Bereitung ihrer einfachen Nahrung dient.

Nur eine der Hütten zeichnete sich durch größere Räumlichkeit und einen zierlichem Bau, sowie mehrere ähnliche Nebengebäude vor den anderen aus. Eine ziemlich breite Galerie oder Veranda von Bambus lief um das ganze Quadrat des luftigen Gebäudes, gleichfalls auf Pfählen erhöht, und war sowohl durch das vorspringende, aus Rohrbalken gebildete und mit Matten bedeckte Dach als durch die wohl dreißig Schritt vom Hauptstamm hinaus in die Luft sich breitenen dichtbelaubten Zweige eines riesigen Tamarindenbaumes beschattet, der seine Äste und Gipfel hoch über das Dach dieses einfach zierlichen Bungalow erhob.

Auf der offenen Veranda, nahe der emporführenden Treppe, saß ein Indier von kräftigem, ernstem Aussehn, mit langem, dunklem Bart, seine Hukah rauchend. Zu diesem Gebäude richtete der Fakir, nachdem er mit sachkundigem, raschem Blick die Umgebung geprüft, den Lauf seines Thieres, hielt unter dem Schatten des Baumes ein und sagte mit singender Stimme den gewöhnlichen Gruß: »Salem aleikum!« indem er den Vers des Dichters Hafiz hinzufügte: »Die Pforten des Paradieses sind vor Allen den Barmherzigen geöffnet. Wer da hat, der möge geben, denn er sät für die Ewigkeit. Die Armen und die Wanderer sind das Erbe Allahs an die Reichen!«

Der einfach aber reinlich in Weiß gekleidete Mann neigte ernst sein Haupt, indem er die Spitze der Hukah von seinen Lippen entfernte.

»Mein frommer Bruder ist willkommen im Hause *Caulathy Mudaly's*, obschon er im Irrthum ist, wenn er ihn für reich hält.«

Der Derwisch gab seinem Thier ein Zeichen, das sich sogleich auf die Knie niederließ, worauf der Reiter von seinem Rücken stieg und den Sattel zu lösen begann. Während dieses Geschäfts spann sich die Unterredung weiter.

»Cauthaly Mudaly,« sagte der Bettler, »behauptet ein armer Mann zu sein, und doch besitzt er das schönste Haus in diesem Dorfe. Er ist ein Zemindar!«

Der Moslem schüttelte verneinend das Haupt. »Allah bewahre mich. Ich bin ein Ryot, wie meine Nachbarn, und sitze nur durch die Gnade Allahs frei auf dem Erbe meiner Väter.«

»Aber ich sehe große Speicher und Ställe. Warum verläugnet der Wirth vor einem frommen Mann seine Habe?«

»Jene Speicher,« sagte finster der Landmann, »sind leer bis zur nächsten Ernte. Es ist wahr, der Prophet hat mir mehr gegeben, als ich brauche, aber ich gab, wie es der Koran befiehlt, meinen Überfluß hin, um meine Brüder vor den Peons zu retten. Leider reichte es nicht, denn die Affen hatten die Maisfelder zerstört und der Zemindar ist ein harter Mann!«

Der Derwisch wies nach den Bananen und den vielfachen Früchten, welche die üppige Vegetation umher bot.

»Gott ist groß,« sagte er, »Allah läßt Keinen verhungern, der sein Vertrauen auf ihn setzt.«

Hohn lag auf dem ernstesten schönen Gesicht des indischen Landmannes, als er gleichfalls seine Hand nach den Kronen der Bäume ausstreckte.

»Sind die Kokosnüsse in diesem Lande Rupien, und wachsen auf den Bananen die goldenen Mohurs? Was will der Faringi anders, als Silber und Gold! Jene Früchte, die Allah auf den Sträuchern und Bäumen wachsen läßt, müssen unser Leben fristen, um für die Fremden arbeiten zu können!«

»So habt Ihr einen harten Grundherrn?«

»Dies Land, o Fremder,« sagte der Bauer, »gehörte unseren Vätern und dem Peischwa. Ich sagte Dir bereits, daß ich ein freier Mann bin und auf dem Meinen sitze. Aber bis auf das Feld, wo der Fluß sich an dem Hügel windet, ist jetzt Alles Eigenthum des Zemindars, und der Zemindar ist einer der Faringi's von Madras! – Doch führe Dein Dromedar zu jenem Mangobaum, süßes Gras wächst in seiner Nähe und es wird der Kraft bedürfen, Dich aus den Scenen des Schreckens zu tragen, die hier Dich erwarten.«

Der Derwisch führte das Dromedar nach dem angewiesenen Baum, wo ein Knabe ihm Beistand leistete, es aus einer hölzernen Rinne, die das Wasser des Flusses durch das kleine Gehöft führte, zu tränken. Dann nahm er den alten Sattel mit dem Kissen und trug ihn zu der Veranda. Eine fein geflochtene Binsenmatte war hier bereits neben dem Hausherrn ausgebreitet und ein junges, nach der Sitte der Moslems verschleiertes Mädchen knieete dort, ein hölzernes Gefäß mit Wasser in der Hand, um dem heiligen Mann Füße und Hände zu waschen.

Der Derwisch verrichtete die Ceremonie, während das junge Mädchen seine dunklen Augen züchtig niedergeschlagen hielt, und setzte sich dann auf den Teppich, mit orientalischer Ruhe dem Wiederbeginn des Gesprächs oder das Bringen einer kleinen Erfrischung erwartend.

Unterdeß hatte sich der Platz vor der Hütte und um die kleine Moschee mit den Dorfbewohnern gefüllt, die theils von dem Felde, theils aus ihren spärlichen Behausungen hervorgekommen waren. Eine allgemeine Aufregung und Angst schien unter ihnen zu herrschen. Die Frauen rangen die Hände und geberdeten sich wie wahnsinnig, die Männer standen in der geduldigen Hingebung und Ruhe, welche ein so hervortretender Zug des indischen Charakters sind, oder unterredeten sich leise mit einander und umstanden einen Mann von ehrwürdigem, greisem Aussehn, dem sie, obschon er eben so ärmlich, wie sie selbst gekleidet war, doch offenbar einen gewissen Respect bewiesen.

Dabei vermieden sie scheu, einer Gruppe zu nahe zu kommen, die der Falir schon bei seinem Erscheinen bemerkt hatte.

Es waren dies vier oder fünf in seltsamen Stellungen auf der Erde lauernde, dem, wenn auch durch den nahenden Abend gemilderten, doch noch immer brennenden Strahl der Sonne ausgesetzte Menschen, die gleich Kugeln zusammengeballt dort hockten und eine schwere Steinlast auf Kopf und Rücken zu tragen schienen.

Nahe dabei, aber im Schatten der Moschee, saßen zwei Peons oder indische Polizeisoldaten, an der weißen Kleidung, den gleichen Turbans und den langen Stäben erkennbar, die neben ihnen an der Wand lehnten.

Sie schienen sich wenig um das Treiben um sie her zu kümmern, und nur zuweilen warf der Eine oder der Andere einen Blick auf die unglücklichen Gefangenen neben ihnen, um sich zu überzeugen, daß auch keiner von der ihm aufgebürdeten Last sich befreit habe.

Währenddessen war der alte Mann mit einer Anzahl Landleuten näher zu der Veranda gekommen. Sie hoben wie flehend die Hände empor, während ihre Blicke sich von Zeit zu Zeit ängstlich nach der andern Seite des Dorfes wendeten.

Dort – einen Hügel herab – kamen jetzt die Reiter und Fußgänger, die der Fakir vorher vom Bungalow des Zemindar heran ziehen gesehen.

»O Caulathy Mudaly,« sagte der alte Mann, »bei dem Propheten und der heiligen Kaaba von Mekka, hilf uns, wenn Du kannst, die böse Stunde ist gekommen!«

Und Männer und Weiber stimmten wehklagend in den Ruf ein: »Hilf uns, hilf uns!«

Der Ryot hatte sich erhoben. Er stand auf den Stufen der Bambustreppe, die zu seiner Wohnung führte.

»Wann habt Ihr je um Hilfe gerufen und Caulathy Mudaly hätte nicht seine Hand aufgethan?« fragte er mit ernster, klangvoller Stimme. »Ist Einer unter Euch, der sagen kann, ich hätte nicht mit ihm getheilt, so lange ich noch hatte? – Bin ich nicht selbst arm jetzt, wie Ihr, und habe kaum die Salz- und Kopfsteuer für mich und die Meinen bezahlen können, und mehr als eine Hand voll Reis, um uns zu ernähren bis zur Ernte? Da sind meine Speicher! Geht hin und seht, ob sie gefüllt sind! – Dort sind meine Ställe – seht zu, ob Ihr mehr als das Joch Ochsen darin findet, das zur Bestellung meines Feldes nothwendig ist. Allah hat unseren Peinigern Macht gegeben – wir müssen das Schicksal tragen. Vielleicht rührt der Prophet ihr Herz!«

»Sie haben keines – es ist ein Stein in ihrem Busen!« schrie eines der Weiber. »Sie tragen die weiße Leber der Faringi's! Sie haben kein Mitleid mit mir gehabt – warum sollten sie es mit Euch haben?«

Die Sprecherin riß das Gewand von Hals und Brust und ein schauerliches, ein erregendes Bild bot sich den Blicken dar. Die linke Brust des Weibes zeigte die furchtbaren Verwüstungen jener schrecklichen Krankheit, welche man Krebs nennt.

Die Fäulniß bei lebendigem Leibe hatte bereits den Quell verzehrt, aus dem das Kind die erste Nahrung trinkt, und zeigte eine eiternde Vertiefung, von blauen und weißen Ringen umgeben.

Aber der Derwisch war der Einzige, der der diesem schrecklichen Anblick zurückschauderte – allen Anderen war es ein bekannter gewohnter; denn die Zahl der unglücklichen Frauen,

die langsam an der schrecklichen Krankheit dahinstarben, welche die unmenschliche Marter der Steuereinnehmer der Compagnie ihnen auferlegt, ist nicht gering in den indischen Provinzen!¹

Der freie Ryot wandte sich ab von seinen unglücklichen Brüdern »Ein heiliger Pilger ist bei mir eingekehrt als Gast,« sagte er traurig, »Geht und beleidigt sein Ohr und sein Auge nicht mit dem Anblick Eurer Schmerzen!«

Möge sein Schatten lang und sein Segen bei uns sein,« murmelten die Unglücklichen, indem sie sich entfernten. »Er wird für uns beten.«

Der Wirth winkte seinem Gastfreund nach dem Innern des Hauses. »Die Weiber haben zu Deinem Mahl bereitet, was wir zu bieten vermögen, Pilger,« sagte er. »Es ist wenig, aber es wird hinreichen, Dich zu sättigen. Wenn ich Dir rathen darf, so besteige alsdann Dein Thier, so müde Du auch bist, und setze Deinen Weg fort, denn Dein Schlaf würde von dem Jammer des Unglücks gestört werden.«

Der Fremde hatte seine gebeugte Gestalt aufgerichtet, seine Züge waren ehern, sein Auge brannte fest und finster.

»Was fürchtest Du?« fragte er.

»Die Leute des Deputy-Collectors² sind im Anzug. Sie kommen, um Steuern zu erpressen für den Zemindar und die Regierung, und ihr Herz ist von Stein. Es ist der letzte Termin, den sie den Bewohnern des Dorfes gesetzt und die Marter wird bald in vollem Gange sein.«

»Ich habe gehört von den Leiden, die die Armen erdulden müssen, aber man hat mir Dinge erzählt, die meine Seele nicht glauben mag. Ich komme aus fernen Ländern, wie ich Dir gesagt – laß mich selbst sehen, was Wahrheit ist an der Klage dieser Leute!«

Der Ryot antwortete Nichts als das Wort »Owh!« (Komm.) – Dann schritt er vor seinem Gastfreund her und verließ seine Hütte.

Der Derwisch folgte ihm auf den Platz vor der Moschee.

Hier war die Schaar, welche das Dorf vom andern Ende her betreten, jetzt eingetroffen und hatte sich um ihre Führer aufgestellt.

Diese bestanden in dem Verwalter des Zemindars oder Grundherrn, einem noch ziemlich jungen Europäer von hübschem aber frechem Aussehn, mit hochmüthig auf die Dorfbewohner herabblitzenden Augen im sonnverbrannten Gesicht, und dem Deputy-Collector, einem alten finstern Muselman, tyrannischen Amtsdünkel und Habsucht in den harten Zügen. Beide waren zu Pferde und von mehreren berittenen Dienern begleitet, während etwa zehn Peons oder Polizeidiener und eben so viel bewaffnete Sepoy's ihr andres Gefolge bildeten.

Auf ein Zeichen des Steuereinsammlers hatte einer seiner Untergebenen nochmals ein Signal mit dem Muschelhorn gegeben, auf welches die sämtlichen Bewohner des Dorfes herbeikamen, wobei der alte Munsiff, oder Ortsrichter, mit Hilfe seines Untergebenen, des

¹Man beschuldige uns bei den nachfolgenden entsetzlichen Scenen nicht etwa der Übertreibung. Eine nach langem Zögern und Widerstreben der englischen Regierung endlich angestellte Untersuchung hat ergeben daß unter dem Ministerium Palmerston die »Tortur« bei der Steuerhebung in Indien auf das Furchtbarste ausgeübt wurde. Ein dem Parlament vorgelegtes und im Auszug in vielen londoner Zeitungen veröffentlichtes Aktenstück: »Bericht der Untersuchungs-Kommission über illegale (!) Fälle von Tortur in der Präsidentschaft Madras,« bringt – obschon es die Sache im mildesten Lichte darzustellen sucht, die grausamsten Fälle unterdrückt und von anderen Theilen Indiens gar nicht spricht – Beschreibungen, welche die Schrecken der nachstehenden noch überbieten.

²Untereinnehmer.

Tschaukidars, die Säumigen zur Eile antrieb, und bangend und zagend sich vor den Gefürchteten aufgestellt hatten.

Unter den Gruppen befand sich auch Caulathy Mudaly und der Derwisch, der mit großer Aufmerksamkeit den Verwalter des Grundherrn betrachtete.

»Hört ihr Hunde, ihr Gesindel!« redete dieser sie an, als allgemeine Stille eingetreten war, »die ihr nur durch die Gnade eures Gebieters und meine Nachsicht noch dies hübsche Thal durch eure Gegenwart beschmutzt – ich hoffe, ihr habt euch an den Burschen da, die wir gestern in's Annundal gesteckt, ein Beispiel genommen und eure Rupien aus den Winkeln zusammengescharrt, wo ihr sie versteckt. Seiner Ehren, Sir Lytton Mallingham, euer gütiger Grundherr, trifft morgen früh mit seiner Jagdgesellschaft hier ein, und das Geld muß für ihn bereit liegen, oder ich lasse euch sammt und sonders das Fell über die Ohren ziehen! Verstanden?«

Seine Sprache war ein Kauderwelsch von Englisch und Hindostanisch, schien aber den Bedrohten sehr wohl verständlich, denn viele von ihnen fielen auf die Kniee, streckten jammernd die Hände nach ihm aus, und Alle schrieen kläglich durcheinander, daß sie kein Geld hätten, und um Nachsicht bis nach der neuen Ernte bäten.

»Ihr Narren,« sagte der Verwalter, »das ist für die neuen Steuern. Das honorable Mitglied des Präsidenschaftsrathes, euer Herr, ist nebenbei ein prompter Geschäftsmann und duldet keine Reste. Aber ich kenne euer Gewinsel und weiß, was dahinter steckt. Würdiger Aly Karam, beginne Dein Geschäft und schenke keinem der greinenden Schurken ein Annah!«¹

Der Steuereinnehmer befahl dem Munsiff, die Rolle herbeizubringen, welche das Verzeichniß der Bewohner des Dorfes enthielt, und nachdem sie der alte Mann ihm dargereicht, übergab er sie einem seiner Leute, um die einzelnen Namen aufzurufen, während er selbst ein gleiches Verzeichniß mit den Steuerbeträgen nachlas.

Der nicht ohne Geschmack, aber ziemlich geckenhaft in europäische Pflanzentracht gekleidete Verwalter, dem sein Huckabedar oder Pfeifenträger alsbald eine angezündete Cigarre in seinem Bernstein-Mundstück reichte, während ein anderer Diener einen riesigen Sonnenschirm am langen Bambusstäbe über seinem Kopf drehte, um Kühlung und Schatten ihm zu verschaffen, musterte unterdeß durch ein großes, unförmliches Lorgnon die Gruppen und Gesichter.

»Parasuma Granny, der Munsiff des Dorfes,« las der Steuerbeamte.

»Zwei Rupien und drei Annah's Rest von der Salzsteuer für die Regierung,« fügte der Einnehmer grimmig hinzu. »Hund von einem Vorsteher. Ich speie in Deinen Bart, wenn Du Dein Amt so schlecht verwaltest, daß Du selbst mit Schulden ein böses Beispiel gibst. Wo ist das Geld?«

»Effendi,« sagte der alte Mann, »ich verwalte seit dreißig Jahren diesen Posten, der mir im Jahre kaum dreißig Rupien einbringt, die Hälfte von den Steuern, die ich zahlen muß. Noch niemals bin ich im Rückstand gewesen – aber ich kann das Feld nicht mehr selbst bebauen und die Hilfe, die mein Sohn, der bei der Bengal-Armee steht, zu schicken pflegte, ist ausgeblieben. Ich wartete vergeblich auf seine Ankunft.«

»Bosch! Unsinn! – ich werde der Regierung berichten, daß sie Dich Deines Amtes entsetzt und der Zemindar wird Dich, fortjagen!«

¹Eine Münze im Werthe von 16 Pfennigen.

»*Very well!* ich will dafür Sorge tragen!« Der alte Mann erbehte. Bei allem Elend und allem Leiden sind diese Ärmsten ehrgeizig und würden eher ihr Leben, als sich von einem ihnen überwiesenen Posten, sei er so unbedeutend wie er wolle, schimpflich verjagen lassen.

»Mein Vater und Großvater waren bereits Richter im Dorfe,« sagte der Alte, indem er in den Taschen seines Kaftans kramte. »Ich habe kein Geld, aber mein Sohn schenkte mir, als er das letzte Mal bei mir war, diesen Ring, den er in Kabul im Afghanenkrieg erbeutet. Ich bitte Dich, ihn für die Schuld anzunehmen und mir den Rest des Werthes heraus zu geben.«

Er übergab dem Collector einen Ring, der einen einzigen Blick darauf that und ihn dann einzustecken suchte. Aber der würdige Verwalter des englischen Grundherrn war nicht weniger rasch, hatte sein Pferd dicht herbei gedrängt und hielt die Hand mit dem Ringe fest.

»Bah – purer Tomback mit einem werthlosen Glasstein,« sagte er mit einem verständigen Blick auf den Collector. »Das hübsche Aussehn ist der einzige Werth, aber weil der Alte sonst eine ehrliche Haut ist und wenigstens den guten Willen hat, zu bezahlen, bitte ich Dich, Nachsicht mit ihm zu haben, Freund Aly.«

»Ich will es verantworten um Deinetwillen,« sagte der Steuereinnahmer großmüthig, indem er den Ring in seinen Leibbund steckte, »daß die Schuld bis zum nächsten Termin unberichtigt bleibt. Aber ich rathe Dir, Munsiff, daß Du dann das Geld bereit hältst, denn die Schatzkammer der Compagnie ist nicht gewillt mit sich spielen zu lassen.«

Der arme Dorfrichter sah ihn verblüfft an. »Mashallah! ich, dachte – ich meinte – –«

»Deine Meinung ist die Meinung eines Esels, Dein Vater und Dein Großvater waren Esel! Nimm Dich in Acht, daß ich meine Güte nicht bereue. – Wer ist der Nächste auf der Liste?«

Der Verwalter grinste spöttisch, während der alte Mann, der anfangs beabsichtigt hatte, ein gutes Wort für die Dorfbewohner einzulegen, verduzt zurücktrat. »Halb Part, Aly,« flüsterte jener in englischer Sprache, »der Smaragd ist unter Brüdern fünfhundert Rupien werth!«

Das scharfe Ohr des Pilgers vernahm sehr wohl die Worte – sein Auge hatte den schändlichen Handel genau beobachtet.

»*Caulathy Mudaly*,« las der Unteraufseher von seiner Liste.

»Es ist ein freier Ryot und hat die Steuer bezahlt – bis auf . . . «

»Verzeih,« unterbrach ihn der Mann, »ich habe Salztaxe und Kopfgeld bis auf den letzten Peis¹ berichtet.«

»Willst Du mich lehren, was in meiner Liste steht, Sohn einer Jüdin?« brüllte der Collector. »Du schuldest die Opiumsteuer mit zehn Rupien und sechs Annahs.«

»Aber ich baue keinen Opium und habe nie damit Handel getrieben, Fluch dem Gift, das unser Volk entnervt.«

»Du wirst zahlen oder wir pfänden Deine Habe und sperren Dich ein! Verstehst Du? Wallah! ich werde mir doch von einem Schurken wie Du bist, nicht in den Bart lachen lassen!«

»Der Ryot ballte die Faust, seine Zähne knirschten und seine Stirn färbte sich dunkelroth. Dennoch besiegte er mit gewaltsamer Kraftanstrengung die aufsteigende Erbitterung und sagte mit verbissenem Grimm: »Ich werde zahlen, aber ich bitte Dich, bemerke in Deiner Liste, daß ich keinen Opium bereite.«

»Ich werde thun, was mir beliebt,« entgegnete mürrisch der Beamte, »Jetzt mach' und hole das Geld.«

¹Die geringste Münze, etwa 1½ Pfennige.

»Ich habe nachher noch ein Wort mit Dir zu reden, Caulathy Mudaly,« sagte der Verwalter. »Also bleibe nicht etwa aus. Wer ist der Kerl an Deiner Seite? ich kenne ihn nicht, obschon seine Fratze mir irgendwo aufgestoßen sein muß!«

»Es ist ein Pilger, Sahib,¹ der weit her kommt und an die heiligen Orte auf die Inseln will.«

»Möge er verdammt sein!« war die freundliche Gegenbemerkung. »Es zieht des Gesindels mehr im Lande umher, als es Schmeißfliegen giebt. Ihr seid Narren, daß Ihr solche Müßiggänger noch füttert! Aber vielleicht ist der Bursche ein Gaukler und kann allerlei Kunststücke, mit denen er morgen die Herrschaft ergötzen mag. He – Kerl – bist Du ein Zauberer, machst Du Künste?«

»Ich verstehe nur eine Kunst,« sagte der Derwisch, vor dem Anmaßenden sich beugend und den Salem machend, »aber sie würde nicht passen für Dich, edler Sahib.«

»Warum nicht? was ist's?«

»Ich verstehe die Kunst des Tättowirens, ich mache Zeichen auf Schultern und Arme, die unvergänglich bleiben.«

Der Ton, in welchem der fahrende Bettler diese Bemerkung machte, war gleichgiltig und bedeutungslos, dennoch schienen die Worte eine gewisse eigenthümliche Wirkung auf den englischen Verwalter zu machen, denn er wandte sich, ohne weiter zu antworten, rasch ab und zu dem Fortgang der Scenen bei der Steuererhebung.

Der Mann, der zunächst aufgefordert worden, war einer der wenigen Hindu's, die in dem sonst mohamedanischen Dorfe friedlich und einträchtig mit ihren Nachbarn wohnten. Der Collector forderte von ihm fünfzehn Rupien als Rest des Zehnten oder vielmehr Dritten – denn der indische Landmann muß außer den Steuern den dritten Theil all seiner Erträge und Habe an den Gutsherrn zahlen – für den Zemindar vom vergangenen Jahr. Vergebens betheuerte der Arme, daß der Zehnten, die Steuern für die Regierung und die Verwüstung seines Reisfelder durch eine Heerde wilder Elephanten ihm kaum das Korn zur neuen Aussaat gelassen und daß er seit dieser nur von wilden Früchten mit den Seinen sich genährt habe; der Collector schalt ihn einen Lügner und einen geizigen Betrüger, der sein Geld bei Seite gebracht habe, um sich der Leistung der Abgaben zu entziehen.

»Laß ihm die Kittie geben, Freund Aly,« sagte der Verwalter bemüht, den Eindruck der zufälligen Antwort des Derwisches in seinem Geist zu verwischen. »Im vorigen Jahr hat man bei seinem Weibe die Stäbe angewandt, und ich erinnere mich, daß das Mittel geholfen. Was meinst Du, wenn wir die Brüste aller dieser Weiber, wenigstens der jungen, in den Kittie preßten, es würde uns das Geschäft ungemein erleichtern?«

Der Collector schien die Tortur *en gros* noch nicht für anwendbar zu halten.

Sie ist jedoch in dieser Weise an anderen Stellen von den Steuerhebern der Compagnie angewendet worden; der offizielle Bericht der obenerwähnten Commission erzählt, daß in einem Dorfe die Busen *aller* Weiber in den Kittie gebracht, das heißt zwischen zwei Holzstäben zusammengequetscht wurden, so daß mehrere der Unglücklichen davon am Brustkrebs elendiglich langsam starben, Andere wurden mit glühenden Eisen gebrannt.

Der Collector winkte den Peons, den Kittie bereit zu machen. Zwei derselben erfaßten den Hindu, und zwangen ihn, nieder zu knien. Der Ärmste fügte sich mit jener stummen, leidenden Geduld des unglücklichen Volkes, obschon Thränen auf Thränen über seine hageren Wangen liefen. Sein Weib – jene Unglückliche mit der brandigen Brust – warf sich vor den

¹Herr.

Peons und Gebieter auf die Kniee und flehte vergeblich in herzzerreißenden Tönen um Erbarmen für ihren Mann. Der Verwalter befahl dem Tschaukidar, die Wehklagende zu entfernen.

Die Häscher hatten unterdeß einen breiten flachen Stein herbeigebracht und zwangen den Verurtheilten, die linke Hand flach auf denselben zu legen.

Dann nahm einer der Peons den Kittie, einen etwa 18 Zoll langen Stab, an dem einen Ende breit und dick, an dem andern mit stumpfer Spitze, stellte letztere auf die Handfläche des Hindu und setzte sich auf das dicke Ende des Stocks. Zwei andere Diener der Gerechtigkeit hielten den Hindu fest.

»Willst Du zahlen, *Kifna Pillay*?«¹

»Möge die Allgütige mir helfen! – Ihr wißt es, ich kann es nicht!«

Das Blut quoll zwischen den gequetschten Adern und Muskeln hervor.

Das, Leser – ist die Kittie, eines jener humanen Mittel, welche die englisch-ostindische Compagnie anwendet, von ihren Unterthanen die Steuern einzukassiren!

Nur eine kleine Geduld, Leser – und Du sollst noch Besseres erfahren!

Aly Kuram, der Deputy-Collector, fuhr, ohne sich weiter um die Leiden des Gemarterten zu bekümmern, in seiner Liste fort. Der Nächste war wieder ein Muhamedaner. Er hatte die Regierungssteuer bezahlt, aber er schuldete noch dem Zemindar siebzehn Rupien. Aus Glaubensfreundschaft wurde er nur gepeitscht und auf drei Tage zum »Annundal« verurtheilt.

Das Annundal wird mit Variationen, je nach dem Geschmack und dem Raffinement der Steuereinnehmer, angewendet. Hier wurde der *Schuldige* mit dem Kopf zwischen die Kniee festgebunden, und ein Stein vom Gewicht eines Centners auf seinen Rücken gelegt.

Dem darauf folgenden Schuldner begnügte man sich, die große Zehe des linken Fußes mittelst eines angebundenen Strickes möglichst dicht an den Hals zu schnüren und ihn so zu zwingen, auf einem Beine zu stehen. Sobald er sich zu rühren wagte, schlugen ihn die Peons mit ihren Stäben in die Weichen.

Da bis jetzt noch kein Geständniß, kein Herausrücken von verstecktem Gelde erfolgt war, ergrimte der habsüchtige Collector immer mehr und befahl, Feuer anzuzünden und die Eisen glühend zu machen.

»*Rana Baulambal!*«

Eine junge Frau – eine Wittve – trat zagend aus dem Haufen.

»Du bist eine Hindu – wie kannst Du Dich unterstehen mit einem Schleier vor uns zu erscheinen? Fort mit dem Lappen!«

Der rohe Griff des Steuerdieners riß das verhüllende Tuch von ihrem Haupte und Hals, daß Antlitz und Brust allen Blicken bloggestellt waren.

Ein Murren der Entrüstung erhob sich unter dem muselmanischen Theil der Bevölkerung, aber eine drohende Bewegung des Collectors scheuchte auch den Dreiesten zurück.

Der Verwalter betrachtete das Weib, die verschämt die Arme über die enthüllte Brust kreuzte, mit lüsternen Blicken, denn sie war eine jener weichen, üppigen Schönheiten, wie man sie häufig in Indien findet.

»Dein Mann ist gestorben?«

»Du sagst es, Sahib – das Unglück ist über meinem Hause. Er starb vor vier Monden.«

»Du bist seine Erbin und mußt seine Schulden bezahlen. Er ist die Landpacht für das letzte halbe Jahr mit 120 Rupien schuldig geblieben. Hast Du das Geld zur Stelle?«

¹Die Namen der Gemarterten bei dieser so scheußlichen Scene sind historisch.

»Wischnu erbarme sich – ich weiß, daß mein Mann die Landpacht für das ganze Jahr entrichtet hat, als er bei Dir auf dem Amt in Winnkonda war. Er nahm das Geld mit sich, zehn Tage vor seinem Tode.«

»Was weiß ich, wo der Hund das Geld verpraßt hat. Hast Du eine Quittung?«

»O Herr Du weißt, daß wir nie eine erhalten!«

»So willst Du mich mit Lügen füttern! – ich kenne Dich von früher, Du bist der Widerspenstigkeit voll. Zahle oder fürchte meine Rache!«

Das Weib warf sich vor ihm in die Kniee. »Habe Mitleid – ich konnte Deinen Willen nicht thun. Das Gesetz Brahma's verdammt die Ehebrecherin auf ewig zur Wanderung!«

Der Verwalter schlug ein lautes Gelächter auf, und den Collector spöttisch auf die Schulter klopfend, sagte er: »Alter – da kommt es heraus, weshalb Du immer um die Hütte der schönen Baulambal schlichst, als Du uns das vorige Mal heimsuchtest!«

»Verflucht sei die Lügnerin und die Hündin, die sie geboren!« schäumte der Steuererheber, indem er sein Pferd an die Knieende hinantrieb, sie bei den Haaren in die Höhe riß und sie seinen Untergebenen zuschleuderte. »Schnürt ihr die Arme auf den Rücken, hängt sie mit den Händen an der Decke ihrer Hütte auf! Die Kittie an ihre Brüste!«

Das Jammergeschrei der Unglücklichen ward durch ein Tuch erstickt, das man in ihren Mund preßte. Zwei Peons hatten sie ergriffen und ihr die Arme auf den Rücken geschnürt. Dann schleppte man sie nach ihrer nahegelegenen Hütte.

Der Derwisch machte eine Bewegung, als wollte er der vergeblich Ringenden zu Hilfe eilen, aber er bezwang sich mit gewaltiger Anstrengung, kreuzte die Arme über die Brust und warf einen scharfen Blick zur Seite.

Allen diesen entsetzlichen Grausamkeiten hatten die zehn Sepoy's mit dem europäischen Unteroffizier, welche den Schutz und die militairische Bedeckung des Collectors auf seiner Rundreise bildeten, unbewegt zugesehen. Keine Spur von Mitleid oder Theilnahme mit ihren unglücklichen Landsleuten zeigte sich in diesen ehernen Gesichtern, welche die Broncefarbe, die sie trugen, dem unbeweglichen Metall noch ähnlicher machte. Der Drillstock des Corporals hatte sie von fühlenden Menschen zu militairischen Maschinen gemacht, und Hindu, wie Muhamedaner – denn beide Sekten waren in der kleinen Eskorte vertreten – kannten nur das Commando ihres Führers und hatten eben so gehorsam auf seinen Befehl selbst die Unglücklichen auf ihre Bayonnete gespießt.

»Es ist vergeblich,« murmelte der Derwisch nach jenem Blick auf die gleichgiltigen Gesichter der Soldaten – »das Elend ihrer Brüder findet kein Echo in ihren Herzen. Es müssen andere gewaltigere Leidenschaften sein, die ihr Blut entflammen sollen. Aber welche?« – Er versank in düsteres Nachsinnen, während seine Lippen Gebete zu murmeln schienen und die Hände in rastloser Beweglichkeit nach der Eigenthümlichkeit der Orientalen die Kugeln seines Rosenkranzes durch die Finger gleiten ließen.

Der Collector und sein Freund, der Gutsverwalter, waren unterdeß von den Pferden gestiegen, um sich den Fortgang ihres Geschäfts bequemer zu machen; die Diener hatten Teppiche für sie auf den Boden gebreitet und der Huckabedar ihnen die Schibuks gereicht während ein Babatschy oder Koch an demselben Feuer, in dem die Eisen zur Tortur glühten, den Kaffee für sie bereitete.

Die schreckliche Manipulation nahm alsdann ihren Fortgang und selbst die Eisen kamen wiederholt in Gebrauch. In der That erreichten bei Verschiedenen die grausamen Martern

ihren Zweck und zwangen sie zum Geständniß, wohin sie ihre letzten Rupien verborgen hatten. Selbst goldene Mohurs und Guineen kamen zum Vorschein. Es ist seltsam, mit welchem Geiz oder vielmehr mit welcher hartnäckigen Energie der Indier zusammenspart und seinen kleinern oder größern Schatz selbst mit Aufopferung seines Blutes vertheidigt. Dieser Zug von Habsucht und Geiz ist es auch, der einen großen Theil des Volkes zu den Knechten und Dienern der europäischen Gebieter macht, während es zu deren gänzlicher Vernichtung ausreichen würde, daß z. B. bei einem Kriegs- oder Reisezug die Schaar der indischen Diener auf ein Mal ihre weißen Herren im Stiche ließe, die dann hilflos in diesem Klima verschmachten müßten.

Das erpreßte Geld wurde in einen feinen Binsenkorb gethan, der vor dem Collector stand. Viele aber, und zwar die meisten der gepeinigten Dorfbewohner ließen geduldig die Marter über sich ergehen oder mußten das Entsetzlichste ertragen, weil es ihnen wirklich an jedem Mittel fehlte, die oft ganz ungerechte und längst bezahlte oder übertriebene Forderung der beiden Blutsauger zu befriedigen.

Die Mahomedaner wurden übrigens von ihrem würdigen Glaubensgenossen gewöhnlich mit größerer Nachsicht behandelt und blos in den Annundal gespannt, oder mit Stockschlägen in die Weichen tractirt, während die wenigen und noch ärmeren Hindu's die grausameren Martern trafen.

Unter diesen schien, außer dem Zusammenpressen der Daumen und Schienbeine durch den Kittie, dem Aufhängen an einen Baumast am Bart u. s. w., namentlich die Stricktortur die gräßlichsten Leiden zu verursachen. Diese besteht in der Umknebelung der Glieder und der Stirn des Opfers mit einem trocknen Strick aus Pflanzenfasern, die, naß gemacht, sich mit so großer Gewalt zusammenziehen, daß sie das Fleisch bis auf die Knochen durchschneiden.

Die Sonne war unterdeß untergegangen und die Nacht mit jenem raschen Übergang eingetreten, der den Tropengegenden eigen ist. Fackeln von dem Holz der indischen Fichte und ein großes Feuer, die Moskito's aus den nahen, schilfigen Ufern des Gandlagama abzuhalten, waren angezündet worden, und das Geschäft der humanen Steuererpressung, das bereits volle drei Stunden gedauert hatte, nahte seinem Ende. Das Stöhnen und Jammern der Gemißhandelten ringsum mit den dunkelfarbigem, phantastischen Gestalten hätte dem Auge eines fühlenden Europäers die Scene als ein Spukbild der Hölle erscheinen lassen müssen.

Zuletzt erinnerte sich der Collector noch des freien Ryots, dessen Stellung im Dorf, so gering sie war, schon oft seinen Ärger erregt hatte, und rief ihn vor sich.

»Hast Du das Geld herbeigeschafft?« Der Gastherr des Derwisch trat hervor und zählte mit verbissenem Zorn die Geldstücke vor dem Forderer auf. »Ich habe es von der kleinen Mitgift meines einzigen Kindes genommen,« sagte er, »möge das unrecht Erworbene Feuer werden in Deiner Hand!«

Der Collector lachte. »Sei froh, daß Du so fort kommst. Deine Tochter ist sicher hübsch genug, daß sie keiner Mitgift bedarf.«

Der Ryot wollte sich mürrisch zurückziehen, als ihm der Verwalter zu bleiben winkte. »Ich habe noch mit Dir zu reden, Caulathy Mudaly. Wie ist es, hast Du Dich besonnen, das Feld am Fluß uns zu verkaufen? Seine Ehren haben die Anlegung der Mühle streng befohlen und werden sehr ungehalten sein, wenn die Angelegenheit bei ihrer Ankunft nicht in Ordnung wäre!«

»Verzeih', Sahib – es ist mein bestes Land – dem Zemindar gehört ja ohnehin das ganze Ufer und er wird nicht ungerecht sein gegen den armen Mann. Er kann leicht seine Mühle an einer andern Stelle bauen.«

»Narr! das wissen wir so gut wie Du! Aber der Herr will Dein Land nun einmal nicht länger mitten zwischen seinem Grundbesitz haben. Nimm die dreihundert Rupien, die meine Nachsicht Dir geboten und sperre Dich nicht weiter. Hier ist der Collector und sein Gehilfe als Zeuge, dort der Dorfrichter – also der Handel ist abgemacht!«

»Entschuldige mich, Sahib,« entgegnete demüthig der Bauer, »das was Du mir bietest, ist nicht die Hälfte dessen, was mein Vater für das Land an den vorigen Zemindar gezahlt hat, und nicht der vierte Theil seines wahren Werthes. Ich kann das Recht am Strom nicht missen, von dem allein ich meine Felder bewässern muß. Sie sind Nichts werth, wenn ich es verliere.«

In der That war das Recht auf das Wasser des Flusses, das sich der Zemindar oder sein Gutsverwalter angemacht, eines der wichtigsten, und die Felder der Dorfbewohner hingen dadurch von seiner Willkür ab. Der Selbstbesitz des Ryot von einer Strecke des Ufers war daher ein Dorn in den Augen des Bevollmächtigten des Zemindars.

»Du weigerst Dich also? Bedenke wohl, was Du thust, Hund von einem Bauer!«

»Es ist mein freies Eigenthum, Sahib. Der Zemindar ist so reich – was bedarf er das Erbe eines armen Mannes!«

Der Verwalter hatte sich zu dem Steuereinsammler gebeugt und heimlich eine kurze Zeit mit ihm gesprochen. Dieser blätterte in seinen Listen.

»Höre,« sagte er endlich, »Thumbin Mudaly, der achtzehnjährige Bursche, den ich vorhin peitschen ließ, ist ja wohl Dein Verwandter!«

»Er ist der Sohn meines verstorbenen Bruders.«

»So hat er ein Anrecht auf Deine Felder?«

»Nein, Effendi. Mein Vater theilte das Seine zwischen uns, aber mein Bruder verkaufte sein Erbe an den Zemindar und gerieth in Armuth, Eben darum möchte ich das Meine behalten.«

»Dann wäre es Deine Sache gewesen, dafür zu sorgen, daß der Compagnie und dem Gutsheer nicht zu kurz thue. Du mußt für die Steuerschuld des Burschen und seiner Mutter einstehen. Für was hat man Verwandte, wenn man nicht dafür zahlen müßte. Ahi! Du wirst die neunzig Rupien vorstrecken die sie schuldig sind.«

»Du beliebst Scherz mit Deinem Diener zu treiben, Effendi ich kann kaum die eigenen Steuern zahlen und habe kein Geld zu verleihen.«

Der Collector strich sich den Bart. »Willst Du die Summe geben?«

»Ich schulde Dir Nichts – ich habe schon mehr bezahlt, als das Gesetz vorschreibt. Ich kann es nicht.«

»In das Annundal mit dem aufsätzigen Schurken! Werft ihn nieder, Ihr Schufte, fürchtet Ihr Euch vor einem elenden Bauer?«

Der letzte Befehl war an die Peons gerichtet gewesen, die sich Caulathy's hatten bemächtigen wollen, von ihm aber mit kräftigem Widerstand empfangen und zurückgeworfen worden waren.

Der Ryot stand, auf seinen linken Fuß gestützt, die Hände geballt vorgestreckt, das Auge blitzend, das Bild eines kräftigen, zum Äußersten gereizten Mannes.

»Bismillah! Bin ich ein Hund oder ein Slave, daß man es wagt, mich so zu behandeln? – Nieder mit der verfluchten Herrschaft der Faringi's! Auf, Männer, rafft Euch auf aus Eurem

Dulden und Leiden! Denkt an den alten Glanz unsers Landes und setzt Euch zur Wehr gegen die Tyrannen, wie ich es thue!«

Einige Stimmen erhoben sich und schrieten über die Ungerechtigkeit.

Der Verwalter und der Collector waren aufgesprungen. »Will der Hund Rebellion predigen? Unteroffizier, thut Eure Pflicht!«

»Gewehr zum Fuß! – fertig zum Feuern!« Die Ladestöcke der Sepoy's rasselten in die eisernen Läufe.

»Gewehr auf! – Schlagt an!«

Aber keiner der Dorfbewohner rührte sich mehr – Schrecken und Zagen lag auf allen Gesichtern – nur eine Frau und ein junges Mädchen waren aus der Menge herbeigeflogen und hatten schützend und bangend den Gatten und Vater umschlungen.

»Jetzt bindet den Sohn einer Hündin!«

Die Peons warfen sich auf den Ryot. Noch wollte er sich im Gefühle seines guten Rechts unerschrocken zur Wehr setzen, aber Frau und Tochter selbst hinderten ihn daran. In wenig Augenblicken war er zu Boden geworfen und geknebelt.

Den Weibern war bei dem Ringen der verhüllende Schleier vom Haupt gerissen worden, – die langen, schwarzen Flechten wallten um das goldbraune, edel geformte Gesicht des jungen Mädchens, dessen schöne, große Augen Furcht und edlen Zorn ausdrückten. Die Natur des Vaters regte sich in dem Blute des Kindes. Wenig achteten in diesem Augenblick Mutter und Tochter auf die züchtige Sitte ihres Glaubens.

Der Verwalter schaute mit lüsternem, boshaftem Auge auf die jugendliche Schönheit des etwa dreizehn- oder vierzehnjährigen Mädchens, ein Alter, das unter diesem Himmelsstrich bereits die Jungfrau zur Reife bringt und in dem viele schon verheirathet sind.

»Jetzt, hochmüthiges Ding, will ich Dich kirre machen,« flüsterte er vor sich hin und zu dem Collector gewendet: »Hundert Rupien sind für Dich, Freund Aly, wenn Du mir beistehst, den störrischen Kerl und seine Tochter jetzt zu unserm Willen zu zwingen.«

Der Steuereinnehmer lächelte grimmig. »Spannt den Schurken in's Annundal, bis seine Muskeln und Knochen sich strecken, als wären sie vom Harz des Gummibaums.«

Die Peons knebelten die Zehen des Mannes, der nach seiner Überwältigung keinen Laut mehr von sich gab, um seinen Hals und schnürten die lebendige Kugel mit den vorhin erwähnten Baststricken zusammen. Dann warfen sie ihn wieder auf den Boden und der Collector selbst setzte sich mit der vollen Last seines Körpers auf den Rücken des Gemarterten, statt ihn mit einem Stein zu beladen.

»Willst Du Dich jetzt fügen, das Geld zahlen und dem Zenundar Dein Feld verkaufen?«

»Niemals! Niemals!«

»Der Bursche ist ein verstockter Sünder! feuchtet die Stricke an und bindet das heulende Weib an den Bananenbaum! Wir können ihr Gejammer hier nicht brauchen! Er stieß die zu seinen Knien flehende Frau mit einem Fußstoß von sich. Es geschah mit ihr, wie er gesagt.

»Nun, braunes Täubchen,« sagte der Verwalter, indem er sich dem zitternden, mit wogendem Busen, aber starrem Schweigen in der Mitte des Kreises stehenden Mädchen näherte. – »Du erinnerst Dich, wie trotzig Du mich noch gestern unter den Dattelbäumen zurückgewiesen, als ich Dir den Vorschlag machte, meine Geliebte zu werden, weil ich Dich beim Baden im Fluß belauscht und wußte, daß Du ein nettes Stückchen Fleisch geworden. *Damned!* ich

habe meiner Zeit weißen Lady's genug die Köpfe verdreht und brauche mich nicht von einer braunen Wetterhexe abweisen zulassen! Du schläfst diese Nacht bei mir im Bungalow und Dein Vater willigt ein, sein Feld zu verkaufen, dann soll ihm die Steuer für den Lungebund von Neffen erlassen sein und er morgen früh aus dem Annundal kommen. Also sträube Dich nicht weiter, hübsche Zelima!« Er faßte ihren Arm und wollte sie fortziehen, aber die junge Indierin riß sich los und versetzte ihm einen so kräftigen Schlag in's Gesicht, daß er zurücktaumelte und sich die Backe hielt.

»Gott verdamme Dich – verfluchte Creatur! das sollst Du büßen!« Er machte einen Augenblick Miene, auf sie loszustürzen und seine Kraft zu brutaler Mißhandlung zu brauchen – aber der Anblick des Mädchens, die wie eine zürnende Göttin vor ihm stand, noch die Hand erhoben – und ein leises Spottlachen, das trotz der furchtbaren Umstände durch die Reihen der Dorfbewohner ging und ein lautes Echo bei den Sepoy's fand, – hielten ihn zurück. Sein sonst hübsches Gesicht glühte in Zorn und Rachsucht. »Du hast Dich an dem Grundherrn vergriffen, Dirne, dessen Person ich vorstelle! Das soll Dir zur Stelle vergolten werden. Bindet ihr die Hände auf den Rücken!«

Er stürzte zu seinem würdigen Genossen. »Die Käfer, Aly – gieb mir die Büchse mit den Käfern! ich bin zu nachsichtig gegen die gelbe Brut gewesen, aber ich will sie züchtigen, daß sie an diese Nacht denken sollen!«

Der Collector reichte ihm gleichgiltig eine kleine hölzerne Büchse.

Unterdeß war das Mädchen von den rohen Polizeischergen gefesselt worden. Sie ertrug es ohne Widerstand, nur die Lippen fest aufeinandergepreßt.

Der Engländer stand jetzt vor ihr. Er hatte die Hände sorgfältig unwickelt, ehe er die Büchse geöffnet. Dann hatte er aus dieser ein etwa einen Zoll langes, schwarzes Insekt herausgenommen und zeigte es der Jungfrau.

Es war einer der entsetzlichen, berüchtigten *Zimmermannskäfer*.

»Willst Du mich jetzt fußfällig um Verzeihung bitten, willig thun, was ich Dich geheißt und den alten Schurken, Deinen Vater, zu dem Verkauf bestimmen?«

»Nie! ich hasse, ich verachte Dich, schändlicher Faringi!«

»Zu Boden mit ihr!«

Die Peons warfen das sträubende Mädchen nieder. »Bindet ihr die Füße an die Enden dieses Stocks.« Der schändliche Befehl wurde erfüllt. Der Ryot heulte vor Wuth, schleuderte durch seine Bewegungen den Collector von sich und versuchte, gleich einer lebendigen Kugel, sich in die Nähe seiner unglücklichen Tochter zu wälzen.

»Barmherzigkeit, Sahib – wage es nicht, mein Kind anzurühren. Nimm mein Feld und Alles, was mein ist, aber lasse sie frei!«

»Es ist ohnehin verfallen, Narr, für Deine Rebellion. *Ihren* Trotz will ich brechen.«

Der flehende, entsetzliche Blick des Gefesselten traf in diesem Moment das Auge des Derwisch.

Vorwurf – Bitte – Verzweiflung lag darin.

»Willst Du um Verzeihung stehen und meinen Willen thun?« drohte der Verwalter des Zemindars zu dem unglücklichen Mädchen.

»Niemals!« Sie spie ihm in das Gesicht. Zur Wuth entflammt, riß seine Linke ihr die einfache Kleidung vom Leibe. Der keusche Körper der Jungfrau wand sich hüllenlos vor den Blicken der Männer.

Der Schrei des Ryots glich dem Gebrüll eines Tigers.

Mit verzweifelter Anstrengung hatte er sich in die Nähe des Grausamen gerollt und preßte seine Zähne gleich einem wilden Thiere in den Fuß des Peinigers, da seine Glieder eng in den furchtbarsten Schmerzen gefesselt waren.

Der Gebissene schrie vor Schmerz und Grimm auf, wandte sich nach dem Angreifer und stieß ihn von sich. »Hund – das sollst Du mir entgelten! Fort mit ihm – haltet die Bestie mir vom Leibe!«

Diese augenblickliche Unterbrechung hatte der Derwisch benutzt, sich zu dem unglücklichen Mädchen zu beugen, und während ihr mißhandelter Vater von den Peons zurückgeschleift und gestoßen wurde, flüsterte er ihr zu: »Rufe: Pfui über Jack Slingsby! wer hätte geglaubt, daß der schöne Jack ein Weib martern würde!«

Das Mädchen sah ihn groß und staunend an – die Worte waren ihr ohne Sinn. Bereits wandte sich ihr Henker wieder zu ihr und stieß den Derwisch brutal zur Seite.

Seine lüsternen Augen weideten sich an dem junonisch schönen, unbefleckten Körper der unglücklichen Hindu-Jungfrau, den seine freche Hand betastete.

»Nun Dirne – nun siehst Du, wohin Dein Trotz führt! Statt mein Liebchen bist Du das Schauspiel Aller. Willst Du um Gnade bitten, Rebellin?«

Nur ihr Auge sprühte Haß und bittere Verachtung, während er das häßliche, zuckende Insekt in die hohle Hälfte einer Nußschaale legte, die ihm der Gehilfe des Steuereinnehmers reichte.

Der Blick machte seine Bosheit, seinen Grimm vollends zügellos. Das Entsetzlichste, Abscheulichste geschah vor den Augen so vieler Männer, die viehisch grinsend dem schändlichen Schauspiel zusahen.

An jene Theile, welche die Sitte der rohesten Völker durch ein ewiges Mysterium geheiligt hält, und die nur die Bestialität zu mißhandeln wagt, legte die freche Hand die Nuß mit dem giftigen Insekt.

Die Feder versagt den Dienst, die empörende Mißhandlung zu verfolgen – aber der Leser bilde sich ja nicht ein, daß sie eine Ausgeburt zügelloser, gemeiner Phantasie ist!

In den Zuckungen jungfräulicher Angst und Schaam traf das Auge des armen Mädchens auf die mahndend erhobene Hand des Fakirs – sie erinnerte sich seiner Worte und rief mit lauter Stimme:

»Pfui über Jack Slingsby! Schmach über den schönen Jack, der ein Weib martert!«

Die wenigen, von Keinem der Umstehenden verstandenen Worte übten dennoch eine Zauberkraft auf den Verwalter. Er prallte, wie vom Blitz getroffen, zurück, seine Farbe veränderte sich und seine Augen starrten erschrocken auf das Mädchen und dann auf seine Umgebung, als suche er da den Eindruck, den sie gemacht. Die Nuß und die Schaale mit den Käfern war seiner Hand entfallen, und der Derwisch benutzte rasch die Gelegenheit, indem er das Mädchen aufrichtete und ihr ein Kleidungsstück überwarf, den Fuß auf das schändliche Marterwerkzeug zu setzen und das giftige Gewürm zu zertreten, wobei er spöttisch den erschrockenen Engländer betrachtete.

Endlich hatte dieser sich gefaßt. Er stieß den Helfer zornig zurück und faßte wild den Arm des Mädchens. »Welcher Teufel hat Dir den Namen verrathen?« flüsterte er. »Noch einen Laut, und ich erwürge Dich und die Deinen. – Aber ich will Dich schon zum Geständniß bringen!

Stopft ihr einen Knebel in den Mund und fort mit ihr nach dem Bungalow der Herrschaft. Daß Keiner mit ihr zu sprechen wagt, bis ich selbst dort bin.«

Aber ehe der neue, grausame Befehl vollzogen werden konnte, änderte sich plötzlich die Scene.

Die schmachvolle Beschäftigung und die erregten Leidenschaften hatten Alle verhindert, auf den Weg Acht zu haben, der von den Höhen im Süden in das Thal führte, sonst hätten sie dort schon lange Fackeln glänzen sehen und das Schnauben von Pferden und Elephanten hören können. Jetzt sprangen, ihre Fackeln hochschwingend, zwei indische *Chiprassy's* in vollem Rennen auf den Platz, schlugen mit den langen Stäben den im Wege Stehenden auf die Köpfe, und ihr lauter Ruf verkündete: »Platz! Platz! für Seine Ehren den Sahib-Sahib! – Begrüßt Euren Gebieter, Ihr Männer und Frauen!«

Hinter den Läufern kamen mehrere Männer zu Pferde, Europäer in Jagdkleidern oder der schimmernden rothen Uniform der britischen Offiziere, jeder begleitet von seinem Seyce oder Pferdehalter, und darauf zwei Palankins, von der doppelten Wache der Träger an langen Stangen in gleichmäßigem Lauf auf den Schultern getragen. Zwei mächtige Elephanten folgten, die Haudah des einen zur Aufnahme der ermüdeten Reiter bestimmt, in der des andern eine Dame mit einer Dienerin und einem Kinde.

Die Schaar der Dienstboten beiderlei Geschlechts, welche ein englischer Haushalt oder eine englische Reisegesellschaft in Indien bedarf, folgte theils zu Fuß, theils auf Eseln und Pferden oder Ochsenkarren mit dem zahlreichen Gepäck, so daß bald die ganze Breite des Platzes von dem Zuge angefüllt war. Die Zahl der Diener ist, wie erwähnt, selbst bei den geringeren Europäern sehr groß und steigt mit ihrem Ansehn und Reichthum. Für jedes Geschäft, für jede Dienstverrichtung des täglichen Lebens, wird ein besonderer indischer Diener gehalten, und sorgfältig wachen diese darüber, daß keiner das Geschäft des andern versieht, theils aus angeborner Trägheit, theils aus dem Kastengeist, der somit seinen Einfluß selbst auf die Dienstverrichtungen ausübt.

Da ist zuerst der *Chiprassy* oder Schobedar, der sogenannte Platzmacher, der mit einem Stabe in der Hand seinem Herrn vorausgeht; der *Sirdar*, der Oberaufseher oder Schatzmeister; der *Huckabedar* oder Pfeifenbesorger; der *Tsauri-Bedar* oder Wedler mit dem Fächer; die Schaar der *Babatschy's* oder Köche, von denen jeder wieder sein besonderes Amt hat, und der *Vebischty's* oder Wasserträger und der *Doby's*, der Wäscher. Dann der *Abdar*, der für die Kühlung der Getränke sorgt; der *Claschy* oder Zeltschläger; der *Seyce* oder Pferdehalter, mit seinen zwei Unterdienern; die Schaar der *Kornaks*, der Elephanten- und Kameelführer, und der *Mäther*, der niedersten Diener, die den Staub wegfegen. Kurz, jede Verrichtung hat ihren eigenen Mann und bei den vornehmen Damen geht es so weit, daß selbst für das Aufheben des der trägen Hand etwa entfallenden Taschentuchs eine besondere Dienerin angestellt ist.

Dies Gesindel also erfüllte mit den Reit- und Lastthieren alsbald den Platz in der Mitte des Dorfes, während die Reiter vor den Gruppen der Landleute hielten.

Es befanden sich unter jenen mehrere ältere und jüngere englische Offiziere, von dem gewöhnlichen, insolenten Aussehn der Sieger und Herren in den unterjochten Kolonien, die sich um den Mann gruppirt hatten, dessen Anhalten zuerst den Zug in's Stocken gebracht.

Obschon derselbe Civilkleidung trug, konnte diese doch eine gewisse militairisch feste und sichere Haltung nicht verbergen. Sein ruhiger Sitz auf dem feurigen Araber, der ihn trug, rivalisirte mit der Sicherheit jedes englischen Sportsman, er war von hoher aristokratischer

Haltung und imponirender Gestalt, der die Tracht des hirschledernen mit Seidenstickerei geschmückten, braunen Reise- und Jagdhemds, mit dem breitrandigen, grauen Filzhut und der Geierfeder, nebst den hohen, weichen Reiterstiefeln, etwas Ritterliches verlieh. Dem entsprach auch das Gesicht, gebräunt von der Sonne und den Strapazen eines bewegten Lebens, aber von klassisch edlen Zügen, die den griechischen Typus zeigten. Es war beim Licht der Fackeln und der ernsten Faltung der Stirn nicht leicht zu erkennen, wie alt der Fremde sein mochte, doch war er offenbar noch ein Mann in seinen besten Jahren und konnte nur wenig die Mitte der Dreißiger überschritten haben.

»Halten Sie an, Gentlemen,« sagte er mit sonorer, wohl lautender Stimme und der weichen Aussprache des Englischen, welche den Südländer verrieth, – »da vor uns liegen Menschen am Boden und unsere Pferde oder Elephanten möchten sie verletzen.«

Der Vorhang eines der Palankine wurde zurückgeschlagen und eine hüstelnde Männerstimme ließ sich hören mit der Frage, ob man bereits vor dem Landhause angelangt sei? Jetzt hatte sich auch der Verwalter von seinem Schreck über die Worte des Mädches und die plötzliche Dazwischenkunft des Reisezugs gefaßt und nachdem er dem nahestehenden Munsiff mit einem Rippenstoß zugeherrscht, die Herrschaft durch ein Freudengeschrei der Bauern begrüßen zu lassen, eilte er mit dem Hute in der Hand zu dem Palantin des Gebieters.

»Mylord erlauben Sie mir, mit Ihren getreuen Unterthanen Sie in Ihrem Dorfe zu begrüßen. Die Freude, Sie heute schon hier zu sehen, kann uns allein darüber trösten, daß wir mit den Vorbereitungen zu dem feierlichen Empfang noch nicht zu Ende sind.«

Die Diener hatten auf einen Wink des Gebieters den Palankin niedergelassen und der Schein des Feuers fiel hell und grell auf die Gestalt des darin Sitzenden.

Sir *Lytton Mallingham*, eines der einflußreichsten Mitglieder des geheimen Rathes von Indien und Kanzler der Präsidentschaft Madras, war ein Mann von einigen fünfzig Jahren, der den größten Theil seines Lebens in Indien zugebracht und sich ein kolossales Vermögen erworben hatte. Er war bekannt wegen seines habsüchtigen, harten Charakters, dem Mitleid und Großmuth fremde Gefühle waren. Da er aber einer der Mächtigsten in der Compagnie und sein Palast in Madras und Calcutta berühmt, seine Tafel mit den feinsten Leckerbissen aller Welttheile besetzt, sein Keller der vorzüglichste in den drei Präsidentschaften und sein Stall stets mit dem edelsten Vollblut Arabiens und Englands gefüllt war, so machte natürlich alle Welt ihm den Hof und wen sein Reichthum und sein Einfluß nicht anzog, den fesselte die wirkliche Liebenswürdigkeit und die feine Tournüre seiner Gemahlin.

Der Rath hatte erst in seinem spätern Mannesalter vor sechs oder sieben Jahren, bei einem Aufenthalt in England, die jüngste Tochter eines Lords mit einem der stolzesten Namen des stolzen Englands geheirathet, der aber von einer noch größeren Schuldenlast, als Titel und Ahnen wogen, erdrückt wurde, und war bei dieser Gelegenheit von der Königin zur Baronetwürde erhoben worden. Lady *Helene* ward das Opfer der Speculation ihres Herrn Papa's, wie gar manche Tochter des edlen Blutes Altenglands wird, das den Glanz des Reichthums sehr wohl zu schätzen weiß. Man sagte, daß sie sich mit gebrochenem Herzen in ihr Schicksal gefügt, da sie eine unglückliche Liebe zu einem jungen Kavallerieoffizier gehegt. Ein Mal als Frau, verstand sie auch meisterhaft, die Würde ihres Standes und den Schein äußern Glücks festzuhalten, wenn auch der erkünstelte Rosenschein ihrer Wangen dem tiefern Beobachter verrieth, daß unter dieser so glänzenden Hülle der Moder des Kammers und des Leidens wohnte.

In den letzten Jahren hatte Lady Helene Mallingham jedoch auffallend sich verändert. Ihr Auge war belebt und strahlte zuweilen von einem ungewohnten Feuer und Glück, ihre Wange bedurfte nicht mehr des zarten Hauchs der Schminke, um frisch und rosig zu erscheinen, und sie gab sich mit sichtlicher Neigung den rauschenden Freuden und Vergnügungen der glänzenden Kreise von Madras hin, während ihr Gemahl, der hier zugleich – wie die meisten Regierungsmitglieder – stiller Besitzer eines der größten Bank- und Handelshäuser war – mit seinen kaufmännischen Geschäften, der Ausbeutung seines großen Grundbesitzes oder den Gouvernementsangelegenheiten beschäftigt war.

Nur in einem Gefühl begegneten sich fortdauernd die ungleichen Gatten. Das war die Sorge für ihren jetzt dreijährigen Knaben, ihr einziges Kind, an dem der Baronet mit jener exaltirten Zärtlichkeit hing, die sehr häufig ältere Männer für die Frucht einer späten Ehe zeigen.

Das Kind war ausgezeichnet schön, doch durch die Eltern überaus verzärtelt. Der Stolz und der Reichthum Sir Mallinghams hatte es für nöthig gehalten, ihm schon in seiner frühen Kindheit eine französische Erzieherin zu geben. Diese war es, welche mit der Ayah oder Amme des Knaben in der Haudah des einen Elephanten saß.

Es war auffallend, welchen großen Einfluß diese Person in der kurzen Zeit ihrer Anwesenheit in der Familie des Baronets schon über alle Glieder derselben gewonnen hatte. Sie hatte es sofort verstanden, jeden Anschein einer dienenden Stellung von sich zu werfen und nahm durch ihre große Weltbildung, ihre feine Tournüre und die Andeutungen, die sie geschickt über ihre vornehme Geburt fallen ließ, den Platz einer Freundin und Gesellschafterin der Lady ein. Sie nannte sich Marquise *Deprevaille* und behauptete, aus einer der ältesten, aber verarmten Familien der Auvergne zu stammen. Diese durch viele namhafte Empfehlungen unterstützten Angaben waren es auch hauptsächlich, welche den hochmüthigen und eingebildeten Baronet von neuem Adel bewogen hatten, dieser Frau die Erziehung seines Kindes zu übertragen.

Die Marquise war um einige Jahre älter, als die Lady, schien aber jene Grenze des Alters schöner Frauen, den Rubicon den sie so lange zu überschreiten zögern, das verhängnißvolle dritte Jahrzehend noch nicht passirt zu haben, so ausgezeichnet war wenigstens ihr Aussehn und die Kunst ihrer Toilette.

Sie war überhaupt ein höchst verführerisches Weib; der Ausdruck ihres pikanten Gesichts fein und beweglich, ihr großes, dunkles Auge feurig und zugleich intrigant. Eine rastlose Unruhe und Beweglichkeit schien in diesem kleinen, zierlichen Körper zu wohnen. Sie besaß bald das Vertrauen der Lady, die volle Herrschaft über das verzärtelte Kind und einen auffallenden Einfluß bei dem Herrn des Hauses, den sie in einer ernsten Krankheit mit unermüdlicher Sorgfalt gepflegt, und dem sie sich dadurch und indem sie allen seinen Launen und eigensüchtigen Gewohnheiten schmeichelte, unentbehrlich gemacht hatte, so daß sie selbst das Recht des freien Eintritts in sein Arbeitskabinet genoß, was nicht einmal der Lady zustand.

Kurz, die Marquise regierte bereits den ganzen Haushalt, und ein großer Theil der Huldigungen der zahlreichen Schmarotzer und Freunde des Nabob fiel ihr zu.

Die Gestalt des Baronet, die der Schein des Feuers und der Fackeln auf den Kissen des Palankin zeigte, war lang und hager, von den Fiebern Indiens aufgezehrt, seine gelbe Lederfarbe bekundete jene Leberleiden, denen so viele Europäer in dem heißen Lande anheimfallen. Dennoch war sein Aussehn weder unangenehm, noch ohne Würde. Der Zug um den Mund

prägte einen festen, bewußten Charakter aus, die hohe, schmale Stirn zeigte Hochmuth, und das scharfe Auge Verstand.

»Ah, Master Burton,« sagte der Baronet – »erfreut, Euch zu sehen; ich hoffe, Ihr habt meine Befehle empfangen und Alles zu unsrer Aufnahme bereit gemacht. Meine Gesundheit macht den Aufenthalt von einigen Wochen in der frischen Luft der Berge nothwendig, und diesen Herren da habe ich eine reiche Jagd versprochen für ihre Begleitung.«

Während der Verwalter, den der Baronet mit dem Namen Burton angeredet, wiederholte Complimente machte und seine Freude aussprach, den Grundherrn und seine Familie auf der Zemindarei zu sehen, stimmte die Dorfbevölkerung, von den Peons verstärkt, ein mißstönendes Freudengeschrei an, wozu die Sepoy's eine Ehrensalve abfeuerten.

»Laßt gut sein, laßt gut sein,« befahl der Baronet. »My lady und Edward vertragen den Lärmen nicht. Ich glaubte, ich würde Euch durch unsere frühe Ankunft überraschen, aber ich sehe, Burton, ich habe mich nicht getäuscht in Euch, Ihr seid auf Eurem Posten. Nur die Landpacht ist in letzter Zeit saumselig beigetrieben worden – wir werden ein ernstes Wort bei den Rechnungen zu reden haben. Sieh dort – dort ist ja auch Aly Karam, der Collector. Es freut mich, Dich eifrig in Deinem Dienst zu sehen, Mann. Komm morgen zu mir und statte mir Bericht ab aus dem Bezirk.«

Das Zeichen, das er geben wollte zur Fortsetzung des Zuges, wurde durch ein gellendes Jammergeschrei unterbrochen. Der Wittve Baulambal war es gelungen, den Knebel aus ihrem Munde zu stoßen und ihr Schmerzenseheul erfüllte die Luft.

Zugleich hatte sich *Zelima*, die Tochter des Ryot, durch die Peons gedrängt und warf sich vor dem Palankin auf die Kniee. Das schöne Kind in der dürrtigen Hülle, die ihr die mitleidige Hand des Derwisch gereicht, war eine Erscheinung, welche die Augengläser der Europäer auf sich zog. »Erbarmen, Sahib,« schrie in flehenden Tönen das Mädchen, »Erbarmen bei dem Glauben Deines weißen Gottes und der heiligen Mariam für mich und meinen unglücklichen Vater!«

Die Vorhänge des zweiten Palankins wurden aufgerissen und zwischen den Falten erschien das bleiche, schöne Gesicht der Lady. »Was geht hier vor, Sir Lytton, was ist geschehen? Um Gotteswillen, meine Herren, befreien Sie mein Ohr von diesem entsetzlichen Geschrei!«

Der Baronet, welcher aus der Gegenwart des Steuereintnehmers ahnen mochte, was geschehen, befahl, vorwärts zu reiten, aber das Hindumädchen, jetzt durch ihre Mutter unterstützt, lag mit ausgestreckten Armen auf dem Boden und schrie, daß die Pferde und Elephanten über ihre Leiber weggehen sollten, wenn man sie nicht erhöere.

»Was ist mit den tollen Weibern,« herrschte unwillig der Baronet zu dem Verwalter – »was wollen sie und was bedeutet das Geschrei?«

Dies war bereits in ein dumpfes Wimmern verstummt. Der hohe Mann im Jagdhemd war mit einem der jüngeren Offiziere sofort vom Pferde gesprungen und nach der Hütte geeilt woher es erklangen. Sie trugen jetzt auf ihren Armen die unglückliche Frau herbei.

Ihre Arme hingen schlotternd herab, sie waren¹ aus den Gelenken gerissen und gebrochen, die Brüste auf das Entsetzlichste zerquetscht.

»Gerechtigkeit, Sahib, Rache an diesem Bösewicht!« schrie die Frau, als ihre Befreier sie dicht vor dem Palankin niedergelassen, indem ihre Augen Feuer zu sprühen schienen auf

¹Aktenmäßige Thatsache.

den Collector. »Möge die Devy mit tausend Martern seine blutige Seele peinigen, Gerechtigkeit gegen ihn, wenn Du ein Richter bist in diesem Lande, ich klage ihn an auf Raub und Gewaltthat!«

»Fort mit Dir, Weib,« zürnte unwillig der Zemindar, »kein Richter wird solche unsinnige Klage annehmen, die gegen eine respectable Person im Amte gerichtet ist.¹ – Schafft das Weib bei Seite!«

Der Fremde griff zornbleich nach dem Jagdmesser an seiner Seite, als auf einen Wink des hohl lächelnden Collectors die Peons die unglückliche Frau zur Seite stießen, aber ein leiser, warnender Ruf in italienischer Sprache, der aus der Haudah des Elephanten hinter ihnen kam, ließ ihn sich fassen, und mit ingrimmig zusammengepreßten Lippen warf er der Armen seine Börse in den Schooß und wandte sich ab von dem traurigen Anblick.

»Nun rasch – was ist hier vorgefallen?« befahl der Grundherr.

»Möge Dein Schatten lang sein, Herr,« berichtete der Deputy-Collector. »Die Bewohner dieses Dorfes sind schlimme Zahler und die Steuern vom letzten Termin schuldig, obschon die Ernte gesegnet war. Die Schurken weigerten sich, ihre Schuld in zahlen und jenes Weib hatte freche Reden im Munde.«

»Aber mein Vater ist keine Steuern schuldig – er ist ein freier Ryot und sitzt auf seinem Erbe,« schrie das Mädchen dazwischen. »Man wollte ihn zwingen, für einen Andern zu zahlen, und weil er sich weigerte, spannte man ihn in's Annundal. Habe Erbarmen mit uns, Herr!« Ihre zitternde Hand wies nach dem lebenden Klumpen, der eine Menschengestalt barg.

Die Lady schauderte. »O Sir, üben Sie Mitleid mit den Unglücklichen,« bat ihre liebliche Stimme.

»Es ist der stöckische Bauer, der sich weigert, sein Land für schweres Geld zu verkaufen, das mitten zwischen Ihren Feldern am Ufer des Flusses liegt,« berichtete der Verwalter. »Wir strafen ihn, weil er lästerliche Reden führte und das Volk zum Aufruhr gegen den Steuererheber aufrief, so daß nur die Flinten der Sepoy's größeres Unheil verhüteten.«

»Steht es so?« sagte der Rath finster; »dann muß ein strenges Beispiel gegeben werden. Laßt den Kerl im Block und morgen soll er den Gerichten übergeben werden. Das Gesindel wird zu übermüthig.«

Die Frau des Verunglückten, der nur grimmige, feurige Blicke auf seine Feinde schoß, schrie auf im Jammer, da sie Englisch genug verstand, um den Inhalt des Befehls zu begreifen. »Allah erbarme sich unser! Was soll aus mir und diesem unglücklichen Mädchen werden, die man schon mit dem Schlimmsten bedroht hat, da ihr der Schutz des Vaters fehlte!«

Die Lady hatte die Klagen der Frau theils verstanden, theils errathen, da sie in schlechtem Englisch vorgebracht worden, um das Mitleid ihres Gebieters zu erregen,

»Das Mädchen gefällt mir,« sagte Lady Mallingham. »Sie soll uns zur Cottage begleiten und die Stelle der Dienerin einnehmen, die unterwegs erkrankt und zurückgeblieben ist. Sorgen Sie dafür, Sir – und nun lassen Sie uns weiter, denn diese traurigen Scenen greifen meine Nerven allzusehr an und Edward wird gleichfalls der Ruhe bedürfen.«

Die feine, behandschuhte Hand ließ den Vorhang los, ihr schönes Gesicht verschwand hinter der Gardine, während sie noch einen flüchtigen aber ausdrucksvollen Blick nach der Gruppe der Reiter geworfen.

¹Diese Antwort auf die gerichtliche Klage der Mißhandelten ist gleichfalls Thatsache.

Der jüngste der Offiziere, ein schlanker junger Mann, mit aufgeworfenen, aber hübsch gezeichneten Lippen, krausem Blondhaar und unternehmendem Aussehn, in der Uniform der leichten Dragoner, hatte diesen Blick aufgefangen und erwidert.

»Laßt diese Dirne sich der Dienerschaft anschließen, Burton,« befahl mißlaunig der Nabob. »Da Mylady es einmal will, mag es geschehen, obgleich wir des faulenzenden Gesindels wahrhaftig genug haben; und nun vorwärts, meine Herren, damit wir an Ort und Stelle kommen!«

Der Zug setzte sich in Bewegung und schritt über den Platz weiter, die Schobedars voran. Burton, der Verwalter, war – ehe er zu der Cottage oder dem Landhause des Herrn vorauseilte, – einen Augenblick zur Seite getreten und hatte seinem würdigen Genossen, dem Collector, seine Instructionen gegeben. Die Blicke der Beiden, auf Zelima gerichtet, bekundeten genugsam, daß von ihr die Rede sei.

Dies zeigte sich auch bald, denn während der Troß der Dienerschaft im langen Zug den Elephanten und Dromedaren folgte, trat der Collector zu dem Mädchen und ihrer Mutter.

»Die Zunge der Weiber bringt sie in's Verderben,« sprach er rauh, »aber das Glück hält seine Hand über ihnen. Komm denn, Du Närrin, die Du des Segens nicht werth bist, den Allah über Dich ergießt. Ich werde Dich zu den Bungalows begleiten und Dich den Personen übergeben, die für Dich sorgen wollen.«

Das Mädchen sah ihn zornig und verächtlich an, indem sie sich in die Fetzen ihres zerrissenen Schleiers zu hüllen suchte.

»Weiche von mir,« sagte sie – »ich gehe nicht mit Dir!«

»Mashallah – Du willst doch nicht die Gnade von Dir stoßen, die Dir geworden, Thörin? Wenn das Ohr der Gebieterin Dir offen steht, so ist es der einzige Weg, den Rebellen, Deinen Vater, zu retten! Fort mit Dir, Dirne, oder ich will Dir beweisen, was es heißt, Aly Karam, dem Collector der Regierung, in den Bart zu lachen!«

Er faßte sie rauh am Arm und wollte sie, trotz ihres Widerstrebens, mit sich fortziehen, als der Schlag einer starken Hand ihn zurückstieß und ein Reiter sich zwischen ihn und die Jungfrau drängte.

»Fort mit Dir, Spitzbube,« sagte eine drohende Summe, – fort, oder ich schlage Dir den kahlen Schädel ein. Dieser Mann hier,« der Reiter, der kein Anderer war, als der stattliche Mann in dem braunen Jagdhemd, wies auf den Derwisch, der in der Nähe stand – »hat mich zu Deinem Beistand gerufen, indem er mir erzählte, wie schändlich man mit Dir umgegangen. Ich werde Dich schirmen gegen die Buben, bis ich Dich einem geeigneten Schutze übergeben kann, aber ich halte es für das Beste, daß Du den, wenn auch schlimm gemeinten Worten des Schurken dort folgst – denn die Fürsprache der Lady mag am Ersten Deinem Vater Hilfe bringen.«

Das Mädchen sah mit den großen, braunen Rehaugen zu ihm auf: »Du bist mir ein Fremdling, aber ich vertraue Dir. Du und jener fromme Mann sind die einzigen Freunde, die wir in unserer Noth gefunden. Aber ich möchte meinen Vater nicht in seinem Unglück und in den Händen seiner Feinde lassen!«

»Ich werde bei Deiner Mutter bleiben, Kind,« sagte der Derwisch, »und mit Allah's Hilfe Mittel finden, die Bande Deines Vaters zu erleichtern. Geh' getrost mit jenem Mann, wenn er auch ein Christ ist und zu den Faringi's gehört. Er wird Deine Unschuld schützen, – so gewiß er auf den Stein von Sanct Helena geschworen!«

Der Reiter fuhr zusammen bei den Worten, wie vorhin der Verwalter bei der Nennung eines Namens. Aber als er hastig sein Pferd wandte und den Fakir befragen wollte, war dieser bereits im dunklen Schatten der Moschee verschwunden.

Wenige Augenblicke noch hielt der Reiter im forschenden Umherschauen auf dem Platz, da aber alles Suchen und Vermuthen vergeblich war, wandte er sich wieder zu dem Mädchen, empfahl ihr, die Hand an seinen Steigbügel zu legen, und folgte nachdenkend mit ihr dem schon in der Ferne verhallenden Geräusch des Zuges.

II. DER NABOB.

Zwei Tage waren vergangen seit dem schrecklichen Auftritt vor der Moschee im Dörfchen am Ufer des Gandlagama.

Auf den Wunsch der Lady, der ihr Gemahl nur selten widersprach, war die Anklage gegen Caulathy Mudaly, den Ryot, unterdrückt und er selbst am Morgen nach der Ankunft des Zemindar aus seinen entsetzlichen Fesseln entlassen worden. Dagegen hatte ihm der Verwalter angekündigt, daß zur Strafe das fragliche Feld am Ufer confiscirt worden sei, und ohne Rücksicht hatten Arbeiter die noch in der Reife begriffene Ernte zerstört, um dort die beabsichtigte Mühle zu bauen.

Der Beraubte hielt sich finster zu Hause, er kümmerte sich nicht mehr um die kleine Wirthschaft, die er sonst mit großem Fleiß besorgt, und seine einzige Gesellschaft war der Derwisch, der bei ihm geblieben, und mit dem er stundenlang eifrige Gespräche führte.

Als der Fremde, der, wie man im Dorfe vernahm, ein Verwandter der Marquise, der Gesellschafterin der Lady, und der Agent einer großen Turiner Seidenmanufactur, Namens *Maldigri*, war früher Offizier in sardinischen Diensten, und deshalb von den Engländern mit etwas geringerm Hochmuth in ihrer Gesellschaft geduldet, als sie sonst gegen Civilisten und Fremde zu zeigen pflegen, – ein Verhältniß, das der Sarde übrigens sehr bald durch seine Persönlichkeit zu einer Behandlung unbedingter Hochachtung und Gleichstellung umzuwandeln verstanden hatte, – als Major Maldigri also den Derwisch schon am andern Tage aufgesucht, hatte dieser geschickt verstanden, dem Besuch auszuweichen und war, so oft der Major erschien, nicht zu finden.

Die Cottage, welche die Gesellschaft des Baronets bewohnte, bestand aus einer Reihe von Gebäuden. Auf der Höhe des Hügels, zunächst dem Dorf, erhoben sich die Wirthschaftsgebäude und Bungalows, lange, einstöckige und niedere Steingebäude mit Rohr gedeckt, die zur Wohnung der Beamten und der zahlreichen Dienerschaft dienten und durch einen ziemlich weiten Raum und hohe Hecken von schönen Akazien von den Pavillons der Herrschaft getrennt waren. Diese lagen nach der Seeseite, am Abhang desselben Hügelrückens, umgeben von prächtigen Mangowäldchen und gewährten eine reizende Aussicht und eine köstliche, in diesem Klima erfrischende Luft. Sie bestanden aus einer Anzahl theils verbundener, theils einzeln stehender Kiosks von der leichten, zierlichen Bauart des Orients aus Holz und Rohr, im Innern mit allem Luxus europäischer Civilisation und indischer Üppigkeit geschmückt. Weiter hin über ein Wäldchen Tamarinden ragten von der Spitze eines von den Bäumen verdeckten Hügels die Kronen majestätischer Palmen und glänzte der vergoldete Knopf eines chinesischen Sommerhauses, dessen reizende Einsamkeit die Lady zu ihrem Lieblingsaufenthalt erkoren hatte.

Der erste Schimmer der dritten Morgenröthe dämmerte über dem fernen Streif des Meeres am Horizont, als sich auf dem mit tausend Blumen übersäeten Platz vor der Cottage des Nabob die Gesellschaft seiner Gäste zu einem Jagdzug in's Innere des Landes versammelte.

Die Elephanten mit ihren Haudah's, darin die Büchsen und Flinten der Jäger, standen bereit, die Pferde stampften ungeduldig den Boden und eine Unzahl Treiber und Diener beschäftigte sich mit den Anstalten zum Aufbruch, dem Aufladen von Jagdzelten auf Packochsen und hundert anderen Dingen, wie sie zur Bequemlichkeit eines englischen Jagdzuges nöthig sind.

Der Nissam – der Fürst von Heiderabad, – hatte den Baronet zu einer Elephantenjagd in den Wäldern und Teichen an der Grenze seines Gebiets eingeladen und Hunderte von Bauern und Jägern waren bereits an jener Stelle versammelt, um das Wild aufzusuchen und das Jagdlager zu errichten. Das Jagdrendezvous war lange vorher bestimmt und Sir Mallingham hatte die Einladung schon in Madras angenommen, war aber jetzt durch Unwohlsein verhindert, sogleich mit aufzubrechen und wollte erst in einigen Tagen die Cottage verlassen und nachkommen, während sich seine Gesellschaft einstweilen auf der Jagd an dem zahlreichen Wild der Dschungeln ergötzen sollte, denn solche Jagdparteien dauern oft mehrere Wochen.

Jetzt stand er vor der Thür des Pavillons, den er bewohnte, von seinen Gästen Abschied nehmend und ihnen noch einige Aufträge an den Nissam ertheilend. Die matte erschlafte Miene zeigte, daß sich der reiche und mächtige Mann nur ungern so früh von seinem Lager getrennt und den Abschied so sehr als möglich zu beschleunigen wünschte.

»Es ist fatal,« sagte er, – »daß der Mensch, welcher als der beste Jäger und geschickteste Spürer gilt, dieser Caulathy Mudaly, selbst durch eine Belohnung nicht zu bewegen war, Sie zu begleiten, und behauptet, durch das Bischen Züchtigung, die ihm verdienstermaßen geworden, so krank zu sein, daß er die Glieder nicht rühren kann. Indeß, ich werde den Burschen selbst mitbringen, wenn ich nächsten Donnerstag aufbreche, verlassen Sie sich darauf. Ich hoffe, Sie werden uns einiges Wild übrig lassen. – Lieutenant *Eglinton*, es ist doch etwas gewagt, daß Sie solchen Strapazen Ihren prächtigen Renner aussetzen wollen. Man sagte mir, daß ›Rookeby‹ Ihnen beim letzten Rennen in Madras tausend Pfund in Wetten und Preisen eingebracht habe.«

Der junge Dragoner-Offizier, den er anredete, und welcher derselbe war, der mit dem Major die unglückliche Wittve von ihrer Marter befreit hatte, erröthete leicht. »Ich muß das Pferd an die Strapazen des Feldlagers gewöhnen, Sir,« sagte er höflich. »Ich glaube nicht, daß Rookeby länger im Stande ist, mit Glück das Feld zu behaupten und habe ihn daher zum Campagnepferd bestimmt.«

»Nun, wie Sie wollen, Sir – ich biete Ihnen nochmals zweitausend Pfund dafür, aber ich werde mich hüten, das Gebot zu wiederholen, wenn wir von dem Jagdzug zurück kommen. Aber nun, meine Herren, in die Haudah's oder die Sättel – es streicht ein scharfer Wind durch die Berge und wir Männer von der Feder und vom grünen Tisch sind nicht so abgehärtet dagegen wie Sie. Also – gute Reise und glückliche Jagd. Remember Sie sich bei dem Aufbruch aber gefälligst, daß Mylady noch in ihrem Morgenschlummer liegt, und ich ihre Migräne den Tag über allein zu tragen haben werde, wenn sie gestört wird.«

Er verbeugte sich höflich und kehrte in seine Gemächer zurück, während die Jäger sich auf die Pferde schwangen oder die Elephanten bestiegen und der älteste Schobedar das Zeichen zum Abmarsch gab.

Der Schlaf der Lady schien aber dennoch gestört; denn als zufällig Major Maldigri hinübersah nach dem Pavillon, wo, wie er wußte, das Schlafgemach der Dame lag, sah er den Vorhang sich leicht bewegen, und glaubte zwischen den Spalten der Jalousien einen Augenblick lang eine feine weiße Hand, gleichsam zum Abschied, sich bewegen sehen. Wie er schärfer hinblickte, war sie verschwunden, auf dem Antlitz des jungen Dragonerlieutenants aber begegnete er einer flammenden Röthe und verlegen beugte dieser sich nieder auf die Mähne seines edlen Pferdes, als sein Auge dem ernsten Blick des Sardiniers begegnete.

Nach und nach verklang das Geräusch des Zuges und die Stille und feierliche Ruhe einer erhabenen Tropennatur trat wieder rings umher ein.

Hätte ein Auge ihm nachgeschaut – und wer weiß, ob es nicht der Fall war – es hätte die lange Reihe der Menschen und Thiere noch an den jenseitigen Bergabhängen sich hinaufwinden sehen, einer mächtigen farbigen Schlange gleich, – als jetzt der erste Sonnenstrahl über die Kronen der Palmen zuckte.

War es der Widerschein einer Fata Morgana der Morgennebel – nahte ein anderer Zug der Cottage des Nabob? daß dort von der entgegengesetzten Bergwand her die Mangrovebüsche in schlängelnden Bewegungen sich beugten und regten, daß die Gipfel der jungen Tamarinden sich krümmten und emporschnellten, gleich als würden ihre zarten Stämme durch eine vorbeistreifende Masse gedrückt – – die seltsamen Bewegungen, der unsichtbare Zug schien seine Richtung nach dem Palmenhügel zu nehmen, wo zwischen den Riesenstämmen der Kiosk mit seiner goldenen Kuppel im Sonnenlicht flammte!

Es war um die Mittagszeit – die Hitze entsetzlich. Der Monsoon, der heiße Seewind aus dem Süden hatte während des ganzen Vormittags geweht, und die Natur selbst schien ermattet, lechzend nach einem kühlen Hauch.

Kein Europäer ließ sich blicken – jeder hätte gefürchtet, der drohenden Gefahr des Sonnenstichs zur Beute zu werden. Auch die Indier hatten jede Arbeit im Freien eingestellt und hielten sich innerhalb ihrer Hütten – selbst das Gekreis der Papageien, das Geschrei der Affen war verstummt in dieser jede Bewegung lähmenden feurigen Atmosphäre.

Aber nein, nicht alles Lebendige ruhte: zwei Wesen trotzten der furchtbaren Sonnengluth und der verzehnfachten Anstrengung, und merkwürdiger Weise war das eine derselben ein Europäer – ein Engländer – das andere sein Pferd.

Im Galopp kam der kühne Reiter von den Bergen im Westen her, sorgfältig bemüht, zwischen sich und der Cottage den verdeckenden Zug der Hügel zu halten, oder wenigstens den Schutz der Bäume und Hecken zu haben.

Überflüssiges Bemühen! Wer dachte jetzt daran, sich von den Matten des Lagers zu erheben und nach dem Wolf umherzuspähen, der sich einschleichen will in den Stall des Hirten, sein bestes Lamm zu stehlen?

Es war einer der Jäger, die vor Sonnenaufgang von der Cottage ausgezogen waren nach dem Gebiet des Nisam.

Es war der junge Dragoner-Offizier – Lieutenant Eglinton – auf seinem Renner ›Rookeby‹, den er dem Nabob nicht für zweitausend Pfund verkaufen wollte, obschon das Pferd in der That sein einziges Besitzthum von Werth war.

Aber wie sahen Roß und Reiter aus!

Weißer Schaum bedeckte die Flanken des Thieres, die heftig auf und nieder wogten, dazwischen zeigten sich breite Streifen von Blut, die Spuren der scharfen Sporen des unerbittlichen Reiters, der das Thier zu dem Laufe gezwungen; die Nüstern waren weit geöffnet und warfen weiße Flocken, die Augen schienen von blutigen Adern durchzogen.

Wenn der Reiter einen Augenblick im Galopp anhielt, um sich zu orientiren und eine möglichst verborgene Richtung zu nehmen, dann schien das edle Thier zu schwanken wie ein Betrunkener.

Man sah, daß es bald am Ende seiner Kräfte war.

Aber wiederum stachelte es das Eisen des unbarmherzigen Reiters und trieb es weiter.

Diesen selbst schien nur ein unbezwinglicher Wille, ein Alles überwältigender Gedanke aufrecht zu erhalten. Er hatte die zusammengebrochenen Stücke eines Pisangblattes gleich einem großen Schirm und Hut über seinen Kopf gebunden und das weite weiße Leinentuch, was den Nacken schützte, flatterte im Luftzuge des Rittes. Eben so vermummt waren seine Hände. Trotz dieser Vorsicht mußte er entsetzlich gelitten haben. Sein sonst ziemlich weißes feines Gesicht war dunkelroth und in Strömen von Schweiß gebadet, sein Athem, gleich dem seines Pferdes, ein Keuchen.

Roß und Reiter hatten an diesem Tage bereits sechsundfünfzig englische Meilen – achtundzwanzig davon im vollen Sonnenbrande eines indischen Sommertages gemacht.

Wie er sich fortgestohlen von dem ersten Lagerplatz der Jagdgesellschaft – welchen Vorwand er gebraucht, zurückzubleiben, oder auf eigne Hand einen Abstecher in die Bergschluchten zur Seite zu machen, – das ist gleichgiltig. Vielleicht um Wild, das er verfolgt – vielleicht die Ruinen einer alten Mahrattenburg, die er näher zu beschauen wünscht – die meisten seiner Gefährten schliefen während der heißen Stunden und kümmerten sich nicht einer um den andern. Wer hätte ein solches wahnsinniges Unternehmen für möglich gehalten.

Nur der Sardinier hatte den jungen Mann beobachtet, seine Unruhe bemerkt, gesehen, wie genau er auf die Richtung des Weges achtete und sie häufig mit dem Miniatur-Compaß verglich, der als Berlocque an seiner Uhrkette hing.

Aber er hatte wirklich seinen Willen durchgesetzt, jetzt schien er am Ziel angekommen zu sein. Er war am Rande des Tamarindenhains, der den Palmenhügel umgab, von der entgegengesetzten Seite der Cottage. Hier hielt er sein Pferd im Schatten der weit gestreckten Äste an und stieg langsam und ermattet ab.

Das Pferd, sobald es von seiner Last befreit war, stürzte in die Knie und warf sich auf die Seite.

»Armer Rookeby, braves Thier,« sagte der junge Offizier, indem er den Sattelgurt lockerte und das Kopfzeug ihm abnahm, »o, wenn Du das überstehst, bist Du das beste Pferd in ganz Indien und nimmst es mit dem edelsten Blut des Abdahlis auf. Was ich thun kann, Dich zu erfrischen, soll geschehen, und mußst Du für Deinen Herrn büßen, nun so stirb mit dem Gedanken daß Du ihn zu seinem Glück getragen hast.«

Er hatte die Stelle nicht ohne Absicht gewählt. Etwa fünfzig Schritt entfernt, im Schutz der Mangrovebüsche, sprudelte eine kleine Quelle aus der Hügelwand, ward in ein kleines Steinbecken aufgefangen und suchte dann ihren kurzen Weg zu dem Gandlagama. Der junge Offizier hatte sich seiner seltsamen Verhüllung entledigt, er nahm seinen schönen Panamahut

von jenem ausgezeichneten elastischen Geflecht, das so fein ist, daß kein Wasser durchzudringen vermag, in die Hand, um sich seiner als Gefäß zu bedienen, und schritt zur Quelle.

Plötzlich schreckte er zurück und fuhr mit der Hand nach seiner Brusttasche.

An der Quelle ruhte unter den Büschen ein Mann, halb erhoben, den Kopf in die Hand gestützt, und seine dunklen schwarzen Augen beobachteten das Thun des Faringi.

Der junge Offizier hatte sich jedoch bald wieder beruhigt – er ließ den Griff seines Revolvers los, den er gefaßt – er sah, daß der Mann zu den Eingebornen gehörte und er begriff nach seinen Erfahrungen, daß ihm keine Gefahr von jenem drohe, ja daß es leicht sein werde, seine Hilfe und sein Schweigen zu erkaufen.

Überdies schien ihm das Gesicht des Mannes nicht ganz unbekannt. Dieser trug die ärmliche Kleidung eines wandernden Fakirs und die bezeichnende hohe wollene Mütze.

»Höre, Freund,« sagte der junge Dragoner in schlechtem und gebrochenem Hindostanisch zu dem Fremden, der bisher unbeweglich geblieben, »Du kannst mir einen Dienst leisten und sollst gut belohnt werden. Mein Pferd ist unter mir zusammengebrochen, erschöpft von der entsetzlichen Hitze. Hilf mir, einiges Wasser zu ihm tragen und es abreiben, sonst fürchte ich, verendet das Thier.«

Der Derwisch, denn es war der Gast Caulathy Mudaly's, den Eglinton hier getroffen, erhob sich schweigend, füllte seine Kürbisflasche an dem Brunnen mit frischem Wasser und schritt dem Offizier voran zu der Stelle, wo das Pferd lag.

»Nur ein Narr oder ein Verliebter kann so reiten,« sagte er mit hindostanischem Accent auf Englisch. »Das Thier ist dem Tode verfallen, wenn keine Luft in seine Lungen kommt.«

Ohne sich um den erstaunten Besitzer zu kümmern, kniete er nieder, zog ein kleines Messer aus der Tasche von Schakalsfell, die er an seiner Seite trug, befühlte mit sachkundiger Hand den Hals des Pferdes und stieß dann die Spitze des Messers in die Stelle, die er zwischen seinen Fingern hielt.

Das Blut sprang in einem rothen Bogen. Das edle Thier schnaubte, fühlte sich aber offenbar bald erleichtert, hörte auf zu zucken und blieb ganz ruhig liegen.

»Nimm ihm den Sattel vollends ab, oder Du wirst es nie wieder besteigen,« sagte der Derwisch in einem rauhen, fast befehlenden Ton. Dann, ohne sich darum, ob seine Weisung befolgt werde, oder um den Fluß der geöffneten Ader zu bekümmern, faßte er mit beiden Händen das Gebiß des Pferdes, drückte es fest zusammen, legte den Mund an seine Nüstern und blies lange und wiederholt hinein.

Die Brust des wackern Thieres schien aufzuschwellen, ein Gurgeln ließ sich in seiner Kehle hören, endlich entriß es mit einem heftigen Ruck seinen Vorderkopf den Händen des Fakirs und ein langes kräftiges Schnauben verkündete, daß die Circulation des Athems durch die Bluterleichterung wieder vollkommen hergestellt war.

»Jetzt,« sagte der Derwisch, »geh Deinen Geschäften nach, wegen deren Du dies edle Roß fast dem Tode überliefert. Ich werde dafür sorgen, und wenn Du zurückkehrst, wirst Du es frisch und kräftig an den Stamm jener Tamarinde gebunden finden. Ein andres Mal aber, eigensüchtiger Christ, bedenke, daß Allah das Leben allen Geschöpfen gegeben hat, und daß die Vorsicht, die Du zur Wahrung Deines Hauptes vor dem glühenden Strahl seiner Sonne gebraucht hast, auch dem Leben Deines stummen Dieners gebührt hätte.«

»Es ist wahr,« sagte beschämt der junge Mann, »ich dachte nicht daran. Du hast mir einen großen Dienst erwiesen, Mann, und wirst mir einen noch größern erweisen, wenn Du keinem Menschen sagen willst, daß Du mich hier gesehen. Ich erinnere mich Deiner aus der Nacht unserer Ankunft, Du bist einer der Bewohner des Dorfes. Nimm diese Guinee und Du sollst eine zweite erhalten, wenn Du mein Pferd mir hier sicher verwahren willst, bis ich zurückkehre, und es nöthigenfalls vor fremden Augen verbirgst. Ich habe Etwas in der Cottage vergessen und möchte Niemand durch meine Rückkehr stören.«

»Behalte Dein Geld,« entgegnete rauh der Andere, indem er die geschlagene Ader des Thieres kunstgerecht schloß, »Sofi verachtet alles Geld der Faringi. – Nimm Dich vor den Augen Deiner Brüder in Acht – mich kümmert nicht, was Du in dem Hause des geizigen Zemindar zu thun hast.«

Ohne weiter auf den Engländer zu achten, begann er das Pferd mit Blättern und Gras abzureiben, kühlte seine Schläfe und seine Brust mit Wasser und wusch ihm Nüstern und Mund aus.

Lieutenant Eglinton, ohnehin von dem Wunsch gedrängt fortzukommen, sah ein, daß er dem seltsamen Helfer ohne weiteres Versprechen vertrauen müsse; so wandte er sich zu der Quelle, wusch dort Hände und Gesicht, ordnete einige Augenblicke seine Kleidung und verschwand dann in den Gebüsch, quer durch Gehölz und Buschwerk emporsteigend nach der Spitze des Hügels.

Der Derwisch sah ihm spöttisch nach – dann setzte er eine kleine Schilfpfeife an die Lippen und entlockte ihr einen hellen, aber nicht unangenehmen Ton, der wie der Schlag einer Wachtel klang.

Einige Augenblicke darauf wurden die Zweige der Mangroven auf der entgegengesetzten Seite zurückgebogen, und das braune Gesicht Caulathy Mudaly's erschien zwischen ihnen.

»Hast Du den Faringi gesehen?«

»Hat Caulathy die Augen eines Jägers oder ist er ein Maulwurf?« war die Gegenfrage.

»Wohl! so folge ihm und berichte mir, wohin er geht!«

Der Ryot machte das Zeichen der Bejahung und verschwand wie der Engländer in den Büschen, während der Derwisch fortfuhr, sich mit dem Pferde zu beschäftigen und dasselbe jetzt vorsichtig zu tränken. –

Eine halbe Stunde mochte verflossen sein, als die Zweige auf's Neue heftig auseinander gerissen wurden, und die Gestalt des Indiers aus den freien Platz sprang.

Seine gelbe Broncefärbung hatte sich in ein schmutziges Grau verwandelt, die Augäpfel standen weit hervor, – der Mund war geöffnet – ein tödtlicher, entsetzlicher Schrecken brückte sich in allen Mienen und Geberden aus.

Noch vermochte er nicht zu sprechen, als der Derwisch ihn am Arm schüttelte.

»Inshallah! Mensch – rede – sprich – was ist geschehen!«

Der Hindu deutete entsetzt nach oben – seine Lippen bewegten sich endlich mit Mühe und stammelten ein einziges Wort. Es hieß – – –

In dem Gemach, in dem der Nabob seine Siesta hielt und die heißen Stunden des Tages verbrachte, herrschte ein mildes Halblicht, durch die geschlossenen Jalousieen, und niedergelassenen Gardinen hervorgebracht.

Der reiche Mann hatte seine gewöhnliche Kleidung mit einer weiten, leichten Tracht von weißem Zeug vertauscht, in der er auf den Roßhaarkissen des Divans ruhte, die Bernsteinspitze der Hukah zwischen den schmalen Lippen, während ein in gelben indischen Mousselin gekleideter Negerknabe die Kohlen auf dem persischen Tabak glühend erhielt und ein anderer Diener, der Tschauri-Badar, die Panka – den über dem Ruhebett von der Decke frei schwebenden großen Baumwollenschirm – mit einem Bambusstabe in drehende Bewegung setzte, so daß ein fortwährender Luftzug im Zimmer entstand, was am meisten zu dessen Kühlung beitrug. Zur Abwechslung ergriff der Diener auch den in goldnen Stiel gefaßten Wedel mit dem Kuhschwanz der langhaarigen Kühe von Nepal, und verscheuchte die unglückliche Fliege, die es gewagt hatte, dem Gebieter zu nahe zu kommen.

Die Hand desselben hielt ein Blatt der Times und hob es zuweilen zur Höhe der Augen, um diesen zu gestatten, einige Momente auf den Zeilen zu ruhen, sank aber bald wieder nieder – ja selbst die Lippen waren oft zu träge, das Mundstück des Wasserrohrs zu halten und ließen es entschlüpfen.

Auf den Fußspitzen, gleich als dürfe er die Ruhe des Gebieters nicht stören, schlich der Knabe dann herbei, hob das Rohr auf, tauchte die Spitze in eine Schaal mit Rosenwasser und steckte sie wieder zwischen die Lippen des Herrn.

»*Goddam!*« stöhnte dieser – »es ist eine Hitze heute zum Ersticken und will gar nicht enden. Wie viel Grad, sieh nach, *Kuleini?*«

Die Worte kamen langsam wie abgebrochene Laute aus dem Mund – der reiche, mächtige Mann scheute selbst die Anstrengung des Sprechens.

»Ich werde den Sirdar fragen,« sagte der Diener. »Es ist sein Amt.«

»Schurke! – der Thermometer hängt dicht hinter Dir an der Jalousie. Den Augenblick sieh nach oder ich lasse Dir die Bastonade geben.«

Der Diener ging zögernd nach der Stelle, wo der Thermometer hing. Er besah ihn von oben bis unten und kam dann zurück.

»Verzeih, Sahib – aber ich könnte die Zeichen falsch deuten!«

»Dummkopf!« murmelte der Rath, indem er sich auf die andere Seite warf. »Das hättest Du gleich sagen sollen! Frage den Sirdar. – Wer ist im Vorzimmer?«

»Aly Karam, der Deputy-Collector, Sahib. Er will den Staub zu Deinen Füßen küssen, ehe er weiter reift.«

»Laß ihn herein kommen.«

Der Tschauri klopfte mit einem Silberstäbchen an eine Glasglocke, worauf ein anderer Diener durch die Thür eintrat. Diesem sagte der erste den Befehl des Herrn, worauf derselbe die Thür nochmals öffnete und dem harrenden Collector winkte, einzutreten.

Der Tschauri hatte unterdeß den Thermometer abgenommen und trug ihn hinaus, um von seinem Vorgesetzten nachsehen zu lassen, wie hoch das Quecksilber stand.

Als er zurückkam, meldete er 103 Grad.¹

Der Steuereinnnehmer war unterdeß, indem er die Pantoffel vor der Schwelle ließ, eingetreten und nahte mit tiefen Verbeugungen.

»Möge Dein Schatten niemals geringer werden, o Sahib-Sahib,« sagte er demüthig. »Ich komme, um mich bei Dir zu beurlauben, ehe ich mit den Sepoy's weiterziehe zu den Dörfern

¹Fahrenheit.

am Ufer des Gandlagama. Ich bitte Dich, mir Deine Huld zu erhalten und an Deinen Knecht zu denken.«

»Hast Du die rückständigen Steuern sämmtlich einbekommen?«

»Ich habe mit Deinem Verwalter Abrechnung gehalten,« berichtete der Collector, – »es fehlen noch fünfzehn Rupien an der Landpacht und den Salzgeldern, aber Deine Zehnten sind bis auf wenige Annah's in Ordnung. Wir haben vier der Hartnäckigsten die Zugochsen verkaufen müssen, obschon sie sagten, sie könnten ohne deren Hilfe die Ernte nicht einbringen.«

»Die Kerle werden sich schon irgendwo andere stehlen. Es muß auf Ordnung gehalten werden. Ich fürchte, Aly Karam, Du bist zu nachsichtig in Deinem Geschäft – man darf mit dieser trügerischen Brut kein Mitleiden haben.«

»O Sahib-Sahib,« rief der Steuerempfänger – »lasse die schlimme Wolke Deines Mißtrauens nicht über dem Haupte Deines Dieners. Mashallah! was kann ich thun? Ich habe seit acht Tagen vierundvierzig Männer und Weiber in's Annundal sperren und wohl dreißig die Kittie geben lassen müssen, so verstockt sind diese Bursche. Ich brauche Deine Gunst, wie die Pflanze den Thau! Warum sollte ich lässig sein? – Ich habe gehört, daß die Stelle des Collectors im Bezirk nächstens erledigt werden soll. Wenn der Strahl Deines Wohlwollens auf mich fiele – Wallah! – ich wäre ein glücklicher Mensch und würde gern tausend Rupien zu Deinen Füßen legen!«

»Ich fürchte, es wird nicht gehen – die Collectorstellen werden gewöhnlich nur mit Europäern besetzt!«

»Ich weiß, was ich bin, Nichts – ein Hauch – ein Ding ohne Werth, aber ich bin ein ergebener Mann und kenne den Dienst! Ich glaube, daß ich dreitausend Rupien beschaffen kann und bitte Dich, einstweilen diesen Ring anzunehmen für das Fehlende an den Steuern des Dorfs.«

Er legte den kostbaren Smaragd, den er dem armen Munsiff genommen, auf einen Tisch von Rosenholz, der zu den Füßen des Ruhebettes stand.

Der Ring war nicht 500 Rupien, wie der darin unerfahrene Verwalter ihn geschätzt, sondern mindestens das Fünffache werth.

Es ist übrigens – wir müssen das zur Verständniß der Sitten bemerken – das Geschenkgeben und Nehmen in Indien ein ganz gewöhnlicher Gebrauch. Nur besteht seit einiger Zeit die Verordnung, daß jeder Beamte oder Angestellter der Compagnie die empfangenen Geschenke an den allgemeinen Schatz abliefern *soll*, und zu deren Empfangnahme begleitet z. B. bei Gesandtschaften an die eingebornen Fürsten ein besonderer Beamter, der Babu, den Zug. Daß natürlich dabei die gewissenlosesten Unterschleife getrieben werden und der Geiz und Betrug vollen Spielraum behalten, ist selbstverständlich.

In diesem Augenblick klopfte es leise an eine Seitenthür zu Füßen des Divans. Sie wurde halb geöffnet, und die zierliche, feine Gestalt der Marquise von Deprevaille erschien auf der Schwelle.

»Verzeihung, Sir – ich fürchtete nicht, zu stören, und ziehe mich zurück.«

Der Nabob machte eine Bewegung, als wolle er sich erheben, »Madame, ich bitte, bleiben Sie – Sie wissen, daß Sie mir stets willkommen sind. Wir werden über die Angelegenheit weiter sprechen, Aly Karam, wenn ich nach Madras zurückgekehrt bin. Einstweilen bemühe Dich, Deinen Dienst gut zu versehen und hüte Dich vor jeder thörichten Nachsicht. Das Gesindel verdient sie nicht und die Kassen der Compagnie brauchen ihr Geld.«

Der Steuereinnnehmer entfernte sich rückwärts schreitend unter demüthigen Verbeugungen.

Die junge Wittwe, denn eine solche war die Marquise nach ihrer Angabe, war näher getreten, und als der Baronet die Bewegung wiederholte, sich höflich zu erheben, eilte sie an seine Seite und ihre reizende kleine Hand drückte ihn selbst auf das Lager zurück.

»Ich bitte, Sir – wenn meine Gesellschaft nicht zudringlich erscheinen soll, – keine Störung in Ihrer Ruhe und Bequemlichkeit! Da ich unsern lieben Edward nicht bei mir haben konnte und mich heute weniger angegriffen von der Hitze fühle, kam ich auf den Gedanken, Ihnen meinen Besuch zu machen und Sie zu fragen, ob ich Ihnen die Zeitungen vorlesen soll.«

Der Rath lächelte halb freundlich, halb schmerzlich. Die Aufmerksamkeit that ihm wohl und zugleich erinnerte er sich, daß seine Frau, die vornehme Dame, nie daran gedacht hatte, ihm eine ähnliche Freundlichkeit zu erweisen.

»Bitte, nehmen Sie Platz, Madame,« sagte er höflich. »Ihre Güte bleibt sich immer gleich, aber ich kann Sie bei dieser Atmosphäre unmöglich ermüden mit den Debatten des Parlaments. Lassen Sie uns plaudern, Madame – ich vergesse meine Leiden und meine Sorgen stets in Ihrer Gesellschaft. – Einen Sessel für die Frau Marquise, Schurke!«

Obschon das Herbeitragen der Sessel keineswegs zu den Amtspflichten des Tschauri-Badar gehörte, war der Ton des Gebieters diesmal doch so streng und keinen Widerspruch duldend, daß der Hindu-Diener sich beeilte, zu gehorchen.

Die Marquise spielte mit den Zeitungsblättern, die dem Baronet entfallen waren, gleich als erwarte sie eine Frage, die auch nicht ausblieb.

»Sie sagten, Madame,« wandte der Nabob sich zu ihr, – »daß Edward nicht bei Ihnen sei. Darf ich fragen, warum nicht und wo er sich befindet? Sie wissen, wie ruhig ich bin, wenn ich ihn unter Ihrer Obhut weiß.«

»O, ohne Besorgniß, Sir! Mylady hat den Knaben zu sich in den Kiosk auf dem Palmenhügel holen lassen, wo sie ihre Siesta zu halten pflegt. Mylady will gewiß des Knaben Gegenwart mit mütterlicher Zärtlichkeit genießen, darum hat sie ihre Dienerinnen entfernt.«

Der Baronet sah aus seiner Lethargie aus. Es lag etwas in dem süßen, entschuldigenden Ton der Marquise, das ihm durchaus nicht gefiel.

»Die Dienerinnen fortgeschickt? was ist das für eine neue Laune von Mylady? – Es könnte ihr und dem Kinde irgend etwas passiren.«

»O bewahre, Sir – der Pavillon ist ja so nahe, Sie können von hier aus die Kuppel über den Bäumen her sehen. Überdies ist ja unser lieber Edward nicht mehr so jung. Er ist – lassen Sie sehen – im nächsten Monat drei Jahre. – Richtig – ich erinnere mich – er ist gerade ein Jahr später geboren, als das achte leichte Dragonerregiment, bei dem Lieutenant Eglinton steht, aus England nach Madras kam.«

Wiederum waren die Worte so naiv unbefangen, so zufällig und anscheinend absichtslos, – und dennoch zuckte der Rath unwillkürlich zusammen, und zwischen seinen Augenbrauen zeichnete sich eine häßliche Falte.

Die Marquise hatte unterdeß ein Blatt der Morning-Post ergriffen und las einige Hofnachrichten mit gleichgiltigem Tone vor, hin und wieder dazwischen plaudernd und den Baronet beschäftigend.

»Ah, Lord Vere ist bei Hofe empfangen worden. Sein Sohn, der Colonel, hat den Bathorden erhalten für die Bravour beim Sturm auf den Redan. Schade, daß eine russische Kugel ihn nicht getroffen. Eglinton hätte dann eine Aussicht mehr auf die Pairie!«

»Wie so – auf welche?«

Die Französin überhörte die Frage. »A propos! was hatte doch unser hübscher Lieutenant wohl vergessen, daß er sich von dem Zuge trennte und bei der brennenden Sonnenhitze noch ein Mal zurückkehrte!«

»Wie – Lieutenant Eglinton wäre zurückgekehrt!«

»Ei – wissen Sie das nicht? – Gewiß hat er Sie nicht stören wollen. Vor kaum einer Stunde sah ich ihn ganz deutlich mit dem Glase auf seinem ›Rookeby‹ die Hügel herunter galoppiren. Er ritt an der Seite des Thales entlang. Wenn er nur nicht den Sonnenstich bekommt!«

Der Baronet trocknete mit dem Foulard von chinesischer Seide den Schweiß von seiner Stirn. »Der Geck,« murmelte er – »um das Bischen Hirn, was der Bursche hat, wäre es nicht schade.«

»*Fi donc*, Sir – wer wird so boshaft sein. Sie haben Unrecht. Lieutenant *Eglinton-Waterford* ist nicht bloß ein hübscher, sondern auch ein ganz gescheuter Mann. Wir Frauen verstehen das zu beurtheilen. Aber – *mon Dieu*, was ist Ihnen, Sir?«

Der Baronet war bei der Nennung des Namens wie eine Stahlfeder in die Höhe geschneit – sein Gesicht war todtbleich.

»Was – wen nannten Sie so eben, Madame? – den Namen!«

Seine Hand packte krampfhaft ihren Arm.

»Ei, wen anders als Lieutenant *Eglinton-Waterford* – unsern *Eglinton*, Ihren Gast, Sir.«

Der Baronet stand aufrecht vor ihr. Seine Lippen, seine Hände zitterten sichtbar, doch suchte er sich gewaltsam zu fassen.

»Wie kommen Sie dazu, Frau Marquise, dem Lieutenant *Eglinton* den Namen *Waterford* zu geben?«

»Er ist ja der seine. Wissen Sie das nicht? Die Familie heißt *Eglinton-Waterford*, wenigstens führte er den letztern Namen bis zum Tode seines zweiten Bruders, als er noch beim Stabe des Vice-Königs in Dublin stand. Als *Waterford* ist er gerade mit den *de Vere's* verwandt. Mein Gott, wie schlecht Sie Ihren Adelskalender im Kopf haben, Sir!«

Die Todtenblässe des Baronet war in eine dunkle Röthe übergegangen, seine Augen flammten; – der hartherzige, egoistische, verlebte Mann schien wirklich schön und erhaben in diesem Ausbruch der Leidenschaft.

»Die Beweise, Madame, die Beweise!«

»*Mon dieu!* ich wiederhole Ihnen, es ist ja eine ganz bekannte Sache. Überdies – ich glaube sogar – ich habe zufällig das Stück eines Briefcouverts an ihn in der Tasche, das heute Morgen der Wind unter meine Veranda jagte. Die Herren Jäger gehen fahrlässig mit ihren Patronenpfropfen um. Es war so zierliches, duftiges Papier, darum hob ich es auf und steckte es zu mir, um *Lionel* bei der Heimkehr zu necken.«

Sie warf den Vornamen so leicht hin, suchte einige Augenblicke in der Tasche ihrer Robe und brachte dann das zerknitterte Papier zum Vorschein.

»Richtig – dieses ist es!«

»Geben Sie!«

Er nahm ihr fast unhöflich das Papier aus der Hand.

Es war die Hälfte eines mitten durchgerissenen zierlichen Couverts, auf dem die Schrift, trotz der Schwärzung durch Pulver und trotz der Risse noch deutlich erkennbar, und hatte wahrscheinlich zur Patrone gedient, war aber beim Herausziehen der Kugel auf den Boden gefallen.

Die Schrift war eine Damenhand.

Der Baronet lachte höhnisch auf, – der Ton war fast schauerlich.

»Und diesen Lieutenant Eglinton-Waterford haben Sie vor einer Stunde nach der Cottage zurückkehren sehen?«

»Ganz gewiß. Aber sagen Sie mir, was ist an alledem so Ungewöhnliches? was soll das bedeuten? – ich habe doch nicht Unrecht gethan, Ihnen das zufällig zu erzählen?«

»O nein, Madame, nein! im Gegentheil, ich bin Ihnen zum höchsten Dank verpflichtet, ich und Lady Mallingham, meine – Gemahlin!«

Er stand bereits an einem zierlichen Bureau von Acajouholz, mit Silber- und Elfenbein-Mosaiken ausgelegt, und suchte ein Behältniß aufzuschließen. Aber seine Hände zitterten so stark, daß er den Schlüssel nicht in das Schloß zu bringen vermochte, und mit einem ungeduldigen heftigen Faustschlag zertrümmerte er den Deckel.

Dann nahm er zwei schön gearbeitete kurze Pistolen von Lepage heraus, überzeugte sich, daß sie geladen, und ließ das Schloß spielen.

»Um Gotteswillen, Sir Mallingham! was wollen Sie thun? was soll das Alles bedeuten? Ihre Farbe wechselt fortwährend – Sie haben ein Fieber!«

»Nichts – in der Welt Nichts, Madame!«

Er öffnete das Fenster und stieß die Jalousieen auf.

Die Marquise versuchte ihn festzuhalten, wenigstens machte sie eine solche Bewegung.

»Wohin wollen Sie, Sir?«

»Wohin? – ich will Mylady fragen, ob sie weiß, daß Lieutenant Eglinton auch Waterford heißt!«

Er sprang, die Pistolen in der Hand, aus dem Fenster.

Die Marquise athmete tief auf, während sie die kleine zierliche Hand auf die Brust preßte. Ihr Auge funkelte einen Moment lang mit boshafter Schadenfreude.

»Endlich! – Wohl bekomm' die Überraschung, Mylady! – ich hoffe, diesmal sind meine Actien im Steigen!«

Sie folgte ihm rasch durch die Thür. Bestürzt – erstaunt sahen die Diener sich an – so hatten sie ihren gleichmüthigen starren Gebieter noch niemals gesehen. – – –

Als die Französin die offene Veranda erreichte, sah sie den Baronet, hoch aufgerichtet, mit hastigen Schritten quer über den Grund dem etwa achthundert bis tausend Schritt entfernten Palmenhügel zueilen.

Plötzlich stockte sein Fuß – er blieb stehen und schien zu horchen. –

Im nächsten Augenblicke hörte sie auch die Ursache dieser Zögerung.

Es war ein näher und näher kommendes Angstgeschrei – aus den Geranium- und Olean-derbüschen, die den Fuß des Hügels bedeckten, stürzte eine Gestalt hervor und schien mehr zu fliegen als zu laufen. Ihre Hände fuhren wild durch die Luft, von Zeit zu Zeit schaute sie, wie eine Verfolgung fürchtend, zurück.

Es war Zelima, die Tochter des Ryot, das junge schöne Mädchen, das die Lady nach seiner Rettung aus den Händen des Verwalters zu ihrer Leibdienerin gemacht.

Das Mädchen hatte jetzt den Baronet erreicht, an dessen Seite bereits die Marquise stand. Die Augen der Indierin starrten Schreck und Entsetzen – aus der keuchenden Brust rang sich nur ein Wort – ein Name – – ihre Hand wies zitternd nach den Palmen am Kiosk!

Seltsam! – Kein Lüftchen rührte sich in der noch immer schwülen Atmosphäre, und dennoch, – als die Französin ihre Augen zur Spitze des Hügels erhob, kam es ihr vor, als ob einer der gigantischen Baume hin und her schwankte und seine Blätterkrone tief zu dem Dickicht der Tamarindenbäume neige.

Das Innere des Pavillons auf der Spitze des Palmenhügels war mit allem Comfort eines englischen Boudoirs und dem Luxus eines indischen Frauengemachs ausgestattet.

In Stelle der Panka war der obere gewölbte Theil der Decke von einem vergoldeten, durch ein breites chinesisches Ober-Dach beschatteten Gitter gebildet, was einen fortwährenden leichten Luftzug unterhielt.

Die Wände des runden Gemachs waren mit Rosenholz getäfelt und reich vergoldet. Einige schöne Aquarells, englische Gegenden darstellend, hingen an den Wänden; die Staffelei, die in der Ecke des Gemachs stand, bewies, welche kunstfertige Hand diese Erinnerungen an die Heimath geschaffen.

Ein Bücherschrank, Stühle mit prächtigen Albums belastet, einige weibliche Handarbeiten und eine schöne englische Harfe zeigten die Beschäftigungen der reizenden Bewohnerin dieses indischen Tuskulums.

Ein köstlicher milder Duft erfüllte die Luft; er kam von einer einzigen Blume, der Champa, die in einem chinesischem Porzellengefäß mit Wasser stand, und von der eine einzige Blüthe genügt, ein Zimmer mit Wohlgeruch zu erfüllen.

Auf einem Tisch von dunklem goldgeäderten Marmor waren in Körbchen von Silberfiligran aus Bangkok¹ jene köstlichen Früchte Indiens aufgehäuft, zu deren Frische und Wohlgeschmack man in Europa nichts irgend Vergleichbares hat: der Durian, die Mitte zwischen Melonen und Ananas haltend, die Frucht eines prächtigen Baumes; die fast durchsichtige Mangustane oder indische Apfelsine, mit ihrem würzreichen Duft und ihrer kühlenden Frische, den feinen Geschmack der Traube, der Erdbeere, der Kirsche und der Orange mit dem Geruch der Himbeere vereinend, das ganze Jahr über ein Labsal in dem heißen Lande, denn zu allen Zeiten ist der Baum, der sie hervorbringt, mit Früchten und Blüthen bedeckt; – die Mango's, Guava's, Bananen, Orangen und Ananas und die köstliche kleine Nuß des riesigen Nieng-Lak-Baumes, von der das kleinste Stückchen in ein Glas Masser geworfen, demselben Frische und Wohlgeschmack mittheilt.

Das Zimmer hatte nur wenige, aber kostbare Möbel: einen großen Marmortisch und einige chinesische Rohrsessel. An einer Wand, der Thür gegenüber, stand dagegen ein überaus schönes, niederes und breites Ruhebett, aus kühlen, weichen Matten, und seidenen, mit bunten, chinesischen Bildern gestickten Kissen gebildet, und von einem großen Gazeschleier, der an vergoldeter Agraffe von der Decke hing, ganz umgeben.

Auf diesem Ruhebett lag, den Kopf in die Hand gestützt, die Lady. Ein weites, luftiges Gewand von weißem, indischen Mousselin umschloß, von einer grünen Schnur zusammengehalten, die schönen Formen des Körpers; die nackten, zierlichen Füßchen wiegten sich in

¹Der Hauptstadt Siam's, berühmt in diesen Arbeiten.

Pantoffeln von grünem Corduan. Eine jener prachtvollen, großen Lotosblumen von rosenrother Farbe, mit den goldfarbigen Staubfäden, war ihrer Hand entfallen und ruhte auf der feingeflochtenen Rohrdecke des Bodens, wo der dort liegende Knabe halb schlafend, halb wachend mit ihr spielte.

Die Jalousieen waren geschlossen, ließen aber mit dem vergoldeten Eisengitter der Decke genügendes Licht ein.

Trotz der schwülen, drückenden Atmosphäre schien die Lady wenig das Bedürfnis nach Ruhe zu empfinden, ihr Geist war vielmehr aufgeregt und unruhig. Von Zeit zu Zeit sogar erhob sie sich von dem Lager, ging nach den Jalousieen, die rings das Zimmer umgaben, öffnete eine oder die andere und schaute hinaus auf den Platz um den Kiosk und nach dem Grün des Wäldchens. Dann richteten ihre schönen Augen sich wieder auf eine kleine Pendüle von pariser Bronze, und ein Seufzer entfuhr den halbgeöffneten Lippen

Die Lady zählte jetzt etwa sechsundzwanzig Jahre und das Klima Indiens hatte wenig Einfluß auf ihre zarte Schönheit geübt, die noch ganz jenen durchsichtigen Teint bewahrte, welcher die Frauen der angelsächsischen Race auszeichnet. Mit dieser paarte sich jedoch das normannische Blut der mütterlichen Vorfahren in ihren Adern; denn während das blonde Haar, das schmachtende, blaue Auge und die Farbe des Gesichts jener Abstammung gehörte, zeigte die feste Bildung von Kinn, Nase und Stirn die Kraft ihrer Gefühle, ja selbst Leidenschaft, wenn sie erregt werden sollte.

»Ob er kommen wird – ob es ihm möglich gewesen, sich von der Gesellschaft zu trennen? – aber die Hitze ist entsetzlich, er kann nicht so wahnsinnig gewesen sein, den Ritt zu unternehmen.«

Und dennoch, obschon sie das sagte, sprang sie von Neuem auf und eilte an die Jalousieen.

Ein leichter Schrei entfuhr ihren Lippen, ihre Hand preßte sich auf das Herz, der Ausdruck ihres ganzen Gesichts verklärte sich. –

»Er ist wirklich da! – Lionel – hier – hier!«

Sie riß die Jalousie auf. Obschon ihr Ruf leise und gedämpft war, drang er doch zu dem aufmerksamen Ohr des Glücklichen.

Der Offizier, denn dieser war es, der quer durch das Wäldchen und die verschlungenen Liannengebüsche sich Bahn gebrochen, legte die Hand auf die Brüstung des Fensters und sprang in das Zimmer.

Seine erste Bewegung war, sich zu ihren Füßen niederzuwerfen und ihr Kleid und ihre Hände mit heißen, glühenden Küssen zu bedecken.

»Helene!«

»Lionel!«

Die Hand der jungen Frau wies nach dem schlaftrunkenen Kinde. »Hast Du denn Edward vergessen?«

»O, wie sollte ich, Helene,« sagte der junge Mann, indem er das Kind in seine Arme nahm und an seine Brust drückte. »Erinnert mich nicht jeder seiner Züge an seine Mutter, und jeder der ihren an sein theures Antlitz? Geliebte – ewig Geliebte – Eure beiden Bilder sind zu einem verschmolzen in meinem Herzen!«

Sie hing in seinen Armen, an seinen Lippen, während er sie sanft wieder auf das Ruhebett niederließ.

»Es ist unmöglich,« flüsterte sie, »ich kann es nicht länger ertragen! Täglich wird mir diese Lage verhaßter, unnatürlicher. Dazu die Furcht, die Angst, daß ein Zufall uns entdecken und verrathen mag. Zwar hat Mallingham nie mit einer Sylbe nur gezeigt, daß er weiß, wir hätten uns früher gekannt, geliebt, aber dennoch könnte eine zufällige Begegnung es zur Sprache bringen. Darum auch darfst Du nur selten unser Haus besuchen, darum sind die Augenblicke so vereinzelt, so kurz, die ich Dir weihen kann.«

»Aber wird es nicht gefährlich sein, daß Du mich hierher beschiedest?«

»Nicht mehr, als jede andere Zusammenkunft. Der Baronet bringt die Zeit bis zur Abendkühle stets in seinem Zimmer zu und weiß, daß ich es nicht liebe, belästigt zu werden. Nein, nein, mein Geliebter, zwei volle, schöne Stunden sind noch unser unbeschränktes Eigenthum, und Zelima, das Hindumädchen, dessen Vater ich von der Untersuchung befreite, hält auf dem Wege zur Cottage Wache und wird von jeder Störung bei Zeiten mich benachrichtigen. Aber Du, Lionel, wie hast Du es angestellt, Dich von Deinen Begleitern loszumachen und in der Nähe des Dorfes zurückzubleiben?«

Der Offizier lächelte. »Ich bin in dem Dorf nicht zurückgeblieben, es war unmöglich. Ich verdanke es Rookeby, meinem braven Pferde, daß ich Dich in meinen Armen halte. Ich habe erst vor zwei Stunden die Jagdgesellschaft, achtundzwanzig Meilen von hier, in ihrem Mittagslager verlassen.«

»Wie? unmöglich – Du hast den weiten Weg durch die Berge allein, in dieser entsetzlichen Hitze, zurückgelegt!«

»Im Galopp, Helene – und wäre es durch ein Meer von Feuer gegangen, ich hätte den Ritt gewagt. Freilich ist Rookeby arg mitgenommen und nur der Hilfe eines Fakirs verdanke ich seine Erhaltung. Aber was thut das, Du rufst – und hier ist Dein Ritter und hält Dich und den Knaben in seinem Arm.«

Sie trocknete und küßte seine heiße Stirn, holte ihm von den süßesten, erfrischendsten Früchten herbei und zwang ihn, sie zu genießen.

»Mein Lionel – o wie ich Dich liebe für diese Opfer, die Du mir bringst! Wie mein ganzes Leben allein noch in der Liebe zu Dir vegetirt, in dem Hoffen und Sehnen, Dich wieder in meiner Nähe zu wissen, von Zeit zu Zeit in Dein treues Auge blicken, aus Deinem Munde die Betheuerung Deiner Liebe vernehmen zu können. Aber ich rief Dich nicht, um Dir zu sagen, was Du längst weißt, ich rief Dich, um Dir zu sagen: es soll nicht länger so bleiben, die Zeit ist da, wo wir Alles wagen müssen, um Alles zu gewinnen.«

»Was meinst Du – was soll ich vernehmen?«

Das Kind war wieder eingeschlafen und ruhte unter seinen Spielsachen auf der Matte. Sie zog den Geliebten zu sich auf das Ruhebett und warf mit einer Bewegung der Hand die verhüllende Gardine darum her.

»Höre mich an, mein Geliebter,« sagte sie schmeichelnd. »Wie oft in den kurzen, süßen Stunden, die uns geworden, haben wir hundert Pläne entworfen, uns aus dieser traurigen Lage zu reißen, um ganz und ungetheilt einander angehören zu können. An tausend Hindernissen scheiterte die Erfüllung unserer Wünsche.

»Diese Hindernisse – das Glück und der Zufall haben sie hinweggeräumt. Zunächst – ich bin reich – ich bin keine Bettlerin mehr, die von dem Willen und der Gnade eines verhaßten Mannes abhängt, der mit seinem Gelde einst mich von meiner Familie gekauft hat. Du hast von dem Grafen Francis Murray, einem Verwandten unserer Familie, sprechen hören?«

»Dem reichen Sonderling, der auf seinen Gütern im schottischen Hochlande, abgeschieden von aller Welt, lebte?«

»Demselben. Das letzte Dampfboot von Suez brachte die Nachricht von seinem Tode und daß er mir hunderttausend Pfund in seinem Testament ausgesetzt hat, weil – es ist kindisch, zu sagen, aber der Alte war von jeher ein Narr – ich als Kind ihm das Gesicht zerkratzte, als er mich bei dem einzigen Besuch, den er meinen Eltern machte, küssen wollte, während meine Schwestern fein artig stille hielten.«

Beide lachten heiter und fröhlich zusammen unter den süßesten Liebkosungen, gleich als hinge das Damokles-Schwert des Verderbens nicht an einem Haar über ihrem Haupte.

»Die hunderttausend Pfund sind in Anweisungen auf die Bank von Calcutta und in Schatzscheinen in meinen Händen. Hier sind sie.«

Sie übergab dem Geliebten das kleine, gestickte Portefeuille, das bisher in ihrem Busen geruht.

»Acht Tage nach unserer Rückkehr nach Madras wird Sir Mallingham zur Versammlung des großen Rathes sich nach Calcutta begeben und in einer Mission später nach Lucknow gehen. Wir werden ihn begleiten. Kennst Du den Maharadschah von Bithoor, Nena Sahib?«

»Nein.«

»Er ist ein angesehener, eingeborner Fürst in jener Gegend, ein Anhänger der Engländer, obschon er sich schwer über die Compagnie zu beklagen haben soll. Er war im vorigen Jahre in Calcutta und ich lernte seine erste Gemahlin oder Geliebte – ich weiß wirklich nicht, was von beiden sie ist – kennen und fand unerwartet in ihr eine Spielgefährtin meiner Kindheit wieder, die Tochter eines kleinen Grundbesitzers in der Nähe des Schlosses meines Vaters in Irland, die nebst ihrem Bruder durch seltsame Schicksale nach Indien verschlagen wurde. Sir Mallingham führte damals einige Unterhandlungen mit dem Radschah und mußte es daher dulden, daß ich die alte Freundschaft mit Margarethe O'Sullivan erneute, die wie zu einem Halbgott zu ihrem Indier emporblickt, der, wenn ich mich recht erinnere, ihrem Bruder einst durch eine kühne Handlung das Leben rettete. Sie weiß unser Geheimniß, sie hat mir ihren und des Nena's Beistand versprochen, wenn die Stunde gekommen. Sie – aber still – was ist das für ein Rauschen in den Gipfeln der Palmen – hörtest Du Nichts, Lionel?«

»Die Sonne beginnt sich zu neigen, es ist der Wind, der von der Küste her durch das Land streicht. Bald werde ich wieder aufbrechen müssen.«

»O nicht so, mein Geliebter – noch ist das Ende der Siesta fern. Laß uns weiter reden von dem Entschluß, den ich gefaßt habe. Sobald wir Madras verlassen haben, suche Dir Urlaub zu verschaffen. Da Alles im Frieden ist, wird es Dir leicht werden, diesen zu erhalten. Du folgst uns sogleich nach Calcutta und Lucknow, ohne Dich jedoch Sir Mallingham bemerklich zu machen. In Bithoor, der Residenz des Nena, findest Du Nachricht von mir. Ich werde es möglich machen, in Lucknow oder Cawnpur zurück zu bleiben, wenn der Baronet nach Delhi weiter geht. Dann bin ich frei und Dein, wir entfliehen mit Margarethen's Hilfe . . . «

»Aber wohin . . . «

»O, ist Gottes schöne Erde nicht weit und sollte sie nicht Raum haben für drei Wesen, die nichts Anderes wollen, als nur einander gehören? Laß uns nach einem der glücklichen Thäler Kaschemirs, nach Isle de France, wo Paul und Virginie lebten nach Amerika, wohin Englands Macht nicht reicht – mit Gold öffnen sich alle Wege und mit Gold werden wir selbst

in Europa ein freies und sicheres Asyl finden. Das Wie und Wohin ist Deine Sache, die Sache des Mannes!«

»Helene – hast Du auch alle Opfer wohl überlegt, die Du mir bringen willst?«

»Böser Mann, Du liebst mich nicht. Was weiß eine Frau von Opfern, wenn es ihrer Liebe und dem Glück ihres Herzens gilt. Soll Edward noch länger den Namen des Verhaßten tragen? Meinst Du, Du allein könntest allen Gefahren, der glühenden Sonne dieses Himmels, dem Wahnsinn und Tode Trotz bieten, um in meinen Armen zu sein!«

Er schloß sie in die seinen und bedeckte sie mit seinen Küssen. »Es sei – Alles für Alles, Weib meiner Seele.« – – –

Plötzlich störte das Weinen des erwachten Kindes ihren nicht endenden Abschied.

»Maman! Maman! das häßliche Thier – o Maman – ich fürchte mich!«

Die junge, verirrte Frau riß die Vorhänge des Ruhebetts von einander – die Strafe ihres Verbrechens stand in der furchtbarsten Gestalt, gleich einem der Hölle entstiegenden Dämon, vor ihren Blicken.

Der kleine Knabe, in seinem leichten Röckchen, hatte sich bis in die Mitte des Gemachs gewälzt und knieete dort jetzt auf der Matte, die Arme furchtsam und abwehrend gegen das gegenüberliegende Fenster gerichtet, dessen Marquise die Lady vorhin geöffnet hatte, um nach dem Geliebten auszuschaun.

In dem Rahmen bewegte sich eine widerliche Ungestalt, zwei rollende, stechende Augenschossen grünliche Blitze auf das arme Kind, ein weit geöffneter Rachen mit zwei Reihen kleiner, spitzer Zähne – zwischen dem giftigen Brodem, der aus dem blutig rothen Schlunde drang, eine züngelnde, gespaltene Spitze – an dieses entsetzliche Haupt ein langer, hochgebäumter, in bunten Farben, Gold, Grün und Purpur schimmernder Körper bis hin zum Stamm der nächsten Palme gedehnt und mit dem spitzen Ende um diesen geschlungen – – –

Ein gräßlicher Aufschrei – die Mutter warf sich von dem Lager herab in einer einzigen rasenden Bewegung bis in die Mitte des Gemachs, bis hin zu ihrem Kinde. Indem sie es umfaßte, fiel sie ohnmächtig mit ihm zu Boden.

»Goddam! – die *Anaconda!*«

Derselbe Ruf, den der Ryot schreckensbleich dem Derwisch gestammelt – –

Derselbe Ruf, den Zelima entsetzt zu den Füßen des eifersüchtigen, rachedürstenden Gatten ausgestoßen – – –

Dann ein Pulverblitz – ein schwacher Knall – ein häßliches, widriges Zischen, und darauf – – –

III. IM MESS-BUNGALOW.

Die Panka war in voller Bewegung, denn die Gluth, die sie zu kühlen hatte, war doppelter Natur – von der im Westen versunkenen Sonne Indiens und den Portwein- und Claretflaschen auf der langen, reich mit Silber und chinesischem Porzellan besetzten Tafel.

Eine Anzahl von Offizieren verschiedener Truppengattungen und einige Civilisten saßen um diese. Es war heute Dienstag, der Tag, an welchem die Messe¹ der Offiziere des 71sten Eingebornen-Regiments, das zur Garnison von Cawnpur gehörte, ihre Kameraden und Bekannten einzuladen pflegte.

¹Der gemeinschaftliche Garnisonstisch.

Die Einladungen waren an diesem Tage ziemlich zahlreich gewesen. Gäste von Bithoor und Lucknow, der 43 englische Meilen entfernten Residenz von Audh, waren anwesend und man hatte bereits zwei volle Stunden bei der Tafel zugebracht.

Diese ist überhaupt eine der wichtigsten Beschäftigungen des europäischen Offiziers in Indien.

Der Kreislauf seines Tages ist – wenn nicht ein Feldzug eine Jagd, oder eine Festlichkeit Abwechslung hineinbringen, ziemlich eintönig.

Wir haben in einem der früheren Kapitel angedeutet, daß wir auf die Einrichtung der indischen Armee näher zu sprechen kommen würden und schalten die nöthigen Angaben hier ein.

Wie bereits erwähnt, bestand im Jahre 1856 die Armee der Krone und der Compagnie aus 264,000 Mann, von denen etwa 36,000 Mann Europäer waren. England sandte, wie aus den Contracten über den Truppentransport jetzt ersichtlich wird, alljährlich 10,000 Mann nach Indien, von denen regelmäßig mindestens die Hälfte dem Klima und den Strapazen erliegt.

Diese europäischen Truppen bilden den Kern der indischen Armee. Sie liefern die Offiziere und Unteroffiziere für die von der Compagnie durch Anwerbung gebildeten eingeborenen Regimenter, die in der spätern Erhebung so vielberüchtigten Sepoy's. In den Reihen der letztern findet man alle in Indien vorkommenden Religionssecten – hauptsächlich die Hindu's und Mohamedaner, – und alle Kasten vertreten, gewöhnlich sind aber diese Sepoy's aus fernen, durch die kriegerischen Eigenschaften ihrer Bewohner bekannten Landestheilen geworben, oder die Kinder von Sepoy's und für den Kriegsdienst erzogen. Im Ganzen kümmern sich die Hindu's darunter wenig um die Art und Weise der Regierung; ein compacteres Ganze, eine festere religiöse Nationalität bildet dagegen der mohamedanische Theil der Armee.

Da nun jeder dieser Männer dabei streng seine eigenen Sitten, Gebräuche und religiösen Vorschriften bewahrt, deren Verletzung und Nichtachtung ihn tiefer kränkt, als wirklicher, politischer Druck und tyrannische, militairische Behandlung, so besteht ein Conglomerat von Rücksichten und Anforderungen in der Behandlung und Stellung dieser Truppen, das sich bei keinem andern Heere der Welt findet.

Der eintretende Sepoy darf nicht unter 16 Jahren sein. Gewöhnlich dient er, so lange es seine Körperkräfte erlauben. Verwundung, Krankheit und fünfzehnjährige Dienstzeit geben ihm ein Anrecht auf eine kleine Pension oder ähnliche Versorgung. Wenn er sich hervorthut, so kann er zum Offizier befördert werden, von denen bei jeder Compagnie zwei eingeborene Offiziere, ein *Subadar* (Hauptmann) und ein *Jemedar* (Lieutenant) stehen, außerdem ist bei jedem Regiment ein Subadar-Major (Stabsoffizier) angestellt.

Weiter aber können es die Eingebornen nicht bringen – hier ist die Grenze für die treuesten und tapfersten Dienste.

Noch widersinniger und das Ehrgefühl verletzender aber ist die Einrichtung, daß der geringste europäische Offizier im Regiment, jeder britische Fähnrich im Range über dem höchsten eingebornen Offizier steht und diesem befiehlt.

Von einer kameradschaftlichen Stellung der europäischen und eingeborenen Offiziere ist daher gar nicht die Rede. Beide Klassen leben abgesondert.

Der Sepoy ist ebenso wie der englische Soldat gekleidet und bewaffnet, das heißt, ganz unpraktisch für das Klima, nur daß ein Czakot keinen Schirm hat.

Die höchste, entehrendste und gefürchtetste Strafe war bei diesen Leuten bisher die Ausstoßung aus der Armee!

Der europäische Soldat der Königlichen Armee steht im Ganzen mit tiefer Verachtung auf den Sepoy nieder. Mit jenem Bulldoggenmuth, der ihn jede Gefahr verachten läßt, mit jener Kaltblütigkeit, mit der er ihr zu widerstehen weiß, wenn sie da ist, und dem zähen Widerstand gegen Strapazen aller Art verbindet sich der übermüthige Glaube unbedingten Sieges. Darum überläßt er sich aber auch allen schlechteren Eigenschaften seiner europäischen Natur. Mäßigkeit ist ihm ein fremdes Wort, und Völlerei und Trunksucht richten hauptsächlich jene furchtbaren Verheerungen an, von denen man in Europa nur selten die richtigen Zahlen erfährt.

Nur Wenige machen ihre zwanzigjährige Dienstzeit durch. Die meisten europäischen Regimenter verlieren an Krankheiten jährlich mindesten fünfzehn Procent ihrer Mannschaft; häufig kommt der Fall vor, daß mehr als die Hälfte des Regiments nicht dienstfähig ist.¹

Der Troß, den ein solches europäisches Regiment mit sich führt, ist kolossal. Jede Zeltmannschaft, bestehend aus 1 Sergeant, 1 Corporal und 14 Mann, hat ihren eigenen Claschy (Zeltschläger), Behischty (Wasserträger) und Doby (Wäscher) und vier Kameele mit ihrem Führer. Bei der Kavallerie hat sogar jeder Reiter seinen besondern Seyce (Pferdehalter), 2 Soldaten haben ihren Wasserträger und immer 2 Pferde einen Grasschneider. Zu jedem Geschütz gehören 4 Wasserträger, 4 Grasschneider, 4 Seyce's und Doby's und ein Claschy. Eine Armee von etwa 30,000 Mann und 100 Geschützen bedarf zu ihrem Fortkommen mindestens 400 Elephanten, 20,000 Kameele, 5000 Zugochsen und gegen 100,000 Diener aller Art.

Zu dieser Last kommt die Gewohnheit der Engländer, bei jedem Regiment eine bedeutende Anzahl Frauen und Kinder mitzuschleppen.

Dem entsprechend sind die Bedürfnisse der Offiziere. Jeder Lieutenant braucht und hat 10 Diener, der Capitain 14, der General mindestens 20 zu seiner persönlichen Aufwartung. Hiernach eingerichtet sind freilich auch die Besoldungen, da nach unserm Gelde der Fähnrich *monatlich* 133 Thlr., ein Lieutenant 169 Thlr., ein Capitain der Infanterie und Kavallerie 274 und 373 Thlr., ein Oberst 850 und 978 Thlr., der Generallieutenant *viertausend* Thaler bezieht, außerdem jeder Regimentschef noch eine jährliche Zulage von etwa 3 bis 4000 Thlr. Wir haben bereits erwähnt, daß die Unterhaltung der Armee der Compagnie *fast sechszig* Millionen Thaler kostet, während z. B. der *ganze* Etat des Kriegsministeriums Preußens sich auf 28 Millionen beläuft und England für seine Armee nur 42 Millionen ausgiebt.

Die Offiziere haben sich fast ganz das indische Leben und seine Bedürfnisse zu eigen gemacht. Das Leben eines solchen ist sehr einförmig und träge. Morgens, noch ehe die Sonne aufgeht, finden Truppenübungen statt, oder es wird ein Spazirritt unternommen, aber bevor der Strahl der Sonne mächtig wird, muß dies beendet sein. Ein Bad ist nöthig, um ihn zu erfrischen. Um 9 Uhr vereinigt ihn das Frühstück mit seinen Kameraden – nach demselben wird die Zeit mit Billardspielen, Lesen oder der Hukah bis 2 Uhr verbracht, zu welcher Stunde das gemeinschaftliche warme Frühstück im Meßlokal eingenommen wird. Nach diesem wieder Siesta bis zum Untergehen der Sonne, wo nochmals der Dienst ihn fordert oder körperliche Bewegungen vorgenommen werden; Reiten, Rocketspiel oder Criket. Um 8 Uhr Abends findet das Mittagmahl statt, das kaum vor 10 bis 11 Uhr endet.

¹Das 78. (Hochländer) Regiment verlor z. B. im Sind vom 6. September 1844 bis zum 31. Januar 1845, also in noch nicht 6 Monaten 588 Menschen.

Daß diese Lebensweise ohnehin nicht besonders geeignet ist, die Gesundheit zu erhalten, sieht Jeder ein. Dazu kommt, daß die Tafel schwelgerisch besetzt ist, selten unter zehn Gerichten, mit den Delikatessen aller Welttheile, und daß die Flasche rasch ihren Kreislauf macht.

Nach diesen Anführungen kehren wir zur Aufnahme unserer Erzählung zurück.

Am obern Ende der Tafel saß Oberstlieutenant *Robert Stuart*, der Kommandeur des 71. eingebornen Regiments, in Stelle des abwesenden Chefs desselben. Selten ist ein solcher, gewöhnlich ein General, bei seinem Regiment zu finden, er bezieht nur die Vortheile dieser Stellung.

Sir Robert Stuart hatte – was selten ist bei den Offizieren in Indien – eine rasche Carriere gemacht, und war noch ziemlich jung. Diejenigen unserer Leser, denen unser Buch »Sebastopol« nicht unbekannt ist, werden sich vielleicht noch des Lieutenants, aus der Redoute auf den Höhen der Tschernaja-Berge in der Nacht vor der Inkerman-Schlacht, des Capitains aus den Schützengruben vor dem Malakoff erinnern. Der Tod räumte damals auf in den Reihen der englischen Armee und das Avancement war billig. Der Sturm auf den Redan hatte dem tapfern Capitain die Majors-Epauletten und den Verlust eines Auges gebracht. Bei der Einschiffung der Truppen ging der Major nach Indien und trat als Oberstlieutenant in ein Sepoy-Regiment. Der Oberstlieutenant war noch immer ein hübscher Mann, aber eine gewisse dunkle Röthe, die sein Gesicht zu überziehen begann, bewies, daß er sich einer in diesem Klima nur allzugefährlichen Leidenschaft ergeben.

Hinter seinem Stuhl stand unser alter Freund Mickey, jetzt wohlbestallter Sergeantmajor und Proviantmeister im Regiment. Der Bursche war ein Liebling des Oberstlieutenants, das Factotum aller anderen Offiziere und nicht wenig eingebildet auf seine Stellung. Der Hochmuth, mit welchem er aus seine indischen Kameraden herabschaute, gab eben so oft zu ärgerlichen wie höchst komischen Scenen Veranlassung, seine Gutmüthigkeit und seine unerschöpfliche Laune aber hatten »Sahib Micko« – so hieß er im Regiment – doch zum Liebling aller Soldaten gemacht.

Bei Tafel hatte der Sergeant-Major zugleich das Amt eines Haushofmeisters, eine Beschäftigung, die er sich bei seiner Liebhaberei für Proviantirung und zwar möglichst gute Proviantirung durchaus nicht nehmen lassen wollte. Er hielt die Köche und die braune Dienerschaft ganz vortrefflich in Ordnung und ließ nichts verschwinden, außer was er selbst bei Seite brachte.

Der Gentleman, welcher zu des Oberstlieutenants Rechten saß, war ein Mann von fünf bis sechsunddreißig Jahren, Major *Rivers*, der britische Resident von Cawnpur. Der hochmüthige, stolze und falsche Ausdruck, den das Gesicht des kommandirenden Offiziers in der Missionsstation am Somo, des falschen Tochtgängers im Kaffern-Kraal gezeigt, war noch immer derselbe.

Nur tiefere Falten der Leidenschaften, und des zügellosen Genusses lagen auf diesem unheimlichen Gesicht und um die starren, wasserblauen Augen.

Mit seinem Regiment vor drei Jahren vom Cap nach Indien gekommen, hatte es der Major für vortheilhafter gehalten, seinen Abschied zu nehmen und in die Dienste der Compagnie zu treten, die ihn zum Residenten in Cawnpur und Jhansi ernannte.

Hier war Major Rivers in seinem Element,

Sein hochmüthiger, grausamer Charakter fand in der knechtischen Unterwerfung der Bevölkerung, in der Mißhandlung und Demüthigung der eingebornen Fürsten volle Befriedigung.

Alle seine niederen Eigenschaften, Wollust, Habsucht, Ehrgeiz, vermochte die tyrannische Macht, welche die Residenturen in Indien ihren Inhabern gewähren, in vollem Maße zu befriedigen.

Und er verstand, von dieser Macht den abscheulichsten Gebrauch zu machen.

Ihm gegenüber, an der andern Seite des Oberstlieutenants, saß eine andere, dem Leser bereits bekannte Gestalt, ein junger Mann im Anzuge eines Gentleman-Reiters, soweit es thunlich diese Kleidung mit den Ansprüchen des Klima's vereinigt.

Es war Edward *O'Sullivan*, der Bruder Margarethens, der Schwager des Nena.

Sein sommerfleckiges, offenes Gesicht war noch eben so blaß und hager, wie vor fünf Jahren, als wir, ihm zuerst im Spielzelt an der *plazza major* von San Francisco begegneten, ja eine gewisse Abspannung darin verrieth, daß sein Leichtsinn auch in Indien noch der alte geblieben war. Mit einer gewissen Eitelkeit trug er den reichen Schmuck von Ringen, Gold und Edelsteinen, den er überall angebracht, wo es irgend anging, zur Schau. Er schien mit Rivers sehr bekannt und dieser behandelte ihn mit einer cordialen Vertraulichkeit, die jeden Andern, der eine größere Menschenkenntniß besessen hätte, besorgt gemacht haben würde.

Die Reihe der dem Leser bekannten Personen an der Meßtafel des Regiments war damit noch nicht erschöpft. Der Brevet-Capitain Edward *Delafosse*, der weiter unten an der Tafel, zwischen den Offizieren des Regiments und einigen jüngeren Beamten der Civilverwaltung saß, gehörte zu jenen. Er war jetzt Adjutant des Gouverneurs von Lucknow, Sir Thomas Lawrence, und für einige Tage nach Cawnpur herübergekommen, um bekannte Kameraden zu besuchen.

Das Verhältniß zwischen ihm und dem Residenten war kalt und gemessen.

Seine linke Wange zeigte eine breite, tiefe Narbe, welche eine streifende Pistolenkugel da hinein gerissen. Es war das Andenken an die Vertheidigung der jungen Kaffern gegen die niedere Bosheit seiner Waffengefährten bei ihrem Versuch, Gulma und die sanfte Luise aus den Fluthen des Stromes zu retten.

Noch immer lagerte ein tiefer Ernst auf der edlen Stirn des braven Offiziers, die Erinnerung an das unglückliche Abenteuer in den Wildnissen Afrika's. Diese Bilder hatten es vermocht, vielleicht allein von allen Denen, die um ihn am Tische saßen, sein Herz frisch und rein und nur dem Edlen und Würdigen geöffnet zu erhalten, statt – wie bei den meisten seiner Kameraden im Schmutz der Ausschweifungen sein Seelenleben zu ersticken.

Die Unterhaltung war sehr lebhaft und wurde über die verschiedensten Gegenstände geführt. Pferde, Jagd, die angekommenen Posten, der Krimfeldzug, Regimentsanekdoten, alte Liebschaften und neue Eroberungen, Cholera und Regierungsmaßregeln.

»Es waren mitunter komische Gesellen, unsere Alliirten in der Krim,« erzählte der Oberstlieutenant. »Das Theater der Zuaven entschädigte sie für die schwerste Kartätschenbegrüßung der Russen. Man sah manch schnurrigen Zug. So z. B. als am 7. Juni die Zuaven nach der Einnahme des ersten weißen Werkes auf das zweite losgingen, gelang es dem ersten Komiker, der sich wie ein Held geschlagen, sich auf die Brustwehr zu schwingen. Er stürzt sich auf einen russischen Offizier, wirft ihn zu Boden und zieht ihm dann gemüthlich den Rock

aus mitten zwischen den Kämpfenden mit den Worten: »Ich will Dir Nichts thun, aber gieb mir Deinen Rock, ich brauche ihn morgen für's Theater!«

»Haben Sie gehört, Sir,« rief von dem Ende der Tafel herüber der Quartiermeister, »daß am 14ten der »Mogador« in Calcutta eingetroffen ist? – Er hat im Monsoon Schaden genommen an der Maschine und mußte in Madras anlegen.«

»Wissen Sie, wer mitgekommen ist? Heraus mit der Liste, Follington!«

Der Doctor, ein schlauer, kleiner Walliser, blinzelte mit listigem Auge neben dem Glase Claret, das er eben zum Munde führte, hinüber. »Um wie viel Stück frisches Fleisch hat sich Ihre Liste vermehrt, mein Junge?«

»Zwei alte Jungfern, die billiger Weise für Tanten gelten könnten, und höchstens auf einen wie Sie, Doctor, Anspruch machen. Aber Lady Oderston soll ihre vier Töchter mitgeschickt haben, da sie kein Geld hat, um noch eine Londoner Saison mit ihnen durchzumachen. Der Schatzmeister Warlett hat die jüngste zwei Tage nach der Landung geheirathet – sie ist nach dem Taufzeugniß wirklich erst zwanzig Jahre!«

»Hurrah für den Markt von Calcutta! Alle Gänschen Alt-Englands finden ihre Käufer – ich fürchtete schon, die Connoissements wären in letzter Zeit zu stark gewesen.«

»O, wir können auch hier in Audh noch Zufuhr brauchen. Nicht Viele sind so wählerisch, wie Miß *Wheeler!*«

»Armer *Toby*, mein Junge,« sagte bedauernd der Doctor zu dem langen, hageren Fähnrich, von dem die Sage ging, er lege alle Nacht ein Zugpflaster auf die Wangen, um einen Bart hervorzuziehen – »Sanders, der brave Bursche, hat Ihnen das Feld geräumt und Sie haben nun wieder Hoffnung.«

»Was ist mit Sanders?« fragte Capitain Delafosse. »Wann kehrt er zurück von der Expedition am Sedletsch?«

»Wenn die Todten auferstehen, Sir!«

»Wie meinen Sie das? ist er todt?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach – er ist verschwunden, ohne daß man seine Leiche aufgefunden hat. – Seine Ehrwürden, Dekan Hunter, schrieb uns gestern von Delhi, daß er Nachricht erhalten, unser Freund sei von einer Jagdstreiferei nicht wieder zurückgekehrt und die Expedition habe ohne ihn den Weg fortsetzen müssen. Er war ein schmucker Bursche und hatte verteufeltes Glück bei den Frauenzimmern, wie Malwinkle Ihnen hier bezeugen kann. Entweder hat ihn ein Tiger gefressen, oder die Thugs haben ihn verscharrt.«

Der Doctor stieß einen tiefen Seufzer aus und leerte sein großes Glas auf einen Zug. Das war die Leichenrede des jungen Braven – denn die Nachricht war ja schon drei Tage alt.

»Ihre Schönen schenk ich Ihnen, Follington,« meinte der Vorsitzende. »Ich will wissen, ob Niemand von Bedeutung mitgekommen?«

»Sir Lytton Mallingham hat von Madras die Überfahrt mitgemacht. Er geht nach Lucknow und Delhi.«

»Hoffentlich ist Mylady dabei, die reizendste Frau Indiens. Ihre Gesellschaften in Calcutta sind die gentilsten.«

»Mein Korrespondent schreibt mir, der Rath wäre allerdings mit einer Dame eingetroffen, aber es sei ein dunkles Gerücht von einem furchtbaren Unglück verbreitet, das ihn betroffen. Unter den Passagieren befindet sich auch Jung Bahadur, der von England zurückkehrt.«

»Wer ist Jung Bahadur?« fragte der Fähnrich.

»Wie, Kamerad, Sie kennen Jung Bahadur nicht, den größten Schurken diesseits und jenseits des Ganges?«

»Sie wissen, ich bin erst seit sechs Monaten in Indien – und kann mich noch nicht an diese fatalen Namen auf Pur, Kur und Dur gewöhnen, die einer wie der andere klingen.«

»Ei, Jung Bahadur ist der echte Typus eines indischen Abenteurers. Gegenwärtig ist er Premierminister des Königs von Nepal, und wenn Sie von London gekommen wären, statt von Halifax, würden Sie wissen, daß er dort der Löwe der letzten Saison war und seine Diamanten allen Damen die Köpfe verrückten und die fashionablen Diebe von Smithfield zu den verwegensten Plänen begeisterten.«

»Pah – der Koh-ih-noor hat noch mehr Bewunderung erregt. Auf Ehre, ich setze da nichts Interessantes.«

»Jedenfalls ist Bahadur zu seinen Diamanten gekommen, wie die englische Krone zum Koh-ih-noor!«

»O, Doctor, er ist ehrlich gekauft.«

»*Very well!* mit zehn Procent von einem Diebe, der ihn gestohlen hat, Oberst; die Sache ist bekannt genug.«

»Aber mit dem Koh-ih-noor komme ich nicht zu meiner Geschichte vom Bahadur,« mahnte der Fähnrich, den der genossene Port und Claret zu den Ansichten allgemeiner Gleichheit erhoben hatten.

»Bitte – erzählen Sie die Geschichte dieses Mannes,« bat der Capitain, »ich habe selbst nur Fragmente davon gehört.«

»Jung Bahadur,« berichtete der Quartiermeister, »began seine Laufbahn als Jemedar oder Fähnrich im Dienst des Königs von Nepal und war ein jüngerer Sohn des Bruders des Großveziers in jenem entfernten Reich. Der Bursche war im Karten- und Würfelspiel verteufelt erfahren und fleißig bemüht, aus seiner Wissenschaft Vortheil zu ziehen. Nachdem er Ober-Indien durchwandert und die Schatzkammern eingeborner Fürsten und reicher Babu's¹ bedeutend geplündert hatte, kehrte er an den Hof von Nepal zurück und erhielt eine Sendung nach Indien, um unter den eingebornen Fürsten einen Aufstand zu organisiren. Ein erbitterter Streit mit Tantiah Topi ließ die Sache scheitern.«

»Um Vergebung,« unterbrach Delafosse den Erzähler, »ist Tantiah Topi nicht einer der unabhängigen Mahrattenfürsten in der Thur oder großen Wüste?«

»So ist es. Seine Burg Malangher hat selten noch ein Europäer betreten. Man sagt, daß er früher viele Jahre in England als Diener und Gefährte des Enkels der Begum von Somroo lebte und uns Mancherlei ablernte, das er jetzt für seine Zwecke braucht. Sein Einfluß am Hofe von Audh war besonders groß und man schreibt ihm den zähen Widerstand zu, den der ohnmächtige König Mohamed Wadschid Ali Schah den Abdankungsforderungen der Compagnie entgegenstellte.«

»*Damned!* es ließe sich Mancherlei sagen über die Geschichte!«

»Bah – wir haben das Audh und damit gut. Also um wieder auf Jung Bahadur zu kommen, so wurde der Bursche bei seinen Agitationen entdeckt, erhielt aus besonderer Gnade die Bastonade, statt des längst verdienten Strickes, und wurde mit Schub auf verteufelt wenig ehrenvolle Weise über die Grenze gebracht, worauf er in seinem Vaterland bei Hofe gerade noch zu rechter Zeit ankam, um an einem Streit zwischen seinem würdigen Oheim und des

¹Banquiers.

Königs erster Gemahlin Theil zu nehmen. Ihre nepalesische Majestät schlug dem Neffen vor, zur Beilegung des Zwistes den Oheim todt zu schießen und Ehren-Bahadur zögerte keinen Augenblick, den Ausweg vortrefflich zu finden. Der Oheim wurde in den Palast gelockt und als er in den Empfangssaal trat, von seinem Neffen durch den Kopf geschossen. Der Halunke soll das Portrait des Seligen von einem französischen Maler haben fertigen lassen und zeigt es mit den prahlerischen Worten: »Das stellt meinen seligen Oheim vor, Mahtiber-Singh, den ich erschöß; es ist sehr ähnlich!«

»Der Kerl ist ja ein verdammter Mörder,« sagte schauernd der Fähnrich.

»O – das Beste kommt noch. Die Königin ernannte Jung für jene Gefälligkeit zum Oberanführer der nepalesischen Armee. Seine nächste Heldenthat war noch glänzender. Er befand sich in einer Versammlung der Edlen von Nepal und wünschte einen von seinen Kollegen zu fassen und einzukerkern. Es zeigte sich einiger Widerstand im Ministerrath, aber eine rechtzeitig von Jung Bahadurs Hand abgesandte Kugel streckte den mißliebigen Kollegen todt nieder. Bahadur hatte seine getreue Leibwache, und sie war mit Purday's Büchsen bewaffnet, die ihm für 2000 Pfd. die Compagnie verschafft hatte. Der erschossene Fattih-Jung hatte vierzehn Freunde unter den anwesenden Adeligen! Jung Bahadur nahm dem nächststehenden Mann die Büchse aus der Hand und legte auf den Vordersten der kleinen Schaar an. Vierzehn Mal ertönte der tödtliche Knall durch die Halle, wie die Büchsen, eine nach der andern, dem Manne gereicht wurden, der nur dem eigenen Schützenblick trauen wollte, und nach jedem Schuß lag ein anderer Adelige auf dem Boden. Ehe der Morgen graute, war Jung Bahadur zum Premier des Landes ausgerufen. Nach dieser energischen Operation besuchte er England, um sich und seine Diamanten unseren Damen zu zeigen.«

»*Damned!* ich hoffe, der Bursche hat Witz genug gehabt, dort zu lernen, daß mit England nicht zu spaßen ist!«

»Wir wollen es hoffen,« sagte Capitain *Lowe* vom 32. Regiment der Königin, das zum Theil in Cawnpur, zum Theil in Lucknow stand. »Man sagt, die Rani von Lahore befinde sich noch immer in Nepal und intrigue von dort.«

»Was können die Weiber thun? Ihr Sohn ist in Firozpur, und Montague wird ihn schon zu bewachen wissen. Man hatte ihn nach England schicken sollen, da wären alle Intriguen mit einem Mal zu Ende gewesen. Apropos, Sullivan, haben Sie Nichts von dem Nena gehört?«

»Er wird zu Lande am Sedletsch über Delhi zurückkehren, wir erwarten ihn erst in 14 Tagen.«

»Wissen Sie, *Moore*, daß Miß Soldie morgen von Calcutta kommt?«

»Gott segne Ihre Augen, mein Bursche, die Nachricht ist ein Lichtblick in unserm langweiligen Leben. Nur –« er flüsterte über den Tisch hinüber – »möge Gott sie davor, bewahren, daß jener Schurke seine unreine Hand nach ihr ausstreckt.« Die Augen des Capitain *Forbes* von den Audher Irregulären warfen einen leichten Blitz nach dem Platz hinauf, wo Rivers noch immer im eifrigen Gespräch mit dem jungen Irländer war.

»Ich haue sie ihm vom Leibe, wenn er es wagt,« sagte der Offizier. »Es ist ohnehin eine Schmach, daß sein Treiben geduldet wird. Die Residentur ist schlimmer als ein Bordell, denn in ein solches führt wenigstens nur der eigene Wille die Verworfenen ihres Geschlechts. Nur die lange Abwesenheit und die Gleichgiltigkeit des Generals trägt die Schuld.«

»Zum Henker, – Sie wissen, welche traurige Zwitterstellung das Militair in diesem verwünschten Lande einnimmt, die Civil-Administration hat alle Gewalt in Händen.«

»Keine Anekdoten aus England, Follington?« fragte wieder der Oberstlieutenant vom obern Ende der Tafel herunter.

Der Quartiermeister suchte seinen Rang und Ruf als Allerweltswisser und Neuigkeitsschatz der Garnison zu behaupten.

»Erinnert sich einer von Ihnen noch, Oberst Waugh und sein Factotum Stephens hier gekannt zu haben?«

»Stephens – den Unterchirurg?« fragte der Doctor.

»Denselben. Der Bursche wurde hier fortgejagt wegen schlechter Streiche und ging nach England zurück. Da machten sie ihn zum Verwalter der Eastern-Banking-Company.«

»Was ist das für ein Ding, die Eastern-Banking-Company?«

»*Damned!* Was weiß ich! Sie hatten irgend auf einer unentdeckten Insel eine bodenlose Thongrube entdeckt und darauf Aktionaire geworben. Waugh spielte den Direktor und machte den Schuft Stephens zum Kassirer; ganz England und der halbe Continent aber rechneten es sich zur Ehre, gutes Silber für die Aktien der Compagnie einzutauschen. Waugh, der in Indien nicht über hundert Rupien zu disponiren hatte, galt in London für einen Millionair, hatte einen Herrensitz in Kensington und die Lady's Patronesses rechneten es sich zur Ehre, seine Soirées zu besuchen. Dickens und sein Liebhabertheater passirten bei ihm.«

»Teufel – er nahm Anstand, bei Hofe eine Vorstellung zu geben.«

»Die Summen, die Waugh von der Bank bezogen, sind enorm. An einem Tage ließ er sich auf bloße Bescheinigung 68,000 Pfund auszahlen.«

»Und Stephens?«

»Versteht sich, daß auch er sein Schäfchen geschoren. Erst gründete er mit dem Gelde der Bank ein Holz- und Sägegeschäft, dann eine Uhrenfabrik, dann ein Tapeziergeschäft und eine Fabrik von Krankenstühlen und zuletzt eine Teppichfabrik. Jetzt sind Beide verschwunden, Waugh schuldet der Company die Kleinigkeit von 243,000 Pfd. Sterling und ist einstweilen nach Spanien gegangen, die Company hat den schmachlichsten Bankerott gemacht und die Aktionaire haben beiläufig eine Million verloren.«

»Aber der Kanzleihof – ein solcher Betrug wird doch nicht ungestraft bleiben?«

»Bah – ein Betrug und Strafe dafür in England! Madame Waugh hat dem Bankerottgericht angezeigt, ihr Gemahl sei wirklich zu unwohl, um der gerichtlichen Vorladung Folge zu leisten. Das Drama der Bank zu Croydon war noch fashionabler.«

»Ich erinnere mich. – Spielte nicht der eine Direktor mit dem Gelde der Bank, verlor Alles und schaffte dann seine kranke Mutter, seinen Bruder und sich mit Blausäure aus der Welt?«

»Ich glaube, so war's. – Bald werden wir den Franzosen nichts mehr schuldig sein!«

»O, Altengland war ihnen immer zuvor. Sie rechnen nach Franken und wir nach Pfunden.«

»Zum Henker mit Euren Bank- und Geldgeschichten. Wenn Ihr nichts Pikanteres aus der *Chronique scandaleuse* wißt, so spricht von etwas Anderm.«

»Lady Bulwer hat wieder eine Schmähschrift auf ihren Mann losgelassen.«

»Man sollte alle Blaustrümpfe in's Irrenhaus sperren.«

»Vielleicht thut's der Lord noch. Haben Sie die famose Geschichte von Lady Seadgrove in Calcutta gehört?«

»Der Frau des General-Collectors?«

»Ja! Sie hat neulich einen öffentlichen Affront veranlaßt. Der Herr Gemahl überraschte sie bei einem Rendezvous in der Haudah ihres Elephanten und Madame war so erbittert darüber,

daß sie ihn von dem Thier zertreten lassen wollte. Zum Glück weigerte sich der Mahoud,¹ seiner Bestie das Commando dazu zu geben und der General-Collector hatte Zeit, sich aus dem Staube zu machen.«

Aus dem Dampf der Cigarren tauchte ein broncefarbenes, bärtiges Gesicht vor dem Adjutanten heraus, ein Subahdar – eingezwängt in die steife britische Uniform mit der unnatürlichen Halsbinde, die der Zopf des freien Englands zum Besten der Schlagflüsse in dem sengenden Klima bewahrt.

Der alte Mann legte die Hand salutirend an den Tschako. »Sahib – die Leute sind in ihre Linien² geführt und die Waffen in den Hütten.«

»Ah, bist Du es, *Nirgut-Singh*,« sagte der Oberstlieutenant. »Wie ging es heute Abend beim Exerciren? Ich hatte keine Zeit, hinüber zu kommen.«

»Gut, Sahib – nur . . . «

Der Alte zögerte und sein Blick schweifte verlegen an dem Tische hinab.

»Nun, was meinst Du? – Hier, trink ein Glas Wein, das wird Dir die Zunge lösen.«

Der Subahdar wandte sich mit Abscheu von dem Dargebotenen. »Allah hat den Gläubigen verboten, sich den Thieren gleich zu machen, indem sie ihren Verstand ersäufen,« sagte er finster. »Ich trinke keinen Wein!«

»Richtig – Du bist ja ein Muselman, ich hatte es vergessen. Nun, so sprich auch ohne Anfeuchtung Deiner Zunge, was es gegeben hat.«

»Dort der Zemindar Sahib,« flüsterte halblaut der alte Moslem, indem er mit einer Bewegung seines Kopfes den betreffenden Offizier bezeichnete, »hat Beni-Mahib, den Haik,³ seiner Kaste beraubt, er hat ihm den Tilluk genommen. Es ist ein großes Unglück und die Brahminen aller Compagnieen sitzen um das heilige Feuer und berathen den Fall. Böse Reden sind gesprochen worden.«

Der Oberstlieutenant runzelte die Stirn – die Gesellschaft begann, die allgemeine Unterhaltung einzustellen und zuzuhören.

»Lieutenant *Halliday*!« befahl der Kommandirende, »was ist geschehen bei dem Exerciren? Ich höre, Sie haben den Haik Beni-Wahib gemißhandelt?«

Der Offizier, der eben mit seinem *vis-à-vis* ein Glas Champagner trank, wandte sich gleichgiltig um. »Nichts von Bedeutung, Oberst! Der Schurke hielt seine Section nicht in Ordnung und wagte zu widersprechen, indem er aus der Linie trat. Ich schlug ihm den Tschako vom Kopf.«

»Seine Hand berührte den Tilluk – er hat den Mann entehrt, nach der Sitte der Hindu's,« murmelte der Subahdar.

»Teufel!« sagte der Artillerie-Capitain, der Halliday gegenüber saß – »nehmen Sie sich in Acht, Kamerad, es ist kein Spaß, einen dieser braungesichtigen Söhne der heiligen Kuh seiner Kaste zu berauben! Die Kerls sind rachsüchtig wie der Satan und Sie können bei erster Gelegenheit eine Kugel im Leibe haben.«

¹Der Kornak oder Wärter des Elephanten.

²Die eingeborenen Regimente liegen nicht in Kasernen, sondern in Linien, d. h. zehn Reihen von Hütten mit Strohdächern, von denen jede Compagnie eine zugetheilt erhält. Vor einer jeden solchen Reihe liegt ein kleines rundes Gebäude zur Aufbewahrung der Waffen und Montirungsstücke, wozu der Schlüssel sich in den Händen des wachhabenden Havildar (Sergeanten) befindet.

³Corporal.

»Bah – ich fürchte das Gesindel nicht!«

»Drei der Compagnieen bestehen allein aus den Männern, die Brahma anbeten,« warnte der Subahdar. »Inshallah – es könnte leicht kommen, daß wir eines Morgens aufstehen und wir finden bosch – Nichts!«

»Der Fall ist unangenehm! Ich fürchte, ich werde Sie in Arrest schicken müssen, Halliday, um die Leute zu beruhigen,« meinte der Oberstlieutenant.

»Zum Henker – Sie werden doch nicht!« rief der Resident. »Die ganze Partie wäre uns verdorben. Halliday ist der beste Schütze und es ist ausgemacht, daß er uns nach Jhansi begleitet.«

»Das ist wahr! – Nun, es wird nicht so viel auf sich haben. Gehe zu den Linien, Nirgut-Singh, und jage die Bursche in ihre Hütten. Wenn sie eine Beschwerde haben, können sie dieselbe vorbringen, wenn ich von Jhansi zurückkomme, oder sich einstweilen an Major Knelly wenden.«

Der Subahdar wollte noch eine Einwendung machen, aber der ungeduldige Ruf: »Laß mich ungeschoren jetzt und geh' zum Teufel!« unterdrückte jede Äußerung und er verließ das Bungalow.

»Wie steht es mit dem Tiger?« fragte der Oberstlieutenant.

»Es ist doch sicher, daß wir keinen vergeblichen Ritt machen, Rivers?«

»Unbesorgt, Oberst – die Späher haben sichere Kunde von seinem Lager in den alten Ruinen gebracht und den Weg durch die Dschungeln erkundet. Eins nach dem Andern. Am Abend die Sotti – am andern Morgen den Tiger!«

»*Goddam!*« schwor der Capitain Lowe – »ich will lieber der Bestie allein entgegen gehen, als das traurige Schauspiel des Opfertodes eines Weibes sehen. Ist es gewiß, daß die Sotti¹ stattfinden wird?«

»Aller Wahrscheinlichkeit nach, wenn der Scindia sie nicht hindert. Er ist der Lehnherr von Jhansi und hat allein das Recht, einzuschreiten. Indeß fürchte ich nicht, daß er uns das Schauspiel verdirbt.«

»Wie, Sir – Sie *fürchten* es nicht?« Es war das erste Wort, das Capitain Delafosse an seinen ehemaligen Gefährten richtete.

»Nein, Capitain. Der Scindia wird kein Narr sein. Der Ruf sagt allerdings, daß die Rani ein verteufelt schönes Weib sein soll, – indeß, wenn sie am Leben bleibt, ist sie die Erbin ihres Mannes, während seine Schätze und sein Gebiet sonst ihrem Oberherrn, dem Scindia von Gwalior, zufallen.«

»Abscheulich – diese Sitte sollte durch ganz Indien nirgends mehr geduldet werden.«

»Bah – was können wir thun,« meinte der Resident, indem er sich behaglich in seinem Rohrsessel zurücklegte und die Zähne stocherte – »die Schutzstaaten müssen doch wenigstens ein Vergnügen behalten. Es ist Unrecht genug, daß man die Leute in Bengalen an ihrem Willen hindert, im Pendschab wird man's ohnehin nicht durchsetzen. Teufel – es ist ein ganz eigner Reiz so ein hübsches Weib, mit den begeisterten Augen wie einen Hammel in die Flammen geführt zu sehen. Sie sind ganz toll darauf und freuen sich wie die Kinder, all' ihre Reize dabei zum Besten geben zu können.«

¹Die Wittwenverbrennung.

»Diese Braunen haben kein Gefühl,« meinte Halliday. »Ich sah, wie sich zwanzig unter die Räder ihres Götzenwagens warfen und mit entzückten Gesichtern zum Himmel jauchzten, während ihre Glieder zu Mus zerquetscht wurden!«

»Jedenfalls ist es Schade um ein hübsches Weib, das besser zu brauchen ist,« entschied der Oberstlieutenant.

»O – davon giebt es Vorrath! Rivers weiß das am besten!«

»Es ist wahr, Major – Sie sollen in letzter Zeit wieder etwas stark gewirthschaftet haben, und die Zenanah der Residentur stark besetzt sein.«

»Überzeugen Sie sich selbst, Oberst,« lachte der Wüstling – »Sie wissen, ich bin nicht eifersüchtig auf meine Freunde.«

»Der Gedanke, unter dem Vorwand, daß die Weiber unter ihren Busentüchern verbotene Waaren im Lande umhertragen konnten, die Tücher zu verbieten und die Busen aller Frauen und Mädchen zu enthüllen,¹ ist eines Casanova würdig! Nur die Alten hätten Sie ausnehmen sollen, Rivers!«

»*Goddam* – auf die sieht ohnehin Niemand. Eine alte indische Hexe ist ein Scheusal!«

Delafosse wandte sich mit unverhohlenem Abscheu von der Unterhaltung.

»Die Hauptsache bleibt mir die Jagd,« sagte der Oberstlieutenant. »Wann wollen wir den Tiger stellen?«

»Der Scindia hat mir Botschaft gesandt,« berichtete der Resident, »er wird Alles bereit halten. Übermorgen, wenn die Sonne sich neigt, findet die Sotti statt – der Scindia trifft an dem Tage gleichfalls in Jhansi ein. Beim nächsten Sonnenaufgang suchen wir das Lager des Tigers auf.«

»Und wer ist Alles von der Parthie? wir können die Stadt nicht ganz allein lassen!«

»Nun, ich glaube, Capitain Lowe und Capitain Delafosse haben die Einladung angenommen. Sie, Oberst, Follington, Halliday und ich – das sind unserer sechs. Den Doctor halten seine Kranken zurück.«

»Daß ich nicht wüßte! Es liegen vom Regiment blos fünfzehn Leute an der Cholera und zwei am Sonnenstich – der Wundarzt wird bequem mit ihnen fertig. Aber geht denn Master O’Sullivan, Ihr Pythias, nicht mit uns?«

Der junge Mann erröthete leicht, als viele Blicke sich auf ihn richteten. Er hatte die Augen gesenkt und bemerkte nicht den lauernenden, boshaften Ausdruck, der einen Moment lang auf dem Gesicht des Residenten lag.

»Ich habe dem Nena versprochen,« sagte er endlich verlegen, »während seiner Abwesenheit nicht weiter als nach Cawnpur mich zu entfernen.«

»Ei, Unsinn, Mann,« lachte der Oberst – »wir sind nicht länger als sieben oder acht Tage abwesend, und die Entfernung ist ein Pappenstein. Ihre schöne Schwester bedarf Ihres Schutzes nicht und überdies ist der alte Murrkopf, der Schotte, da, der wie ein Cerberus vor dem Schatze liegt.«

»Freund O’Sullivan,« sagte der Major mit wohlberechneter Nachlässigkeit – »hat vielleicht noch einen andern Grund. Ich glaube, er hat eine Aversion gegen die Tigerjagden.«

Eine fahle Blässe überzog das vom Trinken erhitzte Gesicht des jungen Irländers. Seine Hand, die mit dem Tischmesser spielte, kämpfte sich unwillkürlich um dieses zusammen, während die meisten Mitglieder der Gesellschaft in Gelächter ausbrachen.

¹Wirklich in einigen Residenturen befohlen.

»Wie meinen Sie das, Sir?«

»O, nichts Schlimmes, Ned! – es ist mir nur, als habe ich ein Mal gehört, Sie hätten, so wie manche Menschen gegen die Katzen, eine natürliche Antipathie gegen die Tiger. Es würde Ihnen schwach beim Anblick eines solchen – oder so Etwas! Haben Sie nicht schon einmal ein solches Abenteuer irgendwo gehabt?«

Die Farbe des jungen Mannes wechselte zwischen tödtlicher Blässe und dunkler Röthe, die Aufregung raubte ihm jede Besonnenheit und verhinderte ihn, das Absichtliche, Lauernde in den Worten seines ältern Freundes zu bemerken.

»Nun, es ist kein Wunder,« lachte übermüthig Halliday, »ich verdenke es Ihnen nicht, O'Sullivan, ein hübsches Mädchen einem borstigen Tiger vorzuziehen! Nicht Jeder hat die doppelte Liebhaberei des Nena und seinen Muth.«

»Zweifeln Sie an dem meinen, Sir?« fragte heftig der Irländer. »Bei Sanct Patrik, er steht Ihnen jeden Augenblick zur Erprobung zu Diensten!«

»Thorheit, Ned,« fiel der Major ein, »Niemand zweifelt daran, daß Sie wie eine Mauer vor der Mündung eines Pistols stehen. Halliday meint nur, es sei etwas Andres auf der Tigerjagd.«

»Das ist es – es gehören eiserne Nerven dazu, und es ist nicht gerade eine Schande für einen Mann, einem Tiger aus dem Wege zu gehen. Ich wette hundert Pfund, daß sich unter uns Allen Keiner findet, der einer solchen Bestie anders zu begegnen wagt, als auf dem Rücken seines Elephanten und die Büchse an der Wange!«

Der Irländer hatte sich erhoben und mit beiden Händen auf den Tisch gestützt. »Meinen Sie, Sir? Die Wette gilt!«

»Zum Henker, Sir – würden Sie etwa die Courage haben, den Tiger zu Fuß in seinem Lager aufzusuchen?« fragte der Lieutenant roh.

Die Farbe des Verhöhnerten war fahl, seine Glieder zitterten, aber die Zähne fest aufeinander gepreßt, antwortete er zischend durch diese:

»Ich werde es, mit Nichts als diesem Messer bewaffnet, so wahr ich O'Sullivan heiße!«

Alle waren aufgestanden und drängten sich herbei. »Unsinn, O'Sullivan! Thorheit! – Das ist kein Gegenstand für eine Wette, es hieße, sein Leben muthwillig opfern.«

Der Resident war der Eifrigste unter den Abmahnenden, aber jedes seiner Worte war so eingerichtet, daß es ein neuer Stachel wurde.

Edward war von dem vielen genossenen Wein und der Erinnerung an die bei jenem Stiergefecht in der Arena von San Francisco bewiesene Schwäche taub gegen Vernunft – nur der Gedanke, das Gedächtniß jener schwachen Stunde, das ihn Jahre lang gepeinigt, um jeden Preis auszulöschen, erfüllte ihn.

»Ich habe die Wette angenommen,« sagte er mit erzwungener Ruhe. »Sie Alle sind Zeugen und ich werde nächsten Freitag bei Sonnenaufgang den Tiger, den Sie zu jagen beabsichtigen, in seinem Lager aufsuchen. Kein Wort weiter darüber, Gentlemen, wenn Ihnen an meiner Freundschaft gelegen ist. Dies Messer, Stewart, werdet Ihr mir einstweilen leihen müssen.«

Er steckte das Messer in seine Brusttasche. Alle fühlten, daß in diesem Augenblick Nichts zu machen wäre und ihr Drängen nur sein Bestehen auf dem prahlerischen Entschluß erhöhen werde. Doch war bei den Meisten die Mißstimmung über das Ereigniß sichtbar, und obschon Rivers sich die größte Mühe gab, die frühere Heiterkeit wieder herzustellen, wollte dies nicht gelingen und Viele brachen auf.

Der Fähnrich kam dabei in die Nähe des Doctors und nahm die Gelegenheit wahr, ihm eine Frage zuzuflüstern, aber der Schalk stellte sich, als höre er nicht gut und fragte laut, was er mit der Erwähnung der Cholera sagen und ob er ihn etwa noch bei einem Besuch der Kranken begleiten wolle?

»Gehen Sie zum Henker, *Brice*,« murrte der Schwächliche, »ich weiß, Sie haben mich vollkommen verstanden und verstellen sich nur. Seien Sie verständig, Doctor, und sagen Sie mir, wie man sich am besten vor der Ansteckung schützt. Sie wissen, ich habe morgen die Linienwache.«

»Hegen Sie große Angst vor der Cholera, mein Junge?« fragte der Walliser immer laut, um die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf sein unglückliches Opfer zu richten.

»Schreien Sie doch nicht so, Mann! was braucht Jeder Ihre Rezepte zu wissen. Ich dächte doch, es wäre natürlich, wenn Sie auf so viele Tage verreisen – es könnte ein plötzliches Unglück – –«

»Sie wollen also wissen, welche Diät Sie etwa beobachten sollen?«

»Gott verdamme Ihre Augen, Sir – ja! für was sind Sie anders da, als um uns das zu sagen!« schrie der erbitterte Fähnrich.

»O Toby, mein Mann – vergessen Sie nicht, meine Hauptsache ist das Sägen und Schneiden! – Aber ich will Ihre Frage beantworten.« Er blinzelte ihn dabei schlau an. »Haben Sie je von den zehn Fähnrichen von Ihrer Majestät 54stem Regiment gehört, das vor zwei Jahren in Calcutta ankam?«

»Nein!« Unwillkürlich überließ den langen Junker eine Gänsehaut bei dem feierlichen Ton, den der Doctor annahm. Ein Kreis von Zuhörern hatte sich um sie gebildet.

»Es waren sämmtlich schmucke, junge Bursche, die Hälfte davon ganz Ihre Natur,« fuhr der Walliser mit melancholischem Ton fort. »Akkurat so lang und schwindsüchtig! Sie thaten dieselbe Frage an Doctor Partridge, meinen würdigen Kollegen, als das Regiment nach Agra in Garnison kam. Er rieth ihnen nach bestem Wissen, wie ich es jetzt thue. Die Hälfte von ihnen befolgte den Rath nicht, sie lebten toll und voll, hielten Jagdrennen bei 100 Grad Fahrenheit im Schatten, spielten Criket und betranken sich alle Abende an der Meßtafel. So trieben sie's bis an ihr Ende! ehe achtzehn Monate vergangen waren – lagen sie sämmtlich draußen auf dem Kirchhof. Die Cholera hatte Keinen verschont! Es waren hoffnungsvolle Bursche und Ihre Majestät sowie ihre ältere Brüder verloren viel an ihnen.«

Der Doctor that, als wische er sich eine Thräne aus den Augen.

»Aber die Anderen – die Mäßigen?«

»Sie lebten, wie Mitglieder einer Temperanzgesellschaft, spielten nicht, fluchten nicht, waren regelmäßig in ihrem Dienst und tranken am Meßtisch den Bordeaux nur mit Wasser verdünnt. Der Arac war ihnen ein Gräuel, und die Bayaderen scheuten sie wie die Pest. Kaum daß sie sich zu Thee und Kaffee entschlossen und ihre Flanelljacken auszogen, wenn diese die Wäsche nöthig hatten.«

»Sie freuen sich gewiß heute ihrer Vorsicht und Mäßigkeit,« unterbrach ihn der Fähnrich, indem er wohlgefällig sich die Hände rieb. »Von heute ab trinke ich weder Portwein noch Sangarih!«

Der Doctor faltete mit einem Blick gen Himmel die Hände über dem runden Leibe. Seine Stimme hatte etwas Gespensterhaftes, als er flüsterte: »Die braven Jungen! Die Cholera holte sie, noch ehe das erste Jahr zu Ende war!«

Ein brüllendes Gelächter begleitete die Verwünschung, mit welcher der Fähnrich aus der Thür des Meßzimmers stürzte.

Doch hatte die Schelmerei des Doctors den Zweck erfüllt, die Stimmung der Gesellschaft zu ändern und die Gedanken von der leidigen Wette abzuziehen. Unter Scherz und Gelächter trennte man sich und Jeder ging, begleitet von seinem harrenden Chiprassy, den Weg nach seinem Bungalow.

Major Rivers hatte den Arm des Irländers gefaßt und einem Lancier-Capitain einen Wink gegeben. »Kommen Sie mit, Mowbray – ich habe etwas ganz Neues, das besser ist, als alle weißgesichtigen Lady's der Dampfer aus England. Wir trinken noch ein Glas Sangarih und rauchen eine Manilla!«

Der Offizier warf ihm einen fragenden Blick zu – Rivers nickte bedeutsam und schickte seinen Palankin voran, um den Weg zu Fuß zurückzulegen.

»Ich kann Sie nicht begleiten, Rivers,« sagte O'Sullivan, »ich werde kaum Zeit haben, nach Bithoor zu reiten und wieder zurück zu sein, wenn der Zug aufbricht.«

»Unsinn, Ned! Sie bleiben bei mir. Sie wissen, daß Sie Alles, was Sie brauchen, bei mir finden und um Nichts zu sorgen haben.«

»Aber ich muß von meiner Schwester, von Margarethe, Abschied nehmen. Als ich sie heute verließ, konnte ich nicht ahnen, daß ich mehrere Tage ausbleiben würde.«

»Thorheit, Mann! Sie sind ja kein Pantoffelheld. Schreiben Sie einige Zeilen, das ist eben so gut, oder vielmehr noch besser! Jhansi ist ja keine zwei Tagereisen weit.« Er neigte sich zu dem Zaudernden und flüsterte ihm zu: »Narika erwartet Sie – wir werden uns den Kavalleristen bald vom Halse schaffen und dann an warmen Busen und süßen Lippen uns für den verlorenen Abend entschädigen.«

Der junge Thor folgte ihm ohne eine weitere Einwendung.

Die Zeit der heißen Winde nahte ihrem Ende und einzelne Regengüsse erfrischten bereits von Zeit zu Zeit die Luft, doch hatte man noch volle Zeit zu dem beabsichtigten Ausflug nach Scindia, ehe die unaufhaltsam strömenden Regenfluthen eintraten, welche das Reisen fast unmöglich oder doch wenigstens äußerst beschwerlich machen.

Plaudernd gingen sie an der Reihe der von reizenden Gärten umgebenen Bungalows der Offiziere, Beamten und Kaufleute entlang, die um die West- und Südseite von Cawnpur einen Gürtel von fast 5 englischen Meilen im Umfange bilden und sich bis zum Ufer des Ganges hinziehen.

Die Nacht war prachtvoll. Myriaden grüner und rother Feuerfliegen funkelten durch die dunklen Blätter der Mangroven und Geraniums und zwischen den langen Stachelspitzen der Ananas und Aloë's, gleich als wetteiferten sie mit dem Glanz des gestirnten Himmels. Ein scharfer, gewürzreicher Wohlgeruch erfüllte die Luft und schien sich förmlich in Wellen zu bewegen, wenn der Windzug von den nahen Ufern des mächtigen Stromes herüberstrich. Aus dem dichten Geröhr der Wasserfurthen ließ der Ochsenfrosch seinen Ruf ertönen – zuweilen klang es dazwischen wie das heisere Geschrei einer Kinderstimme; – ein Krokodil, das an's Ufer gekrochen, – oder ein umherstreifender Schakal ließ aus der Ferne sein Bellen hören.

Von den Wällen klirrte der Schritt der auf und nieder wandernden Schildwachen – von den Bazars im Innern und vor den Thoren der Stadt flammte der Glanz bunter Laternen durch das Laubwerk her, tönte der Jubel und der Lärmen der Menge, welcher die Nacht die Zeit der Lust und Erholung ist.

Die Umgegend Cawnpurs, das, obschon die Stadt selbst klein und schmutzig, doch eine Hauptstation der Briten ist und eine Garnison von 8000 Mann verschiedener Truppengattungen hat, ist eine der reichsten und lieblichsten Indiens, wiewohl das Klima in der Zeit der heißen Winde und in der Regenzeit sehr ungesund wird. Üppige Felder, auf denen Weizen und Gerste, der Mais, Reis, das Zuckerrohr, die Baumwolle, Gräm, Jowary und Indigo gezogen werden, umgeben es abwechselnd mit prächtigen Tamarinden-, Mango-, Bananen-, Akazien- und Pipala-Hainen. Der köstlichste Blument Teppich entfaltet dazwischen seine reichen Farben.

Das Bungalow des Residenten befand, sich in malerischer Lage unfern der großen Militair-Straße auf dem hier wohl hundert Fuß sich erhebenden rechten Ufer des Flusses, und eine prächtige Aussicht bot sich von seinen Veranda's aus rings über die Stadt, den Strom und die Gegend. Ein großer, mit Üppigkeit eingerichteter Garten, durch hohes Gitterwerk abgesperrt, umgab das in italienischem Styl erbaute Haus, an das sich eine Reihe von Pavillons anschloß, die Zenanah oder das Harem des Besitzers, wie der schlimme Ruf behauptete.

Die kleine Gesellschaft hatte bereits die Ruinen der Akhbar-Moschee passirt, die vor dem Dschumna-Thor mitten zwischen den prächtigen Gärten der Bungalows ihre riesigen Trümmer erhebt, eine Mahnung an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe. Die Diener mit den Fackeln und Stäben gingen etwa zwanzig Schritt voran, und da weder der Resident noch seine beiden Gäste zurücksahen, bemerkten sie nicht, wie sich hinter den Säulentrümmern am Wege eine weiße Gestalt erhob und mit flüchtigem, unhörbarem Tritt ihnen folgte, und dicht hinter ihnen, gleich als gehöre sie zu den Europäern, den Garten betrat.

Die vom Bungalow vorausgeschickten Palankinträger harrten mit zahlreichen anderen Dienern am Säulenaufgang der Veranda, wo große Kohlenbecken mit wohlriechendem Harz die Myriaden der Mosquito's und Stechfliegen zurückhielten, die den Genuß der indischen Nächte so sehr verbittern. Die Fackelträger gesellten sich zu ihnen und stellten sich zu beiden Seiten der Marmorstufen auf, während der Schobedar mit seinem Stabe Platz zwischen den Peons und der niedern Dienerschaft machte. Der Major hatte eben mit seinen Freunden den Fuß auf die Treppe gesetzt, als plötzlich eine Bewegung unter den Hindudienern entstand, und die Gestalt, welche ihnen von den Ruinen her gefolgt war, sich hindurchdrängte und vor dem Residenten niederwarf.

Es war ein alter Mann von ehrwürdigem Aussehn, in weißer Kleidung, mit den Abzeichen der Kaste der Wechsler oder Babu's. Seine Hand faßte den Rockzipfel des Residenten und drückte ihn zum Zeichen der Ehrerbietung wiederholt an die Stirn.

»O Sahib, übe Gnade und Gerechtigkeit,« flehte der alte Mann, »damit Lakschmi das Horn des Überflusses über Deine Schultern gieße, und der Engel der Gerechtigkeit nicht die Thränen eines Greises in seine Schaale sammeln möge.«

Der Resident trat unwillkürlich einen Schritt zurück, als er den Bittenden erkannte. Sein Auge schoß einen verdrießlichen, häßlichen Blick auf den Alten.

»Was willst Du, Tippo-Singh,« fragte er rauh, »daß Du mich überfällst bei Nacht wie ein Räuber? Weißt Du noch nicht, was sich schickt gegen den Residenten der Regierung? Die Gartenwächter sollen fünfzig Bambusschläge auf die Fußsohlen haben, daß sie es gewagt, einen Fremden gegen das Verbot einzulassen.«

»Sie sind unschuldig, Sahib,« entschuldigte der Babu, »ich folgte Dir auf dem Fuß und sie mußten glauben, ich käme mit Deiner Bewilligung.«

»Nun, so komme morgen wieder und bringe Dein Anliegen an, die Geschäftsstunden sind jetzt längst vorüber.«

»Der Gerechte soll sein Ohr stets offen halten für die Klage des Unglücks. Dem Betrübten wird die Stunde zum Jahr, die er harren muß ohne Trost. – Ich weiß, Du wirst morgen früh Cawnpur für viele Tage verlassen.«

Der Resident sah, daß er in seiner Schlinge gefangen war und stampfte ungeduldig mit dem Fuß. »Zum Teufel, so rede, was willst Du?«

»Meine Tochter, Sahib, Nurjesan, mein einziges Kind, ist diesen Morgen geraubt worden, als sie sich aus den unteren Gangesbädern in ihrem Palankin nach Hause tragen ließ, während ich in Lucknow war.«

»So wende Dich an den Darogah, den Chef der Polizei. Es ist seine Sache, nicht die meine,« sagte Rivers höhnisch.

»Der Darogah, Sahib, kann mir nicht helfen. Was ist ein feiler Darogah gegen die Hand des Mächtigen!«

»Schone Dein Gold nicht, würdiger Babu,« spottete der Resident. »Du mußt bei der Gelegenheit von Deiner Sparsamkeit lassen, die ich zu kennen das Vergnügen habe. Gold ist ein mächtiges Metall und der Schlüssel zu Allem. Hast Du schon einen Verdacht, wer Deine Tochter geraubt haben könnte? Die Phansigars sollen wieder sehr ihr Wesen treiben.«

»Kein Phansigar hat mein Kind geraubt. Jedermann weiß, daß Tippto-Singh bereit wäre, das Gewicht seines Kindes in Gold für ihre unbefleckte Freiheit zu geben. Die Diebe, die sie gestohlen, gehören nicht meinem Volk.«

»Nun zum Teufel – soll ich etwa wissen, wer sie sind? Warum hütest Du die Dirne nicht besser?«

Der Babu näherte sich dem Vertreter der Regierung. »Laß diese Männer einige Schritte sich entfernen,« sagte er leise, »ich habe Dir etwas zu sagen, Sahib, das nicht für fremde Ohren geeignet ist.«

Der Resident schien einige Augenblise zu schwanken, dann faßte er einen Entschluß und winkte seinen Begleitern, zurückzutreten. Als er so mit dem alten Indier allein stand, den er scharf im Auge behielt, sagte er:

»Jetzt rede! Was willst Du?«

»Man hat die Fußstapfen der Diebe verfolgt, Sahib – Wischnu hat heute Morgen das Wasser des Himmels gesandt und die Erde war feucht.«

»Was kümmert mich der Regen?«

»Die Spuren gehen bis zur hintern Thür Deines Gartens, Sahib.«

»Schurke – Du erdreistest Dich doch nicht, zu behaupten . . . «

»Ich klage Niemand an, Sahib, verstehe mich wohl. Aber ich muß mein Kind wiederhaben. Der Sahib-General ist leider nicht in Cawnpur und Du allein hast die Macht dazu. Wenn sich mein Kind in dieser Stunde wiederfindet, will ich dem, der sie mir bringt, ein Lak¹ geben.«

Auf dem Gesicht des Residenten spiegelte sich der Kampf der Habsucht mit anderen schlechten Eigenschaften. »Du schlugst mir vor Kurzem noch eine geringere Summe zu leihen ab,« sagte er endlich. »Jetzt kommst Du, um meine Hilfe zu kaufen. Ich will mir die Sache überlegen – komm morgen wieder und frage bei meinem Sirdar nach.«

¹500,000 Rupien oder 10,000 Pfund Sterling.

»Nein, Sahib – was geschehen soll, muß jetzt geschehen. Nurjesan darf keine Nacht unter jenem Dache bleiben. Die Rose darf nicht entblättert werden von dem Hauche des giftigen Monsoon!«

»Nun, so sieh selbst zu, wo Du die Dirne bekommst und laß mich ungeschoren,« fuhr der Major ihn an. »Ich habe keine Zeit, mich mit Dir länger einzulassen. Pack Dich von meiner Schwelle!«

Er wandte sich, hinauf zu steigen, aber der alte Mann hielt ihn nochmals zurück. »Ist dies Dein letztes Wort, Sahib? Bedenkt wohl, was Du thust und wessen graues Haar Du mit Koth bewirfst.«

»Will der alte Schurke noch drohen? fort mit Dir oder ich rufe die Diener!«

Ein rascher Griff in die Falten der Tschoga, in den Händen des Babu blitzte ein Dolch – aber die Faust des Engländers erfaßte gewandt das Handgelenk des alten Mannes und preßte es so gewaltig zusammen, daß die Waffe seiner Hand entfiel. »Herbei, Leute!« befahl er kaltblütig. »Schnürt dem grauen Mörder die Hände auf dem Rücken und sperrt ihn in die Hundehütten. Morgen früh, bevor ich aufbreche, werde ich über ihn entscheiden. Sorgt dafür, daß die Elephanten und Pferde zur rechten Zeit bereit sind und das Gepäck aufgeladen ist. Kommen Sie, meine Herren!« Er winkte seinen über den Mordversuch ziemlich erschrockenen Begleitern und stieg mit ihnen die Stufen des Gebäudes vollends hinauf.

Der Schobedar öffnete weit den Seidenvorhang, der den Eingang zu der Reihe luftiger Gemächer verschloß, welche die Wohnung des Residenten bildeten.

»Treten Sie in eine Garderobe, O'Sullivan, und machen Sie sich's einstweilen bequem,« sagte der Major, indem er mit einem Wink seines Auges den Lancier-Offizier zurückhielt. »Ich habe nur noch einige Befehle für die Abreise zu ertheilen und folge Ihnen sogleich.«

Edward ging mit der Sicherheit eines mit allen Einrichtungen des Hauses vollkommen Vertrauten voraus. Eine Thür hatte sich kaum hinter ihm geschlossen, als, sich der Resident zu seinem Begleiter wandte.

»Sie haben Ihre Anstalten getroffen, Mowbray?«

»Zuverlässig, Sir!«

»Die Zeit, wann Sie mit Ihrer Escadron aufbrechen wollen, mögen Sie selbst bestimmen. Was ich von Ihnen verlange, ist, daß Sie übermorgen bei Sonnenuntergang vor den Thoren von Jhansi stehen. Sie werden die Zugänge des Forts unbewacht und geöffnet finden, Alles wird mit der Sotti beschäftigt sein. Am Thor nach Cawnpur wird Sie einer meiner Diener erwarten und mir sofort die Nachricht Ihrer Ankunft bringen. Wer Sie befragt, dem sagen Sie, daß Sie meine Escorte bilden. Leistet die Thorwache Widerstand, so wird sie entwaffnet. Der Schobedar wird Sie an den Ort führen, wo ich bin. Ich hoffe, Ihre Gegenwart wird genügen, um jeden Widerstand zu verhindern.«

»Sie werden mich pünktlich auf meinem Posten finden, Major.«

»Ich rechne darauf, Capitain, wir möchten sonst in eine schlimme Lage gerathen. Sind die Anstalten zur Reise getroffen?«

Der Sirdar oder Oberaufseher verneigte sich. »Deine Befehle sind erfüllt, Sahib.«

»Du hältst Doppelbüchsen für sämmtliche Begleiter bereit?«

»Sie befinden sich bereits in den Haudah's der Elephanten und an den Sätteln der Pferde.«

»Meine Revolver?«

»Vier Paar liegen auf dem Tisch des Kabinets des Sahib.«

»Du hast zu den indischen Dienern der Begleitung zuverlässige Männer Deines Glaubens ausgesucht?«

»Wallah! sie lachen über die Kühe!¹ Es sind Männer aus den Bergen, die ihren Säbel zu führen verstehen.«

»Wie viel sind ihrer?«

»Mit den Seyce's und Doby's fünfunddreißig, Sahib.«

»Das genügt. Die Bewaffnung darf nicht auffällig sein und muß anscheinend nur für die Jagd gelten. Du bürgst mir übrigens dafür, daß nichts Andres verbreitet wird.«

»Sahib – Sie wissen nur, was Du ihnen befiehlst. Ihr Mund ist verschlossen.«

»Gut, Hassan, ich hoffe, ich werde mit Dir zufrieden sein.« Er winkte den Vertrauten zur Seite.

»Hat das Mädchen sich zufrieden gegeben?«

»Sie hat den ganzen Nachmittag geweint und nach ihrem Vater gerufen, Sahib. Erst gegen Abend gelang es der Ayah, sie zur Ruhe zu bringen.«

»Sorge, daß wir nicht gestört werden. – Wenn es Zeit ist zum Aufbruch, wirst Du uns wecken.«

Er winkte dem Capitain und ging mit ihm in die inneren Gemächer.

Hier trafen sie den jungen Irländer bereits damit beschäftigt, mit Hilfe eines Dieners die lästige europäische Kleidung abzulegen, und sich in die weiten und wallenden Gewänder der reichen Eingebornen zu hüllen.

»*Goddam!* Ned kann es kaum erwarten, in Narika's Arme zu fliegen. Hollah, mein Bursche, warten Sie hübsch auf uns. Sie wissen, ich führe den Schlüssel zu unserm irdischen Paradiese, und ohne meinen Willen kann es Niemand betreten. Geschwind, Mowbray, herunter mit der leidigen Uniform und nehmen Sie diese Tschoga, die einem indischen Fürsten gehört hat und deren Perlenstickerei sich kein König Europa's zu schämen brauchte.«

Er warf ihm ein kostbares Obergewand zu, während er sich selbst mit weiten türkischen Beinkleidern von gelber Seide und einem meergrünen Rock versah, um den er einen kostbaren Kashemirshawl schlang. Ein ähnlicher umhüllte turbanartig den Kopf, und der knieende Diener zog reich mit Gold und Juwelen gestickte Pantoffeln auf seine Füße.

In wenig Minuten standen die drei Wüstlinge in den prächtigen orientalischen Gewändern gleich sybaritischen Fürsten des Morgenlandes.

»Und jetzt – vorwärts, Ihr Herren, die Freude ruft!« Er sprang mit der Behendigkeit eines Jünglings und der Gier eines alten Lüstlings den Genossen voran und führte sie durch einen langen mit Blumen verzierten Corridor, der das Hauptgebäude des Bungalow's mit der Reihe von Pavillons und Kiosk's verband, die sich in die dunkelsten Haine des Gartens versteckten.

Wie vor dem Harem eines Sultans hielt an dem Eingang ein stummer, schwarzer Verschnittener Wache. Neben ihm befand sich ein altes, indisches Weib, die Aya, auf der Lauer.

»Alles bereit – Zulma, Du alte Hexe, die Du das Himmelreich bewachst?«

»O Sahib, möge Deine Hand offen und Dein Schatten ewig sein! Die Houris des Paradieses harren, ihren Gebieter zu bedienen!«

Er winkte sie zur Seite. »Hast Du das neue Täubchen gezähmt?«

¹Die Kuh wild von den Hindu's heilig gehalten.

»Sie hat das Opium im Kaffee genommen, Sahib,« sagte die Alte mit einem teuflischen Blick. »Der Trank, den ich ihr bereitet, hat Feuer gegossen in die Adern ihres jungen Leibes – Du wirst ein glücklicher Mann sein.«

»Wohl! aber wenn Du mir dienen willst, so denke, daß die nächsten Tage die wahre Gelegenheit dazu bringen. Wenn es jetzt nicht geschieht, ist es unmöglich, denn der Nena kehrt zurück, ehe der Mond wechselt.«

»Ehe drei Tage vergehen, wird das stolze Weib mit den goldenen Haaren in Deiner Zenanah sein, vielleicht morgen schon. Hassan und ich, wir haben unsere Anstalten getroffen – aber die Gefahr ist groß!«

»Der Lohn nicht weniger, nimm!« Er reichte ihr einen Beutel mit Rupien. »Fünfzig Mohurs, wenn Ihr die Dame mir in das Haus schafft. Nur Vorsicht und sichern Gewahrsam.«

»Aber wenn der Faringi, ihr Bruder, Verdacht schöpfen sollte? Es ist kaum möglich, daß Narika nicht etwas, von dem, was geschieht, bemerken wird, und sie liebt ihn.«

Ein höllisches Lächeln zuckte um den falschen Mund des Hausherrn. »Für den ist gesorgt – beunruhe Dich nicht! Er wird nicht stören!«

»Und der Nena? – seine Rache wird furchtbar sein.«

»Mein Fuß wird ihn zertreten, wenn er gefährlich ist. Wir haben vierzehn Tage Zeit und das ist länger, als man bedarf um hundert Weibern den Mund zu schließen. Es giebt Geheimnisse, die keine Frau erzählt. Genug der Worte – Du hast Deine Instruction und meine Freunde werden ungeduldig. Öffne!«

Er faßte Edward am Arm. »Nun, Ned – lassen Sie uns die Stunden bis zum Aufbruch in unsrer Weise verträumen.«

Eine feste Thür von Eisenholz flog vor dem Schlüssel der alten Kupplerin auf, ein kurzer Weg durch ein halbdunkles Vorgemach – heiteres Lachen, der Ton eines Tambourins scholl gedämpft herüber, dann rauschte der Teppich des Eingangs zur Seite und die Männer traten über die Schwelle der Zenanah.

Ein weites Gemach von ovaler Form, während des Tages nur von oben durch die Öffnung der Decke beleuchtet, jetzt durch große Lampen mit rosafarbenen Gläsern erhellt, öffnete sich vor ihnen. In der Mitte plätscherte eine köstliche, kleine Fontaine kühlende Frische. Um die etwa vier Fuß im Durchmesser haltende Marmorschaale, in welche der Strahl zurückfiel und worin zierliche Gold- und Silberfische sich tummelten, zog sich ein Divan mit Kissen von dunkelblauer Seide. Ähnliche breite, zum Ruhebett wie zum Lager dienende Divans liefen an den Wänden entlang, nur durch vier Thüren unterbrochen, deren halbgeöffnete, schwere, goldgestickte Vorhänge von gleicher Farbe das Auge in das geheimnißvolle Halbdunkel des köstlich in Roth, Grün, Amaranth und Pensée dekorirten Kabinets blicken ließ. Ein dunkler, persischer Teppich mit seinen seltsam verschlungenen Arabesken, in den der Fuß bei jedem Tritt bis an die Knöchel einzusinken schien, bedeckte den Boden; die Farbe der Wände war ursprünglich ein mattes, marmorartiges Weißgelb, gewann aber durch den sanften Schimmer der röthlichen Lampenglocken etwas wahrhaft Zaubenhaftes. An den Pilastern, welche die Wände mit den Thüren in Felder theilten, und eben so von der Decke rankten sich köstliche tropische Schlinggewächse mit ihrem saftigen, dunklen Grün, und der Duft der Champa – jener wunderbaren Blume – vermischte sich mit dem Wohlgeruch leichter Wölkchen aus dem wohlschmeckenden, gelbblättrigen Tabak von Schiraz.

Zwischen zwei der erwähnten Thüren befand sich ein großes, mit kostbarem Gold- und Silbergeschirr bedecktes Büffet von Acajouholz, auf dem in silbernen, mit Eis gefüllten Becken Krystall-Karaffen den kühlen Scherbet oder den köstlichsten Sangarihpunsch enthielten. Früchte aller Art, und die mannichfaltigen Confitüren von Rosenblättern, Limonen und Mastix, nebst den Zuckerwerken, welche die orientalischen Frauen so sehr lieben, füllten die Zwischenräume und gaben den schönen Bewohnerinnen dieses der Paphierin gewidmeten Raumes zwischen ihren Spielen und Liedern zu naschen.

Zehn liebliche, reizende Gestalten von wunderbarer Schönheit, jede in ihrem nationalen Typus, lagen und saßen in verschiedenen zeittödtenden Unterhaltungen auf den Divans und dem Teppich.

Die Racen Asiens schienen in ihnen vertreten, ja selbst das Kind Nubiens, die hohe, schlanke, junonische Gestalt der Mohrin mit dem kräftigen, aber wohlgerundeten Gliederbau und der mit dem Karmoisin der Jugend und Gesundheit gefärbten Sammetschwärze der Wange fehlte nicht.

Neben der Nubierin, die mit dem Ausdruck naiver Neugier ihren Gefährtinnen zusah, auf den Händen und Knien hockend, lag, in aller Behaglichkeit ihrer angeborenen Trägheit, eine junge Chinesin, den Körper von den Knien aufwärts durch die unnatürliche Einzwängung der Füße zu jener üppigen Fülle in der Entwicklung gepreßt, welche das seltsame Volk des himmlischen Reiches der Mitte so sehr schätzt. Die feine, weiße, vollkommen europäische Haut des Gesichts und des Körpers erschien neben der Ebenholzschwärze ihrer Nachbarin doppelt blendend. Die Züge des zarten Gesichts waren, wie bei den meisten Chinesinnen, pikant und scharfsinnig durch den eigenthümlichen Winkel der Augen und schmalen Brauen, während der äußerst kleine Mund reizend erschien, indem er sich, wie der Kelch einer Blume, um den äußersten Rand der Bernsteinspitze einer kleinen, unsern Cigarrenträgern oder den holländischen ähnlichen Pfeife von rothem Thon schloß und zuweilen zwischen den kleinen, wie schwarze Perlen glänzenden Zähnen die leichten Wolken des Rauchs hervorstieß. Die Chinesin saß mit untergeschlagenen Füßen auf dem Divan am Springbrunnen, und entfernte die Pfeifenspitze nur aus den Lippen, um ein heiteres, kindisches Lachen vernehmen zu lassen das die Freude über den Tanz zweier ihrer Gefährtinnen ausdrückte.

Diese waren zwei braune Malayenmädchen von der Küste von Malacca, die Augen flammend, der Ausdruck des Gesichts kühn und feurig, und durchaus nicht unschön durch den eigenthümlichen Typus ihrer Race. Ihre Sprünge und Bewegungen zeigten die Leidenschaftlichkeit und das Feuer ihres Volkes, und gaben ihnen etwas von der Beweglichkeit der Affen. Zwei reizende Hindufrauen, eine Mestize von den Antillen, eine Jüdin und eine jener paradiesisch schönen, an die Urmutter des Menschengeschlechts erinnernden Frauengestalten aus den Thälern Kashemirs bildeten die anderen Mitglieder dieser Vereinigung weiblicher Reize, rings umher in den ungezwungensten Stellungen auf den Kissen und dem Teppich lagernd, theils mit Näschiereien, mit der Hukah oder mit einem chinesischem Schachspiel beschäftigt.

Keine dieser Frauen hatte bereits das zwanzigste Jahr überschritten, einigen sah man es trotz der raschen Entwicklung des Orients an, daß sie kaum das Kindesalter verlassen hatten.

Ihre Kleidung war ein köstliches Gemisch phantastischer Kostüme, leicht und fliegend, daß sie das Erröthen auf die Stirn einer Engländerin gejagt hätte, aber weit entfernt davon, frech und unzureichend zu sein, um ihre Reize in jenes Errathenlassen zu verhüllen, das die Schönheit tausend Mal schöner macht, als die dreiste Nudität. Je nach der Laune, der Nationalität

und der Schönheit der Tänzerin wechselte diese Pracht in bunten, hellen Farben mit Seide, Stickerei und Gaze in allen jenen wallenden, graziösen Formen ab, die das Morgenland so reich unsern puritanisch harten Kleiderschnitten entgegenstellt. Reicher Schmuck zierte die Haare und bedeckte Füße, Arme und Busen.

Das Auge des Gebieters flog aber hastig und gleichgiltig, während sein jüngerer Begleiter sich eilig auf das Kissen zu den Füßen der schönen Kashemirerin niederwarf, über alle diese Reize und suchte deren neue, die seine erschlafte Sinne reizen und beleben sollten.

Gegenüber der Thür, durch welche die drei Europäer eingetreten waren, saß auf einem Haufen loser Kissen, die kleinen, zierlichen Füße unter das faltige Gewand gezogen, den Oberkörper zurück an die Wand gelehnt, die Arme wie sehnsüchtig nach dem dunklen Blättergrün, das eine Laube um sie bildete, die Gesuchte.

Es war eine junge Hindu, von einer Zartheit und Reinheit der Formen, wie sie der begeisterte Maler einer Psyche träumen, aber gewiß selten nur finden würde und nimmer unter dem kalten Himmel, unter dem die Kunst so viele Triumphe feiert. Die dunkle Elfenbeinfarbe ihrer Haut glich einem durchsichtigen Sammetschleier, unter dem man das frische, jugendliche Blut pulsiren zu sehen glaubte. Hände, Arme und der Fuß, dessen Spitze unter dem Gewand sich zur Seite hervorstahl, waren so zierlich und wohlgeformt, daß sie von einem Künstler geformt schienen, – und war es in der That nicht der erhabenste Künstler, der sie gebildet? – Das reizende Oval ihres Gesichts zeigte eben so liebliche als reine Züge, und dennoch bewies der leichte, wie ein Reif um die feingeschnittenen Mundwinkel sich lagernde Flaum, daß unter dieser reinen Hülle glühendes Feuer geschlummert und nur nöthig gehabt hatte, geweckt zu werden.

Und es war geweckt, geweckt auf das Schändlichste und Empörendste durch den Verrath und das Verbrechen. Die großen Gazellenaugen unter den feingezogenen, über der Nasenwurzel zusammenlaufenden Brauen funkelten in einem wilden, unnatürlichen Feuer, während ein unendliches Weh, eine unendliche Angst in den perlenden Thränen lag, die unbewußt aus ihrem Augenwinkel sich stahlen und langsam ihren Weg über die Sammetfläche der Wangen rollten. Diese Wangen, diese schmale, aber klassische Stirn war statt der gewöhnlichen, gleichmäßigen Färbung, welche dem Orientalen eigen ist, von einer unnatürlichen, fieberhaften Gluth geröthet. Die korallenrothen, so wundervoll über weißen, nicht durch das Bethelkauen entstellten Zähnen sich wölbenden Lippen öffneten und schlossen sich, gleich als wollten sie Worte der Leidenschaft sagen; das mit Goldmünzen und Perlen durchflochtene, nur von einem weißen, goldgestickten, kleinen Halbfeß bedeckte Haar floß in langen, gelösten Flechten und Locken um den schönen Kopf und verrieth den Zustand von Schmerz und Auflösung, in dem sich das schöne Mädchen noch vor einer Stunde befunden hatte.

Auch ihre Kleidung unterschied sie von den Phrynen, die ihre Gesellschaft in diesem Gemach bildeten. Sie war ganz in weite, züchtige, aber jetzt in Unordnung gerathene und selbst zerrissene Gewänder gehüllt, die Schultern und Arme entblößt ließen.

Es war *Nurjesan*, die unglückliche Tochter des noch unglücklichern Babu, den der Resident in die Hundeställe des Bungalow hatte sperren lassen.

Dachte die Tochter an den grauen, der Habsucht und der Rache seines Feindes verfallenen Vater?

O, welche Thränen der Angst hatte sie nach ihm geweint, wie oft seinen Namen nach Hilfe gerufen – aber jetzt –

Der Resident klatschte in die Hände. »Auf, Mädchen, tanzt, singt – strengt all' Eure Kräfte an, daß die Stunden der Nacht uns zu Minuten werden! Den Sangarih her, wir wollen lustig sein!«

Die Frauen waren emporgesprungen beim Eintritt des Gebieters, bis auf Nurjesan und die bequeme Chinesin, und begrüßten ihn mit lärmender Fröhlichkeit. Das Auge der jungen Hindu ruhte glühend und dann zornig auf dem jungen Irländer, der sich zu den Füßen des schönen Mädchens aus Kashemir geworfen. Sie bemerkte es kaum, daß der Major ihr nahte und sich neben sie auf die Kissen setzte. Erst als sein Arm sie umschlang, blickte sie halb erschrocken auf ihn.

»Was willst Du? – ich liebe Dich nicht – Jener dort ist es, den Camah, die Göttin der Herzen, mir beschieden hat.«

»Thörin! Er hat sein Theil, und hier bin ich der Herr!« Seine frechen Lippen verschlossen ihren Mund. –

IV. DIE SOTTI UND DIE TIGERJAGD.

Das Fürstenthum Dschansi oder Jhansi, wie es in der spätern Geschichte des Aufruhrs gewöhnlich genannt wird, gehörte damals noch zu den unabhängigen Staaten und war tributair von dem Scindia von Gwalior, dem Bundesgenossen der Compagnie.

Der letzte Ranee von Jhansi war gestorben, wie wir aus den Mittheilungen im Meß-Bungalow der Offiziere des 71. Eingebornen-Regiments erfahren haben, und es handelte sich um die Frage der Erbschaft.

Nach den indischen Sitten erbt, wie in Europa in den Fürsten-Familien, in welchen das Salische Gesetz nicht gilt, die Rani, die erste Gattin des Verstorbenen, die Regierung, wenn kein majorennener, wirklicher oder Adoptiv-Sohn vorhanden ist. Die Adoption verleiht in Indien die unbeschränkten Kindesrechte.

Der verstorbene Ranee war ein alter Mann gewesen; das Gerücht aber erzählte viel von den Reizen seiner Frauen, besonders von der Schönheit seiner Lieblingsfrau.

Wir haben bereits vernommen, daß diese, statt die Erbschaft anzutreten, den Opfertod der Sotti vorgezogen hatte.

Ob die Überredung der Verwandten, deren Habsucht davon sich Nutzen versprach – ob der fanatische Aberglaube und die Intriguen der Brahminen – oder welcher andere Grund es war, der sie zu einem so furchtbaren Entschluß getrieben, welchen unmöglich die Liebe zu einem Greise eingegeben haben konnte – Niemand wußte es. Die besser Unterrichteten behaupteten, daß der Rath der Brahminen unter dem Einfluß des Scindia von Gwalior gegeben worden, des Einzigen, der als Lehnsherr das Recht hatte, der Wittve die Sotti zu verweigern.

Es war eine Stunde vor Sonnenuntergang, als der Zug des Scindia mit seinen am Nachmittag in seinem Lager eingetroffenen englischen Gästen an den Thoren von Jhansi anlangte.

Der Anblick war prachtvoll.

Die Verwandten des vorstorbenen Ranee und Vornehmsten des Landes waren zwei Meilen weit dem Oberherrn entgegengegangen und geleiteten ihn mit all' dem Gepränge, welches die indischen Aufzüge begleitet, in die Stadt.

Kein Zeichen verrieth unter dieser Pracht und diesem Glanz den traurigen und entsetzlichen Zweck des Besuchs.

Fünfhundert Reiter, die Hälfte der Leibwache des verstorbenen Ranee, in weißen Tschoda's und rothbesprenkelten Turban's, eröffneten den Zug; ihnen folgte ein Heer von Musikanten, die auf Tambourins, Trommeln, Pfeifen, Hörnern und Metallbecken einen wahrhaft höllischen Lärmen, ohne eine Spur der Harmonie, vollführten.

Fünzig Sowars oder Kameelreiter des Scindia folgten.

Dann kamen in langer Reihe die Elephanten des Scindia und der Vornehmen von Jhansi, von zahllosen glänzenden Reitern umschwärmt. Auf dem größten der hundert riesigen Thiere, dessen Rücken mit Goldstoffen behängen war und dessen Zähne und Schwanz vergoldet waren, saß in einer mit Goldblech beschlagenen und reich mit Edelsteinen verzierten Haudah der Scindia, zu seiner Rechten der Resident von Cawnpur, Major Rivers. Ein hinter der Haudah auf dem Sattel des Elephanten kauender Negerknabe hielt am langen Bambusstäbe einen großen Sonnenschirm über ihren Häuptern.

Der Major trug die goldgestickte, rothe Uniform und den befiederten Hut, der Scindia strahlte von kostbaren Juwelen. Die britischen Offiziere, welche die Begleiter des Residenten bildeten, und Edward O'Sullivan saßen auf zwei anderen Elephanten, ihre Diener folgten zu Pferde.

Eine kleine Abtheilung der Fußleibwache des Scindia, nach dem Vorbild der britischen Sepoy's uniformirt und gebildet, kamen hinter den Elephanten und an sie reihte sich der Rest der Reiter von Jhansi und ein unabsehbarer Zug von Dienern aller Art. Fünfzehn bis zwanzigtausend Menschen mindestens bedeckten die Umgebungen des Thores, schlossen sich dem Zuge an und drängten sich mit ihm durch die engen und schmutzigen Straßen nach dem Platz vor der Burg, auf welcher das traurige Schauspiel vor sich gehen sollte.

Das ganze Aussehn der Stadt trug ein festliches, heiteres Gepräge. Überall waren hohe Gerüste aus Bambusrohr errichtet, die entweder das Aussehn von Minarets, Thürmen und Triumphbögen nachahmten, mit Blumen und Stoffen geschmückt, oder Schaubühnen darstellten, aus denen Schaaren von Musikanten ihren Lärmen zu dem ihrer Gefährten im Zuge hinzufügten oder Bayaderen fortwährend tanzten und Possenreißer ihre Streiche machten.

Der Platz bildete ein großes Halbrund vor dem Thor der auf einer ziemlich steilen Anhöhe liegenden Citadelle oder Festung, deren größter Raum von dem Palast des Ranee eingenommen wurde. Dem Thor gegenüber waren zwei große Prachtzelte aufgeschlagen, aus baumwollenen Stoffen gefertigt und mit kostbarem Teppichen behangen.

Zwischen diesen beiden Zelten, die zur Aufnahme des Scindia und des Residenten der Compagnie bestimmt waren, befand sich eine Estrade, auf welcher zur Linken, dem Ehrenplatz, ein Thron von vergoldetem Holz, überragt von einem großen Spiegel von Pfauenfedern, stand, den Zeichen der Macht und des Reichthums. Ein Tigerfell, mit großen Edelsteinen statt der Augen, bedeckte den Fußschemel. Auf diesem Thron sollte der Scindia während der Ceremonie Platz nehmen, indeß ein gleichfalls vergoldeter Armsessel, jedoch ohne den Feder- und Tigerschmuck, für den Vertreter der Compagnie bestimmt war.

Diesen Zelten und dieser Estrade gegenüber, in der Mitte zwischen ihnen und dem verschlossenen Festungsthor erhob sich ein anderer Thron von künstlichem Schnitzwerk und reichen Vergoldungen. Auf diesem Thron, dessen Sitz noch Raum hatte für eine zweite Person, saß eine menschliche Gestalt, in kostbare Gewänder gehüllt, mit Gold und Edelsteinen geschmückt. Aber in dem starren, gläsernen Auge fehlte das Leben, diese Glieder waren kalt und unbeweglich und das verschrumpfte und eingefallene Antlitz zeigte die Todtenfarbe.

Es war der einbalsamirte Leichnam des verstorbenen Radschah auf seinem Thron in der Mitte des riesigen Scheiterhaufens von Bambusstäben, der wie ein Wall um ihn her aufgetürmt, nur einen schmalen, leicht verschließbaren Eingang zu dem Todten ließ, welcher den warmen, lebendigen Schooß erwartete, in dem ruhend die sterbliche Hülle durch das feurige Element ihren Urstoffen wieder zurückgegeben werden sollte.

Zwei schwarze Slaven mit blankem Säbel bewachten den Zugang zum Scheiterhaufen, während eine Anzahl von Brahminen, in ihre weißen Gewänder gehüllt, um den äußern Rand desselben lauerten und Gebete murmelten.

Eine große Volksmenge, deren Wogen sich fortwährend durch Zuströmende mehrten, hoben und senkten, umgab den Scheiterhaufen und füllten den Platz. Aber sie wurde in angemessener Entfernung zurückgedrängt, als die Reiter der Leibwache des Verstorbenen und die Sowars oder Kameelreiter jetzt auf dem Platz erschienen und eine weite Schranke um den Scheiterhaufen bildeten.

Auf ein Zeichen seines Mahoud beugte der gelehrige Elephant, welcher den Scindia und seinen Gast trug, die Kniee und eine vergoldete, kleine Leiter wurde an die Haudah gesetzt, auf welcher der Oberherr herabstieg, während die Soldaten mit ihren Waffen zusammenschlugen, die Musiker den Lärmen ihrer Instrumente noch erhöhten und das Volk sich auf den Boden niederwarf.

Der Scindia setzte sich auf seinen Thron, der Resident nahm mit einem Lächeln hochmüthigen Spottes, nachdem er seinen Schobedar zu sich gewinkt und ihm einige Worte zugeflüstert, auf dem Sessel Platz und um ihn her gruppirten sich seine europäischen Begleiter.

Es waren dies übrigens nicht die einzigen Europäer. Verschiedene andere schienen das Gerücht von der Sotti gleichfalls herbeigelockt zu haben, und sie waren unter dieser Menge vertheilt, die mit dem Respect und der Demuth, welche die Indier stets ihren weißen Gebietern beweisen, ihnen Raum ließ in dem Gedränge und sie dadurch kenntlich machte.

Einer dieser Europäer, ein Reisender oder Kaufmann, lehnte nicht weit von der Estrade mit einem Mann in der Tracht eines arabischen Seefahrers an einem Haufen von Bambusstäben, welche die Vorsorge des Fanatismus aufgehäuft hatte, um der Gluth zu Hilfe zu kommen.

Der Fremde war eine stattliche Gestalt mit einem stolzen Gesicht und einem Adlerblick, der Muth und Energie verkündete. Er trug ein hirschledernes, mit Seidenstickerei geschmücktes, braunes Reise- oder Jagdhemd und einen breitrandigen, grauen Filzhut mit der Geierfeder. Seine Haltung bewahrte selbst in der nachsinnenden, legeren Stellung etwas aristokratisches, und auf seiner Stirn, die sichtbar wurde, wenn er von Zeit zu Zeit den Hut lüftete, um den Schweiß von seinem Gesicht zu trocknen, lag eine ernste Melancholie.

Es möchte schwer gewesen sein, zu entscheiden, ob der Raïs oder arabische Schiffsführer an seiner Seite ein geborner Araber, oder welchem Vaterlande er angehörte. Die tiefe Bräunung des kühnen und trotzigem Gesichts glich vollkommen jener der Männer aus dem Rothen Meer oder dem arabischen Golf, und dennoch lag in der Bildung dieses Kopfes, in der Form seines Bartes und in den raschen Bewegungen seines Körpers Etwas, das der gewöhnlichen Ruhe und Schweigsamkeit der Araber nicht entsprach. Diesen Zweifel an seinen tropischen Ursprung hätte für einen Beobachter überdies die Sprache unterstützt, in der er sich mit seinem Gefährten, dem er eine große Ehrerbietung bewies, unterhielt, und die in den indischen Meeren als eine ziemlich ungewöhnliche erschien. Es war Neugriechisch. Der Seemann trug die kurzen, weiten Beinkleider der Lascaren, mit Pantoffeln an den Füßen, eine griechische

Weste, im Gürtel Dolch und Pistolen, und einen weißen, arabischen Mantel um seine kräftigen Schultern. Sein krauses, schwarzes Haupthaar war von einer Turbanbinde bedeckt, die sich um eine rothe, phrygische Mütze schlang und sein Arm stützte sich auf eine lange Flinte von albanesischer Form, mit eingelegten Silber- und Perlmutterarbeiten.

»Sieh, Capitain,« sagte der Seemann, »mit welcher Behaglichkeit dieser Wehrwolf von einem Engländer sich vorbereitet, der Verbrennung von Weibern zuzuschauen, und mit welcher hündischen Demuth dieses erbärmliche Gesindel sich vor ihm zur Erde beugt. Ich hätte Lust, ihm eine Kugel durch seinen Schädel zu jagen. Vielleicht ist es einer seiner Verwandten gewesen, der meine arme Tartane an der italienischen Küste verbrannte!«

»Thorheit, Danilos. Wir sind die Feinde der Nation, aber nicht die Mörder des Einzelnen. Deine Freundschaft hat Dich in den Strudel von Unglück mit hineingerissen, der mich verschlungen. Suchtest Du mich damals nicht in den Schluchten der Appeninen auf, so strichst Du wohl noch heute auf dem Deck der »Schwalbe« durch die blauen Wellen des Adriatischen Meeres und lebstest mit Weib und Kind zufrieden in Deiner rauhen aber nichts weniger dem Herzen theuren Heimath.«

Der Uskoke, der kühne Führer der Schmuggler-Tartane, welche die englische Fregatte aus der Felsenbucht von Ripatransone verjagt hatte, wo sie zur Aufnahme des corsischen Flüchtlings bereit lag, – und die wir zuletzt, verfolgt von dem übermächtigen Gegner, am Rande des Horizonts verschwinden sahen, – *Danilos*, der Milchbruder des Capitain *Grimaldi*, – denn diese waren es, denen wir hier wieder begegnen, nachdem die Leser die Gestalt des Letztern wohl schon unter der Maske des ehemaligen sardinischen Offiziers und Agenten einer Turiner Seidenfabrik, *Maldigri*, an den Ufern des Gandlagama erkannt haben, – *Danilos* aber warf, nach der Sitte seiner Heimath, die Finger der linken Hand in die Luft, während er mit der Fläche der rechten auf den Ellbogen schlug – das Zeichen der höchsten Verachtung. »Bah,« sagte er unwillig, »als ob ihr Schicksal nicht bestimmt gewesen wäre, wie das meine. Die Inglesi würden sie zwei oder drei Jahr später verbrannt haben, denn die »Schwalbe« würde nicht unthätig geblieben sein bei dem Kampf unserer Brüder im Epirus. So focht ich, statt auf den Planken meiner Tartane, auf festem Boden bei Arta und Mezzowo gegen die Moslems, während ich jetzt selbst ein halber Muselman bin und meine Praua nur von Anhängern des Propheten bemannt ist, die mir den Kopf abschneiden würden, wenn sie wüßten, daß ich ein Christ bin.«

»Diese Verläugnung ist das einzige Unrecht, das ich an Dir finde.«

»*Ne apalun* – was kann ich thun? wie die Türken sagen – der Mensch ist ein Rohr im Winde Gottes! Die Anwesenheit des russischen Offiziers auf der »Schwalbe« und sein Zeugniß, daß ich ihn nur auf einer Fahrt an der Küste nach dem Golf von Tarent begleitet, rettete mich zwar von dem Galgen auf Korfu, aber die Tartane war zu bekannt als das flüchtigste Schmugglerfahrzeug zwischen Venedig und dem Cap Matapan, als daß sie es, einmal in ihren Klauen, wieder losgelassen hätten. Es mußte büßen für seinen Herrn und wahrlich, der Gedanke, ein Bettler zu sein, war nicht der, welcher mein Herz am meisten zerriß, als ich die Flamme der Schurken an Mast und Segeln emporschlagen sah. Ich habe Dir bereits erzählt, daß ich bei dem Aufruf des Tzavellas und der Caraiskakis unter den Ersten stand, welche die blaue Fahne mit dem weißen Kreuz schwangen und mit ihrem Blute vertheidigten. Von meiner Hand war ein Pascha getödtet worden, das war bekannt, und als König Otto, von den Kanonen der Inglesi und Franken bedroht, seine Getreuen nicht zu schützen vermochte und die rauchenden

Schiffe der Engländer die Feluken der freien Griechen, weil sie ein Bischen auf eigene Hand zwischen den Inseln gekapert, in allen Verstecken des Ägeischen Meeres aussuchten, ging ich nach Kandia und an die Ufer des Rothen Meeres. So kam ich nach Mascat, kaufte von einem Araber von der Beute, die ich gemacht, meine Praua und durchstreife seitdem das Indische Meer, meinem Glück, dem Handel und meiner Faust vertrauend, bis die Erinnerungen in der Heimath sich verblutet. Das Kismet hat es gewollt, daß es so kommen sollte, damit ich Dir, Capitano, noch einen Dienst in diesem entfernten Lande leisten konnte.«

»Es ist wahr, ich hätte eher des Himmels Einfall erwartet, als Dich an der Mündung des Kistna zu treffen, wie ich mit dem Engländer dort Überfahrt suchte.«

»Es ist das Kismet, Capitano,« wiederholte gleichgiltig der Uskoke.

»Jedenfalls bin ich ihm dankbar, daß es uns zusammengeführt.«

»Ich denke mich auch nicht, wieder von Dir zu trennen, Markos Grimaldi,« sagte der Seemann. »Meine Praua kann eben so gut die Wasser des Ganges befahren, als ihre Segel auf dem Indischen und Arabischen Meere entfalten und ich werde bei der Hand sein, Deine Pläne und Absichten zu unterstützen.«

»Du siehst, daß eine meiner sichersten Hoffnungen vereitelt ist,« sagte der Ionier, indem er nach der Leiche des Radschah wies. »Dieser Mann war ein Tapferer, wenn auch ein Greis, und ein Feind unserer Feinde. Der Nena, dem unsere Reise galt, ist noch nicht zurück.«

»Nun, dieser Leichnam wird einen Nachfolger haben, und er kann eben so gut ein Feind der Engländer sein, als dieser es war. Die Zeit vergeht und der Nena wird zurückkehren. Einstweilen werden wir ein merkwürdiges Schauspiel sehen. Ich habe zwar Männer, Weiber und Kinder in den Flammen der brennenden Häuser zur Genüge umkommen sehen, aber nie ein Weib, das sich freiwillig in das Feuer stürzte.«

»Schmach über die, welche die Macht haben, es zu hindern, und eine solche Grausamkeit dulden.«

»Still, Capitano – da kommen sie.« Der Scindia hatte auf seinem Throne Platz genommen und durch eine Bewegung der Hand das Zeichen gegeben, daß das schreckliche Schauspiel beginnen könne. Sogleich sprangen die Flügel des gegenüberliegenden Thores auf und die Prozession, welche die Wittwen zu dem furchtbaren Sterbelager begleiten sollte, begann auf den Platz zu treten.

Voran schritten wieder eine Anzahl Musiker, wie bei einem Hochzeitszug, denen Tänzer und Springer, ihre Kunststücke producirend, folgten. Dann kamen, die Hänpter mit einem Kranz von Blättern geschmückt, in ihren weißen, wallenden Gewändern, die Brahminen, die vier ersten brennende Fackeln tragend, die vier letzten mit großen Bambusstäben bewaffnet, um die Gluth damit zu schüren oder die vor den Todesschrecken etwa flüchtenden Opfer zurück in das Flammengrab zu stoßen.

In der Mitte der Brahminenschaar schritten die drei Frauen, deren Glauben und Muth groß genug gewesen war, vor dem Feuertode nicht zurückzubeben. Sie wurden an langen goldenen Bändern von den ältesten Brahminen geführt und waren von ihren Verwandten und den anderen Frauen des Haushalts des verstorbenen Radschah umgeben, die Blumen auf ihren Weg streuten und in begeisterten Worten den Muth und die Aufopferung priesen, die jenen die Freuden der Seligen verschaffen sollte.

Die drei Opfer waren sämmtlich jung und schön, und in ihre kostbarsten Gewänder gekleidet. Juwelen und Goldspangen bedeckten ihre Finger, ihre bis zur Achsel entblößten Arme

wie die Knöchel ihrer fein geformten Beine, und kostbare Perlenschnüre wanden sich durch ihre Haare und hingen vom Hals aus den zum ersten Mal in ihrem Leben den Blicken der Menge preisgegebenen Busen.

Die beiden ersten Frauen, die neben einander gingen, waren fast noch Kinder, und während die eine bleich und verstört, sichtlich mit der Todesangst rang, schien die andere keinen Gedanken zu haben, als die Lust befriedigter Eitelkeit, die ihre Schönheit zum ersten Mal vor dieser Menge von Männern unverhüllt zeigen und bewundern lassen durfte. Ihre großen rehfarbenen Augen glänzten vor Vergnügen und mit lachendem Munde ging sie dem schrecklichen Tode entgegen, als gelte es einen neuen Triumph.

Hinter ihnen kam die Lieblingsfrau des Verstorbenen, die Rani selbst. Älter als ihre Gefährtinnen, mochte sie vielleicht zwei- bis vierundzwanzig Jahre zählen und war in vollkommen entwickelter Blüthe ihrer Schönheit. Rabenschwarzes, in jenem bläulichen Schimmer leuchtendes Haar, der gewöhnlich von einem stolzen, männlichen Charakter bei Frauen zeigt, umgab in langen verschlungenen Flechten das prächtige Oval ihres Gesichts, das Züge von einer merkwürdigen Zusammenstellung bot. Stirn und Nase mit weit, gleich wie beim Streitroß, geöffneten rosenfarbenen und gleichsam durchsichtigen Flügeln bildeten eine einzige Linie in vorspringendem Winkel, was dem Gesicht einen merkwürdigen Ausdruck von Kühnheit und Entschlossenheit gab, während sonst gewöhnlich die indischen Physiognomien einen hohen Grad von Weichheit und Sanftmuth zeigen. Große flammende Augen von mongolischem Schnitt sahen mit einer Energie des Ausdrucks auf die Menge, dem gewiß nur wenige Blicke Stand halten konnten. Der Mund war, im Gegensatz zu dem andern scharfen Charakter der Züge, weich und üppig voll, das Kinn zurücktretend, rund und klein, und bildete mit der Kehle seinen rechten Winkel zu dem kräftigen Hals, sondern eine abfallende, stumpfe Linie, wie man sie bei fleischigen Gesichtern in höherm Alter unförmlich sieht, während sie hier in voller Reinheit und Schönheit einen eigenthümlichen Eindruck machte.

Die Rani war in weiße Gewänder und Schleier gehüllt, die nur das Gesicht, den Hals und den Unterarm bloß ließen. Sie verachtete es offenbar, mit ihrer Schönheit vor der Menge zu prahlen.

Nur als ihr erhobenes Auge auf die Gruppe der Europäer fiel, zeigte sich Bewegung und Interesse, eine leichte Röthe färbte ihr Gesicht, ein Strahl des Hasses und stolzer Verachtung brach aus ihren Augen, und sie wickelte sich fester in ihre Schleier.

Brahminen, Eunuchen und Musikanten mit Cymbeln und Kesseltrommeln beschlossen den Zug, der sich in feierlichem Schritt sieben Mal um den Kreis bewegte. Jedes Mal, wenn die Opfer an dem improvisirten Throne des Scindia vorüberkamen, verneigten sie sich mit gekreuzten Armen vor ihm, wobei die kokettirende, dem Feuertode gewidmete Schöne den Engländern herausfordernde Blicke zuwarf.

Die Rani allein schien mit Widerwillen und Zwang ihre stolze Stirn vor dem Lehnsherrn und Gebieter zu neigen.

Das Lorgnon in das Auge geklemmt, betrachtete der Resident mit Kennerblick die unglücklichen Frauen. »*Damned!*« sagte er halblaut zu O'Sullivan, der neben ihm stand, »der alte Lutsullah hat keinen schlechten Geschmack gehabt. Die beiden jungen Frauen sind hübsch genug, und jenes Weib dort wäre wohl der Mühe werth, es zu unterjochen.«

Die Blicke des Capitain Delafosse hatten zuerst mit großer Theilnahme und Bedauern auf den Opfern eines rohen, aber heroischen Fanatismus verweilt, nach und nach aber begann

diese Theilnahme immer wärmer zu werden; seine Augen blieben an der eigenthümlichen Schönheit der Rani haften, und ein warmes, inniges Interesse, wie es ihn seit dem Tode des schönen Kaffern-Mädchens für keine Frau mehr erwärmt, regte sich in ihm.

Als der Zug zum dritten Mal an dem Thron vorüber kam, veranlaßte eine zufällige Bewegung die Rani, ihre Blicke zu erheben – sie begegneten den unverwandt auf sie gerichteten Augen des Offiziers.

Anfangs wollten sie sich rasch wieder zu Boden senken, aber ein unerklärliches Etwas, der Ausdruck aufrichtiger, warmer Theilnahme schien sie zu fesseln. Ihr strenger Blick wurde sanfter und milder, er schien gleichsam zu danken für das unerwartete Gefühl, das er in dem Herzen eines Fremdlings, eines Tyrannen und Unterdrückers ihrer Nation gefunden, und er verweilte einige Momente mit Wohlgefallen auf dem männlich schönen, interessanten Gesicht des jungen Offiziers.

Von diesem Blick an schien sich in die wenigen Minuten, die zwischen ihm und dem schrecklichen Drama lagen, ein ganzer Lebensroman von Gedanken und Empfindungen zu drängen.

Jedes Mal – wenn die dem Tode Geweihten von da ab an der Gruppe des Scindia und der Europäer vorüber kamen, – erhob das majestätische Antlitz dieser Frau das große ausdrucksvolle Auge und traf den Europäer.

Jedes Mal flammte eine leichte Röthe über die Stirn des Offiziers, seine Blicke steigerten sich von dem Mitleid zur Theilnahme, von dem Interesse zur Bewunderung, von Schmerz zur Bethuerung, und seine Lippen öffneten sich unwillkürlich, gleich als wollten sie warnen, abmahnen, Hilfe bringen.

Mit jedem Mal dieses lebendigen Grabeszuges schien die Angst, die ihn erfaßt, zu wachsen. Seine Hand preßte den Arm des Oberstlieutenants, der zwischen ihm und dem Residenten saß. »Dürfen wir es zugeben, Oberst, daß ein solches Verbrechen, ein so empörender Mord in Gegenwart britischer Offiziere verübt wird?«

Auch der wackere Kommandeur, obschon das schwelgerische, üppige Leben Hindostans seine frühere Denkgungsart abgestumpft und gegen jede Theilnahme für die Eingebornen unempfindlicher gemacht hatte, erinnerte sich der einst so ritterlichen Gefühle und hielt es für seine Pflicht, wenigstens einen Versuch zu machen. »Sie haben Recht, Capitain, es ist eines Mannes und Offiziers nicht würdig, diesen hilflosen, von den heuchlerischen Schurken bethörten Geschöpfen nicht wenigstens zu Hilfe zu kommen. Wir müssen den Versuch machen, Major Rivers, ihnen das Thörichte ihres Schrittes vorzustellen, und wenn sie es wünschen, sie in unsern Schutz nehmen.«

Der Resident lächelte spöttisch. Vertrauter mit den Sitten und der Denkgungsart der Eingebornen, als seine Begleiter, wußte er, wie wenig ein solches Zureden fruchten würde. – Da jedoch sämmtliche Offiziere darauf bestanden und er außerdem eigene Pläne hegte, deren Verzögerung ihn schon einige Male mit Besorgniß hatte umherschauen, und nach der Gegend des Thores von Cawnpur hin horchen lassen, – wünschte er selbst, die Ceremonieen aufzuhalten und wandte sich deshalb an den Scindia. »Meine Freunde, Hoheit,« sagte er in der ihm vollkommen geläufigen Marathi-Sprache, »wünschen, dringend, sich zu überzeugen, daß diese Frauen zu dem Opfertod, den sie erleiden wollen, nicht durch Drohungen gezwungen sind, und daß sie freiwillig ihn wählen. Sie wünschen den Versuch zu machen, sie von

diesem Schritt abzubringen, und Du wirst Nichts dagegen haben, daß ich die Frauen befrage und ihnen einige Worte sage.«

Der Scindia erwiderte gleichgiltig, daß seine Gastfreunde thun möchten nach ihrem Belieben – er selbst habe der Rani angeboten, sie zu heirathen und in seine Zenanah aufzunehmen, aber sie habe es ausgeschlagen.

Auf seinen Wink hielt der Zug, als er vorüber kam – es war das siebente Mal – an.

Begierig auf das, was geschehen sollte, und besorgt, daß ihre Beute ihnen entschlüpfen möge, umgaben die Brahminen im engen Kreis die drei Frauen, die vor der Estrade standen; und hinter ihnen drängte, von gleichen Gefühlen beseelt, die ungeheure Masse des Volkes heran, so daß die Soldaten und Verschnittenen Mühe hatten, einige Ordnung zu halten.

»Dame,« sagte der Resident mit schmeichelnder Stimme, indem er sie höflich grüßte, zu der Rani, – »wir haben erfahren, daß die Brahminen Dich und diese Frauen bewogen haben, den Schmerz um den Tod Eures Gatten durch die schlimme Sitte der Sotti zu bezeugen. Die Faringi bedauern gleich Euch den Tod ihres Freundes und Bundesgenossen, und sie sind hierher gekommen, um seine Wittve vor Zwang und vor dem Einfluß der Priester zu schützen und sie zu bitten, nicht selbst ein so kostbares Leben zu opfern, das dem Todten Nichts nützen kann, und dessen Vernichtung er sicher nicht billigen würde.«

Ein leichter Spott zuckte um den Mund der Rani, als der Resident, von der Freundschaft des verstorbenen Radschah für die Engländer sprach, und sie sah ihm fest und kalt in's Auge.

»Brahma hat dem Menschen eine Seele gegeben, damit er weiß, was er thut,« sagte sie ruhig. »Der Sahib möge diese Mädchen fragen, warum sie den Scheiterhaufen besteigen, und wer sie gezwungen hat!«

Sie schlug den Schleier um sich, und richtete den Blick starr in die Luft, gleich als kümmere sie die weitere Verhandlung um das eigne Leben nicht.

Der Resident wandte sich nun an die beiden jungen Frauen, die Hindu-Odalisken, und suchte sie zu bereden, von ihrem Vorhaben zurückzutreten. In der That schien die Eine zu schwanken, und ihre Blicke richteten sich mit flehendem Ausdruck auf die Gebieterin, gleich als wolle sie diese auffordern, das Beispiel zu geben.

»Der Schmerz des Feuertodes ist furchtbar,« fuhr der Major fort – »Ihr wißt nicht, was Ihr thut und werdet es zu spät bereuen. Haltet ein einziges Mal den Finger an das Licht und seht, wie schmerzhaft schon die geringe Wunde ist.«

Ohne ein Wort zu sprechen, riß die Rani ein Stück von ihrem Schleier, tauchte es in das Öl der heiligen Lampe, welche einer der Brahminen trug und wickelte es um den Zeigefinger ihrer linken Hand. Dann, noch ehe man es verhindern konnte, näherte sie den Finger der Flamme der Lampe, brannte die Leinwand an und hielt ihn hoch in die Luft.

Das Zeug brannte lichterloh, und bald verbreitete sich ein schwälender Geruch wie von versengendem Fleisch.

Capitain Delafosse sprang auf, um die unsinnige That zu verhindern, aber der Resident hielt ihn zurück.

»Lassen Sie die Närrin,« sagte er französisch, »sie wird mit dem Komödienstreich schon selbst enden, wenn's ihr wehe thut. Bemerken Sie denn nicht, daß die Schurken von Brahminen diese Frauenzimmer mit Kampher unempfindlich gegen die körperlichen Schmerzen gemacht haben?«

In der That ist es Gebrauch, daß die Brahminen den Wittwen, die sie zur Sotti überredet haben, schon mehrere Tage vorher starke Portionen Kampher geben, wodurch ihre Nerven abgestumpft werden.

Die Rani ertrug das Verbrennen des Gliedes, ohne eine Muskel ihres Gesichts zu verziehen, ohne mit den Wimpern zu zucken. Nur das Blut drang in das Gesicht und auf ihrer Stirn zeigte sich ein starker Schweiß.

Dann, als die Leinwand verkohlt war, wickelte sie die letzten Reste gleichgiltig ab und bot den schrecklichen Anblick des verstümmelten Gliedes den Augen der Faringi.

Unter den versammelten Tausenden erhob sich ein Gemurmel des Beifalls über die heroische – an die That des Mutius Scävola erinnernde – Handlung, das zu einem wilden Jauchzen stolzen Triumphes anschwell.

»Sie werden jetzt glauben, Sahib,« sprach sie stolz, »daß der Schmerz mich nicht bewegen kann, meine Pflicht zu thun. Es war im Buche des Schicksals geschrieben, daß ich sein Weib sein sollte, und ich will ihm eine treue Gattin bleiben auch im Tode. Geben Sie sich keine Mühe mehr in dieser Sache und lassen Sie mich meinem Schicksal folgen.«

»Aber das ist Selbstmord!« rief Delafosse, der genug von der Marathisprache verstand, um den Worten der Wittwe folgen und sich darin ausdrücken zu können.

Die Rani wandte sich zu dem jungen Offizier. »Ich danke Ihnen, Sahib, für Ihre Theilnahme, die aufrichtig sein und nicht aus jener Quelle kommen mag, welche diesen Herrn bewegt!« sagte sie freundlich, aber fest. »Kein Hindu wird seinen Glauben so schänden, daß er sich selbst das Leben nimmt, das Brahma ihm gegeben. Aber die Sotti der Wittwe ist erhaben über den Vorwurf des feigen Selbstmordes, und indem ich mich ihr übergehe, erfülle ich eine Pflicht nicht allein gegen den Todten – sondern auch gegen jene dort« – sie wies auf die Menge – »die Lebendigen, wie dieser Mann hier sagen kann, wenn Sie es nicht wissen sollten!«

Und trotzig sich in ihren Schleier hüllend, gab sie das Zeichen zur Fortsetzung des Zuges.

Die Kesseltrommeln, die Cymbeln und Pfeifen erhoben ihren höllischen Lärmen und der Zug setzte sich in Bewegung, die Menge wich zurück, und die Brahminen führten die geschmückten Opfer nach dem Scheiterhaufen.

Am Eingang der schrecklichen Rundung nahmen diese den letzten Abschied von ihren Freunden und Verwandten, indem sie alle ihre Schmucksachen an dieselben als Andenken vertheilten. Darauf konnte man sehen, wie die drei Frauen den Holzstoß in der Mitte bestiegen, auf welchem der Leichnam des Radschah an einen Pfahl gelehnt lag, und der mit den ganz umgeben war.

Capitain Delafosse hatte das Gesicht in die Hände verborgen, um der langsamen Marter dieses Anblicks zu entgehen. Er bemerkte nicht, wie der Resident, aufrecht stehend, eifrige, sehrende Blicke nach der Gegend des Thors warf, und dann wieder besorgt auf diese wogende, fanatisirte Menge und das kleine Häuflein der Europäer warf, gleich als fürchte er, einen nothwendigen Entschluß zu fassen.

Eben so wenig kümmerte ihn die befriedigte Miene des Scindia.

Man hatte die jüngste der Frauen auf den Holzstoß heben müssen, die Todesfurcht schien in ihr zu siegen und sie bereits ganz bewußtlos zu sein, während der Schritt der Rani, als sie die Stufen emporstieg, ruhig und fest, wie vorhin, blieb.

»Es ist eine Schande,« rief der Oberstlieutenant, »daß so Etwas geduldet wird. Gott verdamme, aber wenn ich Etwas hier zu sagen hätte, sollte die Sache nicht geschehen!«

Während dessen hatte die Rani ihren erhöhten Platz auf dem Scheiterhaufen eingenommen und das Haupt ihres todten Gatten in ihren Schoos gelegt. Die beiden jüngeren Frauen waren auf einen niedern Sitz zu beiden Seiten gebracht worden, und ein scharfes Auge hätte bemerken können, daß die Brahminen, welche den Henkerdienst verrichteten, ihren Leib an dem Holzstoß befestigten.

Dann nahte der erste Priester und begann, unter den gleich dem Rauschen des Meeres anschwellenden Gebeten der Menge, die Leiche und die drei Frauen mit dem heiligen Wasser des Ganges zu besprengen.

In diesem Augenblicke sah Major Rivers über den Köpfen der Menge ein weißes Tuch wehen und erkannte seinen Schobedar hinter den Reihen der Soldaten.

Jetzt schien er plötzlich zu einem Entschluß gekommen, und indem er das Zeichen des Dieners erwiederte und sah, wie dieser sich eilig wieder entfernte, beugte er sich zurück zu den Offizieren und flüsterte diesen etwas zu.

Erstaunen, Überraschung – zum Theil Besorgniß bei einem Blick auf die zahllose Volksmenge zeigte sich auf den gespannten Gesichtern.

Dennoch machte sich der militairische Geist sogleich geltend und es blitzte Entschlossenheit in Aller Augen. – Zugleich sah man den Brahminen, welcher die heilige Lampe trug, dem Zugang des Scheiterhaufens sich nähern.

Plötzlich erscholl ein mächtiges, gebietendes »Halt!« über den weiten Platz und das Summen und Brausen der Menge.

Alle Augen wandten sich nach der Estrade des Scindia und der Europäer, von woher die Stimme erklungen war.

Der Resident stand am Rande des Gerüsts, ein Papier in der Hand, seine Rechte winkte gebietend Schweigen.

»Im Namen Seiner Herrlichkeit, des Lord-General-Gouverneurs von Indien, gebiete ich Einhalt der Sotti. Die Verbrennung darf nicht stattfinden und ich mache Jeden, der die Hand dazu leiht, für die Folgen verantwortlich!«

»Verrath! das Feuer! das heilige Feuer!« gellte die Stimme der Wittve über den Platz.

Der Scindia war emporgesprungen, in seinem sonst so trägen Gesicht malte sich Erstaunen und Zorn. Die Brahminen, erbittert, ihre Ceremonie unterbrochen zu sehen, umdrängten die Estrade. »Fluch den Faringi! Was haben sie zu gebieten im Lande der Hindu? – Schlagt sie nieder, die Söhne unreiner Thiere!«

Der Scindia hatte die Hand an den Griff seines Säbels gelegt. »Wischnu, der Erhalter, möge den Lord-Sahib beschirmen,« sagte er erregt, »aber diese Leute haben Recht, Jhansi gehört nicht zum Gebiete der Compagnie. Nur der Fürst von Gwalior hat hier zu befehlen.«

»Du irrst, Hoheit,« unterbrach ihn mit lauter Stimme der Resident. »Das Fürstenthum Jhansi gehört mit dem Tode des verstorbenen Radschah Lutsullah zu den Schutzstaaten der Compagnie. Lies und überzeuge Dich.«

»Lüge! Lüge!« kreischte die Rani, »herbei mit dem Feuer, wenn Euch Eure Freiheit lieb ist!«

»Daß sich Keiner zu rühren wage, diese Frau weiß, daß ich die Wahrheit spreche. Lutsullah hat seit zehn Jahren die Compagnie zum Vormund seiner Erben bestimmt, und die Rani hat nicht das Recht, sich zu tödten und unserm Schutz zu entziehen.«

Man sah, wie die stolze und kühne Frau – die mit der begangenen Schwäche ihres Gatten bekannt, das eigene Leben opfern wollte, um damit die Bedingung des erschlichenen geheimen Vertrages zu Nichte und das Gebiet an Gwalior zurückfallen zu machen – verzweifelnd ihr Haupt beugte. Aber ein Brüllen fanatischer Erbitterung und wachenden Hasses erhob sich in der Menge lauter und lauter, die Brahminen schürten den entfesselten Grimm, Waffen blitzten in der Luft und einer der Priester entzündete die Lunte an der heiligen Lampe und stützte damit durch die sich öffnende Menge nach dem Holzstoß.

Im nächsten Augenblick war er an dem Scheiterhaufen und steckte die Lunte zwischen die große und zweite Zehe des nackten Fußes der Rani, da ihre Hände um den Pfahl im Rücken zusammengebunden waren und der heilige Gebrauch fordert, daß das Opfer der Sotti selbst den Holzstoß entzündet. Dann sprang er zurück und sogleich waren zwanzig Hände geschäftig, den Zugang des Scheiterhaufens zu schließen.

Zwei Mal hatte Capitain Delafosse den Revolver, den er aus der Brusttasche gerissen, erhoben, um den Grausamen niederzuschießen, aber das wogende Gedränge und die Furcht, die Rani selbst zu treffen, ließ ihn die Waffe wieder senken, bis es zu spät war. Ein letzter Blick der Rani schien ihn zu treffen, als sie den Fuß erhob und die Lunte in den Haufen von ölgetränktem Hanf fallen ließ, der vor dem Holzstoß aufgehäuft lag.

Im Nu schlug eine Flamme und eine dichte Dampfwolke in die Höhe und ein Jauchzen und Heulen der Volksmenge, mit der betäubenden Fanfare aller Instrumente vermischt, antwortete diesem Signal der gelungenen Grausamkeit und erstickte den gellenden Schrei der Todesangst, der von den Lippen des jüngsten der drei Opfer brach.

Aber ein anderer Ton, kräftiger als der Hilferuf eines armen Weibes, schmetterte in den scheußlichen Jubel der Menge. Trompeten-Fanfaren klangen vom Cawnpur-Thore her und im gestreckten Galopp, Alles vor sich niederwerfend, jagte eine Abtheilung britischer Lanciers herbei, Capitain *Mowbray* an ihrer Spitze.

Democh wäre diese Hilfe zu spät gekommen, wenn nicht von einer andern Seite her eine That tollkühnen Muthes die Rettung gewagt hätte.

Capitain Delafosse hatte sich von der Estrade herabgeworfen und, den Degen in der Faust, versuchte er sich einen Weg durch die bei dem Klang der britischen Signale verwirrte und auf allen Seiten davonestürzende Menge nach dem Scheiterhaufen zu bahnen, von dem die Gluth bereits hoch emporwirbelte. Das entsetzliche Bewußtsein, daß auch er zu spät kommen müsse durch die schändliche Zögerung des Residenten, durchzuckte sein Herz wie ein schneidender Stahl.

Plötzlich, dicht vor dem halbverbauten Zugang der flammenden Hölle, sah er eine fremdartige Gestalt mit Riesenkräften bemüht, das Holz und die Bambusstücke zur Seite zu schleudern. In diesem Augenblick erschien in dem Zugang zwischen dem Qualm und den züngelnden Flammen, aus dem Innern dieses Feuerberges kommend, ein anderer Mann, eine Last, eine Gestalt auf seinen Schultern, die in einen großen arabischen Mantel gehüllt war.

Ein Freudengeschrei des Ersten begrüßte diese Erscheinung, aber zugleich schien er zur Seite eine neue Gefahr entdeckt zu haben, und wie der Wolf auf seine Beute, stürzte er mit einem Sprunge dahin.

Aber auch der Capitain hatte diese neue Gefahr erblickt, die unfehlbar den unbekanntem Retter vernichten mußte, ehe er die aufgehäuften Balken übersteigen konnte, und rascher entschlossen, als vorhin, fuhr sein Revolver in die Höhe und knallte sein Schuß.

Die Kugel hatte den Brahminen getroffen, der fanatisch beschäftigt war, die Stütze des Scheiterhaufens auf dieser Seite fortzuhauen, um die Last des brennenden Holzes fallen zu machen und die unglücklichen Frauen zu begraben. Die Kugel traf ihn, noch ehe Danilos, der Korsar, ihn erreichen gekonnt.

Über die Trümmer und Balken sprang *Maldigri*, der angebliche sardinische Offizier, in's Freie, und hinter ihm her stürzten von der andern Seite die Holzwände des feurigen Berges zusammen, Alles in ihrer Gluth begrabende. Der kühne Retter warf mehr, als daß er sie legte, seine Last in die Arme der herbei eilenden britischen Offiziere, dann erst versuchte er mit Hilfe der Nächststehenden die Flammen zu ersticken, die an seinem eigenen Leibe emporloderten.

Zum Glück hatte sein Jagdhemd von Hirschleder den Flammen Widerstand geleistet, aber Bart, Haar und Hände waren verbrannt, selbst die Brauen und Wimpern von seinen Augen gesengt und das Gesicht von dem Rauch geschwärzt und entstellt. Erschöpft, betäubt, sank der Retter neben der Geretteten in die Kniee.

Wer diese war – Delafosse zitterte, es zu erfahren, als er den halbverbrannten Mantel des Seemanns auseinanderschlug.

Triumph – es war die Rani, die vom Rauch betäubt, bewußtlos, aber außer dem verstümmelten Gliede nur von wenigen leichten Brandwunden entstellt, vor ihnen lag!

Augenblicklich war Doctor Brice neben der Ohnmächtigen und bemüht, durch Anwendung einiger passenden Mittel sie in's Leben zu rufen. Schon nach den ersten Bemühungen schlug sie die Augen auf – schaute wild umher und dann zürnend auf Delafosse, der an ihrer Seite knieete, unbekümmert um die Vorgänge, die unterdeß auf dem Platz umher sich bereiteten.

»Grausamer Christ,« sagte die Fürstin heftig, »warum hinderst Du mich, für meinen Glauben und mein Volk zu sterben? Tragt mich zurück in die Flammen, damit nicht Schmach falle auf *Xaria's* Namen.«

»Du irrst, Fürstin,« entgegnete beschämt der junge Offizier, »nicht ich hatte das Glück, Dein Retter zu sein, obschon ich es versuchte, – der Fremde dort trug Dich mit Gefahr seines Lebens aus den Flammen.«

»Schlagen Sie Ihre That nicht geringer an, als sie war, Herr,« sprach *Maldigri*. »Nur der Zufall, daß ich den Luftzug beobachtet und von der flammenfreien Seite den Holzstoß erstieg, ließ mich die Fürstin befreien. Sie aber haben durch Ihren raschen Schuß unser Beider Leben gerettet, das sonst die stürzenden Balken vernichtet hätten.«

Die Rani schaute finster auf den Mann und dann auf die glühende Lohe des in sich selbst zusammengestürzten Scheiterhaufens, der ihre beiden Gefährtinnen begraben, während ihr höherer Sitz auf dem Holzstoß sie einige Augenblicke länger vor den Flammen geschützt und dadurch ihre Rettung möglich gemacht hatte. Doch bevor sie noch einen Entschluß aussprechen konnte, trat der Resident in Begleitung des *Scindia* zu der Gruppe.

Die britischen Reiter, die nur wenig Widerstand trotz der fünfzigfachen Zahl der Überraschten gefunden, hatten sich schnell des Zugangs der Citadelle oder Burg bemächtigt, Pikets auf dem Platz aufgestellt, und hielten mit der gespannten Pistole in der Hand die Wogen des erbitterten, aber eingeschüchterten Volkes im Zaum, während die Soldaten des *Scindia* und des verstorbenen Radschah ohne einen Befehl ihrer Gebieter nichts zu unternehmen wagten.

Aber es schien auch gar – nicht der Entfaltung militärischer Gewalt zu bedürfen, um den Frieden zu sichern oder wiederherzustellen. Der intrigante Geist des britischen Residenten

schien im Voraus andere Mittel bereit gehalten zu haben, um allen Widerstand zu beugen. Indem er nach Instructionen der Präsidentur von Agra handelte, um den einst in einer Stunde der Noth oder einem unbewachten Augenblick von dem verstorbenen Radschah erschlichenen, vielleicht noch gefälschten Vertrag zur Ausführung zu bringen, hatte er wohlberechneter Weise mit dem Einspruch gegen die Verbrennung der erbberechtigten Wittve Lutsullah's bis zum letzten Augenblick gewartet. Selbst wenn die Wittve dann gegen ihren Willen nicht gerettet wurde, hatte die Compagnie Veranlassung, wegen Mißachtung ihrer sogenannten Vormundschafts-Ansprüche einzuschreiten und sich des Gebietes zu bemächtigen, das ein neuer vorgeschobener Posten in das Land der nur tributpflichtigen Fürsten von Scindia und Bundelkund werden sollte. Zur Unterdrückung jedes Widerstandes war die Abtheilung britischer Reiter heimlich nach Jhansi beordert, und zugleich hatte das wohlbewahrte Geheimniß des Plans jede zeitige Gegenmaßregel des ursprünglichen Schutzherrn, des Scindia, verhindert. Wäre der Opfertod der Wittve, beschleunigt worden und erfolgt, ehe der Resident der Compagnie Einspruch dagegen erhoben, so wäre allerdings kein Erbe mehr vorhanden gewesen, dessen Vormundschaft oder Schutzrecht die Compagnie hätte in Anspruch nehmen können und das Fürstenthum wäre nicht ohne offene und jedes Scheins von Recht entbehrende Gewalt dem Scindia streitig zu machen gewesen. Dieser selbst war aber nur durch die Gunst der Engländer eingesetzt worden und zu sehr davon abhängig, um – so überrascht – einen Widerstand zu leisten. Durch die geschickten Anordnungen des kommandirenden Offiziers wäre ohnehin bei der Ankunft der Truppen seine Person in der Gewalt der Engländer gewesen, und die Versprechungen von Entschädigung, die ihm der Resident machte, waren vollends geeignet, jeden Gedanken an Opposition zu beseitigen.

Mit der heuchlerischen Verstellung, welche die orientalische Diplomatie charakterisirt, verlor daher der Scindia keinen Augenblick länger die zuvorkommende Höflichkeit des Wirthes, die er bisher bewiesen, und in alle Wünsche des Residenten eingehend, gab er den Befehl, daß die Vornehmsten und die Würdenträger von Jhansi sich um ihn und die aus den Flammen gerettete Fürstin zu versammeln hätten.

»Krone der Frauen, ein Meer von Tugend und ein Schatz an Treue,« redete er in der blumenreichen Sprache des Orients die Rani an – »Wischnu, der göttliche Erhalter, will nicht, daß Du die Erde verläßt, ehe Du noch viele und lange Jahre Dein Volk glücklich gemacht haß. Edle Maharani, Du hast die Probe des Muthes bestanden, – Schiwa ist versöhnt und Dein Gatte wird nicht allein sein in den Gefilden der Seligen, denn zwei seiner Frauen sind ihm gefolgt. Dir aber, der ersten und schönsten, der Perle seines Herzens und dem Schmuck seines Thrones, befehle ich als Dein oberster Sultan, abzulassen von dem Opfer der Sotti und kröne Dich als die Rani und Herrscherin dieses Landes!«

Damit nahm er den Turban mit der weißen und grünen Binde von seinem Haupt, setzte ihn auf das der Rani, und heftete dann den Fleck von rothem Tuch, den er selbst auf der linken Seite der Brust trug – das Zeichen der fürstlichen Gewalt – auf die ihre.

Auf seinen Wink warfen sich die Vornehmen des Landes und die Hauptleute der Leibwache vor ihr nieder, und brachten unter dem Schall der Cymbeln und Trommeln der neuen Fürstin ihren ersten Salem, worauf der Scindia sie zu seinem Sitze führte, sie darauf niedersetzen ließ, und die Ausrufer dem Volke die Thronbesteigung der neuen Rani verkündeten.

Die junge Frau hatte Alles starr und theilnahmlos mit sich machen lassen, ihr Auge blickte finstern Trotz, ihr Mund war fest geschlossen. Erst als die Ceremonie zu Ende war, und dies

allen Eindrücken so leicht zugängliche, harmlose Volk, das noch so eben in wildem Fanatismus sich an dem Feuertode der Rani erfreuen, gewollt, jetzt derselben Frau mit Begeisterung als Herrin über Leben und Tod entgegen jubelte, und als der Resident mit den britischen Offizieren sich ihr nahte, um ihr seinen Glückwunsch darzubringen, schien sie aus ihrem finstern Starren zu erwachen und richtete ihren strengen Blick auf den Scindia.

»Du bist der Sultan, mein Gebieter,« sagte sie ernst, »und ich werde Dir gehorchen und leben. Aber sage mir bei dem Schatten Dessen, der nicht mehr ist, soll die Rani von Jhansi künftig wirklich die Sklavin der Faringi sein?«

»Die hohe Compagnie,« beruhigte schmeichelnd der Scindia, »wird Deine Beschützerin sein, wie sie die Freundin aller wahren Hindu's ist. Ihr Arm ist lang und ihre Weisheit ist groß. Sie wird die Stelle Deines Freundes einnehmen und Dir Rath und Hilfe gewähren, wo Du sie bedarfst.«

»Captain Mowbray, Hoheit,« erklärte der Resident, »wird zu Deinem Schutz mit seiner Schwadron in Jhansi bleiben. Ich selbst werde in jedem Monat einige Tage hier verweilen und mit Deinen Räthen den Tribut und das Verhältniß zum General-Gouvernement ordnen.«

Ein finsterer Hohn zog über das Gesicht der Fürstin.

»Merken Sie wohl, Sahib,« sagte sie, »die Faringi waren es, die mich zum Leben gezwungen und auf diesen Thron gesetzt haben gegen meinen Willen. Sie täuschen sich, wenn sie auf Dankbarkeit von mir rechnen.«

Der Resident lächelte. »Ich hoffe, wir werden noch recht gute Freunde werden!« sagte er spöttisch.

Die Fürstin wandte sich von ihm ab zu dem Captain Delafosse. »Wo ist der Faringi, der mich aus den Flammende geholt? Führen Sie ihn zu mir, Sahib, damit er nicht sagen möge, Xaria habe ihn ohne Belohnung gelassen.«

Der angebliche Sardinier hatte unterdeß von der Hilfe des Arztes Gebrauch gemacht und seine Brandwunden verbinden lassen, als ihn die Botschaft der Fürstin traf und ihn Delafosse zu ihr führte.

Trotz der Brandspuren, die sein Gesicht entstellten, erkannte man leicht, daß er ein stattlicher, schöner Mann war, von freier, soldatischer Haltung.

Er verneigte sich mit Austom vor der Fürstin und erwartete dann ruhig ihre Anrede, während der arabische Seemann, sein Begleiter, neben ihm stand.

»Sie sind es, der mich von dem Scheiterhaufen getragen?« fragte die Rani, nicht ohne Interesse das Äußere ihres Retters betrachtend.

»Wenn Sie sich dessen erinnern wollen, Hoheit – so mag es sein.«

»Sie sind ein Faringi – ein Engländer?«

»Nein, Dame – ich stamme aus einem andern Lande als England!«

Bei dieser Mittheilung wurde der Resident aufmerksam und betrachtete genauer und ziemlich mißtrauisch den Fremden, den er bisher wenig beachtet, worauf er für gut fand, sich selbst in's Gespräch zu mischen und die Rolle des Fragenden zu übernehmen.

»Wer sind Sie, Sir?«

»Ein Fremder, wie Sie sehen, ein Reisender!«

»Das genügt uns nicht – wir wollen wissen, wer und was Sie sind und wie Sie hierher kommen!«

Der Befragte verneigte sich spöttisch. »Ich habe nicht gewußt,« sagte er im gleichen, leichten Ton, »daß Oberstlieutenant Rivers auch die Polizei-Controlle führt! Indeß bin ich glücklicher Weise im Stande, seine Neugier zu befriedigen. Hier ist mein sardinischer Paß, aus dem Sie das Nöthige ersehen mögen, Sir!«

Er nahm das Papier aus seiner Briefftasche und übergab es ihm. Ehe der Resident den Paß auseinanderschlug, setzte er hochmüthig seine Fragen fort:

»Der Zweck Ihrer Anwesenheit, Sir?«

»Ich hatte Handelsgeschäfte mit dem verstorbenen Radschah und überdies die Absicht, in seinen Dienst zu treten. Als ich heute eintraf, hörte ich die Nachricht von seinem Tode.«

Major Rivers hatte unterdeß den Paß entfaltet. »Wie – Sie sind Militair – Offizier von der sardinischen Armee?«

»Ich war es, Sir, ich habe bereits vor sechs Jahren den Dienst verlassen und betreibe seit etwa vier Jahren eine Handelsagentur in Indien.«

Der Resident lächelte mißtrauisch. »Der Tod des Radschah überhebt mich der Verlegenheit, Herr Major, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß ohne besondere Erlaubniß des General-Gouverneurs keiner der indischen Fürsten europäische Offiziere in seine Dienste nehmen darf, selbst wenn sie aus einem England verbündeten Lande kommen.«

»Ich kann Ihre Besorgniß beruhigen, Sir,« beharrte der Sardinier, indem er ein zweites Papier aus seinem Portefeuille nahm. »Diese Bescheinigung Sir Lytton Mallingham's, des Mitglieds des geheimen Rathes von Indien und Kanzlers der Präsidentschaft Madras, bürgt für meine Unverdächtigkeit und gestattet mir, mit den indischen Fürsten jeden Verkehr zu treiben, oder beliebig in ihre Dienste zu treten.«

Rivers gab die Papiere mit einer kalten Verbeugung zurück; die feste und selbstständige Haltung des Fremden schien ihm nicht besonders zu behagen. »Ich bedauere, daß Sie zu spät gekommen, aber ich werde nicht ermangeln, dem Gouvernement über den Dienst zu berichten, den Sie der Compagnie durch die muthige Errettung der Rani geleistet haben.«

»Was ich gethan, war nur die Pflicht eines Mannes. Der Tod des Radschah ist ein ungünstiges Geschick, das mich trifft. Ich kann Nichts thun dagegen und will nur, wie es der höfliche Brauch des Landes von dem Fremden heißt, die Tschotschakana, die dem Todten bestimmt war, zu den Füßen seiner Wittwe niederlegen.«

Auf seinen Wink wickelte sein Begleiter aus einem Tuch ein Paar schöne mit Silberbeschlag verzierte Pistolen und eine kleine Zahl der Chupattin oder heiligen Kuchen, die später als geheimes Kennzeichen der Verschworenen eine so bedeutende Rolle in dem indischen Aufstand gespielt haben, zu den Füßen der Fürstin.

Dieses Geschenk konnte selbst dem Mißtrauen des Residenten nicht auffallen, da die Sitte der Tschotschakana, oder des Geschenkebringens und Gebens eine in ganz Indien übliche und bei keiner Gelegenheit zu umgehende ist.

Die Rani hatte während des Gesprächs lange und aufmerksam den Fremden betrachtet. Die stolze und energische Art, mit welcher er dem hochmüthigen Wesen des Residenten entgegnetrat, schien ihr gefallen zu haben, denn plötzlich, als sie den heiligen Kuchen erblickt, erhob sie sich und sagte mit einem gewissen entschlossenen Ausdruck zu dem Sardinier: »Du bist willkommen in dem Haus des Verstorbenen und wenn Du es zu Deiner Heimath wünschst, soll es Dir eine solche werden. Die Rani von Jhansi, Sahibs, betrachtet Euch von

diesem Augenblicke an als ihre Gäste, und bittet Euch nur, den heutigen Tag ihrer Trauer zu gönnen. Von morgen ab wird sie alle Pflichten der Wirthin erfüllen.«

Der Resident trat ihr galant entgegen. »Deine Hoheit möge uns gestatten, uns bei Dir zu beurlauben, wir werden uns vor Aufgang der Sonne in den Wildnissen von Kurreira befinden, um Tiger zu jagen.«

»Ich werde bei Ihnen sein, Sahib, ich fürchte weder die Tiger der Städte noch die der Wälder.«

Eine leichte Bewegung der Hand lehnte es ab, sich auf den Arm zu stützen, den der Resident ihr bot, und majestätisch wie eine Königin, die sie war, verließ sie die Estrade und schritt, von ihren Frauen und Würdenträgern umgeben, dem Thore der Festung zu, indem sie that, als bemerke sie die militairischen Honneurs nicht, welche der Posten der britischen Reiter am Thor der Burg ihr brachte.

Major Rivers sah ihr lange sinnend nach. »Ich fange an zu glauben,« murmelte er, »ich hätte der Compagnie einen größern Dienst erwiesen, wenn jene Brahminen dort mit der Asche des Radschah und seiner Odaliskin auch die ihre gesammelt hätten. Indeß – sie ist in meiner Gewalt und Widerstand hat auch seinen Reiz. Ihre Zeit wird kommen, für jetzt gilt es einer andern Beute.«

Er wandte sich zu dem Scindia und den Offizieren, die mit Maldigri ein Gespräch angeknüpft hatten.

Die Beamten und Jäger des Sultans hatten ihre Aufgabe sorgsam ausgeführt. Nachdem sie die Ryots eines ganzen Bezirks aufgeboten, war es ihnen gelungen, die Dschungel, in welcher ein kolossales Königstigerpaar, der Schrecken der Gegend, hauste, zu umstellen und der oberste Jäger konnte dem Scindia bei der Ankunft der Jagdgesellschaft melden, daß sich das Wild dort befand.

Die Rani hatte noch im Laufe des Abends die Jagd-Equipage ihres verstorbenen Gatten nach dem Ort des Rendezvous voraussenden und neben den bereits von den Leuten des Scindia aufgeschlagenen Zelten drei neue errichten lassen, indem ihre Beamten die Erklärung wiederholten, daß von diesem Augenblick an der Sultan selbst und die englischen Offiziere die Gäste ihrer Gebieterin wären.

Die Fürstin, die noch am Abend Major *Maldigri* hatte zu sich bescheiden lassen, war mit zwanzig Elephanten und einem großen Troß im Laufe der Nacht und noch vor den Europäern aufgebrochen, so daß bei deren Ankunft in der Gegend von Kurreira sie selbst die Gäste empfing.

An ihrer Seite befand sich der Sardinier, in der zierlichen seiner Männlichkeit prächtig lassenden Tracht der berittenen Leibwache des verstorbenen Radschah, zu deren Führer und Instrukteur die Fürstin ihn bereits ernannt hatte.

Die Sache schien keineswegs den Beifall des Residenten zu haben, der immer mehr einzusehen begann, daß die Compagnie, welche eine Frau leicht zu lenken und zu unterjochen geglaubt hatte, hier auf einen entschlossenen und selbstständigen Charakter gestoßen war.

Bei den Empfehlungen, welche der Sardinier besaß, war es jedoch unmöglich, Einspruch gegen seine Ernennung zu erheben und der Engländer beschloß, sich vorläufig derselben zu unterwerfen, den Fremden sorgfältig beobachten zu lassen und nähere Erkundigungen

über ihn beim Gouvernement in Calcutta einzuziehen, da er sich erinnerte, daß Sir Lytton Mallingham daselbst angekommen war. Mit eben so großem Mißvergnügen bemerkte er, daß Capitain Delafosse sich auf das innigste an den Eindringling angeschlossen und auch die übrigen Offiziere gegen die steife britische Gewohnheit ihn besonderer Aufmerksamkeit würdigten.

Dieses schlechte Herz, dieser intrigante Geist ahnte unwillkürlich in diesem Unbekannten, der seine Gunst verschmähte und sich nicht vor seiner Gewalt beugte, einen künftigen Feind – einen Gegner seiner schändlichen Pläne und Gewaltthaten.

Die Rani empfing die Ankommenden an der Spitze ihres Gefolges. Von dem Augenblick an, wo sie sich unverschleiert auf dem Gange zum Feuertod dem Volke gezeigt hatte, verschmähte diese Frau jede fernere Verhüllung ihrer Reize. Sie trug auf ihrem Haupte den leichten glockenartigen Helm der Sikh's, deren Stamm sie entsprossen war, von einem blauen Turban umwunden, unter dem die langen Flechten ihres schwarzen Haares niederfielen.

Über diesen Helm von reinem Silber erhob sich eine schwarze Feder aus dem Fittig eines Adlers.

Ein Kettenpanzer von gleichem Metall, so weich und biegsam, daß er nur ein Gewand von Silberstoff zu sein schien, umschloß ihren Oberkörper, ohne die Brust zu verhüllen, die nur von einem leichten, durchsichtigen Tuch bedeckt war. Ihre Arme waren nackt, nur von kostbaren Ringen aus Gold und wohlriechenden Perlen umschlossen.

Von ihren Hüften, über welchen der Panzer eine Taille, schmiegsam und fein, wie die eines Panthers, umschloß, fiel ein kurzer orientalischer Rock von weißem Stoff, mit Gold gestickt, bis auf die Kniee. Weite Beinkleider von blauem Seidenzeug, an der Seite militairisch mit einer breiten goldenen Tresse geschmückt, waren mit gleicher Schnur um die Knöchel zusammengereiht und ließen unter ihren Falten einen überaus kleinen Fuß – denn die Form der Füße und Hände ist eine der charakteristischen Schönheiten der indischen Damen – in rothem Schnabelpantoffel hervorblicken.

Ein kostbarer indischer Shawl, auf der linken Schulter im Knoten geschlungen, lag im schönen, bogenförmigen Faltenwurf über der Brust und dem Rücken und war auf der andern Schulter durch eine Agraffe von Rubinen zusammengehalten, aus der die gefranzten Enden über den Arm herabfielen.

Unter diesen Farben von Blau, Silber und Weiß trat der dunkle Blutteint dieses Gesichts, dieses Busens und dieser Arme um so kräftiger und energischer hervor.

Die eingebornen Krieger und Jäger, welche die Fürstin umgaben, begannen mit einer abgöttischen Verehrung zu ihr empor zu blicken. Der Todesmuth, den sie auf dem Scheiterhaufen bewiesen, hatte die Bewunderung dieser wilden Söhne der Dschungeln erregt, diese Schönheit unterjochte ihre orientalische Phantasie.

Wir haben vergessen, zu sagen, daß die Rani in ihrem Gürtel einen gekrümmten Dolch mit Diamanten von unbeschreiblichem Glanz und in ihrer linken Hand eine jener alten indischen Flinten mit langem Lauf und einfacher aber zierlicher Form trug, die zwar mit einem Schloß von neuerer Construction versehen war, aber durch die kostbare eingelegte Arbeit in Gold und Silber und durch die wundervollen Ziselirungen phantastischer Arabesken auf dem Metall eines jener Gewehre verkündete, die in Herat oder Kabul schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit nirgend anders erreichter Kunst gefertigt wurden.

Der Empfang der Rani vereinigte alle Etiquette und Würde einer indischen Herrscherin mit der leichten Grazie und Gewandtheit einer europäischen Dame. Der Leser glaube ja nicht, daß

die vornehmen Hindufrauen mit der bloß für die Genüsse des Harems erzogenen Trägheit und Geistlosigkeit der Türkinnen auf dieselbe Stufe zu stellen sind. Der Hindu ist an und für sich intelligenter, es ist ihm die Erinnerung und der Rest jener hohen Intelligenz und Wissenschaft geblieben, die einst aus den Tempeln von Jugarnaut und Flagsanta ihr Licht über die Welt verbreiteten, und noch heute ist eine der liebsten Beschäftigungen der Männer und Frauen, Briefe zu schreiben und Schriften zu verfassen.

Die Fürstin lud die Gesellschaft nach einer kurzen Rast in den Zelten zu der Tafel ein, die mit Erfrischungen der mannigfachsten Art bedeckt, unter dem Schatten eines riesigen Pingalabaumes aufgeschlagen war, und an dem sie mit der Würde einer gebornen Königin Platz nahm.

Trotz der Anstrengungen, die diese Art der Jagd verursachen mußte, hatte der erfahrene Oberjäger des Scindia, in Verbindung mit seinem Kollegen aus dem Gefolge der Fürstin von Jhansi, zum Angriff gegen die Tiger die Zeit des Vormittags gewählt, zu welcher der bereits hohe Stand und die glühenden Strahlen der Sonne die Raubthiere träge in ihrem Lager zurückhalten, denn der Ruf verkündete die Bestien als zwei der stärksten und gefährlichsten ihrer Art, und es würde den Erfolg der Jagd bedeutend gefährdet haben, wenn man versucht hätte, in der Stille des Abends oder frühe des Morgens ihnen auf ihrem Weg nach Beute oder auf der Rückkehr von ihrem Raubzug zu begegnen.

Man mußte sie demnach in ihrem Lager aufsuchen, und das konnte nur während der Hitze des Tages geschehen.

Diese günstige Zeit war jetzt gekommen, und der Oberjäger, indem er seinen demüthigen Salem machte, bat, das Zeichen zum Aufbruch geben zu dürfen.

Hierauf wurden die Jagdelefanten und die Pferde vorgeführt, und die Gesellschaft traf rasch ihre letzten Vorbereitungen zur Jagd.

Seit der Tafel im Meß-Bungalow zu Cawnpur war von der tollen Wette des jungen Irländers mit keiner Sylbe mehr die Rede gewesen.

Edward O'Sullivan schien sie vergessen zu haben oder vergessen zu wollen und keiner der Offiziere – selbst sein Gegner nicht, war herzlos genug, ihn daran zu erinnern.

Jeder wußte, daß die Erfüllung der Wette das unausbleibliche Verderben war.

Denn noch niemals hatte man von dem Wahnsinn gehört, daß ein einzelner Mann einen Tiger der Dschungeln, nur mit einem Messer bewaffnet, angegriffen hätte.

Aber nicht ohne Besorgniß bemerkte Capitain Delafosse – als er seine bisher an die Rani gefesselten Blicke auf ihn wandte – daß der junge Irländer seltsamer Weise durchaus nicht zur Jagd gerüstet erschien, sondern im Gesellschaftsanzug geblieben war, wie er ihn an jener Offizierstafel gesehen, und daß er keine Waffe bei sich führte, auch die Büchse zurückwies, die Mickey, das Factotum des Obersten, der stets eine besondere Vorliebe für seinen jungen Landsmann gezeigt hatte, ihm reichte.

Außer Delafosse hatte noch ein Anderer diese Bewegung beobachtet – ein tückisches Lächeln spielte um seinen Mund.

Die Rani bestieg ihren Elephanten, der Scindia lud den Residenten ein, die Haudah des seinen mit ihm zu theilen.

Einige von den Offizieren, darunter Capitain Delafosse, stiegen zu Pferde, die anderen und auch Edward O'Sullivan nahmen auf den Elephanten Platz.

Es waren im Ganzen fünfzehn Jagd-Elephanten mit etwa der doppelten Anzahl von Jägern und ebenso viele Reiter.

»Es ist Schade, Ned,« sagte der Resident, als er an O'Sullivan vorüberkam, »daß der hagere Schotte – Mac-Scott heißt er ja wohl – der Leibjägermeister des Nena, nicht hier ist; er würde Ihnen guten Rath geben können für Ihr Unternehmen.«

Der junge Mann wechselte die Farbe und preßte die Lippen aufeinander, – aber er antwortete nicht.

Die Rani gab jetzt das Zeichen zum Aufbruch und der ganze Zug setzte sich in Bewegung.

Die Mahouds, hinter den Ohren ihrer Elephanten sitzend, lenkten dieselben mit ihrem Zuruf, oder dem spitzen Eisenstachel, während der hinter der Haudah kauernde Diener den an derselben befestigten Sonnenschirm nach der Richtung der Sonne wendete und später als Büchsenspanner diente. Mehrere der indischen Reiter jagten voraus, um den Treibern das Zeichen zum Beginn des Kesseltreibens zu geben, während die Reihe der Elephanten und Jäger die Sehne des Bogens bildete.

Zuerst rasch, dann immer langsamer und vorsichtiger, je näher er dem bestimmten Orte kam, rückte der Zug vorwärts. Der Weg führte zuerst durch einen großen Wald von indischen Fichten, deren üppig belaubte dunkle Zweige nach allen Seiten sich weit hinausstreckten, dann wieder zur Erde senkten, Wurzeln schlugen und neue Stämme emporsandten, so daß man unter einem grünen Säulengewölbe dahin zog.

Eine halbe Stunde weiter lichtete sich der Wald und wurde zu einem mächtigen Dschungelgestrüpp, in dessen Mitte sich ein niederer Hügel erhob, gekrönt mit den Ruinen eines uralten Tempels.

Diese Trümmer sollten das Lager der Tiger sein.

Am Ende des Waldes machte der Zug Halt und begann sich in langer Reihe auszudehnen. Vor ihnen lag die Dschungel – ein wohl zwei bis drei englische Meilen breites und langes Dickicht von häuserhohem Bambus, Bore und Kameelkraut, mit dem langen, scharfen Schilfgras vermischt, das selbst einen Reiter zu Pferde überragt.

Man fand hin und wieder gebleichte Knochen von Thieren – auch ein Menschenschädel grinste aus den hohlen Augenhöhlen furchterregend die Jäger an.

Alles horchte still und machte sich fertig. Kein Laut außer dem Schnauben der Thiere, welche die Nähe ihrer grimmigen Feinde zu wittern schienen, und das Knacken der Hähne beim Spannen der Büchsen und Flinten.

Das Gesicht der Rani war von dunkler Gluth gefärbt, ihr Auge warf förmlich Blitze; die Gefahr, die Aufregung schien alle Lebenskräfte dieser merkwürdigen Frau zu stählen und zu höherer Thätigkeit zu erwecken.

Delafosse verließ dieses Antlitz nicht mit seinen Augen. Der Kampf, dem sie entgegengingen, ließ ihn gleichgiltig und er war allein bemüht, sich in der Nähe ihres Elephanten zu halten, so daß der erste Jäger ihn zwei Mal erinnern mußte, auf den Posten in der zweiten Linie zurückzukehren, den er angewiesen erhalten hatte.

Jetzt begann man in der Ferne das Geschrei der Treiber zu hören, das Schlagen der Metallbecken, das Lauten ihrer Glocken, mit dem sie die Tiger aus ihrem Versteck scheuchen sollten.

Die Rani gab das Zeichen zum Vorrücken, und die Mahouds stachelten ihre Thiere.

Die fünfzehn Elephanten begannen in einer Reihe von etwa 1500 Schritten in die Dschungel langsam einzudringen.

Hinter den Elephanten, in den Zwischenräumen als zweites Treffen, kamen die Reiter, theils mit Lanzen, theils mit Gewehren bewaffnet.

Das dritte Treffen, die letzte Reihe, bildete die große Zahl der Fußgänger, der Jäger, Diener und Soldaten, sämmtlich mit langen und starken Speeren bewaffnet.

Es war ein Heer, das gegen die beiden Könige der Wildniß anrückte, und das in seiner dreifachen Reihe ihnen den Durchweg sperrte.

Dennoch sah man – je weiter man kam, – manches Gesicht bleich werden, in manchem Auge die Furcht der Erwartung.

Immer deutlicher vernahm man den Lärmen der Treiber von der andern Seite der Dschungel. Der Befehl des Scindia hatte nicht weniger als tausend Bauern dort zusammengeführt.

Schritt vor Schritt drang man im brennenden Strahl der Sonne in das Dickicht. Die Elephanten traten mit ihren plumpen Füßen das Geröhr zusammen und rissen mit ihren Rüsseln die Büsche aus dem weichen, feuchten Boden. Aber sie begannen immer unruhiger zu werden und stießen trompetenartige Töne aus.

Die Pferde schnaubten mit wild in die Luft geworfenen Nüstern und mußten durch Spornstöße von ihren Reitern vorwärts getrieben werden.

Plötzlich hörte man in einer kurzen Pause des Geschreies der Treiber ein dumpfes Knurren, und gleich darauf erzitterte die Luft von einem heisern Gebrüll.

Ein anderes, nur wilder, kräftiger, wüthender, als das erste, antwortete diesem.

Die Tiger schienen, nach den Tönen zu urtheilen, die selbst die muthigsten Herzen rascher schlagen machten, sich nur in geringer Entfernung von einander, wenn nicht dicht beisammen zu befinden.

Der Ruf des ersten Jägers: »Aufgepaßt! – Haltet fest zusammen, Sahibs, und zielt gut!« ermahnte zur Vorsicht.

Ein Gebrüll, näher als das erste, von zwei Kehlen zugleich ausgestoßen, erschütterte Menschen und Thier.

Zwei der Elephanten, noch junge, an den Kampf nicht gewöhnte oder in einem solchen verwundete Thiere vermochten diese gefährliche Nähe, diese furchtbaren Töne nicht mehr zu ertragen. Sie wandten um und rannten, trotz aller Anstrengungen ihrer Mahouds, die Linien der Reiter und Fußgänger durchbrechend, davon.

Auf dem einen der flüchtigen Thiere befanden sich Captain Lowe und Doctor Brice, auf dem andern ein indischer Häuptling aus der Begleitung des Scindia. Das letztere Thier hatte noch keine hundert Schritt gemacht, als man einen Schuß hörte, – es war die Flinte des über die Schmach der Flucht erbitterten Sirdars, die seinem schuldlosen Mahoud den Kopf zerschmetterte.

Aber die Zurückbleibenden hatten keine Zeit, auf das Schicksal der Flüchtigen zu achten – vor ihnen in der Dschungel brach und knackte es von zerbrochenem Rohr und Geäst – im nächsten Moment sprangen mit gewaltigem Satz, fast Leib an Leib, zwei mächtige Tiger in's Freie.

Der Ruf der Rani: »Ram! Ram!«¹ mit dem sie ihren Mahoud befeuerte, – die Salve von zwanzig, dreißig Schüssen, die meisten auf's Gerathewohl gethan, vermischten sich mit dem Geschrei der Jäger, dem Wiehern der Pferde und dem Schmettern der Elephanten.

Eine Scene unbeschreiblicher Verwirrung, wüthenden Kampfes erfolgte.

Der Elephant der Rani war der nächste und vorderste. Der weibliche Tiger warf sich mit mächtigem Sprung auf ihn, aber von dem Schlage des Rüssels getroffen, flog er hoch in die Luft und rückwärts über zurück in das Röhricht. Diesen Augenblick schien der Königstiger wahrgenommen zu haben, denn statt an einer andern Stelle seinen Durchbruch zu versuchen, sprang er von der Seite dem Elephanten an den Kopf, schlug seine Pranken tief in das Fleisch des edlen Thieres, das linke Auge desselben damit zerreißend, und begrub sein fürchterliches Gebiß in den Rüssel des Elephanten, wo dieser am Kopfe aufsitzt.

Der Mahoud, schwer verwundet, stürzte auf der andern Seite hinab.

Die Rani ließ in dieser entsetzlichen Lage keinen Ruf des Schreckens oder um Hilfe vernehmen. Sie hatte sich aufgerichtet in der Haudah, deren Wand sie allein von dem grimmigen Raubthier schied, und indem sie kaltblütig ihre Flinte erhob, deren Mündung fast den Kopf des Tigers berührte, entlud sie dieselbe.

Der Schuß hätte in dieser Nähe tödtlich sein müssen, aber leider verrückte eine Bewegung des vor Schmerzen hin und her springenden und ausschlagenden Elephanten das Ziel, und die Kugel streifte nur den Pelz der Bestie.

Deren Zähne hatten die Muskeln des Rüssels ihres Feindes zerrissen; der Elephant war wehrlos und der Tiger, festgeklammert auf seinem blutigen Sitz, richtete sich nun gegen die Fürstin, seine gefährlichere Gegnerin.

Vergeblich hatte diese die Hand rückwärts gestreckt, ohne die Augen von der Bestie zu lassen, um ein zweites Gewehr von ihrem Büchsenspanner in Empfang zu nehmen, – der Mann war bei den entsetzlichen Bewegungen des leidenden Thiers längst herabgeschleudert und lag zertreten unter seinen Füßen.

Die Verwirrung umher war groß. Keiner der Jäger wagte, einen Schuß zu thun, um die unglückliche Frau zu retten, denn wie leicht konnte er sie selbst treffen! Vergeblich versuchte der Mahoud des Elephanten zur Linken des verstümmelten Thiers der Rani, – das auf der rechten Seite war eines der entflohenen gewesen, – sein Thier heran zu treiben. Man sah die Fürstin, bleich, aber funkelnden Auges, in ihrer Haudah aufrecht stehen, weit über den hintern Rand derselben zurückgelehnt, mit der Linken sich festklammernd, während die Rechte dem Tiger den Dolch entgegenhielt.

Alles dies war das Werk weniger Augenblicke, rascher, als die Feder es hier zu beschreiben, das Auge es kaum zu lesen vermag.

Von zwei Seiten flog ein Retter herbei, aber selbst diese gaben sie verloren.

Major Maldigri hatte an dem Jagdzug, in der Haudah des Elephanten zur Linken mit dem Oberstlieutenant Stuart sitzend, als bloßer Zuschauer Theil genommen, da die Verletzungen seiner noch mit Bandagen umwickelten Hände ihm noch nicht gestatteten, sich einer Flinte zu bedienen, oder zu Pferde sich den Kämpfenden anzuschließen.

Trotzdem hatte er sich in diesem Augenblick der Gefahr, ohne an sich selbst und seinen vertheidigungslosen Zustand zu denken, über den Rand der Haudah geschwungen, war an

¹Indischer Kampfruf.

der Seite seines störrigen, den Angriff verweigernden Thieres heruntergeglitten und eilte seiner neuen Gebieterin zu Hilfe.

Von der andern Seite sprengte Capitain Delafosse heran, indem er mit rasenden Spornstößen sein Pferd näher trieb.

Wir haben bereits gesagt, daß diese Hilfe vergeblich gewesen wäre, ohne eine im ersten Auschein verderbliche, plötzliche Wendung der Dinge.

Das arme, zerrissene Thier, das die Rani getragen, warf sich im wüthenden Schmerz zur Erde, um den grausamen Feind zu erdrücken, und Elephant, Tiger und Fürstin wälzten sich auf dem Boden der Dschungel.

Der hohe Platz der Rani hatte gemacht, daß sie eine Strecke weiter geflogen und zwischen ihr und den kämpfenden Thieren einige Ellen Zwischenraum geblieben waren. Zum Glück hatte das hohe weiche Gras die Gewalt ihres Falles gebrochen und sie wie in einem Bett aufgenommen, so daß sie nicht einmal die Besinnung verloren.

Bevor sie sich noch emporraffen konnte, war der neue Führer ihrer Leibwache, Major Maldigri, schon an ihrer Seite und warf sich zwischen sie und den Tiger.

Die Bestie hatte sich von dem besiegten Feinde losgemacht und war den gefährlichen Stößen seiner Fangzähne entgangen, indem sie zur Seite sprang. Dadurch befand sie sich der Rani und ihrem kühnen, aber waffenlosen Vertheidiger jetzt gegenüber.

Bis zur äußersten Wuth gereizt durch den Lärmen umher, schickte der Tiger sich an, auf diese seine sicheren Opfer loszustürzen.

Er kauerte sich nieder und zog den Vorderkörper zurück zum gewaltigen Sprung. Sein Rachen war geöffnet und stieß mit dem dumpfen Brüllen den heißen Brodem aus, seine blutige Zunge streckte sich weit hervor.

Eine Bewegung – ein Sprung –

Aber noch ehe das Unthier sich auf den kräftigen Muskeln seiner Hinterbeine emporschnellte, krachte ein Schuß.

Der Tiger stieß ein Geheul aus und rollte um sich selbst. Seine gewaltigen Glieder zuckten, die scharfen Pranken hieben im Todeskampf wild umher – dann streckten sie sich lang aus und – der furchtbare Feind war verendet.

Ein Jubelgeschrei erfüllte die Luft – Alles stürzte herbei, an dem todten Körper noch Rache zu nehmen und die Geretteten zu begrüßen. Die Krieger und Jäger stießen ihre Speere in den Leichnam des Tigers, während sie den Siegesgesang nach glücklich beendigtem Kampf: *Ramchandri ky jai!* dazu sangen und wie närrisch um den erlegten Feind tanzten.

Aber wer war der glückliche Sieger, dem es gelungen, in diesem letzten und gefährlichsten Augenblick die Hilfe zu bringen?

Auf die dampfende Büchse gelehnt, stand er da, die Augen auf die schöne Fürstin gerichtet, der zehnte Hand aus dem Dickicht der Gräser emporhalfen. Diesmal war es nicht bloß die Absicht, der Wille gewesen, der ihr zu Hilfe gekommen, die That selbst war unbestritten sein Eigenthum.

Capitain Delafosse hatte sich, da seine Spornstöße es nicht so nahe heranzuzwingen vermochten, im letzten Augenblick mit Blitzesschnelle vom Pferde geworfen und war hinter den Tiger gesprungen. Mit jener Kaltblütigkeit und Sicherheit, die nur die höchste Gefahr zu geben pflegt, setzte er dem Unthier den Lauf seiner Büchse an den Kopf und zerschmetterte seinen Schädel.

Eine tiefe Röthe der Freude und eines andern höhern Gefühls dunkelte jetzt sein schönes Gesicht, als die Rani zu ihm trat.

»Die Hand eines Faringi hat sich in zwei Tagen zweimal für das Leben einer Hindufrau erhoben,« sagte sie langsam und ausdrucksvoll. »Wischnu hat es so gewollt und sein Wille ist heilig. Ich danke Dir und möchte Dich lieben dafür, wenn Du nicht der Feind meines Volkes wärest.«

Der junge Offizier erbebte vor diesen halblaut gesprochenen Worten. Jede Entgegnung wurde jedoch durch Maldigri abgeschnitten, der freundlich ihm die verbundene Hand bot.

»Es ist das zweite Mal, Sir,« sagte er herzlich, »daß Sie zwischen mich und den Tod treten. Wie gering ich auch das Leben selbst achte, ich schulde es Ihnen, und wenn Ihnen an dem Dank eines Fremden etwas gelegen ist, so nehmen Sie diesen und die Versicherung, daß, wenn das Schicksal es erlaubt, ich die Schuld abtragen werde.«

Es lag ein Etwas in dem Wesen des Sardiniers, das jedem edlen und hochherzigen Geist das geheime Gefühl der Seelenverwandtschaft aufdrängte. Capitain Delafosse schüttelte ihm die Hand – sie waren Freunde, oder mindestens einander *achtende* Feinde für's Leben.

Die Rani wandte sich nach jener augenblicklichen Aufwallung des Gefühls, gleich als schäme sie sich desselben, zu den Offizieren und dem Gefolge zurück, das sich um sie versammelt hatte.

»Was soll das bedeuten, Sahibs, daß Sie Ihre Posten verlassen? Beunruhigen Sie sich nicht um mich; ein Unfall, wie er bei jeder Jagd vorkommt, nichts weiter, und Sie sehen, ich habe tapfere Ritter an meiner Seite. Wo ist der zweite Tiger? Hat er Ihre Reihen durchbrochen?«

Alles sah sich nach dem andern Feinde um, dessen Nähe man ganz über den gefährlichen Kampf vergessen hatte.

»Der Schelm hat Furcht,« sagte der Resident mit großer Ruhe von seiner Haudah herab, »ich sah ihn sich in das Dickicht zurückziehen.«

Gleich als wolle sie ihre Anwesenheit bestätigen, hörte man aus der Dschungel die Tigerin mit mächtigem Gebrüll den Gefährten rufen.

Die Entfernung, in der sie sich danach befand, mochte etwa noch 2 bis 300 Schritt betragen. Man konnte in dem Röhricht den Pfad bemerken, den sie sich gebrochen hatte.

Rivers klopfte die Asche von seiner Cigarre. »Ned, mein Junge, Sie werden leichteres Spiel mit der Bestie haben, als ich gefürchtet. Der Schlag mit dem Rüssel des Elephanten hat ihr vielleicht eine oder zwei Rippen zerbrochen, und Halliday's Chancen sind um zwanzig Procent gesunken.«

Diese boshafte, wohlüberlegte Anspielung traf Alle wie ein kalter Schlag.

»Unsinn, Major,« rief der Oberst, »Sie werden doch nicht denken, daß Master O'Sullivan thöricht genug ist, den Narrenstreich zu wagen? Die Wette konnte von vorn herein keine Geltung haben.«

»Das ist eine Sache, die mein Freund Ned mit Halliday abzumachen hat,« sagte kalt der Resident. »Mich geht die Sache Nichts an, ich hatte höchstens auf O'Sullivan gewettet.« Ein kaum bemerklicher Wink der Augen verständigte den Lieutenant.

»Ich bin es zufrieden, daß die Wette rückgängig wird – wenn Master O'Sullivan eine Aversion gegen den Tiger empfindet,« bemerkte Halliday, indem er sein Wettbuch hervorzog und sich anschickte, die Wette zu streichen. »Wie viel waren es doch wohl? – richtig, lumpige hundert Pfund.«

»Lassen Sie uns aufbrechen! in die Sättel, meine Herren, und vorwärts auf den Tiger!« verlangte mit einer gewissen Angst und Hast, die einem großen Unglück vorbeugen will, Capitain Delafosse.

Die übrigen Engländer warfen unverhohlene, mißbilligende Blicke auf Rivers und den Lieutenant; Oberst Stuart murmelte dabei einen Fluch zwischen den Zähnen.

Die Rani, der Scindia und Maldigri schauten verwundert von Einem zum Andern; sie begriffen nicht, warum der allgemeine Angriff gegen den Tiger verzögert wurde, obschon die beiden Ersteren gleichfalls genug Englisch kannten, um die gewechselten Worte zu verstehen.

Die Hauptperson, um deren Leben es sich handelte, Edward O'Sullivan, war bei dem ersten Wort des Residenten von seinem Elephanten gestiegen.

Er stand in der Mitte dieser Männer, bleich, zitternd – aber mit funkelndem Auge, und festem, unwiderruflichem Entschluß in den aufeinandergepreßten Zähnen.

»Ich danke Ihnen für die Erinnerung, Herr Major,« sagte er fest, »und Sie, Halliday, bemühen Sie sich nicht – ich denke, meine Verpflichtung zu lösen und habe mich vorbereitet dazu.«

»Ah, bravo,« klatschte der Resident. »Ich wußte es im Voraus, Ned hält auf sein Wort und läßt nie eine Schuld unbezahlt.«

»Um Gottes willen,« mahnte ernstlich besorgt der Oberstlieutenant, »helfen Sie mir lieber, den jungen Thoren von seinem Entschluß abzubringen, statt ihn noch mehr durch solche Worte zu reizen.«

Delafosse hatte aus seine Frage Major Maldigri die Umstände der Wette mitgeteilt.

»Diese Christen sind närrisch – sie wissen nicht, was sie thun!« sagte achzelzuckend die Rani und winkte den Elephanten eines ihrer Sirdars herbei, um den Sitz daraus einzunehmen.

»Auf keinen Fall werde ich einen solchen Selbstmord dulden,« erklärte energisch Capitain Delafosse, »er wäre ärger, wie das, was wir gestern angesehen haben,«

»Einen Augenblick, meine Herren,« sprach der junge Irländer. »Sie Alle sehen diesen Revolver hier in meiner Hand, mit dem mich mein Freund, Major Rivers, vor unserem Anzug von Cawnpur, als Beweis seiner Zärtlichkeit, versorgt hat.«

»Gewiß – aber Sie glauben doch nicht, mit einlöthigen Kugeln . . . «

»Nun, merken Sie wohl! Auf das Ehrenwort eines Gentleman und bei dem Andenken an meinen Vater schwöre ich Ihnen, mir auf der Stelle damit eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn Sie mich hindern wollen, meinem verpfändeten Wort Genüge zu thun!«

Alles schwieg, – Jeder fühlte, daß jetzt alle Einsprache vergeblich war.

Der junge Mann wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn, der in großen Tropfen perlte. Dann zog er aus der Tasche seines Reitfracks das Tischmesser, das er an der Tafel der Offiziersmesse an sich genommen, und bat Capitain Delafosse, es mit dem Tuch, mit dem er so eben die Stirn getrocknet, in seiner Hand fest zu binden.

Der Capitain that es ernst. »Haben Sie irgend eine Bestimmung zu treffen, Herr O'Sullivan, für den Fall – daß . . . «

Er brach ab. Der junge Irländer drückte ihm die Hand.

»Ich weiß, Sie sind ein Ehrenmann, Capitain, und werden meine Bitte erfüllen. In diesem Portefeuille –« er zog es aus der Brusttasche und legte es nieder auf das Gras, »befindet sich ein Brief an meine Schwester Margarethe, die Gattin – verstehen Sie wohl: die Gattin – des

Maharadschah Srinath Bahadur. Sie werden ihn, wenn ich nicht zurückkehre, derselben persönlich überbringen und – es würde mich sehr glücklich machen, hätte ich Ihr Versprechen, der Freund meiner Schwester bleiben zu wollen.«

»Verlassen Sie sich darauf, Ned. Ich will Alles, was Sie wünschen, auf's Gewissenhafteste besorgen,« rief der Resident.

»Ich habe Capitain Delafosse mit meinem Willen beauftragt, Sir,« entgegnete O'Sullivan kalt.

»Und sein Sie versichert, daß er erfüllt werden soll,« erklärte dieser mit einem festen Blick auf den Residenten.

Ein erneuertes Brüllen aus der Dschungel schien gleichsam das Opfer zur Eile zu mahnen.

Alle sahen, wie der Irländer unwillkürlich zusammenschauderte. »Sie hören – man ruft mich . . .«

Auf ein Zeichen der Rani hatte der Mahoud ihren Elephanten näher getrieben. Die kühne Frau, die den Muth an Anderen zu würdigen verstand, riß sich den kostbaren Shawl von der Schulter und warf ihn dem jungen Manne zu. »Nimm, Sahib,« sagte sie, »und wickle ihn fest um Deinen linken Arm; die Zähne des Tigers vermögen das Gewebe von Kashemir nicht zu durchdringen.«

O'Sullivan befragte mit einem Blicke den Capitain, gleichsam als Ehrenrichter, ob er die Hilfe annehmen dürfe: Delafosse nickte schweigend und Mickey sprang herbei, ihm den Shawl um den Arm zu wickeln.

»O Jesus, Herr,« sagte der ehrliche Bursche, der, wie wir erwähnt, eine große Vorliebe für seinen Landsmann bei jeder Gelegenheit offenbarte, »ich hoffe, Sie werden die gesegnete grüne Insel nicht zu Schanden werden lassen! Acuschla, mein Liebling, wenn Sie sich schwach fühlen, will ich lieber selber gehen und den braunen Kerlen hier zeigen, was einer Mutter Sohn thun kann!«

O'Sullivan wehrte ihn freundlich ab. »Fassen Sie die Bestie fest in's Auge, Sir,« flüsterte Maldigri dicht neben ihm; »weichen Sie keine Linie breit von ihrem Blick, das Katzengeschlecht fürchtet die Macht des menschlichen Auges; die heilige Jungfrau nehme Sie in ihren Schutz!«

Edward O'Sullivan schritt vorwärts, – die ersten Schritte waren wie die eines Trunkenen, man glaubte, ihn jeden Augenblick ohnmächtig niedersinken zu sehen, und Delafosse wollte ihm bereits, auf jede Gefahr hin, nacheilen.

Aber von Schritt zu Schritt wurde sein Gang sicherer, seine Haltung fester – eine Minute noch, dann verschwand seine Gestalt zwischen den Gräsern, welche von beiden Seiten die Tigerspur überwölbten.

Eine tiefe, beklommene Stille lag über der ganzen Jägerschaar, keiner wagte zu sprechen. Alle hatten ihre Thiere bestiegen, als wären sie bereit, federn Augenblick den neuen Kampf zu beginnen. Aber der Tiger hätte unbehindert fliehen können, denn die Linie war unbewacht, die Jäger hatten sich auf eine Stelle zusammengedrängt.

Es vergingen fünf Minuten – fünf Minuten der ängstlichsten, peinigendsten Erwartung. Diese war so beklommen, daß fast Jeder gewünscht hätte, lieber selber in der Stelle des Irländers zu sein.

Mickey war der Erste, welcher diese Stille zu unterbrechen wagte.

»So wahr Pater O'Donnaghue nimmer eine Haushälterin über acht Monate im Dienst gehabt hat – der Lord-General mag mich schinden lassen, wenn's nicht wahr ist! – aber es ist nicht

besser als Mord an dem jungen Blute, Muscha – es wird kein Stück von ihm ganz bleiben, was ich dem Goldkind, seiner Schwester, bringen könnte!«

Ein lang anhaltendes, wüthendes Gebrüll drang aus der Gegend der Ruinen.

»Jetzt sind sie aneinander,« sagte scharf hinhorchend der Resident, indem er sich eine neue Cigarre anbrannte, um die lästigen Fliegen zu vertreiben.

Der Oberstlieutenant fuhr ihn barsch an: »Schweigen Sie, Sir! – Hören Sie nicht – es kommt Etwas heran – die Büchsen fertig, daß wir wenigstens den armen Jungen rächen an der Bestie!«

»Nein – es kommt nicht von dort – es nähert sich aus dem Wald,« rief Follington, der Quartiermeister.

In der That, unter den Bogengängen der Fichten zeigten sich zwei Reitergruppen: Capitain Lowe und Doctor Brice auf ihrem herantrabenden Elephanten, den sein Mahoud endlich an der Flucht zum Stillstehn und zur Umkehr bewogen hatte, und ein Reiter nebenher galoppierend.

Als sie näher kamen, erkannte man in dem Letztern eine große Gestalt, so hager, daß der ganze Körper nur aus Haut und Muskeln gemacht schien. Der Mann war alt, fünf Jahre älter, als damals, wo wir ihm zum ersten Mal begegnet sind. Aber nichts an ihm schien verändert. Dieselbe schmutzige Jagdmütze von Leder bedeckte den raubvogelartigen Kopf mit der Habichtsnase und dem zurücktretenden Kinn; wie damals trug er einen kurzen, grünen Jagdrock und eng anliegende Lederbeinkleider mit Kamaschen und schweren, dicken Schuhen.

Verschiedene der Anwesenden schienen ihn wohl zu kennen, eben so der Doctor, der im Reiten mit ihm sprach und ihm offenbar mit verschiedenen Übertreibungen von den eben bestandenen oder vielmehr nicht bestandenen Gefahren erzählte.

»Was zum Henker, Herr *Mac-Scott*, führt Sie in diesem Augenblick von Bithoor hierher?« rief der Oberstlieutenant. Für sich setzte er brummend hinzu: »ich wollte, der alte Bursche wäre eine halbe Stunde früher angekommen.«

»Ihr Diener, Oberst! Ihr Diener, Gentlemen!« sagte der alte Mann, sein Pferd parirend und sich mit den ihm trotz seiner wilden Beschäftigung – denn es war wirklich der uns von San Francisco her bekannte Tigerjäger und Erzieher des Nena – gebliebenen aristokratischen Manieren rings verbeugend. »Ein dringendes Geschäft, eine unglückliche Nachricht führt mich hierher. Darf ich Sie bitten, mir zu sagen, wo ich Master O’Sullivan, den Bruder meiner Herrin, finden kann? Die Sache hat Eile.«

Ein allgemeines Schweigen erfolgte, – Niemand wagte zu antworten.

Aber die Antwort kam von einer andern Seite her.

Ein grimmiges, die Nerven erbeben lassendes Gebrüll drang aus der Dschungel herüber und erscholl in einzelnen Stößen immer wüthender und heftiger.

»Ah,« sagte *Mac-Scott*, der vom Pferde gestiegen war, indem er sich behaglich auf den hageren Leib, schlug, »da ist ja noch eines meiner Lämmchen! Der Stimme nach muß es ein stattlicher Bursche sein.« Er warf einen Blick umher auf die todtten Körper des Elephanten, des Tigers und des Büchsenspanners und auf den schwer verwundeten Mahoud. »Ich sehe, es ist scharf hergegangen, der Doctor erzählte mir schon davon, obschon er meinte, es wären mindestens zehn Tiger hinter ihm drein gewesen. Aber wo ist Master O’Sullivan?«

Capitain *Delafosse* wies nach der Dschungel hin, von wo das Brüllen, jetzt zu einem Geheul geworden, herüberdrang.

»Dort!« sagte er aufgeregt.

Der alte, abgehärtete Schotte fuhr zurück, die Lederfarbe seines Gesichts erbleichte, so weit dies möglich war. »Machen Sie keinen Scherz, Sir, wo ist Edward O'Sullivan?«

»Und ich wiederhole Ihnen, Sir – Master O'Sullivan befindet sich dort, im Dickicht dieser Dschungel, am Fuße jener Ruinen, im Duell mit einem Tiger und Sie selbst hören sein Todtenlied.«

Ein schwächeres, halbersticktes Brüllen drang aus der geheimnißvollen Tiefe der Wildniß herüber.

»Das ist unmöglich – da ich hier so viel Gentlemen müßig versammelt sehe.«

Die erhabene Einfalt dieser Worte jagte Schaamröthe auf die Gesichter der britischen Offiziere.

»Sie haben Recht, Herr Mac-Scott,« sagte der Capitain entschlossen, »es war eines Mannes unwürdig, hier zu warten. Die Pflicht des Nächsten steht höher, als der Dünkel einer mißverstandenen Ehre!«

Und er folgte dem greisen Tigerjäger, der, ohne eine weitere Antwort zu erwarten, nach seinem beschämenden Ausruf die Büchse von der Schulter genommen hatte und in das Dickicht der Dschungel vorangeschritten war.

Ein mächtiger Impuls schien alle Anwesenden ergriffen zu haben, indem sie, ohne sich weiter zu verständigen, sich ausbreiteten und vorwärts drangen.

Von dem ersten Schritt in das Gebüsch an, verkündete jede Bewegung, man möchte sagen: jeder Athemzug an dem Schotten den erfahrenen Jäger, den Kämpfer in den Wildnissen gegen den grausamen König derselben.

Die hohe Gestalt gebückt, den Lauf der Büchse in der Höhlung der linken Hand ruhend, und den Finger der rechten am Schloß – den Kopf weit vorgestreckt, Ohren und Nüstern geöffnet, als wollten sie jeden Laut, jeden Geruch dieser Wüste einsaugen, – so glitt er etwa 20 Schritt vor der Fronte der Übrigen durch das Rohr und das Riesengras mit einer Kraft und Gewandtheit, die einen Jüngling beschämt hätten.

Die Capitaine Delafosse und Löwe waren abgestiegen und folgten, ihre Büchsen schußfertig in der Hand, zu Fuß; hinter ihnen drein kamen der Elephant der Rani und mehrere Reiter.

So drangen sie vorwärts, während die Anderen, langsam folgend, das Dickicht bewachten.

Das ferne Lärmen der Treiber, welches noch immer das Entstehen der Tiger nach jener Seite verhindern sollte, unterbrach allein wieder die Stille der Dschungel.

Kein Laut, kein Ton mehr zeigte den Beginn, die Fortdauer oder das Ende jenes entsetzlichen Zweikampfes an.

Delafosse hegte die stille Hoffnung mit jedem Schritt, den sie vorwärts thaten, den Unglücklichen auf seinem Wege ohnmächtig niedergesunken zu finden.

Dem war nicht so.

An einer Stelle aber lag ein Handschuh – O'Sullivan mußte ihn im Vorüberkommen hier verloren oder fortgeworfen haben. Es war der Beweis, daß sie sich auf der richtigen Spur befanden.

Plötzlich stieß der Schotte einen lauten Ruf aus und sprang vorwärts.

Sie eilten ihm nach.

Vor ihnen erhoben sich die von Jahrtausenden zerbröckelten Marmorsäulen eines Tempels oder eines Grabmals.

Kein Geschichtsschreiber vermochte mehr ihren Ursprung zu erzählen!

Am Schaft dieser Säulen, am Fuß dieser gigantischen Trümmer, war das hohe Dschungelgras, das Gestrüpp und Rohr im ziemlich weiten Kreis zu Boden getreten.

Die Stelle glich einem Kessel, einem Nest in dieser Wildniß morastiger Vegetation.

Es war auch ein, Nest – das Nest, die Lagerstätte der Tiger-Familie.

Am Rand des freien Raumes sah man Mac-Scott, den Jäger und Vertrauten des Nena stehen, die Büchse an der Wange, den Finger am Drücker. Der Elephant der Rani stieß ein schmetterndes Geschrei aus.

Ein Blick erklärte die Ursache.

In der Mitte des Platzes lag eine ungestalte, verworrene Masse von Kleidern, Blut und Fleisch.

Quer über dieselbe her sah man die Tigerin ausgestreckt.

Zwei junge, höchstens zwei Wochen alte Tigerkatzen spielten im Grase umher und leckten das Blut.

Das war der Anblick, der sich den Herbeikommenden bot und auf den die Büchse des alten Schotten gerichtet war.

Aber der Tiger machte keine Bewegung – er regte sich nicht, trotz der Nähe der Menschen.

Plötzlich kam es aus dieser entsetzlichen Gruppe von Blut und Fleisch wie der leise Seufzer einer menschlichen Brust, wie ein schmerzliches, klagendes Stöhnen.

Der alte Tigerjäger ließ sein Gewehr fallen, faßte sein Jagdmesser und sprang vorwärts.

Im nächsten Augenblick knieete er in der Blutlache neben dem Thier und dem Menschen.

Der Tiger – war todt, kein Glied, keine Sehne rührte sich mehr.

Der Mensch – – –

Die Offiziere, der Schotte, die herbeieilenden Jäger legten Hand an, den Leichnam des Unthiers aufzuheben und zur Seite zu werfen. Es war eins der größten Art, noch größer, als das vorhin getödtete Männchen.

Der Anblick, der sich nach der Entfernung des Tigers bot, war wahrhaft erbarmungswürdig.

Kaum daß die verstümmelte Gestalt, die hier lag, noch die menschliche Form hatte.

Jedes Glied schien gebrochen, zerfleischt von den grimmigen Bissen der Bestie.

Die Brust war von einem Krallenhieb aufgerissen, der Unterkiefer von den Zähnen zermalmt.

Der linke Arm war mehrfach gebrochen, die Knochen standen aus dem zerfetzten Shawl der Rani. Aber die rechte Hand hielt noch krampfhaft das blutbedeckte Messer fest, mit dem O'Sullivan den unerhörten Kampf ausgefochten.

Trotz der entsetzlichen Verwundungen schien noch Leben in diesem menschlichen Körper, diese Nerven regten sich noch, diese zerfetzten Glieder zuckten noch von Zeit zu Zeit unter den gräßlichen Schmerzen.

Auf den Ruf und das Geschrei der zuerst Angekommenen eilten die Nachfolgenden von allen Seiten rascher herbei. Einer der Vordersten war Doctor Brice, er übernahm sogleich die Leitung aller Anstalten zur Rettung des Verstümmelten, knieete neben ihm nieder und legte die Hand auf sein Herz.

»Es ist wirklich noch Leben in ihm!« sagte er nach einer kurzen Pause der Untersuchung. »Schade um den armen Jungen, er hat uns wahrhaftig bewiesen, daß er keine Furcht vor den Tigern hat.«

»*Goddam!*« meinte herzlos der Resident, indem er mit seinem Lorgnon den todtten Körper des Tigers betrachtete – »die Bestie hat nicht weniger als acht Stichwunden und einige so groß, daß man die Hand darin umkehren könnte. Ich hätte Ned gar nicht so viel Kraft zugetraut.«

Delafosse warf ihm einen verächtlichen Blick zu, aber über das Gesicht des Sterbenden zuckte es wie ein Lächeln stolzen Triumphes.

»Was ist zu thun, Doctor? Vielleicht ist dem Unglücklichen noch zu helfen?«

»Ich muß versuchen, ihm auf der Stelle einen Verband anzulegen und die Blutungen zu stillen. Dann wollen wir sehen, wie wir ihn zu den Zelten fortschaffen können. Aber ich fürchte, daß menschliche Kunst hier ihr Ende erreicht hat.«

Alle waren zwar derselben Ansicht, aber sie bemühten sich, – indem sie sich, mit Ausnahme des Residenten selbst, Vorwürfe machten, daß sie nicht auf jede Gefahr hin diese rasende That verhindert hätten, – nach Kräften zur Beschleunigung der Hilfe beizutragen. Auch Halliday war eifrig damit beschäftigt, um seinen Antheil an dem Unheil vergessen zu machen. Wie Delafosse der Thätigste, war die Rani die Umsichtigste von Allen. Sie riß ihre kostbaren Gewänder, ihre Turbanbinde entzwei, um Binden und Compressen zu machen, ließ durch ihre Leute Wasser herbeischaffen und leitete die Anfertigung eine Tragbahre aus den Speeren ihrer Jäger. Zugleich befahl sie zwei der Reiter, nach dem Jagdlager zu eilen, um ihren Palankin herbeizuschaffen.

Während so Alle, theils mit der Betrachtung der verendeten Tigerin und ihrer Jungen, theils mit dem Leidenden selbst beschäftigt waren, dem der alte Schotte stumm und düster Hilfe leistete, trat Major Rivers zu diesem. »Nun, Herr Mac-Scott,« sagte er, möglichste Unbefangenheit erkünstelnd – »wir wissen noch immer nicht, was Sie so eilig von Bithoor hierhergeführt hat. Oder ist es vielleicht ein Geheimniß?«

»Nein, Sir,« antwortete der Jäger rauh, – »was ganz Cawnpur bereits weiß, ist kein Geheimniß mehr. Der Tod ist ein Glück für diesen Mann hier; denn sein Leichtsinn hat das Unheil verschuldet. *Mistress Margareth*, seine Schwester, ist plötzlich spurlos verschwunden, wir fürchten, gemordet oder entführt von unbekanntem Räubern und Feinden!«

Ein Seufzer – der erste Laut, seit sie ihn gefunden, – quoll aus dem blutenden Munde des Ärmsten, seine Augen öffneten sich und starrten mit Schreck und Entsetzen den schlimmen Boten an.

»Unvorsichtiger!« rief Delafosse, »wie konnten Sie so grausam sein, dieses neue Unglück in seiner Gegenwart zu verkünden? Die Nachricht wird ihm den Tod bringen, wenn die Wunden es nicht thun.«

»Ich wiederhole,« entgegnete der Jäger finster, »es ist ein Glück für ihn, wenn er stirbt. Der Zorn des Nena wird ihn und uns Alle vernichten!«

»Zum Henker,« befahl der Oberstlieutenant, »da Sie Unglücksrabe einmal die Botschaft ausgeplaudert, so erzählen Sie wenigstens, wie es gekommen, und was geschehen? Hoffentlich ist Rettung möglich und die Kenntniß der Umstände kann hier unsern armen Freund beruhigen.«

Die Augen des Verstümmelten hingen starr an den Lippen des Schotten – kein Zucken des Schmerzes in ihnen, während doch die Sonde des Arztes zwischen seinen Nerven wühlte, und Messer und Nadel des unbarmherzigen Äsculap in seinem Fleische wirthschafteten.

Der Tigerjäger schüttelte finster das Haupt. »Ich fürchte, es ist Alles vergeblich, die Phansigars, oder wer sonst das Verbrechen begangen, haben ihre Maßregeln so schlaue genommen, daß keine Spur von ihnen aufzufinden war. Mistreß Margareth erhielt gestern Morgen einen Brief, und ohne mir ein Wort zu sagen und meine Rückkehr abzuwarten, der ich zwei Stunden früher nach einer entfernten Plantage des Srinath Bahadur geritten war, ließ sie ihren Pony satteln und jagte, von einem einzigen Diener begleitet, nach Cawnpur. Erst um Mittag brachte ein wandernder Krämer ihr Pferd zurück – er hatte es angebunden in den Mangrovebüschen am Wege in der Mitte zwischen Bithoor und Cawnpur gesunden, den Diener, mit einer Schlinge erdrosselt, daneben. Dieser Umstand, so traurig er an und für sich scheint, ist das Einzige, worauf ich noch meine Hoffnung baue. Die Thugs können die That nicht verübt haben, sie hätten nach ihrer unveränderlichen Gewohnheit den Leichnam des Dieners, wie den der Herrin vergraben. Selbst, daß der Mord von gewöhnlichen Phansigars verübt worden, ist mir zweifelhaft geworden. Warum findet sich dann der Körper der Maharani nicht neben dem des erwürgten Dieners? Es galt also, sich ihrer lebendigen Person zu bemächtigen. Aber damit schließt leider jede weitere Vermuthung. Sie Alle, die Sie in diesem Lande gelebt haben, wissen, mit welcher unglaublichen Kunst man hier jedes Zeugniß, jede Spur eines Verbrechens zu vertilgen versteht.«

»Und das ist Alles, was Sie zu ermitteln vermocht haben, Master Mac-Scott?« fragte der Resident. »Sie haben keine Ahnung, was jener Brief enthielt oder wer ihn geschrieben?«

»Doch, Sir – der Brief ist hier! Die Dienerinnen fanden ihn in der Mistreß Schlafzimmer. Wahrscheinlich hat sie ihn verloren, als sie zu dem Ritt die Kleider wechselte.«

»Zeigen Sie her!« Der Resident langte nach dem Schreiben, aber Delafosse kam ihm zuvor, nahm das Billet aus der Hand des alten Jägers und entfaltete es.

»Bei Gott – es ist von Master O’Sullivan selbst. Hören Sie, wie es lautet!«

Rivers biß sich auf die Lippen, indeß der Capitain den Brief vorlas. Er enthielt nur die wenigen Worte:

Eile Angesichts dieser Zeilen zu mir nach Cawnpur. Aber im Geheimen! Tod und Leben hängt davon ab.

Dein sonst verlornen Bruder
Edward O’Sullivan.

»Ich weiß nicht, ob dies die Handschrift Herrn O’Sullivans ist?« fuhr der Capitain fort, den Brief umherzeigend.

»Es ist seine Schrift,« sagte der Jäger, »ich kenne sie wohl. Oder sie wäre teuftisch gut nachgemacht!«

»Und dieser Brief ist wahrscheinlich die Ursache, daß Sie uns nachfolgten?«

»Ja, Sir. Ich vernahm in Cawnpur, daß Master Edward mit dem Major und den Offizieren, seinen Freunden, in der Nacht nach Jhansi aufgebrochen war, und ich ritt ein Pferd todt, um ihm zu folgen und Aufklärung von ihm zu holen, die unsere weiteren Nachforschungen leiten könnte.«

Aller Blicke wandten sich hier natürlich auf den Verstümmelten, und nun bemerkten sie ein eigenthümliches Schauspiel.

Die Stirn und die Augen waren beinahe die einzigen Theile dieses Körpers, die unverletzt aus den Klauen des Tigers davon gekommen waren.

Auf dieser Stirn lag jetzt eine dunkle Falte, diese Augen waren mit einem ingrimmigen Ausdruck des Abscheues, des Hasses, der Drohung, auf einen Gegenstand gerichtet.

Dieser Gegenstand – war der Resident.

Der Verstümmelte machte eine gewaltige Anstrengung, zu sprechen, aber es kam nur ein unverständlicher, gurgelnder Laut aus der blutenden Kehle, und der Doctor mußte, trotz des Antheils, den er, bei seiner Liebhaberei für Neuigkeiten, selbst an der Sache nahm, ihm auf das Strengste jede Anstrengung verbieten.

Dafür schienen die Augen O'Sullivans Blitze zu flammen! Mit Erstaunen wandten sich die Umstehenden nach dem Residenten, die Deutung dieser Erscheinung von ihm zu erfahren. Rivers hatte jedoch vollkommen Zeit gehabt, sich zu fassen.

»Sie haben Recht, Ned, daß Sie Ihre Hoffnung auf mich setzen,« sagte er mit zuversichtlichem Ton. »Es ist nicht nur meine Pflicht als Vertreter der Regierung, sondern auch als persönlicher Freund dieses armen jungen Mannes, und gewissermaßen als unschuldige Ursache seines Unglücks, werde ich Alles, was in meinen Kräften steht, dazu aufbieten, den Schleier zu lüften, der dieses seltsame Ereigniß verhüllt, und die Dame aus den Händen der Räuber befreien. Denn daß es nur solche sind, die es auf ein gutes Lösegeld von Srinath Bahadur abgesehen, da seine Liebe für die Mistreß bekannt ist, daran zweifle ich keinen Augenblick. Wie gesagt, Ned, verlassen Sie sich ganz auf mich und denken Sie nur an Ihre Wiederherstellung. Zur Verfolgung der Verbrecher werde ich auf der Stelle nach Cawnpur zurückkehren und Ihre Hoheiten, der Scindia und die Rani, werden darum gestatten, daß ich meinen Besuch abkürze und an den Jagden nicht weiter Theil nehme.«

Diese Worte erreichten vollkommen den Zweck, die Aufmerksamkeit von dem Kranken ab und auf den Sprecher zu lenken.

Als man sich wieder nach jenem wandte, bemerkte man, daß er vom Schreck oder Schmerz wieder in Ohnmacht gefallen war.

Der Doctor erklärte dies jedoch als einen glücklichen Umstand, um den Patienten fortzuschaffen zu können. Während er mit den Anstalten dazu beschäftigt war und den Kranken auf die improvisirte Bahre betten ließ, auf die man zu seinen Füßen das abgestreifte Fell des Tigers legte, beriethen die englischen Offiziere, ob sie dem Residenten folgen oder, der Einladung des Scindia und der Rani gemäß, noch einige Tage bei Fortsetzung der Jagd verweilen wollten.

Sie entschlossen sich, mit der Gleichgiltigkeit gegen Leiden und Gefahren, die endlich dem Soldaten in wilden Ländern eigen wird, zu dem Letztern. Überdies konnte der Doctor den Verwundeten nicht so rasch verlassen, wenigstens nicht eher, bis eine andere ärztliche Hilfe für ihn herbeigeschafft war.

Der Capitain Delafosse, dessen Blicke sorgfältig und mißtrauisch den Residenten beobachtet hatten, erklärte energisch, daß er Herrn Mac-Scott nach Bithoor begleiten wolle, um seine Hilfe ihm für weitere Nachforschungen, so lange sein Urlaub noch daure, zur Disposition zu stellen.

Der Zug setzte sich langsam und mit aller Vorsicht für den Zustand des Kranken in Bewegung.

Noch ehe sie die zurückgebliebenen Elephanten und Pferde am Rande der Dschungel, wieder erreicht hatten, wußte der Resident es so einzurichten, daß er neben Doctor Brice herging.

»Ist Hoffnung vorhanden, Doctor, daß unser Freund davon kommt? Sprechen Sie aufrichtig und nicht mit den Winkelzügen eines Mediziners.«

»Wenig oder gar keine, Major, – obschon ich sie nicht ganz absprechen möchte. Es ist noch Lebenskraft in ihm, und der Shawl der Rani hat den tollen Burschen wunderbar beschützt. Er ist zwar furchtbar zugerichtet, aber wenigstens kein unbedingt für das Leben nothwendiges Organ verletzt.«

»Hm! aber sein Gesicht – der Unterkiefer ist ja halb herausgerissen!«

»Er wird niemals wieder die Sprache erlangen.«

»Und die Arme, die Hände – wird er sich ihrer bald wieder bedienen können?«

»Kein Gedanke daran. Ich werde beide Arme noch heute im Gelenk ihm amputiren.«

Der Resident blieb zurück.

Als er später seinen Elephanten bestieg und noch einen letzten Blick auf die Bahre des Kranken warf, lag ein boshafter Triumph in den Falten seiner Mundwinkel.

Major Rivers und Capitain Delafosse waren bereits mit einem Theil der Begleitung abgereist, als die Rani dem neuen Führer ihrer Leibgarden in das für sie aufgeschlagene Zelt rufen ließ.

Maldigri mußte ihr Alles, was in dem Vorgang und den Erzählungen des schottischen Jägers ihr in Folge der nur mangelhaften Kenntniß des Englischen noch unklar geblieben war, berichten.

Die Rani, jetzt ihrer Waffen entledigt und in einem weiten, indischen Frauengewand auf dem Ruhebett sitzend, das mit dem Fell eines von ihr selbst erlegten Panthers bedeckt war, wiegte nachdenkend das Haupt.

»Du hast den Faringi beobachtet, welcher sich den Residenten nennen läßt?« fragte sie.

»Zuverlässig, Hoheit!«

»Was hältst Du von ihm, Sahib?«

»Ich muß gestehn, ich traue ihm nicht.«

»Deine Gründe?«

»Ich kann keinen bestimmten Grund anführen, indeß sein ganzes Venehmen in dieser Sache gefiel mir nicht. Wenn er den unglücklichen Vertrag Deines Gatten kannte, der Jhansi unter den Schutz der Compagnie stellt und der ihm nur durch List und Verrath entlockt sein kann, warum machte er nicht eher Gebrauch davon, als im letzten Augenblicke, wo die Zögerung ein kostbares Leben verderben konnte? – Der Überfall seiner Reiter war wohlüberlegt. Er war es zugleich, der mit kaltem Spott den jungen Thoren zur Ausführung dieser wahnsinnigen Wette veranlaßte, obschon er sich rühmt, sein Freund zu sein.«

»Hast Du bemerkt, was er that, als der Jäger des Nena den Raub seiner Gattin erzählte?«

»Nein, Hoheit – erst der starre Blick des Verwundeten lenkte meine Aufmerksamkeit wieder auf ihn.«

»Wohl! Wir Frauen sehen schärfer, als Ihr Männer; – meine Augen haben ihn nicht verlassen! Ich bin überzeugt von Einem, wie von den neun Wandlungen, die des Menschen Seele zu machen hat.«

»Und wovon, Hoheit?«

»Er weiß um den Raub der Frau. Die Nachricht überraschte ihn nicht, er erwartete sie. *Er selbst ist der Räuber!*«

»Aber er ist nicht von unserer Seite gewichen.«

»Bah! hat nicht auch das Laster treue und eifrige Diener? Die Hand des Mächtigen reicht weit in diesem Lande. Der Faringi steht im schlimmen Ruf in Cawnpur, er ist ein Tyrann, ein Wüstling und ein Habgieriger. Yama hat ihn bezeichnet! – Er hat jene Frau gestohlen, deren Liebe alle Manneskraft des Nena gebrochen und ihn vollends in die Arme der Faringi geführt hat. Aber wehe ihm, wenn dem so ist! Der Nena ist ein schlummernder Tiger, eingelullt von den Blumen der Liebe und des Vergnügens. Ich will diesen Tiger auf ihn hetzen, tausend Mal grimmiger, tausend Mal blutiger als der, welchen der Falsche auf den eigenen Freund gehetzt hat.«

Der Ionier hatte mit Erstaunen die scharfe Beobachtung und das Resultat derselben vernommen; jetzt, wo er manche einzelnen Umstände seiner eigenen Wahrnehmungen zusammenhielt, kam er selbst zu dem Schluß.

»Du könntest Recht haben, Hoheit – aber was ist zu thun? Der Resident ist bereits fort und der Schotte, der Freund und Diener des Maharadschah, ist mit ihm zurückgekehrt. Wir haben Niemanden, als den Sterbenden.«

»Er wird nicht sterben,« sagte die Rani mit Bestimmtheit. »Die Rache hält den Faden seines Lebens fest – an seinem Auge, als jener Brief gelesen wurde, sah ich, daß er den Verräther erkannt hat. Ehe wir handeln, ehe der Nena zurückkommt, dem ich selbst einen Eilboten entgegen senden will, müssen wir Alles wissen und die Mittel zu dem Verderben des Räubers in Händen haben. Ich will einen Spürhund auf die Fährte des Raubthiers hetzen, der es bis in seine geheimsten Schlupfwinkel verfolgt. Du selbst sollst es sein, denn Du verstehst die Sprachen der Franken und ihre Sitten.«

Major Maldigri dachte nach. »Verzeih, Hoheit, daß ich Deiner Absicht widerspreche,« sagte er dann, »aber ich fürchte, es würde zu viel Aufmerksamkeit erregen, wenn ich mich jetzt in Cawnpur zeigen wollte, und den Residenten ahnen lassen, daß er uns zu fürchten hat. Einen offenen, muthigen Gegner unter seinen eigenen Landsleuten besitzt er bereits, wenn mich nicht Alles täuscht, in dem Capitain, der uns Beiden zwei Mal das Leben gerettet. Dieser hat dem alten Diener des Nena seine Hilfe zugesagt. Aber ich will Dir einen bessern, Geeigneteren stellen, den wir nach Cawnpur senden und heimlich auf Jenes Fersen setzen können.«

»Wen meinst Du? Einen meiner Diener? Sie sind schlau, aber feig, und fürchten den Zorn der Faringi.«

»Nein, Hoheit, ich meine meinen Milchbruder Danilos, den Capitain der arabischen Praua, die mich nach Calcutta und den Ganges herausgeführt hat. Er ist ein Sohn meiner heimathlichen Gebirge, schlau und kühn, und würde selbst die Spur eines Kiels in den Wogen des Meeres wieder zu finden wissen. Auf ihn kann keinerlei Verdacht fallen, er ist wenig oder gar nicht beachtet worden, und keiner der Briten kennt ihn.«

»Du hast Recht, Freund – führe ihn zu mir, damit ich mit ihm rede. Ich werde ihm eine Botschaft geben an Tippto Singh, den Babu zu Cawnpur, der mir ergeben und ein geheimer Feind der Faringi ist. Er wird ihm behilflich sein.«

Die Rani wußte noch nicht, daß den Genannten bereits ein ähnliches Schicksal getroffen, daß er selbst persönliche Rache brütete gegen den Räuber seines Kindes und seines Geldes. Denn der Resident, wohlberechnend in allen seinen schändlichen Unternehmungen, hatte die

versuchte That des Vaters wohl für sein Interesse benutzt. Seiner Instruction vor der Abreise gemäß, öffnete sein Vertrauter das Gefängniß des Babu nur gegen Zahlung der bedeutenden Summe, die er selbst dem Residenten für die Befreiung seines Kindes geboten hatte, und indem der Major so einen Mann frei ließ, der einen Angriff auf sein Leben unternommen hatte, machte er jede Klage bei den höheren Regierungsgewalten unmöglich und machtlos, während die nähere Untersuchung des Mordversuchs doch vielleicht Manches zur Sprache gebracht hätte, das ihm unangenehm sein konnte.

Der Resident mit seinen Begleitern hatte in der Kühle des Abends noch keine zehn Meilen weit von Jhansi, wohin er zunächst zurückgekehrt war, um Capitain Mowbray weitere Instructionen zu geben, auf dem Wege nach Cawnpur gemacht, als der Uskoke bereits mit Geld und Anweisungen für alles Verhalten wohl versehen, auf seiner Verfolgung war.

V. DER PAVILLON.

Wir haben noch zu erzählen, wie es kam, daß Major *Maldigri*, – oder vielmehr *Markos Grimaldi*, wie wir ihn wenigstens im Verkehr mit seinen Freunden und Vertrauten wieder nennen müssen, – also Markos Grimaldi, der ionische Flüchtling, und der Agent des Kaisers Napoleon – bei der Sotti der Fürstin von Jhansi zugegen sein konnte, während wir ihn doch in der entfernten Präsidentschaft Madras auf dem Jagdzug zum Nissam von Heiderabad verlassen haben.

Der Kopf der Riesenschlange fuhr erschreckt zurück vor dem Pulverblitz aus dem Rahmen des Fensters. Diesen kurzen Augenblick benutzte Eglinton, um die Jalousie zuzuwerfen und den innern Laden zu schließen.

Dann, ohne sich um die Ohnmächtige und das schreiende Kind zu kümmern, sprang er zu den übrigen Fenstern und that ein Gleiches.

Man hörte die Schlange sich draußen auf und nieder wälzen und rund um das kleine Gebäude hin und her fahren. Die schwache Kugel des Revolvers konnte ihr, auch wenn sie getroffen, wenig gethan haben. Doch fand jene an der glatten, runden und gewölbten Außenseite des Pavillons keinen Halt, sich zu stützen, und die Stämme der Palmen standen zu weit entfernt, um von hier aus ihre gewaltige Muskelkraft gegen die Wände und Fenster des Gebäudes anwenden zu können.

Jetzt erst wandte sich Lionel Eglinton zu der Geliebten und trug sie auf das Ruhebett, das Kind setzte er neben sie und warf sich dann einen Augenblick auf einen Stuhl, um über die schreckliche Lage, in der sie sich befanden, nachzudenken und einen Entschluß zu fassen.

Aber es ließ ihm keine Ruhe – wieder sprang er auf, untersuchte nochmals Fenster und Thür und prüfte die kleine, unbedeutende Waffe, die allein er besaß.

Eglinton kannte zu wenig von der Natur und den Gewohnheiten des furchtbaren Ungeheuers, um ganz das Schreckliche ihrer Lage zu begreifen; dennoch wußte er genug, um zu ahnen, daß sie sehr unangenehm werden konnte, wenn die Schlange sich nicht bald entfernte.

Man mußte dann kommen, um die Lady zu suchen, – man würde zwar die Anaconda vertreiben, – aber es war dann nicht mehr möglich, zu entfliehen und man würde ihn im Pavillon der Dame finden.

Welche Entschuldigung, welche Ausrede für seine Rückkehr konnte er anführen?

Armer Thor – wenn es nur das gewesen wäre, eine conventionelle Lüge zu erfinden! – Als ob die Anaconda so leicht ihre Opfer entzwischen ließe!

Er war jetzt ruhiger, gefaßter geworden, und bemühte sich nun, die Geliebte in's Leben zurückzurufen, indem er ihr Wasser in's Gesicht goß.

Hätte er gewußt, daß er wenige Stunden später jeden Tropfen Kieses vergeudeteten Wassers mit seinem Blute gern zurückgekauft – wie sparsam würde er damit umgegangen sein.

Lady Helene schlug endlich die Augen auf – ihr Blick, erst träumerisch, suchte bald mit Entsetzen umher.

»Um Gotteswillen, Lionel – was ist geschehen – ich erinnere mich – welch furchtbarer Anblick – was hat das zu bedeuten? welche Gefahr bedroht uns!« Sie preßte das goldgelockte Haupt ihres Knaben an die ängstlich wogende Brust.

»Beruhigen Sie sich, Helene, ich beschwöre Sie – wir sind für den Augenblick in Sicherheit, aber nur Ruhe und Fassung kann uns aus der Gefahr helfen. Ein unglücklicher Zufall muß eine der gefürchteten Riesenschlangen aus den unzugänglichen Wildnissen des Gebirges, in denen sie sonst nur zu hausen pflegen, hinab in die Thäler getrieben haben. Sie hat sich auf diesen Hügel verirrt und war im Begriff, sich durch die geöffnete Jalousie in den Kiosk zu stürzen. Gottes allmächtige Hand hat uns Alle gerettet durch die Stimme unsers Kindes. Die Schlange tobt zwar noch draußen zwischen den Stämmen der Palmen, aber wenn sie hier keine zugängliche Beute sinket, so wird sie sich in kurzer Zeit einen andern Aufenthalt suchen.«

»Aber bis dahin? – Es können Stunden vergehen, und bis dahin wird man längst gekommen sein, mich zu suchen, und Dich hier finden.«

Der Offizier blickte finster vor sich hin. »Es sind noch vier Schüsse in diesem Revolver, ich will versuchen, die Schlange zu vertreiben, oder wenigstens mir den Weg zu bahnen, um Hilfe zu holen, wenn Du nur den Muth haben willst, so lange allein zubleiben.«

»Um Gotteswillen – bist Du wahnsinnig? Ich sterbe hundertfachen Tod, wenn Du gehst.«

»So laß uns ausharren und auf Gott vertrauen.«

Die junge Frau sah, die Hand gefaltet, starr vor sich hin. »Auf Gott? – Ist es nicht seine Strafe, daß er dies Ungeheuer gesandt hat?«

Ein tiefes Weh durchzuckte das Herz des Offiziers. »Ja, das ist die Schuld der Sünde, zu der ich Dich verleitet und die Du mir vorwirfst. Arme Helene! Durch mich wirst Du verderben, die Du glücklich und geehrt hättest leben können. Ich bin ein Elender, der Vernichtung dem bringt, was er am meisten geliebt auf der Welt.«

Sie flog an seinen Hals, sie preßte ihr thränenvolles, kaltes Gesicht an das seine. »O verzeihe mir, Lionel, daß ich, die so viel Muth hatte, die mit Dir über Berge und Meere fliehen wollte, um Dich endlich ganz zu besitzen, bei der ersten Gefahr so kleinmüthig sein konnte. Nur daß sie in so häßlicher Gestalt kam, daß sie das Haupt unsers Kindes bedrohte, machte mich einen Augenblick erbeben. Nicht Du, ich war es, die Dich hierher rief. Ich will Deine starke Helene sein, das Weib, das treu zu Dir halt, in Noth und Tod, und ob uns das Schlimmste geschieht, wir wollen muthig und fest sein. Fallen wir dem Ungeheuer, zum Opfer, so, sterben wir drei zusammen, und Gott hat uns für ewig vereinigt. Kommt er, der sich mein Gemahl nennt, – entdeckt er, was er endlich erfahren muß – nun, so will ich muthig vor ihn treten und sagen: Dein ist die Schuld, nicht die unsere! Mit Deinem Gold glaubtest Du Liebe erkaufen und

Herzen trennen zu können – tröste Dich mit Deinem Golde und laß uns, fern von Dir, Dich bedauern.«

O welcher unendliche Schatz von Liebe liegt im Frauenherzen, und erst die Stunde der Gefahr, die Tod und Verderben droht, läßt sein lauterer Gold in vollem Glanze strahlen.

Nachdem sie das Kind auf das Ruhebett gelegt und mit den Vorhängen bedeckt hatten, traten sie Arm in Arm an eine der Jalousieen, um vorsichtig nach dem Feinde zu lauschen, der draußen umher tobte. –

Als sie den innern Laden geöffnet, gewährten die Spalten der Jalousie Raum genug, um durch sie hindurch die Schlange zu beobachten.

Der Anblick war furchtbar und mußte selbst das stärkste Männerherz erschüttern.

Jetzt erst begriff der Offizier die große Furcht der Eingebornen vor diesem Ungeheuer.

Die Schlange hatte sich auf eine der höchsten und stärksten Palmen, etwa 30 Schritt von dem Pavillon entfernt, zurückgezogen.

Dieser mächtige, zähe Stamm bewegte sich unter ihren unaufhörlichen Windungen, als würde er von einem Orkan gepeitscht. Die Anaconda wand sich wie eine Schraube um ihn her, fuhr bald hoch in die Höhe bis in seine schwanke Mauerkrone, die sie mit ihrer Last zur Erde zu beugen schien, dann schnellte sie eben so rasch zum Boden, wand die Spitze ihres Schwanzes um den Stamm und schnellte sich, wie ein Ast weit hinaus in die Luft.

In dem Sonnenschein glänzten die Farben des Ungeheuers auf das Prächtigeste. Der Leib war goldgelb, auf dem Rücken in's Grünliche übergehend; purpurrothe Flecken besäeten den ganz mit Schuppen bedeckten Körper. Der Kopf, deutlich sichtbar, war platt und lang, und öffnete von Zeit zu Zeit einen Rachen, der fast zwei Fuß weit aufgähnte und aus dem ein heißer, dicker Brodem qualmte, durch den die spitze, gespaltene Zunge wie ein Blitz umherfuhr. Die Augen, in grünem Feuer leuchtend, waren von der Größe einer Untertasse und erweiterten sich und zogen sich zusammen, je nach der Aufregung der Schlange.

Das Ungeheuer, wenn es so lang ausgestreckt in die Luft schnellte oder auf dem Boden lag, mußte an 11 Yards oder über 30 Fuß messen.

Der schreckliche Anblick drohte alle Standhaftigkeit, allen Muth der zarten, jungen Frau über den Haufen zu werfen und sie zitterte im ersten Augenblick wie im Fieber. Aber mit jener gewaltigen Kraft, welche das Herz giebt, überwand sie nach und nach alle Schwäche und schaute zuletzt fest und ruhig auf die Windungen der Schlange.

Nachdem sie das Fenster geschlossen, setzten sich Beide nieder zu einer Berathung ihrer Lage und der Mittel, sich daraus zu befreien.

Aber diese Mittel – sie waren nicht vorhanden, – die Hilfe konnte ihnen nur von Außen kommen, und eine solche Hilfe war ihr anderes Verderben. Wohin ihr Blick sich auch wandte – Tod und Schmach überall.

Bei allem Muth, bei aller Willigkeit, sein Leben zu opfern, sah der Offizier ein, daß sein Verlassen des Pavillons unvermeidlich seine Vernichtung herbeiführen müsse, ohne etwas zur Rettung der Geliebten beitragen zu können, ja daß es die Lage der schwachen Frau nur verschlimmern müsse.

Überdies erklärte sich die Dame selbst energisch gegen jeden solchen Versuch und Lionel fühlte, daß er ihrem Willen zu gehorchen habe.

Dann schlug er vor, die ihm noch übrig gebliebenen Schüsse des Revolvers gegen die Schlange zu versuchen, wenn ihr Leib in die Nähe des Pavillons käme. Aber er selbst begriff,

wie schwer es sein würde, bei den blitzschnellen Bewegungen des Ungethüms den Kopf, den einzig empfindlichen Theil desselben, zu treffen, und daß die schwachen Kugeln an jeder andern Stelle von dem Schuppenpanzer zurückprallen würden.

Der Knall der Schüsse – wenn auch noch so leicht – konnte außerdem früher, als nöthig war, seine Anwesenheit in dem Pavillon verrathen, was ein glücklicher Zufall vielleicht ganz verhinderte.

Es blieb also nur das Warten – das geduldige Abwarten und Ausharren.

Nachdem sie zu dieser Überzeugung gekommen, nahmen Beide wieder ihren Beobachtungsposten an den Jalousieen ein, aber diesmal getrennt – die Lady an den Fenstern gegen Norden, der Offizier an denen gegen Süden. Zuvor hatten sie die Thür mit allem schweren Geräth des Gemachs sorgfältig verrammelt.

So beobachteten sie die Schlange und den Rand des Wäldchens.

Plötzlich –, in demselben Augenblick – stießen Beide einen Schrei aus.

Zwischen den Lianen, den Geranien und Oleanderbüschen, welche das Tamarindenwäldchen umsäumten, das die Seiten des Hügels bedeckte, erschienen auf beiden Seiten menschliche Gestalten.

Auf der nach Süden wurden der Fakir und Caulathy Mudaly, der Ryot, sichtbar – auf der entgegengesetzten erschienen der Baronet, das Hindumädchen, die, Marquise und mehrere Diener.

Jeder dieser Punkte mochte etwa 200 Schritt von dem Pavillon entfernt sein.

Deutlich erkannte die Lady die Gestalten, sie sah das Händeringen ihrer jungen Dienerin, die entsetzten, furchtsamen Geberden der indischen Diener, die alsbald wieder hinter den Tamarindenstämmen verschwanden, – endlich die Flucht ihrer treulosen Gesellschafterin bei dem Anblick des den Pavillon umtobenden Ungeheuers.

Nur ihr Gemahl blieb unerschüttert wohl zwei Minuten lang zwischen den Bäumen stehen, ja er trat einen oder zwei Schritte vor, die Arme über die Brust gekreuzt, den gefährlichen Feind beobachtend, der seine Familie bedrohte.

Die Entfernung war zu groß, um seine Gesichtszüge beobachten und den Ausdruck erforschen zu können, der sie belebte. Nur die energische, ungewohnte Haltung des Baronet, den die Gefahr nicht zu kümmern schien, fiel der treulosen Gattin auf.

Die Gedanken, die ihr Inneres durchbebten, was sie litt in jenen Augenblicken – wie kurz sie auch waren, doch so unendlich voll Jammer – sollte es vor dem Throne Gottes nicht eine Buße gewesen sein für den Frevel gegen die Gebote der Moral?

O, Gott ist allgütig – und wer mag sich erdreisten, zu sagen, mit *welcher* Wage er die Sünden menschlicher Herzen wägt? –

Der Baronet trat zurück – seine hagere Gestalt verschwand zwischen den Stämmen der Tamarinden.

Auch Sofi, der geheimnißvolle Derwisch, und sein Gefährte, der Ryot, waren auf ihrer Seite unter den Schutz des Gehölzes, zurückgekehrt.

Die beiden Unglücklichen im Pavillon sahen sich aufgeregt an – mit stockenden Worten verkündeten beide einander, was sie gesehen.

Die Entdeckung des Offiziers – selbst im glücklichsten Fall her Rettung – war jetzt unvermeidlich,

Aber gerade das Unvermeidliche giebt die Kraft des Widerstandes und stärkt die Elastizität der Seele.

Ihre Hände umschlossen sich fest – jetzt war es entschieden, jetzt galt es den offenen Kampf und Widerstand nicht bloß gegen das Ungeheuer des Urwaldes, sondern auch gegen die Menschen.

Leise weinte das Kind! – – –

Der Baronet wandte sich ab von dem Anblick, den der belagerte Pavillon bot und kehrte in die Tiefe des Wäldchens zurück.

Nur *Zelima*, die Tochter des Ryot, und *Burton*, der Verwalter, der mit den Dienern eilig herbeigekommen und, außer dem Baronet der einzige anwesende Europäer, hatten es gewagt, in seiner Nähe zu bleiben.

»*Goddam*, Mylord!« sagte der würdige Mann, »das ist eine böse Geschichte. Seit ich die Ehre habe, Ihr Gut zu verwalten, ist ein so scheußliches Thier noch nicht in die Niederungen gekommen. Man sagt, daß die Riesenschlangen sich nur in den undurchdringlichsten Theilen des Gebirges aufhalten und der Teufel selbst muß die Bestie hierher geführt haben. Ich hoffe, daß Mylady und der junge Lord glücklich in dem Pavillon sind und nicht etwa schon in dem Magen des Scheusals. Es soll einen höllischen Appetit haben und könnte wohl drei Menschen auf eine Mahlzeit verschlingen.«

Der Nabob sah ihn mit durchbohrendem Blick an. »Drei Menschen? – was wissen Sie von drei Menschen, Burton? – Wie sollen drei Menschen in den Pavillon kommen?«

»Ei, Mylord – ich meinte nur so, von wegen des Appetits der Bestie. Es könnte indeß Nichts schaden, wenn Mylady einen tüchtigen Mann zu ihrem Beistand in dieser Noth in jener schwachen Baracke hätte. Wie gesagt, es fragt sich nur zunächst, ob das Unglück nicht schon geschehen ist.«

»Die Herrin ist mit dem kleinen Sahib noch unverletzt in dem goldnen Hause,« erklärte das Hindumädchen.

Der Baronet wandte sich rasch zu ihr. »Woher weißt Du das mit solcher Bestimmtheit?«

»Siehe selbst, Sahib – die Jalousieen sind geschlossen; als ich von dem Pavillon ging und die Herrin mir unter den Tamarinden zu warten befahl, war das Fenster, das hierher geht, geöffnet.«

Der Rath starrte finster vor sich hin, ohne eine Antwort zu geben.

»Was ist zu thun, Mylord?« fragte der Verwalter, »wir erwarten Ihre Befehle.«

Die meisten der geflüchteten Diener hatten sich in dieser Entfernung wieder um den Gebieter gesammelt und zeterten durcheinander in Wehklagen und Erzählungen von der Gewalt und Furchtbarkeit der Anaconda. Alle aber waren darin einig, daß jeder Kampf gegen das Ungethüm vergeblich sei.

Sie waren jetzt bis zu der Stelle gekommen, wo die Marquise bei der Flucht vor dem schrecklichen Anblick inne gehalten und unter dem Beistand einiger Dienerinnen sich wieder erholte.

»O Sir, das entsetzliche Unglück! Um Gotteswillen, sagen Sie mir – was ist geschehen? Die arme Frau – so schrecklich das unvorsichtige Verweilen zu büßen! – unser armer Master Edward, der liebe Knabe! – und am Ende auch Eglinton – «

Der Rath faßte sie scharf am Arm. »Schweigen Sie,« sagte er rauh, »bis ich die Überzeugung habe. Noch sind jene da drinnen mein Weib und mein Sohn.«

Er wandte sich zu dem Verwalter. Auf seinem Antlitz, so apathisch und ruhig es sonst war, malte sich der gewaltige Seelenkampf der Vaterliebe mit dem giftigen Wurm des Verdachts, den die Schlange – schlimmer als jene dort, die sich um die Cocospalmen wand – in sein Herz gestreut.

»Lassen Sie sofort alle Gewehre, die in dem Hause vorhanden sind, hierher bringen, und das ganze Dorf aufbieten. Vielleicht, daß wir mit großen Lärmen die Schlange verscheuchen. Wir müssen Mylady durch irgend ein Zeichen in Kenntniß setzen, daß Hilfe in der Nähe ist. Die – arme Frau liegt vielleicht vor Schreck in Ohnmacht.«

Ohne auf seine Umgebung weiter zu achten, ging er nach dem Saume des Wäldchens zurück und feuerte hier nacheinander die beiden Pistolen ab.

Unterdeß waren auf das schnell verbreitete Gerücht von allen Seiten die Dorfbewohner herbeigeeilt, Alles aber hielt sich in respectvoller Entfernung von dem Platz der Gefahr.

Die Angst, welche die Eingebornen vor der Anaconda hatten, schien jede Kraft, jeden Gedanken eines Angriffs in ihnen zu ersticken.

Man schleppte Alles herbei, was an Waffen auf dem Bungalow und in dem Dorfe zu finden war, aber es war wenig genug. Außer einem paar alten, unbrauchbaren Luntentflinten der Eingebornen, waren nur zwei leichte Jagdgewehre vorhanden. Die Jäger hatten sämtliche Büchsen mit sich fortgenommen.

Während der Zeit waren unter dem Gewühl der Landleute langsam auch der Derwisch und sein Wirth herbeigekommen. Der Ryot geberdete sich kläglich wie ein Kranker und Lahmer, weil er die Aufforderung, die Jäger zu begleiten, unter diesem Vorwand abgelehnt hatte.

Auf den Befehl des Rathes war man beschäftigt, an einigen Stellen große Feuer anzuzünden, theils um die Schlange zu erschrecken und zum Rückzug zu bewegen, theils um sie abzuhalten, sich auf diese Seite zu stürzen.

Mit aller Mühe war es dem Baronet nicht gelungen, einen Kreis von Wachen um den offenen Raum zu ziehen; die Bauern und Diener verweigerten geradezu den Gehorsam und hätten weit eher die Strafe des Annundale oder Kitty erduldet, als dem Ungeheuer gegenüber Posten zu stehen.

Es waren jetzt, seit der Entdeckung der Schlange, wohl an zwei Stunden vergangen, und der Abend begann sich rasch über die Hügel niederzusenken. Der Baronet entwickelte eine fieberhafte Thätigkeit, sprach aber nur selten ein Wort. Man hatte verschiedene Flintensalven auf das Ungethüm abgefeuert und die Hindu's hatten auf das Gebot ihres Herrn mit allen möglichen Gegenständen einen schauerhaften Lärmen erhoben, aber die Anaconda hatte sich um die leichten, aus großer Entfernung und mit unsicherer Hand abgeschossenen Kugeln wenig gekümmert, und wenn sie nur eine Bewegung machte, als wolle sie auf diese Gegend des Waldes sich zuwälzen, stürzte die feige Menge im eiligsten Laufe davon. Die Anaconda setzte noch immer mit unverminderter Wuth die Sprünge und ihr Auf- und Niederrollen fort.

An den riesigen Stamm einer Tamarinde gelehnt, stand der reiche und mächtige Mann, dessen Wink Millionen armer Menschen beherrscht, und schaute starr und finster hinüber nach dem Pavillon, dessen Formen in dem Schatten des Abends versanken. Seine Hand hielt ein Fernrohr, das er von Zeit zu Zeit an sein Auge brachte, nach dem unglücklichen Gebäude zu sehen, das Alles barg, was er im Leben liebte oder zu lieben glaubte.

Der Verwalter, nicht bössartig gerade von Herzen, nur gewissenlos und ohne alle Grundsätze, wenn es galt, sein Ziel zu verfolgen, war seinem Herrn dienstfertig zur Seite und that alles

Mögliche, seine Befehle auszuführen, denn ihn jammerte wirklich das Schicksal der armen jungen Frau und des Kindes.

»Mylord,« sagte der Mann, »diese Leute, die ich befragt, behaupten, daß die Anaconda Tage, ja Wochen lang auf dem Fleck zuzubringen pflegt, den sie einmal zu ihrem Aufenthalt gewählt. Es fehlt uns an Männern, sie zu vertreiben. Soll ich nicht lieber einen Eilboten den Gentlemen nachsenden, die diesen Morgen zur Jagd aufgebrochen sind, oder dem Havildar und seinen Sepoy's, die nach den Dörfern am Meere abzogen?«

Der Baronet erwachte aus seiner Erstarrung. »Sie haben Recht, Burton. Der Rath ist gut – wir hätten es längst thun sollen. Senden Sie einen Boten auf dem besten Pferd an Major Maldigri und die Offiziere, sie um die schnellste Rückkehr zu bitten. Ein anderer soll dem Deputy-Collector und seinen Sepoy's folgen. Eilen Sie, versprechen Sie Geld – Alles, was Sie wollen – nur schnell.«

Burton ertheilte einem der Hindu-Diener den ersten Auftrag; ein Pferd war zur Stelle und der Diener jagte eilig davon.

Wenige nur achteten darauf, daß der Fakir sich zu seinem Wirth beugte und ihm einige Worte zuflüsterte. Caulathy Mudaly verschwand sogleich.

»Ich will selbst gehen und das schnellste Pferd satteln,« sagte der Verwalter. »Es sind noch Diener im Bungalow, und ich werde den geschicktesten aussuchen.«

Der Rath nickte schweigend Zustimmung und der Verwalter eilte nach dem Landhause, um die Befehle auszuführen.

Er hatte jedoch noch nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sich eine Hand schwer auf seine Schulter legte.

»Hat es *Jack Slingsby* so eilig, die Befehle eines harten Gebieters zu vollführen?« fragte eine fremde Stimme ihn im Hindostani.

Der Mann erbebte. »Höll' und Teufel! wer ist es, der mich seit drei Tagen in diesem Lande zum zweiten Mal an den verfluchten Namen erinnert?« Seine Hand fuhr nach dem Gürtel, als suche sie dort eine Waffe, sein Auge maß die Gestalt, die ihm in den Weg getreten, und erkannte mit Erstaunen den indischen Fakir.

»Also Du bist, es, bettelnder Schurke, der dem Weibsbild diesen Namen zugeflüstert? Was weißt Du von ihm? – was willst Du von mir? sprich, oder ich erwürge Dich!«

»Wenn Du *Jack Slingsby* bist, den man im Lande der Faringi den schönen Jack nannte,« fuhr der Andere ruhig fort, »so habe ich einen Auftrag an Dich!«

»Hund von einem Hindu – ob ich den Namen kenne oder nicht, es kann Dir gleich gelten. Immerhin sage Deinen Auftrag, und von wem er kommt.«

»Du bist im Begriff, den Peons und Soldaten des Deputy-Collector einen Boten nachzusenden, um sie zurückzuholen?«

»Das siehst Du, schwarzer Schuft!«

»Ay, wohl! Du wirst es unterlassen!«

»Wer – ich? – ich wollte den sehen – –«

»Es ist Deine Sache, Freund! Wenn *ein* Mann zurückkehrt, so wird der Havildar sofort benachrichtigt werden, daß Burton, der Verwalter, vor drei Jahren aus Botany-Bay mit fünf anderen Deportirten zum zweiten Mal entsprungen ist und ein Preis von hundert Pfund auf seinem Kopf steht, da er zu zwanzig Jahren in den Bergwerken verurtheilt war.«

»*Damned!* wer bist Du, Verräther?«

»Ein armer Fakir, wie Du siehst, der im Auftrag eines Mächtigen handelt. Wallah! Es ist unser Schicksal, uns zu fügen in das, was wir nicht ändern können. Thue es, und Niemand wird Dich in Deinem Amte stören.«

Der schöne Jack, – der kurz nach den im ersten Theil unserer Geschichte erzählten Ereignissen in London wieder ergriffene und deportirte Verbrecher, der sich bei seiner zweiten Flucht nicht wieder nach Europa gewagt, war es wirklich – murmelte einige unverständliche Worte vor sich hin. »Wenn ich's auch wollte – es könnte eben so gut Verdacht erregen, den Befehl des Baronets nicht auszuführen,« sagte er unentschlossen.

»Thörichter Faringi, Du brauchst Deinem Boten nur eine falsche Richtung anzugeben, oder zu sagen, Du hättest ihn abgeschickt. Bist Du ein so geringer Lügner in Deinem Gewerbe?«

»Und bin ich Deines Schweigens sicher, wenn ich thue, was Du willst?«

»Ich verlasse morgen – wenn die Sache dort oben,« der Derwisch wies nach dem Palmenhügel zurück – entschieden ist, diese Gegend. Ich gelobe es Dir bei Allah!«

Der ehemalige Dieb bedachte sich einen Augenblick. »Gut – ich will Dein Verlangen erfüllen. Im Grunde, was kümmert es mich, ob die Schlange die Lady und ihre Krabbe frißt!« Auf Englisch setzte er, sich abwendend, hinzu: »Gott verdamme! Der Kerl hat mich wahrhaftig in's Bockshorn gejagt, und ich habe keinen ähnlichen Schrecken gehabt, seit der Nacht, wo ich die Leiche in der Cleveland-Straße stahl und die schöne Lady in der Mount-Street todt vor mir sah. Am Besten, ich versuche, ihn stumm zu machen, wie sie war.«

Er steckte die Hand in die Tasche und kehrte sich zu dem alten Fakir, entschlossen, ein neues Verbrechen für seine Sicherheit zu begehen. Aber ehe er noch die geringste Bewegung machen konnte, fühlte er sich wie mit Riesenhand gefaßt und zu Boden geschleudert.

Im nächsten Moment war das Knie des Fakirs auf seiner Brust, der Dolch, den er gefaßt, seiner Hand entwunden, und funkelte, zum Stoß erhoben, über ihm. Zwei durchbohrende, glänzende Augen bewachten jede seiner Bewegungen, das ganze Äußere des alten indischen Bettlers schien sich wie mit einem Zauberschlage verwandelt zu haben.

»Keinen Laut – keinen Zuck,« sagte eine klare, feste Stimme in gutem Englisch – oder Du bist des Todes, Bursche!«

Der Überwundene ächzte unter der gewaltigen Faust seines Siegers und schnappte nach Luft.

Die Hand, die an seiner Kehle lag, lockerte sich. »Antworte jetzt auf die Fragen, die ich Dir thun werde,« befahl der seltsame Fakir, »aber rasch und der Wahrheit gemäß. Bei dem ewigen Gott! Bursche, es soll Dir Nichts geschehen für vergangene Thaten, welche sie auch sein mögen. Aber beim geringsten Versuch einer Lüge zerschneidet dieses Messer Deine Kehle.«

Das Gesicht des ehemaligen Gentleman-Spitzbuben, des Helden aller Damen der Verbrecherbevölkerung Londons, hatte sich blauroth gefärbt. Er hatte alle Energie verloren und ergab sich in das Unvermeidliche, denn er fühlte, daß jeder Widerstand hier vergeblich sei.

Unwillkürlich den alten prahlerischen Gewohnheiten folgend, stammelte er: »Lassen Sie mir Luft, Sir, und behandeln Sie mich als Gentleman. Sie sind ein Engländer, wie ich vermüthe, obschon ich Ihr Interesse an längst vergangenen Geschichten nicht begreife, und wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß ich keinerlei Schaden davon haben soll, will ich Alles aufrichtig sagen, was Sie verlangen und ich weiß.«

Der Fakir erleichterte noch mehr den Druck, den er auf den Niedergeworfenen übte, ohne jedoch dabei die Vorsicht aus den Augen zu lassen.

»Du sprachst von einem Leichendiebstahl, den Du in der Cleveland-Straße begangen. Wessen war die Leiche?«

»Die eines reichen Nabobs, wie ich später hörte. Eigentlich war nicht ich, sondern Hampton, der Burker, der Dieb. Es war großes Gerede und Nachforschung darum, aber die Sache kam niemals heraus.«

»War der Diebstahl des Todten Eure eigentliche Absicht bei dem Einbruch?«

»Nein, Sir – er geschah bloß aus Zufall und Muthwillen.«

»Und was wolltest Du in der Wohnung? Ich weiß, daß Kostbarkeiten damals nicht geraubt worden sind.«

Diese Kenntniß der Sache machte den Dieb noch kleinlauter. »Ich stahl gewisse Papiere, die sich dort befanden – ein Portefeuille.«

»Für Dich?«

»Nein, Sir – im Auftrag eines Dritten.«

»Wer war dieser?«

»Eine Dame, Sir – aber – ich versprach auf meine Ehre, sie nicht zu verrathen.«

»Das Ehrenwort eines Spitzbuben,« sagte der Fragende verächtlich. »Wer war die Dame? Sprich, oder ich werde Dich reden machen!« Die Spitze seines Dolches kitzelte die Kehle des Liegenden.

»Bleiben Sie davon, Sir,« rief dieser – »solchen eindringlichen Gründen kann man nicht widerstehen. Überdies ist die Dame nicht mehr am Leben, Ihren Namen sagte sie mir nicht, obschon ich ihn später in den Zeitungen las. Ich mußte ihr das Portefeuille nach ihrer Villa im Hyde-Park an der Mount-Street bringen und that es als Gentleman. Sie war eine Schönheit, die einen Mann wohl in Flammen setzen konnte, aber sie hatte auch ein verdammt hübsches Kammerkätzchen, mit dem ich eine Stunde verplauderte.«

»So warst Du der Mörder der Lady Georga Savelli? Gestehe, Bube!« herrschte der Fremde mit furchtbarem Ernst und hob den Dolch zum Stoß.

»Um Gotteswillen, Sir – gedenken Sie Ihres Wortes. Bei Allem, was einem Kerl, wie ich bin, heilig sein kann, ich schwöre Ihnen, Sir, ich that der Lady kein Leid an, obschon ich einen Augenblick große Lust dazu hatte. Man hat den wahren Mörder ja entdeckt und verurtheilt. Es war ein vornehmer Liebhaber – ein Parlamentsmitglied – er wurde deportirt, noch früher als ich, obschon er hätte gehenkt werden müssen, wenn die Vornehmen nicht untereinander zusammen hielten.«

»Aber ich hörte Deine Worte, Lügner – ich hörte Dich murmeln von der ermordeten Dame!« und wiederum zuckte die Hand mit dem Dolch zum Stoße empor.

»Halten Sie ein, Sir – auf meine Ehre – meine Hände sind rein von diesem Verbrechen. Ich gestehe es – ich schlich mich in derselben Nacht noch in das Schlafzimmer der Dame, um nöthigenfalls Gewalt gegen sie zu gebrauchen, denn ihre Reize hatten meine Sinne bis zum Rasendwerden entflammt, aber was ich sah – kühlte mein Blut für Jahre ab.«

»Und Du sahst?«

»Ich sah die Lady als Leiche – erwürgt – mit gräßlich hervorquellenden Augen und zusammengepreßtem Mund. So lag sie auf ihrem seidenen Bett. Der schurkische Mörder – Gott verdamme ihn! – war mir zuvorgekommen. Das kommt von den Tändeleien mit Kammermädchen!«

Der Fakir wischte den kalten Schweiß von seiner Stirn, seine sehnige Gestalt zitterte vor innerer Erregung.

»Aber die Papiere, die Du der Lady gebracht?«

»Ich weiß Nichts davon, ich kümmerte mich wenig darum, sondern rannte, als hätte ich den Teufel gesehen, davon. Anfangs hielt ich einen Kameraden, einen schurkischen Juden und Hehler, für den Thäter, bis sie später den rechten ermittelten.«

»Das, was Du mir gesagt – ist Alles? ist wahr?«

»Bei meiner armen Seele, Sir, wenn ich eine habe. So wahr ich seit zwei Jahren bemüht bin, ein ehrlicher Mann zu werden! Aber nun, Sir – lassen Sie mich empor – Sie wissen Alles, was ich weiß und was mich an den Galgen bringen kann, und bis dahin möcht ich wenigstens eine etwas bequemere Lage genießen, als hier unter dem schweren Druck Ihres Knies.«

Der Fakir stand auf. »Geh,« sagte er finster, »und bedenke, daß Du meinen Worten unbedingt zu gehorchen hast, wenn Du nicht Verderben über Dein eigenes Haupt bringen willst.« Er schritt langsam und nachdenkend in die Gebüsche.

Burton – alias Jack – schüttelte sich wie ein begossener Hund. »Der Henker hole den Burschen,« brummte er, aber es war Nichts zu machen gegen ihn, er hat eine Faust wie von Eisen und sie hätte mich kalt gemacht, wenn ich nicht seinen Willen gethan. Ist mir doch, als hätte ich diese Stimme schon gehört, – ich kann mich nur nicht besinnen, wo? – Einerlei – es wird sein Vortheil so gut sein, wie der meine, zu schweigen.«

Mit dieser Betrachtung machte er sich auf, seinem Herrn die Nachricht zu bringen, daß er einen Eilboten hinter dem Deputy-Collector und seiner Begleitung her gesandt habe.

Die Lage an dem Schauplatz der unglücklichen Katastrophe hatte sich seitdem nicht geändert. Obschon die Nacht jetzt völlig eingetreten war, schien der Glanz der Feuer die Schlange doch in fortwährender Unruhe zu erhalten, und man hörte deutlich ihr Auf- und Niederwälzen.

Der Rath hatte die Ältesten des Dorfes um sich versammelt, und sie um die Natur, die Gewohnheiten des Ungeheuers und die beste Art befragt, es anzugreifen. Alle wußten Schreckliches genug zu erzählen, Niemand aber zweckmäßigen Rath zu ertheilen, und als der Einzige, der solchen zu geben vermöchte, und der mit den Boa's schon persönlich auf seinen Jagdzügen zu thun gehabt und deshalb ihre Natur am besten kenne, wurde Caulathy Mudaly, der freie Ryot, bezeichnet.

Man hatte nach ihm gesandt, aber Caulathy Mudaly, den Viele noch kurz vorher in Gesellschaft des Derwisch auf dem Platze gesehen, war jetzt verschwunden.

Der Baronet machte den Vorschlag, daß die ganze Schaar, mit Bränden bewaffnet, gegen das Ungethüm in der Dunkelheit vorrücken solle, um es so vielleicht durch den ungewohnten Glanz zu verscheuchen, indem er erklärte, vorangehen zu wollen. Er bot große Geldbelohnungen; – als es aber zur Ausführung kam, sah er nach den ersten zwanzig Schritten nur noch Burton bei sich – die feigen Hindu's waren trotz aller Versprechungen entflohen und verkrochen sich hinter den Stämmen der Tamarinden.

Er sah ein, daß es ein Wahnsinn wäre, den Versuch allein unternehmen zu wollen und daß man das Tageslicht abwarten müsse.

Mit gekreuzten Armen, das Haupt auf die Brust gesenkt, schritt er ruhelos und nur selten ein Wort sprechend an dem vordersten Feuer auf und nieder. Vergeblich hatte sich selbst die Marquise bis hierher gewagt, ihn zu bitten, sich einige Ruhe zu gönnen. Er wies sie

kurz und rauh zurück, seinen Gang fortsetzend. Ein Cirkel fieberhafter Röthe lag auf seinen Wangenknochen, seine Augen irrten bald rastlos umher, bald blickten sie starr und bewußtlos vor sich hin.

Nur das Weib, das so boshaft das Gift in seine harte, stolze, bisher so unempfindliche Seele gegossen, begriff den Kampf, der ihn verzehrte.

So verging die Nacht – entsetzlich den Eingeschlossenen, Bedrohten im Innern des Pavillons – aber gewiß eben so bitter, eben so furchtbar dem Gatten und Vater, dem zwischen Tod und bitterm Betrogensein die schreckliche Wahl blieb.

Als die erste Morgendämmerung die Spitzen der Palmen erleuchtete, berief der, Baronet nochmals seine Diener und die Bewohner des Dorfes um sich, einen neuen Versuch durch Überredung und Anerbietungen zu machen, sie zu einem gemeinsamen Angriff zu bewegen. Aber die Furcht vor der Schlange, die jetzt lang von dem Gipfel einer Kokospalme hing und sich in der Morgenfrische hin- und herwiegte, war dieselbe geblieben, und Jeder erklärte, sein Leben sei ihm lieber, als Gold und anderes Besitzthum.

»Wallah!« sagte einer der Diener, – »Gott und der Prophet allein wissen, ob die Herrin und Massa Edward noch am Leben. Es ist nicht möglich, in dem giftigen Dunst dieses Thieres, das bis hierher dringt, zu athmen.«

In der That schien selbst in dieser Entfernung, wenn der Luftzug von jener Seite her wehte, der heiße Brodem aus dem Rachen der Schlange die Luft schwer und dick zu machen.

Der Zweifel, ob Weib und Kind noch am Leben wären, war schon früher wieder in der Seele des reichen Mannes emporgestiegen.

Plötzlich erscholl die Stimme des Verwalters von der vordern Baumreihe her: »Ein Zeichen! ein Zeichen! Mylady lebt und giebt uns ein Zeichen davon!«

Der Bösewicht, der so manches schlimme Verbrechen auf seiner Seele hatte, freute sich wie ein Kind, als er diese Nachricht geben konnte.

In der That sah man aus den oben beschriebenen, von einem vergoldeten Eisengitter gebildeten Öffnungen des obersten Doppeldaches des Pavillons eine Art von Stange oder Stock sich erheben, von dessen Ende ein daran befestigtes Tuch wehte.

Trotz des erweckten Argwohns blitzte eine heilige, ermuthigende Freude in die Seele des reichen Mannes, als er damit den Beweis erhielt, daß die Frau, der er seinen Namen gegeben, noch unter den Lebendigen sei.

Und wenn es die Mutter war, mußte es auch das Kind sein!

Aber das Zeichen konnte nicht allein verkünden, daß die Bedrohten noch am Leben – es konnte auch bedeuten den dringenden Ruf um Hilfe, den letzten Nothschrei der Sterbenden.

Der Baronet riß dem Verwalter die Doppelflinte aus der Hand, die dieser eben wieder geladen. Er war entschlossen, wenn es sein müsse, allein den Versuch zur Rettung der Seinen zu machen, den Kampf mit der Schlange zu wagen.

Die Scene, die sich jedoch in diesem Augenblicke ereignete, fesselte seinen Fuß.

Die Anaconda schien erst jetzt die hin- und herbewegte Stange mit dem wehenden Fähnchen daran zu bemerken. Sie hielt es für etwas Lebendiges und schoß mit einem gewaltigen Sprung darauf zu, um das Dach des Pavillons ihren langen Schuppenleib windend. Man sah, wie das Fähnchen in ihren Ringen zerbrach und verschwand und wie ihr aufgesperrter Rachen an dem Gitterwerk des Daches hin- und herfuhr, das zu breit und glatt war, ihrem Körper einen genügenden Anhaltepunkt zu bieten, um es zerbrechen zu können.

In dieser entsetzlichen Situation hörte man von dem Pavillon her den schwachen Knall eines Schusses – dann einen zweiten – einen dritten!

Der Baronet blieb stehen; sein von der Aufregung des beabsichtigten Unternehmens geröthetes Gesicht überzog eine noch fahlere Todtenblässe als früher und er mußte sich auf das Gewehr stützen.

Hierauf, nach wenigen Augenblicken, warf er dasselbe über seine Schulter, wandte sich um und kehrte nach dem sichernden Gehölz zurück. »Es ist Nichts zu machen,« sagte er mit erstarrender Kälte, »wir müssen die Lady ihrem Schicksal überlassen und abwarten, was die Anaconda thun wird. Mylady hat zum Glück wenigstens Waffen im Kiosk und versteht sie zu gebrauchen.«

Sein Blick war so finster, so streng, daß er Burton-Slingsby den Mund schloß, den dieser bereits zum Aussprechen allerlei Vermuthungen über die vernommenen Schüsse geöffnet hatte.

Diese Schüsse hatten jeden Zweifel in der Seele des hochmüthigen Briten beseitigt; er wußte jetzt mit Bestimmtheit, daß die Nachricht der Französin richtig, daß sein Nebenbuhler im Pavillon bei Gattin und Kind, daß er selbst ein schmäählich Verrathener und Betrogener war.

Ein neues Ereigniß, das in diesem Augenblick eintrat, hätte ohnedies jeden Zweifel verbannen müssen.

Den Abhang eines entfernten Hügels herab, aus dem Schatten mächtiger Teakbäume sah man einen Indier herankommen, am Zügel hinter sich ein Pferd führend.

Als er näher kam, erkannte man in ihm den Ryot Caulathy Mudaly, in dem Pferde, das er herbei führte, ›Rookeby, den trefflichen Renner des Lieutenant Eglinton.

Der Baronet erwartete, an den Stamm einer Tamarinde gelehnt, stumm das Herankommen des Mannes. Er hatte die Augen nach dem ersten Erkennen des Pferdes abgewendet und bemerkte nicht, wie der Ryot und der Fakir einen Blick des Einverständnisses wechselten und der erstere mit spöttischem Lächeln einen bejahenden Wink gab, zugleich auf das Pferd deutend.

Erst als der Mann dicht vor ihm war und seinen demüthigen Salem machte, wandte der Baronet die Augen auf ihn, »Du bist der Ryot Caulathy Mudaly?«

»Ja, Sahib. Dein Gedächtniß ist Dir seit wenigen Abenden nicht ungetreu geworden.«

»Wie kommst Du zu diesem Pferde?«

»Ich fand es, an der Quelle im Thal nach Mittag, als ich diese Nacht mich dorthin begab, die Anaconda zu belauern.«

»Es wird sich losgerissen und seinen Reiter abgeworfen haben, und durch seinen Instinkt zurückgekehrt sein,« sagte hastig der Rath, gleich als wolle er den Umstehenden eine natürliche Erklärung der auffallenden Thatsache geben.

»Es ist möglich, Sahib,« bemerkte der Bauer, »aber ich fand es angebunden an einen Stamm.«

Zwei lichterthe, scharf begrenzte Flecke zeigten sich auf den hageren Wangen des Engländers, verschwanden aber sogleich wieder, als er rasch fortfuhr:

»Du verstehst Dich auf die Jagd, wie man mir gesagt hat, Mann, oder bist vielmehr der beste Jäger und Spürer dieser Gegend.«

»Ich habe einiges Geschick dafür, Sahib, und das geringe Feld, das ich besitze – oder *besaß* – ließ mir hinlänglich Zeit, die Jagd auf wilde Thiere zu betreiben und meinen Nachbarn damit einen Dienst zu erweisen.«

»Hast Du die Riesenschlange Eurer Wildnisse bereits gejagt?«

»Ja, Sahib. Es ist selten, daß man auf sie stößt, aber, mit des Propheten Hilfe habe ich zwei Reihen ihrer Zähne als Zeichen guten Glückes in meiner Hütte aufgehängt. Man sagt, daß ihr Besitz den Eigenthümer vor körperlichem Schaden und Beraubung schütze, aber ich habe zu meinem Nachtheil gesehen, daß die Sprüchwörter Lügen enthalten.«

»Wenn Du die Anaconda zu jagen verstehst,« sagte der

Baronet nach einigem Zaudern und ohne auf die Bemerkung des Ryot zu achten, »so gieb uns die Mittel an, wie das Unthier dort zu vertreiben ist.«

Der Jäger sah mit wenig verstecktem Hohn zuerst nach der Schlange, die von den Schüssen aus dem Pavillon erschreckt, sich wieder an den Bäumen auf und nieder wand, und dann auf den harten Gebieter.

»In jenem Kiosk ist Dein Weib und Dein Kind?«

»Ja.«

»Und sie zu retten, soll ich die Anaconda vertreiben?«

»Allerdings. Fordere jede Belohnung – sie soll Dir gewährt sein.«

»Es ist gefährlich – ja der sichere Tod, einer Schlange, wie dieser, entgegen zu treten,« meinte zaudernd der Ryot. »Es giebt nur ein Mittel, sie zu besiegen. Und dieses Mittel –«

»Nenne es, und fordre, was Du willst!«

»Du hast mich hart behandelt, Sahib,« erwiderte ausweichend der Bauer. »Man sagt, daß in den heiligen Büchern der Christen vom Sohne Mariams empfohlen wird, Gutes zu thun Denen, die uns verfolgen. Aber die Lehre des Propheten weiß Nichts davon und verlangt Zahn um Zahn – Auge um Auge.«

»Verschone mich mit Deinen Sprüchen und zögere nicht länger,« befahl ungeduldig der Nabob. »Ich wiederhole Dir, Du sollst reich belohnt werden.«

»Du hast mir das Land genommen, das ich frei von meinem Vater besaß und nicht zu Lehn,« fuhr der Ryot fort.

»Du sollst es zurück erhalten oder ein anderes!«

»Schau diese Gelenke an, Sahib, sie sind wund von den Knebeln Deiner Diener.«

»Du sollst Gold haben für Deine Schmerzen. Man wird Dir die Steuern erlassen. Aber nun das Mittel – sage Dein Mittel!«

Der Ryot lachte höhnisch auf.

»Es ist so einfach, daß Deine Hand es greifen, das Auge eines Maulwurfs es sehen kann, stolzer Faringi. Warum seid Ihr in dieses Land gekommen, wenn Ihr nicht ein Mal wißt, Eure Weiber und Kinder vor seinem Ungethüm zu schützen? Was kümmert mich Dein Blut, daß ich mein Leben dafür einsetzen sollte? – Behalte Dein Gold – ich behalte mein Mittel.«

»Mensch – reize mich nicht!«

»Was sollt' ich fürchten?« fragte keck der Ryot. »Deine Martern? – ich ertrage sie; mein Eigenthum habe ich verloren und wer bürgt mir dafür, daß Du bei nächster Gelegenheit das Erstattete nicht wieder nimmst? Ich habe mein eigen Fleisch und Blut leiden sehen unter den Händen eines weißen Teufels, ärger als die Anaconda dort! Was sie dem Deinen thut, ist Nichts gegen den Jammer, den dieses Kind erduldet!«

Er zog den Kopf seiner Tochter, die sich ihm mit aufgehobenen Händen genah, an seine Brust.

»O habe Erbarmen, Vater,« flehte das Mädchen. »Die weiße Begum ist gut und hat mir Liebes erwiesen. Rette sie vom Tode um meinetwillen.«

»Nein,« sagte der Mann hart. »Eher sollen sie mich in Stücke reißen. Diese Fallagi mögen ernten, was sie gesäet, und die Verzweiflung kennen lernen, wie ich sie fühlen mußte!«

Aber er schien sich zu täuschen in diesem Punkt. Burton, der sich des Widerspenstigen bemächtigen und ihm mit Gewalt sein Geheimniß entreißen wollte, wurde zu seinem Staunen von dem Baronet kalt zurückgewiesen.

»Lassen Sie den Mann,« sagte er ruhig, gleich als habe er von dem Ryot nur zur Wahrung äußern Scheines seine Hilfe verlangt; »ein Jeder ist Herr seiner Geheimnisse, und das Gesetz giebt uns keine Macht, ihn zu zwingen, sein Leben für einen andern in Gefahr zu bringen. Es bleibt uns, wie ich vorhin gesagt, Nichts zu thun, als Hilfe von einer andern Seite oder das Fortziehn der Schlange abzuwarten.«

Er setzte sich am Fuß des Baumes nieder und ließ sich einige Nahrung bringen. Niemand durfte auf seinen Befehl Caulathy Mudaly belästigen, der in einiger Entfernung abgesondert und gleich hartnäckig am Boden kauerte und allein mit dem Derwisch sprach, der mit unveränderter Gleichgiltigkeit ein Beobachter der Scene geblieben war. Die glühende Sonne Indiens stieg unterdeß über die Gipfel der Tamarinden empor und sandte ihre sengenden Strahlen in die Thäler nieder – es wurde Mittag, und noch immer war keine Veränderung in der schrecklichen Lage eingetreten, außer daß die Schlange jetzt selbst in der brennenden Hitze träger in ihren Bewegungen sich zeigte und zu ruhen schien.

Kehren wir noch ein Mal in das Innere des Kiosk zu den armen Eingesperrten zurück – in dem Augenblick, als die Schüsse des Offiziers den Kopf der Schlange von den Öffnungen des obern Gitters vertrieben.

Während der Nacht hatte das arme Weib mit heldenmüthiger Anstrengung ihre Fassung bewahrt; – sie bedurfte deren um so mehr, als der Knabe immer unruhiger wurde, Fieberhitze sich bei ihm einstellte und er zu phantasiren begann.

Mit dem Rest des Wassers und der Früchte, die ihnen während der letzten Stunden zur Nahrung gedient, versuchte der Vater und die Mutter, das unglückliche Kind ihrer Sünde zu laben. Aber die Gluth des Fiebers nahm von Stunde zu Stunde zu, wie sie an dem heisern Ton des Knaben, an seiner glühenden Stirn, seinen heißen Händen wahrnehmen konnten, denn die Mittel, Licht zu machen in dem eingeschlossenen Kiosk, fehlten ihnen. –

So kam der Morgen und mit ihm erwachte der Knabe aus dem leichten, fieberhaften Schlummer zu neuen Schmerzen. Hand in Hand knieeten die Eltern an seinem Lager, ihre eigene schreckliche Lage, ihre Sorge um das geliebte Kind vergessend.

Der Knabe rief nach seinem Papa, nach seiner Wärterin – er rief Namen und Worte, die den Schuldigen die Seele durchschnitt!

Der Blick des Offiziers ruhte kummervoll auf dem bleichen, thränenbemptzten Antlitz seiner Gefährtin. Das Kind verlangte zu trinken – aber der Krug war leer – der saftigen Früchte waren keine mehr vorhanden – verzweifelnd irrte das Auge der Mutter in allen Winkeln des kleinen Gemachs umher, um eine Labung für den leidenden Liebling zu finden.

»Es muß sein,« sagte Eglinton – »wir müssen auf jede Gefahr hin uns jenen Feiglingen draußen verständlich zu machen, ihnen unsre Noth zu verkünden suchen, und ihre Hilfe anrufen.« Er brach die Gardinenstäbe des Ruhebettes ab, band sie zusammen und verfertigte daraus die Fahne, welche der Verwalter zuerst aus dem Dach des Pavillons wehen sah.

Die schreckliche Wirkung haben wir bereits beschrieben.

Das Kind richtete sich plötzlich mit dem Ausdruck wilden Schreckens empor und streckte seinen Arm nach der Decke.

»Zu Hilfe, Mama, zu Hilfe! Da ist es wieder, das garstige französische Weib – ihre Augen brennen auf mich – sie will mich verschlingen!«

Das Instinkt des Kindes warf die beiden Schlangen zusammen, die sein Leben bedrohten.

»Hilfe! Rettung, Lionel! wir sind verloren!«

Der junge Offizier entlud zwei, drei Mal rasch hinter einander den Revolver, um den Feind zurückzuscheuchen, was ihm auch glücklich gelang.

»Barmherziger Gott – Luft! Luft! ich erstickte!«

Die unglückliche Frau war neben dem Lager ihres Kindes zusammengesunken, das bald nach Wasser schrie, bald in seinen Fieberphantasieen nach seinem Vater rief, es vor der Schlange und der Marquise zu schützen.

Der verzweifelnde junge Mann nahm ein silbernes Fruchtmesser vom Tisch, streifte den linken Ärmel seines Rockes empor und that einen tiefen Schnitt über das Fleisch. Dann hielt er ihn an den Mund des Knaben und fühlte, wie dieser gierig das Blut aufzog.

»Luft! Luft!« wiederholte halb bewußtlos die Lady.

In der That war die Atmosphäre in dem eingeschlossenen Zimmer wahrhaft stickend geworden; ein giftiger, den Athem beengender Dunst drang statt der frischen Luft durch die wenigen Öffnungen, welche ohne Gefahr unverschlossen gelassen werden konnten.

Der Offizier öffnete dennoch vorsichtig zwei der innern Läden, um dem Luftzug mehr Spielraum zu gewähren, aber jener Dunst wurde immer bemerklicher.

Auch der kranke Knabe empfand ihn und begann krampfhaft zu keuchen.

»Allgütiger! strafe mich nicht so hart für unsern Frevel gegen Dein Gebot! Lade die Schuld und die Sühne auf mein unglücklichselig Haupt, aber errette sie und das Kind!«

Es war Mittag geworden, immer drückender, entsetzlicher die Hitze und die eingeeengte Luft.

Der Knabe lag im Sterben – selbst das Mutterherz konnte sich darüber nicht täuschen. Ihr Auge starrte wie das einer Irren, als sie bald betend, bald in hysterischen Krämpfen an seinem Lager lag, die zuckenden Händchen streichelte und den Todesschweiß von seiner Stirn wischte.

Und draußen, im Tamarinden-Hain, schaukelte der betrogene Gatte in der Hängematte, die er an den Ästen des Baumes aufzuhängen befohlen, um die Siesta zu halten, ohne seinen Posten zu verlassen.

Fertig, abgeschlossen mit seinen Gefühlen, hatte er die Vergeltung der scheckigen, glänzenden Bundesgenossin überlassen, welche die Gipfel der Palmen beugte. Es galt nur noch, über dem Geheimniß und der Ehre seines Namens zu wachen! –

An der gegenüberliegenden Wand kniete der Offizier – das Auge thränenleer – seine Kraft, sein Herz gebrochen.

»Lionel, zu Hilfe! er stirbt!«

Das erlöschende Auge des Knaben verlor die Starrheit der Fieberhitze und nahm einen himmlischen Ausdruck an. Er hob die kleinen Händchen nach denen seiner Erzeuger, gleich als wolle er diese segnend und verzeihend vereinigen. Mildes, liebes Lächeln schwebte um den kleinen, reizend geformten Mund, während das Köpfchen sich auf die Brust der Mutter legte; ein leiser Schauer noch durch den ganzen zarten Körper, und die Glieder wurden schwer und still.

Das Kind war todt! –

Die Dame fuhr wie eine Wahnsinnige in die Höhe bei dieser Überzeugung. Ihr Jammerruf gellte so entsetzlich und laut, daß er selbst die Anaconda aus ihrem Halbschlummer in der Mittagsgluth emporschreckte und sie zu neuen, wilden Sätzen trieb. Sie riß in ihr schönes, seidenes Haar, sie warf sich über den Körper des geliebten Kindes und küßte es hundert Mal, als könnten die heißen Küsse, die glühenden Thränen den entschwundenen Athem zurückbringen in die erstarrte Brust. Dann stürzte sie auf den Geliebten, der wortlos an der Wand lehnte, und preßte krampfhaft seinen Arm.

»Er ist todt!« keuchte sie, »das Licht unsers Lebens, die Hoffnung unsrer Zukunft, und wir, wir sind seine Mörder! Was sollen wir noch im Leben, wenn wir Alles verloren – nimm Deine Waffe, Lionel, laß uns zusammen sterben!«

Sie faßte convulsivisch nach dem Pistol; er wehrte ihr mit schmerzlichem Lächeln.

»Zusammen, Helene, aber nicht so! Nur eine Kugel noch enthält der Lauf – genug für den Einen – zu wenig für uns Beide. Gott wird selbst mit uns ein Ende machen.«

»Ich fühle es – diese Luft –« sie sank an ihm nieder und preßte die Hände auf den entfesselten Busen, »o, ich erstickte! Bringe mich zu unserm Kinde, Lionel, daß ich neben ihm sterbe.«

Er trug sie nach dem Lager und öffnete dann auch den dritten Laden, im vergeblichen Bemühen, den Zugang der Luft zu vermehren. Er riß die Gewänder von ihrem Körper, wehte ihr Kühlung zu und versuchte alles ihm Mögliche, den brechenden Lebensstrom zu stärken.

Anscheinend zarte Organisationen besitzen dennoch eine zähe Lebenskraft – nicht so rasch sollte der Kampf der Unglücklichen vorüber sein.

Bald erkannte der Offizier, daß auch die Geliebte seines Herzens, die Gefährtin seiner Sünde dasselbe schreckliche Fieber ergriffen hatte, welches das Leben seines Kindes zerstört. In süßen Worten erzählt ihr Irrereden von dem Glück und Glanz ihrer Jugend, von ihrer Liebe zu ihm. Dann wieder von dem Baronet, von den Stunden des Leidens und Widerstandes, als man sie zwang, diesen zu heirathen. Mit den Bildern ausschweifender Träume, als sie den Geliebten wiedergefunden, mengte ihre heftige Rede die Hoffnungen der Zukunft, und malte ihr häusliches Glück in einem stillen Thale von Kashemir oder am Fuße der Alpen – kein Gedanke von Leiden, von Tod, von Gefahr.

Und draußen tobte die Anaconda im wüthenden Hunger, – draußen am Tamarindenwald harrte der betrogene Gatte, bis seine Rolle, sein Stichwort käme in dem blutigen Drama.

Der arme junge Mann selbst fühlte seine Kräfte schwinden. Die giftige, verpestete Luft um ihn her begann auch auf seine kräftigeren Organe ihre Wirkung zu üben und die Anstrengung des tollen Rittes verband sich damit zu einer todesähnlichen Erschlaffung seiner Glieder.

All' seine Seelenkraft kämpfte dagegen – Gebet und Verzweiflung rangen in seinem Herzen – mehr als einmal wendete sich sein Blick, streckte sich die Hand eigensüchtig nach dem Pistol, seine unerträglichen Leiden rasch zu enden.

Es war Abend geworden – zum zweiten Mal stieg die kühlende Nacht nieder auf die Thäler, und der Sternenhimmel wölbte sich in seiner ruhigen Majestät über Freuden und Leiden der Menschen.

Der Schein zweier Fackeln leuchtete durch das Thal den Weg hinauf zum Bungalow des reichen, armen Mannes, eine dunkle Masse bewegte sich rasch vorwärts, der Trab eines mächtigen Elephanten, in dessen Haudah ein einzelner Mann saß, während die Wärter des Thieres zur Seite mit den Fackeln rannten.

Auf demselben Platz, von dem die Jäger zwei Morgen vorher ausgezogen, hielt der Mahoud sein Thier an, und der einsame Reiter sprang, als der Elephant kaum die Kniee gebeugt, aus der Haudah, ohne die Hilfe der Diener abzuwarten, und eilte nach der Veranda, unter der ihm die Marquise und einige Diener entgegenkamen.

»Wo ist Lieutenant Eglinton, Cousine?« fragte Major Maldigri, denn dieser war der Angekommene, rasch. »Wissen Sie etwas von dem Schicksal des jungen Mannes? Er ist spurlos verschwunden von der Jagdgesellschaft und Besorgniß um ihn hat mich zurückgetrieben.«

Ihre Hand zog ihn in ein Gemach, wo sie allein waren.

»So ist Ihnen der Bote des Rathes nicht begegnet? Sie wissen von Nichts, was geschehen?«

»Ich habe Niemand gesehen. Diesen Morgen, bereits über der Grenze von Heiderabad, verließ ich die Gesellschaft. Aber antworten Sie mir, Marquise, was ist geschehen? mir ahnet nichts Gutes!«

»Wenn Sie klug sind, Signor,« flüsterte die Intrigantin, »so können wir einen großen Schritt vorwärts auf dem Weg zu unserm Ziel thun. Sie wissen, welche Weisungen und Mittheilungen durch unbekannte Hand uns zugegangen sind. Offenbar rühren sie von dem Bunde her, dem Sie selbst sich in Sanct Helena angeschlossen und dessen Zwecke so glücklich mit den geheimen Instructionen unserer eigenen Mission von Paris übereinstimmen. Ein glücklicher Zufall ist uns zu Hilfe gekommen, lassen Sie ihn gewähren und den Dingen ihren Lauf, und ich büрге Ihnen dafür mit meinem Wort, daß, ehe sechs Monate vergehen, Ihre ergebenste Dienerin Lady Mallingham, die Gattin eines der einflußreichsten Mitglieder des Geheimen Rathes von Indien ist.«

»Aber ich verstehe Sie noch immer nicht! Erklären Sie mir . . . «

»Eglinton ist Narr genug gewesen, gestern Nachmittag hierher zurückzukehren, zu einem Rendezvous mit der Lady. Alle drei – sie, der Liebhaber und das Kind, die Frucht ihres verbrecherischen Verhältnisses – befinden sich dort oben im Kiosk auf dem Palmenhügel, und der Baronet weiß es.«

»Der Unvorsichtige! ich fürchtete es! Welch unglücklicher Zufall hat dem Rath das Geheimniß verrathen? Hält er die Zeugen seiner Schande eingesperrt?«

»Das thut ein mächtigeres Wesen als er,« sagte sie mit Hohn.

»Welches? – was meinen Sie, Madame?«

»Die Anaconda!«

»Die Anaconda? was soll das bedeuten?«

»Es bedeutet, Major – daß während das Paar im Kiosk sich seinen Liebesfreuden überließ, der Teufel in seiner Bosheit eine Riesenschlange gesandt hat, die von dem Hügel Besitz genommen und sie in ihrem Boudoir gefangen hält, bis der Herr Gemahl sie lebendig oder todt in Empfang nehmen kann.«

Der Piemontese fuhr erschrocken zurück. »Barmherziger Gott – seit mehr als dreißig Stunden sind die Unglücklichen dort eingeschlossen und Niemand ist ihnen zu Hilfe gekommen?«

»Soll der Baronet etwa für die Verkündigung seiner Schande noch sein Leben wagen?«

»Das darf keinen Augenblick länger so bleiben. Den Ärmsten muß geholfen werden!«

Den Forteilenden hielt die Hand seiner Bundesgenossin zurück. »Was wollen Sie thun, Major? Was kümmern Sie jene Engländer? Wollen Sie selbst in überflüssigem Edelmuth zerstören, was der Zufall so glücklich für unsere Zwecke gefügt? Ich verbiete Ihnen, sich in die Sache zu mischen!«

Der ehemalige Offizier stieß sie mit Verachtung zurück. »Mein Leben, mein Dienst gehört Ihrem Kaiser – meine Ehre, mein Gefühl mir allein. Das Handwerk, das ich schon lange mit Überdruß treibe, soll mich wenigstens nicht der Menschenpflichten entbinden!«

Er eilte davon, nur die Büchse und Jagdtasche aus der Haudah reißend, dem Palmenhügel zu.

Es ließ sich in der That nicht entscheiden, ob seine Ankunft dem Baronet, der noch immer in der frühern Apathie auf dem gewählten Posten verweilte, angenehm oder widrig war. Er fragte, ob die Jagdgesellschaft mit ihm zurückgekehrt sei, und als der Major ihm sagte, daß dies nicht der Fall, und daß er nur aus zufälliger Veranlassung – ein Unwohlsein, wie er vorgab – umgekehrt sei, ehe irgend eine Botschaft sie erreicht hätte, erzählte er kurz das Unglück, das Gattin und Kind betroffen, ohne des Offiziers mit einer Sylbe zu erwähnen, und daß all' ihre Versuche, die Schlange zu vertreiben, erfolglos geblieben wären.

Dennoch schien mit der Ankunft des Sardiniers ein neues Leben, ein neuer Muth in alle Anwesenden zu kommen. Major Maldigri erklärte mit Energie, daß er, ohne einen Augenblick zu zögern, den Angriff gegen die Schlange unternehmen werde, und wenn auch Niemand ihm beizustehen wagen sollte. Mit kalter Ruhe, ohne eine Spur höherer Theilnahme zu verrathen, traf der Baronet seine Anstalten, ihn bei dem Angriff zu begleiten.

In diesem Augenblick – als der Major bis an den Rand des Gehölzes vorangegangen war, um im hellen Schein des Vollmondes den gefährlichen Gegner zu beobachten – tauchte eine dunkle Gestalt an seiner Seite auf und eine Hand legte sich auf seinen Arm.

Sich umwendend erkannte er erstaunt den Derwisch und den Ryot.

»Warum will der weiße Mann, der nicht zum grausamen Volk der Faringi gehört,« fragte die gedämpfte Stimme des Erstern – »für Wesen aus dem verfluchten Stamm sein kostbares Leben wagen? Er möge sie dem Verderben überlassen, das Allah über sie verhängt hat. Der dunkle Engel deckt seinen Fittich bereits über sie.«

»Nimmermehr,« erklärte entschlossen der Angeredete. »Das schwache Weib mit dem Kinde ist unschuldig an den Leiden Deines Volkes, an den Grausamkeiten, die man den Indiern angethan. Christen- und Menschenpflicht gebieten mir, Etwas zu ihrer Rettung zu thun.«

»Mein weißer Bruder mit dem großen Herzen,« fuhr der Derwisch wie vorhin, fort, »weiß nicht, daß jene nicht allein sind. Einer ist bei ihnen, der einen rothen Rock trägt und zu seinen und unseren Feinden gehört.«

»Wer Du auch sein magst, räthselhafter Mensch, dessen seltsame Worte mir schon am Tage unserer Ankunft die Kenntniß eines wichtigen Geheimnisses verriethen – Du bist ein Mensch und wirst menschlich fühlen. Ich weiß, daß *drei* Unglückliche dort unsrer Hilfe harren und ohne sie verloren sind. Der junge Offizier, welcher dort so schmerzlich seinen Leichtsinns büßt, ist im Übrigen ein wackerer, braver Mann, der dasselbe für seinen Feind thun würde.«

»Der Edelmuth ist thörichte Schwäche, wenn man auf die Rache eines unterdrückten, mißhandelten Volkes sinnt,« sagte der Derwisch mit strenger Stimme. »Denke an den Eid, den Du am leeren Grab von Sanct Helena geleistet. Verderben über Alles, was den Namen eines Faringi trägt!«

»Nicht über Weiber und Kinder,« entgegnete entschlossen der Piemontese. »Wer Du auch seist, Spion oder Verschwörer! – Du sollst mich nicht hindern, nach meinen Kräften zu thun zur Rettung der Unschuldigen.«

Er wandte sich um – aber der Derwisch hielt ihn zurück.

»So bist Du fest entschlossen, gegen die Anaconda zu kämpfen?«

»So wahr ich ein Mann bin – ich werde es thun. Die Folgen sind in Gottes Hand.«

»Dann ist es ein Anderes. Eine Stütze der guten Sache, wie Du, darf nicht untergehen um eines Eigensinns willen im Ringen mit einem eklen Gethier, wo ihr Schwert einst Tausende zum heiligen Kampfe führen soll. Tritt hierher, Caulathy Mudaly.«

Der Ryot trat näher.

»Du wirst die Schlange in die Hände der Feigen geben. Übe Deine Kunst, der Prophet wird es wenden, wie es bestimmt ist von Anfang der Welt.«

Der Bauer verneigte sich mürrisch, zum Zeichen des Gehorsams.

»Kehre zu dem Faringi und seinen Dienern zurück,« fuhr der Derwisch befehlend fort, »und verkünde ihnen, daß dieser beraubte und gemißhandelte Mann ihren Stolz durch seinen Witz beschämen wird. Geh – wir folgen Dir sogleich!«

Der Major – unwillkürlich gehorchend dem Einfluß des geheimnißvollen Bettlers, und vergeblich nachsinnend, wer unter dieser Maske verborgen sein könne, eilte erfreut zu dem Baronet zurück, die Nachricht zu verkünden.

Alle waren gespannt auf die Mittel, die der ländliche Jäger anwenden würde, seinen furchtbaren Feind zu vertreiben, oder vielmehr zu besiegen.

Der Bauer mit seinem Begleiter war unterdeß in den Kreis am Feuer getreten, das man wieder angezündet. Er befahl, es auszulöschen und allgemeine Stille und Schweigen zu beobachten. Dann ließ er durch zwei der Diener das Pferd ›Rookeby‹ vom Bungalow herbeiholen, das er selbst erst verrätherischer Weise am Morgen herbeigeführt.

Niemand hatte eine Ahnung, was er mit diesem Verlangen bezweckte, aber auf den Befehl des Baronets wurde Alles, was er bestimmt, auf's Eifrigste ausgeführt und das Vertrauen seiner Landsleute zu dem Jäger war so groß, daß es selbst ihre Feigheit zu überwinden schien.

Das edle Pferd wurde gebracht. Der Derwisch nahm es am Zügel und es folgte ihm willig, gleich, als erkenne es seine Pflicht der Dankbarkeit gegen diesen Mann. In dem Mondstrahl, der durch das dichte Tamarindenlaub brach, schien es dem Major, als betrachte der indische Bettler das schöne Thier mit jener wahren Theilnahme, welche nur ein echter Sportsman, ein wahrer Reiter seinem Rosse widmet. Jetzt führte man dasselbe an den Rand des Wäldchens, an dem entlang der Ryot die Hindu's vertheilt hatte, mit dem Befehl, das Pferd zurückzutreiben, wenn es sich nach ihrer Seite zu wenden sollte.

Der Nachtwind hatte einigermaßen die Luft von dem widrigen Dunst gereinigt, den die Schlange während der sengenden Hitze des Tages um sich verbreitet hatte. Der Ryot selbst nahm jetzt den Zügel, führte das Pferd, vorsichtig in dessen Schatten sich haltend, eine Strecke weit hinaus auf den freien Ring, welcher den Waldgurt von den Palmen auf der Spitze des Hügels schied, streifte ihm den Zügel ab, koppelte ihm damit die Vorderfüße leicht zusammen, wandte seinen Kopf nach dem Kiosk und gab ihm einen leichten Schlag auf die Kruppe, indem er sich sogleich zur Erde warf und nach dem Gehölz zurückkroch.

Das Pferd versuchte fortzugaloppiren, aber durch die Koppel gehindert, kam es nur langsam vorwärts.

Plötzlich – denn der Mond erleuchtete fast mit Tageshelle eine große Strecke – sah man es stillstehn, die Ohren spitzen, und mit einem lauten Wiehern, so rasch als möglich in der Richtung des Pavillon fortstolpern.

Der Instinkt des edlen Thieres hatte auf irgend eine Weise, selbst in dieser halb verpesteten Luft, die Nähe seines Herrn errathen.

Es war etwa noch zwanzig Schritt von dem Kiosk entfernt, und wiederholte sein fröhliches Wiehern, als ein langer, dunkler Streif von der Spitze eines Baumes mit der Geschwindigkeit des Blitzes durch die Luft zu schnellen schien und die Zuschauer bis in ihr entferntes Versteck ein lautes Zischen vernehmen, in das sich ein wildes Schnauben des schönen Pferdes und ein schmerzliches Wiehern mischte.

Der Renner hatte mit einer gewaltigen Anstrengung die Bande zersprengt, die seine Füße gefesselt, und versuchte, davonzugaloppiren. Aber es war zu spät – die Anaconda, die bei seiner Annäherung sich ganz ruhig in dem Gipfel der Palme verhalten, hatte ihn bereits erreicht und schlang ihre Ringe um das edle Thier, das sich kerzengerade auf den Hinterfüßen mit ihr in die Luft erhob.

Alle Anstrengungen des kräftigen Pferdes waren vergeblich. Man sah seine Gestalt wüthend kämpfen, mit den Hufen um sich schlagen, sich auf der Erde wälzen – aber sein Widerstand wurde immer schwächer, je mehr und öfter die Schlange ihre Kreise um die zuckenden Glieder zog. Dann hörte man in dem Ringen dieses, wenigstens von einer Seite sonst so stillen Kampfes, selbst an der entfernten Stelle der gespannten Zuschauer ein Knacken und Krachen, wie von durch einen gewaltigen Ruck zerbrochenen Knochen und ein Schrei durchzitterte die Luft, schneidend und schrill, wie eine Kinderstimme, und doch wieder so laut und durchdringend, daß er gar nichts Menschliches an sich haben konnte.

»Mylady ist in Gefahr – das ist ihr Geschrei,« rief ängstlich Burton, der unfern des Baronet stand.

»Nein,« sagte der Major, »ich kenne diesen seltsamen Ruf von den Schlachtfeldern her. Es ist der Todesschrei eines Rosses von edlem Blut – der arme Eglinton hat seinen Renner verloren, Rookeyby ist todt, ohne daß ich diese unnütze Grausamkeit gegen ein werthvolles Thier zu begreifen vermag.«

»Das wirst Du sogleich, Sahib,« entgegnete der Derwisch, »wenn Caulathy Mudaly Dir sagt, daß der Tod dieses Pferdes der Tod der Anaconda ist. Sieh, wie sie den Cadaver nach dem Palmenstamm hinschleift. Die Dunkelheit wird Euch ein scheußliches Schauspiel ersparen, aber wenn die Schlange ihre Beute erst verschlungen hat, wird sie so unbehilflich sein, daß ein Knabe sie tödten kann.«

Die einfache List des Mannes und ihr nothwendiger Erfolg war im Augenblick Allen klar, und die Hindu begannen ein Freudengeschrei, das nur durch den strengen Befehl des Baronets, Ruhe zu halten, unterbrochen wurde; denn in so schlimmem Ruf die Anaconda bei ihnen steht, eben so gerühmt ist ihr Fleisch als Leckerbissen.

Der Ryot theilte nun mit, daß die Schlange im Begriff sei, den Körper des Pferdes nach dem nächsten Baum zu schleifen, ihn an diesem emporzurichten, und indem sie ihre Ringe um Stamm und Kadaver schlang, alle Knochen desselben vollends zu zerbrechen. Dann würde sie die so zerquetschte Masse mit ihrem Geifer überziehen und das gräuliche Geschäft des Verschlingens beginnen, das mehrere Stunden andauerte. Erst, wenn dieses vollendet, werde das Ungeheuer sich in einem vollkommen hilflosen Zustand befinden und keinen Widerstand mehr leisten können. Der erfahrene Jäger berechnete den Zeitpunkt, wo dies eintreten werde, auf eine Stunde nach Sonnenaufgang und rieth den Europäern, bis dahin nach dem Bungalow zurückzukehren und zu ruhen, indem nichts Anderes vorgenommen werden könne und er selbst am Saume des Wäldchens Wache halten wolle.

Aber der Baronet, obschon sichtlich durch die Wache der vorherigen Nacht und die Aufregungen ganz erschöpft, verweigerte auf das Bestimmteste, von dem Platze zu weichen. In seinen Augen glühte jetzt ein unheimliches Feuer und der Major bemerkte, daß er mit einer fieberhaften Hast die Pistolen wieder lud, die er am Tage vorher abgeschossen, seiner Gemahlin zum Signal, daß Hilfe ihr nahe sei.

Dann erst legte er sich wieder in seine Hängematte zurück. Aber die erschöpfte Natur forderte ihr Recht, noch keine halbe Stunde war vergangen, als auch sein starrer Wille ihr den Tribut zollte und er in festen Schlaf gefallen war.

Die meisten der Diener und der Dorfbewohner hatten sich zurückgezogen, Maldigri jedoch beschloß, gleich dem Baronet auszuharren auf dem Posten.

Nachdem er noch einmal in möglichster Nähe sich davon überzeugt hatte, daß die Schlange allein mit ihrer Beute beschäftigt und keine Gefahr mehr für die Eingeschlossenen zu fürchten war, wickelte auch er sich in eine Decke und warf sich am Fuß einer Tamarinde nieder, der Wachsamkeit des Ryot vertrauend.

Er mochte ungefähr drei Stunden geschlafen haben, als er mit jener dem geprüften Soldaten auch im tiefen Schlummer bleibenden Empfindlichkeit für äußere Eindrücke fühlte, daß eine fremde Hand sich leicht aus seine Schultern legte.

Sogleich schlug er die Augen auf und wollte fragen, was es gäbe? aber dieselbe Hand legte sich auf seinen Mund und eine Stimme flüsterte an seinem Ohr: »Reden ist Silber, Schweigen ist Gold, sagt der Weise. Mein Bruder möge sich still erheben und mir folgen.«

Der Major erkannte augenblicklich den Derwisch, und ohne sich mit Fragen aufzuhalten, erhob er sich, warf das Gewehr über seine Schulter und folgte ihm, vorsichtig an dem fest schlafenden Baronet vorüberschreitend.

Der Mond war untergegangen und die ersten Schimmer der Morgenröthe begannen sich eben zu zeigen. Der Derwisch nahm seinen Weg immer im Schatten der Bäume fort um den Hügel und der Offizier bemerkte, daß er ihn nach dessen südlicher Seite führte. Dort angelangt, traten sie aus dem Dunkel auf den freien Raum, der den Pavillon umgab, und fanden hier den Ryot und seine Tochter.

»Ist Alles sicher und können wir uns nahen?« fragte der Fakir.

»Die Schlange hat seit einer Viertelstunde ihr Mahl beendet und liegt regungslos am Fuß der Palme,« sagte der Ryot. »Dieses Mädchen kann sie tödten.«

»Wohl, so laß uns den Feind betrachten. Ich glaubte, Sahib,« der Derwisch wandte sich dabei an den Major, »Du würdest den Faringi, den Du beschützezt, zu sehen wünschen, ehe der Gatte der weißen Frau erwacht ist und Gerechtigkeit übt.«

»Wunderbarer Mensch – Du kommst meinem innersten Gedanken zuvor. Laß uns eilen – durch Deine Vorsicht kann noch großes Unglück verhütet werden.«

»Wir haben Zeit,« entgegnete der Fakir, »und müssen zunächst die Anaconda beobachten.«

Auf seinen Wink schritt der Schlangenjäger voran, die anderen – Maldigri die gespannte Büchse schußfertig im Arm – folgten ihm.

So nahten sie dem Pavillon. Gern hätte der Offizier sofort einen Versuch gemacht, ihn zu betreten, aber er mußte den vorsichtig voranschreitenden Hindu's folgen. Eifrig strengte er sein Gehör an, einen Ton, einen Laut aus dem Innern des kleinen Baues zu erlauschen, der so viel Noth und Entsetzen in seinen Wänden eingeschlossen, aber vergeblich. Wenige Schritte schon brachten ihn auf die andre Seite und zeigten ihm ein abscheuliches Bild.

Die Anaconda lag, wie es der Jäger verkündet, am Fuß der größten Palme lang ausgestreckt am Boden, gänzlich unfähig, sich zu bewegen, und jetzt erst ließ sich die ganze Größe des Ungeheuers würdigen. Ihr Leib war dick aufgeschwollen von dem übermäßigen Fraß, die Ringe und die Farbe der angespannten Haut waren matt, in dem weit geöffneten Rachen steckte noch der Kopf des edlen Pferdes, dessen Knochen sie nicht zermalmen gekonnt, ein wahrhaft scheußlicher Anblick. Die tassengroßen Augen des Ungethüms schillerten in grünem Feuer, von Wuth und ohnmächtigem Grimm, als es das Nahen seiner Feinde erkannte und sich machtlos in ihre Hände gegeben sah; denn die convulsivischen Anstrengungen der Schlange, sich zu vertheidigen oder zu entfliehen, brachten nur geringe Bewegungen des seiner Muskelkraft jetzt beraubten Riesenleibes zu Stande.

Der stinkende Brodem, der von dem Ungeheuer und seinem eklen Fraß sich verbreitete, benahm dem Europäer fast den Athem, und er trat einige Schritte zurück. »Laßt sie uns tödten, Freunde!« sagte er hastig, »und dann den Unglücklichen zu Hilfe eilen. Jede Minute muß ihnen zu einer Ewigkeit werden!«

Der Derwisch wendete jedoch die erhobene Büchse von dem Kopf der Schlange ab. »Sie ist unschädlich für viele Tage und Du magst dem Faringi und seinen Dienern immerhin die Genugthuung lassen, sie zu tödten. Dein Schuß würde Jene nur erwecken und herbeiführen. Jetzt laß uns den Pavillon öffnen, ich fürchte nur, das Schlimme, was unsere Augen gesehen, ist noch nicht zu Ende.«

Der Major war bereits an der Eingangsthür des Kiosk und klopfte daran, indem er den Namen der Lady rief. »Öffnen Sie getrost – alle Gefahr ist Gott sei Dank vorüber – die Anaconda ist so gut wie todt – ich bin allein hier mit zwei vertrauten Männern und dem Hindumädchen! Öffnen Sie ohne Besorgniß!«

Keine Erwiderung – Alles blieb still. Ein finsternes aber doch nicht theilnahmloses Lächeln lag auf dem Gesicht des Fakirs.

Zelima vereinte ihre Stimme mit der des Offiziers und rief ihre Gebieterin, während jener den Namen des Lieutenants nannte und zu erkennen gab, daß er um sein Hiersein wisse und daß er sie Alle zu retten komme.

Wiederum Schweigen – kein Laut der Erwiderung!

»Sie müssen ohnmächtig sein,« erklärte der Piemontese, sich den kalten Schweiß von der Stirn wischend. »Wir müssen die Thür oder das Fenster erbrechen!« Er warf sich mit dem Gewicht seiner Manneskraft gegen die Thür – sie gab nach, aber sie wich nicht. Er konnte fühlen, daß ein Gegenstand im Innern das Aufgehn verhinderte.

Der Fakir hatte, ohne weiter ein Wort zu verlieren, sich an eine der fast bis zum Boden reichenden Jalousieen gemacht. Ein kräftiger Ruck, und sie war aufgerissen. Der innere Laden bot eben so wenig Widerstand und war im Nu gesprengt.

»Tritt ein,« sagte der Geheimnißvolle, »und suche Deinen Freund!«

Der Major sprang in das Gemach – sein Schrei des Entsetzens rief die Begleiter herbei.

Es war bereits hell genug, um die Gegenstände im Innern deutlich zu unterscheiden.

Schwer und dumpf – mit dem Hauch einer in diesem Klima so rasch beginnenden Verwesung geschwängert – war die Luft des kleinen, mit allem Luxus zweier Welttheile ausgestatteten Salons.

Auf dem Ruhebett lag, den bereits im ersten Stadium der Auflösung begriffenen Körper des Kindes in ihren Armen, die Lady – ruhig – die Augen geschlossen, – als ob sie schlief.

Zwischen dem Bett und der Thür – auf dem Fußboden – erblickte man zusammengebrochen die Gestalt des jungen Offiziers, die Hand nach dem Pistol auf dem Tisch ausgestreckt, als habe sie versucht, es zu erfassen und es nicht mehr vermocht.

Der Fakir stand stumm und erschüttert bei dem Anblick, obschon er Ähnliches vermuthet. Maldigri aber knieete neben dem unglücklichen Liebhaber nieder, während zugleich das Hindumädchen an die Seite ihrer Gebieterin eilte und sie aufzuwecken suchte.

Die beiden Rufe:

»Sie sind todt!« kreuzten sich.

»Noch ist nicht alle Aussicht verloren,« sagte hastig der Derwisch, »obschon den Beiden besser ist, wenn sie das Opfer des dunklen Engels bleiben. Laßt mich zuerst bei der Frau versuchen, ob Hilfe möglich.« Er trat zu dem Ruhebett, entfernte die Leiche des Kindes und legte die Hand auf den entblößten Busen der Lady.

»Allah habe Erbarmen mit ihr!« flehte Zelima. »Du bist ein heiliger Mann und wirst die Mam-Sahib¹ wieder lebendig machen.«

Der Derwisch zog aus seinem groben Gewand eine kleine Phiole und goß zwei oder drei Tropfen des rothen Inhalts auf die Lippen der Leiche, indem er sodann innehaltend den Erfolg beobachtete. Als keine Bewegung, nicht das geringste Zucken der Nerven erfolgte, verdoppelte er die Dosis, aber selbst als er sie verdreifachte, fand sich keine Spur des Lebens in den kalten bleichen Zügen, und als er das schöne, lang bewimperte Lid ihres Auges hob, zeigte sich unverkennbar das starre, eingefallene Todtenauge.

»Es ist zu spät,« sagte er achselzuckend, »jede Spur der Lebenskraft ist seit Stunden schon entflohen, sonst würde der heilige Balsam, den ich angewendet, sie noch von den Pforten des Todes umkehren machen. Laßt uns versuchen, ob der Mann besser die Nähe der Anaconda ertragen hat.«

Der Major hatte die Kleidung des Unglücklichen geöffnet und nach dem Schlag des Herzens gesucht. Das Aussehn Eglinton's bot selbst in der Erstarrung ein schreckliches Bild. Das Gesicht schien um mindestens zwei Jahrzehnte gealtert zu haben, so dunkle Falten und Schatten

¹Die Herrin.

hatten sich hinein gegraben; das blonde, lockige Haar des jungen Mannes war weiß geworden wie das eines Greises.

»O, sieh ihn an, den Ärmsten,« rief vorwurfsvoll der Major, »er muß entsetzlich gelitten haben, und Du hättest so leicht ihn retten können! Mögen diese Leichen nicht einst schwer auf Deiner Seele lasten!«

Wiederum zuckte ungeduldig der Derwisch die Achseln. »Jeder ist seines Schicksals Schmied,« sagte er rauh, »ich bin nicht verantwortlich für den Tod dieses Faringi, doch laß mich versuchen, ob er zu retten ist!« Er wiederholte das Experiment und träufelte einige Tropfen zwischen die fest zusammengepreßten Zähne des jungen Offiziers. Die Wirkung zeigte sich wie ein elektrischer Strom. Der ganze Körper des Armen zuckte zusammen, die Zähne öffneten sich und ließen der Brust einen tiefen Seufzer entschlüpfen. Die offenen Augen verloren die gräßliche Starrheit, rollten einige Male umher und schlossen sich dann.

»Er lebt und wird leben,« erklärte der Fakir mit Bestimmtheit. »Laßt uns zunächst ihn an die freie Luft bringen und bestimmen, was mit ihm geschehen soll, denn die Minuten, die noch die unseren bleiben, sind gezählt.«

Er schob die Möbel bei Seite, welche die Thür sperrten, legte selbst Hand mit an, und so trugen die drei Männer den Bewußtlosen hinaus. Sie hatten ihn kaum auf den Boden niedergelegt, als auch die Morgenluft bereits ihre Wirkung übte, der Kranke mehrere tiefe Athemzüge that und wieder die Augen aufschlug, deren Ausdruck, wenn auch gestört und ängstlich, jetzt doch milder war, als vorhin.

»In einer Viertelstunde wird er zum vollen Bewußtsein gelangt sein, wenn er auch vielleicht noch wochenlang auf die Wiederkehr seiner Kräfte harren muß,« sagte der Derwisch. »Sollen wir ihn hier lassen und jetzt den Sahib wecken? Bald wird die Sonne ihr Bett verlassen.«

»Nimmermehr!« erklärte der Major, »Ihr seid nicht so unwissend, daß Ihr nicht begreifen solltet, wie das Leben dieses Mannes dennoch verloren ist, wenn Sir Mallingham ihn zu Gesicht bekommt. Er muß sich verstecken.«

»Der Zemindar ist Herr der Gegend,« erklärte der Derwisch. »Er wird jeden Fußbreit nach dem Schänder seiner Ehre durchsuchen.«

»Dann muß er fliehen – sogleich – so weit als möglich!«

Der Derwisch deutete verächtlich auf die hinfällige Gestalt. »Ist der Faringi im Stande, seinem Feinde zu entinnen?«

Major Maldigri trat auf ihn zu. »Geheimnißvoller Mann, wer Du auch bist! Du hast mir bereits Proben Deiner Macht und Deines Wissens gegeben. Wenn Du es willst, muß es Dir ein Leichtes sein, diesen Unglücklichen zu retten. Ich beschwöre Dich bei dem Bunde, an den Du selbst mich erinnert, mir darin beizustehen.«

Der Derwisch kreuzte die Arme. »Du siehst, daß der Faringi die Flucht nicht allein unternehmen kann. Willst Du ihn begleiten?«

»Ich will es!«

»Wohl – es sei!« sprach der Geheimnißvolle, – »Dein Wille soll geschehen. Dieses Mädchen wird Dich durch das Gebüsch nach dem Bungalow führen – nimm dort, was Du für nöthig hältst von Deinen Sachen und folge ihr an das Ufer des Gandlagama, wo seine Windung aus den Maisfeldern in die Schatten des Bananenwaldes tritt. Ein Boot wird dort mit zwei der Untiefen des Flusses kundigen Ruderern bereit sein. Diesen Faringi werden ich und Caulathy zu dem Boote schaffen, das Euch bis zur Meeresküste bringen kann. Deine Sorge ist es, von

dort ihn weiter zu schaffen oder ihn seinem Schicksal zu überlassen. Du selbst wende Dich nach dem Norden, in Ongol wirst Du leicht Gelegenheit finden zur Überfahrt. Geh nach dem Bundelkund – der Radschah von Jhansi sucht Europäer zur Ausbildung seiner Kriegsmacht – er ist einer der Unseren und wird Dich mit offenen Armen empfangen, wenn Du ihm die Botschaft, bringst, die ich Dir geben werde.«

»Es sei, diese Umgebung ist mir drückend, ich sehne mich nach kräftigem Thun und Handeln. Aber willst Du, Geheimnißvoller, mir nicht mehr von Dir sagen, soll ich nicht erfahren, wer Du bist?«

»Du wirst es, wenn im Lande, wohin Du gehst, die Fackel der Freiheit emporlodert zum Kampf gegen die Tyrannen. Bis dahin bin ich auch für Dich, wie für Alle, nur Sofi, der Fakir! – Doch fort mit Dir, wenn Du das Leben dieses Mannes noch retten willst!«

Maldigri fühlte die Wahrheit dieser Mahnung. Einen Blick noch voll Theilnahme und Schmerz warf er nach dem Kiosk, in dem die Leichen der Lady und ihres Knaben ruhten, dann folgte er der voraneilenden Zelima.

Caulathy Mudaly und der Derwisch blieben zurück. Der Letztere beschäftigte sich sogleich, dem noch immer halb Bewußtlosen die Uniform auszuziehen und verschiedene Gegenstände abzunehmen, die er wieder in den Kiosk trug, als habe der Flüchtling sie dort zurückgelassen. Ein böses, grimmiges Lächeln verzerrte dabei seine Züge, als er an den Baronet und dessen Gefühle dachte, wenn er diese Stätte des Unheils betreten würde. Dann erst half er seinem Gefährten, den hilflosen Körper des jungen Offiziers den Hügel hinab in das Gebüsch tragen.

–

Die Nebel wichen zurück in die Schatten der Wälder und die Gründe der Thäler. Aus dem fernen Meer, über die grüne Wand des Tamarinden-Waldes erhob sich die mächtige Königin des Tages und vergoldete mit ihren ersten Strahlen die Kuppelspitze des Pavillons.

Rings umher erwachte das Leben in Hain und Flur, auf den Bergen und in den Thälern!

Nur auf dem Palmenhügel blieb es still – da ruhten Mutter und Kind! – das ohnmächtige Zischen des eklen Ungeheuers allein unterbrach das Schweigen des Todes!

DER DERWAR.

Der geschwungene Dolch fuhr nicht nieder – der gehobene Arm blieb, wie von unsichtbarer Hand gefesselt, über dem Liegenden, dann wurde das Messer zur Erde geworfen und die Hände des Mörders selbst richteten den Bedrohten auf, von dessen Haupt im gewaltigen Ringen die verhüllende Kaputze gefallen war.

»Verzeihung Deinem Knecht, Sahib,« sagte die Stimme Kassim's, des Lugha, indem er augenblicklich seine eigne Verhüllung bei Seite schob und sein Gesicht erkennen ließ, »ich ahnte nicht, daß Du der Versammlung der Dhewi beiwohnen wolltest als einer der unsern, statt in den Armen Anarkalli's der Wonnen des Lebens zu genießen. Ist diese da die Bayadere? Sie weiß, daß sie bei Todesstrafe den heiligen Raum während des Opfers nicht betreten darf.«

Er wies auf das zitternde, aber vollständig verhüllte Mädchen. Glücklicherweise hatte er – noch entfernt bei dem Erscheinen des Zwerges – den englischen Ausruf der Miß nicht gehört.

Der Arzt hatte alle seine Ruhe wieder gewonnen. Er fühlte, daß nur die höchste Kaltblütigkeit ihn zu retten vermöchte.

»Bist Du mein Mayadar oder nicht? Wagt es der Mayadar, Fragen an seinen Gebieter zu thun, oder hat er willenlos seine Befehle zu vollstrecken?«

Der Hindu legte die Hand an die Stirn und beugte schweigend sein Haupt.

»Geh voran,« befahl der Arzt, »und geleite uns in der Stille zurück zu meinem Schlafgemach. Niemand darf erfahren, daß wir dem Opfer beigewohnt. O Kaley! Ombra Nurheddin!« Die Worte, die Anarkalli ihn als Zeichen des Bundes gelehrt, überzeugten den Mörder von der Wissenschaft des Gebieters neben der Erinnerung, wie das Haupt des furchtbaren Bundes ihn gerettet und seiner Sorge übergeben, und ohne Widerrede schritt er voran, indem er die Leiche des Zwerges bei Seite schob.

Walding folgte ihm, die bebende Editha unterstützend, ohne daß er es wagen konnte, ihr ermuthigende und tröstende Worte zuzuflüstern, obschon das Mädchen natürlich das in indischer Sprache geführte Gespräch nicht verstanden hatte und nur aus der Haltung und dem Thun ihres Beschützers schließen konnte, daß sich ein neuer Ausweg zur Rettung zeige.

So eilten sie unter Kassim's Leitung durch noch einige verschlungene Gänge, stiegen Treppen und Stufen hinauf und standen endlich vor einer festen Felswand, die ihren Weg versperrte. Der Hindu jedoch ergriff einen metallenen Ring am Boden, zog daran, und im Augenblick theilten sich die Steine der Wand und bildeten einen Durchgang. Walding trat mit seinen Begleitern in den geöffneten Raum und erkannte, daß er sich in dem Badezimmer befand, welches auf die Terrasse ging, die zur Seite die Kiosks enthielt.

Von hier gelangten sie leicht nach dem Pavillon des Arztes, dessen Thür ehrerbietig der Hindu ihnen öffnete. Walding gebot ihm mit der Macht, die er über ihn gewonnen, auf der Schwelle des Kiosk zu verweilen und Niemand ihn betreten zu lassen.

Bei dem knechtischen Charakter der Hindu's im Allgemeinen und dem religiösen Fanatismus, der hier noch den Gehorsam seines neuen Dieners verstärken mußte, brauchte der Deutsche nicht zu fürchten, daß der Thug in irgend einer Weise seine Befehle übertreten werde. Dennoch brauchte er, nachdem er mit seinem Feuerzeug die Lampe wieder angezündet, die Vorsicht, mit Teppichen und Seidendecken die innere Thür des Kiosk zu verhängen, um jedes Belauschen unmöglich zu machen.

Dann erst nahte er sich seiner jungen Schutzbefohlenen, die auf einen der Divans zum Tode erschöpft niedergesunken war, und versuchte, ihr Muth und Hoffnung einzusprechen.

»Der Allmächtige,« sagte er, »hat Sie auf wunderbare Weise nicht aus so schrecklichen Gefahren bis jetzt errettet, um uns seine Hilfe nicht auch ferner angedeihen zu lassen. Die Anweisungen der Indierin haben sich bis jetzt bewährt, ein glücklicher Zufall ist ihnen sogar zu Hilfe gekommen, lassen Sie uns ihnen auch ferner genau Folge leisten.

»Vor Allem wird es nöthig sein, daß Sie Ihre Kleidung und ihr Äußeres so sehr als möglich dem der Bayadere ähnlich machen, die uns Beide gerettet. Hier – er dachte mit Erröthen an den Zweck jenes Besuchs und die Stunde, die er in dessen Armen zugebracht, als er auf das bleiche, unschuldsvolle Gesicht des bedrohten Mädchens schaute – »sind der Putz und die Schmucksachen der Tänzerin. Legen Sie dieselben an, Miß, und verbergen Sie Ihr Gesicht in die dichten Schleier, wenn ja Jemand morgen durch einen Zufall dies Gemach betreten sollte. Hier ist die Hennah, die das Mädchen zurückgelassen hat. Es ist genug, um Ihr Gesicht, Ihren Hals, Ihre Arme und Ihre Füße zu färben, denn Sie müssen sich ihr so gleich als möglich machen.«

Das junge Mädchen erröthete schamhaft. »Ich will gern Alles thun, was Sie mir sagen – aber ich bitte Sie, eine kurze Zeit das Gemach zu verlassen.«

»Verzeihen Sie, Miß – doch so gern ich wollte, ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen. Mich in die Veranda zu begeben, hieße den Argwohn Kassims wecken, und das Gemach hat keinen andern Ausgang.«

»Aber das Hindumädchen muß doch . . . «

Sie schwieg beschämt, denn sie fühlte, daß sie unbedachtsam gesprochen und eine tiefe Röthe überzog ihr schönes Gesicht, indem sie die Augen zu Boden schlug.

Ihr Beschützer begriff sehr wohl, was sie hatte sagen wollen und seine Verlegenheit war nicht gering. »Miß,« sagte er endlich – »ich hoffe, Sie werden der Ehre eines Mannes vertrauen, der bereit ist, für die Ihre sein Leben zu opfern. Es ist unmöglich, Sie zu verlassen, aber ich werde mich an die Wand stellen und durch dieses Fenster hinaus schauen, und ich verpfände Ihnen mein Wort, daß ich diese Stellung nicht verlassen werde, bis Sie selbst mich rufen. Opfern Sie das Nothwendige und Nützliche nicht thörichten Bedenken der Schaamhaftigkeit. Wir müssen den Rest dieser Nacht zusammen zubringen, aber Sie werden sich unter dem Schutz eines Bruders befinden.«

Miß Editha erhob sich und trat auf ihn zu. »Verzeihen Sie den so schwer bedrängten Gefühlen eines armen Mädchens,« sagte sie, indem sie ihm schüchtern aber mit einem Ausdruck unendlichen Vertrauens die Hand reichte. »Sie sind der einzige Freund, den Editha Highson in diesem Augenblick noch besitzt und es wäre unwürdig von ihr, Ihnen nicht das vollste Zutrauen zu schenken. Bitte – erfüllen Sie Ihr Versprechen – dies Gemach ist für kurze Zeit das meine.«

Der Deutsche führte die kleine zarte Hand an seine Lippen und küßte sie ehrerbietig, dann stellte er sich an die Hinterwand des Pavillons, öffnete zur Hälfte die Jalousieen und schaute hinaus auf den Nachthimmel und auf das Thal, dessen dunkler, in Schatten gehüllter Grund gerade zu seinen Füßen lag, da unter der Wand des Kiosk senkrecht der Fels in die Tiefe stieg.

Es war für einen lebenskräftigen Mann, dessen Blut noch wenig Stunden vorher durch die üppigen Umarmungen der Bayadere in Wallung gebracht worden, in der That keine geringe Aufgabe, hier die Marmorkälte einer Statue zu bewahren, jede Bewegung, jeden Blick der eigenen Augen sorgsam zu hüten, während dicht hinter ihm eines der reizendsten Wesen, die er je gesehen, dessen erster Anblick Gefühle in ihm wach gerufen, die ihm so lange unbekannt geblieben waren, im unschuldigen Vertrauen auf sein Wort, jene nach den Tagen grausamer und rücksichtsloser Gefangenschaft so nothwendige Toilette vornahm, deren Geheimnisse die züchtige Jungfrau sonst nur der tiefen Verschwiegenheit ihres gesicherten Schlafgemachs enthüllt. Er hörte das Rauschen der Gewänder, die Bewegungen des jugendlichen Körpers, ihren leisen Tritt, wie er über die Matten des Gemachs schwebte; er fühlte, daß sie verloren war, wenn er es gewollt, daß ihr Flehen, ihr Widerstand nutzlos gewesen wäre – und dennoch gewann er es über sich, treu seinem Wort zu bleiben, ihr Vertrauen zu ehren und die eigenen klopfenden Pulse mit den Gedanken an die Unschuld des Mädchens zu bekämpfen.

Nicht ahnte er – welches das Schicksal des reizenden, unschuldigen Wesens noch sein sollte, ehe ein Jahr vergangen! Wie er selbst die Würfel rollen machen würde, die ihr entsetzliches Loos entschieden, noch schlimmer, abscheulicher, als jenes, das sie gleich der indischen Wittve auf dem Altar der gräulichen Bhawani bedroht hatte!

Eine halbe Stunde war vergangen, als die leisen, züchtig geflüsterten Worte: »Ich danke Ihnen, Sir! Kommen Sie jetzt zurück!« ihm die Erlaubniß gaben, sich umzukehren.

Sein Erstaunen war groß, als er die Veränderung sah, die mit der Person der jungen Engländerin vorgegangen war. Hätten ihr Lächeln, ihr kaum nach überstandener Todesgefahr wieder so schalkhaft heiterer Blick und die englischen Worte ihn nicht eines Andern belehrt, er würde geglaubt haben, wirklich eine junge indische Tänzerin vor sich zu sehen.

Miß Editha hatte die Kleider und den Schmuck angelegt, den die ›Granatblüthe‹ bei dem Tanz am Abend getragen, und ihr natürliches Schönheitsgefühl hatte sie gelehrt, die Kleidung in einer Weise zu ordnen, die mehr europäischem Schicklichkeitssinn entsprach. Gesicht, Hals und Arme waren von der Hennah mit der Farbe eines hellen Mahagony-Braun überzogen und selbst die blonden, reichen Locken des Mädchens schienen dunkler auszusehen. Walding bewunderte, mit welchem Geschick sie so eilig das reiche Haar nach der Sitte der indischen Tänzerinnen zu ordnen verstanden hatte. Die entblößten, in zierliche Pantoffeln gesteckten Füßchen hatte sie schaamhaft unter dem Saum ihres Gewandes verborgen.

»Bei Gott,« rief der Arzt, »diese Veränderung ist wunderbar. Wenn Sie den Schleier über Ihr reizendes Gesicht decken, ist es unmöglich, daß Jemand in Ihnen eine Faringi ahnt. Ruhen Sie jetzt ein Paar Stunden von den Schrecknissen dieser Nacht, indeß ich Ihren Schlaf bewache. Ich wiederhole Ihnen, Sie stehen unter dem Schutz meiner Ehre.«

Sie reichte ihm beide Hände. »O glauben Sie nicht,« sagte sie mit ernster Miene, »daß Furcht und Besorgniß mich hindert, die Ruhe zu suchen. Ich vertraue ganz Ihrem Schutz. Aber es wäre mir unmöglich, jetzt Ruhe zu finden, wo meine Gedanken noch zu der gräßlichen Lage zurückkehren, der Sie mich entrissen, und das Bild jenes furchtbaren Abgrundes vor meiner Seele steht, in den jene beiden Unglücklichen, die so viel für meine eigne Rettung gethan, sich gestürzt haben. O Gott im Himmel, was wird – was kann sein Schicksal sein, als Tod und Verderben? Niemals wird er das Licht der Sonne wieder erblicken!«

Sie verhüllte das Gesicht mit ihren Händen und vergoß heiße Thränen. Walding, dem die einzelne Erwähnung des jungen Offiziers nicht unbemerkt vorüber gegangen war, wagte nicht, ihr Trost zuzusprechen, denn er selbst zweifelte kaum an dem traurigen Ausgang des furchtbaren Versuchs trotz der eigenthümlich sinnreichen Art, in der er unternommen worden.

»Aber nein,« fuhr die Engländerin fort, »Gott hat uns selbst so wunderbar gerettet, daß es Frevel wäre, an seiner Macht und Güte auch gegen unsere Freunde zu zweifeln. Lassen Sie uns die heilige Pflicht erfüllen, die wir schon zu lange versäumt haben, ihm zu danken für seinen Schutz, und für Jene zu bitten, die ohne ihn verloren sind.«

Die Jungfrau warf sich nieder auf ihre Kniee und sandte ein heißes Dankgebet aus der Tiefe ihres unschuldigen Herzens hinauf zum Thron des Allmächtigen. Überwältigt von ihrem frommen Glauben knieete er, der Arzt, der Skeptiker, an ihrer Seite und betete zu dem Gott, dessen Hand ihn so wunderbar, ehe zwei Mal die Nacht gewechselt, drei Mal vom Tode: aus der Schlinge der Würger – von dem Zahn der Cobra – und von dem Dolch der Mörder gerettet hatte.

Erst als Editha sich erhob, that er dasselbe und setzte sich neben sie auf das Ruhebett.

»Wenn Sie denn der Ermüdung kein Gehör geben wollen,« sagte er, »so erzählen Sie mir, auf welche Weise Sie in die Hände der Thugs gerathen sind und wohin ich Sie führen soll.«

»Sie haben bereits gehört,« berichtete das junge Mädchen mit leisem Ton um nach dem Rath ihres Beschützers die Aufmerksamkeit des vor der Thür des Kiosk ruhenden Thugs so wenig als möglich rege zu machen, »daß ich die Nichte des General Wheeler bin. Mein Vater,

Obristlieutenant Highson, folgte vor Jahresfrist in Canada meiner Mutter in's Grab, und mein Oheim ließ mich, das Kind seiner einzigen Schwester, nach Indien kommen, um in seinem Hause und mit seiner eigenen Tochter zu leben. Vor etwa zwei Monaten traf ich in Calcutta ein und benachrichtigte meinen Oheim von meiner Ankunft. Er unternahm sogleich selbst die Reise von Cawnpur zur Hauptstadt, um mich in sein Haus zu geleiten, aber leider traf statt seiner ein Brief bei mir ein, der mich benachrichtigte, daß er in Benares am Fieber erkrankt wäre, und worin er seinen Agenten anwies, mich mit der ersten sich bietenden Gelegenheit zu ihm zu senden.

»Es traf sich, daß die Wittve eines Offiziers die Reise nach dem Norden machte, und der Agent meines Oheims glaubte nicht besser thun zu können, als mich dem Schutz ihrer Gesellschaft anzuvertrauen. Wir machten die Reise der Hitze wegen zu Wasser, indem wir von Strecke zu Strecke eines der großen Ruderboote nahmen, die den Ganges befahren. Wir waren bereits über Patna hinausgekommen, als ich zwischen Ghazipur und Benares in einer Nacht plötzlich von einem jammervollen Schrei erwachte. Ich erkannte die Stimme der Dame, meiner Begleiterin, und wollte ihr zu Hilfe eilen, aber ich fühlte mich von rauhen Männerhänden ergriffen, meinen Hilferuf gewaltsam erstickt und mich von dem Zelt auf dem Deck, das uns zur Schlafstätte diente, fortgetragen in den untern Raum des Schiffes. Von der Zeit, die nun kommt, kann ich nur wenig erzählen. Ich wurde in einem engen Raum gefangen gehalten, obschon man mir sonst kein Leides that, und mir sogar meine Kleidung und andere Bedürfnisse brachte. Selten nur, und dann auch nur bei Nacht, wenn keine anderen Schiffe in der Nähe waren, durfte ich auf das Verdeck, um frische Luft zu schöpfen. Zu anderen Zeiten lag ich wieder in tagelangem, todesähnlichem Schlaf und ich glaube, daß die Mörder mir dann Opium oder ein betäubendes Mittel unter der Nahrung gereicht haben müssen, um mich für die Zeit zu betäuben, wenn sie an großen Städten oder an belebten Stationen vorüberkamen. Zwei Mal hörte ich während der Zeit in meinem engen Kerker gleich furchtbare Schreie, wie die ersten in jener Nacht . . . «

»Ihre Räuber waren Flußthugs – Mitglieder der berüchtigten Mördersekte, die aus dem Ganges und der Dschumna ihr Wesen treiben,« unterbrach sie der Deutsche.

»Es mag so sein, wie Sie sagen. Ich kenne zu wenig noch das indische Leben, um meinen Vermuthungen eine bestimmte Richtung geben zu können. Genug – ich habe leider von meiner Reisegefährtin und ihren Dienern nie wieder eine Spur gesehen. Vergeblich war all' mein Flehen – ich verstand ihre Sprache nicht und sie nicht die unsere oder wollten sie nicht verstehen. Die Zeit, daß ich mich auf dem Boote befand, mag zehn bis zwölf Tage gewährt haben. Als man mich auszusteigen zwang, geschah es an einem einsamen, öden Ufer. Man lud mich gleich einem Ballen Waare auf einen elenden Karren, indem man mich durch Geberden mit dem Tode bedrohte, wenn ich einen Versuch zur Flucht oder um Hilfe zu erlangen machen sollte. So zogen meine Entführer – deren Haufe sich nach und nach immer mehr vergrößerte – fünf Nächte mit mir weiter durch öde, traurige Gegenden, die einer großen Wüste glichen, indem wir am Tage während der Hitze an versteckten Orten lagerten. Zwei Tagereisen vor diesem Orte brachte ein anderer Haufe, der sich zu uns gesellte, eine junge reichgekleidete Frau, die mein Schicksal zu theilen und mehr als ich von dem zu wissen schienen, was uns erwartete, denn sie geberdete sich verzweifelt und weinte und flehte, so oft man ihre Bande löste. Aber leider konnten wir uns nicht durch die Sprache verständigen. Man

hat sie gestern aus jener schrecklichen Höhle, in die wir eingeschlossen worden, mit neun Anderen weggeführt.«

Der Arzt gedachte schauernd des furchtbaren Todes der schönen Begum, und daß daselbe Loos seiner Gesellschafterin bestimmt gewesen war, aber er hütete sich, ihr mit der Erzählung neue Schrecken zu bereiten.

»Ehe wir den Ort, wo wir uns befinden, erreichten,« fuhr die Miß fort, »versetzte man uns wieder in jenen lethargischen Schlaf, aus dem ich nur erwachte, um mich mit gefesselten Gliedern in jener schrecklichen Höhle in Gesellschaft so vieler Unglücklichen wieder zu finden. All' mein Muth war gebrochen, ich wäre trostlos verzweifelt, wenn der junge Mann, der zuerst meine Bande löste und so heldenmüthig für meine Rettung einstand, durch seine Worte mich nicht erimuthigt und neu gekräftigt hätte, unser schreckliches Schicksal, wie es Christen und Briten zukommt, zu ertragen.«

Die Erzählung und die grausame Erinnerung schien die Kraft des armen Mädchens erschöpft zu haben, denn sie schwieg und bald bemerkte der Arzt, daß sie aus ihrem träumenden Nachsinnen in wirklichen Schlaf gefallen war. Er deckte ihr Gesicht mit dem Schleier der Tänzerin zu, löschte die Lampe und setzte sich wieder neben sie. Bald sank das Haupt der schönen Schlafenden an seine Brust, und still und unbeweglich hielt er in süßen Gedanken die reizende Last, bis die ungewohnten Anstrengungen der zurückgelegten Reise und die Eindrücke des vergangenen Tages und der Nacht auch seine Augenlider schlossen und ihn in einen leichten Schlaf versenkten.

Dennoch war in der That dieser Schlummer nur leicht und seine sorgende Seele schien ihre volle Wachsamkeit bewahrt zu haben. Denn als eine Stunde nach Sonnenaufgang Kassim leise an die Thür pochte, um ihn zu benachrichtigen, daß Fattih Murad Khan, der künftige Eidam der Maharani, mit den Pferden und Dienern seiner im Hofe der Burg harre, um, wie sie besprochen, dem Maharadschah von Bithoor entgegenzugehen, war er rasch wach und auf den Füßen. Er bettete die schöne Last der Nacht bequem auf die Kissen des Divans, verhüllte nochmals ihr Gesicht mit dem Schleier und legte ein Blatt aus seiner Briefftafel in ihre Hand, auf das er rasch noch einige Mahnungen zur Vorsicht geschrieben hatte. Dann öffnete er die Thür absichtlich so, daß der Hindu die Schläferin sehen konnte, und befahl ihm, indem er das Gebahren eines Eifersüchtigen nachzuahmen suchte, das Gemach bis zu seiner Rückkehr nicht zu betreten, noch von einem Andern betreten zu lassen.

Ein solcher Befehl war zu sehr den Gewohnheiten des Orients entsprechend, als daß er hätte auffallen können, und Walding verließ ziemlich beruhigt über dessen Befolgung den Kiosk.

Im untern Hofraum der Burg fand er Murad Khan auf seinem edlen Renner ›Zorab‹ nebst einem zahlreichen und glänzend ausgerüsteten Gefolge seiner harren. Auch Tukallah, der Burgherr, war bereits zu Roß, und an seiner Seite der alte General Rundschit Sing.

Es kostete dem deutschen Arzt Überwindung, dem Mann in's Auge zu sehen, den er für eines der höchsten Glieder, wenn nicht für das Oberhaupt der furchtbaren Sekte halten mußte und die von dem Blut so vieler Unschuldigen getränkte Hand zu fassen, die ihm geboten wurde. Ebenso scheu irrte sein Blick unter allen Männern umher, nicht wissend, welche von ihnen er der entsetzlichen Thaten anklagen müsse, und selbst Murad, der neu gewonnene Freund, entging dem Verdachte nicht. Mit Gewalt unterdrückte er den Schauer, der seine Adern durchrieselte, und erwiderte die höflichen Erkundigungen der Indier nach seinem

Wohlsein mit den üblichen Redensarten der an Complimenten so reichen Sprache. Keine Spur zeigte sich seinem spähenden Auge von den Schrecknissen und Wirrnissen der Nacht, und wenn er nicht gewußt, daß der Beweis der entsetzlichen Wahrheit auf den Kissen seines Kiosks ruhe, würde er geglaubt haben, daß Alles ein böser Traum gewesen sei.

Die kleine Schaar verließ jetzt die Burg und pasfirte den Felsweg, der hinunter in's Thal führte, Tukallah an ihrer Spitze. Bei dieser Gelegenheit, da die Reiter nur zwei und zwei den schmalen Pfad zusammen reiten konnten, nahm der Arzt absichtlich seinen Platz an der Seite des jungen Sikh, um das Versprechen, das er der Granatblüthe gegeben, zu erfüllen.

Es galt zuerst, sich die Überzeugung zu verschaffen, daß der ritterliche junge Mann wirklich nicht zur schrecklichen Sekte der Mörder gehöre und die Nacht bei dem Opfer zugebracht habe. Walding konnte hier allein auf seine Physiognomik vertrauen, denn kein anderes Mittel blieb ihm übrig, die Wahrheit zu erfahren.

»Hat mein junger Bruder die Nacht ungestört im süßen und festen Schlaf der Jugend zugebracht?« fragte er, sein Auge fest auf das Gesicht seines Begleiters heftend.

»Alik, die Göttin des Traumes, war bei mir. Zu Anfang meines Schlafes erschreckte mich das Bild des Ungeheuers, dessen Gift der muthige Hakim von dem Haupt der Rose von Lahore abgewendet hat. Aber die guten Geister siegten auch im Traume und ich war der Glücklichste der Sterblichen.«

Der reine offene Geist, der in dem Auge des jungen Khan's blitzte, überzeugte den seelenkundigen Forscher von der Wahrheit dieser Worte.

»Ich habe nicht so angenehme Träume gehabt,« fuhr der Arzt zur Seite blickend fort, »und ohne das Versprechen, das ich Dir, junger Freund, gegeben, wäre ich gern zurückgeblieben; denn ich bin kein Krieger wie Ihr und fühle mich von den letzten Anstrengungen noch angegriffen. Wie weit beabsichtigt der Sirdar seinem Gast entgegen zu reiten?«

»Er hofft ihn acht Kos¹ jenseits des Grabmals der sieben Dattelpalmen am Ufer des schwarzen Flusses zu treffen.«

Der Arzt erbebte bei der zufälligen Nennung des Ortes.

»Was ist dies für ein Grabmal? Ich hörte bisher weder von ihm noch von dem Flusse sprechen.«

»Du siehst jenen See in der Mitte des Thales und den Bach, der ihn tränkt?«

»Der seltsame Umstand, daß er keinen sichtbaren Abfluß hat, fiel mir schon bei unserer Ankunft auf. Ich vermuthete, daß er einen unterirdischen Ausgang sich gebahnt hat.«

»Du bist ein Gelehrter – Du kannst Recht haben. Was weiß ich – ich zerbreche mir den Kopf nicht mit Dingen, die ein junger Krieger nicht zu wissen braucht. Was ich weiß, ist, daß an dem Fuß dieser das Thal umgebenden Felsen nach Mittag hin aus dunklen Klüften ein schwarzes Wasser hervorstürzt und seinen Lauf durch die Felsentrümmer in die Wüste nimmt. Zweihundert Schritte von der Stelle, wo es aus den Felsen quillt, stehen die Trümmer des heiligen Grabmals Asoka's, eines Einsiedlers aus längst vergangenen Jahrhunderten. Sieben Palmen umgeben sein Grab und der Ort wird gemieden von den Stämmen der Wüste, weil die bösen Geister dort ihre Wohnung haben.«

Der Deutsche wußte genug und er beschloß, das Gehörte zur Ausführung seines Planes zu benutzen. Die Schaar galoppierte jetzt bunt unter einander gemischt durch das Thal an der Seite des Felsengrates hin, der, von der südlichen Bergwand vorspringend, die unheimliche

¹Indische Meilen, 33 auf einen Grad.

Mahrattenburg trug. Walding hatte bereits aus den Reden seiner Begleiter vernommen, daß der südliche Felsenwall einen Aus- und Eingang in das Thal bot, wie die Nordseite, aber er war erstaunt von dem großartigen Spiel der Natur, das sich seinen Blicken bot, als sie jetzt weiter am Hang des Gebirges hinauf kamen. Ein Felsenthor öffnete sich vor den Reitern und führte zu einer Galerie von fast hundert Schritten Länge, die nur von dem Anfang und Ende her ihre Beleuchtung empfing, aber von so kolossalen Dimensionen war, daß drei Elephanten neben einander hindurch passiren konnten. Dennoch war, wie Walding sofort begriff, dieser Weg gleich dem Thor einer Festung sehr leicht gegen ein Heer zu vertheidigen.

Aus dieser Wölbung heraustretend, zog sich der Weg zwischen hohen Felsenwänden in vielfachen Windungen niederwärts, eben so sorgfältig bewacht, wie der am andern Ende des Thales, bis plötzlich aus den Bergen hervortretend die unermeßliche rothe Ebene der Thür oder Wüste vor ihren Blicken lag.

Der Zug wandte sich jetzt gegen Abend und galoppirte in die Wüste hinein, als Walding in einiger Entfernung die schlanken Stämme und wiegenden Kronen einiger Palmen über seltsam geformten Trümmern gewahrte, denen sie bereits den Rücken zuzuwenden begannen. Sofort kehrte er sich zu seinem jungen Begleiter und hemmte dessen Eile.

»Mein junger Freund möge einen Augenblick verziehen,« sagte er mit den Zeichen großer Erschöpfung, »ich fühle wirklich, daß ich meinen Kräften zu viel zugemuthet habe und den weiten Ritt durch die Einöde nicht ertragen werde. Ich will umkehren oder an einer geeigneten Stelle in der Nähe zurückbleiben, bis der Sirdar mit seinem Gast zurückkehrt. Es würde mir lieb sein, den tapfern Khan in meiner Nähe zu wissen.«

Der junge Mann, von dem Vorgeben des Arztes getäuscht, erklärte sich sogleich bereit dazu, sprengte auf seinem windesschnellen Rosse dem schon vorausgeeilten Sirdar nach, und benachrichtigte ihn von dem Unwohlsein seines Gastes. Sofort hielt Tukallah an und erschöpfte sich mit den überschwenglichen Complimenten der indischen Höflichkeit im Bedauern über den Unfall und wollte den Europäer von mehreren seiner Begleiter nach der Burg zurückführen lassen. Nur mit Mühe vermochte der Arzt dies abzulehnen, indem er erklärte, daß schon die langsamere Bewegung hinreichen werde, ihn wieder herzustellen, und daß er es vorziehe, die Gelegenheit zu benutzen, am Fuß der Gebirge einige mineralogische und botanische Studien zu machen.

Der Mahrattenfürst ließ daher seinen Gast unter dem Schutz des jungen Sikhkriegers zurück, und eilte dem wichtigern Besuch entgegen. Auf die zugeflüsterte Bitte entfernte ein Wink des Khan auch die Diener, die zurückbleiben wollten, und so befanden sie sich bald allein am Fuß der Berge und in der Einöde.

»Laß zu jenen Palmen uns wenden,« bat jetzt der Arzt seinen jungen Begleiter – »ich möchte die Trümmer des Grabmals sehen und mich von dem Ursprung des Flusses überzeugen.«

»Mein Bruder hat nicht bedacht, daß an jenem Ort böse Geister hausen,« bemerkte der abergläubische Indier.

Der Arzt lächelte. »Ich fürchte die Geister so wenig, wie Du die Menschen, tapfrer Khan. Was jene betrifft, nehme ich Dich unter meinen Schutz.«

Der Khan machte keine Einwendungen weiter, denn jeder europäische Arzt gilt bei den Naturkindern ohnehin für eine Art Zauberer, der die Macht hat, den Geistern zu gebieten. Langsam ritten die Freunde nach dem Ufer des Flusses.

Schon in der Entfernung machte sich ein starkes Rauschen wahrnehmbar, das, je näher sie kamen, desto mächtiger wurde. Plötzlich um den Fuß eines Felsens biegend, sah Walding das eigenthümliche und majestätische Schauspiel vor sich.

Aus einer hohen und steilen Felswand, gleich wie aus der Mauer eines unterirdischen Kanals, brach ein mächtiger Strom trüben dunklen Wassers, zuerst im Bogen, und dann aus dem Kessel, den er sich gewühlt, zwischen Felstrümmern und sich immer mehr verflachenden Ufern in verschiedenen Krümmungen sich fortwälzend.

An einer der letztern, an dem Ufer, auf welches der Strom stieß und eine kleine Bucht bildete, stand das Grabmal des Einsiedlers, von den schwankenden Kronen der sieben Palmen überragt.

Das Gebäude mußte einst – wie dies noch bei sehr vielen dieser interessanten Denkmäler des alten Indiens der Fall ist, – einen sehr bedeutenden Umfang gehabt haben, denn die äußeren Umfassungswandern, jetzt nur noch in riesigen Trümmern vorhanden, nahmen einen ziemlichen Raum ein. Wohl erhalten war allein noch der majestätische Bogen des Thores, dessen Wände mit den Zeichen der uralten Keilschrift und seltsamen Hieroglyphen bedeckt waren, die Waldings Aufmerksamkeit und Forschergeist gewiß in jeder andern Lage gefesselt hätten. Das viereckige Gebäude oder die Pagode, in welcher der Steinsarg des Einsiedlers stand war gleichfalls nur Ruine, das vergoldete Dach vielleicht schon vor Jahrtausenden zusammengestürzt, und wildes Buschwerk und Schlingpflanzen, zwischen denen der Salamander und die Schlange umherschlüpfen, wucherten hoch zwischen den Steinhaufen.

Ein überaus melancholisches, ja unheimliches Aussehen des Ganzen, noch trauriger und phantastischer als das anderer Ruinen, wurde durch den Umstand hervorgerufen, daß das ganze Bauwerk von schwarzem Marmor aufgeführt gewesen war.

Murad Khan nahte sich nur mit dem Schauer abergläubischer Ehrfurcht dem Eingang, die noch bedeutend erhöht wurde, als der Arzt, der vergeblich einen ängstlichen und forschenden Blick über den Platz geworfen hatte, ihn einen Augenblick zurückhielt und ihm sagte: »Der junge Häuptling der Sikhs ist ein Mann von Ehre. Er möge mir sein Wort geben, daß er nie von dem erzählen wird, was sein Auge hier sehen, sein Ohr hier vernehmen könnte.«

Der junge Mann, von Furcht aber auch von Wißbegierde bewegt, gab das geforderte Versprechen, indem er noch immer glaubte, daß es sich hier um eine überirdische Erscheinung handle, die der weise Hakim, der seine Braut vor der gefährlichsten Schlange Indiens geschützt, herauf citiren werde.

Der Arzt, jetzt wenigstens über seinen Begleiter beruhigt, ritt von ihm gefolgt bis zum Ufer des Wassers und durchforschte dieses auf das Genaueste mit seinen Blicken.

Aber kein Zeichen, nicht die geringste Spur von der Rettung des verwegenen Mädchens und ihres Geliebten war zu sehen.

Ohnehin gehörte sie fast in das Reich der Unmöglichkeiten!

Beide mußten auf dem furchtbaren Wege durch die Tiefen der Erde, den die Tänzerin gewählt, erstickt, oder an den Felsen von den tobenden Wassern zerschmettert worden sein.

Ein tiefer Seufzer entrang sich seiner Brust, als er an das Schicksal der beiden Unglücklichen dachte, das so seltsam mit dem seinen verknüpft worden war. Dann stieg er vom Pferd und der Khan folgte ihm, die edlen, daran gewöhnten Rosse sich selbst überlassend.

Nachdem sie die mächtigen Palmen betrachtet, wandten sie sich zu dem Eingang des Grabmals und überstiegen die Trümmer, die ihn versperrten.

Plötzlich stieß der junge Krieger einen Schrei des Schreckens aus und seine weitgeöffneten Augen starrten mit unverhohlenem Entsetzen auf eine Stelle, wohin seine erhobene Hand wies.

Es war der Sarkophag des Einsiedlers oder Zauberers, wie ihn die Sage der Wüstenstämme bezeichnete, von weißem Stein, und darum um so mehr hervortretend von der Farbe der Nacht, welche die ganze Umgebung trug.

Zwei dunkle Gestalten lehnten in dem dämmernden Licht, welches das Gebäude erfüllte, an diesem Sarkophag – erst mit der Unbeweglichkeit wirklicher Bildsäulen – dann als Walding auf dem hellen Hintergrund des Eingangs erkennbarer wurde, traten Beide vorwärts, und das Staunen des Hindu wurde noch größer, als er Walding mit einem Ruf der Freude auf sie zueilten und ihre Hände fassen sah.

Es waren in der That der junge englische Offizier und die Bayadere, die durch ein halbes Wunder die entsetzliche Fahrt zurückgelegt hatten.

Lieutenant Sanders trug den rechten Arm in einem Tuch – er war bei einem Stoß an die Felsgewölbe und einem unvorsichtigen Loslassen seines Haltes gebrochen. Einige blutige Schrammen an der Stirn bildeten die anderen Verletzungen, die er davon getragen, der geschmeidige Körper des Mädchens aber war ohne alle Beschädigung geblieben. Ihre Hand hielt noch den Dolch, der ihr wichtige Dienste auf der entsetzlichen Fahrt geleistet hatte, und den sie jetzt zur Vertheidigung ihres Geliebten bewahrte.

Wir müssen dieser seltsamen Fahrt einige Worte widmen. – So gefährlich sie von Anfang auch erschien, so wohl war sie möglich.

Anarkalli war es bekannt, daß die Thugs häufig kostbare Waaren und Gegenstände, deren Transport aus der Burg sie verheimlichen wollten, auf dem unterirdischen Wege fortschafften, den sich der Fluß durch die Wurzeln der Berge gewühlt. Dies geschah in großen tonnenartigen Ballons von beweglichen Stahlreifen, über welche, wie bereits bei der Beschreibung der Flucht aus dem Gefängniß angedeutet worden, eine elastische aber starke Gummidecke gespannt wurde, die, sich zusammenziehend, auf solche Weise luftdicht den Raum verschloß. Durch die eingeschlossene Luft mußte das seltsame Fahrzeug selbst bei ziemlich schwerer Beladung leicht oben schwimmen, und das Material, aus dem es bestand, machte es fest und elastisch gegen die Stöße der Felsen, wider welche die rasende Gewalt des Wassers es warf. Am Ausfluß des unterirdischen Stroms in der Bucht vor dem Grabmal des Einsiedlers wurden die Ballons dann von den harrenden Vertrauten der Häupter des Bundes aufgefangen, geöffnet und auseinander genommen, so daß sie leicht und unbemerkt wieder nach den unterirdischen Gewölben der Burg zurückgeschafft werden konnten.

Diese Umstände waren rasch von dem Geist der Tänzerin erwogen worden, als Walding und der Mann, um den sie sich so großen Gefahren aussetzte, darauf bestanden, auch die junge Engländerin zu retten, und sie deshalb den Plan ihrer Flucht vollständig ändern mußte. Außerdem erfüllte sie das eifersüchtige Verlangen, den Geliebten so rasch als möglich aus der Nähe des Weibes zu entfernen, das sie als ihre Nebenbuhlerin ansehen konnte, und ihn durch gemeinsame Gefahr und ihre willige Aufopferung auf's Neue an sich zu fesseln. Sie begriff, daß wenn sie Beide ihre Geistesgegenwart behielten und die eingeschlossene Luft für sie ausreichte – denn die Zeitdauer des unterirdischen Weges war ihr freilich unbekannt, und ein zufälliges Hinderniß, das Abtreiben in einen Nebenkanal, konnte ihr Verderben herbeiführen, da jeder Augenblick Verzögerung ein Leben werth war – sie wahrscheinlich auf diese

Weise einen Ausweg nicht bloß aus der Felsenburg, sondern auch aus dem Thal gewinnen könnten. Im schlimmsten Fall war der gemeinsame Tod mit dem Geliebten ihr Loos, und ihre leidenschaftliche Liebe zog diesen dem Gedanken vor, ihn für die Rettung einer Andern thätig zu wissen.

Der Offizier selbst hatte erst im Augenblick der Ausführung das furchtbare Wagniß begriffen und auch dann nur unvollkommen, vielmehr war er der Überzeugung, daß die Bayadere sich und ihn für die Rettung der andern Beiden einem zweifellosen Tode und spurlosen Verschwinden weihte. Dennoch hatte er nicht angestanden, für das unglückliche Mädchen sich dem Tode zu überliefern, da er besser als sie ahnen konnte, welchem furchtbaren Schicksal sie ausgesetzt sein würde, wenn es nicht gelang, sie zu befreien. Wie sehr auch die leidenschaftliche Gluth der Hindu seinen Sinn gefesselt, so hatte doch die Nähe der weißen Gefangenen ein heiligeres, reineres und tieferes Gefühl in seinem Herzen erweckt, über das er sich selbst noch keine Rechenschaft geben konnte.

Der Instinkt der Selbsterhaltung ließ ihn, als er sich in den Sarg versenkte, den kurzen Anweisungen der Bayadere gemäß, sich an den im Innern angebrachten Haspen festklammern, im nächsten Augenblick schlüpfte die schlanke Gestalt des Mädchens zu ihm, die Öffnung sprang zu und er fühlte sich von einem donnernden Getöse umgeben und so rasch kopfüber fortgewirbelt, daß er wohl eine Minute lang die Besinnung verlor. Als er seines Geistes wieder Herr wurde, fühlte er einen stechenden Schmerz am Arm, mit dessen Hand er den Halt im Augenblick des Sturzes losgelassen, den Körper der Tänzerin wie zum Schutz um den seinen geschlungen, und eine gänzliche Finsterniß um sich her, in der er sich wie in den Wellen eines Stromes fortgetrieben fühlte, während jedoch ihre Lage dadurch eine ruhigere und bequemere war, daß die Schwere ihrer Körper das ungewöhnliche Fahrzeug im Gleichgewicht hielt und das Rollen um sich selbst jetzt verhinderte.

Dennoch war die Bewegung so furchtbar rasch, das Hin- und Herprallen des elastischen Fahrzeuges von den Felsenwänden so mächtig, daß er wie von einem Taumel befangen blieb und wenigstens kein klares Gefühl dessen hatte, was mit ihm vorging. Er fühlte nur, daß die Bayadere ihn fest umschlungen hielt, denn von einer Verständigung durch ein Wort war natürlich in diesem donnerähnlichen Toben der Gewässer nicht die Rede.

Schon nach wenigen Minuten aber begann die geringe Luftmasse um sie her schwer und dick zu werden und der belebende Sauerstoff verflüchtete sich – das Athemholen wurde schwerer und schwerer, und der junge Mann fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg und die Adern seiner Schläfe aufschwollen.

Zwei Mal bemerkte er durch das Gefühl, daß der Arm der Tänzerin sich hob und die Spitze des Dolches durch die elastische Decke stieß. Beide Male aber fand die Klinge Widerstand an den Felswänden des Kanals, durch den der Wasserstrom sie dahintrug.

Funken und Blitze schienen jetzt vor seinen Augen zu kreisen und sein Gehirn zu durchzucken, eine unbekannte Macht ihm die Kehle zuzuschnüren – er fühlte, daß er am Ersticken war.

In dieser Noth hob sich noch ein Mal die Hand der Bayadere, stieß den Dolch durch die Gummidecke und wendete die Klinge in der Öffnung um. So klein der Raum auch war, so drang doch eine erfrischende kalte Luft herein, die bewies, daß ihr schwankes Fahrzeug in einem leeren Raum jetzt dahinschoß. Im nächsten Moment schon stieß der Ballon auf's Neue

an die Felswand, aber der kurze Augenblick hatte doch hingereicht, ein paar Athemzüge zu thun und neue Luft in die Lungen dringen zu lassen.

Gleich darauf, nach einem neuen wirbelnden Sturz, hörte das donnernde Getöse um sie her auf und der Engländer fühlte, daß sie verhältnißmäßig ruhig dahin schwammen. Ein Seufzer, ein Ruf des Entzückens entquoll hörbar der Brust der Tänzerin und gleich einer Rasenden arbeite sie daran, mit dem Dolch eine Öffnung in die Decke ihres Fahrzeuges zu schneiden, die der elastische Stoff nicht wieder zu schließen vermochte – einen Moment – und das köstliche Blau des Himmels fiel in seine geblendeten Augen, der frische Strom der reinen Gottesluft befreite ihn von der Last aus seiner Brust.

Nachdem die Öffnung gewonnen, war es ein Leichtes, sie zu vergrößern; die Tänzerin, in der Freude, die Gefahr so glücklich überstanden zu haben, fragte nicht ein Mal ihren Gefährten, ob er zu schwimmen vermöge, sondern trennte mit kräftigen Schnitten weiter die Hülle, bis sie gänzlich zerriß, das improvisirte Fahrzeug umschlug und Beide in's Wasser stürzten. Zum Glück vermochte das Mädchen sich gewandt aus den Stahlreifen, die den Ballon gebildet, loszumachen und ihren Begleiter zu unterstützen, denn jetzt erst fühlte dieser, daß sein Arm kraftlos und gebrochen war. Der Strom hatte sie jedoch, als sie sanken, bereits gerade vor die Bucht an den sieben Palmen getrieben und es war der gewandten Schwimmerin ein Leichtes, sich und den Geliebten glücklich an's Land zu bringen.

Schon bei den ersten Worten, die Walding und der junge Offizier wechselten, sah der Khan, daß hier von keinen Gespenstern die Rede sei, und in dem Fremden einen Weißen, einen Feind erkennend, riß er das Pistol aus dem Gürtel, um ihn niederzuschießen. Aber Anarkalli, unkenntlich den Augen des Khans durch das Tuch, mit dem sie ihr Gesicht verhüllt, warf sich schützend vor den Geliebten, und Walding fiel zugleich dem jungen Krieger hindernd in den Arm.

»Bei Allem, was Dir heilig ist – bei dem Leben des Mädchens, das Du liebst – höre mich, ehe Du uns Alle in's Verderben stürzest,« beschwor er den jungen Sikh. »Mit Absicht habe ich Dich hierher geführt – Du hast ein edles Herz und wirst uns Deine Hilfe nicht verweigern. Diese Beiden sind meine Freunde, die ein glücklicher Zufall oder vielmehr die Hand Dessen, den Du Wischnu, den Erhalter, nennst, aus einer großen und schrecklichen Gefahr befreit hat. In die näheren Umstände Dich einzuweißen, verbietet uns ein heiliger Eid. Aber glaube mir, Beide verdienen Dein Mitleid.«

»Es ist ein Faringi – ein Feind meines Volkes!« erwiderte trotzig mit drohendem Auge der Khan, »kein Feind darf leben, der sich in die Nähe des letzten Horts indischer Freiheit gewagt.«

»Ich betheuere Dir, der Mann ist zwar ein Faringi, aber es ist ohne seinen Willen und ohne seine Schuld, daß er sich in der Nähe dieser Berge befindet. Ich selbst – ich schwöre es Dir zu – sehe ihn heute zum ersten Mal im Lichte des Tages. Fürchte Nichts von ihm und seiner Begleiterin – ein heiliger Eid und die Dankbarkeit verpflichtet ihn zum Schweigen über Malangher und seine Bewohner.«

Der Khan öffnete die Lippen zu einer neuen Frage, indem er mißtrauisch die beiden weißen Männer betrachtete, aber Walding kam ihm auf einen Wink und ein geflüstertes Wort der Tänzerin zuvor.

»Forsche nicht,« sagte er fest, »sondern hilf uns. Bei Deinem Haupte, Khan, ich erinnere Dich ungerne daran, aber frage Dich selbst, was aus Mahana, Deiner Verlobten, geworden

wäre, wenn ich, der weiße Fremdling, gezögert hätte, ihr zu Hilfe zu kommen? – Für die Rettung jener verlange ich die Rettung dieser hier von Dir! Sieh diesen Ring, den mir Deine Königin gegeben – sein Glanz ist hell, ein Zeichen, daß Du nicht unser Feind bist – aber er fordert zugleich jeden tapfern Sikh auf, wie die Maharani betheuerte, mir beizustehen. Fattih Murad Khan hat gelobt, der Bruder Defsen zu sein, der mit ihm Dhulip-Sing seiner Mutter zurückgeben will. Ist er so bald schon seines Versprechens vergessend?«

Der junge Krieger steckte bei dieser Erinnerung sogleich seine Waffe wieder in den Gürtel und reichte dem Arzte die Hand.

»Möge mein Bruder dem raschen Blut Fattih Murads verzeihen,« sagte er zutraulich. »Er möge ihm sagen, was er thun soll und sich überzeugen, daß Blut und Leben seines Freundes zu seinen Diensten stehen.«

»Ich war gewiß, edler Khan, daß ich nicht vergeblich auf Deine Freundschaft und Deinen Edelmuth rechnete. Verzeihe mir, wenn ich Dich nicht mit allen Umständen der seltsamen Anwesenheit dieser Fremden bekannt mache, allein ich wiederhole Dir – daß ein Eid mich bindet und daß keine Gefahr mit ihrer Rettung für unsere Pläne, noch für die Burg des Sirdars verbunden ist. Aber sie müssen möglichst rasch diesen Ort verlassen und so weit wie möglich fliehen, denn jeder Augenblick Verzugs verschlimmert ihre Lage und wenn sie in die Hände des Sirdars oder seiner Leute fallen, sind sie rettungslos verloren.«

Der Khan dachte einige Augenblicke nach. Dann wandte er das offene kühne Auge auf den Freund. »Es liegt also dem weisen Hakim, dem die Lilie des Pendschab ihr Leben verdankt, viel an der Rettung dieses weißen Mannes und seiner Gefährtin?«

»Ich wiederhole es Dir – ich werde Dir ewig dankbar sein.«

»So laß sie unsere Rosse besteigen und nach Morgen zu fliehen. Der Hengst Murads ist von echtem Turkomanen-Stamm, kein Pferd der Reiter des Sirdars vermag ihn einzuholen.«

Der Deutsche umarmte dankbar den jungen Mann, denn er wußte, wie sehr dieser an seinem edlen Renner hing. »Nimm den Dank dreier Menschen für Dein hochherziges Geschenk,« sagte er »und jetzt laß uns rasch das Nöthigste besorgen. Was ist mit Ihrem Arm Sir? sind Sie verletzt?«

»Ich fürchte er ist gebrochen,« erwiderte der Offizier, der von dem indisch geführten Gespräch der Beiden nur Wenig verstanden hatte, aber aus der freudigen Miene des Arztes schloß, daß weitere Aussichten für ihre Rettung vorhanden wärm. »Leider bin ich dadurch vertheidigungslos geworden. Aber vor Allem, sagen Sie mir – ist es Ihnen gelungen, meine Unglücksgefährtin zu retten?«

»Sie befindet sich so weit sicher und ich hoffe zu Gott, sie den Ihnen wiedergeben zu können. Doch jetzt haben wir es nur mit Ihnen zu thun und wie Sie zu retten sind. Lassen Sie mich zunächst Ihren Arm untersuchen und verbinden, indeß der Khan nach den Pferden sieht, die Ihnen zur Flucht dienen sollen.« Während Fattih Murad in der That bereits zu seinem treuen Thier gegangen war, um unbemerkt zärtlichen Abschied von ihm zu nehmen, entblößte der Arzt, indem er den Ärmel losschnitt, das gebrochene Glied und untersuchte es auf das Genaueste. Er fand die Röhrknochen des Vorderarms gebrochen, richtete sie ein und legte einen kunstgerechten festen Verband um den Arm, indem er sich zu dem Halt einiger Holzsplitter und mehrerer Stücken der festen Rinde bediente, die er von dem Stamm einer der Palmen abschälte. »Ich nehme an,« sagte er zu der Tänzerin, »daß Du ihn, den Du von

einem so schrecklichen Tode gerettet hast, auch jetzt nicht verlassen wirst, so lange er noch in Gefahr ist?«

»Nur der Tod kann mich eher von ihm trennen!«

»Aber weißt Du den Weg durch die Wüste zu finden?«

Das Hindumädchen lächelte verächtlich über die Frage des Europäers. »Seh' ich nicht, wo die Sonne auf und niedergeht? Sind meine Sinne nicht scharf? Ich weiß, wohin Du gehst – sende das Faringi-Mädchen mit der ersten Gelegenheit zurück zu den Ihren – noch ehe Du und der Khan Euer Ziel erreicht habt, werde ich bei Dir sein. Bis dahin muß die bleiche Mam-Sahib für die dunkle Granatblüthe gelten.«

Der Khan kam jetzt herbei, die beiden Pferde führend. »Mögen Deine Freunde ihren Fuß in den Steigbügel setzen,« sagte er, »Zögern thut nicht gut, wenn die Eile die Mutter unserer Rettung ist. Die Sonne steigt empor und wird bald den Boden der Thür mit Gluth überziehen. Mögen sie fern sein, wenn ihre Feinde zurückkehren.«

Leider waren Diese schon näher als sie dachten! Die Flüchtlinge erkannten die Wahrheit des Rathes, den der Khan ihnen gab und bestiegen die Pferde, wobei Walding dem verletzten Offizier half. Mit Absicht hatte das Hindumädchen das Roß des Deutschen gewählt, das, obschon von trefflicher Race, doch an Stärke und Schnelligkeit bei Weitem dem edlen Turkomanen-Hengst nachstand. Stuart Sanders reichte dem Arzte nochmals die Hand, und indem er Abschied nehmend sich zu ihm niederbeugte, flüsterte er ihm die Bitte zu, Editha nicht zu verlassen. Ein Händedruck gab ihm die Versicherung, das verhüllte Hindumädchen schwenkte die Hand zum Abschied und zwischen den Trümmern dahin galoppirten die Pferde der emporsteigenden Sonne entgegen.

Ein inbrünstiges Gebet sandte der Deutsche zum Himmel um seinen fernern Schutz für die Fliehenden, dann wandte er sich zu seinem Gefährten, der auf den Trümmern der Mauer stehend und die Augen mit der Hand gegen die Sonnenstrahlen schützend die Wüste überblickte.

»Laß uns nun berathen, Freund Murad,« bat er – »was wir dem Sirdar und seinen Freunden sagen, um den Verlust unserer Pferde zu rechtfertigen. Ich denke, die halbe Wahrheit wird uns am besten helfen können. Wir müssen angeben, daß uns, am Ufer des Flusses ruhend, während die Pferde am Eingang der Trümmer zurückgelassen worden, zwei Unbekannte sie geraubt hätten und auf ihnen entflohen sind, ehe wir herbeikommen konnten.«

»Es wird gut sein, dies zu sagen und uns dazu bereit zu halten,« entgegnete ernst der junge Mann. »Wenn es ein gutes Werk ist, das wir gethan, wird Brahma die Lüge uns nicht zurechnen, die aus unserm Munde geht. Die Zeit, da wir sie aussprechen müssen, ist nahe; denn dort gegen Süden erhebt sich eine Wolke von Staub, der Sirdar kehrt eher mit Srinath Bahadur zurück, als wir gehofft haben.«

Der Doctor sprang erschrocken an die Seite seines Freundes und erblickte in der That bei schärferm Hinsehn eine leichte Staubwolke am Horizont.

»Die Unglücklichen!« rief er – »Jene werden herankommen, ehe sie noch aus dem Gesichtskreis verschwunden sind!«

In der That waren die beiden Reiter, über die Ebene galoppirend, noch deutlich sichtbar.

»Herunter und ihnen entgegen,« rief der Khan, indem er dem Europäer mit seinem Beispiel voran ging. »Jetzt gilt es, jeden Verdacht von uns abzulenken, wenn wir nicht Tukullah's Säbel über unseren Häuptern sehen wollen.«

Er eilte in der Richtung der Nahenden fort und schoß seine beiden Pistolen in die Luft, sowohl um die Aufmerksamkeit der Flüchtigen zu erregen und ihnen ein Warnungszeichen zu geben, als um damit – wenn sie schon im Gehörkreis sich befänden – ihre Erzählung von dem Raube den Herankommenden glaubhaft zu machen.

Es waren noch keine zehn Minuten vergangen, als von Süden her eine Reiterschaar heransprengte, der in einiger Entfernung der Reisetroß von Dromedaren und Dienern folgte, welche der Maharadschah mit sich führte.

Tukallah's scharfes Gehör hatte in großer Entfernung die beiden Pistolenschüsse gehört, und als sein Blick die beiden Fußgänger erfaßte, begriff er sogleich, daß hier etwas Ungewöhnliches geschehen sei.

Der Reiterschaar voran sprengend parirte er sein Pferd vor den beiden Freunden. »Ich hörte Schüsse, Khan, – wo ist ›Zorab‹, Dein flinkes Roß? Warum kommen meine Gäste mir zu Fuß, wie niedere Kulis, entgegen?«

»Unglück und Verrath, edler Sirdar,« rief der junge Mann, indem er mit jener Heuchelei, welche allen Orientalen angeboren ist, seine Rolle vortrefflich spielte, »wir sind unserer Pferde beraubt worden, während wir das Grab Asoka's des Einsiedlers betrachteten. Du mußt die Diebe noch sehen, wenn Du das Auge des Adlers hast!«

Der Häuptling der furchtbaren Mördersekte erhob sich in den Steigbügeln und ließ seine Augen über die Ebene rollen. In der That erkannte er in weiter Entfernung zwei schwarze Punkte, die rasch über die Fläche strichen.

Eine dunkle Gluth überzog sogleich sein Gesicht, der Verdacht, daß es einigen der Opfer des Festes bei der nächtlichen Metzelei gelungen sein könnte, aus den unterirdischen Räumen auf einem der Ausgänge durch Zufall zu entkommen, oder daß mindestens Spione unentdeckt bis hierher an den Fuß der Felsenwälle des Thales gedrungen sein konnten, – kämpfte mit dem näher liegenden Gedanken, daß ein Paar Mitglieder des Bundes, vielleicht von der spitzbübischen Phansigar-Sekte, beim Umherschweifen der günstigen Gelegenheit zu einem Raube nicht hätten widerstehen können.

»Hast Du die Elenden näher gesehen, Khan,« fragte er hastig, »kannst Du uns ein Zeichen geben, von welchem Stamm sie waren?«

Der junge Krieger blickte zögernd auf seinen Gefährten, da er nicht wußte, wie weit dieser das Geheimniß verrathen wissen wollte. Walding aber, die Nothwendigkeit einer raschen Antwort erkennend, erwiderte sogleich: »Der Eine schien ein Europäer, die andere Gestalt die eines Weibes – ihr Gesicht aber war verhüllt.«

Eine wilde Verwünschung, in die der Name der blutigen Göttin sich mischte, entfuhr dem Munde Tukallah's. Dann wandte er sich rasch entschlossen zu den herangekommen und sich um ihn her sammelnden Reitern, und seinem Schobedar winkend und nach den fernen Reitern deutend, gab er ihm in einer den meisten Gegenwärtigen unverständlichen Sprache einen hastigen Befehl.

Der erste Diener des Sirdar beugte zur Betheuerung seines Gehorsams das Haupt bis auf den Sattelknopf seines Pferdes, rief dann zehn seiner am besten berittenen Gefährten beim Namen und sprengte mit ihnen im vollen Rosseslauf hinein in die Wüste, den Flüchtigen nach.

Jetzt erst wandte sich der Sirdar zu dem vornehmen Gast, zu dessen Empfang er ausgezogen und der einige Schritte von ihm hielt, sich mit den beiden Fremden und dem Afghanen unterhaltend, während er ruhig und anscheinend theilnahmlos die Scene umher beobachtete.

»Möge Dein Schatten lang sein und das Glück immer an Deine Fersen gekettet, Hoheit,« sagte der Sirdar entschuldigend. »Hier ist ein Diebstahl an den Rossen zweier unserer Freunde geschehm, und Du wirst verzeihen, daß ich sofort Gerechtigkeit zu üben suchte. Murad Fattih Khan, der Sohn Gholab Sing's und der Franken-Hakim, von dem ich Dir gesprochen, stehen vor Deinem Angesicht und begrüßen den edlen Srinath Bahadur.«

Der Maharadschah verneigte sich höflich vor den Vorgestellten, wobei sein halbverschleiertes Auge an dem Europäer haften blieb.

»Der Sohn des berühmten Gholab Singh und der Weise des kalten Nordens sollen mir willkommer sein,« sagte er mit seiner angenehmen Stimme, »Srinath Bahadur hofft sie auf der Burg unsers Freundes näher kennen zu lernen.«

Das Interesse des Arztes war von der Erscheinung des Maharadschah gefesselt. Nicht allein, daß dieser der Mann war, an den ein im Augenblick der Aufregung gethaner Racheschwur ihn für eine dunkle Zukunft fesselte, der Mann, in dessen Nähe er jetzt vielleicht die Gefährten des finstern Werkes wiederfinden, jetzt selbst handelnd eintreten sollte, – noch mehr bewegte ihn der Gedanke, daß dieser Fremde und die Botschaft an ihn, das Vermächtniß eines theuren Freundes, die Ursache all' der Verfolgungen und jahrelangen Leiden gewesen, die er erduldet.

Der Maharadschah hatte sich nur wenig verändert, seit ihm unsere Erzählung zum ersten Male im fernen Kalifornien begegnete.

Er trug diesmal die Nationaltracht, weite weiße Gewänder von indischem Musselin, mit dem breiten viereckigen Barret, am Shawl-Gürtel den orientalischen Säbel. Nichts, als der Hilluk auf seiner Stirn, verkündete seinen vornehmen Stand, während seine Begleiter und der zahlreiche Schwarm seiner Diener in Waffen und Kleidung von Gold und Juwelen strotzten.

Seine Gestalt war voller, runder geworden, hatte die fast weichliche Zartheit verloren und begann jene Wohlbehäbigkeit anzunehmen, die man häufig bei vornehmen und reichen Orientalen findet. Auch in seinem ruhigen und dennoch interessanten Gesicht schienen alle jene Züge, die früher das geheime Grollen, den Schlummer gewaltiger Leidenschaften verkündeten, den Anzeichen einer vollkommen friedlichen, glücklichen Gemüthsstimmung Platz gemacht zu haben.

Von den dreißig Abenteurern, welche der Maharadschah vor fünf Jahren in San Francisco angeworben, war nur ein Theil noch in seinen Diensten und etwa sechs oder acht davon befanden sich, nebst dem Engländer *Gibson*, dem alten Gefährten Mac-Scott's, in seiner Begleitung. Mehrere hatten das Klima Indiens, die Fieber der Dschungeln oder die Klauen der Tiger von Singapore und Bengalen, andere ihre eigenen Ausschweifungen oder die wilden Abenteuer ihrer Lebensweise längst unter die Erde gebracht. Im unmittelbaren Gefolge des Maharadschah befanden sich noch die Franzosen *Cordillier* und *Vaillant*, *Ralph* der Bärenjäger, und der Canadier *Adlerblick* mit seiner nie fehlenden Büchse. *Joaquin Alamos*, der Mexikaner, war in Bithoor bei dem Haushofmeister des Nena mit neun Anderen zurückgeblieben.

»Möge Deine Gunst mir verzeihen, daß ich Dich noch einige Augenblicke aufhalte,« wandte sich der Sirdar zu dem Peischwa, »aber die Flucht jener Pferdediebe ist unter so eigenthümlichen Umständen erfolgt, daß ich es für nöthig halte, ihre Spuren zu prüfen.«

»Thu' nach Deinem Willen, Du bist der Gebieter, wir sind Deine Diener!« antwortete der Maharadschah mit indischer Höflichkeit.

Der Mahrattenfürst befragte nun den Khan und den Arzt und ließ sich von ihnen an die Stelle geleiten, wo der Offizier und die Tänzerin die Pferde bestiegen hatten. Der Sirdar befahl dem Oberjäger, die Spuren auf das Genaueste zu prüfen und nach wenigen Augenblicken schon erklärte dieser mit Bestimmtheit, daß neben den Fußstapfen des Khans und seines Freundes die Spuren zweier anderen Personen und zwar eines weißen Mannes und eines Frauenfußes sich fänden.

Tukallah machte keine Bemerkung weiter, sondern gab das Zeichen zur Fortsetzung ihres Rittes. Eine halbe Stunde nachher zog die ganze Gesellschaft über die Zugbrücke der Mahrattenburg, deren seltsamen und festen Bau der Peischwa mit Interesse betrachtete, und wurde unter dem Thor mit denselben Ceremonien von der Rani und ihrer Tochter und dem greisen General Ventura nebst den anderen Bewohnern der Burg begrüßt, wie gestern der Schloßherr selbst und seine Gäste.

Walding, nachdem er sich von dem Khan getrennt, fand auf der Schwelle seines Pavillons den Mayadar fast noch in derselben Stellung, in welcher er ihn verlassen hatte, und im Innern die Lady, in ihre Schleier und Gewänder gehüllt, ängstlich seiner harren. Niemand hatte sich ihr genahet und der Thug eine so sorgsame Wache vor ihrem Gemach gehalten, wie ein Eunuch vor dem Harem seines orientalischen Gebieters.

Der Arzt ließ durch ihn Erfrischungen herbeischaffen und berichtete während dessen der Miß von der gelungenen Rettung des Offiziers und seiner Gefährtin und den neuen Gefahren, denen die Verfolgung des Sirdars sie ausgesetzt.

Im Licht des Tages, das jetzt unbehindert das Gemach erhellte, da bei der Lage der Fenster nach dem Abgrund hin kein Späherauge zu fürchten war, erschien trotz ihrer Blässe und der Spuren der Leiden, die sie ertragen, die junge Engländerin den Augen des Deutschen noch reizender und liebenswerther, als im grellen Schein der Fackeln und in den Gefahren der vergangenen Nacht.

Mit der zartesten Aufmerksamkeit bemühte er sich, für ihre Bedürfnisse zu sorgen und ihr Muth und Hoffnung einzusprechen. Nur kurze Zeit verließ er sie, um dem Peischwa einen Besuch zu machen und bei der entthronten Königin zu erscheinen, wo die Schritte zur Befreiung ihres Sohnes reiflich erwogen und festgesetzt wurden. So war die Mittagszeit und die Siesta vergangen, während der zwischen dem Burgherrn und seinen einzelnen Gästen verschiedene Berathungen stattgefunden hatten, und die Stunde herangekommen, in welcher, wie der Khan seinem Freunde mitgetheilt, der Derwar oder die große Rathversammlung der Häupter gehalten werden sollte.

Fattih Murad kam, um den Arzt dazu abzuholen, denn Tukallah hatte ihn ausdrücklich zur Theilnahme eingeladen und ihm schon am Morgen anempfohlen, gegen den Peischwa von dem Briefe des unglücklichen Dyce Sombre Nichts eher zu erwähnen, als bis er ihm einen Wink darüber geben würde.

Zum Ort der Berathung, die nun stattfinden, und die in der That einen so großen Einfluß auf die Geschicke Indiens ausüben sollte, hatte der Schloßherr das Innere der Pagode bestimmt, die eine genügende Räumlichkeit darbot. Seine schwarzen Verschnittenen standen als Wächter am Eingang, und bei Todesstrafe war jedem der untergeordneten Schloßbewohner oder Diener untersagt, sich dem Orte zu nahen.

Noch drang der Schein des Tages in den weiten, seltsam ausgestatteten Raum und vermischte sich mit dem bläulichen Licht der großen von der Decke hängenden Lampe zu einer eigenthümlichen zitternden Beleuchtung, in der die unheimliche Dekoration des Ortes noch widriger erschien. Zwischen dem riesigen Sarkophag aus den grünen Krokodillenleibern und der jetzt durch eine künstliche Wand und einen weiten wallenden Vorhang davor verborgenen Öffnung inmitten der Elefanten-Gestalten, die den Eingang zu den unterirdischen Räumen der Burg bildete, waren die Kissen und Teppiche ausgebreitet für die Mitglieder des Derwar.

Die Versammlung, die sich hier eingefunden, bestand aus etwa 20 Personen: dem Sirdar, dem zur Linken auf einer erhöhten Stufe der Peischwa von Bithoor, zur Rechten in gleicher Weise die entthronte Königin von Lahore saßen, General Bonaventura, den beiden Fremden, die am Abend vorher eingetroffen waren, dem Afghanenhäuptling, dem Khan und dem Arzt und acht anderen Männern, ihrem Äußern nach Brahminen, Derwische und Krieger, die sich Walding jedoch nicht erinnerte, schon am Tage vorher gesehen zu haben. Einer unter den Fremden fiel ihm besonders auf, wegen des Schnitts seines Gesichts und seiner Kleidung die ihn als einen Sohn des himmlischen Reiches der Mitte bezeichneten.

Nachdem die Diener mit den im Orient üblichen Ceremonien den Gästen die Hukah's gereicht und sich entfernt hatten, indem nur die beiden stummen Leibdiener des Burgherrn zurückblieben, eröffnete dieser die Berathung.

»Möge Euer Schatten lang und Euer Feuerauge klar sein!« begann er seine Rede, »verschieden ist unsere Farbe, verschieden unser Ursprung und das Volk, dem wir entsprossen, wie der Gott, zu dem wir beten. Ich sehe um mich Könige und Sudders,¹ Brahminen und Krieger, Männer, die den Propheten anbeten und die Söhne der heiligen Mariam und des Fó. Wir kommen von Aufgang und Niedergang, von Mittag und Mitternacht zu einem großen Zwecke, in einem Gedanken, der uns beseelt: Fluch den Faringi!«

Und wie vor fünf Jahren auf der Insel im einsamen Weltmeer am leeren Grab des Giganten, dessen Leben, das gleiche Ziel gehabt, erklang es in der Runde:

»*Fluch den Faringi!*«

Nur zwei Stimmen schwiegen im Kreise und die Verwünschung blieb auf ihren Lippen – auf den Lippen des um sein Erbe von dem stolzen Krämervolk betrogenen Indierfürsten *Nena-Sahib*, und auf den Lippen des von den prahlerischen Vorkämpfern der Völkerfreiheit mit Geißelhieben geknechteten Deutschen *Walding*.

»Die Vedas² erzählen,« fuhr der Sirdar fort, »wie das Weltall in Wischnu's Schooß auf der Weltschlange Addisserschen im Milchmeer lag und aus einer Lotospflanze, die aus dem Nabel Wischnu's wuchs, die Welt entstand. Sie ward bevölkert mit braunen, gelben, schwarzen und weißen Menschen und jedem Volk gab Brahma, das Urwesen, einen Theil dieser Erde. Den Hindu's gab er die Veda's, den Kahlköpfen³ den Koran, und den Christen das Buch, aus dem die Missionaire lesen. Aber die Hindu's waren seine liebsten Kinder, und darum erschlug er den Riesen Hajagriwa, als dieser die Veda's geraubt, und gab sie ihnen zurück. Das Land,

¹Die vier indischen Hauptkasten, die wieder in zahlreiche Untertasten zerfallen, sind: 1) die Brahminen, der Priester- und Gelehrtenstand, 2) die Xetris, der Kriegerstand, 3) die Waissias oder Baniannen, der Handelsstand, 4) die Sudders, der Handwerker- und Arbeiterstand. Außer den Kasten, als unrein, stehen die Paria's.

²Die heiligen Bücher (Mythen) der Indier.

³Mahomedaner.

das sie bewohnten, war von den Göttern bevorzugt, Gold und Myrrhen und alle köstlichen Früchte wuchsen in ihm, und Fürsten, deren Stämme so alt wie die Welt, beherrschten seine Bewohner. Der Ruf seines Reichthums ging über die Gebirge und Meere, und die Kahlköpfe kamen, davon angelockt, nach Hindostan, schlugen unsere Väter in vielen Schlachten und ließen sich nieder in unseren Thälern. Aber es waren Männer wie wir, sie achteten unsern Glauben, verschmolzen sich mit unseren Sitten und wurden Hindu's, wenn sie auch den Propheten anbeteten. Die Zeit ist so lange her, daß wir ihrer nicht mehr denken können. Auch die Weißen kamen zu uns. Brahma hat sie mit der Farbe der Dereta's gezeichnet. Wie es unter den braunen Menschen böse und schlechte giebt, von denen der gute Geist sein Angesicht gewendet hat, so giebt es auch unter den Weißen tapfre und weise Stämme, und der Krieger mit den weißen Haaren, der unter uns sitzt, und der kluge Hakim gehören ihnen an, wie die beiden Männer, die uns ein großer Fürst gesandt hat. Sie haben ein Herz für ihre braunen Brüder und wollen mit ihnen ihr Wissen theilen. Aber was können sie thun gegen unsere Herren, die auch die ihren sind? Die Faringi beherrschen die weißen Länder und sind die mächtigste Nation. Wir waren Thoren, als wir sie an unseren Küsten aufnahmen und ihnen Gutes thaten. Hundert Jahre – ein Tropfen nur in dem Meer unsrer Geschichte – sind vergangen, und ihr Fuß ist bis zu den Bergen des Himalaya vorgeschritten, und die Hindostani sind ihre Sklaven geworden. Das Feld, das wir bauen, der Handel, den wir treiben, trägt nur Früchte für sie, unsere Söhne sind ihre Söldner, unser Glaube, unsere Sitten sind ihr Spott, fremde Männer regieren uns und sitzen auf den Thronen, die unsere Väter einnahmen. Unglück! Unglück! Wo ist Gerechtigkeit bei ihnen zu finden, die in dem eigenen Lande Willkür und Raub herrschen lassen? Viele Jahre habe ich unter ihnen gelebt und gesehen, wie der Sohn den Vater, der Bruder den Bruder um schnöden Goldes willen zerfleischt. Wollen wir ewig ihre Diener sein? Wollen wir warten, bis unser Glaube ganz unterdrückt ist, bis unsere letzte Kraft gebrochen, unsere letzte Erinnerung vertilgt ist, bis wir Nichts sind, als niedere Sklaven einer Handvoll hochmüthiger Faringi, und wie die Hunde von dem Bissen leben, der von ihrer Tafel fällt? Wer ist unter uns, der nicht über Gewaltthat, Betrug und Raub dieser Faringi Klage zu führen hat?«

Die Rani erhob sich: »Fluch den Faringi! Sie haben meinen Kindern das Erbe ihres Vaters geraubt!«

»Verdammiß über die weißen Verräther,« rief der Afghanen-Häuptling, wild seinen Säbel schüttelnd, »sie haben uns betrogen um das Land am Sindh, das wir besaßen.«

»Die Sonne des Weltalls, der Beherrscher des himmlischen Reiches der Mitte ist erzürnt auf die Engländer,« sagte der Chinese, »sie sind in unser Land gedrungen wie Räuber und zwingen uns, das Gift, das sie uns bringen, zu kaufen.«

»Mein Vater war ein freier Beludschien-Fürst,« sprach ein anderer der Männer. »Wo ist das Land im Sindh, das ich noch mein eigen nenne? Fluch den Räubern!«

»Und Delhi – das goldene Delhi? Wo ist der Hindu, der nicht an seine Größe dächte und mit Schmerz die Werke Akbar's und Aureng Zeb's, meiner Ahnen, erniedrigt sähe zum Eigenthum der falschen Faringi? Ist der Mogul, mein Vater, etwas Andres, als die Puppe ihres Willens?«

Der Fremde, welcher also gesprochen, hatte sich erhoben und das Gewand eines Derwisch, das ihn bisher verhüllt, fallen lassen. Es war ein noch junger Mann von edler Gesichtsbildung und reicher indischer Kleidung, und seine Miene drückte leidenschaftlichen Haß gegen

die Nation aus, die den berühmten Thron seiner Vater zu einem machtlosen Schattenbild gemacht hatte.

Nur der Sirdar schien nicht überrascht von der Anwesenheit des Prinzen, der sich durch seinen jugendlichen Ungestüm verrathen, während alle Anderen bisher in ihm nur einen untergeordneten Boten und Vertrauten des halbenthronten Kaisers von Delhi gesehen hatten.

»Es ist Akbar-Jehan, der zehnte Sohn des erhabenen Großmoguls,« sagte er, indem er aufstand, und dem Prinzen den Platz zwischen der Rani und dem Peischwa anwies. »Wir erkennen dankbar das Zeichen des Vertrauens, das Mahomed-Abul-Schah uns durch die Sendung seines Lieblingskindes bewiesen hat. – Nur die Meinung eines der Häupter dieser Berathung vermisse ich noch. Sollte Srinath Bahadur, der Sohn Bazie-Rû's, vergessen haben, daß die Faringi sich weigern, ihn als Peischwa von Bithoor und den Erben seines Vaters anzuerkennen!«

Eine dunkle Röthe überzog urplötzlich das Gesicht des Angeredeten, der träge Schleier seiner Augen verschwand, und ein Blitz voll Zorn schoß auf den Redner.

»Das Gesetz unserer Väter macht das Kind, dem wir unsern Namen geben, auch wenn es nicht von unserm Blute stammt, zu unserm rechtmäßigen Erben. Noch Niemand hat daran gezweifelt oder dem Erben sein Rechte streitig gemacht.«

»Kein Hindu – kein Muselman – Du sprichst die Wahrheit. Aber erkennen die Faringi Dein Recht an?«

»Zahlreiche Fälle aus den Fürsten-Familien Hindostans sprechen dafür.«

»Wohl – ich zweifle nicht daran. Aber ich frage, ob die Compagnie *Deinen* unzweifelhaften Anspruch auf die Peischwa-Würde und die Entschädigung, die Dein Vater rechtlich bezog, bestätigt hat.«

»Du weißt ohne Deine Frage, daß ich einen Prozeß darum führe. Ich sandte Baber-Dutt, meinen Bruder, nach England, mein Recht zu vertheidigen, und die weiße Königin und die Regierung des Landes haben es anerkannt.«

»Das ist etwas Anderes. Der Sahib-Gouverneur hat Dir also die Würde ertheilt?«

Wiederum erröthete der Maharadschah. »Das nicht,« sagte er verlegen. »Man erkannte nur mein Recht an, man verwies mich an die Compagnie, an die Regierung in Calcutta und diese hat die Sache verzögert.«

»Wenn ich mich recht erinnere,« fuhr der Sirdar nicht ohne Spott fort, »so sind fünf Jahre seitdem vergangen. Hat der tapfere Srinath Bahadur unterdessen sich nur mit der Jagd und den Freuden des Harems beschäftigt, ohne etwas weiter für sein angestammtes Recht zu thun?«

»Ich unterhalte keinen Harem, Freund *Tantiah Topi*,« sagte der Maharadschah finster, »sondern besitze eine Gattin, die alle Rechte der Rani genießt. Ich habe meinen Bruder noch einmal mit einer Beschwerde über die Zögerung der Compagnie nach London gesendet, und ich weiß gewiß, daß das Parlament meine Klage hören und sich Gehorsam verschaffen wird. Ich bin ein Hindostani wie Du und empfinde mit Schmerzen, daß mein Land die Fesseln der Fremden trägt. Aber das Volk der Hindu ist noch nicht vorgeschritten und gebildet genug, um seinen alten Glanz wieder zu erringen, und die Männer, die uns beherrschen, wissen mehr als wir und sind tapfer und gerecht. Ich wünsche Indien seine Freiheit, aber warum sollte ich selbst gegen die streiten, die meine Freunde sind?«

Der Sirdar antwortete ihm nicht, sondern klatschte in die Hände.

Alsbald rauschte der Vorhang zwischen den Elephanten zur Seite und ein Fremder in indischer Kleidung trat in den Kreis der Berathenden.

Der Maharadschah erhob sich hastig von seinem Sitze. »Was sehen meine Augen? *Baber-Dutt*, mein Bruder! Wie kommst Du hierher?«

»Ich bin am zehnten Tage des Monats in Suratschi eingetroffen und erhielt dort die Nachricht, daß ich Dich hier auf der Rückkehr von Bombay finden würde. Feuer war unter meinen Sohlen, bis ich Dich wieder sah.«

»So kommst Du nicht von Bithoor, bist nicht in unserer Heimath gewesen und bringst mir keine Nachricht von meinem Weibe?«

»Du hörst es, daß ich durch das Meer von Maskat gekommen bin und die verfluchte Stadt der weißen Geldwechsler nicht berührt habe. Ich habe die Stämme der Wüste besucht auf meiner Reise und mehr Gerechtigkeit unter ihnen gefunden, als unter den stolzesten Faringi's. Ich kann nicht wissen, was die Christin macht.«

»Ich weiß, Baber-Dutt, Du liebst sie nicht, obgleich sie es um Dich und Alle, die ihr nahe stehen, verdient. Aber —« er zögerte offenbar mit der Frage und nur der feste Blick des alten Mahratten nöthigte ihn dazu, »sprich, welche Nachricht bringst Du mir in der Sache, wegen deren Du zum zweiten Male die Reise unternommen!«

»Lies selbst.« Der Bote reichte ihm ein Schreiben, mit dem großen Siegel des Staatssecretsairs der Kolonien verschlossen.

Der Maharadschah erbrach hastig das Dokument und durchlas es. Je weiter seine Augen über die Zeilen flogen, desto finsterner zogen sich die Falten seiner Stirn, und seine Zähne bissen fest die untere Lippe, daß zwei große Blutstropfen über das glatte Kinn rollten.

»Worte – Worte! —« murmelte er, indem seine Hand krampfhaft das Schreiben zusammenballte und es weit von sich schleuderte. Ein Blitz dämonischen Grimms flammte aus seinen braunen Augen, aber mit einer Gewalt sondergleichen unterdrückte er den aufbrausenden Sturm der Leidenschaften, ergriff eine goldene Kapsel, die er an einer Kette von gleichem Metall um die Brust trug und öffnete sie durch den Druck einer Feder. Die hohle Hand verbarg zwar den Inhalt, der sich allein seinen Augen zeigte, aber der Anblick schien eine zauberische Wirkung auf ihn zu üben. Es war, als wenn ein entfesselter Dämon plötzlich beruhigt würde, eine vom Sturm erregte See sich in den glatten friedlichen Spiegel verwandelte. Die Falten seiner Stirn verschwanden, das Feuer seiner Augen verschleierte sich wieder, der bezähmte Tiger winkte dankend seinem Bruder und ging zu seinem Sitz zurück, auf den er sich niederließ, als wäre so eben nicht die Verhöhnung seiner sehnsüchtigsten ehrgeizigen Wünsche ihm kund geworden.

Und der Zauber, der diesen Sturm so rasch, so vollständig beschworen?

Er bestand allein in einem kleinen Miniaturbild, das jene Kapsel umschloß. Aber der feurige, so oft von seinen Leidenschaften hingerissene Indier hat dem Wesen, das jenes Bild darstellte, geschworen, es jedes Mal zu betrachten, wenn er fühlte, daß der ungestüme Zorn sich seiner bemeistern wolle.

»Es ist gut,« sagte der Maharadschah – »ich danke Dir. Mein Vater hat Recht gehabt mit seinen Zweifeln. Die Minister der Königin verweisen mich wiederum an den Rath zu Calcutta und versprechen, mein gerechtes Gesuch zu unterstützen.«

Der Sirdar stampfte wild mit dem Fuß auf. »Ist denn der Löwe zum Lamm geworden, der Krieger zum Feigling, der die Ruthe küßt, die ihn schlägt? Ganz Indien kennt die Tyrannei,

die Schmach, die man Dir angethan und sieht mit Scham den Mann, auf den es gehofft, sich zum Diener seiner Tyrannen herabwürdigen. Du weißt, Srinath Bahadur, was hier verhandelt werden soll. Wir glaubten, einen Bundesgenossen in Dir zu finden, nicht einen Verräther. Geh hin zu Deinen weißen Freunden und verkünde ihnen den Blitz, der über ihrem Haupte schwebt. Vielleicht, daß sie Dich zum Dank statt zum Peischwa, der Dein Vater war, zum Aufseher ihrer Peons¹ machen.«

Die Hand des beleidigten Maharadschah flog an den Griff seines Säbels, sein Auge sprühte Verderben dem Unvorsichtigen, und die Umsitzenden glaubten Zeugen einer blutigen That werden zu müssen, aber nochmals beruhigte sich durch die eiserne Macht seines Willens der Zorn dieses Mannes. Die Hand verließ den Griff seiner Waffe, während er sich stolz erhob und seine weiten Gewänder zusammennahm. »Deine Worte sind Lügen, alter Mann,« sagte er mit erzwungener Ruhe, »aber Dein Haar ist weiß und Nena wird seine Hand nicht erheben gegen den, unter dessen Dach er verweilt. Mögen die Götter die Beleidigung Deines Gastfreundes Dir vergeben. Der Sohn Bazie-Rû's ist ein Freund der Faringi und will seine Hand nicht in das Blut der Brüder seines Weibes tauchen. Aber höher noch liebt er sein Vaterland und wird es mit Freuden begrüßen, wenn es sich frei gemacht von den Fesseln der Fremden. Was Ihr sinnt, war mir längst kein Geheimniß; niemals aber wird Srinath Bahadur den weißen Männern verrathen, was Denen, die ihm vertraut, Verderben bringen müßte.«

Er wollte den Kreis verlassen und sich hinweggeben, aber der alte Mahrattenfürst warf sich ihm in den Weg. »Nicht beleidigen wollte Dich, den Gastfreund, meine Zunge, edler Nena,« betheuerte der finstere Alte, »nur aufreizen Dich, auf den wir so viele Hoffnungen gesetzt und der sich einst nicht ohne Absicht mit einer Schaar tapferer Männer umgab, die keine Faringi waren. Wir haben falsch gehofft, vergeblich geharrt. Cama² hat über die Dunkeläugige gesiegt und den Löwen schwach gemacht. Aber fern sei es von uns, daß wir einem Sohne Bazie-Rû's mißtrauen sollten. Bleibe bei uns, Nena, und höre, was beschlossen wird, denn ich hoffe, die Stunde wird kommen, wo Du Dich dessen, was Du gehört, erinnern wirst und mit uns kämpfen gegen den gemeinsamen Feind. Wenn Du bis dahin die Hand nicht erheben willst für die Sache des Vaterlandes, so gewähre wenigstens Denen, die ihr Leben zu opfern bereit sind, Deinen Schutz, verwende die fremden Schätze, die jetzt ungenützt liegen, zu ihrer Hilfe, und fördre damit die Rache eines Todten an seinen Verderbern.«

Der Nena war nach den ersten Worten seines Wirthes schweigend auf seinen Sitz zurückgekehrt und sah jetzt befremdet auf den Sirdar. »Was meinst Du damit?«

»Ich meine das Erbe Dyce Sombres, des Enkels der großen Begum von Somroo, dessen Besitz Dir zusteht!«

»Ich besitze nur eine Kiste mit Edelsteinen und Dokumenten, die meinem Pflegevater von der Begum anvertraut war und die ihrem Enkel oder seinen Erben auf sein Verlangen gegen ein gewisses Zeichen ausgehändigt werden sollte. Der Auftrag ist an mich übergegangen, aber Niemand hat sich bis jetzt zum Empfang gemeldet, und niemals hat meine Hand den Deckel des anvertrauten Gutes berührt.«

»Du selbst bist der Erbe der Schätze der Begum und all' ihrer hinterlassenen Güter in Indien, die Du den habgierigen Krallen der Faringi entreißen wirst. Hier« – er nahm die Papiere aus den Falten seiner Gewänder, – »ist das Testament meines unglücklichen Mayadars, das

¹Polizeisoldaten.

²Der Gott der Liebe.

Dich zum Erben einsetzt; und dieser Mann war Zeuge, daß Dyce noch auf seinem Todtenbett diese Verfügung bestätigte.«

Der Nena empfing mit Erstaunen – denn bis jetzt hatte er durch die Intriguen der englischen Familie keine Sylbe von seinem Anrecht auf die reiche Erbschaft erfahren – die Dokumente, die Walding mit gleichem Befremden in den Händen des Mahratten sah, da ihm doch bekannt war, auf wie seltsame Weise sie aus dem Todtenzimmer verschwunden waren.

»Deine Sache ist es, edler Maharadschah,« fuhr der Sirdar mit leichtem Hohn fort, »jetzt von Deinen *Freunden*, den Faringi, auch hierin Dein Recht zu erstreiten. Doch wichtiger, als das Erbe dieser großen Landgüter, die von der Habsucht unserer Tyrannen ausgesogen sind, ist der Brief, den der Hakim Dir auszuhändigen hat, und der die geheimen Zeichen enthält, welche die Begum bestimmt hat. Tritt vor, Franke, und übergieb diesem Mann das Schreiben, das Du fünf Jahre lang mit Gefahr Deines Lebens und unter den Mißhandlungen Deiner Feinde für diese Stunde aufbewahrt hast.«

So aufgefordert trat der deutsche Arzt vor, zog aus seiner Brusttasche das wohlverwahrte Dokument, das so seltsame und blutige Intriguen veranlaßt hatte, und übergab es dem Maharadschah, der es sofort öffnete.

»Die Pergamente,« sprach der Sirdar weiter, »welche in jenem Kasten enthalten sind, sind wichtig für Deine eigenen Ansprüche auf die Erbschaft, die Schätze aber, die er sonst birgt, gehören den Beiden, die der Verstorbene dazu bestimmt hat, daß sie seine Leiden rächen im Kampf gegen England!«

Und: »Kampf gegen England!« hallte es wieder im Kreise.

»Ich bin bereit, dem Franken das Erbe meiner Väter auszuhändigen, wenn er mich nach Bithoor begleiten will,« erklärte der Maharadschah. »Er steht von diesem Augenblick an unter meinem Schutz und ich büрге für jedes Haar seines Hauptes.«

Der Arzt ergriff froh die Gelegenheit. »Wenn Du es erlaubst, Hoheit, schließe ich mich Deinem Gefolge an. Aber ich kann nicht allein über den Schatz bestimmen, den mein verstorbener Freund hinterlassen. Gegründeter sind die Rechte eines Mannes darüber, der leider das Opfer eines traurigen Irrthums oder« – sein Blick traf den Sirdar – »eines Verbrechens geworden und wahrscheinlich den unverdienten Leiden an fremden Küsten erlegen ist.«

»Wenn der weise Hakim Capitain Ochterlony meint,« erwiederte der Sirdar, »so mag er ruhig sein. Er wird ihn wiedersehen, wenn die Zeit gekommen und möge bis dahin den Racheschwur, den er geleistet, so treulich halten, wie ihn der Verbannte von Sydney halten wird!«

Der Mahratte hatte dies mit einer solchen Bestimmtheit gesagt, indem er sich dabei der englischen Sprache bediente, daß Walding kaum zweifeln konnte, er wisse mehr von dem Schicksal des unglücklichen Mannes. Doch wagte er nicht, jetzt weiter danach zu fragen.

Die Versammelten hatten mit orientalischer Ruhe der Entwicklung der Scene mit dem Maharadschah beigewohnt, ohne eine Bemerkung zu machen, jetzt aber erhob die Rani ihre Hand und sprach:

»Die Feinde der Faringi sind bereit zu hören, was der Bund der Chupattie¹ beschließt,«

¹Der heilige Kuchen, wie schon früher erwähnt, das Wahrzeichen der Verschworenen.

»Es ist Zeit davon zu reden,« sagte der Sirdar. »Wenn der Mond neun Mal gewechselt hat, wird etwas Weißes sterben und die Hindostani werden ihr Haupt in die Wolken erheben. Jeder möge berichten, was er zu sagen hat. Fattih Murad Khan ist der jüngste unserer Freunde, er möge sprechen und verkünden, was der weise Gholab Singh bereit ist zu thun.«

»Leider vermag ich nur wenig zu versprechen,« sagte der Jüngling, »Gholab Singh ist ein weiser Mann, aber er redet dies und er redet das. Er hat mich gesendet, um Theil an der Gefahr zu nehmen und fünfhundert Reiter aus den Gebirgen werden mir folgen, wenn ein fester Platz in den Händen der Hindostani ist. Wenn es ihnen gelingt, die Faringi zu schlagen, so wird Gholab Singh das Pendschab in Flammen setzen und die Maharani wieder auf den Thron von Lahore erheben.«

»Um sein eigen Blut ihn theilen zu lassen, wenn erst Murad Khan sich mit der Rose des Pendschab vermählt hat,« spottete der Prinz von Delhi. »Es ist bekannt, daß der weise Gholab seinen ältesten Sohn in Calcutta als Geißel seiner Treue für die Faringi wohnen läßt, während er uns seinen Jüngsten gesandt hat. Der Statthalter der Faringi am Himalaya hat zwei Gesichter!«

»Willst Du meinen Erzeuger beleidigen, falscher Mahomedaner?« schrie der Khan entrüstet und griff zum Säbel. »Möge die Zunge verdorren, die giftige Verleumdung zu sprechen wagt!«

»Still, Knaben,« befahl der Sirdar. »Es ist unrecht von Dir, o Prinz, den Khan zu beleidigen, während andererseits Wahrheit in Deinen Worten ist. Gholab Singh ist ein vorsichtiger Mann, der nach seinem Vortheil handelt. Wenn er es aufrichtig mit der Befreiung Hindostan's meinte, könnte sein Wort allein die stolzen Faringi in's Meer jagen. Viele Stämme der Sikhkrieger sehen auf ihn, und es sind ihrer siebzigtausend in der Armee der Compagnie. Wenn sie sich mit uns verbinden, wird kein Faringi am Leben bleiben, um zu seiner Heimath zurückzukehren.«

»Die Sikhs,« sagte noch immer unwillig der Khan – »haben nicht vergessen, daß die Hindu-Sepoy's es waren, mit deren Hilfe die Faringi die Freiheit des Pendschab unterjocht. Warum sollten sie ihr Blut jetzt geben für die Freiheit ihrer Feinde?«

»Unglücklicher Zwiespalt!« rief die Königin, indem sie ihre Hände erhob. »Die Sikh's und die Hindu's sind Brüder und die Fremden allein haben den Argwohn zwischen sie gesäet. Die Sikh's werden die Stimme ihrer Rani hören, wenn die Fahne des Kampfes geschwungen wird!«

»Wenn es der edlen Rani so aufrichtig um die Einigkeit der beiden Völker zu thun ist,« sagte auf's Neue der hochmüthige Prinz von Delhi, »so möge sie das Kleinod der Sikh's, das sie besitzt, nicht wieder einem Sikh geben, sondern einem Manne aus dem Blut Akbar des Großen, das über die Hindu gebietet!«

Diese offene und unerwartete Werbung, hervorgegangen aus der Eifersucht, die seit Jahrhunderten zwischen den benachbarten Stämmen geherrscht, machte Alle verstummen. Wohl ahnte Niemand, daß die eben gesprochenen Worte es sein sollten, welche allein die Herrschaft der Engländer noch längere Zeit über Ostindien aufrecht halten und den gewaltigen Aufstand auf engere Grenzen beschränken würden, als er sonst offenbar gehabt hätte, dennoch fühlten der Sirdar und die Nami selbst im Augenblick der politische Wichtigkeit des Vorschlags und welche Zerwürfniß er unter zwei mächtigen Parteien hervorrufen könnte. Fattih Murad Khan war der Erste, welcher eine Antwort bereit hatte. »Der Schakal,« sagte er

stolz, »ist lüstern nach fremdem Gut. Er möge erst ein Wolf werden und auf dem Schlachtfeld zeigen, daß er zu kämpfen versteht, ehe er seine Ansprüche auf die Krone der Schönheit vorzubringen wagt.«

»Hochmüthiger Sikh,« erwiderte der Prinz, »diese Hand wird die Fahne der Freiheit auf die goldenen Thore von Delhi pflanzen und die Faringi wie Spreu im Winde vor sich her treiben. Sie ist nicht die Hand eines gemeinen Kriegers, die den Einzelnen auf dem Schlachtfeld erschlägt.«

Der Streit zwischen den beiden jungen Rivalen um Ruhm und Liebe drohte auf's Neue auszubrechen, wenn nicht die Maharani ihn unterdrückt hätte.

»Deine Werbung, o Prinz,« sagte sie, sich majestätisch aufrichtend, »ehrt mich, aber der tapfere Khan hat bereits mein Versprechen. Das Geschick möge entscheiden, wer der Glückliche sein wird, der den gefangenen Sohn mir zurückführt. Er allein hat über die Rose von Lahore zu entscheiden, wenn er auf dem Thron seines Vaters sitzt.«

»Möge es der Maharani gefallen,« sprach der Sirdar eilig dazwischen, indem er der Fürstin einen Wink mit den Augen gab, »uns mitzuthemen, was der Krieg der Hindu's gegen die weißen Faringi von Seiten unserer Freunde in Nepal zu erwarten hat?«

»Du weißt, daß sein Herrscher mir Schutz gewährt und die Compagnie haßt. Aber Jung Bahadur, sein Minister und der Günstling der Königin ist allmächtig und auf seinen Willen wird es ankommen, ob die Ghurka's¹ uns oder den Faringi zu Hilfe kommen, in deren fernem Nebellande er sich jetzt befindet.«

»Wenn er zurückgekehrt ist,« sagte der Sirdar, »müssen wir ihn zu gewinnen suchen. Er liebt das Gold und die Macht, und es wird viele Männer geben, die bei dem Kriege unabhängige Fürsten werden. Unsere Brüder aus Malwah, Goudawan und dem Dekan mögen für ihr Land sprechen.«

»Salar Dscheng, der Wessir des Nizam von Haiderabad ist ein Freund der Faringi,« sagte ein mahomedanischer Derwisch, »aber die Soldaten seines Herrn sind treue Söhne des Koran und hassen die Faringi auf's Blut. Wenn sie erfahren, daß der Glaube des Propheten in Gefahr ist, werden sie ihre Waffen erheben und den Nizam vom Thron stoßen.«

»Wir rechnen auf den Dekan erst, wenn der Kampf im Gange ist,« sagte der Mahratte. »Die glorreichen Erinnerungen Hyder Aly's von Mysore werden nicht erstorben sein in den Erinnerungen seiner Völker. Ein treuer Freund unserer Sache durchstreift das Land im Süden und sammelt unsere Freunde. Die Sepoy's von Madras sind nicht die, auf welchen die Hoffnungen Hindostans beruhen. Ihre Kaste ist gemischt, es sind Neger, Malayen und Männer von den Inseln unter ihnen, die kein Herz haben für die Freiheit. Auch ihre Zeit wird kommen.«

»Der Scindia und Holkar,« berichtete der Abgesandte von Malwa und Bundelkund, »weisen die Anerbietungen, die ihnen gemacht werden, zurück. Sie sind Freunde der Faringi.«

»Fluch ihnen! Das Fürstenblut der Mahratten ist in ihren Adern, und dennoch wollen sie lieber als Sklaven leben, denn als freie Männer sterben!«

»Ihre Krieger,« fuhr der Berichterstatter fort, »sind die unseren. Die Hauptleute warten auf die Sendung der heiligen Kuchen und werden zu den Fahnen des Rao von Jhansi stoßen, der den Aufstand in seinem Lande beginnen wird. Zehntausend kampferüstete Männer warten auf unsern Wink.«

¹Bergvölker aus Nepal.

»Die Bhawani hat sein Leben genommen,« sagte der Sirdar. »Die Seele unsers Freundes hat ihre neun Wandelungen angetreten. Der Scindia wird sein Land nehmen – es ist ein harter Schlag für unsre Sache. Die Rani selbst hat mir Botschaft gesandt, ehe sie den Scheiterhaufen bestieg.«

»Friede sei mit ihr!« murmelten die Lippen sämmtlicher Hindu in der Versammlung. »Agni¹ wolle ihre Seele zum Himmel tragen!«

»Mögen unsere Freunde aus Bengalen, Allahabad und dem Rohilcand uns ihren Bericht machen,« fuhr der Sirdar fort. »Bis jetzt haben wir nur Schlimmes gehört – ihre Lippen sollen unseren Ohren Wonnen verkünden.«

»Die Treulosigkeit der Faringi wird mit jedem Tage unerträglicher, wir sind die Sohle ihrer Füße,« sagte ein Mann, dessen stolzer Gestalt und schönen Zügen jener körperliche und geistige Adel unverkennbar aufgedrückt war, der das edle und so schmäählich mißhandelte Volk der Rohilla's auszeichnet. »Vierzigtausend Männer werden bereit sein, das Schwert zu ergreifen.«

»Ich kenne Deine Landsleute, edler *Kur-Singh*,« bemerkte der Sirdar, »und vertraue auf ihre Tapferkeit. Möge der würdige Subadar-Sahib *Ali-Khan* jetzt sprechen und uns von der Armee von Bengalen berichten,«

»Fünzigtausend Sepoy's werden die Hand gegen die Faringi erheben. Hier sind die Listen der Regimenter und ihrer Kasten. Hindu und Moslem sind einig in dem Mißtrauen gegen die Engländer – die Brahminen haben in jeder Kaserne, in jedem Fort einen geheimen Bund unter den Männern errichtet, von Calcutta bis über die Grenzen des Audh. Es bedarf nur des Schürens, um die Flamme hochlodern zu machen.«

»Haben Eure weißen Gebieter wieder Neuerungen in dem Dienst und den Gebräuchen des Heeres eingeführt?« fragte der Mahratte.

»Die Sepoy's sollen künftig nicht mehr ihre eigenen Patronen fertigen. Man wird sie aus dem Land der Nebel uns senden.«

Eine wilde Freude zuckte über das Gesicht des Sirdars.

»Das ist – was wir brauchen! Aus ihren eigenen Patronen wollen wir den stolzen Faringi ein Feuer bereiten, das sie in die Luft sprengen soll. Hört mich an, Freunde und Brüder!«

»Wir hören!«

»Unter sämmtlichen Sepoy's der vier Regentschaften müssen geheime Gerüchte verbreitet werden. Den Hindu's müssen die Brahminen verkünden, daß ihre Patronen mit dem Fett der heiligen Kühe² bereitet werden, den Moslems, daß zu den ihren das Schmalz der unreinen Thiere³ verwendet wird. Das wird die Gemüther in Gährung bringen durch das ganze Land und zweimalhunderttausend Bayonnette für uns zum Kampf rufen!«

»Der Plan ist gut – der Teufel selbst hätte ihn nicht besser aushecken können,« sagte General Ventura. »Ich kenne den Fanatismus und weiß, daß kein Vernunftpredigen, kein Beweis des Gegentheils den Wahn zu stören vermag, der wie eine Wasserfluth sich mit rasender Schnelle verbreitet.«

»Aber die Sikh-Regimenter sind weder Hindu's noch Mohamedaner, sie spotten des Glaubens der Einen wie der Anderen,« bemerkte der Subadar.

¹Der Gott des Feuers.

²Nach dem Glauben der Hindu's ist die Kuh ein heiliges Thier, das sie nicht tödten dürfen.

³Der Schweine, deren Fleisch und Fett der Koran verbietet.

»Der allgemeine Taumel – die Feindschaft gegen die Faringi – mein Ruf zu den Waffen wird sie mit fortreißen!« beharrte die Maharani.

Mehrere der Versammelten wiegten zweifelnd das Haupt, als glaubten sie an das Versprechen nicht besonders.

»Hier sind Briefe von *Man-Singh*, dem Rao von *Mundoger* und dem Desahi von *Hembzi*,« fuhr Tukallah, oder Tantiah Topi, wie er bei den indischen Stämmen genannt wurde, die nicht zu den Mahratten, seinem eigenen Volke, gehörten, fort. »Sie versprechen, in der Radschputana und dem Bombay-Distrikt den Aufruhr zu leiten. *Daula-Chan*, der Naib-Nazim von *Budaon*, der Rajah von *Sorapore* und *Gorhuccus-Singh*, der Radschah von *Goudah*, harren auf unsern Wink. Der Radschah von *Shunda* wird sich auf den verrätherischen Nizzam werfen, wenn er es wagt, den Faringi beizustehen.«

»Cartiteia¹ wird uns beistehen, sie zu verderben,« schwur einer der Krieger. »*Mohamed Musiful*, mein Gebieter, der Thusildar von Piluni wird mit fünftausend Reitern und zweihundert Elephanten gegen sie ziehen.«

Auch die Übrigen berichteten aus den verschiedenen Theilen Indiens, wie Alles bereitet werde zum Ausbruch der allgemeinen Empörung.

Der geheime Leiter des furchtbaren Bundes der Rache neigte sich jetzt vor den Fremden. »Die Tapferen des großen Sultans in den Ländern, wo Brahma den ewigen Schnee geschaffen, haben gehört, wie die Söhne Hindostan's bereit sind, ihr Blut gegen die Faringi, unsere und Eure Feinde, zu vergießen. Der große Sultan, unser Freund, weiß um unsere Hoffnungen. Was gedenkt er zu thun?«

Der Eine der beiden fremden Offiziere mit dem slavischen Gesichtsschnitt öffnete ein Portefeuille, das er auf seinen Knien getragen und keinen Moment aus der Hand oder den Augen gelassen hatte, und nahm verschiedene Papiere heraus.

»Seine Majestät, der Kaiser,« sagte er mit einer ehrerbietigen Bewegung des Hauptes, »haben mit Schmerz die ungerechte Entthronung so vieler edlen Fürsten eines Landes gesehen, an dem ihr Herz innigen Antheil nimmt. Seine Majestät würden sich aufrichtig freuen, die alte Herrschaft des Großmoguls wieder in ihrem Glanz, die Erben des berühmten Rundschild-Singhs, des Freundes unsers verewigten Herrn, wieder eingesetzt und die Rechte des Königreichs Audh hergestellt zu sehen. England mit seiner unersättlichen Habsucht breitet seine Macht immer weiter aus – es müssen ihr Schranken gesetzt werden. Darum wird es unser Herr der Kaiser mit Beifall begrüßen, wenn die alt berühmte Nation der Hindu ihre Freiheit gegen die britischen Eroberer vertheidigt.«

Der Sirdar lächelte spöttisch. »Goldene Worte stürzen kein eisern Thor ein, sagt das weise Sprüchwort. Ist das Alles, was der große Sultan der kalten Länder für unsere Noth thut?«

»Dies Papier,« erwiderte der Offizier, indem er es im Laufe seiner Rede übergab, »enthält eine genaue Übersicht der in ganz Indien stationirten militairischen Macht der britischen Krone und der Compagnie, genauer, als sie Deine eigenen Berichte würden zusammenstellen können, tapferer Sirdar. Sie kommt aus dem geheimen Kabinet des General-Gouverneurs in Calcutta. Danach besteht die Truppenzahl im Dienst der indischen Verwaltung augenblicklich in 29,000 Mann Europäern, wovon mehr als der fünfte Theil Offiziere sind, und

¹Der Gott des Krieges.

234,000 Mann Sepoy's. Die Zahl der irregulären Truppen bei der Finanz-, Polizei- und Justiz-Verwaltung wird gleichfalls sich auf 300,000 Mann belaufen. Als zuverlässig kann die Regierung nur auf die Europäer rechnen. – Dies zweite Papier enthält den ganzen Stand der englischen Armee und ihre Stationirung in den verschiedenen Welttheilen. Die Entfernungen sind bei allen Positionen angegeben und die Zeiten berechnet, in welcher die Regimenter von entfernten Stationen nach Indien transportirt werden können. Unser Gesandter in Konstantinopel wird das Seine thun, zu bewirken, daß der nähere Transport über Suez Schwierigkeiten und Hindernissen unterliegt. Der Effectivbestand der englischen Armee ist in diesem Augenblick nach den kolossalen Verlusten in dem Krimfeldzug, außer den indischen Truppen, auf 65,000 Mann geschmolzen, von denen 40,000 in Europa stehen. England ist außer Stande, im Laufe eines Jahres mehr als weitere 30,000 Mann nach Indien zu schicken, selbst wenn es in Gefahr ist, das ganze Land zu verlieren. Diese Summe schon wäre das Höchste, Möglichste! aber es wird kaum die Hälfte leisten können. Ein Krieg von drei Jahren muß England banquerott an Menschen machen. Sie aber haben 200,000 Sepoy's und Irreguläre, auf die Sie rechnen können, die Dschungeln, die Hitze und die Cholera zu Ihren Bundesgenossen. Dies dritte Papier enthält die Angabe der Vorräthe von Munition und Geschütz, die an den persischen Grenzen zur Disposition bereit liegen, und die Namen von zwanzig Offizieren der kaukasischen Armee, die bereit sind, bei den indischen Truppen einzutreten.«

»Der Kaiser, unser Herr,« fuhr der zweite Agent fort, »wird eine Ursache haben, ein Truppcorps an den Grenzen von Turkistan zusammenzuziehen, wenn ein Streit zwischen Persien und den Briten entsteht.« Sein diplomatisches Lächeln verkündete, daß bereits ein solcher im Werk sei. »Der wichtigste Schlag aber für den englisch-indischen Interessenten muß von Osten herkommen!« Er deutete auf den Mandarin, auf dem sich jetzt Aller Blicke wandten.

»Der Gebieter des Weltalls,« erklärte der Chinese, »wird die rothhaarigen Barbaren das Gewicht seines Zornes fühlen lassen und die Sonne seines Antlitzes vor ihnen verhüllen. Man wird die Factoreien, welche unsere Großmuth ihnen in Kuang-Tscheu¹ gestattet hat, verbrennen und ihnen die Leiber aufschneiden. Die Schiffe der Barbaren sollen das Wasser des Sitiang nicht länger beschmutzen.«

»Mashallah,« schwor der Afghane, sich den dunklen Bart streichend, – »Dost Mohammed Khan ist bereit, das Blutbad von Kabul zu wiederholen. Wenn man uns Peschaur, das uns der Faringi gestohlen, wiedergiebt, werden unsere Krieger bereit sein, über den Sindh zu gehen!«

»Die Kinder des Propheten sind in unserm Bunde,« erklärte *Baber-Dutt*, der Bruder des zögernden Peischwa, ein leidenschaftlicher Gegner der Engländer. »Nicht vergeblich hat der Freund des tapfern Kur-Singh den Weg durch die arabische Wüste gemacht! Wo der Koran gepredigt wird, ist blutiger Haß gegen die Faringi! Die Türken sehen in ihnen allein die Ursach vom Verfall ihres Reiches. In Ägypten und ganz Arabien gährt und kocht der Zorn gegen die falschen Christen. Ich war auf den Inseln, auf denen die Moslems und die Griechen wohnen und in der Stadt, die sie Alessandria nennen nach dem großen Sultan, der vor zweitausend Jahren mit seinen Kriegern bis zum Indus zog. Mit einer arabischen Praua kam ich nach Dscheddah im Rothen Meer und zog durch die Wüste bis zum Meere von Ormuz. Die tapfern Stämme von Yemen und Hadramaut harren nur der Gelegenheit, sich auf die weißen Männer von Aden zu stürzen. Die heiligen Imams von Mekka und Medina werden den Krieg gegen die Franken predigen und alle Araber der Wüste, im Land des Suderi und Ahysa's haben

¹Canton.

den Fuß im Bügel und den Speer in der Hand. Von Kahira bis Maskat lautet ein Ruf: *Tod den Faringi!*«

Und: »*Tod den Faringi!*« hallte der Ruf der Versammlung in der Pagode der indischen Thur, der Ströme von Blut und Entsetzen über Millionen Menschen und ein weites herrliches Land ergießen sollte.

Mit teuflischem Stolz auf sein drohendes Werk sah das Haupt der furchtbaren Würgersekte auf den Peischwa, der nicht ohne Staunen und in tiefem Sinnen der Entwicklung des riesigen Planes zugehört hatte.

»Die Frage, deren Entscheidung uns hier vor Allem zusammen geführt,« begann der Sirdar auf's Neue – »ist jene: wann soll der Streich geführt werden auf das Haupt der Faringi und wo soll der Ruf der Freiheit und Rache zuerst die Hindostani aus ihrem Schlafe erwecken?«

Jetzt erhob sich ein lebhafter Streit zwischen den eingebornen Mitgliedern der Versammlung.

Der Prinz von Delhi verlangte, daß die mächtige Hauptstadt des alten Reichs der Großmogule der Ausgangspunkt und Rückhalt des Kampfes werde, und Mähe Tschund, die entthronte Königin von Lahore war geneigt, ihm beizustimmen, da der Kerker ihres Sohnes unfern Delhi lag. Die geheimen Agenten der Begum von Audh jedoch, die im Namen ihres schwachen, von den Engländern nach seiner Entsetzung in einer Art von Gefangenschaft oder polizeilicher Aufsicht in Bengalen gehaltenen Gatten seit der Beraubung die Verhandlungen mit den Unzufriedenen leitete und namentlich die Aufmerksamkeit und allgemeine Hoffnung auf Nena Sahib gelenkt hatte, bestanden darauf, das Audh zum Schauplatz des Ausbruchs zu machen, da hier die Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten der Compagnie-Verwaltung am drückendsten auf den Bewohnern lasteten.

Ein anderer Vorschlag ging dahin, in Calcutta selbst, am Sitz der Regierung, die Fahne der Empörung zu erheben, sich des Forts William in einer Nacht zu bemächtigen und den Gouverneur und alle Beamte gleichzeitig zu ermorden. Tukallah selbst war für den Ausbruch des Kampfes an verschiedenen Stellen zugleich und hielt die Einöden der Radschputana für den geeignetsten Hinterhalt des Krieges, um denselben nach dem Pendschab, dem Bezirk von Bombay, nach Audh und dem südlichen Theil der mächtigen Halbinsel hinzudrängen. Die Offiziere mengten sich jetzt in den Streit und General Ventura legte einen Operationsplan vor, der sich gleichfalls für das mittlere Indien entschied und noch dadurch empfohlen wurde, daß nach den Übersichten der russischen Agenten von den vertragsmäßig jederzeit in Indien stationirten 26 königlichen Regimentern (20 zu Fuß und 6 zu Pferde) nur 4 Infanterie- und 2 Kavallerie-Regimenter auf dem ungeheuer weiten Raum von den Ufern des Indus bis zum Bramaputra, also auf einem Flächenraum von beinahe 400 geographischen Meilen, zerstreut lagen. Der Plan, in Calcutta selbst die Empörung ausbrechen zu lassen, wurde von vornherein durch den Umstand widerrathen, daß in der Hauptstadt 4 europäische Regimenter standen, Fort William nur von solchen besetzt gehalten wurde, und daß hauptsächlich in Bengalen die englischen Artillerie-Brigaden und die Sikh-Regimenter stationirt waren, deren Theilnahme an der Empörung bei dem Nationalhaß gegen die Sepoy's mindestens als sehr zweifelhaft erschien.

So wurden denn *Lucknow*, als die Hauptstadt des Audh, und *Delhi* und *Mirut* als die Punkte bestimmt, an denen der Aufruhr zunächst ausbrechen sollte, und als Zeit dafür das Mo-Harrem-Fest der Muselmänner im nächsten Jahre festgesetzt, bis wohin alle Vorbereitungen

zu dem gewaltigen Kampf vollständig beendet und die Sepoy-Regimenter in ganz Indien durch die Agenten des Bundes zur offenen Erhebung vorbereitet sein sollten.

Im Laufe der trotz des sonst so apathischen Charakters des Orientalen stürmischen Debatte, an der der beleidigte Erbe des Peischwa von Bithoor absichtlich keinen Antheil genommen, hatte sich auf seinen Wink der deutsche Arzt ihm genähert und hinter ihm Platz genommen. In dem Gewirr der streitenden Stimmen befragte Srinath Bahadur den Boten seines unglücklichen Verwandten um Nachrichten von dem Verstorbenen.

Diese Gelegenheit hielt Walding für günstig, um seinem neuen Beschützer das Papier zuzustellen, das die Bayadere ihm zu diesem Zweck gegeben hatte.

»Hoheit,« sagte er während einer Pause des Gesprächs, »der Brief meines unglücklichen Freundes ist nicht das Einzige, was ich Dir zu überreichen habe. Du hast mich Deines Schutzes versichert – darf ich auf denselben in jedem Falle für mich und ein anderes Wesen, das ich zu vertheidigen habe, bauen?«

»Srinath Bahadur ist gewohnt, sein Wort mit seinem Leben zu lösen! Kein Haar des Hauptes soll Dir und den Deinen berührt werden, so lange Du unter meinem Schutze stehst.«

»Dies Blatt,« fuhr der Deutsche fort, indem er es dem Bahadur verstohlen reichte, »ist mir anvertraut worden, es Dir zu übergeben.«

Der Indier nahm es und warf einen gleichgiltigen Blick darauf. Aber plötzlich, bei dem Anblick eines dem Überbringer unverständlichen Schriftzeichens auf dem Umschlag, begannen seine Augen zu funkeln, er riß es hastig auseinander und überflog die wenigen Zeilen, die es enthielt.

Sein blasses Gesicht nahm die fahle Farbe des Schreckens an, seine Züge schienen starr zu werden, nur die Nüstern öffneten sich weit und zuckten auf und nieder, wie das Schnauben des Tigers, den seine Hand so oft besiegt. Plötzlich griff diese nach dem Arm des erschrockenen Boten und preßte ihn mit eiserner Gewalt, daß dieser vor Schmerz hätte aufschreien mögen.

»Wer gab Ihnen das Blatt, Sir? – Antwort, bei Allem, was Ihnen heilig und theuer ist!« zischte die Stimme des Maharadschah in französischer Sprache.

»Um des Himmels willen, beruhigen Sie sich, Hoheit – Sie sollen Alles erfahren, was ich Ihnen sagen kann. Ziehen Sie nicht unnütz die Aufmerksamkeit der Anderen auf uns, oder ich müßte schweigen!«

»Sprechen Sie, Sir, – Sie sehen, ich kann Alles ertragen!« Die wechselnde Farbe auf seinem Gesicht, das unheimliche Blitzen seiner Augen, das Zittern seiner Hand strafte die Rede Lügen.

»Ein Weib – eine Bayadere gab es mir!«

»Wo ist sie?«

Walding zauderte mit der Antwort.

»Hören Sie mich an, Herr,« fuhr der Indier in den tiefen, seine innere Erregung verkündenden Gutturaltönen seines Landes fort. »Dies Blatt benachrichtigt mich in geheimnißvollen Worten, aber in Zeichen, die mir für die Wahrheit der Nachricht bürgen, daß einem Wesen, dem theuersten, das ich auf der Welt besitze, dem Schatz meiner Seele und meiner Gedanken, eine schreckliche Gefahr droht! Jetzt, Herr, urtheilen Sie, daß ich um jeden Preis die wahre Überbringerin dieser Zeilen sprechen muß.«

»Auch auf jede Gefahr hin?«

»Auch dieses! Ich bin der Mann nicht, der vor ihrem schwarzen Antlitz zurückbebt. Reden Sie, ich beschwöre Sie!«

»Ich kann Ihnen nur Weniges mittheilen, Hoheit, das Sie auf die Spur leiten kann, und ich fürchte, auch dieses wird Ihnen nicht helfen. Die Bayadere hat bereits diesen schrecklichen Ort verlassen.«

»Wann?«

»Diesen Morgen. – Sie sahen ihre leichte Gestalt, nur noch ein Punkt, verschwinden am Rande der Wüste.«

»Wie – jene beiden Flüchtlinge, welche die Reiter des Sirdar's verfolgen?«

»Möge der Himmel sie beschützen! Aber still, um Gottes Willen. – Niemand, am wenigsten unser Wirth, darf ahnen, wer jene Flüchtige war.«

»Aber warum entfloh die Bayadere?«

»Das hängt mit einem Geheimniß zusammen, das ich nicht enthüllen darf. Nur so viel kann und muß ich Eurer Hoheit vertrauen, daß die Person, für die ich Ihren Schutz angerufen, die Stelle Anarkalli's vertritt und von ihr aus einer furchtbaren Gefahr errettet worden ist.«

»Anarkalli – die berühmteste Tänzerin Indiens?«

»So ist ihr Name. Sie selbst vertraute mir, daß sie die Tochter Tukallah's sei, obschon er es nicht ahnt.«

»Wiewohl sie häufig an den Ufern des Ganges gewesen,« sagte nachdenkend der Fürst, »so begreife ich doch nicht, wie sie zu dieser wichtigen Botschaft kommt, für die ich jede Stunde mit Gold aufwiegen würde. Auch ist in diesen Zeilen davon die Rede, daß der Eilbote, dem sie anvertraut worden, mir nähere Kunde geben würde. War der Mann, der mit ihr entflohen, vielleicht dieser Bote?«

»Nein, Hoheit, es ist ein englischer Offizier, der ihr das Leben verdankt.«

»Und können Sie mir gar keine Andeutung geben, was aus dem wahren Boten geworden ist, wo ich ihn finden kann?«

Der Arzt schwieg, – er kämpfte mit sich und überlegte, wie weit er seine Vermuthungen enthüllen dürfe, ohne seinen Tukallah und der Bayadere geleisteten Eid zu brechen. Dennoch drängte ihn die Sorge, das ihm anvertraute unschuldige Wesen zu retten, sich um jeden Preis das Vertrauen des Maharadschah zu sichern.

»Hoheit,« sagte er endlich, »als ich von dem englischen Schiff am Ufer des Sindh entflohen war und den Weg durch die zahllosen Gefahren eines unbekanntes Landes einschlug, Sie aufzusuchen, wurde ich am Rande der Thur von zwei jener indischen Mörder, die gleich Schlangen im Verborgenen ihr furchtbares Handwerk treiben, überfallen.«

»Sie waren in den Händen der Thugs, wenn ich Sie recht verstehe, und leben noch?« fragte mit offenbarem Erstaunen der Prinz.

»Ein Wunder rettete mich – die Dazwischenkunft des Herrn dieser Burg. Könnte nicht auf gleiche Weise der Eilbote an Sie in die Hände der Mörder gefallen und ihm jenes Papier geraubt worden sein?«

»Aber wie kommt dann die Tänzerin in dessen Besitz?« – Rasche Gedankenfolgen zuckten offenbar durch sein Gehirn und suchten das Räthsel zu lösen. Mißtrauisch maßten zwei Mal seine Blicke den Arzt, denn vertraut mit den Sitten und vielen Geheimnissen seiner Heimath, kamen seine Ideen der Wahrheit ziemlich nahe.

»Sie sagten so eben, Sir, daß Tukallah, oder Tantiah Topi, wie die Hindu ihn nennen, Sie aus den Händen der Mörder befreit hat. Geschah es durch Überfall und Gewalt?«

»Tukallah's Ansehn,« erwiderte zaudernd der Deutsche, »scheint so groß in diesen Gegenden, sein Wort so gefürchtet, daß seine Gegenwart allein hinreichte, mich zu retten. Wenigstens sah ich keine Anwendung von Gewalt.«

»Und Anarkalli ist die Tochter Tukallah's, und rettete den Engländer?«

»Sie liebt ihn und hat ihn unglücklicher Weise in Gefahr gebracht. Doch, Hoheit, das ist Alles, was ich Ihnen sagen, darf – fragen Sie nicht weiter, ein doppelter Eid – verschließt meine Lippen.«

»Ich weiß genug, Herr. Treffen Sie Ihre Anstalten, um mich sofort zu begleiten, – ich werde Sorge tragen, daß die Haudah eines meiner Elephanten für Sie und die Person, die Sie aus dieser Burg entfernen wollen, bereit ist. Diese Männer haben ihre Berathung beendet – ich muß sogleich meinen Entschluß verkünden.«

In der That schien der Derwar jetzt zur Einigkeit in den wichtigsten Beschlüssen gekommen und der Maharadschah nahm eine Pause wahr, um sich zu erheben und zu dem Herrn der Burg zu treten.

»Mögen die Geister der großen Krieger Hindostans aus vergangenen Jahrhunderten Euch beistehen, tapferer Sirdar,« sagte er. »Srinath Bahadur ist ein Sohn Indiens und wird glücklich sein, das Land seiner Väter frei zu sehen, wenn er auch die weißen Faringi seine Freunde nennt. Damit er wisse, ob er es noch ferner thun kann, muß er sofort Deine Burg verlassen und eilig seinen Weg nach Bithoor richten. Ein böser Geist hat seine Seele eingenommen und er darf nicht länger weilen unter seinen Brüdern.«

Der Sirdar sah ihn befremdet und mißtrauisch an: »Du willst uns so plötzlich verlassen – jetzt und in dieser wichtigen Stunde?«

»Eine böse Ahnung ruft mich fort von hier – ich bitte Dich, tapferer Sirdar, laß meine Leute benachrichtigen, daß sie sich bereit halten, binnen einer Stunde aufzubrechen. Das Feuer brennt die Sohlen meiner Füße, bis ich meinen Palast zu Bithoor erreicht habe.«

Die Ankündigung dieses plötzlichen, unter den obwaltenden Umständen so eigenthümlichen Entschlusses rief eine allgemeine Bewegung unter den Mitgliedern des Derwar hervor und offen ertönte von mehreren Seiten der Ruf, man dürfe den Maharadschah nicht abreisen lassen, ohne daß er durch einen heiligen Eid sich ihnen verbunden. Er habe zu viel gehört und wolle sie jetzt den Engländern verrathen.

Während dieser Sturm um ihn sich erhob, stand Srinath Bahadur mit verächtlichem Lächeln, die Linke auf den Griff seines Säbels gestützt, an den weißen Marmor des Grabmals gelehnt, und heftete fest seine Augen auf das finstre Antlitz seines Wirthes.

»Möge Baber-Dutt, mein Bruder,« befahl er in ruhigem Tone, »in die Höfe der Burg gehen und die Diener Srinath Bahadur's benachrichtigen, daß sie sich bereit halten, da unser Wirth die Pflicht gegen seinen Gast nicht zu kennen scheint.«

»Nimmermehr! laßt Keinen sich entfernen! Tod dem Falschen, der uns zu verrathen wagt!« ertönte es aus dem Kreise, der sich um Wirth und Gast drängte.

Baber-Dutt zauderte, dem Befehle zu gehorchen.

Die Augen des Maharadschah erweiterten ihren Kreis, wie die eines wilden Thieres bei dem Widerstand, den sein Wille fand, und die braune glänzende Pupille schien zu wachsen und die ganze Wölbung des Augapfels einzunehmen. Ein Blitz, ein Strahl, eine Flamme schien

aus diesem sonst so gleichgiltigen matten Auge hervorzubrechen gleich der verheerenden Explosion einer entfesselten Pulvermine.

»Zur Thür, Baber-Dutt! und wehe dem, der Dich aufzuhalten wagt!«

Der Tiger stand zum Sprunge bereit, sich allein auf die Verwegenen zu stürzen, die es wagen sollten, seinem Befehl sich entgegen zu stellen. Seine Hand hielt den Griff des Säbels umfaßt, während um ihn her bereits Klingen im Schein der Fackeln und Lampen blitzten, die jetzt den Raum der Pagode erhellten.

Da warf sich der Mahratte zwischen die Streitenden.

»Zurück!« schallte seine mächtige Stimme, »Niemand soll sagen, daß Tukallah unter seinem Dach den Gast beleidigen ließ oder seinen Willen beschränkte. Die Faringi mögen das Gastrecht schänden, nicht der freie Mahratte. Nena Sahib hat das Recht zu gehen, wie er gekommen und wird unser Vertrauen mit sich nehmen.«

Der Blitz in den Augen des Maharadschah verschwand, seine Hand ließ den Schwertgriff fahren. »Ich danke Dir, tapfrer Sirdar,« sagte er kalt, »daß Du Srinath Bahadur Gerechtigkeit widerfahren lässest. Was mich so eilig von Dir treibt, hat Nichts mit den Dingen zu thun, die Ihr hier verhandelt. Tantiah Topi hat selbst so viele Geheimnisse, daß er auch die seiner Freunde achten wird! – Laß den jungen Khan der Sikhs und den Franken Hakim sich bereit halten, mich zu begleiten, denn ich schwöre der edlen Maharani, daß ich selbst ihr Werk fördern will. Der Sohn soll der Mutter zurückgegeben sein als Beweis, daß Srinath Bahadur es treu mit Hindostan meint, noch ehe der Mond zwei Mal gewechselt, oder ich will den Tilluk von meiner Stirn reißen und der Hund eines Paria werden.«

Ohne ein Wort weiter an Jene, die ihm mißtraut, zu verlieren, schritt der Indierfürst nach dem Thor der Pagode und trat in den Hofraum, wo die Diener bereits die Anstalten zur glänzenderen Wiederholung des Festes vom gestrigen Abend getroffen hatten.

Die Nachricht, daß der Maharadschah noch am selben Abend aufbrechen und seine Reise fortsetzen wollte, verbreitete sich schnell und seine Begleiter eilten herbei, die Befehle des Gebieters in Empfang zu nehmen.

Rasch hatte der Sirdar eine kurze Berathung mit der Königin von Lahore und den Vornehmsten des Derwar gepflogen, und der Beschluß lautete, daß der Khan und der Deutsche den Maharadschah begleiten sollten, um mit seiner Hilfe das Werk der Befreiung des jungen Prinzen zu unternehmen. Tukallah versuchte noch ein Mal, seinen Gast zu bewegen, bis zum andern Morgen sich Ruhe zu gönnen und dann in Begleitung des Prinzen und der Maharana die Reise nach den Ufern des Sedletsch zu machen, da der Maharadschah aber ungeduldig auf seinem Willen bestand und erklärte, daß er seinen Weg mitten durch die Wüste über das Arawalli-Gebirge nach Djeipur und Gwalior richten wolle, traf er alle Anstalten für die Abreise seines Gastes, wie sie ein höflicher Wirth nur bereiten kann. Der Glanz zahlreicher Fackeln erhellte die Höfe der Burg und den Felsenweg hinunter in's Thal, und Reiter standen bereit, den Zug des Maharadschah durch den Felsenpaß zu geleiten und ihn in der gewünschten Richtung weiter zu führen. Während ein rasches Mahl eingenommen wurde, flog ein Eilbote bereits auf flüchtigem Renner voran, um Pferde und Saumthiere auf dem Wege bereit zu halten, denn der Peischwa verlangte mit möglichster Schnelle zu reisen, und wollte unterwegs den größten Theil seines Gefolges zurücklassen.

Sobald die Abreise des Nena entschieden war, hatte Walding die Miß davon in Kenntniß gesetzt und durch Kassim einen weiten verhüllenden Überwurf herbeischaffen lassen. Vergeblich aber war seine Hoffnung und sein Bemühen, sich des unheimlichen Dieners selbst bei dieser Gelegenheit zu entledigen. Der Thug erklärte, daß es seine Pflicht geböte, ihm bis an's Ende der Welt zu folgen und bis der Tod seinen Eid löse, und der Arzt mußte, um nicht den Argwohn des Mahrattenhäuptlings zu erregen, sich in die Nothwendigkeit dieser Begleitung, fügen.

An seinem Arm verließ das zitternde Mädchen, in die langen Feredschi's oder orientalischen Obergewänder gehüllt, den Kiosk und betrat den untern Hof der Würgerburg, wo deren Bewohner und Gäste in dem bunten Treiben der Abreise versammelt waren.

Der Peischwa – denn diese Würde wurde ihm wenigstens von allen seinen Landsleuten zuerkannt, auch wenn die Compagnie sich geweigert, sie zu bestätigen, – bewies, daß er trotz der Aufregung seiner Seele und der Besorgniß, die sie erfüllte, an den Arzt und seinen Schützling gedacht habe; denn kaum hatte er den Hof betreten, als der Wink Nena Sahibs ihm den Elephanten zuwies, dessen Haudah sie aufnehmen sollte.

Auf das Zeichen seines Mahoud beugte das mächtige Thier die Knie der plumpen Vorderfüße, die Leiter wurde angesetzt, und von dem Arzt unterstützt, bestieg Miß Editha die Haudah.

In diesem Augenblick kam der Sirdar heran und winkte ihr zu verweilen.

Das Herz in der Brust des Arztes hörte auf zu schlagen – ein Wort, ein Blick konnte ihr Aller Verderben werden.

Vergeblich versuchte er, dem Burgherrn in den Weg zu treten und ihn mit Worten des Dankes zu beschäftigen, dieser hatte aber offenbar die Absicht, mit der falschen Bayadere selbst zu sprechen, und als er an der Seite ihres Thieres stand, winkte er ihr zu, sich zu ihm herab zu beugen.

»Die Granatblüthe,« sagte er zu dem zitternden Arzt, »soll nicht blos die Freude Deines Leibes, sondern wird auch die beste Helferin Eures Unternehmens sein. Sie ist schlau und gewandt und kennt meinen Willen. Ehe ein Mond vergeht, werden wir uns wiedersehen, denn die Zeit ist nahe, wo das Erbe Dyce Sombres seine Freunde versammeln wird. Nimm diesen, Beutel mit Gold, Weib, und thue, wie Du's befohlen.« Er fügte einige Sätze in einer dem Deutschen unverständlichen Sprache hinzu und reichte ihr den Beutel.

Zu Waldings Erstaunen und Freude hatte die junge Engländerin die Geistesgegenwart, nach der Sitte der Indier den Salem vor ihrem Gebieter zu machen, indem sie die Hand an Brust und Stirn legte, um sie dann auszustrecken zur Empfangnahme des Geschenks.

Da ließ ein tückischer Zufall, ein wehender Luftzug die Falten des weiten Feredschi von dieser Hand und dem Vorderarm gleiten.

Der Blick des Sirdar fiel auf deren blendende Weiße – befremdet, mißtrauisch, trat er zurück und öffnete den Mund zu dem Befehl an die Bayadere, sich zu entschleiern.

Der Beutel mit Gold fiel klirrend zu Boden.

Alles war verloren!

Zum Glück wachte das Auge seines neuen Beschützers über dem gefährdeten Paar. Der Maharadschah sah, daß irgend eine Gefahr drohte und rasch die silberne Pfeife, die er nach der Sitte vornehmer Hindu's an einer Schnur zum Ruf der Diener trug, ergreifend, gab er mit schrillum Ton das Signal zum Aufbruch.

Walding hatte das Gold vom Boden gerafft und sprang auf den Rücken des Elephanten. Die Geistesgegenwart der Lady hatte im Augenblick die verrätherische Hand wieder unter den Falten des Gewandes verborgen, und den Salem wiederholend zog sie sich zurück in das Innere der Haudah. Das mächtige Thier erhob sich und der Sirdar trat zurück, im Glauben, daß das zitternde Licht der Fackeln seine Augen getäuscht.

Durch die Wölbungen des Thores, über die Balken der Zugbrücke donnerten die schweren Tritte der gewaltigen Thiere, die Hufschläge der Rosse.

Aber erst als die Felsenwände des Passes hinter ihnen, und im bleichen Licht des Mondes die weiten Flächen der Thur vor ihnen lagen, fühlte des Deutschen Herz sich der schweren Last entledigt und der Gefahr entronnen, und mit einer unwillkürlichen Bewegung preßte er die Hand der Geretteten im Dank gegen den Allmächtigen an seine Brust.

Der nächtliche Weg, den die kleine Karawane des Maharadschah durch die Wüste nahm, erstreckte sich in derselben Richtung, welche am Morgen die beiden Flüchtlinge eingeschlagen hatten.

Diesen muß zunächst die Erzählung folgen, ehe sie zu dem blutigen Helden unsers Buches und seinen Schützlingen zurückkehren kann.

Bald hatte die Bayadere, durch die warnenden Schüsse des Khans aufmerksam gemacht auf die Rückkehr des Sirdar's und seiner Gäste, bemerkt, daß schon nach kurzer Zeit Anstalten zu ihrer Verfolgung getroffen wurden.

Der Vorsprung, den sie bereits gewonnen, war indeß bedeutend, und die Flüchtlinge waren eifrig besorgt, ihn unverkürzt zu erhalten, ohne ihre Pferde allzu heftig anzustrengen. Anarkalli wußte, daß ihre Pferde mindestens das Gleiche zu leisten vermöchten, was die Rosse der Verfolger zu thun im Stande waren, ja, daß der berühmte Turkomanenhengst, den der Edelmuth des Khan ihnen gegeben, allein mit leichter Mühe seinen Reiter aus dem Gesichtskreis der Mahratten tragen könne, – aber es wäre gänzlich zwecklos gewesen, sich zu trennen, und sie sah ein, daß die Jagd daher eine sehr langwierige werden würde, und erst im Dunkel der Nacht sie Hoffnung hätten, ihren Feinden zu entkommen, wenn die Kraft der Pferde bis dahin aushielt.

Ein Manöver ihrer Verfolger nöthigte sie jedoch, von der Richtung, die sie anfangs direct nach Osten genommen, um den nähern Rand der Wüste nach jener Seite zu gewinnen, abzuweichen, und sich weiter nach Süden hin in die traurigen Einöden der Thur oder Thul zu vertiefen. Den ganzen Vormittag ging, trotz der steigenden Sonnengluth, ihr Ritt in jener Richtung und der Scharfsinn des Mädchens fand Mittel, aus einem Theil ihrer Gewänder und wilden Pflanzen, die sie antrafen, schützende Hüllen für sich und den Geliebten gegen den Sonnenstich zu bereiten. Mit Schrecken jedoch bemerkte sie, daß dieser bald nur mit Mühe sich im Sattel zu halten vermochte.

Die Leiden der vorhergegangenen Tage und Wochen, die Entbehrung jeder Nahrung seit 24 Stunden, der Schmerz der erhaltenen Verletzung endlich, vereint mit der drückenden Hitze, hätten auch eine kräftigere Natur als die des jungen Offiziers überwältigen müssen. Trotz seiner Anstrengungen, sich aufrecht zu erhalten, schwankte er auf dem edlen Pferde, das ihn trug, und die Bayadere sah voraus, daß er nicht lange mehr sich würde aufrecht erhalten können, wenn es nicht gelänge, ihm Ruhe und Erfrischung zu schaffen.

In diesem Augenblick, als sie bereits daran dachte, das Blut ihrer Adern dem Geliebten zum Trank aufzunöthigen, fielen ihre Augen auf ein niederes Gestrüpp, an dem sie eben vorbeijagten, der Gebirgskette zu, die sich bereits vor ihnen erhob, denn es war schon am Nachmittag, und der Galopp ihrer Renner mußte sie mindestens fünfzig englische Meilen von der Burg der Thugs entfernt haben. Mit einem Freudenruf hielt das Mädchen ihr Roß an, sprang aus dem Sattel und rief ihrem Begleiter zu, inne zu halten. Dann half sie ihm vom Pferde, legte ihn sanft auf den heißen Erdboden und bereitete von den Resten ihres Schleiers ihm eine Schirmwand gegen die Sonnenstrahlen. Der Blick auf das Gestrüpp hatte ihr gezeigt, daß hier jene Cactusart wuchs, welche die Eigenthümlichkeit hat, in ihren großen kelchartigen Blättern den Nachthau des Himmels und die Feuchtigkeit der Luft aufzufangen, und zu einem reinen, süßen und stärkenden Saft destillirt, tagelang in ziemlich bedeutender Menge zu bewahren. Diese von der Hand des Allmächtigen in die Ödeneien der Wüste verstreute Pflanze ist oft die einzige Hilfe und Rettung von Menschen und Thieren; denn außer der erfrischenden Feuchtigkeit, die sie in Gegenden bietet, wo oft Tagereisen weit keine Spur von Wasser anzutreffen ist, ist auch das zarte, süße Fleisch ihrer Blätter und Stengel eine Lieblingsnahrung der Thiere und wird auch von den Reisenden selbst genossen.

Indem die Tänzerin bei der Entdeckung dieses wie von Gott gesandten Hilfsmittels ihre Augen zugleich über den Horizont schweifen ließ, erkannte sie, daß sie wohl eine Stunde Zeit vor sich hatten, ehe ihre Verfolger, die sich in einem weiten Halbkreis in Abtheilungen von zwei und drei Mann getheilt und sie so einzuschließen versucht hatten, nahe genug auf ihren gewiß auch erschöpften Pferden herankommen konnten, um ihnen gefährlich zu werden.

Rasch entschlossen entschied sie sich dafür, hier eine nothwendige Rast zu machen und die Annäherung der Feinde bis auf einen gewissen Punkt zu erwarten, um ihnen dann mit den einigermaßen ausgeruhten Pferden auf's Neue zu entfliehen.

Sie öffnete daher diesen den Zaum und ließ sie an den Stauden der Cacteen sich Nahrung suchen, während sie eine Anzahl der Blätterkelche mit der thauigen Flüssigkeit sammelte, um den Erschöpften damit zu stärken.

Nicht eher, als bis dies vollständig geschehen, gestattete sie ihren eigenen Lippen, gleichfalls sich zu erfrischen. Sie bat den Offizier, sich der Ruhe zu überlassen, der er so sehr bedurfte, mit dem Versprechen, ihn zur rechten Zeit zu wecken, und setzte sich an die Seite des fast im Augenblick Entschlafenen, das Näherkommen ihrer Verfolger zu beobachten.

Dies verzögerte sich länger, als sie zu hoffen gewagt, da die Diener Tukallah's wegen des plötzlichen Verschwindens der Flüchtlinge aus ihrem Gesicht langsamer und mit größerer Vorsicht sich dem Punkte näherten, wo sie dieselben zuletzt bemerkt. Es mochte eine volle Stunde verflossen sein, als Anarkalli ihren Schützling weckte und die Pferde herbeiführte. Die Reiter des Sirdars waren kaum noch eine englische Meile entfernt und kamen nun so schnell heran, als es der Zustand ihrer abgetriebenen Pferde erlaubte, da sie jetzt wieder ihre Opfer entdeckt hatten.

Noch einmal erfrischte die Tänzerin ihren Schützling mit dem Wasser der Pflanzen, half ihm auf den Renner des Khans und schwang sich dann auf den ihren. Ein verächtliches Schwingen ihrer Hand in der Luft gegen die Verfolger wurde von diesen mit wildem Geschrei und dem nutzlosen Abfeuern mehrerer Flinten- und Pistolenschüsse erwiedert, dann ließen sie ihre Rosse den Zügel fühlen und jagten auf's Neue davon.

Aber sie hatten noch kaum hundert Schritt zurückgelegt, als die Bayadere mit Entsetzen bemerkte, daß ihr Pferd stark auf dem einen Fuß lahmte. Trotz alles Antreibens wurde das Übel von Minute zu Minute stärker, es blieb hinter seinem Gefährten zurück und endlich mit schmerzlichem Wiehern ganz stehen.

Lieutenant Sanders hielt sogleich sein Pferd an und fragte nach der Ursache des Verweilens.

»Ein böser Geist ist in dem Fuß meines Rosses,« erklärte die Tänzerin, – »sein Huf muß verletzt sein und einen der großen Dornen der Dschungel oder einen spitzen Stein eingetreten haben.« Sie war bereits am Boden und überzeugte sich von der Richtigkeit der ersten Vermuthung, aber zugleich auch, daß die Verwundung so bedeutend war, daß das Thier den Lauf nicht weiter fortsetzen konnte.

»Lakschmi¹ ist wider uns,« sagte sie hastig, »wir müssen uns trennen! Fliehe, o Faringi, dem Aufgang der Sonne zu und gedenke des Hindumädchens, das Dich geliebt bis zum Tode!«

Ihre Hand deutete ihm die Richtung der Flucht – ihr großes dunkles Auge hing noch ein Mal mit leidenschaftlichem Blick an seiner geliebten Gestalt.

Aber der Offizier, statt nach ihrem Willen das Pferd anzutreiben zum weitem Lauf, machte Anstalt, seinen Sitz wieder zu verlassen. »Du mußt wenig wissen von der Ehre eines britischen Offiziers, Mädchen,« sagte er in bestimmtem Tone, »wenn Du glaubst, Stuart Sanders würde, seine Lebensretterin feig verlassen. Wenn wir nicht zusammen fliehen können, werden wir zusammen sterben.«

Sie hielt ihn zurück, – sie beschwor ihn mit Thränen, der Schnelligkeit seines Rosses zu vertrauen und sich zu retten.

»Nicht ohne Dich, Anarkalli,« erklärte der junge Mann mit ritterlichem Entschluß. »Schwinde Dich auf die Kruppe meines Pferdes, es ist stark genug uns Beide zu tragen. Weigerst Du Dich, bei meiner Ehre! so fliehe ich keinen Schritt weiter!«

Eine Flintenkugel, die über sie hinwegstrich, verstärkte seine Worte, – das Triumphgeschrei der Verfolger tönte laut in ihren Ohren.

Da sprang die Tänzerin mit einer raschen Bewegung auf das Pferd. »Fort! Fort! und Cartikaia möge uns helfen!« und den Geliebten gegen die wiederholten Schüsse mit dem eigenen Körper deckend, spornte sie den Renner mit der Spitze ihres Dolches, und weit aus griff das edle Thier zu gewaltigem Lauf und trug bald die Doppellast aus dem Bereich ihrer Feinde.

Von Neuem begann jetzt die wilde Hetze. Von den zehn Reitern Tukallah's vermochte nur noch die Hälfte die Verfolgung fortzusetzen, die jetzt in gerader Linie den emporsteigenden Bergwänden zuzug. Auch diese letzten Verfolger konnten nur mit Anstrengung die übertriebenen Pferde weiter bringen. Sie warfen die Flinten und Lanzen, zuletzt selbst die Pistolen fort, um sich zu erleichtern und folgten, jetzt nur den Säbel in der Faust, in Zwischenräumen, je nach der Kraft ihrer Rosse, den weit voraus sprengenden Flüchtlingen.

Anarkalli erkannte jetzt die Absicht, in der ihre Gegner sie nach dieser Richtung gedrängt hatten. Ein Zweig des Arawalli-Gebirges erhob sich in seinen kühnen unzugänglichen Massen vor ihnen, und am Fuß dieser Berge dehnten sich die Moräste und Sümpfe aus, denen verschiedene kleine Nebenflüsse des Saben ihren Ursprung verdanken.

¹Die Göttin des Glücks.

Schon geraume Zeit wand ihr Lauf sich zwischen diesen Sümpfen hin, und wie ermüdet auch die Pferde ihrer Verfolger, und wie weit sie ihnen auch vorausgekommen waren, erkannte das Mädchen doch, daß auch ihr Turkomanhengst nicht länger die doppelte Last zu tragen vermöge und die Entscheidung herannahe.

Endlich erblickten sie sich auf einer schmalen Felsenenge, die zwischen tiefen Sümpfen zu einer breiten Lagune und über diese hinweg zu einer hohen Bergwand führte, vor der sich eine mit indischen Fichten bewachsene Strecke Landes im Halbkreis ausdehnte, so daß sie von Sumpf und Bergen eingeschlossen und kein Ausgang sichtbar war. Umzukehren und einen andern Weg zu suchen war nicht mehr möglich, denn zwei der Reiter des Sirdar folgten ihnen jetzt in der Entfernung von etwa fünfzehnhundert Schritt.

In die mit wildem Gebüsch und Schlingpflanzen bewachsene Bergwand schien eine enge Schlucht oder Spalte zu führen und am Eingange derselben erkannten sie jetzt die große Gestalt eines Mannes mit langem weißen Bart, phantastisch in Lumpen und Thierhäute gekleidet. Seine Füße waren nackt und in der Hand hielt er einen großen keulenartigen Ast oder Baum.

»Lakschmi sei gelobt!« rief das Mädchen, indem es das Roß auf die seltsame Erscheinung zutrieb. »Das muß *Fair-Eddin*, der heilige Einsiedler der Sümpfe sein, der Rao der Krokodile! Laß uns seinen Schutz erflehen!« Sie warf sich von dem wankenden Pferde, half ihrem Gefährten herunter und zog ihn nach dem Bewohner dieser Wüstenei hin.

Der Greis hatte mit wilden Blicken die Scene und die Herankommenden betrachtet. Ein unheimliches fanatisches Feuer glühte in seinen gerötheten Augen, als er jetzt mit nerviger Faust die Keule durch die Luft schwang.

Jetzt erst konnte der Offizier bemerken, welche furchtbare Waffe dieselbe abgab. Das untere Ende des jungen Baumes, denn aus einem solchen bestand die Keule des Fakirs, bildete noch der dicke Wurzelknoten, durch den lange starke Eisenspitzen geschlagen waren, so daß er dem Kolben eines alterthümlichen Morgensterns glich, nur fester und noch gefährlicher, als ein solcher.

»Fluch über Dich, Tochter des bösen Geistes. Weißt Du nicht, daß kein Weib sich der Hütte *Fair-Eddin's*, des Einsiedlers nahen darf? Entweiche zur Stelle mit dem Ungläubigen von hier, ehe meine Keule Euer Hirn verspritzt, oder die Stimme meine Kinder ruft, daß sie Euch verschlingen!«

Der Engländer wollte seine treue Gefährtin aus der gefahrbringenden Nähe des wahnwitzigen Fanatikers hinwegziehen, um lieber als Mann kämpfend gegen seine Verfolger den Tod zu finden, aber *Anarkalli* riß sich von seiner Hand los, flog furchtlos auf den Grimmigen zu und umfaßte seine Kniee.

»Vater,« rief sie, »Wischnu ist gnädig, der mich in meiner höchsten Noth Dich, den Todtgeglaubten, Verlorenen, finden läßt! Rette mich und jenen Mann, dem meine Seele gehört, vor unseren Verfolgern!«

Der Fakir ließ bei diesem Anruf die erhobene Keule sinken. »Wer nennt mich Vater mit einer Stimme, die aus dem Grabe vergangener Zeiten tönt?« fragte er mit melancholischem Ausdruck. »Wer bist Du Weib, – die mich an Vergangenes mahnt?«

»Bei dem Andenken Deines Weibes, meiner Mutter, – obschon sie Deine Liebe nicht verdiente! Du bist Araban, der Brahmine, und ich bin *Anarkalli*, das Kind, das Du auf Deinen

Armen getragen und das die Freude Deines Herzens war, bis zu jenem Tage, da die Farin-gi Dein Weib beschuldigten, eine Thug zu sein und sie hinrichteten. Willst Du mich sterben sehen zu Deinen Füßen?»

Fair-Eddin, der Einsiedler, strich mit der Hand über seine Stirn, gleich als wolle er seine Gedanken sammeln. »Deine Stimme ist die des Kindes der Falschen und Deine Augen leuchten wie die Blüthe der Granate. Aber Araban, der Wächter des Tempels von Hadramaut, ist todt und Fair-Eddin allein weilt unter den Lebendigen! Willst Du Dein Leben von dem, der seit langen Jahren selber mit Sehnsucht des Todes harret? Ich habe andere Kinder als Dich und sie sind gehorsam meiner Stimme, während Du flohst aus der Hütte dessen, der Dich genährt mit seinem Herzen.«

Das Herbeikommen der Reiter Tukallah's unterbrach seine Rede. Sie stürmten mit wildem Geschrei, die Säbel schwingend, heran.

»Fort mit Euch in jene Höhle und schließt hinter Euch die Thür. Nehmt Euer Roß mit Euch, – meine Kinder sind hungrig!«

Ohne ein Wort weiter zu entgegnen, zog Anarkalli, den Zügel des Rosses haltend, dieses und den Offizier nach dem Eingang der Höhle, die sich in die Bergwand öffnete. Eine leichte Thür, von Weiden und Schlingpflanzen geflochten, bildete die Pforte und einen sehr zweifelhaften Schutz, als sie in den gewölbartigen Raum der Höhle eingetreten waren, die bei dem sinkenden Licht des Tages nur eine spärliche Helle durch die Spalten der Thür und durch eine Lampe erhielt, die im Hintergrund vor einer mit einem grünen Vorhang verhangenen Nische brannte.

Stuart Sanders, der sich des Dolches der Tänzerin bemächtigt hatte, blieb an der Thür stehen, die Scene vor dem Eingang zu beobachten, und entschlossen, den Ersten, der es versuchen würde, mit in die Höhle einzudringen, niederzustoßen.

»Was wollt Ihr auf der Insel Fair-Eddins?« fuhr der Einsiedler die heranstürmenden Reiter rauh an, indem er wiederum seine mächtige Keule schwang. »Wer wagt es, mein Gebiet in solcher Weise zu betreten?«

»Heiliger Mann,« sagte der Schobedar – »verzeih' unsrer Eile, aber wir sind auf Befehl unsers Herrn, des mächtigen Sirdars der Malangher-Burg, Tukallah's, des Mahratten, in der Verfolgung zweier flüchtiger Verbrecher begriffen, die Deinen Schutz nicht verdienen. Gieb sie heraus, frommer Einsiedler, und kein Haar auf Deinem Haupte soll gekrümmt werden.«

»Fort mit Dir, feiler Slave eines blutigen Gebieters. Kehre zurück zu Deinem Herrn und sage ihm: wer das Kleid des Königs der Gepanzerten berührt, stehe unter seinem Schutz.«

»Fakir – widersetze Dich nicht vergeblich unserm Willen,« sprach der Anführer der Reiter, deren Zahl bereits auf vier angewachsen war. »Du bist ein Greis und kannst die Flüchtlinge nicht gegen eine überlegene Zahl vertheidigen. In wenig Augenblicken werden zehn Reiter mir zur Seite stehen, und wir müssen den Mann und das Weib haben um jeden Preis, todt oder lebendig!«

»Der Fluch Yama's über Dich, wenn Du es wagst, meinem Worte ungehorsam zu sein! Die Folgen kommen über Dich!«

»Was sollen wir uns mit dem alten Thoren streiten,« rief einer der Reiter, ein Mahomedaner und der wildeste von Allen, indem er vom Pferde sprang – »indeß uns vielleicht die sichere Beute durch eine seiner Listen entrissen wird. Vorwärts, Brüder, und seine Schuld ist es, wenn ihm Unheil widerfährt.«

Während die Anderen noch zauderten, Hand an den durch ihren Glauben geheiligten Fanatiker zu legen, sprang der Moslem vorwärts.

Der Fakir schwang mit einem grimmigen Ruf seine Keule. Zugleich brachte er eine kurze Rohrpfefe, die er in seinem Gürtel trug, an die Lippen und blies einen schrillenden, lang gezogenen Ton darauf.

Er war noch nicht verklungen, als das trübe, schlammige Wasser der Lagune umher an sechs verschiedenen Stellen emporwallte und Töne sich hören ließen, wie das Zusammenklappen harter Bretter.

Aus den Schlammkreisen erhoben sich sechs scheußliche Riesenhäupter, schlugen die langen, spitzen Kinnläden mit jenem Geräusch auf einander, und stierten mit den großen, gläsernen Augen umher.

Wiederum scholl, während der Angreifer erstarrt zurückwich, der schrille Ton der Rohrpfefe in anderer Modulation.

Das schlammige Wasser spritzte empor, während sechs gewaltige Leiber herausschossen und auf den kurzen breiten Schwimfüßen wie auf gemeinsames Commando an's Ufer rannten.

Sechs riesige Krokodile öffneten ihre gewaltigen Zahnreihen gegen die Feinde ihres Gebieters.¹

Der unglückliche Moslem sah zu spät die furchtbare Gefahr ein, in die er sich gestürzt, und suchte vergeblich sein Pferd zu erreichen, das erschreckt nach dem Felsendamm zurückrannte, wohin bereits die anderen Reiter zurückgeflüchtet waren. Die nächste der riesigen Eidechsen verrannte ihm den Weg, ein Schlag mit dem schuppigen Schwanz traf ihn und warf ihn zur Seite, im

nächsten Moment hatte sich das Krokodil gewandt, sein langer Rachen schnappte nach dem Unglücklichen, erfaßte ihn um die Mitte des Leibes, und unter dem Jammergeschrei des Mannes verschwand das Ungeheuer mit seiner Beute in der trüben Fluth der Lagune.

Das Schreckliche geschah so rasch, daß die Worte unsrer Erzählung kaum seine Zeitdauer erreichen. Die fünf anderen Krokodile, als sie sahen, daß die nächste Beute ihnen entgangen, hockten auf den Ton der Pfeife wie Hunde umher, und ließen ihre Kinnläden mit jenem scheußlichen Ton auf- und niederklappen. Der Einsiedler holte von dem Stamm einer Fichte mehrere dort aufgehängte halb verweste Stücke Fleisch und warf sie den grimmigen Eidechsen zu, die wild durch einander schossen und um die Nahrung sich balgten und bissen. Als eines der Ungethüme dabei dem Fakir zu nahe kam, versetzte er ihm einen gewaltigen Schlag mit seiner Stachelkeule, worauf dasselbe mit einem Laut, der wie Kindergeschrei klang, davon huschte.

Mit Staunen und Entsetzen hatte der britische Offizier dies Schauspiel durch die Spalten der Thür mit angesehen, und konnte sich des Schauders nicht erwehren, obschon ihre Rettung dadurch gesichert ward.

Der Abend war unterdeß herangekommen und die Dunkelheit trat mit jener Schnelligkeit ein, die in den Tropengegenden den Übergang der Dämmerung fast gänzlich ausschließt. Der Fakir, unbekümmert um die kämpfenden Ungeheuer, trat an den Rand des Felsendamms und

¹Man beschuldige uns hier nicht etwa einer phantastischen Übertreibung. Es existirt in der That in Indien ein solcher Teich, dessen scheußliche Bewohner auf das Zeichen der an seinem Rande wohnenden Fakirs an's Ufer kommen, wie Hunde zu gehorchen gewohnt sind, und häufig Fremden gezeigt werden.

schaute aufmerksam umher. Dann erst öffnete er die Thür der Hütte und betrat die Höhle, die ihm zur Wohnung diente.

»Eine Lüge würde über die Lippen Fair-Eddins gehen,« sagte er finster, nachdem er eine große eherne Lampe von antiker Form angezündet und an einer von der Decke der Höhle hängenden Kette befestigt hatte, »wenn ich gleich wie der Wirth den Gastfreund Dich willkommen heißen wollte, o Faringi! Doch hast Du Dich in meinen Schutz begeben und er soll Dir und jenem Mädchen werden. Nehmt das Wenige, was an Speise und Trank vorhanden ist, indeß ich Dein Lager bereite. Für diese Nacht seid Ihr sicher, denn die Kinder des Sumpfes bewachen den Eingang und wehe dem, der sich ihnen im Dunkeln zu nahen wagt.«

Er nahm aus einer Nische der Wand eine Schaale mit Honig, Früchten und Maiskuchen und setzte das einfache Mahl mit einem Krüge Wasser auf einen Felsblock. Er selbst begnügte sich mit einer Hand voll getrocknetem Reis.

Die Bayadere war unterdeß auf alle mögliche Weise bemüht, die Lage ihres Geliebten zu erleichtern. Sie untersuchte seinen Arm, befestigte den Verband auf's Neue und kühlte die Geschwulst mit Wasser. Der Fakir sah ihr schweigend zu, dann erhob er sich, ging hinter den Vorhang am Ende der Höhle und kam mit einer Flasche zurück, die mit einer hellen durchsichtigen Flüssigkeit gefüllt war.

»Es ist thöricht, daß ich das Wasser des Lebens verschwenden will an einen Ungläubigen,« sagte er, indem er die Flasche sorgfältig entkorkte und einen kleinen Theil der Flüssigkeit in eine Schaale goß, »aber die Söhne der Dämonen verdienen, daß ihnen ihr Opfer entzogen werde, weil sie selbst an der Heiligkeit dieser Freistätte gefrevelt. Feuchte das Tuch mit diesem Wasser, das von der Hand guter Geister in der Nacht des Wischnufestes aus der heiligen Quelle auf der Höhe des Dhawalagiri geschöpft ist, dessen Spitze noch kein menschlicher Fuß betreten hat. Jeder Tropfen des kostbaren Naß ist wie der Thau des Himmels und heilt die Wunden.«

Das Mädchen that, wie der Greis befohlen, und befeuchtete den kranken Arm. Dann goß der Einsiedler noch ein Mal von dem Wasser in die Schaale und streute ein Pulver hinein, das ein leichtes Aufbrausen verursachte.

»Trink,« sagte er, indem er dem Engländer die Schaale reichte, »und mit Wischnu's Segen wird morgen jede Spur des Fiebers gewichen sein. – Trink, Hund von einem Faringi!« wiederholte er wild und griff nach seiner Keule, als der Lieutenant einige Augenblicke mißtrauisch zauderte. »Trink, oder ich zerschmettere Deinen Kopf! Wagst Du es, den heiligen Zauber zu verachten, der in dem Wasser wohnt, übermüthiger Christ?« Seine Augen glühten in wahnwitzigem Zorn auf, so daß der Offizier auf jede Gefahr hin sich beeilte, den Trank zu verschlucken.

Sogleich legte sich der Zorn des Fakirs und er zeigte sich bemüht, für seinen Gast ein Lager zu bereiten. Einige Thierfelle wurden in einer Seitenhöhle – wohin auch das Pferd gebracht worden nachdem es getränkt und mit Maiskörnern gefüttert war, – ausgebreitet und hier hieß der Herr der Höhle seinen Gast Platz nehmen. Sanders fühlte eine behagliche Wärme durch seine Adern sich ergießen und zugleich eine große aber nicht unangenehme Mattigkeit seine Augenlider sinken machen. Eine kurze Zeit noch, nachdem er sich auf dem Lager ausgestreckt, horchte er auf das klagende Geräusch der Kinnladen der Krokodile vor der Hütte und ihr dem Kindergekreisch ähnliches Geschrei, so wie auf die Rede des Fakirs, der in einem ihm unbekanntem Dialekt in der größern Höhle mit der Tänzerin sprach. Dann

verschwammen die bunten Gestalten und Ereignisse des vergangenen Tages zu einem wirren Bilde und ein tiefer wohlthätiger Schlaf überwältigte seine erschöpften Sinne.

Es war bereits mehrere Stunden nach Sonnenaufgang, als ihn die Berührung der Hand Anarkalli's weckte.

Er fuhr aus seinem Schlafe empor und fühlte sich überaus wohl und gekräftigt, die Schmerzen an seinem Arm waren wunderbar verschwunden, und er sprang rasch von seinem Lager, auf dem er sich in die Mitte seiner Kameraden zu Cawnpur geträumt hatte.

Es bedurfte in der That eines kurzen Besinnens und eines Blickes auf die Felsenwände der Höhle und in das besorgte Antlitz seiner schönen Beschützerin, um sich seine Lage und die ihm drohenden Gefahren zurückzurufen.

»Es ist Zeit, daß wir uns zum Aufbruch rüsten,« sagte die Bayadere, »neues Unglück ist auf unseren Fersen, und Krischna möge uns Kraft und Muth geben, ihm zu widerstehen.«

Erst jetzt, als er sie näher betrachtete, bemerkte der Offizier, daß das Mädchen Männerkleidung trug. Ein Turban verhüllte ihre schönen Haarflechten und in ihrem Gürtel steckten Pistolen und Dolch. Gleiche Waffen hielt sie für ihn in der Hand und auf dem Boden lag eine ähnliche orientalische Kleidung wie die ihre.

»Was ist geschehen? Wie kommst Du zu diesen Kleidern?« fragte der Engländer.

»Die Reiter Tukallah's,« berichtete die Bayadere, »haben sich um den Ausgang der Moräste vertheilt und bewachen ihn auf allen Seiten, um unsere Flucht zu hindern, denn sie wissen, daß diese Felsen unübersteiglich sind. Sie haben zwei der Ihren zurück in die Wüste gesandt, um Hilfe herbei zu holen. Ehe diese zurückkehren, müssen wir noch ein Mal der Kraft unsers Pferdes und der gütigen Göttin vertrauen. Fair-Eddin, der Einsiedler, ist mein Vater, wenn auch nicht mein Erzeuger! Glückliche waren die Tage, als ich unter seinen Augen noch an den Ufern des Sudletsch lebte. Erst der Tod meiner Mutter, der Thug, gab ihm Kenntniß, daß sie ihn hintergangen. Er verstieß mich und zog sich zurück in die Tiefen der Einöde, in frommen Betrachtungen den Übergang seiner Wandlungen zu erwarten. Längst schon glaubte ich ihn todt, als Lakschmi unsere Schritte gestern hierher lenkte. Meine Bitten haben sein Herz gerührt und er hat versprochen, unsere Flucht zu sichern. Diese Waffen und diese Kleider hat er uns aus den Vorräthen gegeben, welche die wandernden Stämme, die ihn verehren, in diesen unterirdischen Höhlen niedergelegt haben. Lege die Gewänder so rasch wie möglich an, indeß ich das Pferd, welches uns tragen muß, bereit halte.«

Als sie sich hierauf entfernt, vertauschte der Offizier nicht ungern seine Kleidung, die sich in Folge der Abenteuer, welche ihn betroffen, in einem höchst traurigen Zustande befand, mit den bequemen orientalischen Gewändern, und stand bald in der kleidsamen Tracht eines Wüstenreiters da.

So trat er in die größere Höhle, wo Anarkalli seiner harrete mit einem Brei von Mais, den sie ihn rasch zu sich zu nehmen bat. Fair-Eddin war nicht in der Höhle, aber der Engländer hatte kaum sein kärgliches Mahl vollendet und Zügel und Gurt seines Pferdes untersucht, als der Einsiedler hereinstürzte.

»Fort mit Euch!« rief er – »warum zögert Ihr, wenn das Unheil auf Euren Fersen ist? Eure Feinde haben Beistand gefunden in der Wüste, und kommen heran, Euch zu fangen! Fort, ehe sie jeden Weg durch die Sümpfe versperrt haben!«

Der junge Krieger ergriff sogleich den Zügel seines Pferdes, es aus der Höhle zu ziehen und die Flucht zu versuchen, Anarkalli aber eilte ihm voran zum Eingang und warf einen Blick über die Gegend umher.

»Es ist bereits zu spät,« sagte sie – »die Reiter haben den Zugang des Dammes besetzt und breiten sich nach allen Seiten aus. In wenigen Augenblicken werden sie vor der Thür und wir dennoch verloren sein, wenn Du uns nicht nochmals errettetest, Vater.«

In der That hatte einer der ausgesandten Boten in der Wüste einen Trupp umherschweifender Beludschan angetroffen und die wilden Krieger durch Versprechungen bewogen, ihnen Beistand zu leisten. Der Trupp hatte zahlreiche Posten im Halbkreis um den Zufluchtsort der Verfolgten aufgestellt damit sie ihm nicht auf einem andern Wege entweichen möchten, und nahte sich vorsichtig und langsam auf dem gewöhnlichen Pfad über die Lagune, deren Tiefe die furchtbaren Gegner verbarg, die am Abend vorher sie in die Flucht geschlagen.

»Rufe die Krokodile, alter Mann, oder es wird zu spät,« flehte die Tänzerin. »Schon haben sie die Hälfte des Weges erreicht!«

»Was hilft es, daß ich meine Kinder auf die Verfluchten hetze,« murrte der Greis. »Der Knall der Feuerwaffen in ihrer Hand wird sie erschrecken und zurück in die Sümpfe jagen! Indeß gelingt es vielleicht, sie aufzuhalten; denn ich möchte nicht das letzte Mittel anwenden, das mir bleibt, obschon Ihr mein Brod gegessen habt und ich Euch retten muß um jeden Preis.«

Er ergriff seine Keule und verließ wiederum die Höhle, wo der Lieutenant unterdeß, so gut der Gebrauch des einen Armes es ihm erlaubte, die erhaltenen Waffen zum Kampf in Stand setzte. –

Gleich darauf hörten sie die Rohrpfefe des Fakirs seine furchtbaren Wächter herbeirufen, und das klappernde Geräusch ihrer Kinnbacken verkündete alsbald, daß die grimmigen Eidechsen auf ihrem Posten waren.

Auch die Reiter hatten ihre Feinde erblickt und rückten, schußfertig, die Flinten in der Hand, mit Geschrei heran, während Fair-Eddin die Keule um sein Haupt schwang und mit lautem Geheul einen wilden Tanz begann, gleich als wolle er die Bestien dadurch zum Widerstande ermuntern.

Der Offizier und das Mädchen beobachteten die furchtbare Scene durch die Spalten der Thür.

Die Diener des Sirdar und ihre Genossen schienen jedoch sehr wohl zu wissen, daß sie in solcher Anzahl und beim hellen Lichte des Tages weniger von den grimmigen Reptilen zu fürchten hatten, und fuhren fort, näher zu kommen.

»Söhne unreiner Thiere,« heulte der Fakir – »wollt Ihr es nochmals wagen, die Wohnung des Friedens zu verletzen? Der Fluch des Himmels ist über Euren Häuptern und wird Euch vernichten, ehe Ihr es ahnt!«

»Wir wollen Nichts von Dir und haben nicht im Sinn, Dich zu kränken,« rief der Schobedar, »aber sei weise, wie Dein weißes Haar es gebietet, und gieb uns die Fremdlinge heraus, die gestern bei Dir Schutz gefunden.«

Der Fakir stieß ein höhnisches Gelächter aus. »Schau auf die Wolke, die über den Himmel zieht. Weißt Du, woher sie gekommen und wohin sie geht? Der wilde Pfau verkündet dem Baum nicht, auf, den er sich niedergelassen, wohin sein Flug geht. Suche ihre Spuren in der Wüste. Ein Narr ist, wer die Fährte seines Feindes kalt werden läßt.«

»Deine Ausflüchte helfen Dir Nichts,« erwiderte unwillig der Mahratte. »Wir haben den Fels und die Sümpfe bewacht, und wissen, daß sie nicht entflohen sein können. Rufe die Krokodile fort, wir möchten ihnen Nichts zu Leide thun, obschon sie sich verschuldet haben, denn wir wissen nicht, ob nicht die Seelen unserer Verwandten in ihren Leibern wohnen!¹ Aber wir wollen Deine Hütte untersuchen und uns überzeugen, daß die Flüchtlinge nicht mehr darin verborgen sind.«

»So kommt herbei und seht!« höhnte der Fakir, indem er auf's Neue den wilden Tanz begann und zugleich abwechselnd auf seiner Rohrflöte eine Art von Melodie blies, welcher die Krokodile aufmerksam zuzuhören schienen, indem sie mit ihren langen Schnürleibern gleichsam einen Wall um ihn bildeten und die langen Rachen, die fast ein Dritttheil ihrer ganzen Länge ausmachen, gähnend aufrissen und zusammenklappten.

Mehrere der Ungeheuer mochten eine Länge von 20 bis 24 Fuß haben, und als sie so umherkauerten, glichen ihre braunen, bepanzerten Leiber einer Reihe knorriger Eichenstämme, die der Monsoon zu Boden geworfen.

»Die Sache muß ein Ende haben,« rief der Schobedar, indem er sein Roß vorwärts spornete und seine Flinte erhob. »Schont den alten Thoren, denn es ist ein heiliger Mann, und dann gebt Feuer auf die Bestien. Yama möge es uns vergeben, wenn wir damit einen unserer Onkel oder eine unserer Basen verwunden sollten!«

Die Kugeln prasselten auf den dicken Schildern der Rieseneidechsen, ohne ihnen weitem Schaden zu thun, als sie zu erschrecken. Nur eine der Bestien hatte durch ihre zufällige Lage eine Kugel in den Unterleib, den weichsten und allein verwundbaren Theil ihrer Körper, erhalten, sie schnellte sich beinahe kerzengerade in die Höhe, öffnete den Rachen wie eine Scheere weit und stürzte sich mit einem wüthenden Sprunge in's Wasser. Augenblicklich folgte ihr die ganze Schaar und verschwand in der trüben Fluth.

Als sich der Pulverdampf verzogen, war jedoch auch der Einsiedler verschwunden. Er hatte die Gelegenheit benutzt, um sich in das Innere seiner Höhle zurückzuziehen und war jetzt bemüht, die sehr zweifelhafte Haltbarkeit der Thür durch das Vorschieben großer Steine und eines mächtigen, zu diesem Behuf im Innern aufbewahrten Balkens zu verstärken.

Sie schlagen ihre Beute gewöhnlich mit dem Schwanz nieder und schleppen sie dann in's Wasser.

Die Mahratten wußten, daß sie jetzt nichts weiter von den Krokodilen zu fürchten hatten, ritten auf den Platz vor der Höhle, banden ihre Rosse an die Bäume und machten sich bereit, den Eingang zur Höhle zu erzwingen.

Unterdeß hatte der Einsiedler zwei Fackeln aus einer Felsspalte hervorgeholt, zündete die eine an und gab sie der Tänzerin. »Wenn Du ein Krieger der Faringi bist,« befahl der Greis, »so thue einen Schuß durch die Thür unter den Haufen dieser Söhne der Finsterniß; es wird sie abhalten und uns Zeit gewahren. Du, Tochter, nimm den Zügel des Pferdes und ziehe jenen Vorhang zur Seite.«

¹Der Aberglaube der Indier versetzt die Seelen ihrer verstorbenen Verwandten bei den neun Wanderungen, die sie nach ihrer Religion nach dem Leben noch durchzumachen haben, namentlich gern in die Körper der Tiger und Krokodile. Er tödtet daher auch selten die Bestie, ehe sie nicht Menschenfleisch genossen. Dann sagt er: »*ada hala*« (er hat sich verschuldet), und verfolgt sie. – Die Krokodile sind im Ganzen auf dem Lande scheu, gewöhnlich greifen sie nur im Wasser Menschen und Thiere an. Dagegen giebt es auch Gegenden, wo sie weit kecker und grimmiger sind, als in anderen.

Während Anarkalli that, wie ihr befohlen, trat der alte Fanatiker, der in dem Augenblick der Gefahr sich überaus besonnen und entschlossen zeigte, nochmals an die Seite des Offiziers und legte sein Auge an eine der Öffnungen der Thür.

Die Männer, jetzt etwa zwanzig bis dreißig an der Zahl, kamen eben heran und waren vielleicht noch fünfzehn Schritt von der Thür entfernt.

»Steht, Söhne des Teufels!« schrie der Greis. »Das Verderben ist vor Euch und hinter Euch, Ihr Verächter der Heiligen. Schaut um Euch und Ihr werdet das Nahen Derer sehen, die uns zu Hilfe eilen.«

Der Schobedar blickte sich um und sah mit seinen Genossen in der That jenseits der Sümpfe eine Staubwolke heran kommen, die eine große Reiterschaar zu bergen schien.

»Um so mehr ist es Zeit, den Befehl unsers Herrn zu vollbringen. Gieb die Flüchtlinge heraus oder die Folgen kommen auf Dein Haupt!«

»Verfluchter! ich sage Dir, Krischna ist mit uns! Du aber wirst das Licht des Tages nicht wiedersehen.«

»Vorwärts, Freunde, erbrecht die Thür!«

Die Reiter machten einen Anlauf.

»Nimm den Vordersten der Schurken auf's Korn,« flüsterte der Fakir, »er ist ein Kahlkopf und mag zur Gehennah fahren. Dann wirf Dich rasch zur Seite, denn sie werden uns ihre Kugeln senden.«

Der Beludsche berührte fast die Thür, als ihn der Pistolenschuß des Offiziers mitten in die Brust traf. Er warf mit einem Allahruf die Arme in die Höhe und stürzte zu Boden, mit seinem Körper den engen Zugang versperrend.

Die Angreifenden wichen bestürzt zurück, da sie nicht geglaubt hatten, daß die Verfolgten mit Feuegewehr versehen wären und begannen jetzt aus einiger Entfernung den Zugang der Höhle mit ihren Flinten zu beschießen. Die beiden Vertheidiger derselben hatten sich jedoch längst zurückgezogen, nachdem der Offizier noch einen Blick durch die Thür geworfen und bemerkt hatte, daß in der That eine Reiterschaar, mit Pferden, Elephanten und Dromedaren durch die Wüste herankam.

Jetzt bemerkte er, was er nach der Bildung der Höhle schon am Abend vorher geahnt, daß der Vorhang in deren Hintergrund nur den Zugang weiterer unterirdischer Räume verbarg. Der Fakir winkte ihm, eilig zu folgen, ergriff jetzt die Fackel und schritt ihnen rüstig voran in ein Labyrinth von Gängen und Windungen, das immer tiefer in das Innere des Berges hineinführte. Der Weg war oft holprig und uneben von Felsstücken unterbrochen, und da sie das Pferd mit großer Vorsicht führen mußten, kamen sie verhältnißmäßig nur langsam vorwärts. Fliegendes und kriechendes Gewürm erhob sich von Decke und Wänden, je weiter sie kamen, und das Licht der einsamen Fackel spiegelte sich bald an den Stalaktyten ungeheurer Wölbungen, bald von so niederen Wänden und Decken, daß kaum das Pferd hindurchzubringen war.

Sie konnten noch keine zehn Minuten vorwärts gedrunen sein, da verkündete ihnen das im Echo der Felsengänge sich fortpflanzende Geräusch das Stürzen der Thür und das Triumphgeschrei ihrer Feinde, daß diese in die Höhle eingedrungen waren.

Das stärkere Rufen und Lärmen zeigte ihnen bald, daß jene den Weg ihrer Flucht entdeckt und auf ihrer Verfolgung begriffen waren.

»Die Dämonen mögen ihre Schritte irre leiten!« rief der Greis. »Vorwärts, vorwärts, sonst erreichen sie Euch, ehe wir in Sicherheit sind.« – –

Unter den Pinien vor dem Eingang der Berghöhle hielten jetzt mehrere Reiter von jener Karavane, welche das scharfe Auge des Einsiedlers durch die Wüste herankommen gesehen, deren größerer Theil aber jenseits der Sümpfe zurückgeblieben war.

Einige Fragen, die der Anführer der Fremden an die Diener Tukallah's und die Beludschen gethan, überzeugte ihn, daß er auf der richtigen Spur sei.

»Tausend Rupien!« rief der vornehme Fremde mit erhobener Stimme, »wenn Ihr das Weib lebendig aus der Höhle bringt. Aber der Tod dem, der ihr ein Haar zu krümmen wagt!«

Durch die Aussicht auf die Belohnung angefeuert, drangen die wilden Bewohner der Wüste mit verdoppeltem Eifer in die finsternen Windungen der Höhle ein, aus denen ihnen der ferne Schein der Fackel wie ein Leitstern leuchtete. Die Drohung des Nena, denn dieser war der Reisende, der auf seinem eiligen Zug durch die Wüste, von der Nachricht des einen zurückgesandten Reiters und dem Knall der Schüsse auf die Krokodile geleitet, mit dem deutschen Arzt und dem Khan herangekommen war, hielt sie ab, hinter den Flüchtigen von ihren Schußwaffen Gebrauch zu machen. – –

Im Umschauen bemerkte der Offizier, der das Pferd vorwärts trieb, welches seine Begleiterin am Zügel führte, daß die Feinde immer näher kamen, und nur durch die Windungen der Gänge behindert, kaum hundert Schritte noch von ihnen waren. Auch der Fakir hatte die Nähe der Gefahr bemerkt, drängte jedoch noch immer zum Vorwärtseilen.

»Nur wenige Augenblicke noch,« mahnte er, »und nicht die Macht Akhbars in seinem Glanze sollte im Stande gewesen sein, Euch zu erreichen. Nimm die Fackel, Tochter, und gehe voran, Du aber, Christ, bleibe bei mir, und wenn sich einer der Verfluchten naht, so schieße ihn nieder.«

Der Gang hatte sich jetzt zu einer weiten Wölbung mit flachem Boden erweitert, über welchen die Flüchtigen rasch dahin eilten. Majestätische Felsmassen schienen über ihnen zu hängen, gleich als wollten sie jeden Augenblick von der Decke des Gewölbes sich lösen. Der Fakir deutete nach der gegenüberliegenden Wand, wo zwei kolossale Felsklumpen, gegen einander geneigt, kaum Raum ließen zu einem schmalen Gang.

»Dort hinein, Anarkalli, und vorwärts! Vor Dir sei der Tag, hinter Dir die Nacht. Hinein in den Gang mit Dir, Christ, und thue, wie ich Dir befohlen.«

Der Greis schwang sich auf einen Stein im Eingang der Schlucht und steckte seine Keule gleich einem Hebel unter den riesigen Felsblock, der auf seiner Unterlage nur mit scharfer Kante schwebend, gleichsam wie ein Schlußstein, die ganze Last des hängenden Gewölbes zu tragen schien.

Die Mahratten Tukallah's und die Beludschen drangen mit Triumphgeschrei in den offenen Raum und eilten der Bayadere nach, die mit Mühe das Pferd vorwärts zog.

Lieutenant Sanders legte die zweite Pistole auf den Vorsprung eines Steins, zielte bedächtig und sein Schuß warf den Vordersten zu Boden.

»Nieder mit den Hunden,« schrie der Schobedar, in dem Zorn die Drohung des Nena vergessend, »laßt uns sie tödten, wenn sie sich nicht ergeben wollen!«

Eine Flintensalve krachte durch das Gewölbe und gleich einem gigantischen Echo des die Luft erschütternden Knalls rollte es wie tausend Donner durch die Gänge und Klüfte. Der urweltliche Fels schien zu erbeben, der mächtige Berg aus seinen Fugen zu reißen und sich zu

bewegen. Ein erstickender Staub benahm für einige Augenblicke dem Offizier und der Tänzerin die Luft und verlöschte die Fackel. Ihre Hände tasteten verzweifelt in der furchtbaren Dunkelheit umher, dann rang ein Schrei der Verzweiflung sich aus der Brust des Mädchens.

Der Ruf des Offiziers und ein klagendes Stöhnen antworteten ihr.

»Wo bist Du, Anarkalli, meine Tochter?« fragte eine leise Stimme. »Komm her zu mir, daß ich Dich segne, ehe Yama mich zu dem Reiche der Schatten ruft. Nimm diesen Stein und schlage mit der Klinge Deines Dolches Feuer, daß ich noch ein Mal Dein Antlitz sehe.«

Die Tänzerin hatte sich zu dem Ort hingetastet, von dem die Stimme herkam, und Stein und Zunder gefunden, den ihr der Fakir reichte. Wenige Augenblicke nachher verbreitete die Fackel wieder ihr Licht und zeigte die furchtbare Zerstörung, welche sie gerettet.

Die Kraft des Fanatikers, vielleicht verbunden mit der Erschütterung der Schüsse hatte den Felsblock am Eingange der Schlucht von seiner Unterlage gehoben und mit ihm die ganze Decke des Gewölbes zusammengestürzt. Der Weg, den die Laune der Natur vor Jahrtausenden geschaffen, war für die Ewigkeit geschlossen. Die Mehrzahl ihrer Verfolger lag unter den Trümmern begraben, nur Wenige, die das Gewölbe noch nicht betreten, erreichten wieder das Tageslicht und verkündeten dem harrenden Peischwa das furchtbare Ereigniß, von dem sie natürlich auch die Flüchtlinge vernichtet glauben mußten.

Der Greis selbst, der diese furchtbare Explosion hervorgerufen, lag am Boden, ein Stein hatte seine Brust getroffen und ihn tödtlich verletzt. Die Schatten des Todes lagerten bereits auf seinem Antlitz.

»Tretet her zu mir,« sagte der Sterbende, »daß mein Wort Euch den Weg der Rettung zeigen möge. Ich gehe zu Yama, um auf reizenden Pfaden unter dem Schatten duftender Bäume zu wandern, zwischen Strömen, bedeckt von Lotos und überschüttet mit Blumen. Die Luft wird ertönen von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesänge der Engel. Arme Anarkalli – Deine Mutter ist nicht unter jenen! Der Weg der Bösen geht auf schmalen Pfaden durch Finsterniß, über brennenden Sand und scharfe Steine, die mit jedem Schritt ihre Füße zerfleischen. Sie sind nackt, gequält von Durst, bedeckt mit Schmutz und Blut, und übergossen mit heißer Asche und brennenden Kohlen. Von schrecklichen Geistern beunruhigt, erfüllen sie die Luft mit ihrem Geschrei und ihren Klagen.«¹

Beide knieeten neben dem Sterbenden, bemüht, ihm die möglichste Erleichterung zu verschaffen.

»Schiwa ruft mich zu den heiligen Wandlungen,« flüsterte der Brahmine. »Zieht den Gang weiter – er führt Euch an die andere Seite des Gebirges – sie müßten zehn Stunden reiten, wollten sie jene Stelle erreichen.« Seine Augen nahmen plötzlich einen seltsamen Glanz an. »Doch warum fliehen den Tod? Steht nicht Bhawani hinter Euch und legt die Hand auf Eurer Haupt? Ströme von Blut! Ströme von Blut! Und er – dessen Leben Du jetzt wie Deinen Augapfel schirmst – er muß sterben von Deiner eigenen Hand! Das Blut einer Thug rollt in Deinen Adern! – Weh mir – tödtet das Krokodil nicht! tödtet das Krokodil nicht – meine Seele ist in ihm!«

Die Gestalt des Greises streckte sich – ein Röcheln gurgelte seine Kehle herauf, blutiger Schaum röthete die Lippen – ein Zucken der Glieder, eine Bewegung der Hand – und er hatte ausgelitten.

¹Dies ist die indische Beschreibung von Himmel und Hölle.

Der Offizier schauderte zusammen, als er die kalte Hand der Tänzerin auf der seinigen fühlte – sie, die ihm nach der Prophezeiung des Todten dennoch den Tod bringen sollte.

»Laß uns aufbrechen, das Licht des Tages zu finden,« tönte die zitternde Summe des Mädchens. »Unser Weg ist weit, und er hat den seinigen begonnen!«

Sie deckte ein Tuch über das Gesicht des Todten und ging mit der Fackel voran, den Pfad zum Leben zu suchen.

TOD DEN FARINGI!

Der Palast *Nena Sahibs* zu Bithoor im Audh – jetzt von der Rache der Engländer zerstört – war ein prächtiges, langgedehntes Gebäude in halb europäischem, halb indischem Styl. Das Erdgeschoß war von Steinen erbaut, eine Reihe massiver Pfeiler, die Hallen und Gänge bildeten, in denen sich die zahllosen Diener, die Seyce's und Palankinträger des Haushalts und der Gäste aufhielten. Diese steinerne Unterlage bildete ein großes nach hinten geöffnetes Viereck, das einen von den schönsten Bäumen und Strauchpflanzen Indiens beschatteten Garten enthielt. Dreißig Springbrunnen schmückten diesen, mit chinesischen Pavillons, riesigen Volieren und künstlichen Felsengrotten versehenen Raum, in dem eine große Anzahl von Bildsäulen aus europäischer Meisterhand aus seltsame Weise von dem goldenen und farbigen Luxus der indischen Dekorationen abstach. Auf dem steinernen Untergeschoß erhob sich der leichte hölzerne Bau der Hauptetage, eine Reihe von Sälen, die mit allem Glanz europäischer Kunst und indischer Verschwendung ausgestattet waren. Die kostbarsten Teppiche der englischen Fabriken wechselten hier mit den dicken Geweben Turkistans und Persiens und dem Mosaikparket der kunstfertigen chinesischen Holzarbeiter. Große Krystall- und Bronzelüstres hingen, oft in Überzahl, zwischen den Panka's von den gemalten Decken, und werthvolle Gemälde, neben den werthlosen Copien, welche betrügerische Speculation dem Hausherrn aufgedrängt, bedeckten, mit kostbaren Spiegeln dazwischen, die vergoldeten Wände. Alle jene hundertartigen Nippes- und Kunstsachen, welche der europäische Luxus erfunden, wechselten mit kostbarem japanischen Porzellan und indischen Möbeln von Rosenholz oder solchen aus londoner und pariser Werkstätten. Dennoch war dieses ungeheure Conglomerat orientalischen und europäischen Luxus nicht ohne eine gewisse Symmetrie, nicht in völlig geschmacklosem Durcheinander, wie man es in den Palästen der reichen Hindu's in Calcutta und Madras zu finden gewohnt ist. Eine ordnende Hand, ein gebildeterer Geschmack schien ein gewisses System in diese verschwenderische Ausstattung gebracht zu haben und sie zu überwachen. Ja in einzelnen der prächtigen Gemächer konnte man ganz deutlich den empfänglicheren Frauensinn erkennen, der mit der wilden Anschauung von Pracht und Reichthum gekämpft und sie verdrängt hatte.

Rund um die Außenseite dieser Reihe von Sälen lief auf dem vorspringenden untern Geschoß eine von vergoldeten und gemalten Säulen getragene Veranda mit breitem Zeltdach, mit wohlriechenden Gewächsen, mit Divans und Teppichen dekorirt, während auf der innern Seite der schmalere Gang einer Rampe sich an den bis zum Boden reichenden Jalousiefenstern entlang zog, von der fünf breite Marmortreppen hinab in das Eden des Gartens führten.

Nach orientalischer Sitte, welche es für unwürdig erachtet, daß über der Wohnung des Gebieters sich andere Räume befinden, erhob sich unmittelbar über dem Hauptgeschoß das

Dach, theils flach nach dem morgenländischen, Gebrauch, mit Blumen und Orangerien verziert, theils in vergoldeten phantastischen Kuppeln sich wölbend, und durch schlanke durchbrochene eiserne Treppen mit der Veranda verbunden.

Die vierte Seite dieses prächtigen Bauwerks war, wie erwähnt, offen und durch ein hohes und dichtes Broncegitter, das nur in der Mitte eine wohlverschlossene Thür hatte, von einem zweiten Garten getrennt, der zwar eine Fortsetzung des erstern schien, aber ein ganz andres Genre zeigte. Eine dichte Wand von hohen Mango's versperrte die Aussicht in das Innere dieser Abtheilung.

Hier stand, mit der Front nach dem Ufer des Ganges gekehrt, das indische Haus, das der Adoptivsohn des verstorbenen Peischwa bewohnte, gleich vielen seiner Landsleute den prächtigen Palast mit seiner halbeuropäischen Einrichtung nur für die Feste und den Verkehr mit den Weißen benutzend, für gewöhnlich aber ganz nach den Gebräuchen seiner Heimath als wahrer Orientale lebend. Die einzige Abweichung von altindischer Sitte in diesem seinem Hause war, daß dasselbe nicht so streng durch Mauern und Höfe von der Außenwelt abge sondert wurde, doch hat in dieser Beziehung das Zusammenleben mit den Europäern ohnehin viel gemildert. Rechts und links von dem Oblongum des Palastes, in einiger Entfernung und durch mächtige Pipala-Bäume verborgen, befanden sich auf der einen Seite die Ställe für die Elephanten, Dromedare und Lastthiere, auf der andern für die zahlreichen edlen Rosse des Maharadschah, der ein eben so großer Freund des Turfs als der Jagd war. Hier auch waren die Wohnungen der Diener und Anhänger des Fürsten, jener eigenthümlichen Leibwache indischer und europäischer Abenteurer, die er sich nach und nach gebildet, und die mit blinder Ergebenheit seinem Willen gehorchte.

Ein langes Eisengitter mit Thüren und Einfahrten schloß den Vorplatz des Hauses von der Straße ab, während ein breiter Kanal vom Ganges hergeleitet bis an diesen Vorplatz sich erstreckte und dem Besitzer somit erlaubte, aus einem Säulengang direkt den Fuß in seine Barken zu setzen.

Die Umgebung des Palastes war gewöhnlich bis spät in die Nacht von einem Haufen von Müßiggängern, lungernden Dienern aller Art, indischen und mohamedanischen religiösen Bettlern, Tänzern und Gauklern belagert; denn die Freigebigkeit und Großmuth des Maharadschah war durch ganz Indien berühmt, und die bedeutenden Schätze, die ihm der Peischwa hinterlassen, reichten auch ohne die ihm verweigerte Apanage der Compagnie hin, einen fast königlichen Aufwand zu unterhalten, und er vertheilte seine Wohlthaten ohne Rücksicht auf das religiöse Bekenntniß seiner Anhänger und Gäste.

Seit drei Monaten jedoch – eine solche Zeit war verstrichen seit dem letzten Kapitel unserer Erzählung – schien die Freude und die Lust aus den glänzenden Hallen des Palastes zu Bithoor verschwunden. Nicht den Schein von tausend Kerzen ließen die Fenster mehr hinaus in die Nacht flammen, nicht das Gelärm der Palankinträger, der Mahouds und Pferdehalter und der unendlichen Dienerschaar, der Ruf der Fakire und das Geräusch ab- und zuströmender Gäste erklang mehr am Hauptthor des Palastes. Einsam und schweigend lag das prächtige Gebäude und nur aus den Zweigen der Tamarinden erklang der liebevolle wonnige Gesang der Bulbul oder indischen Nachtigall, der Hazardasitana oder des Vogels mit tausend Liedern, wie ihn die poetische Sprache des Landes nennt.

Seit dem räthselhaften Verschwinden des geliebten Weibes, von dem die eifrigsten Nachforschungen des Maharadschah auch nicht die geringste Spur hatten ermitteln können, lag

es wie ein finstrier Schleier auf der Seele des Fürsten. Er hielt sich größtentheils in seine innersten Gemächer eingeschlossen, sah nur wenige Menschen und verbrachte seine Zeit im stummen Brüten. Gibson war der Einzige, mit dem er sich besprach. Der Bote, den er bald nach seiner Rückkehr nach Jhansi gesandt, sich nach dem Zustand O'Sullivan's zu erkundigen, hatte die Nachricht gebracht, daß dieser an den Folgen der furchtbaren Operation, wie Doctor Todd gefürchtet, gestorben war. Selbst das Äußere des Maharadschah hatte der in seinem Innern tobende Schmerz, der glühende Durst nach Rache, ohne daß er wußte, wen sie treffen solle, verändert in der kurzen Zeit. Der volle, lebenskräftige, Genuß und Gefahren liebende Mann war ein finstrier Fanatiker geworden, aus dessen Augen ein verzehrendes Feuer brannte. Jener unheimliche, dämonische Blick, der früher in Momenten der höchsten Aufregung aus seinen dunklen Augen zu blitzen pflegte, aber alsbald wieder unter einer gewissen Lethargie verschwand, brach jetzt öfter als je hervor und scheuchte seine Umgebung zurück.

Wenn aber auch das Palastthor des Maharadschah einsam und leer, wenn das Haus, das er bewohnte, traurig und still war, so war dies Schweigen und diese Trauer doch keineswegs ringsumher verbreitet.

Die Regenzeit war vorüber – man zählte an dem Tage, da wir unsere Geschichte wieder aufnehmen, den 18. October – und der erquickende Himmelshauch der gemäßigten Jahreszeit lag über der prächtigen, üppigreichen Gegend. Der lange Regen hatte die Fruchtbarkeit der an und für sich schon so mächtigen Vegetation noch erhöht – Kräuter und Blumen, Büsche und Bäume kehrten ihr Haupt dem warmen, aber wenigstens erträglichen Glanze der Sonne zu, und neue Blütenkeime schossen empor.

In diese Zeit fällt das reizende poetische Fest der Wasserlichter.

Manche unserer Leser werden sich vielleicht eines ähnlichen Gebrauchs im östlichen Deutschland aus ihrer fröhlichen Kinderzeit erinnern. Am heiligen Weihnachtsabend, wenn die Kuchen verzehrt und die Nüsse geknackt sind, kommt eine Schüssel mit Wasser auf den Tisch. Jeder sucht sich eine leere halbe Nußschaale aus, befestigt ein Stückchen vom bunten Wachsstock darein, zündet das Miniaturlicht an und gemeinsam setzt man die kleinen Schiffe in das vorher bewegte Wasser. Wie sie schwimmen, ob mit einander, ob getrennt, ihr Fortbrennen und Verlöschen gilt als Omen für das künftige Schicksal der Schiffsherrn.¹

Dieser Gebrauch scheint aus Indien, dem Mutterland der Nationen, zu stammen und Jahrtausende alt zu sein.

An dem bestimmten Tage – und es war der Tag, an dem wir unsere Erzählung wieder aufgenommen – wenn die Natur sich erfrischt und die Sonne sich ihrem Untergang zuneigt, strömen die Frauen und Mädchen der Hindu's, oft aus weiter Ferne herbeigekommen, zu den Ufern des Ganges, des heiligen Stroms. Jede hält in der zierlichen kleinen Hand ein aus Holz oder Borke geschnitztes, reich verziertes Kahnchen. Dann, wenn die Sonne am Horizont versunken ist und die Dämmerung mit jenem eigenthümlich raschen Übergang des Südens sich in die sternengoldne Tropennacht verwandelt, sieht man, so weit das Auge reicht, Tausende weißer Gestalten ihre Kahnchen, auf denen sich eine brennende Lampe befindet, in den Fluß setzen. Jede verfolgt mit ängstlicher Spannung das von den Wellen geschaukelte Schiffchen

¹In Schlesien zum Beispiel bestand die Sitte noch allgemein in der Jugendzeit des Verfassers. Leider schwinden dergleichen sinnige und, wie hier erwiesen wird, uralte Volksgebräuche immermehr vor der sogenannten materialistischen Aufklärung, dem Tode aller Gemüthlichkeit und Poesie des Volkes.

mit ihrem Hoffnungslichte, an dessen Erhaltung irgend ein Wunsch sich knüpft. Bleibt es so lange sichtbar, als das Auge es zu verfolgen vermag, dann wird der dem heiligen Strom anvertraute Wunsch erfüllt, erlischt es aber früher, so ist auch die gehegte Hoffnung untergegangen. Und obgleich ich tausend solcher kleinen Lämpchen von den Wellen bergauf bergab geschaukelt werden, so weiß doch jede das ihrige bis in weite Ferne genau zu unterscheiden.

Auch an diesem Abend drängten sich die leichten zierlichen Gestalten der Frauen und Mädchen mit ihren lichten, wallenden Gewändern zu den Ufern des riesigen Stroms und bald blinkten unter heiterm Gelächter und Gesang zahllose kleine Flämmchen, so weit das Auge zu tragen vermochte.

Alle Bewohner der vielen größeren und kleineren Ortschaften in der Nähe des Stroms waren in Bewegung und bildeten ein buntes Volksgedräng an den Ufern, denn Tanz und Spiel schließt allemal das Fest und der Jubel dauert bis spät in die Nacht.

Die indischen Diener des Maharadschah waren bei dem Fest, der Gebieter hatte ihnen die Erlaubniß gegeben, den Abend und die Nacht allein ihrem Vergnügen zu widmen.

Der Anschein, der das Bungalow des Bahadurs in Einsamkeit und Stille versenkt sein ließ, trog jedoch. Wer mit scharfem Auge den Vorhof des Gebäudes beobachtet hätte, würde bemerkt haben, daß dunkle Gestalten an den Zugängen lehnten, gleichsam absichtslos Wache haltend gegen jede Überraschung: die Prätorianer des Maharadschah, die Mitglieder jener Cohorte, die er sich gebildet.

Wenn auch die Front des Gebäudes dunkel war, so glänzte doch Licht durch die Jalousieen der hinteren Gemächer; die Pforte, die beide Gärten verband, war gleichfalls geöffnet und der Canadier *Adlerblick* stand hier auf Wache.

In einem nach indischer Sitte dekorirten Gemach schritt finster der Maharadschah auf und nieder. Er trug die Kleidung eines Sepoy's, einen weiten indischen Mantel darüber geschlagen, in dem Gürtel Pistolen und einen gekrümmten Malayendolch. *Cordillier* und *Vaillant* in ähnlicher Tracht wie der Gebieter, *Ralph*, der Bärenjäger, seine riesige Gestalt in die eines englischen Matrosen gesteckt, lehnten an den Wänden des Gemachs, mit ihren Waffen beschäftigt, oder sich leise Bemerkungen zuflüsternd.

An der Thür stand der Schotte *Mac-Scott*. Sein Antlitz, das seit wenigen Monaten schwer gealtert, drückte Kummer und Schmerz aus, so oft sein Auge auf den Gebieter fiel, der – wenn ihm das seine begegnete – es finster abwandte. Der Zorn des Bahadur hatte sich unge rechter Weise auf seinen alten Erzieher geworfen und ließ diesen den Verlust Margarethens entgelten, da er die Sorge um sie bei der Reise nach Bombay ihm auf die Seele gebunden. Der unglückliche Zufall, der den tapfern Tigerjäger an jenem verhängnißvollen Morgen entfernt gehabt, schien ihn alles Vertrauens beraubt zu haben, und wenn auch selbst die argwöhnische Seele des Indiers keinen Verdacht gegen ihn hegen konnte, herrschte doch durch das Fehlschlagen jeder Mühe zur Auffindung einer Spur ein tiefer Groll in ihm vor, der in der rauhen Weise, mit der er den frühern Liebling behandelte, sich kundgab.

»Hoheit,« sagte endlich der Schotte, »es ist Zeit, daß wir aufbrechen. Eine Stunde nach Sonnenuntergang sollte der Doctor zu dem Prinzen gerufen werden, und wir müssen zur Stelle sein, die Flüchtigen zu empfangen.«

Der Maharadschah fuhr aus seinem Sinnen empor. »Laß die Pferde vorführen. – Sind die Frauen vom heiligen Strom zurück?«

»Noch nicht, Hoheit. Gibson ist mit ihnen und sorgt für ihre Sicherheit.«

»So bitte sie, wenn sie zurückkommen, sich sogleich in ihre Gemächer zu begeben und sie nicht zu verlassen, bis ich ihnen Botschaft sende. Wie lange ist es her, daß der Khan und sein Begleiter voraus nach Cawnpur sind?«

»Eine Stunde, Hoheit. Aber ich glaubte, ich sollte Dich begleiten? Es wäre das erste Mal, daß Mac-Scott an der Seite des Nena fehlte in der Stunde der Gefahr.«

»Bei Yama, dem Unterirdischen! hättest Du nie an der Seite Der gefehlt, die Deiner Sorge vertraut war, es stände besser um Dich und mich! Du wirst hier bleiben und mit Gibson Alles zur ungesäumten Fortsetzung der Flucht bereiten. Ist Joaquin Alamos auf seinem Posten?«

»Er harrt mit den Pferden.«

»Wohl! So laßt uns aufbrechen!«

Er winkte dem Schotten, voran zu gehen, und verließ, gefolgt von seinen Getreuen, das Gemach und das Haus. Vor der Veranda hielt der Mexikaner die Zügel von sechs Vollblutrennern, die ungeduldig den Boden stampften. Der Maharadschah legte die Linke auf den Bug des nächsten Rosses, und ohne die Steigbügel zu berühren, sprang er in den Sattel. Die Übrigen hatten alsbald gleichfalls ihre Pferde bestiegen, und nachdem sie vorsichtig ein Seitenthor passirt und sich möglichst im Dunkel haltend eine Strecke weit geritten waren, setzten sie ihre Rosse in Galopp und jagten auf der Straße nach Cawnpur weiter.

Ein ziemlich dichtes Wäldchen von Kokospalmen und Tamarinden zieht sich auf der Mitte des Weges die Militairstraße entlang, die sich bald vom Ufer des Ganges abwendet.

Als sie sich der unglücklichen Stelle näherten, an welcher seine Gattin geraubt worden, ließ der Maharadschah sein edles Pferd langsamer gehn und indem er seinen Gefährten befahl voranzureiten und ihn vor den Thoren der Stadt zu erwarten, ließ er seinem Roß die Zügel hängen und versank in eine düstere Träumerei.

Plötzlich erfaßte eine Hand den Zügel des Pferdes und zwei dunkle Gestalten erhoben sich vor ihm auf dem Wege im Schatten der mächtigen Tamarinden.

»Wenn der Tiger auf Beute streicht,« sagte eine tiefe Stimme, »ist er nicht gewohnt, die Augen zu schließen. Der Peischwa von Bithoor möge sich erinnern, daß seine Feinde wach sind.«

Der Maharadschah, obschon ihm der Ton dieser Stimme nicht unbekannt schien, faßte nach dem Pistol im Gürtel und war mit einer raschen Bewegung im Nu wieder Herr seines Pferdes.

»Wer seid Ihr? was wollt Ihr in der Stunde der Nacht?«

Der Fremde lachte heiser. »Ist es so weit gekommen, daß Srinath Bahadur seine Freunde fürchtet, wenn sie an der Stelle zu ihm treten, deren Erinnerung aus ihm wieder einen Mann machen sollte? – Drei Mal erst hat der Glanz des Mondes sich erneut, seit ich Dir sagte, daß die Stunde kommen werde, wo Du bedauern würdest, die Hand der Rächer zurückgestoßen zu haben.«

Der Strahl des Mondes fiel bei einer Bewegung auf den Sprechenden.

»Tantiah Topi!«

»Ich selbst, Bahadur. Sollen die Gäste, die Dein Haus in diesem Augenblick verbirgt, nicht vollzählig sein?«

Ein Grauen überflog den Indierfürsten, als er sich der Erzählung des deutschen Arztes und seines eigenen Verdachts gegen diesen Mann erinnerte und unwillkürlich behielt er die Hand am Griff der Pistole.

»Wo kommst Du her, Sirdar? was ist Deine Absicht?«

»Wo ich herkomme, Nena? Tukallah ist überall und bald wird man von einem Ende Indiens bis zum andern seine Stimme vernehmen. Meinst Du, daß ich in den Einöden der Thur nicht erfahren, daß der tolle Versuch des Delhi-Prinzen, den Sohn der Maharani aus Firozpur vor seinem Nebenbuhler zu entführen, mißglückt sei und die Versetzung des gefangenen Knaben nach Cawnpur zur Folge gehabt? – Was ich will? Die Nacht der Lichter am heiligen Strom ist wichtiger für uns Alle, Srinath Bahadur, als Du denkst. Einen jungen Adler, der in den Fesseln der Faringi schmachtet, will ich Dir befreien helfen und dem Tiger des Audh seine Krallen und seine Zähne wieder geben mit dem Reh, das man ihm geraubt.«

Der Bahadur prallte zurück. »Was bedeuten die Worte, Sirdar? Bei Deinem und meinem Leben, spiele nicht mit dem Herzen Srinath Bahadur's!«

Der Mahratte lachte verächtlich. »Frage diesen da, er wird Dir Antwort geben!«

Der Fürst betrachtete den Begleiter Tukallah's. Es war eine hohe Gestalt mit ernstem, stolzem Gesicht, das ein grau werdender Bart umwallte. Die hohe Kegelmütze der indischen religiösen Bettler bedeckte sein Haupt, ihr brauner zerlumpter Mantel hüllte seinen Leib ein.

»Wer bist Du?«

»Dein Gläubiger!«

»Jeder heilige Derwisch oder Fakir hat das Recht auf die Habe Srinath Bahadurs und noch nimmer ist ein solcher, ohne daß die Schuld bezahlt worden, von seiner Schwelle gegangen.«

»Du irrst! ich komme nicht, bei Dir zu bitten. Ich bringe Dir ein Geschenk.«

»Welches?«

»Die Gewißheit und die Rache!«

»Höre Mensch, ich bin nicht gewohnt, mit mir in Worten spielen zu lassen. Nochmals – wer bist Du?«

»Meiner Namen sind vielerlei. Die Bewohner des Dekan nennen mich den Derwisch *Sofi*. In meiner Heimath –«

»Nun?«

»Kennst Du die Säule, die aus der Esplanada von Calcutta vor dem Palast des General-Gouverneurs, Eures Herrn und Gebieters, steht?«

»Der General-Gouverneur ist nicht mein Herr, sondern die Königin von England. Die Säule kennt jedes Kind in Indien. Es ist das Denkmal General Ochterlony's.«

»Wohl, Bahadur. In den Adern Dessen, der vor Dir steht, fließt dasselbe Blut, das vergossen ward für die Eroberung dieses Landes. Aber es ist geschändet durch die Schläge der Peitsche, vertrocknet in den Wüsten Australiens – und dennoch zum Katarakt geschwollen, dessen Fluthen Deine und meine Feinde begraben sollen. Nenne den Namen der Säule und Du nennst den Namen Dessen, der sie stürzen wird.«

»Capitain *Ochterlony*?«

»Ich bin's!«

Der Maharadschah warf sich mit einem Sprunge vom Pferde und umarmte herzlich das ehemalige Parlaments-Mitglied von Großbritannien.

»Seien Sie mir willkommen, Capitain, von ganzer Seele,« sagte er mit Gefühl. »Viel hab' ich von Ihnen, von diesem Manne und dem Franken-Arzte gehört, der mit Ihnen am Sterbelager meines unglücklichen Verwandten stand. Lassen Sie mich die Hand des Freundes auf die schlimmen Wunden legen, die das Leben Ihnen geschlagen. Das Erbe Dyce Sombres liegt

bereit für Sie – lassen Sie uns umkehren und Sie als theuern Gast über meine Schwelle führen.«

»Das Unheil, Prinz,« entgegnete ernst der ehemalige Capitain, »wird auch ohne mich schnell genug über jene Schwelle schreiten. Sie haben eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, die thränengerötheten Augen einer Mutter und einer Schwester können ohne Ihren Beistand nicht getrocknet werden. Und haben Sie nicht gehört, Prinz, daß ich eine noch wichtigere Sendung zu beenden habe?«

»Welche?«

»Sie der Rache wiederzugeben.«

»Reden Sie klar – ich beschwöre Sie!«

»Wohlan denn – eine ernste Stunde, ein Wendepunkt Ihres Lebens ist Ihnen nahe. Ich weiß, oder glaube zu wissen, wo Lady Margarethe, Ihre Gemahlin, sich befindet.«

Der Bahadur warf sich auf ihn. »Rede, Mann – wo, wo ist sie? – Nimm Alles, was ich habe für ein Wort Gewißheit.«

»Beantworten Sie die eine Frage – was werden Sie an Denen thun, die sie Ihnen geraubt?«

»Wollen Sie die Tigerkatze fragen, was sie Denen thut, die ihr das Junge geraubt? Rächen will ich mich, vertilgen die Brut von der Erde, die es gewagt, an mein Liebstes zu tasten!«

»Und wenn es nicht gemeine Diebe und Mörder, wie Ihr Land sie erzeugt, wenn es die Gebieter desselben, die Faringi selbst wären?«

»Tod dann allen Faringi, Männern, Müttern und Kindern! Tod dem verfluchten Geschlecht!«

»Wohl, Prinz – ehe zwei Stunden vergehen, werden Sie die Gewißheit haben. Zu Rosse, Prinz, und nach Cawnpur, Ihr Werk zu thun. Wir vollenden das unsere, und wenn das Weib Ihres Herzens noch unter den Lebendigen, sollen Ihre Arme es umfassen oder Ihre Hand die Mörder bestrafen.«

Und plötzlich, wie sie gekommen, waren beide Gestalten im Schatten der Bäume verschwunden und der Ruf des Indierfürsten verhallte ohne Antwort in der Einsamkeit der Nacht.

Da gab er seinem Rosse die Sporen und wie der Geist des Unheils, das über die Geschlechter der Menschen kommt, jagte er nach Cawnpur.

Wir haben bereits in einem frühern Kapitel erwähnt, daß Cawnpur an und für sich nur ein geringer, schmutziger Ort an dem rechten Ufer des Ganges ist, aber bedeutend als Waffenplatz der Engländer und durch die weitausgedehnte Reihe der Vorstädte und Bungalows der Offiziere und Kaufleute. Am nördlichen Ende, in geringer Entfernung vom Ufer des Stroms, liegt das kleine aber ziemlich feste Fort, von mehreren Kasernen umgeben.

Hierhin hatte man nach dem mißglückten ersten Befreiungsversuch Dhulip Singh, den jungen Thronerben von Lahore, gebracht, da Firozpur zu nahe der Grenze seiner Heimath lag und man daher neue und kühnere Versuche der Bewohner des Pendschab, seiner ehemaligen Unterthanen, fürchten mußte. Er genoß selbst innerhalb des Forts wenige Freiheit, und wurde streng von allem Verkehr mit der Außenwelt, namentlich mit den Eingebornen, abgesondert gehalten.

Wie in Bithoor und an allen anderen Orten am Ufer des heiligen Stroms war dasselbe auch hier an diesem Abend von vielen tausend Menschen belebt.

Es war ein Festtag für die ganze Stadt, Indier wie Europäer, denn auch diese zogen schaulustig und plaudernd in der Menge umher.

Ein Gruppe englischer Damen, von mehreren Offizieren begleitet, kam den Abhang des Ufers herab in der Nähe der Schiffbrücke, die auf die Straße nach Lucknow mündet, und nahte sich dem Rande des Wassers. Heiteres Gelächter und Scherz tönte aus der Mitte der Gesellschaft. Die meisten der Damen hatten gleichfalls zierliche Schiffchen in der Hand oder ließen sie von den Kavaliere tragen.

»Darf man wissen,« fragte die spöttische Stimme eines Offiziers, »was Miß Wheeler mit diesem famosen Dreimaster für Wünsche nach dem Ocean senden will?«

»Bewahre, Sir – das wäre allzu neugierig,« lachte die junge Dame. »Man sagt, Major Rivers habe selbst der Geheimnisse so viele, daß er wohl die Anderer zu achten verpflichtet sei!«

Die Abfertigung war zu deutlich, um mißverstanden zu werden und ein Gelächter der anderen Offiziere folgte ihr.

»Auf meine Ehre,« sagte Lieutenant Halliday, – »ich würde mich glücklich schätzen, mein Lämpchen auf den Bug der Fregatte Miß Soldie's pflanzen zu dürfen. Auch ich habe meine Wünsche im Verborgenen.«

»So lassen Sie dieselben allein flott werden,« rief die muntere Tochter des Generals, ihrer Freundin zu Hilfe kommend. »Es ist nicht mehr als billig, daß ein so tapferer Offizier und Jäger sich auch als Seemann bewähre. Außerdem gehören die Fluthen des Ganges diesmal uns Frauen und wenn die Herren sich in das Spiel mischen, treiben sie Piraterie.«

»Ich engagire mich als Schiffsarzt,« erklärte Doctor Todd-Brice, – »aber ich bin zweifelhaft, welches Segel ich in dem Convoi wählen soll. Das Admiralschiff führt mir zu starke Batterien von Witz und Bosheit, Miß Soldie hat zwei Kaper in ihrem Fahrwasser,« er warf einen schalkhaften Blick auf den Lieutenant und Capitain Forbes, von denen der eine das Schiff, der andere das Tuch der Dame trug, »und Miß Highson, unsere-Heldin, hat ein für alle Mal Kompaß und Steuerruder den Händen ihres Retters aus der Höhle der Thugs anvertraut, als daß auf einen Platz in ihrer Schiffs-Equipage zu hoffen wäre. Was meinen Sie, Toby, mein guter Bursch, da wir Beide allein von allen diesen schönen Damen ausgeschlossen sind, wollen wir dem Laskar dort, der eine ganze Flotte feil bietet, seine beste Barke abkaufen und mit unseren Wünschen für besseres Glück bei den Damen darauf einschiffen?«

Der lange Fähnrich warf dem ewigen Quäler einen bitterbösen Blick zu. »Ich fürchte, Doctor, die Proviantkammer auf einem solchen Schiff würde nicht hinreichen für Sie!«

»Diesmal,« lachte der Resident, »hat er's Ihnen gegeben, Brice.«

»Ein Kieselstein sprüht Funken, wenn er geschlagen wird,« meinte der Walliser, »warum nicht eine Fähnrichsseele, die im Punkte der Liebe kein Kieselherz, sondern weich wie Butter ist. Der Henker soll mich holen, wenn ich mein Schiff anders befrachte, als mit der Frage an das Schicksal, ob Ihr Koch, Miß, uns heute eine Suppe von Schildkröten oder von Vogelnestern vorsetzen wird, da Seine Excellenz, Ihr Papa, ein Mal die Thorheit begangen, uns einzuladen.«

»Vogelnester, Doctorchen, Vogelnester sollen Sie haben, eine ganze chinesische Schiffsladung voll, und Ihr Lieblingsgericht, das abscheuliche Guaven-Gelee,« scherzte die Tochter des Generals.

»Dann bedaur' ich Sanders, der die *jour* hat und Nichts davon abbekommt,« sagte der Arzt, indem er sich lüstern die Mundwinkel wischte. »Ich bin ein kluger Mann und habe mich bei

Zeiten von allem Dienst losgemacht. Bekommt irgend einer unserer braunen Halunken Zahnschmerzen oder Leibgrimmen, mag mein Assistent oder Kollege Clifford ihn in den Schooß Brahma's spediren. Ich kenne den Dry-Madeira Ihres verehrten Papa's und kein Ding in der Welt soll mich dabei stören.«

»Ihr Kollege ist ein trauriger Gesellschafter auch an der Meßtafel, Doctor,« bemerkte Capitain Lowe. »Wäre nicht sein Verdienst um die Rettung Miß Highsons und unsers wackern Kameraden, so wie die warme Empfehlung Nena Sahibs – wir protestirten gegen sein Patent bei dem lustigen Zwei und dreißigsten.«

»Schade, daß der Prinz noch immer um jene irländische Dame so verzweifelt trauern soll,« meinte eine junge Miß, – »erinnern Sie sich, Arabella, im vorigen Jahr gab er uns an diesem Abend eines seiner Zauberfeste in seinem prächtigen Palast zu Bithoor.«

»Armer Mann! Je mehr er sie geliebt hat, desto grausamer muß sein Verlust sein!«

»Pah – es ist ja nur ein Indier und sein Glauben gestattet ihm reichen Ersatz.«

Editha Highson wandte sich von Halliday, dem herzlosen Sprecher, und stützte ihre Hand auf den Arm des Lieutenant Sanders, als er ihn ihr bot beim Hinabsteigen von der Böschung des Ufers. Ihre Blicke begegneten sich dabei und strahlten in Liebe.

»Theure Editha!«

Der Druck ihrer Hand gab ihm die süße Erwiederung. »Wie traurig ist es, daß Sie diesen Abend nicht in unserer Gesellschaft sein können!«

»Sie wissen, der General, Ihr Oheim hält streng auf den Dienst. Ich darf seine gute Meinung nicht verscherzen, wo ich bald ein theures Kleinod von seiner Hand begehren will. Er behandelt mich wie einen Sohn und ich muß seiner Güte würdig sein.«

In der That galt der junge Offizier bereits, wenigstens im Kreis ihrer Bekannten, für den begünstigten Verehrer der schönen Nichte des Generals und als ihr halber Verlobter, wenn diese Eigenschaft auch noch nicht öffentlich declarirt worden.

Wir haben einige Worte über das Gelingen seiner Flucht nachzutragen. Erst an der Grenze des Gebietes der Compagnie, in Firozpur, hatte die Bayadere ihren Schützling verlassen. Sie weigerte sich, seinem Verlangen, ihn zu begleiten, Folge zu leisten, aber sie sagte ihm, daß sie immer in seiner Nähe sein, daß ihre Liebe ihn schirmend umschweben werde. Der Sinnenrausch, der ihn in jene furchtbare Gefahr gestürzt und ihn wieder in ihrer Nähe alles Andere vergessen gemacht, vereint mit der Dankbarkeit, die er ihr schuldete, ließ ihn ihr auf's Neue seine Liebe betheuern und sie bitten, mit ihm zu gehen, ein Verlangen, dem, wie erwähnt, das Mädchen, trotz ihrer Leidenschaft, widerstand, um nicht neue Gefahren auf ihn zu bringen. Noch in der Stunde, da sie sich trennten, warnte sie ihn, seinen Schwur des Schweigens zu halten und nicht treulos gegen ihre Liebe zu werden; denn die Töchter einer heißen Sonne wüßten gebrochene Eide schrecklich zu rächen.

Da an der Grenze der Wüste Walding mit einem Theil des Gefolges des von Angst und Besorgniß unaufhaltsam vorwärts getriebenen Maharadschah zurückgeblieben war, so wurde es leicht, ohne das bisher so wohl bewahrte Geheimniß zu verrathen, die Rollen der beiden Mädchen zu vertauschen. Anarkalli, die Tänzerin, trat an die Stelle Editha's und diese wurde von Agra aus durch den Offizier nach Cawnpur und in die Arme ihrer Familie geleitet, die sie längst verloren geglaubt.

Die Abenteuer des Offiziers und der Engländerin konnten natürlich nicht verschwiegen bleiben, ohnehin war die Miß nicht durch dasselbe Versprechen gebunden, wie ihr Schicksalsgefährte. Da bei ihrem erst so kurzen Aufenthalt in Indien ihr jedoch die Sitten und die Sprache des Landes gänzlich fremd, die bronzernen Physiognomien ununterscheidbar waren und sie nicht die geringste Idee von der Lage und dem Namen der Orte hatte, in denen ihr ein so schreckliches Loos gedroht, auch ihr Retter sie absichtlich darüber und über den Charakter der Karawane im Unklaren gelassen, mit der sie den Weg durch die Wüste gemacht, so konnten ihre Aussagen nur geringe Spuren geben.

Lieutenant Sanders selbst kannte weder die Namen noch die Lage und das Aussehen der Burg der Thugs. Überdies band ihn sein Ehrenwort, Alles zu verschweigen, was die Personen, die bei seiner Rettung mitgewirkt, compromittiren konnte. Da nun Doctor Walding in Firozpur mit dem Khan und der Bayadere zurückgeblieben war, konnten die Behörden aus den Aussagen des Offiziers und der Dame nur die längst bekannte Thatsache entnehmen, daß die indische Wüste einen oder mehrere Hauptsammelplätze der furchtbaren Würgerbande barg, indem über das Bestehen der verbrecherischen Verbindung selbst überhaupt nicht der geringste Zweifel herrschte; denn es befanden sich in den Gefängnissen der Präsidentschaften zu jener Zeit über 700 Personen, der Theilnahme an dem Bunde der Mörder verdächtig und angeklagt.

So mußte man sich begnügen, ein Dutzend der Verurtheilten zur Warnung aufzuhängen und die von Major Sleemann im Jahre 1851 begonnenen Maßregeln zur Verfolgung der Sekte mit neuer Strenge wieder aufzunehmen.

Als Walding einen Monat später unter dem Namen eines Doctor Clifford in Cawnpur eintraf, war das Interesse an der Untersuchung zum Theil schon durch jene neuen Eindrücke geschwächt, welche in so wildem und abenteuerlichem Lande mit jedem Tage wechseln. Die Auskunft, die er über seinen Antheil an der Rettung des Offiziers und der Lady ertheilte, beschränkte sich auf die Angabe, daß er gleichfalls Gefangener in den Händen der Thugs und nur durch dritte ihm unbekannt Personen gerettet und in Stand gesetzt worden, auch zur Rettung seiner Schicksalsgefährten beizutragen. Dagegen sicherte sie ihm den Schutz des Generals Wheeler, und durch dessen und des Maharadschah Protektion wurde ihm die Stelle des während der Regenzeit an der Cholera verstorbenen Oberarztes des 32. Regiments interimistisch übertragen.

Mit dem Gefühl schmerzlicher Täuschung mußte Walding jedoch bald die Erfahrung machen, daß die Hoffnung, die ihn nach Cawnpur begleitet, eine vergebliche gewesen. Lieutenant Stuart Sanders war kaum dem Zauberrausch entronnen, mit dem die glühende Leidenschaftlichkeit der Tänzerin ihn umfingen, als ein gewisses Grauen sein Herz erkaltete und das Bild Editha Highsons seine Seele mehr und mehr einnahm. Die ritterliche Art und Weise, wie er sie in der Höhle der Thugs vertheidigt und die eigene Rettung zurückgewiesen, wenn sie, die Fremde, nicht Theil nehmen könne, hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz des Mädchens gemacht. Für Walding, oder Clifford, wie er auch für sie und Stuart Sanders hieß, fühlte sie wohl eine warme Dankbarkeit und Freundschaft, aber die zartere Blüthe ihres Herzens gehörte dem jüngern Mann. — —

Editha sah zu dem Geliebten empor. »Sie haben Recht, Stuart,« bemerkte sie auf seine frühere Entgegnung, »aber der Abend wird mir traurig vergehen, da Sie entfernt bleiben.«

»So lassen Sie mich jetzt wenigstens das Glück genießen, in Ihrer Nähe zu bleiben und zusammen mit Ihnen das Orakel für unsere Wünsche versuchen, das tausende von gläubigen Herzen hier versammelt hält. Schauen Sie die sehnsüchtigen und ängstlichen Blicke, mit denen diese Schaar von Mädchen und Frauen das Spiel verfolgt, als gälte es wirklich die Zukunft und die Entscheidung ihres Lebens.«

»Und warum wollen Sie so ungläubig zweifeln,« sagte das Mädchen, indem ihre Hand sich leicht auf seinen Arm legte, »daß in diesem Lande der Wunder ein Jahrtausende alter Brauch nicht wirklich das Vertrauen rechtfertige, das so viele Herzen auf ihn setzen? So gut wie das Schicksal der Menschen nach dem Glauben der Vorzeit in dem ewigen Buch der Sterne geschrieben stehen soll, so gut mögen die Fluthen dieses Flusses der bangen Menschenseele Hoffnung oder Trauer deuten können. Steuert nicht das Lebensschiff jedes Menschen hinaus in die unbekanntes dunkle Fluth, und keiner weiß, an welcher Küste es landen, an welcher Klippe es zerschellen wird.«

»Für das unsere liegen die Klippen und Stürme hoffentlich hinter uns,« entgegnete feurig der junge Offizier, »und wir schiffen den blumigen Auen einer Vereinigung entgegen, die mein höchstes Glück sein wird. Sehen Sie dahin – Miß Soldie und Halliday haben so eben ihre Dreimaster von Stapel gelassen, Rivers und Ihre schöne Cousine verfolgen bereits die ihren mit dem Operngucker, und hier kommt Löwe mit zwei brennenden Lampen, die seine Galanterie uns überlassen wird.«

»Ich weiß nicht,« sagte die Lady, »ich empfinde eine gewisse Bangniß vor dem Spiel – man sollte nie mit der Zukunft freveln.«

»Thorheit, Editha,« rief ihre Cousine, »Du darfst keine Ausnahme von uns Allen machen. Nur keine Unterschleife, Lieutenant Sanders, und paßt hübsch auf Eure Schiffchen auf, denn es ist wahrhaftig nicht leicht für unsere europäischen Augen, diese Glühwürmer des Schicksals unter der schwimmenden Illumination zu verfolgen.«

Editha und der Offizier setzten jetzt gleichzeitig von dem Floß, auf das sie getreten, sich niederbeugend ihre Schiffe in die dunklen Wellen des Stromes.

Ihre Blicke begegneten sich dabei, tauchten sich tief in einander – Beide erfüllte derselbe Gedanke.

»Seht, wie hübsch das Pärchen schwimmt,« rief die heitere Tochter des Generals, die längst die mühsame Verfolgung des eigenen Fahrzeuges aufgegeben, indem sie in die Hände klatschte, »wie zwei Turteltäubchen, die zu Nest fliegen, oder zwei der kleinen Papageien, die nicht von einander weichen. Sir Stuart, Ihr Lebenslauf wird künftig ein sehr friedlicher sein, ich sehe Sie schon in Schlafrock und Pantoffeln als Nabob auf den Lorbeern Ihrer Jugend ruhen.«

In der That schaukelten die beiden Schiffchen, bereits mehrere Schritte vom Ufer entfernt, leicht und zierlich auf dem sanften Wellenzug, kaum eine Spanne von einander getrennt, und die Lämpchen in ihnen brannten hell und munter.

Plötzlich drängte sich eine weiße Gestalt – eine indische Frau in ihren wallenden Gewändern – durch die vornehme, hochgeborne Gesellschaft und glitt an das Ufer nieder. Sie hielt in ihrer Hand die zierliche Nachbildung einer Praua in Miniatur, auf deren Vordertheil eine Lampe aus wohlriechendem Harz brannte, sprang einige Schritte in den Fluß vor und setzte ihr Schiff kaum eine Elle weit hinter den beiden des Offiziers und der Lady auf den Spiegel des Wassers.

Obschon der Vorfall ganz unbedeutend und bei der Menschenmenge am Ufer und dem Eifer der Eingebornen, sich an dem Spiel zu betheiligen, leicht erklärlich war, erregte doch die Dreistigkeit der Frau bei der sonst so großen Demuth und Schüchternheit der Hindu's im Verkehr mit ihren weißen Gebietern einige Aufmerksamkeit, und Miß Editha klammerte sich unwillkürlich, von einer ihr selbst unerklärlichen Besorgniß befangen, an den Arm ihres Geliebten und flüsterte: »mein Schiff, mein Schiff!«

In der That, war es die Bewegung, welche der Sprung der Hindu in das Wasser in diesem hervorgebracht, war es ein zufälliger Wellenschlag, der vom Ufer zurückprallte – der Kamm einer Welle erhob sich aus der dunklen Fluth und trüg das Schiff der Fremden wie in lustiger Jagd hinter den beiden Fahrzeugen der Liebenden drein.

Einen Augenblick noch, dann fuhr der leichte Rindenkahn der Hindu zwischen die beiden kleinen Nachen und trennte sie. Von dem Anprall schwankten die drei Fahrzeuge, die Lampen zischten vor dem spritzenden Wasser und dann war Nacht und Dunkel an der Stelle, wo noch wenig Minuten vorher die prophetischen Leuchtfeuer des Glückes dreier Menschen geblüht hatten.

Ein leiser Schrei – ein schadenfrohes Gelächter des Residenten, in das sich ein ähnliches, nur schrillender, boshafter, mischte – Editha schwankte in den Arm ihrer Cousine.

»Um Gottes Willen, Miß Highson ist ohnmächtig! – Ihr Flacon, meine Damen!«

Zwischen den besorgten Liebenden und der erschreckten Dame seines Herzens tauchte, wie der Erde entwachsen, die Gestalt der Indierin empor, die Hand nach dem Fluß hin ausgestreckt, wo die prophetischen Lichter verschwunden waren.

Ihre Linke hob den verhüllenden Yaschmack zur Seile und das glänzende dunkle Auge Anarkalli's flammte mit dem Ausdruck leidenschaftlicher Eifersucht ihm entgegen.

Der Name der Tänzerin – die er weit entfernt glaubte und von der er bereits zu hoffen gelernt, daß sie sich nicht nach Cawnpur wagen würde, erstarb auf seinen Lippen. Ohne ein Wort zu sagen, hob die Bayadere die Hand drohend und warnend gegen ihn, und verschwand eben so rasch und geheimnißvoll, wie sie gekommen.

Es war zwei Stunden später, das nächtliche Fest in vollem Gange. Vor den Pagoden und Tempeln tanzten die Bayadere, Gaukler und Märchenerzähler hatten an den Ufern des Flusses ihre wandernde Bühne, oft nur aus einem Teppich bestehend, aufgeschlagen. Die öffentlichen Garköche hielten in ihren Buden feil und an einzelnen Herden bereiteten die Mitglieder der verschiedenen Kasten ihr abgesondertes Mahl. Feuerwerke wurden abgebrannt, Freudenschüsse knallten rings umher, und mit jener kindischen Lust, der sich der Hindu so leicht hingiebt, erschallten auf allen Seiten die eintönigen, doch nicht unangenehmen, Gefährte des Volkes, und überall war die Freude und das Vergnügen in vollem Gange.

Auch in den Häusern der Vornehmen und Reichen waren Festlichkeiten aller Art und an den Thüren der Höfe wurden den Bettlern und Kranken Lebensmittel ausgetheilt. Wir haben bereits erwähnt, daß auch im Landhaus des Gouverneurs, General Wheeler, ein kleines Fest stattfand, und dem entsprechend überließ sich die ganze Garnison der Freiheit und dem Vergnügen. Man sah die trotzigen, anmaßenden, selbstgefälligen Gestalten der englischen Soldaten und Sergeanten mit dem Hochmuth, der selbst den geringsten Europäer, gegenüber

den eingebornen Racen, in diesem Lande charakterisirt, durch diese Menge der verschiedensten Nationalitäten daher schreiten, während die Sepoy's, welche nach dem Dienst ihre Uniformen abgelegt hatten, in ihren weiten indischen Gewändern mit den Abzeichen ihrer Kaste, mit ihren Familien vor den Baracken saßen oder an den allgemeinen Festlichkeiten Theil nahmen.

Hindu's und Muhamedaner, Laskaren, Malayen, Parsi's, Chinesen und Araber, alle die unzähligen Stämme und Farbenabstufungen des Orients bewegten sich hier in buntem Gewühl und füllten die Gänge der geöffneten Bazars.

Es war in der zehnten Stunde, oder, nach indischer Rechnung, die Nacht und Tag, diesen von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang in zwei Hälften, und jede dieser Hälften wieder in Ghary's von je 24 Minutendauer scheidet, im achten Ghary der Nacht, als Doctor Walding oder vielmehr Clifford mit seinem indischen Diener, der einen Arzneikasten unter dem Arme trug, durch das Thor des Forts schritt. Auf dem Platz vor demselben, auf dem die Allarmkanone stand, vergnügten sich die müßigen Sepoy's und Soldaten im Zuschauen der Künste einer Gauklerbande und der Tänze einer Gesellschaft Bayaderen, und die Nachricht, daß Anarkalli, die berühmteste Tänzerin Indiens, sich darunter befände, lockte selbst die Offiziere und die Schildwachen näher.

Die Citadelle stammte aus der Zeit der Herrschaft der Großmogule und bestand zum Theil noch aus den alten Thürmen und Mauern, die mit Anlagen und Einrichtungen der neuern Kriegskunst verstärkt waren. Das obere Stockwerk eines dieser Thürme war Duhlip-Singh – dem Erben der Herrscher von Lahore – zur Wohnung und zum Gefängniß angewiesen. Der unglückliche Jüngling wurde hier seit dem mißlungenen Fluchtversuch in Firozpur mit großer Strenge bewacht, ein Posten stand vor der Thür seines Gemachs, dessen mit Eisenstäben vergittertes Fenster wohl 25 Ellen über dem darunter herlaufenden Wall sich erhob, und nur in Begleitung eines britischen Sergeanten dürfte er sich eine Stunde in den Höfen oder auf den Wällen der kleinen Feste ergehen.

Dennoch hatten alle Vorsichtsmaßregeln nicht verhindern können, daß die Freunde des Gefangenen auf's Neue mit ihm Verbindungen anknüpften. Ein Zettel, den ihm ein indischer Soldat zusteckte, hatte ihm empfohlen, sich schon am Tage vor dem Fest der schwimmenden Lichter krank zu stellen und die Hilfe eines Arztes zu verlangen. Dies traf den Hospital-Arzt und dessen Funktionen vertrat zur Zeit Walding.

Auf seine Meldung beim wachthabenden Offizier führte ein alter Sergeant, der seit länger als 20 Jahren in Indien diente, den Arzt und seinen Begleiter die Treppen hinauf und schoß die Thür auf, vor der ein Posten – wie der prüfende Blick des Arztes zu seinem Leidwesen bemerkte: ein Europäer – stand.

»Der Herr hat seine Geißel über den ungläubigen Heiden geschwungen,« sagte der Sergeant *Gately*, der zu den strengen Presbyterianern gehörte, während er öffnete. »Als ich vorhin bei ihm war, schnaubete er im wilden Fieber, wie das Streitroß der Amalekiter, und es that meiner Seele weh, obschon er zu denen gehört, welche die Höhen des Baals gebauet im Thal Ben-Hinnom, daß sie ihre Söhne und Töchter dem Moloch verbrannten.«

»Der Jüngling hat ein heftiges Fieber, ich werde ihm zur Ader lassen und habe deshalb einen Diener mitgebracht, um mir den nöthigen Beistand zu leisten.«

Der Sergeant sah mit Verachtung und Widerwillen auf den Hindu. »Die Kinder Israels sollten sich nicht mit den Aussätzigen vermischen. Ich darf diesen Sohn Satans nicht in das Gemach des Heiden lassen: Es ist strenger Befehl.«

»Aber ich brauche seine Hilfe zu den ärztlichen Verrichtungen!«

»Diese Hand wird die Hilfe des Gottlosen ersetzen, Doctor. Es ist besser, daß der Leib verderbe, als daß die Seele in Gefahr komme. Treten Sie ein, und Du, schwarzer Sohn des Teufels, bleibe unter der Aufsicht dieses Streiters des Herrn zurück.« Er schlug Kassim die Thür vor der Nase zu, nachdem er ihm das Kästchen mit den Instrumenten abgenommen.

In dem Gemach, das der Arzt und der Sergeant betraten, waren nur geringe Bequemlichkeiten für den verwöhnten, an die Bedienung von hundert Händen gewöhnten Fürstensohn Indiens vorhanden. Dhulip Singh, in sein Obergewand gehüllt, lag auf einem Rohrdivan, und schaute, auf den Arm gestützt, vor sich hin. Eine fieberhafte Röthe war auf seinem hübschen jugendlichen Gesicht und seine schwarzen Augen funkelten wie im Delirium.

Der Arzt trat zu ihm, ergriff seine Hand und fühlte seinen Puls. Er befand sich in der größten Verlegenheit, denn die unerwartete Begleitung des alten fanatischen Platzsergeanten, während sonst ein gewöhnlicher Unteroffizier der jedesmaligen Wache dazu kommandirt zu werden pflegte, drohte den ganzen Entweichungsplan zu Nichte zu machen.

Er fühlte jedoch, daß es einen raschen Entschluß galt und daß Geistesgegenwart vielleicht dennoch die Gefahr wenden und das Spiel zu einem glücklichen Erfolg umkehren könne. Es galt vor Allem, einige Augenblicke mit dem Gefangenen allein zu sein.

»Das Fieber ist im Zunehmen,« erklärte der Doctor, »ich muß den Aderlaß vornehmen und einige beruhigende Mittel anwenden. Vermögen Sie sich zu erheben, Hoheit, und auf diesen Stuhl zu setzen? – es würde mir die Operation erleichtern.«

Der Prinz sah ihn mit wirren, erstaunten Blicken an, während der Doctor Verbandzeug und Instrumente aus seinem Kasten suchte.

»Ich fühle mich sehr krank und weiß nicht, ob Dein Thun Linderung meinen Leiden geben wird, weiser Hakim,« murmelte der Gefangene, »aber ich habe Vertrauen zu Dir und die Götter mögen Deine Freundlichkeit lohnen, besser als ich es kann.«

»Sprich nicht zu ehrbaren Christen von Deinen falschen Götzen, schwarzer Heide,« brummte der Sergeant. »Wende Dein Herz zu dem allein wahren Gott. Denn siehe, der Herr kommt gewaltiglich und sein Arm wird herrschen. Siehe, sein Lohn ist bei ihm und seine Vergeltung ist vor ihm.«

»Holen Sie frisches Wasser, Sergeant,« unterbrach seinen Bibeleifer mit strenger Stimme der Arzt, »da Sie doch meinem Diener die Hilfeleistung nicht gestatten wollen. Haben Sie wohl Acht, daß es mit Eis gekühlt ist und besorgen Sie zugleich noch etwas Charpie – ich sehe, daß Kassim vergessen hat, sie mitzubringen.«

Der Schließer murmelte einige Worte des Widerspruchs, wagte aber doch nicht, dem Geheiß ungehorsam zu sein und verließ das Gemach. Dagegen hörten sie ihn draußen die Riegel sorgfältig vorschieben und der Schildwache anempfehlen, den indischen Diener der Thür nicht nahe kommen zu lassen.

Seine Schritte waren kaum verhallt, als der Arzt, der aufmerksam an der Thür gelauscht, sich zu dem Gefangenen wandte.

»Rasch den Ärmel Ihres Rockes hinauf, Prinz, wir müssen den Mann täuschen, als sei Ihnen wirklich zur Ader gelassen. Unser Plan ist gescheitert an dem unglücklichen Umstand, daß

dieser Murrkopf mich nur allein das Gemach betreten lassen will und mit Argusaugen uns bewacht. Sie sollten sich in die Gewänder Kassims, meines Dieners, hüllen, und dieser an Ihrer Stelle zurückbleiben und dann die Flucht versuchen. Bei der allgemeinen Unruhe und dem Lärmen des Festes durfte ich hoffen, Sie unerkant aus dem Thor der Citadelle zu bringen.«

»Ich bin zum Unglück geboren, – Lakschmi hält ihre Augen verschlossen gegen mich,« jammerte der Jüngling. »O Mähe Tschund, meine unglückliche Mutter und Du Mahana, arme Schwester! mein Auge wird Euch niemals wieder sehen!«

Walding hatte indeß eine Schaale ergriffen und leerte ein Fläschchen mit Hühnerblut da hinein, das er in der Tasche seines Rockes mitgebracht. »Noch ist Nichts verloren, Prinz, wenn Sie den Muth und die Kraft haben, die Rolle selbst zu übernehmen, die Kassim bei Ihrer Flucht zgedacht war. Haben Sie gethan, was der Zettel Ihnen anempfahl, den ich Ihnen gestern zusteckte?«

»Es ist geschehen – ich habe mit der Flüssigkeit, die Sie mir als Medizin zurückließen, die Gitterstäbe des Fensters alle Stunden befeuchtet.«

»So muß das Scheidewasser seine Schuldigkeit gethan haben und die Eisenstangen werden einer mäßigen Kraftanstrengung weichen. Diese Binde, die ich um Ihren Arm wickele, ist eigends dazu gefertigt, und von doppeltem Linnen, das in der Mitte ein starkes Seidenband enthält – sie kann eine Last zweifach so schwer als die Ihre tragen, und ist lang genug, um doppelt bis zum Boden zu reichen, denn Sie müssen dieselbe mit fortnehmen, um keine Spur der Flucht zurück zu lassen.«

»Aber es steht ein Posten am Fuße des Thurms auf dem Wall!«

»Der Mann ist einer der Unseren – ein Hindu-Sepoy, den der Haik Beni-Mahib, seit der Beschimpfung durch einen jungen Offizier ein wüthender Feind der Engländer, dahin gestellt hat. Er wird Ihre Flucht unterstützen, Hoheit und Sie über die Bastionen geleiten. Es handelt sich nur darum, daß Sie den Muth haben, das Wagstück sogleich nach meiner Entfernung und mit so wenig Geräusch auszuführen, daß der englische Posten vor Ihrer Thür keinen Verdacht schöpft.«

Man hörte die Schritte eines Nahenden. »Stellen Sie sich erschöpft und verlangen Sie ungestört zu sein – der Glaube, daß ich Ihnen zur Ader gelassen, wird das Geheimniß Ihrer Flucht erhöhen.«

Die Thür öffnete sich und der mürrische Sergeant trat mit einer Kanne Wasser und dem verlangten Leinenzeug ein, während der Doctor eifrig die mit Blut befeuchtete Binde um den Arm des Gefangenen wand, dessen Seelenaufregung und Unruhe die Simulation des Fiebers erleichterten.

»Das Blut der Gottlosen und der Heiden ist ein wohlgefälliges Opfer dem Gott Zebaoth,« sagte der Zelot – »wie ich sehe, Sir, habt Ihr bereits das Messer in das Fleisch dieses Kindes der Finsterniß gesenkt!«

»Ich durfte nicht länger zögern, Sergeant – der Zustand des Kranken scheint mir ziemlich gefährlich oder ich müßte mich sehr täuschen. Reicht das Gefäß mit dem Eiswasser her, daß ich die Binde befeuchte und das Blut von dem Arm wasche.« Der Sergeant that das Geheißene, während Dhulip Singh mit jener Verstellungskunst, deren Fähigkeit den Orientalen angeboren scheint, den Zustand eines Schwerkranken nachahmte und ungestört zu ruhen verlangte.

Walding erklärte es für das Beste, was geschehen könnte, und nachdem er versprochen, am andern Tage nach dem Befinden des Patienten sehen zu wollen, verließ er diesen mit dem Sergeanten.

Vor der Thür erwartete ihn Kassim, sein wildes blutgieriges Auge traf bedeutungsvoll auf das seines Mayadar, während seine Hand unter das Gewand nach dem Griff des dort verborgenen vergifteten Malayendolchs faßte. Es hätte nur eines Winkes des Arztes bedurft und der wilde, über die Vereitelung seiner Aufgabe erbitterte Thug hätte sich auf die Schildwacht und den Kerkermeister gestürzt und beide erdolcht. Aber der Doctor sah ihn warnend an und ein unbemerkliches Zeichen empfahl ihm Ruhe und Vorsicht.

So stiegen sie die Treppe des Thurmes hinab, an dessen Thür Walding dem Sergeanten Gute Nacht sagte. Als er aus dem Thor der Citadelle trat und über den mit Fackeln erhellten Vorplatz schritt, kam Anarkalli mit dem Tambourin auf ihn zu, wie eine Gabe heischend, während ihr Auge forschend einen Moment auf seinem Begleiter ruhte. Der Arzt schüttelte bedeutungsvoll den Kopf, und indem er ihr einige Annahs reichte, flüsterte er ihr zu, noch eine kurze Zeit die Aufmerksamkeit der Soldaten zu beschäftigen. — —

In einiger Entfernung von dem Thor der Citadelle warteten im Schatten eines alten Gemäuers mehrere Personen in der Tracht der Sepoy's oder indischer Laskaren. Hierhin wendete hastig der Arzt seine Schritte, gefolgt von Kassim. Ein unterdrückter Freudenruf begrüßte ihn, aber alsbald erkannten die Harrenden, daß sie sich getäuscht.

Es war der Nena mit zwei seiner abenteuerlichen Trabanten, der hier des Gelingens der Unternehmung harrete, während die anderen Mitglieder seiner Truppe theils in einer entfernten Vorstadt mit den Pferden warteten, theils auf der andern Seite der Citadelle den Weg bewachten, den Kassim einschlagen sollte, wenn die Rettung des jungen Prinzen durch den Wechsel der Kleidung und der Personen ausgeführt worden wäre.

Mit eiligen Worten berichtete Walding das Hinderniß, das die Rettung zu vereiteln drohte, und daß der Prinz sich entschlossen habe, selbst das schwierigere Wagniß zu versuchen, daß sie ihn also auf der andern Seite am Fuß des Walles zu erwarten hätten.

Der Maharadschah winkte dem Kanadier, der seine treue und bewährte Gefährtin, die lange Flinte, im Arm hielt und deutete nach dem Eingang des Forts, wo die Lärmkanone postirt war.

»Es mögen etwa 300 Schritt bis zu jenem Geschütz sein,« sagte er, »getraust Du Dich, auf diese Entfernung sicher im Dunkel Dein Ziel zu treffen?«

Adlerblick verzog den breiten Mund zu einem verächtlichen Grinsen. »*Pardious!*« murrte er, »ich habe am Colorado in einer Nacht fünf Apachen-Krieger erschossen, die so dunkle Häute hatten, wie die Schatten ihrer Berge. Ich werde doch heute ein Ziel nicht fehlen, wo die Nacht fast so hell ist wie der Tag von den Fackeln und Feuern, die sie angezündet.«

»Du siehst die Kanone. Wenn es irgend ein Soldat wagt, die Lunte zu erheben, um sie abzufeuern, so schieße den Schurken nieder, ehe seine Hand das Zündloch erreicht, und mach Dich aus dem Staube.«

»Ist es Ihr Feind, Hoheit?«

»Ja.«

»Dann ist es auch der meine und ich habe Nichts dawider. Andernfalls wäre die Sache nicht viel besser, wie ein kleiner Mord, obschon man sich hier zu Lande an Manches gewöhnt.«

Der Trapper untersuchte sein Gewehr, setzte ein neues Zündhütchen auf und richtete sein Auge nach der entfernten Kanone.

Der Maharadschah, ohne seiner Bemerkungen zu achten und des Gehorsams gewiß, verließ den Mann, beorderte seinen Gefährten, in einiger Entfernung sich auf die Lauer gegen die Kasernements hin zu stellen, und näherte sich dann dem vorspringenden Winkel der Bastion, von dem aus man das Gefängniß des jungen Prinzen beobachten konnte.

Die dunkle Gestalt einer Schildwache schritt auf der Krone des Walles auf und nieder.

Der Maharadschah ahmte drei Mal den Zischlaut einer Schlange nach, und aus dem Schatten eines Oleandergebüsches erhoben sich zwei dunkle Gestalten und nahten sich ihm vorsichtig. Es waren Murad-Khan und Alamos der Mexikaner.

»Hat der Hakim mit dem Prinzen das Thor glücklich verlassen,« fragte ungeduldig der Khan, dem der Maharadschah eben deshalb den entfernten Posten angewiesen, um eine Unbesonnenheit zu verhindern.

»Es ist ein unglücklicher Zufall eingetreten,« erwiderte der Fürst, den die Theilnahme an dem Abenteuer aus seinem finsternen Brüten gerissen und zur Thätigkeit angeregt hatte, »Freund Walding hat das Gemach des Prinzen allein betreten müssen, seinem Diener Kassim wuche der Eintritt verweigert. Dhulip Singh wird die Flucht durch das Fenster versuchen. Halten wir uns bereit, sie zu unterstützen. Deine Flinte, Bursche!«

Er nahm dem Mexikaner das Gewehr ab.

»Was willst Du thun, Hoheit?«

»Bei der ersten verdächtigen Bewegung jenem Burschen dort, der die Wache auf dem Wall hat, eine Kugel durch den Kopf schießen. Man muß darauf vorgesehen sein, daß auch hier ein tückischer Zufall uns einen Possen spielt. Du kennst den Weg zu der Stelle, wo der Kahn unterhalb der Brücke Eurer harrt, Alamos?«

»Mit verbundenen Augen würde ich ihn finden.«

»Der indische Diener wird am jenseitigen Ufer mit den Pferden zur Stelle sein. Du darfst den Prinzen nicht verlassen, Khan, bis er in völliger Sicherheit ist.«

»Und Mahana und ihre Mutter?«

»Sie werden Euch unter sicherer Begleitung noch diese Nacht folgen und in Audh mit Euch zusammentreffen. Die Begum wird Euch dort die Mittel zur weitem Flucht verschaffen. Bis dahin würde jede Gemeinschaft Euch verrathen.«

»Still!« – die Hand des Mexikaners deutete nach dem Thurme.

Der Maharadschah hob das Gewehr und nahm den Sepoy auf's Korn; der jedoch that, als ginge das, was sich über ihm ereignete, ihn Nichts an, und schritt nach der andern Seite des Thurmes.

Jetzt sah man deutlich in dem matten Licht der Sternennacht einen dunklen Gegenstand aus dem obern Fenster dieses Thurmes sich schwingen und rasch an der Mauer niedergleiten.

Einen Augenblick nachher erschienen zwei Gestalten auf der Höhe des Walles – dieser Moment war die gefährliche Krisis, denn er mußte entscheiden, ob die Schildwacht Freund oder Feind war.

Zum Glück für den Erfolg des Unternehmens gehörte der wachehaltende Sepoy wirklich zu denen, die sich bereits in geheime Conspirationen gegen die Engländer eingelassen. Der Gefangene hatte nicht so bald den Boden erreicht, als Jener Gewehr und Tschako wegwarf und ihin zurief, daß Beistand in der Nähe sei. Beide eilten jetzt an den Rand des Walles, nachdem sie das Doppelband, an dem sich der Prinz aus seinem Kerker herabgelassen, an sich gezogen.

»Kannst Du schwimmen?« fragte der Sepoy den Flüchtling.

»Nein.«

»So laß Dich ruhig in das Wasser des Grabens gleiten und halte Dich an meinem Gürtel fest. – Still– ich höre Schritte – das ist der Offizier der Ronde! – schnell, schnell, oder wir sind verloren!«

Während der Sepoy und der Flüchtling an dem Wall hinabglitten, kam ein Mann auf dem innern Rundgang um den Vorsprung des Thurmes gerade auf die Stelle zu, die Jene so eben verlassen hatten.

Der Offizier, denn ein solcher war es, und zwar Lieutenant Stuart Sanders, blieb einen Augenblick erstaunt stehen, als er die Schildwacht nicht auf ihrem Posten sah und keine Spur von dem Mann entdeckte; hierauf hörten die Lauscher auf dem andern Ufer des Wallgrabens deutlich seinen Anruf:

»Schildwacht! Schildwacht!«

Dann, als keine Antwort erfolgte, sprang er vor und sah das Gewehr und den Tschako des Sepoy's am Boden liegen.

Zugleich vernahm man ein lautes Plätschern in dem Wallgraben, das durch das ungeschickte Hinabgleiten des jungen Mannes entstand.

»Halt! – Wer da?« Der Offizier bückte sich, das weggeworfene Gewehr zu ergreifen. Diese Bewegung rettete sein Leben, denn im selben Augenblick knallte der Schuß des Maharadschah und die Kugel schlug gegen die Wand des Thurmes.

»Verrath!« In dem hellen Schimmer der Nacht sah der junge Krieger deutlich zwei Gestalten den Wasserspiegel des Grabens theilen, und die Überzeugung, daß nicht die bloße Desertion eines Postens, sondern ein anderes Vergehen – wahrscheinlich die Flucht des Gefangenen – vorliege, schoß ihm durch den Kopf.

»Stop! oder ich gebe Feuer!«

Die Flüchtigen waren bereits an der andern Seite des Grabens, aber die Böschung war hier so steil, oder der Sepoy hatte gerade eine der tieferen Stellen gewählt, daß er, von dem Gewicht des Prinzen belästigt, nicht emporzuklimmen vermochte.

»Ich ertrinke! Zu Hilfe! zu Hilfe!« stöhnte die Stimme Dhulip Singh's.

Der Maharadschah, Murad Khan und der Mexikaner sprangen herbei, ohne Rücksicht auf die Gefahr, der sie sich bloßstellten.

In einem Augenblick der Stille hörte man den Offizier abdrücken. Aber der Hahn schlug nutzlos auf das Piston; der Sepoy hatte weislich die Ladung aus dem Gewehr gezogen.

»Den Lasso – den Lasso hinunter, sonst sind sie verloren!« befahl der Bahadur. »Dort kommen die gottverdammten Schurken!«

In der That – obschon der Schuß des Maharadschah bei dem fortwährenden Knallen der Freudensalven und Raketen wenig Aufmerksamkeit erregt hatte – eilten jetzt auf den Ruf des Offiziers: »Wache herbei! Verrath!« mehrere Posten herzu und schossen auf's Gerathewohl ihre Gewehre ab.

Der Sepoy hatte unterdeß im Graben den zugeworfenen Lederstrick des Mexikaners glücklich erfaßt und die Schlinge über den Prinzen gezogen. Die Kraft der drei Männer hob die Last leicht auf den Rand – mit ihr zugleich schwang sich der Soldat in die Höhe.

»Jetzt, Khan, mach daß Du fortkommst mit dem Jüngling,« flüsterte der Fürst, »in der Eile allein liegt Eure Rettung. Ich werde die Rothröcke aufhalten, so lange es geht – zunächst jenen dort.«

Er deutete nach dem englischen Offizier, der, als er sah, daß die Flüchtlinge sich glücklich aus dem Graben gerettet, sofort erkannte, daß hier nichts zu thun blieb, als das Allarmzeichen zu geben und sich durch die Herbeikommenden drängend, den Wall entlang nach dem Hauptthor der Citadelle flog.

Ohne sich weiter um seine Gefährten zu kümmern, eilte der Maharadschah nach der Stelle zurück, wo er den Kanadier Adlerblick zurückgelassen.

In demselben Augenblicke, wo er den ehemaligen Trapper erreichte, erschien Lieutenant Sanders unter dem Bogen des Thors und sprang über die Zugbrücke vorwärts nach dem freien Platz, wo die Kanone, von einem Posten bewacht stand, und noch eine Menge Personen um die Gaukler versammelt waren, die bei dem entstehenden Lärmen ihre Künste unterbrachen und sich neugierig nach der Citadelle drängten.

Neben Adlerblick und dem Franzosen Cordollier fand der Maharadschah die Bayadere.

»Aufgepaßt, Mann! Schieß den Faringi nieder, wenn er sich der Kanone zu nahen wagt.«

Die lange, niemals Ihr Ziel schwere Büchse des Kanadiers lag im Anschlag.

Der englische Offizier hatte jetzt das Geschütz erreicht. Er riß – ohne erst die Schildwach herbeizurufen – die Lunte von dem Gestell, schwang sie durch die Luft, um sie neu anzufachen und senkte sie nach dem Zündloch.

»Bei allen Dämonen – Feuer!« befahl der Hindu.

Ein gellender Angstschrei ertönte – mit ihm warf sich die Bayadere vor die Mündung der Flinte und schlug den Lauf in die Höhe. Der Schuß ging los und das Pulver verbrannte das Gesicht der Tänzerin, während die Kugel die Flechten ihres reichen Haares zerriß.

In demselben Augenblick donnerte der Allarmschuß des Geschützes. Die Kugel des Trappers hatte einen der unglücklichen Hindu-Gaukler getroffen, der einen Sprung in die Luft machte, die Arme in die Höhe warf und todt zu Boden stürzte.

»Wahnsinnige Thörin,« zürnte der Fürst, »das Signal hetzt uns vor der Zeit die ganze Garnison auf den Hals und fordert zur Verfolgung der Deserteure auf. Suche Jeder, so gut er kann, den Sammelplatz zu erreichen, wo die Pferde stehen.«

Der Wirbel der Allarmtrommeln aus dem Fort und den naheliegenden Kasernen und der ferne, rasch näherswellende Ruf: Feuer! Feuer!« unterbrach ihn.

Capitain Cordollier faßte den Arm seines Gebieters und deutete nach rückwärts, wo man durch die Zwischenräume der Bäume, vom Strom abwärts, die Reihe der Bungalows sich ziehen sah.

Eine rothglühende Feuersäule erhob sich über das dunkle Laub und wälzte sich weithin am nächtlichen Horizont.

»Sie werden andere Dinge zu thun haben, als uns zu verfolgen, Hoheit,« sagte er. »Wenn mich die Richtung nicht trügt, ist es das Landhaus des Residenten, das in Flammen steht oder eins der zunächstgelegenen Bungalows.«

»Das rettet uns und den Prinzen,« flüsterte der Fürst. »Aber nun fort und nehmt jenes thörichte Weib mit Euch, die, einen Faringi zu retten, ihre Brüder verräth.«

Er wandte sich nach der Tänzerin um – aber Anarkalli war verschwunden.

Obschon ein Brand in einer orientalischen Stadt selten viel Aufmerksamkeit erregt, da die Sache bei der leichten feuergefährlichen Bauart zu oft vorkommt und häufig ganze Quartiere binnen wenig Stunden in Asche gelegt werden, veranlaßte doch das Gerücht, daß das Landhaus des viel gefürchteten und wenig beliebten Residenten in vollen Flammen stand, ein mehr als gewöhnliches Zusammenströmen der Volksmenge. Die Nachricht von dem Brand traf zugleich mit der Flucht des Sikh-Prinzen im Salon des Gouverneurs ein und störte das Fest. Der General vermuthete sogleich, daß beide Ereignisse in Zusammenhang ständen und ertheilte zugleich seine Befehle zur Verfolgung der Flüchtigen und zur Löschung des Brandes. Der Generalmarsch wirbelte durch die Straßen und Bazars, die Signalhörner riefen zum Sammeln und von allen Seiten eilten die unter der Bevölkerung zerstreuten Sepoy's nach ihren Allarmplätzen, während die Pompier-Compagnien bereits nach dem Ort des Brandes marschirten.

Eine dichtgedrängte Menschenmasse umgab die Stätte, und ihr höhnisches Geschrei, ihr Widerwille, den Dienern des Hauses irgend eine Handreichung zur Hilfe zu thun, außer etwa um die Gelegenheit zum Raub zu benutzen, bewies klar, wie verhaßt Major Rivers unter der Bevölkerung war.

Das Feuer war, während der größte Theil der Dienerschaft sich an den Ufern des Flusses umhertrieb, plötzlich in den vorderen Räumen des Bungalow ausgebrochen. Die Flamme schlug kaum in die Höhe und die wenigen zurückgebliebenen Diener rannten schreiend und rathlos umher, als wie aus der Erde emporgestiegen mehrere fremde Gestalten auf dem Schauplatz erschienen, die Diener zurückstießen und theils in das Innere des Bungalows drangen, theils mit Gewalt die Gitter der Umzäunung öffneten, um dem zufluthenden Pöbel ungehinderten Einlaß zu gewähren. Eine gewisse Übereinstimmung schien in Allem, was sie thaten, zu liegen. Ein Mann, in die Lumpen eines Fakirs gehüllt, sprach in fanatischen Worten die sich sammelnde Menge an und verkündete, daß die Feuersbrunst eine Strafe der Götter gegen die tyrannischen Unterdrücker sei und forderte sie auf, dem Gericht des Himmels freien Lauf zu lassen.

Das Geheul des Pöbels zeigte, welche Sympathieen die fanatische Rede in ihm erweckte. Dichter und dichter schloß sich die Volksmenge und verhinderte durch ihren passiven Widerstand, daß die Verständigeren sich hindurchdrängen und zum Löschen der Feuersbrunst thätig sein konnten.

Drei Männer waren es, welche während dessen, unbekümmert um die sprühenden Funken und stürzenden Balken, in das Innere der Villa eingedrungen. Der Eine, welcher den Führer zu machen schien, war ein kleiner, alter Mann in indischer Kleidung, von dessen Turban ein kurzer Schleier herabhing, das Gesicht verbergend. Die beiden Anderen trugen die Tracht der Laskaren oder indischen Bootsleute; der ältere war in einen weiten arabischen Mantel gehüllt, des zweiten Gesichtszüge trugen, obschon von der Sonne heißer Zonen gebräunt und von Leiden entstellt, offenbar das europäische Gepräge. Seine Hand schwang eine schwere Spitzaxt, die sie so leicht wie eine Feder regierte.

Den Greis voran, eilten sie durch die Reihe der Gemächer, in denen wir einige Monate vorher, vor dem Abzug zu jener schrecklichen Tigerjagd, Edward O'Sullivan und seine beiden Gefährten sich für die nächtliche Orgie vorbereiten sahen. Rauch und Gluth erfüllte bereits diese Räume, denn die Flammen verbreiteten sich an dem trocknen Bambusgebälk und dem andern leichten Baumaterial mit großer Schnelligkeit.

Die Absicht, an den Kostbarkeiten und werthvollen Gegenständen, welche diese Gemächer schmückten, sich zu bereichern, schien den drei Eindringenden jedoch vollständig fern zu liegen. Ohne sie im geringsten zu beachten, durcheilten sie diese Räume und richteten, von dem Alten geführt, ihre Schritte nach jenem langen, mit Blumen dekorirten Corridor, der das Hauptgebäude des Bungalows mit der Reihe von Pavillons und Kiosk's verband, welche, wie das Gerücht sagte und wie wir aus den früheren Scenen unsrer Erzählung wissen, das Harem des Residenten barg.

Die Gefahr der Feuersbrunst war noch nicht bis hierher gekommen, obschon der Lärmen derselben auch in diesen Theil des weitläufigen Gebäudes gedrungen sein und die Bewohner erschreckt haben mußte.

Sie hatten kaum den Gang betreten, als ihnen Hassan, der Oberaufseher des Residenten, abwehrend entgegenstürzte.

»Zurück, Unglückliche! kein fremder Fuß darf die Zenanah betreten! Wir bedürfen Eurer Hilfe nicht, um hier zu retten!«

»Fort mit Dir selbst, schändlicher Kuppler!« kreischte die Stimme des Alten, und: »Nurjesan! Nurjesan! wo bist Du?« klang laut sein Ruf.

In dem Ringen mit dem Aufseher fiel zugleich dem Greise der Turban vom Haupt und enthüllte seine Züge.

»Tippo Singh, der Babu! Fürchte die Rache des Sahib!«

»Nimmer soll Dein Mund verrathen, was Dein Auge gesehen, feiger Slave,« zürnte der beraubte Vater und stieß seinen Dolch in den Leib des Mannes. »Möge Yama Deine Thaten sichten, wie er Deinen Gebieter richten wird.«

Der Unglückliche stürzte mit Geschrei zu Boden und über seinen Todeskampf hinweg sprangen die Drei vorwärts.

Durch den Lärmen von Außen drang ihnen das Gekreisch der Weiber entgegen, die aus den verschlossenen und wohl gesicherten Räumen des Harems von dem Tumult und der ungewöhnlichen, durch das offene Dach der früher beschriebenen Rotunde hereinbringenden Helle erschreckt, vergeblich einen Ausweg suchten und von Innen an die Thür ihres glänzenden Kerkers schlugen und Auskunft und Beistand verlangten.

Vor dieser Thür zeigte sich ein neues Hinderniß. Hier hielt der schwarze Eunuch des Residenten Wache und seine funkelnden Augen, seine drohenden Geberden bewiesen, daß er nicht gutwillig seinen Posten verlassen und den Eingang öffnen werde.

»Laßt mich voran,« befahl der ältere der beiden Laskaren, als er die Zögerung des Babu beim Anblick des drohend geschwungenen Säbels des Schwarzen bemerkte, »ich will mit dem Schurken fertig werden, bevor seine geschlitzte Zunge einen Laut zu stammeln vermag. Öffne jene Thür, Bursche und mach' Dich davon, ehe das Feuer Dich noch schwärzer bratet, als die Natur Dich geschaffen.«

Der Neger fletschte grimmig die Zähne, stieß ein heiseres Geschrei aus und holte zu einem Streich aus.

Mit Blitzesschnelle hatte der Rais der Praua, denn unser alter Bekannter, der Uskoke Danilos von der albanesischen Küste, der Gefährte Maldrigi's war es, den die Rani von Jhansi auf die Spur des Residenten gehetzt und der jetzt in die Geheimnisse seines Hauses einbrach, der Gefahr beugend, den weiten arabischen Mantel um seinen linken Arm geschlungen, und diesen schützend über seinen Kopf erhebend, unterlief er den Mohren, fing mit dem dicken

Gewebe den Hieb des Säbels auf und gab seinem Gegner zugleich einen heftigen Tritt gegen die Schienbeine, diesen verwundbarsten Theil der Schwarzen. Heulend vor Schmerz beugte sich dieser nieder, der Uskoke aber entriß ihm die Waffe und ohne eine eigene zu berühren führte er mit dem Griff des Säbels einen so mächtigen Schlag gegen den Wollkopf des Negers, daß jeder andere menschliche Schädel davon zerschmettert worden wäre und selbst der Schwarze völlig betäubt zu Boden stürzte. Ohne den gefällten Feind weiter zu beachten, entriß der Raïs seinem Gürtel den Schlüssel, und öffnete die Thür.

Als die Odaliskinnen das Aufschließen derselben vernahmen, waren sie halb beruhigt und zugleich ängstlich, ihre rauhen Wächter zu erzürnen, in das Gemach zurückgewichen und harrten zitternd des Ausgangs des Lännens.

Einen Augenblick blieben die Eindringenden wie geblendet von so viel Reichthum und Glanz auf der Schwelle: stehen und starrten auf das Bild vor sich, das an die goldnen Gärten, der ewig jungen Houris im Paradiese der Mahomedaner erinnerte. Die zehn Mädchen, noch reizender durch die Änderung ihrer Bekleidung und die Angst und Besorgniß, die aus ihren Wesir sprach, drängten sich wie eine Heerde um die alte Hexe, die Aya, ihre Hüterin, die bei dem Anblick der fremden Männer ein Zetergeschrei erhob und sie mit dem Horn ihres Sahibs bedrohte.

Mit dem Rufe: »Nurjesan! mein Kind!« stürzt, der Babu auf eine der zierlichen Gestalten zu und preßte sie in seine Arme. Bestürzt wankte das Hindumädchen zurück und verhüllte ihr Gesicht mit dem Schleier, indem sie das Gefühl ihrer Schande, die sie bereits liebgewonnen, mit Gewalt bei dem unerwarteten Anblick ihres Vaters überkam. Schluchzend warf sie sich auf den Divan, während der alte Mann vor ihr kniete und mit Schmeichelworten sie zu beruhigen suchte.

Während dessen hatten die Blicke des Uskokens die Schaar der Odaliskinnen gemustert, gleich als suchten sie nach einem bestimmten Gegenstand, den sie nicht aufzufinden vermochten.

»Der Schuft von Schobedar hat mich getäuscht,« murmelte er zwischen den Zähnen, »unter diesen Weibern ist keine einzige, die einer Europäerin ähnlich sieht, es müßte denn Jene dort sein.« Seine Hand wies unwillkürlich auf Narika, die schöne Kashemirerin, deren zarter und weißer Teint und edle kaukasische Gesichtsbildung sie von ihren Gefährtinnen unterschied. »Was sagst Du, Mann, ist es die Gesuchte?«

»Unmöglich,« antwortete sein Gefährte, der bisher bei der ganzen wilden Scene sich schweigend verhalten hatte, obschon seine Augen gleich wie in rachsüchtiger Gluth sunkelten, seine festgepreßten Lippen den Entschluß energischer That bekundeten. »Das ist die Lady nicht – laß uns suchen nach ihr, Capitain, denn dieser Mann hat der schwarzen Verstecke genug in seinem Herzen, warum sollte er sie nicht in seinem Hause haben, wo er die Folgen seiner schwarzen Thaten zu fürchten hat?«

»Du hast Recht – und jenes Mädchen, das ich zuerst für die Gesuchte hielt, muß diejenige sein, welche uns Auskunft über sie geben kann. Bewache die Thür, indeß ich handle.«

Er sprang vor in das Gemach unter dem Gekreisch der Weiber, die ihre Stimmen jetzt mit dem Gezeter der Alten vereinten.

»Schweigt!« befahl er mit donnernder Stimme. »Tod und Verderben sind über Euch – ich komme, Euch zu retten. Aber keine soll den Flammen entrinnen, die bereits das Haus Eures schändlichen Herrn erfaßt, ehe ich nicht weiß, wo die Engländerin, die vor drei Monden geraubt und hierher gebracht worden ist, gefangen gehalten wird.«

Die Weiber fielen auf die Knie und jammerten und betheuerten, daß sie von Nichts wüßten, nur die Kashemirerin blieb aufrecht stehen und gab ein Zeichen, als wolle sie sprechen. Aber die alte Hexe machte eine wüthende Bewegung gegen sie, um ihr den Mund zu verschließen.

»Dein Name ist Narika, Mädchen?« fragte der Raïs.

Die Kashemirerin sah ihn erstaunt an und schüttelte das Haupt zur Bejahung.

»Im Namen des jungen Faringi, der Dich geliebt, im Namen des Mannes, der Dir den Ring geschenkt, den Du hier am Finger trägst, und den Dein Herr in's Verderben gestürzt – kannst Du mir sagen, wo die Gefangene, seine Schwester, ist? Wir wissen, daß sie heimlich in diesen Aufenthalt der Schande gebracht worden.«

Das Auge des armen, den Lüsten ihres Gebieters und seiner Genossen dienenden Mädchens funkelte bei der Erinnerung an den Mann, der ihr in dem Sinnenrausch der Orgien dennoch eine gewisse Neigung, eine Bevorzugung gezeigt und die Gefühle ihres jungen feurigen Herzens für sich erweckt hatte.

»Sie wird mich tödten, wenn ich es sage,« flüsterte sie, indem sie auf die Alte deutete, die vor Schreck und Wuth knirschend nach einem Messer in ihrem Gürtel griff.

»Bei der Panagia, sei unbesorgt, Mädchen – Niemand soll Dir ein Haar krümmen, am wenigsten die alte Vettel, die ich eher zur Hölle schicken will, wohin sie gehört.« Ein rascher Griff von ihm entriß der Hand der Alten das Messer, das sie nach dem Mädchen zückte und warf sie auf die Kissen. Einen Augenblick darauf hatte er ihr Hände und Füße geknebelt und den Mund verstopft.

»Jetzt rede – aber rasch – denn das Feuer dringt näher und unsere Augenblicke sind gezählt.«

»Ich weiß nur, daß ein weißes Weib, eine Faringi, hier gefangen gehalten wird. Sie allein,« sie deutete auf die Aya, »kann sagen, wo sie ist, denn nur sie und der Moslem Hassan sahen sie.«

»Das ist sie – das muß sie sein. Antwort, Du Scheusal – wo ist die Gattin des Nena?« Er hatte ihren Mund von dem Knebel befreit, aber die Alte fletschte grimmig ihre wenigen Zähne und spie mit einer Verwünschung nach ihm.

»Um Gottes Willen, Capitain, rasch, rasch!« schrie von der Thür her, die er geöffnet, der Gefährte des Albanesen auf Englisch. »Das Feuer hat den Corridor erreicht und ich höre den Generalmarsch der Soldaten.«

»Willst Du reden, Canaglia?«

Nur ein grimmiger Blick aus den grünfunkelnden Augen der Alten und der Versuch, sich loszuwinden, antworteten ihm.

Im Nu hatte Danilos von seinem Halse eine dünne aber feste Schnur geknüpft, an der er ein Amulet trug, und sie um die Stirn des Weibes gewunden. Dann steckte er den Griff seines Dolches zwischen die Schnur und begann sie zusammen zu drehen.

Ein entsetzliches, gellendes Geschrei erfüllte das Gemach, das Knistern der Flammen, das Geheul des draußen versammelten Pöbels übertäubend.

»Willst Du reden?«

Seine Hand drehte den Dolch – die Augen schienen, sich aus ihren Höhlen zu drängen, der Anblick ihres verzerrten runzelvollen Gesichts war furchtbar.

»Erbarmen, Sahib – ich will bekennen, Alles, Alles, was Du willst!«

»Befindet sich die Gattin des Maharadschah von Bithoor in dieser Höhle des Lasters?«

»Der Sahib Resident hat sie entführen lassen. Die ist hier – aber –«

»Wo ist sie?«

»Im geheimen Gemach unter dem Boden des nächsten Kiosk – sie ist –«

»Wo ist der Eingang! Sprich Hexe oder stirb!«

»Erbarmen! In der Wand jenes Gemachs,« ihre Augen deuteten nach einem der mit wolüstiger Pracht eingerichteten Seitenkabinette – »befindet sich eine verborgene Thür zum nächsten Kiosk. Unter dem Teppich in seiner Mitte führt die Fallthür hinab in das Gefängniß der Faringi!«

»Die Schlüssel, wo sind die Schlüssel?«

»Ich habe sie nicht – der Sahib-Resident allein besitzt sie!«

Wiederum, heftiger als zuvor, schnitt die Schnur das Fleisch bis auf den Knochen durch. »Barmherzigkeit bei der Mutter, die Dich geboren,« heulte die Alte. »Möge ich ewig verdammt sein, wenn ich Dir Lügen sagte!«

Der Uskoke sprang empor. »Es ist kein Augenblick zu verlieren. Suche die Thür und schlage sie ein, Enrico!«

Sein jüngerer Gefährte war bereits in dem Kabinet und untersuchte die Wände. Gleich darauf donnerten die Hiebe seiner Spitzaxt in das Holz und rissen breite Splitter heraus.

»Hier ist die Thür – die Hexe sprach die Wahrheit!«

Unter seinen gewaltigen Schlägen brach die verborgene Tapeten-Thür in Stücken, ein frischer Luftstrom drang in das Gemach, aber zugleich dröhnte von der andern Seite her das Geräusch der zusammenstürzenden Balken, das Glas der Bedachung sprang von der sengenden Hitze und der Rauch der immer näher rasenden Flamme drang durch den vordern Eingang.

Die Frauen erhoben ein gellendes Hilfesgeschrei.

Danilos riß den Babu empor. »Fort mit Dir, Mann, wenn Du Dich und Dein Kind retten willst. Dort hinaus muß ein Ausgang nach dem Garten sein, ich fühle es an dem Luftzug. Ihr Alle flieht, wenn Euch das Leben lieb ist, denn in wenig Minuten wird all' diese Herrlichkeit ein Raub der Flammen sein, und bei der Panagia, Ihr seid zu schön dazu, um zu verbrennen!«

Er sprang durch die Öffnung der eingeschlagenen Thür; in wilder Hast folgten ihm der Babu mit seiner Tochter und die Odaliskin, ohne auf das Jammergeschrei des alten Weibes zu achten, das sie anflehte, sie nicht hilflos dem Flammentode zu überlassen.

Der Raum, den sie durch die eingeschlagene Thür betraten, war zunächst wieder ein kurzer Corridor, der zu einem andern Pavillon führte. Einige Axthiebe des Laskars zertrümmerten die verschließenden Jalousieen und die Todesangst der Frauen erweiterte mit Gewalt die Öffnung, durch die sie sich ins Freie und die dichten Bosquets des Gartens stürzten, der durch die Gluth des Brandes mit Tageshelle übergossen war.

Der Uskoke und sein Gefährte dagegen stießen die Thür des zweiten Pavillons ein und betraten das genügend von dem Feuerschein erleuchtete Innere.

Es war auf das Kostbarste geschmückt, aber leer. Ein rascher Blick umher zeigte den Beiden, daß die Fenster mit engen und starken vergoldeten Bronzeittern verschlossen waren.

»Wo ist der Eingang – was sagte die Alte?«

»Hier unter dem Teppich in der Mitte!« beantwortete eine dritte Stimme die Frage. Umschauend sah der Uskoke das Mädchen aus Kashemir hinter sich stehen.

»Was thust Du hier? warum bist Du nicht geflohen mit Deinen Gefährtinnen?«

Die Schöne machte die unnachahmbare Bewegung der Orientalen mit der Hand vom Mund, wodurch sie ihre Gleichgiltigkeit ausdrücken. »Wallah – warum sollte Narika fliehen? Sie kann hier eben so gut sterben, wie anderswo. Ich habe Niemand, der für mich sorgen würde und mein Herz ist leer, seit der Sahib mit den goldenen Haaren nicht mehr zu mir kommt.«

»Du sollst uns begleiten, Mädchen,« entschied der Raïs – »überdies bedürfen wir vielleicht Deiner Hilfe. Schiebe den Teppich bei Seite, der den Zugang bedecken soll. Rasch, rasch, – denn die Hitze dringt schon hierher!«

Die Matte war bereits zur Seite gezogen. Der Fußboden war von chinesischer Holzmosaik, aber keine Spur einer Öffnung darin!«

»Höll und Teufel! Die alte Vettel hat uns betrogen – möge dafür das Feuer ihr Glied für Glied vom Leibe sengen! Fort mit uns!«

»Halt! halt!« rief das Mädchen – »hier ist die Fallthür!« Ihr scharfes Auge hatte in dem Gefüg des Getäfels die Spur entdeckt. »Da ist ein Ring eingesenkt und hier ist das Schloß!«

»Brauche die Axt, Enrico, als gälte es Dein Leben!«

Der Andere sah ihn mit flammendem Blick an. »Besseres stiehlt meinen Arm, Capitain! die Gewißheit der Rache!«

Vor seinen wüthenden Schlägen sprangen die Planken – wenige Augenblicke und das Schloß der Fallthür zersprang und die Axt hob die schwere Last in ihren Angeln. Eine viereckige Öffnung gähnte ihnen entgegen, die Stufen einer Treppe führten hinab – Lichtschimmer glänzte aus der Tiefe.

»Mein Bräut'gam war ein schöner Mann,
Er saß gar stolz zu Roß!
Am hohen Fels von Karnogan
Da steht sein gold'nes Schloß!«

tönte es in der melancholischen Melodie einer irischen Volksballade herauf, und die zitternden Töne klangen so deutlich und traurig, daß selbst der wilde Uskoke erschüttert zauderte.

Im nächsten Augenblick aber hatte er den Eindruck überwunden und sprang die Stufen hinab, von Narika gefolgt, während der Mann, den er mit dem Namen Enrico benannt, auf seinen Befehl an der Fallthür zurückblieb.

Der Anblick, der sich dem Uskokem und der Kashemirerin bot, wirkte noch erschütternder, als der seltsame Gesang, den sie gehört.

Der Raum, in den die Treppe mündete, war ein unterirdisches Gewölbe von runder Form. Die Mauern waren mit weichen Bastmatten ausgeschlagen, die das Geräusch dämpften und zugleich einige vergitterte Öffnungen in der Höhe bargen, durch welche die nöthige Luft in dies Gemach gelangte. Eine eiserne Lampe hing in Ketten von der Decke und verbreitete ihren trüben Schein über den noch trübern Aufenthalt.

Auf dem Boden in der Mitte dieses Raumes auf einem Haufen Reisstroh kauerte eine weibliche Gestalt in reicher, aber jetzt von der Feuchtigkeit, die während der Regenzeit das Erdreich und so auch das unterirdische Gewölbe durchdrungen hatte, modernder, zerstörter und an mehreren Stellen zerrissener orientalischer Kleidung.

Ein Blick in das hagere, hohle Antlitz der armen bleichen Gefangenen zeigte aber sogleich, daß eine kältere Sonne als die des Orients dem Lande ihrer Geburt geleuchtet haben mußte.

Ihr langes blondes Haar von wunderbarer Farbe hing fessellos in unregelmäßigen Strähnen und Locken um ihren Kopf und bedeckte mit seinen Spitzen den Boden.

Das Gesicht, mager und eingefallen, zeigte dennoch in seinen Contouren den ganzen Reiz celtischer Abstammung, aber der ängstlich leidende Ausdruck der einst so schönen und kühnen Augen, die hohl unter der Stirn hervorschauten, gab ihm jetzt etwas entsetzlich Gespenstiges.

Die junge Frau wiegte singend im Takt den Kopf, als sie aber den Mann und das Mädchen eintreten sah, streckte sie ihnen mit einem Schrei die hageren Hände wie zur Abwehr entgegen.

»Rührt mich nicht an! rührt mich nicht an!« bat sie mit ängstlichem Ton. »Wißt Ihr nicht, daß ich die Tigerbraut bin? – Barmherziger Gott, er wird Euch und mich zerreißen! – Thut keinen Schritt weiter – ich rufe den Nena!

»Und kommt er nicht mehr zurück?
Und kommt er nicht mehr zurück?
Er ist todt, o weh!
In Dein Todesbett geh,
Er kommt ja nimmer zurück!«¹

Der rohe Uskoke schauderte. »Sie ist es – wir können nicht zweifeln. Aber beim Acheron – hier ist traurigeres Unheil noch, als wir gefürchtet.«

Narika hatte zwar die englisch gesprochenen Worte des unglücklichen Wesens vor ihnen nicht verstanden, aber sie begriff das Entsetzliche.

»Allah hat ihre Seele mit Nacht bedeckt,« sagte sie. »Was auch ihr Loos hier gewesen – sie gehört zu den Unschuldigen.«²

»Ihr seid gut – Ihr seid keine Faringi – ich kenne Euch!« flüsterte die junge Frau. »Sagt nicht der Glaube Eures Landes, daß die Flammen den Leib rein brennen zu neuem Leben? – Ich will rein sein, ich gehöre ihm allein! Wo ist die Sotti – ich höre die Flammen knistern.«

»Mylady ermannt Euch! Wir sind hier, Euch zu befreien. Das Haus steht in Brand, wir müssen flüchten.«

»Seht Ihr – wie er in die Arena springt – das Eisen flammt in seiner Hand – meine Seele war die seine – er ist gerettet! – Hei – ich bin die Tigerbraut – aber ein anderer Tiger hat mich gefaßt – er reißt die Kleider von meinem Leib – er erstickt meine Stimme – Nena, rette Dein Weib!

Der Räuber fröhnt der Lust und dann
Höhnt er das Liebchen fein,
Jetzt magst Du, Held von Karnogan,
Die Buhlerin Dir frei'n.«

»Herauf, herauf! ich höre die Signale der Soldaten,« tönte von oben her der Warnungsruf des Laskaren.

»Wir müssen Gewalt brauchen,« murmelte der Uskoke, als die Unglückliche vor seiner Annäherung aufspringend floh und ein Augstgeschrei erhob. »Bei dem Namen Eures Bruders, Mylady, wir sind Freunde und kommen, Euch zu retten. Edward O'Sullivan –«

¹Ophelia im »Hamlet«.

²Bei den Orientalen die Bezeichnung für die Irrsinnigen.

Die Unglückliche sprang auf ihn zu. »Edward sagst Du? – Wer schrieb den Brief? – Barmherziger Gott, der Brief!« Sie schlug die Hände vor das Gesicht – diesen Augenblick nahm der Albanese wahr und hob sie in seinen Armen empor. Sie leistete keinen Widerstand, nur ein leises Wimmern drang aus ihrer keuchenden Brust.

So trug er sie die Treppe hinauf. Feurige Gluth umgab den Pavillon, an dem leichten Holz der Wände des verbindenden Ganges leckte bereits die tausendzüngige Flamme in die Höhe – der Kiosk, dessen üppige Pracht sie vor wenig Minuten verlassen hatten, krachte zusammen und begrub das Angstgeheul der Aya.

Von der Front des brennenden Bungalow her rasselten die Trommeln der anrückenden Militairwache, die den Pöbel durchbrach, tönte das Commando, der Ruf der Pompiers.

»Nimm sie in Deine Arme, hülle ihr Haupt in den Shawl, Mädchen!« befahl der Raïs, »und nun mir nach!« Er entriß die Axt seinem Gefährten und drang zurück in den Rauch und die Flammen. Sein jüngerer Gefährte, die Gerettete auf seinen Armen, folgte ihm, hinter diesem die Odaliske.

»Hier – hier hinaus! Springt hinab!« Der Uskoke gab ihnen das Beispiel und sprang durch die durchbrochene Jalousie in den Garten. Im nächsten Augenblick flohen sie durch die Gebüsche nach der Mauer zu, die den Garten nach der Seite des Flusses umgab.

Jetzt hatten sie die Mauer erreicht, durch welche eine Pforte in's Freie führte. Der Albanese wollte sich eben ihr nähern, um mit Gewalt sie zu öffnen, als sie von Außen her aufgeschlossen wurde und der Resident in Begleitung des Lancier-Capitains Mowbray und einiger Diener in den Garten stürzte.

Die Nachricht von dem Brande seines Hauses hatte ihn bei dem Fest des Gouverneurs getroffen; – wüthend über das Unheil, das sein ränkevoller Geist sofort nicht als Zufall, sondern als das Werk eines Feindes betrachtete, war er nach der Brandstätte geeilt und betrat dieselbe jetzt, statt sich durch die Volksmenge am vordern Eingang zu drängen, mit seinem Vertrauten von der Gartenseite.

Sein Blick hatte sofort die Laskaren und die Last entdeckt, die der Jüngere trug.

»Steht, Diebe! – nieder mit dem gestohlenen Gut! Bewacht die Thür, daß sie nicht entweichen können!«

Der Uskoke warf sich, die Axt schwingend, die er noch in der Hand trug, gegen den Capitain und die Diener, und erreichte die Pforte, durch die er Narika in's Freie stieß, dann sie offen haltend für den Gefährten, indem seine schwere Waffe die Gegner in respektvoller Entfernung hielt.

Jenem hatte sich unterdeß der Resident entgegengeworfen und ihn am Arm gefaßt.

»Was trägst Du hier, Schurke?«

»Die Rache für die Todten!«

Die Hand des Residenten riß den großen, verhüllenden Schleier herab, in den Narika die unglückliche Gefangene gehüllt. Von ihrem bleichen, hagern Gesicht hob sich sein Auge voll Furcht auf das Antlitz ihres Retters.

Zwei funkelnde Augen blitzten ihm entgegen im Schein der nahen Feuersbrunst.

Wie von dem Zahn einer Schlange getroffen, fuhr er jäh zurück.

»Hendrik Pretorius!¹ – Verflucht!«

¹Gemeint ist wohl Pieter Pretorius. (Anmerkung HP)

Der unglückliche Geliebte der geopferten Luise hob mit grellem, wildem Hohnlachen die leichte Gestalt der Wahnsinnigen wieder in die Höhe. »Kennst Du mich jetzt? Dann weißt Du, warum ich diese aus den Flammen geholt, Bösewicht! Deine Stunde ist nahe!«

Und an dem unwillkürlich Zurückweichenden vorüber sprang er vorwärts und erreichte mit seiner Last die Pforte.

»Auf Wiedersehn, Capitain Rivers!« scholl die Stimme des Todfeindes – dann fiel die Thür krachend in's Schloß und die Flüchtigen waren mit ihrer Beute glücklich entkommen.

Der Südwind blähte helfend das dreieckige Segel einer Praua, die mit aller Kraft von sechs Ruderern stromaufwärts getrieben ward.

Am Steuer stand der junge, aus seiner Heimath vertriebene Boor, jetzt der erste Maat oder Gehilfe des albanesischen Corsaren auf den indischen Gewässern, während an das niedere Bollwerk des Fahrzeuges gelehnt der Schiffsherr selbst mit Tantiah Topi oder Tukallah, dem Mahratten-Sirdar, und dem graubärtigen Fakir, der dem Nena im Hain die Rückkehr der Geliebten verkündet und bei dem Brande das Volk angedet hatte, die Gruppe am Fuß des kleinen Mastes des Fahrzeugs mit schweigender Trauer betrachtete.

Am Fuß des Mastes saßen zwei Frauen: das Mädchen aus Kashemir, und die Gattin des Nena, das bleiche Haupt an Jener Brust gelehnt und mit glanzlosen Augen vor sich hinstarrend.

Vor den beiden Frauen aber hockte, in einen weiten arabischen Mantel gehüllt, ein Mann.

Sein Gesicht war noch jung, obschon hohl und eingefallen, und bekundete den Europäer, aber sein verwilderter Bart und sein Haar waren vollständig ergraut.

Aus diesen todten, glanzlosen Augen sprach, wie aus denen der unglücklichen Irländerin, der Irrsinn.

»Das ist schön, daß Du wiedergekommen bist, Helene,« murmelte der Mann, – »ich glaubte schon, die böse Schlange habe auch Dich gefressen wie mich und den kleinen Edward. Wenn ›Rookeby‹, mein edles Pferd, wieder bei Kräften ist, wollen wir auf und davon, wie Du gesagt hast, zu Lady Margareth, der schönen Gattin des großen Nena von Bithoor. Sie wird uns beschützen vor unseren Feinden, der Schlange und Deinem Gatten. Hei! wie wird er uns vergeblich suchen. ›Rookeby‹ ist ein schnelles Roß!«

Er kicherte vor sich hin, gleich als freue er sich über den Zorn des betrogenen Gatten, und haschte nach der Hand Derer, deren heller Stern erloschen war in entsetzlichem Schicksal gleich dem seinen.

»Fürchte Dich nicht vor den fremden Leuten,« flüsterte er weiter, sich vorwärts beugend, – »die Männer aus Hindostan sagen zwar, Lionel sei krank und schwach, aber sie thun uns Nichts zu Leide. Nur die Engländer sind unsere Feinde – aber wir haben ›Rookeby‹, mein edles Pferd, und spotten ihrer!«

Selbst in den Irrträumen des Wahnsinns gedachte der Unglückliche des treuen Thiers.

Die Gattin des Nena blickte ihn starr an. »Du bist nicht Laertes, mein Bruder! Auch nicht Edward – der Furchtbare hat mir gesagt, daß Edward todt ist. Die Tiger verschlingen alle O'Sullivans.«

Der Irre lächelte und nickte stillfreundlich vor sich hin. »Du hast Recht, Kind, ich bin längst todt. Die Schlange hat mich gefressen und Dich der Tiger. Es war doch schön, als wir noch jung und tugendhaft waren.«

Wild faßte sie seinen Arm und blickte ihm mit fieberhafter Gluth in's Auge.

»Tugend? Weißt Du nicht, daß Frauentugend die Treue ist, hartherziger Engländer? Mordest Du die Treue mit Deinem Gift, das die Sinne und Glieder betäubt und willst von Tugend reden?

Hitze trockne
Mein Hirn auf, Thränen, siebenfach gesalzen
Brennt meiner Augen Kraft und Tugend aus!

Wo ist die Weide? wo ist der Kranz? Das entehrte Weib gehört in's Wasser oder in's Feuer!«

»Furchtbares Schicksal!« sagte der Derwisch zu seinen Gefährten – »es wird sein Herz brechen, das so sehr an ihr gehangen!«

»So ist es die Strafe dafür, daß sie ihm mehr galt als Heimath und Glauben. Fluch seiner Gleichgiltigkeit gegen das Wehe des eigenen Landes! Wer Schmach säet, der wird die Schmach ernten.«

»Doch wird er den Schlag ertragen? – Wird er sein, was wir von ihm hoffen?«

»Wenig kennst Du den Nena, wenn Du fürchtest, die Wunde, die man ihm geschlagen, werde seine Kraft erlahmen. Wenn die Tigerin ihr Junges rächt, schwillt die Kraft ihrer Muskeln. Schiwa, der Zerstörer hat den Geist dieses Weibes genommen, damit der des Mannes frei werde von den Fesseln, die ihn banden. Wie die Mine zerstörend emporflammt, wenn der Funke das Pulver berührt, so wird die Rache des Maharadschah Alles verderben, dem er bisher angehangen.«

»So möge es sein, wie traurig auch das Schicksal der Ärmsten ist,« meinte der Derwisch. »Wir brauchen seinen Namen und seine Schätze, um das Duab und das Audh in Flammen zu setzen. Wird Nichts den Weg verrathen, den wir zu ihm genommen?«

»Wenn die Flucht des Sikh-Prinzen gelungen, muß der Nena längst nach Bithoor zurück sein. So groß auch die Macht und die Bosheit des Faringi ist, er darf es nicht wagen, sein Opfer in das Haus des Nena zu verfolgen, und wenn der Morgen graut, wird diese Praua unter den tausend ähnlichen Schiffen verborgen sein, die den heiligen Strom bedecken.«

»Ich spotte ihrer Verfolgung,« sagte der Uskoke. »Viele Mittel hab' ich, ihre Augen zu täuschen; doch seht, dort schwimmen die Lichter von Bithoor, und jene dunkle Masse, die sich über die Wipfel der Tamarinden erhebt, ist der Palast des Maharadschah. Herum mit dem Steuer, Enrico, und wende das Schiff nach dem Ufer. Soll ich das Zeichen geben?«

Der Sirdar bejahte und im nächsten Augenblick zischte eine Rakete von der Praua in die Höhe und ließ hoch am Himmelsbogen ihre blauen Sterne durch das Dunkel schwimmen.

Sogleich antwortete vom Ufer her das Aufsteigen einer andern Rakete mit rothem Licht.

»Baber-Dutt ist auf seinem Posten,« erklärte Tukallah – »lege die Praua an der Stelle gegen das Ufer, Freund, wo das rothe Licht leuchtet und laß das Boot in Bereitschaft setzen, Dein Werk ist gethan und die Rani soll erfahren, daß es gut gethan wurde.«

Der Derwisch war, während das Boot wendete, zu den beiden Unglücklichen getreten und auf sein ernstes und strenges Gesicht lagerte sich ein tiefes und inniges Mitleid.

»Arme Wesen – unglücklich durch eigne und fremde Schuld,« murmelte er – »muß Euer Elend zum Mittel werden, die Freiheit zu fördern? Welch' schreckliche Saat wird aus dem Schrecklichen entspringen! – Ja Fluch, Fluch ihnen, deren Härte und deren Egoismus Euer Verderben herbeigeführt! Fluch ihnen, die mir selbst das Herz erhärtet gegen solches Elend und mich hinausgetrieben haben in einen Kampf, in dem Pein und Entsetzen zum täglichen

Brod, und die Qualen der Unschuldigen zum Spiele der Leidenschaften geworden sind. Die Dämonen sind entfesselt – aber wehe! ich zweifle, daß dies die Hand ist, der sie gehorchen werden!«

Und die Stirn an den Mast gelehnt, horchte er traurig auf den leisen Gesang der Irren vom Ritter von Karnogan, dem der tückische Feind die Braut entführt und entehrt, während die Praua unfern des Bithoor-Palastes Anker warf.

In dem großen Gemach des Bungalow, in dem bei Beginn des Festes der Wasserlichter – dessen nächtlicher Jubel noch immer die Stille der Nacht unterbrach – der Nena mit seinen Getreuen der Stunde des Aufbruchs entgegen geharrt, befanden sich fast dieselben Personen wieder versammelt, nur daß statt Murad Khans die Gestalten zweier Frauen seine Stelle auf dem Divan eingenommen: Mähe Tschund, die entthronte Königin von Lahore und ihre Tochter.

Bleiern waren die Stunden bangen Harrens ihnen verflossen, bis die Rückkehr des Nena ihnen Kunde gebracht, daß der Khan mit dem Befreiten bereits weit auf dem Wege nach Audh sei. Die stolze hohe Frau wollte sich zu den Füßen des Maharadschah werfen, aber dieser lehnte jeden Dank ab, und als das junge liebevolle Mädchen mit Thränen der Freude seine Hand an ihre Stirn, an ihre Brust und Lippen führte, leuchtete ein Strahl warmen Mitgefühls aus seinem Auge und quollen Worte der Ermunterung und der Hoffnung von seinem Mund.

Der Geist des Maharadschah war auch, nachdem die Aufregung des nächtlichen Abenteurers vorüber, noch immer erregt und unruhig, denn die seltsame Begegnung auf der Straße nach Cawnpur und das geheimnißvolle Versprechen des Fakirs ließ ihn nicht in den Zustand stumpfer Leiden zurückversinken, der so lange seinen kräftigen Geist umnachtet.

Man hatte die weiteren Schritte berathen, und es war beschlossen worden, daß am nächsten Morgen die beiden Frauen verkleidet unter dem Schutz einiger Jäger des Maharadschah aufbrechen und die Straße nach Audh einschlagen sollten, um dort mit Dhulip Singh zusammen zu treffen. Unter der Menge der von dem Fest an den Ufern des heiligen Flusses Heimkehrenden war keine Gefahr vor Entdeckung zu besorgen und nachdem der Nena seine genauen Befehle ertheilt und bei den Frauen nochmals sich entschuldigt hatte, daß er sie ihrer eigenen Sicherheit halber nur ohne alles ihrem Range gebührendes Ceremoniel habe bei sich aufnehmen können, war er im Begriff, sie selbst durch den Garten des Bungalow nach den Gemächern zurückzugeleiten, die sie heimlich seit mehreren Tagen in dem jetzt so öden Palast bewohnten, als plötzlich drei Schläge an die Thür, die nach der Veranda des Kanals führte, seinen Fuß an den Boden fesselten.

Der erste Gedanke war Verrath und Überraschung, da keiner der Wächter das Nahen Fremder verkündet hatte, und die Hand des Nena fuhr nach dem Säbel an seiner Seite. Bald aber hatte er seine Ruhe und Entschlossenheit wieder gewonnen, und seiner Umgebung winkend sich ruhig zu verhalten, näherte er sich selbst der Thür.

»Wer wagt es, zu dieser Stunde die Ruhe des Maharadschah von Bithoor zu stören?«

»Freunde des Peischwa!«

»Die Worte sind leicht auf der Zunge der Menschen. Freunde sind selten und sie kommen beim Lichte des Tages!«

»Der Peischwa weiß,« entgegnete die Stimme des Einlaßbegehrenden, »daß Freunde auch ungerufen im Dunkel der Nacht erscheinen. Er selbst hat es erfahren an diesem Abend unter

dem Schatten der Tamarinden auf dem Weg nach Cawnpur. Er möge uns öffnen und das Geschenk entgegennehmen, das seine große Freundin von Jhansi ihm sendet.«

Der Nena erbebte. Er erkannte die Stimme, und die Worte, die der verkleidete Fakir vor wenig Stunden auf dem Wege nach Cawnpur zu ihm, gesprochen, erfüllten seine Seele.

Unwillkürlich fühlte er, daß er an der Schwelle eines wichtigen Ereignisses stehe. In seiner Brust kämpften Angst und Glück – erst nach einigen Augenblicken, die ihm Jahre dünkten, hatte er die Fassung gewonnen, zu handeln.

Er trat einen Schritt zurück, in die Mitte des Gemachs, während Aller Blicke an ihm hingen und die ungewohnte Aufregung in seinem Wesen beobachteten.

Dann streckte er die Hand aus nach der Thür und befahl mit gepreßter Stimme:

»Öffnet!«

Die Thür flog auf – zwei Männer erschienen in ihrem Rahmen, eine ganz von einem weiten indischen Shawl verhüllte Gestalt in ihrer Mitte führend; hinter ihnen erblickte der Nena das ernste und traurige Antlitz eines Dritten: Baber-Dutt's, seines Bruders, den er während mehrerer Tage nicht gesehen.

Die beiden Männer waren Tantiah Topi, der Mahratten-Sirdar – sein Gastfreund auf der Burg Malangher – das Haupt der Verschwörung gegen die Faringi, und der geheimnißvolle Derwisch.

Der Nena erzitterte – das Blut schien aus seinen Adern zu verschwinden, als sein Auge auf der verhüllten Gestalt in ihrer Mitte ruhte.

Die seltsame Gruppe trat vor in das Gemach und blieb wenige Schritte vor dem Herrn des Hauses stehen.

Auf einen Wink Baber-Dutt's schloß Gibson die Thür, durch welche sie eingetreten und lehnte sich mit dem Rücken dagegen.

»Sei willkommen, edler Sirdar, Du und Deine Begleiter in dem Hause Srinath Bahadur's,« sagte der Nena mit zitternder Stimme, »möge Lakschmi, die Göttin des Glückes, Deinen Eintritt über diese Schwelle begleiten!«

Man sah bei dem Ton seiner Stimme die verhüllte Gestalt erbeben und dann vernahm man durch die Decke des Shawls ein leises Singen, wie das Zirpen einer Grille im Grase:

»Mein Bräut'gam war ein schöner Mann,
Und saß gar stolz zu Roß!
Am hohen Fels von Karnogan . . . «

Die Augen des Nena erweiterten sich und begannen jenen furchtbaren, geheimnißvollen Ausdruck anzunehmen, den sie im Kampf gegen den Tiger und am Sarkophag in der Pagode Schiwa's gezeigt, als die Verschworenen ihn hindern wollten, sie zu verlassen.

»Bei der Dreieinigkeit der Götter – rede, Mann, was soll jene Gestalt bedeuten – was bringst Du mir?«

»Das Geschenk der Rani von Jhansi, das Dich zum Manne machen soll. – Nur Du allein hast das Recht, diese Hülle zu heben.«

Der Nena trat hastig auf sie zu – in dem Maße, als er sich näherte, wichen der Mahratte und der Derwisch zurück und er stand allein in der Mitte des Gemachs vor der verhüllten Gestalt.

»Jetzt magst Du stolzer Karnogan
Die Buhlerin Dir frei'n!«

»Capitain Ochterlony,« sagte der Maharadschah zagend, »bei der Mutter, die Sie geboren – bei dem Gott, zu dem Sie beten – geben Sie mir Antwort – was soll dies Alles bedeuten?«

»Muth, Prinz – sehen Sie selbst und – seien Sie ein Mann, der das Unvermeidliche zu tragen versteht.«

Als hätte er einen verzweifelten Entschluß gefaßt, ergriff die Hand des Maharadschah hastig den Shawl und riß ihn herab.

Starr, einer Marmorstatue ähnlich, das hohle Auge ausdruckslos umherschweifend, stand die Gestalt der Irländerin, ohne sich zu rühren, auf der Stelle, wo ihre Führer sie hingestellt.

»Margarethe!«

Der Schrei des Maharadschah zuckte so grell durch das Gemach, daß Schauer durch die Adern der Hörer bebte.

Er schlug an das Ohr der Frau, der es galt, und eine leichte Röthe zeigte sich auf ihren Wangen. Dann wandten sich ihre Augen auf den Mann, der sie so unendlich geliebt, und ein ängstliches, verlegenes Lachen entstellte ihr abgehärmtes Gesicht.

»Ich bitte Dich, Freund,« sagte sie im Flüsterton, »sprich dem Nena nicht davon, daß Margaretha's Bruder sie in's Verderben gelockt und daß sie das Bett eines andern Mannes getheilt hat. Der Nena hat eine böse Natur – ich kenne ihn – sie schläft nur unter der Liebe zur schönen Margareth' und könnte uns Alle vernichten!«

»Margarethe – Weib – Geliebte meiner Seele – kennst Du mich nicht?«

»Ophelia hat ihren Kranz zerrissen, Hamlet, der Dänen-Prinz, mag sie nicht. Und dennoch

er liebt Ophelia, vierzigtausend Brüder
Mit ihrem ganzen Maß von Liebe hätten
Nicht seine Summ' erreicht!«

Der Nena wischte den kalten Schweiß von seiner Stirn – die Farbe seines Angesichts war fahl – das erst so blitzende Auge irrte stier, gleich dem des unglücklichen Wesens vor ihm, umher von einem zum andern.

Es war so todtentstill im Gemach, daß man das steigende Keuchen seiner Brust hörte.

»Baber-Dutt – mein Bruder – sprich zu mir. Ende das Spiel – –«

»Husch! husch! Da läuft sie hin, die Treue, als hätte sie tausend Beine. Ich weiß es wohl, es war Feuer in meinen Adern und Blei in meinem Gehirn, als ich sie brach – aber der Nena wird's nicht glauben. Ich bitte Dich, sag' ihm Nichts davon, vom falschen Verwalter, der seines Herrn Tochter stahl.«

»Erbarmen! Erbarmen! – Äffen mich die Dämonen? Ist dies das Weib meines Herzens? Ist sie –«

Die Hand des ehemaligen Parlamentsmitgliedes legte sich auf seine Schulter. »Gott im Himmel weiß allein, was uns frommt. Seine Hand hat die Schleier des Wahnsinns über die Verzweiflung dieser Ärmsten gedeckt.«

Ein dröhnender Schall – der Maharadschah stürzte zu Boden – Alle eilten hinzu, ihm beizustehen.

In diesem entsetzlichen Augenblick vernahm man ein neues heftiges Klopfen am Eingang des Bungalow und gleich darauf öffnete sich eine der inneren Thüren und Ralph, der Bärenjäger, der am Thore die Wache gehabt, trat hastig ein.

»Wo ist der Maharadschah?«

Mac-Scott, Gibson und die Rani knieten neben dem anscheinend Bewußtlosen und rieben seine Schläfe und seine Stirn mit Essenzen, während Mahana, das junge unschuldige Mädchen, obschon sie nur wenig von der schrecklichen Scene verstanden hatte, der armen Wahnsinnigen sich näherte, und indem sie ihre Hand ergriff, sie zum Divan zu führen versuchte.

Capitain Ochterlony machte seinem finstern Gefährten Vorwürfe, daß er darauf bestanden, dem unglücklichen Fürsten so ohne alle Vorbereitung das Schreckliche zu verkünden.

»Wo ist der Maharadschah?« wiederholte der Riese die Frage.

Baber-Dutt trat ihm entgegen. »Siehst Du nicht, Mann, daß der Nena erkrankt ist? Was willst Du von ihm? was ist geschehen!«

»Ein Läufer von Cawnpur bringt dies Blatt. Er sagt, es gälte Tod und Leben!«

Baber-Dutt riß das Papier auf. Es enthielt eine einzige Zeile:

»Die Geier folgen dem Fluge der Schwalbe in das Nest des Adlers!«

»Tod und Verdammniß über die rothrückigen Schurken! Was ist zu thun?«

In diesem Augenblick erhob sich der Maharadschah. Sein Aussehn glich dem eines Todten, aber sein Auge starr, fest und unheimlich, zeigte, daß er jetzt vollkommen wieder Herr seiner Sinne war.

Ohne ein Wort zu sprechen, stieß er ruhig die Personen zurück, die ihn helfend umgaben und stand auf.

Das Äußere des Nena zeigte sich in diesen wenigen Augenblicken vollständig verändert.

Er war zehn Jahre älter geworden.

Zwischen den Brauen lag eine tiefe Falte furchtbarer, unheilverkündender Entschlossenheit. Um den Mund tiefte sich ein häßlicher böser Hohn, ein Ausdruck grausamer Gier, der die Oberlippe hob, und die spitzen weißen Zähne gleich dem Gebiß eines Raubthiers erscheinen ließ.

Die Augen waren, wie bereits gesagt, starr und fest, aber man sah, daß das verschleierte Feuer der Leidenschaft jeden Augenblick durch die Hülle brechen könne.

Der Nena glich einem Tiger, der sich von dem Ruf der Jäger getroffen, von seinem Lager erhebt, um den Feinden entgegen zu gehen.

Niemand wagte ihn anzusprechen, jeder unterlag dem Eindruck dieser so schrecklichen Veränderung.

Langsamem Schrittes trat der Maharadschah zu der Irren, hob sie in seinen Armen empor und trug sie zu den Kissen des nächsten Divans, auf die er sie sorgsam niederlegte, indem er sie, wie die Mutter ein Kind, in den weiten Shawl einhüllte.

Ruhig, ohne Bewegung, nur ihre wirren Lieder leise vor sich hin summend, ließ die Unglückliche Alles mit sich geschehen.

Baber-Dutt fühlte, daß jeder Augenblick kostbar war. »Mein Bruder,« sagte er, indem er auf den Nena zutrat, – »dieser Brief . . . «

Der Maharadschah winkte ihm mit der Hand Schweigen. »Ich weiß – ich hörte es. – Mac-Scott, die Thore des Gitters geöffnet, daß die Faringi-Häscher kein Hinderniß finden! Cordillier, Sorge dafür, daß alle Leute sich zurückziehen, aber bewaffnet in der Nähe bleiben, um auf das erste Zeichen zum Kampf bereit zu sein. Nichts darf verrathen, daß wir benachrichtigt sind. Ralph und Adlerblick werden diese Thüren bewachen und Niemandem, der dies Gemach betritt, ohne meinen Befehl es zu verlassen gestatten. – Hoheit, ich weiß nicht, wie

weit der Verdacht der Faringi sich erstreckt. Du und die Prinzessin werden hier in meiner unmittelbaren Nähe sicherer sein, als in Euren Gemächern. Aber es ist nothwendig, daß Ihr als die Dienerinnen des Hauses erscheint und Euch mit dieser Unglücklichen zu schaffen macht.«

Die entthronte Königin begriff sofort die Zweckmäßigkeit des Rathes und mit der Gewandtheit einer Frau, die an Gefahren gewöhnt ist, entfernte sie aus ihrer und ihrer Tochter Kleidung verschiedene Gegenstände, die Verdacht hätten erregen können, und ordnete Turban und Schleier nach der einfachen Art der niederen Hindufrauen.

Der Mahratte wendete sich jetzt zu dem Nena, der alle diese Befehle so ruhig und sicher ertheilt hatte, als wären seine Nerven von Eisen, als hatte nicht eben der entsetzliche Schlag seine Seele in ihren Tiefen zerrissen.

»Was beschließt Du über uns? Sollen wir fliehen oder uns verbergen?«

»Keiner, der als Gast die Schwelle Srinath Bahadurs überschritten, hat hier zu fürchten. Wie seid Ihr hierher gekommen, mit – mit jener dort?«

»Auf dem Ganges in der Praua eines arabischen Raïs, unsers Vertrauten. Dein Bruder erwartete uns.«

»Wo ist das Schiff und das Boot, das Euch brachte?«

»Das letztere ist zurückgekehrt zur Praua. Diese liegt in einiger Entfernung vom Ufer, gegenüber dem Bungalow und soll uns morgen den Strom hinauf führen.«

Der Nena hatte die Hand des verkleideten Derwisch ergriffen, der mit Erstaunen und Theilnahme das Gebahren des Hindufürsten, die erhabene aber mehr noch furchtbare Entwicklung dieses Charakters verfolgte.

»Freund meines Freundes,« sagte er mit fester Stimme, – »ich bitte Dich, wäge die Worte, die Du sprichst, ehe Du meine Frage beantwortest, denn das Schicksal von Tausenden hängt an dem Hauch Deines Mundes. Wo findet Ihr das Weib Srinath Bahadurs, des Maharadschah von Bithoor?«

»Bei dem Gotte der Christen! bei meiner Ehre! in dem Harem eines der Tyrannen Deines Landes, eines Engländers, der sie entführt und entehrt. So wenigstens lassen die Klagen ihres zerstörten Geistes glauben.«

Die Augen des Bahadurs schlossen sich einen Moment. Der Capitain sah, wie Schweiß sein bleiches Gesicht bedeckte, wie die krampfhaft geballte Faust erzitterte.

Dann zuckte es durch diesen Leib wie das gewaltige Ringen nach Fassung, sein Auge öffnete sich und suchte umher.

»Baber-Dutt!«

»Was befehlst Du, mein Bruder?«

»Sind die Ruder in der Barke an der Wasserpforte?«

»Ich werde dafür sorgen.«

»So geh' und wirf Dich in den Strom. Schwimm nach der Praua dieser Männer und befehl dem Raïs, seine Anker zu lichten und stromaufwärts zu fahren ohne einen Augenblick der Zögerung, eine Stunde weit bis zur Stelle, wo die Sandbank von Osten weit hinaus in den Fluß tritt. Du bleibst auf dem Schiff. Erhält der Raïs bis morgen eine Stunde nach Sonnenaufgang keine Nachricht, so möge er zurückkehren an das Ufer von Bithoor. Geh' – und Niemand erblicke Dich auf Deinem Wege.«

»Er ist gefährlich – die Krokodile . . . «

Der Bahadur lächelte verächtlich. »Die Krokodile werden es nicht wagen, den Boten des Tigers von Bithoor anzutasten. Geh und thue, wie ich Dir befahl.«

Und sich wieder zu dem Capitain wendend, während Baber-Dutt das Gemach verließ, fragte er:

»Den Namen des Faringi! sage mir den Namen!«

»Du mußt sein Haus in Flammen gesehen haben, ehe Du Cawnpur verlassen hast, angezündet von der Hand der Rächer, um Dem Weib zu befreien.«

»Rivers – der Resident?«

Der Capitain nickte schweigend.

»Rivers, der Freund und Gefährte ihres und meines Bruders? Der Haß spricht aus Dir und jenem finstern Mann dort! Nimmer hätte es der Faringi gewagt, seine Hand an das Weib Srinath Bahadurs zu legen!«

»Rivers selbst trieb den Unglücklichen zum Kampf mit dem Tiger, um ihn von der Schwester zu entfernen.«

Der Nena preßte die geballten Hände an die pochenden Schläfe. »Du lügst! Du lügst! Er war der Erste, welcher den Tod O’Sullivan’s beklagte!«

»Die Gräber werden sich öffnen, Dir die Wahrheit meiner Worte zu beweisen. Zwei Menschen hat jener Mann *lebendig begraben* – den Bruder und die Schwester! Aber die Hand Gottes hat sie erhalten zu rächenden Zeugen von dem Verbrechen der Tyrannen Indiens!«

Der Nena starrte ihn verwirrt an: »Edward O’Sullivan!«

»Er ist todt und dennoch lebendig!«

»Und sie – sie –«

»Der Räis der Praua, und ein Mann, dem der Verbrecher im fernen Lande gleichfalls die Braut geraubt, holten sie aus dem unterirdischen Kerker seines Harems vom faulenden Stroh, wo das Opfer seiner Lüste begraben war, um nimmer wieder das Tageslicht zu schauen und die Rächer zu rufen.«

»So sei er verflucht! verflucht! und mit ihm das Volk, das ihn geboren! Das Kind im Leibe der weißen Mutter soll büßen für die Thaten seines Erzeugers! Der Strom des Jammers soll über ihre Geschlechter kommen und sie vertilgen vom Angesicht der Erde! Die Dunkeläugige soll ihre Seelen zerreißen und sie tauchen in den dunklen Strom der Vernichtung! Mögen die Geister meiner Väter Schmach häufen auf das Gedächtniß Srinath Bahadurs, wenn der Tiger von Bithoor nicht badet in einem Meer weißen Blutes! Fluch und Tod den Faringi!«

Vor dem Bungalow rasselte der Hufschlag vieler Pferde, Waffen klangen, das Commando eines britischen Offiziers – – –

SCHLANGE UND TIGER.

Die Frauen erbebten bei diesen kriegerischen Tönen, die ihnen eine drohende Gefahr verkündeten; selbst die Männer wechselten die Farbe. Außer dem Nena waren jetzt nur der Sirdar und der Derwisch, Mac-Scott und die beiden zu Wächtern der Thüren Bestellten: der Bärenjäger Ralph und der Kanadier Adlerblick in dem Gemach.

Die drohend gen Himmel geballte Hand des Bahadur sank langsam nieder – das Feuer seiner Augen erlosch zu der gewöhnlichen Schlawheit, ja nahm einen häßlichen Ausdruck an,

und ohne eine Spur von dem Sturm von Leidenschaft zu zeigen, der so eben noch das innerste Mark seines Lebens erschüttert, als ob er einen willkommenen Freundesbesuch erwarte, wandte er sich nach der Thür, die so eben geöffnet wurde.

»Der Subadar-Sahib Mowbray und der Jemedar-Sahib Sanders aus Cawnpur wünschen Seine Hoheit den Maharadschah zu sprechen,« meldete die Stimme Gibson's. Die genannten beiden Offiziere traten ein und hinter ihnen, ehe die Thür sich schloß, vernahm man das Klirren von Säbelscheiden auf dem Marmorboden des Vorzimmers.

»Seien Sie mir willkommen, Sahibs! Der Palast von Bithoor hat leider lange das Vergnügen entbehren müssen, die englischen Freunde seines trauernden Herrn in seinen Mauern zu sehen.«

Die Offiziere verneigten sich höflich. Die Blicke Mowbray's musterten aufmerksam das Gemach und die Anwesenden, und blieben mit offenbarem Interesse an der Gruppe der Frauen am Divan hängen.

»Verzeihung, Fürst, daß wir Sie so spät noch stören,« sagte der Lieutenant. »Indeß es geschieht auf Befehl Seiner Excellenz des Gouverneurs. Ein wichtiger Vorfall in Cawnpur heute Abend ist die Ursache.«

»Sie machen mich besorgt, Sir. Indeß ehe ich weiter höre, lassen Sie mich die Pflichten des Wirthes erfüllen. Gibson, Sorge für Erfrischungen und – eine leise Ironie leuchtete durch seine Worte – »daß es der Begleitung der Gentlemen an Nichts fehle. Verzeihen Sie, Mowbray, daß ich Sie noch nicht besonders begrüßt. Ich hoffe, Sie waren wohl, seit ich Sie nicht sah, und unser gemeinschaftlicher Freund, der Resident, ist es gleichfalls. Ich bedauere, daß er zu denken scheint, ich rechnete ihm den Tod meines unglücklichen Schwagers zu, während ich doch überzeugt bin, daß er gewiß alles Mögliche aufbot, den wahnsinnigen Kampf zu verhindern.«

»So wissen Sie noch nicht, Hoheit, was Rivers passirt ist?«

»Sie erschrecken mich in der That – wie sollte ich . . . «

»Entschuldigen Sie, Fürst, daß ich zuerst meinen amtlichen Auftrag ausrichte,« unterbrach der Ordonnanz-Offizier des Generals das Gespräch. »Es wird Ihnen bekannt sein, daß Dhulip Singh, der junge Prätendent des Thrones von Lahore, in Cawnpur sich als Gefangener befand.«

»Ich erinnere mich, davon gehört zu haben, Sir, er wurde ja wohl von Firozpur vor einigen Wochen dahin gebracht? Das Gerücht traf mich zu einer Zeit, wo ich selbst unter zu schweren eigenen Leiden gebeugt war, so daß ich leider ihrer nicht genug achtete, sonst hätte ich General Wheeler gebeten, mir zu gestatten, den von dem Ehrgeiz seiner Mutter mißleiteten Jüngling besuchen zu dürfen, da er ein entfernter Verwandter von mir ist.«

Die beiden Offiziere wechselten einen Blick mit einander.

»Dhulip Singh,« fuhr der Lieutenant fort, indem er den Maharadschah scharf beobachtete, »ist durch List und Betrug diesen Abend aus seinem Gefängniß in der Citadelle von Cawnpur entflohen, oder vielmehr entführt worden.«

»Zugleich,« fügte der Lancier-Capitain hinzu, »ist das Landhaus des Residenten von ruchloser Hand in Brand gesteckt worden und bis auf den Grund niedergebrannt.«

»Um des Himmelswillen – welche schlimmen Ereignisse an einem Abend. Sind die Thäter ergriffen?«

»Noch nicht, aber wir sind ihnen auf der Spur, denn viele Umstände lassen vermuthen, daß die Flucht und der Brand in Zusammenhang stehen und ein Werk der ränkevollen entthronten Königin von Lahore Mähe Tschund sind, die sich wahrscheinlich in der Nähe befindet.«

»Und Sie sind auf der Verfolgung des Flüchtlings oder der Mordbrenner begriffen?« fragte der Indier mit dem Ton naiven Mißverständnisses. »Seine Excellenz soll nicht umsonst auf meine Hilfe gerechnet haben; ich stelle meine wenigen Mittel auf das Bereitwilligste zur Disposition.«

Der junge Offizier erröthete verlegen. »Das nicht, Hoheit – General Wheeler ist von Ihrer Ergebenheit für die Interessen der Regierung überzeugt – nichtsdestoweniger . . . «

Die bisher so zuvorkommende freundliche Haltung des Maharadschah wurde stolz und kühl.

»Nun, Sir – ich will nicht hoffen . . . «

»Es soll Sie nicht beleidigen, Hoheit, aber – wir sind beauftragt, Erkundigungen bei Ihnen einzuziehen, ob der übelberathene Flüchtling vielleicht bei Ihnen Schutz gesucht, und . . . «

»Eine Nachsuchung nach dem Knaben bei mir zu halten, bloß weil ich ein Hindu bin und in der Nähe von Cawnpur wohne,« vollendete der Maharadschah kalt. »Bitte, Sir, vollziehen Sie Ihre Befehle. Die Offiziere der Garnison von Cawnpur waren zu oft Gäste in dem armen Hause Srinath Bahadurs, als daß sie seine Räume für eine Durchsuchung nicht genügend kennen sollten.«

»Ich fühle ganz das Unangenehme meines Auftrags, Hoheit,« erklärte beschämt der Offizier, »und wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben . . . «

»Sir,« sagte kalt der Fürst, »die Kinder dieses Landes sind schon gewöhnt, ihre Anhänglichkeit und Hingebung an die englische Regierung durch Mißtrauen und Kränkungen vergolten zu sehen, als daß sie sich darüber beschweren dürften. Indeß glaubte ich wirklich durch meinen Rang und die Dienste, die ich erwiesen, vor persönlichen Beleidigungen geschützt zu sein. Ich werde mich – sollten Sie nicht etwa den Auftrag haben, über meine Freiheit zu disponiren – morgen früh nach Cawnpur begeben, um General Wheeler mein Bedauern auszusprechen, daß man bei Srinath Bahadur eine Unterstützung der Feinde der Regierung auch nur für möglich halten konnte, um so mehr, als ein mindestens eben so merkwürdiges Ereigniß, wie die Flucht eines Gefangenen oder der Brand eines Bungalow mich bereits hatte beschließen lassen, die Hilfe des Generals und des Residenten morgen zu weiteren Nachforschungen in Anspruch zu nehmen.«

»Darf ich wissen, was Sie meinen, Fürst?« fragte der Capitain, der – obschon ihm die Anwesenheit der unglücklichen Irländerin in dem Hause des Residenten gleichfalls Geheimniß geblieben – auf spezielle Veranlassung desselben das Commando nach Bithoor begleitet hatte.

Rivers wußte durch die Begegnung im Garten, daß sein unglückliches Opfer nicht in den Flammen umgekommen, sondern in den Händen eines Feindes war. Aber er konnte nicht mit Bestimmtheit wissen, ob der Brand seines Hauses und die Befreiung der Irländerin ein Werk ihres betrogenen Gatten oder ein Zufall war und ob man sie bereits nach Bithoor zurückgebracht. In jedem Fall beschloß er, auf seine Macht vertrauend, einer Anklage mit keckem Lügner entgegen zu treten, da der Wahnsinn der Unglücklichen jedes giltige Zeugniß unmöglich machte, und Hendrik Pretorius, der Deserteur, nicht wagen durfte, gegen ihn aufzutreten. Aber er beschloß, alles Mögliche aufzubieten, diesem plötzlich erschienenen Feinde auf die Spur zu kommen und ihn unschädlich zu machen. Er selbst sprach den Verdacht aus,

daß der Nena an der Flucht des Prinzen betheiligte sein könne und rieth zu seiner sofortigen Verhaftung, und nur der rechtliche, biedere Sinn des Generals verhinderte die Maßregel, indem er sich begnügte, durch Absendung der Offiziere sich zu überzeugen, daß der Maharadschah in seinem Palast anwesend und bei den Vorgängen des Abends nicht bethätigt sei.

»Sie wissen,« fuhr der Maharadschah fort, »daß Lady Margareth, meine Gattin, vor etwa drei Monaten, während meiner unglücklichen Abwesenheit, auf eine unerklärliche Weise verschwunden ist!«

»Ganz Audh weiß es und beklagt Sie, und kennt und ehrt Ihren tiefen Schmerz, Hoheit. Die verruchten Thugs . . . «

»Die Thugs sind unschuldig an diesem Verbrechen. Sehen Sie selbst.«

Er schritt zu dem Divan und zog die verhüllende Decke fort. Augenblicklich erkannten die Offiziere die oft gesehene Frau trotz der Spuren des Elends und der Krankheit.

»Lady Margareth! Um Gotteswillen, Hoheit – —«

»Sorgt für Eure Gebieterin und bereitet ihr Gemach,« befahl der Maharadschah den beiden Frauen. »Diese Jammergestalt, krank, jeder Erinnerung beraubt, Sir, ist das, was von der Gattin Srinath Bahadurs zu ihm zurückgekehrt ist.«

»Aber wie – wann?«

»Kaum eine Stunde vor Ihrer Ankunft fanden meine Diener mein Weib allein an der Thür meines Hauses liegend. Begreifen Sie nun, Sir, daß ich andere Sorgen habe, als die Flucht Dhulip Singhs zu fördern und ihn zu verbergen!«

Lieutenant Sanders – selbst der kaltherzige lüderliche Mowbray waren erschüttert von dem schrecklichen Anblick, der sich ihnen so unerwartet geboten.

»Haben Sie noch keine Spur – keine Vermuthung, Sir, wer die Räuber gewesen?« fragte der Lieutenant.

»Hören Sie das Lachen – die Worte der Unglücklichen,« sagte der Maharadschah, nach der Irren deutend, die in den Armen der Frauen eben wieder die traurige Ballade, von wirren Phantasieen unterbrochen, anhob, »und Sie werden sich überzeugen, daß ihre Vernunft und ihre Erinnerung dahin ist. Offenbar war sie von den Phansigars, den Dieben, geraubt und ist erst wieder freigelassen worden, nachdem man ihren Verstand mit giftigen Mitteln verwirrt hat. Die Schurken wollten sich rächen dafür, daß ich ein Dutzend ihrer Genossen auf meinem Gebiet hängen ließ, weil sie einen Faringi-Kaufmann beraubt.«

»Aber Sie sind so gefaßt, so ruhig, Hoheit, bei dem entsetzlichen Ereigniß?«

»Was kann ich gegen das Schicksal thun?« erwiderte mit der Resignation eines ächten Orientalen der Hindu. »Das Fatum steht über uns, und seit drei Monaten betraue ich mein Weib als eine Todte.«

Der Capitain winkte mit leisem Achselzucken seinem Gefährten, gleich als wolle er sagen: da sehen Sie, was an den Gefühlen dieser Halbwilden ist! Lieutenant Sanders jedoch ergriff mit aufrichtiger Theilnahme die Hand des Maharadschah. »Hoheit,« sagte er, »das Unglück, das Sie betroffen, ist zu groß, als daß ich mir es nicht zum Verbrechen anrechnen würde, Sie noch länger zu stören. Wir kehren nach Cawnpur zurück, und wenn es irgend in unserer Macht steht, Ihnen mit Etwas zu dienen, dann befehlen Sie über unsern Eifer.«

»Wenn ich Sie bitten darf, Sir, so senden Sie mir sobald als möglich ärztliche Hilfe, vielleicht Doctor Clifford.«

»Der Doctor,« sagte der Lieutenant zögernd, »befindet sich augenblicklich in Haft – ich zweifle aber keinen Augenblick, daß es ihm gelingen wird, sich von jedem Verdacht zu reinigen, dem Entflohenen Hilfe geleistet zu haben, und ich hoffe, schon morgen früh ihn wieder in Freiheit zu sehen.«

Der Bahadur lächelte trübe. »Wahrlich, Sir,« sagte er, »es scheint schwer, dem Verdacht Ihrer Behörden zu entgehen, selbst bei der treuesten Pflichterfüllung. Wenn Sie noch den geringsten Argwohn hegen, so durchsuchen Sie auf das Strengste mein Haus. Daß hier unter meinen Freunden und Dienern das Knabengesicht Dhulip Singhs nicht zu finden ist, werden Sie sich bereits überzeugt haben. Mir aber erlauben Sie, für jene Unglückliche Sorge zu tragen und sie in die Gemächer zu schaffen, die sie in glücklichen Tagen bewohnte. Meine Diener sollen Sie indeß als meine Gäste mit Allem versehen.«

Die Offiziere jedoch, jetzt überzeugt, daß der Gesuchte hier nicht zu finden sei und der Nena keine Kenntniß der Flucht gehabt, lehnten sein Anerbieten auf das Bestimmteste ab und verabschiedeten sich.

Wenige Minuten darauf ertönte das Commando zum Abmarsch und die Reiter trabten auf der Straße nach Cawnpur wieder davon.

Der Nena hatte die Offiziere bis an das Thor des Bungalow begleitet und sie gebeten, den General und den Residenten von dem seltsamen Wiederfinden seiner Gattin in Kenntniß zu setzen, bis er selbst am andern Morgen bei ihnen erscheinen könne. Einige Augenblicke noch stand er aus der Schwelle des Thors und schaute den Soldaten nach. Dann spie er verächtlich hinter ihnen drein und wandte sich um.

Alles Höfische, Ruhige und Gedrückte war aus seiner Haltung verschwunden, sein Auge blitzte unheimlich und entschlossen wie vorher, in dem festen Tritt, mit dem er zu dem Gemach zurückkehrte, wo seine Freunde versammelt waren, lag der energische Wille der That.

»Laß den Zugang bewachen, Gibson, und überzeuge Dich, daß kein englischer Späher in der Nähe zurückgeblieben,« befahl er. »Welche Stunde der Nacht ist es?«

»Mitternacht, Hoheit!«

»Dann können die Diener und Frauen des Haushalts jeden Augenblick von dem Fest zurückkehren. Ohnehin wird sie das Erscheinen der Faringi-Soldaten erschreckt haben. Die Ankunft meines Weibes soll ihnen verborgen bleiben bis morgen.«

Während seine Befehle ausgeführt wurden, trat er zu seinen Freunden. Tukallah hatte unterdeß der Königin, die nur wenig Englisch verstand, mitgetheilt, daß die Faringi ihre Nähe argwöhnten, und es war beschlossen worden, daß die Maharani bei Tagesanbruch ihre Reise in Männerkleidern antreten, die Prinzessin aber vorläufig unter der Maske einer Dienerin im Schutz des Maharadschah zurückbleiben sollte, bis Nachricht von dem glücklichen Entkommen der Mutter und des Sohnes eingegangen und sie ohne Gefahr folgen könnte.

Da nur Wenigen die Anwesenheit der Königin in Bithoor bekannt, so bestand diese selbst darauf, sofort von ihrer Tochter und den Freunden zu scheiden, und sich in die ihr eingeräumten geheimen Gemächer in dem einen Flügel des Palastes zurückzuziehen.

Der Maharadschah befahl Mac-Scott, seinem alten Erzieher, die Maharani dahin zu geleiten und für ihre Sicherheit zu sorgen.

Die Nähe des jungen, lieblichen Mädchens schien einen beruhigenden Einfluß auf den Zustand der armen Irren auszuüben, denn sie war stiller und stiller geworden und die gänzliche Erschöpfung ihrer Kräfte hatte sie endlich in einen festen und tiefen Schlaf versinken lassen.

In diesem Zustand trug der Maharadschah, gefolgt von der jungen Prinzessin, die theure Last auf seinen Armen nach der Zenanah.

Dort legte er sie sanft auf das Lager, das so lange einsam und leer gewesen, und schlug sorgfältig die Vorhänge um dasselbe. Mahana bereitete sich ein Lager im Vorgemach, so daß sie jede Bewegung der Kranken hören konnte.

Die Männer hatten sich auf den Teppichen und Divans der Halle, in der sie bis jetzt versammelt gewesen, zum Schlafe niedergestreckt, und noch ehe eine Viertelstunde vergangen, lag das Bungalow finster und in tiefer Ruhe.

Die einzeln heimkehrenden indischen Diener suchten geräuschlos ihre Lagerstätten.

Nur zwei Männer wachten – der stille Frieden der Nacht gewährte ihnen keine Ruhe nach den leidenschaftlichen Erregungen des Tages.

Es waren der Bahadur und Tukallah, der Guru der Thugs.

Der Letztere lag, das finstere Gesicht in die Hand gestützt, sinnend auf der Matte, die ihm zum Lager diente. Er fühlte, daß er über den Nena gesiegt und den Tiger in ihm geweckt hatte, aber die plötzliche Verwandlung im Benehmen des Bahadurs bei dem Eintreffen der britischen Offiziere machte ihn stutzig und er begann zu zweifeln, ob der Charakter des Fürsten auch stark genug sei, die erweckten Leidenschaften in Thaten zu äußern.

Plötzlich, ohne daß er die Annäherung eines Andern bemerkte, berührte eine fremde Hand leise seine Schulter.

Der Mahratte fuhr in die Höhe und seine Hand unwillkürlich an den Griff seines Handjars.

Umschauend sah er einen in seine weißen Obergewänder gehüllten Mann vor sich stehen. Die Falten des Mantels öffneten sich einen Augenblick – es war der Nena!

Er legte den Finger auf die Lippen und deutete auf die Schlafenden umher. Dann beugte er sich zu ihm nieder. Was er sagte, schien mehr ein Hauch der Gedanken und dennoch schlug es deutlich an das Ohr des Mahratten.

»Komm – ich habe mit Dir zu sprechen!«

Wie ein Schatten glitt er durch das Gemach und den Teppich, der die Thür zum Garten bedeckte.

Der Sirdar erhob sich, und bei dem schwachen Schein des Sternenlichts sorgfältig die Berührung der Schlafenden vermeidend, folgte er dem Nena.

Dieser erwartete ihn auf dem Platz vor der Veranda.

Schweigend schritt er voran, weiter in das Dickicht des Gartens – der Mahratte folgte ihm.

Es war eine erhabenen schöne Nacht. Sind in diesem Lande die Monate der Regenzeit vorüber, dann tritt die verjüngende und treibende Kraft der Natur in einer wunderbaren Fülle auf. Das Laub der Sträucher und Bäume erneuert sich fast sichtbar, die Gräser schießen auf, daß ihre Höhe einen großen Mann überragt, alle die tausend Schlingpflanzen wuchern zu undurchdringlichem Dickicht, und die Blumen treiben Knospen und Blüten vor dem Auge des Menschen.

Köstlicher Wohlgeruch erfüllte die Luft. Aus dem dunklen Laub der Cypressen und den gefiederten Blättern der Tamarinden flötete die indische Nachtigall ihre süßen Lieder.

Millionen lebender grün und roth schimmernder Funken – jene leuchtenden Käfer, die der Tropenwelt eigen und im Glühen unserer Johanniskwürmchen einen schwachen Abdruck finden – leuchteten durch die Luft und blitzten aus dem Dunkel der Gebüsche.

Dazwischen hörte man das Plätschern der Fontainen, das Rauschen des gewaltigen Stromes und die Töne der Luft und Freude, die noch immer nicht erstorben war.

Und die Sterne funkelten an diesem lichten Nachthimmel so prächtig, das weite Gewölbe des Himmelsdomes spannte sich so majestätisch über die ruhende Erde, daß das kleine Menschenherz überall hätte Frieden und Glück sehen mögen.

Aber Frieden und Glück – wie selten wohnen sie unter dem Sternenzelt! Wie wenig war in dem lieblichen kleinen Raume des Gartens und Palastes – dessen Besitzer von Millionen beneidet wurde – Frieden und Glück zu finden. Leidenschaft in ihrer furchtbarsten Gestalt, wie sie das arme Menschenherz zerfleischen mag, wüthete hier – Schmerz und Jammer – und die goldenen Hallen von Bithoor bargen nur zwei hoffende und glückliche Herzen: das der Mutter und ihrer Tochter, glücklich über die Rettung des Bruders und Sohnes.

Rosige Träume versüßten den Schlummer beider – der Maharani und der Prinzessin von Lahore. In den Traum der Letztern flocht sich das Bild des Mannes, dem ihr junges Herz schlug, Murad Khans, des tapfern Sohnes der Berge von Kashemir.

An dem Marmorbassin der mittlern Fontaine blieb der Maharadschah stehen und lehnte stumm und nachdenkend mehrere Minuten an den kalten Stein.

Vor ihm, ihn ruhig beobachtend, stand der Mahratte.

Jetzt erhob der Nena sein Haupt. Sein Blick war kalt und entschlossen und schwer zugleich, als wolle er in das Innerste der Seelen dringen, als er sich jetzt zu dem Sirdar wandte.

»Tukallah oder Tantiah Topi – Guru der Thugs! – Srinath Bahadur hat mit Dir zu reden.«

Unwillkürlich fuhr der Mahrattenhäuptling zusammen und eine dunkle Röthe überflog sein Gesicht.

»Was fällt Dir ein, edler Bahadur? Mit welchem Namen nennst Du mich?«

Der Nena lächelte verächtlich. »Wenn Du es denn so willst – wohlan! – ich habe eine Frage an Dich zu stellen.«

»Frage!«

»Du bist ein Mitglied des Bundes der Würger, vielleicht ihr Oberhaupt? – Ich habe Beweise, die ... «

»Halt ein – Thor! Weißt Du nicht, daß wer die Geheimnisse der Diener der mächtigen Bhawani enthüllt, ihr opfern oder sterben muß!«

»Bin ich ein Sohn Indiens und sollte es nicht wissen? Antworte auf meine Frage!«

Der Mahratte sann einige Augenblicke schweigend nach, dann fragte er selbst:

»Sage mir, wie kamst Du zu dem Glauben?«

»Schon als Knabe, als ich einige Zeit am Hofe der großen Begum vom Somroo zubrachte mit Dyce Ochterlony, meinem unglücklichen Verwandten und seinen Schwestern, sah ich einst in den Wäldern umherschweifend und im Gebüsch verborgen einen Wanderer tödten, der am Fuß einer Tamarinde schlief. Zwei der Männer, die es thaten, waren mir unbekannt, der dritte hatte sich erst kurze Zeit vorher zu ihnen gesellt, und ich kannte ihn wohl. Es war der Mayadar meines Verwandten – Du selbst.«

»Und Du bewahrtest das Geheimniß, Srinath Bahadur?«

»Ich bewahrte es in der Knabenbrust, – was sollte ich davon reden. Der Wanderer war vielleicht Dein Feind, und Du hattest ein Recht, ihn zu tödten. Viele Jahre dachte ich nicht mehr an die Erinnerung des Knaben – bis sie vor wenig Monden wieder in mir empor stieg und das, was ich erfuhr, bestätigte.«

»Fahre fort, Bahadur. Von welcher Gelegenheit sprichst Du?«

»Von Malangher, Deiner Burg! Ich ahne ihre Geheimnisse, denn ich selbst entzog der Bahwani dort zwei der ihr geweihten Opfer!«

»Wahnsinniger Thor – so mußt Du sterben!« Seine Hand faßte nach dem Dolch im Gürtel.

Der Bahadur winkte verächtlich. »Ich werde sie der Dunkeläugigen wieder geben, denn es waren Faringi, und mehr als sie. Ströme von Blut, Berge von Leichen soll die mit den Schlangenarmen von Srinath Bahadur empfangen! Auf ihren Altar will ich die Zerstörung von tausend Leben legen. Erbärmlicher Dienst, den Ihr der erhabenen Göttin der Vernichtung weiht, indem Ihr das Leben eines einzelnen Wanderers nehmt und gleich der Schlange den arglosen Wicht überfällt, der einget durch Euch zu den neun Wanderungen der Seele, statt die Völker und Geschlechter nieder zu werfen vor die Stufen ihres Tempels und mit den Gräbern Derer, denen Brahma keine Auferstehung gewährt, das Angesicht der Erde zu bedecken!«

»Und bist Du der Mann, Srinath Bahadur – das große Werk der Vernichtung zu vollenden?«

»Ich bin es, Tantiah Topi! Sage mir jetzt, bist Du ein Thug?«

»Ich bin es! Sei der Unsere, oder stirb!«

»Du bist das oberste Haupt des Bundes?«

»Ich bin nur ein Guru – doch einer der mächtigsten und größten unter den Dienern der Kali. Ich bin der Nächste zur Oberherrschaft über Alle, die der Göttin folgen, und werde sie besitzen, ehe die Weltschlange zum zweiten Mal in den Arm der Nacht gesunken ist! – Seine Zeit ist gekommen!«

»Wohlan ich will ein Thug werden wie Du – kein Mörder der einzelnen Wehrlosen, aber der Vernichter und Zerstörer der Erschaffenen. Ich will ein Volk opfern auf den blutigen Stufen ihres Altars – aber ich muß der Herr sein über den Tod und alle seine Diener – nicht sein niederer Knecht! Wüthen will ich unter den Lebendigen, gleich dem Tiger unter dem feigen Wild der Dschungel! Ein Grab soll die Welt sein und die Brut der Faringi seien die Ersten, die es füllen! Gieb mir die Macht, Tantiah Topi, gieb mir die Macht! und die Göttin soll jauchzen über die Opfer, die ich ihr bringe!«

»Srinath Bahadur,« sagte langsam der Andere – »ich kenne Dich wohl! Du bist der Tiger, und wirst die Geschlechter der Sterblichen zerfleischen. Bei der heiligen Spitzaxt – Du sollst das Oberhaupt der Würger sein, wenn Du die Proben bestehst, und ich der Erste Deiner Slaven!«

»Wann – Mensch! wann soll die Macht in meinen Händen sein? denn meine Seele lechzt nach dem Werk der Vernichtung.«

»Bist Du der Tiger, so sei auch die Schlange; daß Du ihre Klugheit und ihre Geschmeidigkeit besitzt, hast Du gezeigt, als die Faringi-Offiziere in das Geheimniß Deines Bungalow drangen. Da, Srinath Bahadur, lernte ich Dich bewundern, und dieser Stunde hast Du es zu danken, daß Du der Erste aller Menschen werden sollst, in dessen Hand die Macht des Todes ist.«

»Ich will die Schlange sein, wie ich fühle, daß ich der Tiger bin. Gleich der Schlange werde ich harren der rechten Zeit, auf das Opfer zu stürzen, wenn ich weiß, daß die Macht in meinen Händen ist. Sprich, wann werde ich der Ober-Guru aller Würger sein?«

»Noch in dieser Nacht – wenn Du willst!«

»Ich will! – Was hab' ich zu thun, um ein Thug zu sein, wie Du?«

»Zu beweisen – daß Du ein Mann bist!«

»Rede!«

»Ehe Du küssen darfst die heilige Spitzaxt, mußt Du der Opfer drei auf den Altar der großen Bhawane legen – drei Opfer, die zeigen, daß Du mit Allem, was Dir heilig war im Leben, gebrochen, um ihr zu dienen!«

»Ich will.«

»Kannst Du den Freund tödten, dessen Lager Du getheilt, dessen Arm Dich beschützt, dessen Liebe Deine trüben Stunden erheitert, Deine frohen getheilt hat, der sein Leben eingesetzt für das Deine? Kannst Du lohnen die heilige Schuld des Dankes mit Tod und Vernichtung im Dienst der Kali!«

»Ich will.«

»Kannst Du täuschen das Vertrauen? kannst Du das Leben des Gastes opfern, der Deine Schwelle überschritt und dessen Haupt zu schirmen Dir heiligste Pflicht – kannst Du die Jugend und Unschuld opfern auf dem Altar der Kali!«

»Ich will!«

»Wohlan, so beweise es! Das dritte Opfer will ich selbst Dir zeigen, wenn es an der Zeit ist.«

Der Maharadschah starrte eine kurze Zeit vor sich hin – Gedanken und Gefühle wälzten sich in dieser jetzt mit der Lossagung von allem Heiligen, Menschlichen kämpfenden Brust. Dann fielen seine Augen auf den einsamen schwachen Schimmer der Lampe, die aus der Zenanah des Bungalow ihren spärlichen Lichtstreif in das Dunkel der Büsche sandte, das schreckliche Loos des geliebten Weibes verkündend, und seine Gestalt schnellte in die Höhe, wie das Raubthier zum Sprung.

»Wie soll ich die Opfer bringen?«

Der Mahratte knüpfte das furchtbare Seidentuch los, das seinen Turban umwand, und reichte es ihm.

Dann nahm er den Dolch aus seinem Gürtel und gab ihm gleichfalls denselben.

»Nimm Beides! die Bhawani gestattet es Dir, zu wählen für das erste der Opfer; denn Messer und Tuch sind geweiht an ihrem Altar, und die des Werkes nicht geübte Hand darf nicht fehlen, wo es so Wichtiges giebt. Bist Du entschlossen?«

»Ich bin's!«

Der Sirdar ahmte zwei Mal den Schrei des Adlers nach.

Sogleich tauchten aus dem Schatten der Gebüsch zwei menschliche Gestalten auf und nahten sich erfurchtsvoll, die Hände über der Brust gekreuzt.

Es waren zwei fast nackte, broncefarbene Männer, nur mit dem Hüftenbund bekleidet und um den Kopf das verhängnißvolle Seidentuch geschlungen.

»Holt Eure Werkzeuge, Ihr Lughas, und grabt das Grab an dieser Stelle!« befahl der Guru.

Die beiden Thugs neigten gehorsam das Haupt und verschwanden. Wenige Augenblicke darauf kehrten sie zurück, ein kleines, einer Schaufel ähnliches Eisen in der Hand, das sie an die Spitze eines Stabes steckten und mit dem sie sich mit wunderbarer Behendigkeit daran machten, ein langes und breites Grab zu graben, indem sie zuerst den Rasen in viereckigen Stücken austachen und sorgfältig bei Seite legten, dann aber den Boden mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit aushöhlten, die bewies, welche Übung sie in ihrem schrecklichen Handwerk besaßen.

Das Grab wuchs vor den Augen des Maharadschah in die Tiefe.

Plötzlich gab der Mahratte das Zeichen einzuhalten – man hörte Schritte, die von der Seite des Palastes daher kamen.

»Der Fuß eines Fremden naht! Verbergt Euch!« befahl der Guru.

Der Maharadschah winkte verneinend. Es hat keine Gefahr – bleibt an Eurer Arbeit!«

»Wer ist es, der kommt?«

»Das erste der Opfer!« Er ging dem Nahenden entgegen und traf ihn wenige Schritte von dem geöffneten Gitter, das den Garten des Palastes von dem des Bungalow trennte.

Es war *Mac-Scott*, der Schotte, der Lehrer und Erzieher des Maharadschah, sein treuer Diener und Freund, der Gefährte in hundert Gefahren, der ihn so viele Jahre gleich einem Sohne geliebt.

»Woher kommst Du?« fragte ihn der Bahadur.

»Hoheit – ich komme von der Schwelle der Maharani, deren Sicherheit während dieser Nacht Du mir anvertraut hast. Ich glaubte Stimmen zu hören im Innern der Gärten, und wollte mich überzeugen, ob Späher oder Feinde in der Nähe. Erlaube, daß ich zu meiner Pflicht zurückkehre.«

»Ich habe eine andere für Dich. Komm!«

Er schritt ihm voran nach dem Platz vor dem Springbrunnen, wo die Lughas bei ihrem Rahen mit ihrer schrecklichen Arbeit inne hielten, und in den Schatten der Gebüsche zurücktraten.

An dem Rande des bereits drei Fuß tiefen Grabes stand der Mahratte, die Arme über die Brust gekreuzt.

Das Helldunkel der Nacht erlaubte nicht, das Gesicht der handelnden Personen näher zu beobachten. Bei dem Licht des Tages wäre der wackere Squire erschrocken gewesen vor der fahlen Farbe, die das Gesicht seines Herrn bedeckte und dem unheimlichen gespenstigen Schimmer seiner Augen.

»Antworte mir vor diesem Mann auf meine Fragen, Mac-Scott,« befahl der Maharadschah mit dumpfer Stimme, indem sein Finger auf den Mahratten wies. »Wie lange ist es her, daß Du des Knaben Srinath Freund wurdest?«

»Du weißt es, Hoheit,« sagte der alte Mann erfreut über die Benennung, die ihm die Wiederkehr der Gunst und des Vertrauens seines Zöglings verbürgte. »Ich trat zwei Jahre eher als Gibson in den Dienst des Peischwa, Deines Vaters, und sechszehn Mal hat der große Regen seitdem das Land von Indien befruchtet.«

»Und warst Du mir nicht wie ein Vater, wie ein Freund? Hast Du mich nicht geliebt, obschon Du ein Faringi und ich ein Sohn der heißen Sonne war?«

»Gott weiß es, Hoheit. Es waren wenige Tage in diesen sechszehn langen Jahren, die ich getrennt von Dir zubrachte, und wollte der Himmel, es wären ihrer gar keine gewesen, denn dann hätte ich das Unglück nicht gehabt, zu erfahren, daß Deine Augen auf dies weiße Haar noch mit Groll und Mißtrauen schauen könnten.« Es lag eine schmerzliche, tief empfindende Resignation in den Worten des alten Mannes. »Ich habe keinen Sohn meines eigenen Blutes gehabt, Hoheit, Dich aber liebte ich, wie ich einen solchen geliebt hätte. Ich lehrte Dich die Sprache meiner Heimath und der Franzosen und was ich sonst von Sitten und Künsten noch wußte nach dem rauhen abenteuerlichen Leben meiner Jugend, wie der Steuermann den Matrosen, oder das Wild des Waldes sein Junges. Ich sah Dich zum Manne reifen und war stolz auf Dich.«

»Zwei Mal, Mac-Scott, war Deine Hand und Deine Klinge zwischen mir und dem Tiger, den meine Kugel nur verwundet,« fuhr der Maharadschah fort, »ein drittes Mal rettetest Du mich aus den Fluthen des Ganges, als ein Krampf meine Kraft erlahmte.«

»Was erwähnst Du der alten Geschichten, Hoheit! Ich that nur, was Pflicht und Neigung gebot, und es lohnt nicht der Mühe, davon weiter zu sprechen.«

»So liebst Du mich noch und bist mein Freund?«

»Ich werde glücklich sein, Hoheit, wenn Du mich wieder so nennst! Die letzten Monate haben mein altes Herz schwer betrübt mit der Furcht, daß Du mir Deine Liebe entzogen hättest.«

»Und würdest Du für Deinen Sohn, Deinen Freund willig ein Opfer bringen, ein Wagniß bestehen?«

»Mein Blut für Dich, Hoheit, wenn es Dir nutzen kann! Sage mir, was ich thun soll, und diese alten Knochen werden so jung und rüstig sich zeigen, wie damals, als ich Dich zuerst ein Segel spannen und die Kugel in einen Büchsenlauf stoßen lehrte. Mein altes Leben gehört Dir, Du weißt es.«

»So gieb es für mich – und die Bhawani möge es empfangen!« Der Malayendolch blitzte im Sternenlicht und die Klinge bohrte sich bis zum Heft in die Seite des alten Mannes.

Der greise Tigerjäger warf die Arme in die Luft, taumelte einige Schritte, und stürzte mit einem Ächzen nieder an dem Rande des Grabes, das so plötzlich das seine werden sollte.

»Nena – Prinz – was thust Du? – ich bin des Todes!«

»Du bist es – Du selbst botest mir Dein Leben.«

»Und Deine Hand – barmherziger Gott, sei ihm und meiner Seele gnädig!« Ein dunkler Blutstrom quoll über die Lippen des Opfers, die lange sehnige Gestalt krümmte sich im Todeskampf – nur wenige Augenblicke und Alles war vorüber, und zwischen den duftenden Blumen und Blättern, unter dem heitern, glänzenden Sternenhimmel lag die blutige Leiche des alten Mannes und das gebrochene Auge starrte hinauf zu dem Dome des rächenden und richtenden Gottes.

Der Nena zeigte auf die Leiche. »Möge die Bhawani das Opfer empfangen!«

Der Mahratte tauchte seine Hand in das Blut des Ermordeten und berührte Stirn und Augenlider des Mörders damit. Dann klatschte er in die Hände und sogleich erschienen die beiden Lughas wieder und begannen ihre Arbeit auf's Neue.

»Du hast die Schwäche der Dankbarkeit aus Deinem Herzen gerissen,« sprach der Furchtbare, »Deine Seele ist stark. Zeige, daß auch die heiligste Sitte der Väter ein Hauch ist vor der Dunkeläugigen, daß der Gast Deiner Schwelle, der Schlaf des Schuldlosen, der Dir vertraut, nicht Schirm ist gegen den Ruf der Kali.«

Der Maharadschah ließ den Dolch fallen, seine Hand griff nach dem Rimal, dem mörderischen Seidentuch, und sein Fuß hob sich zum Gehen.

Dann plötzlich hielt er zögernd inne – offenbar kämpfte er mit sich selbst, welchen Weg er nehmen sollte.

Der Mahratte betrachtete ihn höhnisch.

»Du zauderst!«

»Bei den Unterirdischen – nein!«

Der Bahadur verschwand in den Büschen, in der Richtung des matten Strahles der Lampe aus der Zenanah.

Der Schlaf der Wahnsinnigen war tief und schwer, das Keuchen ihrer Athemzüge deutlich hörbar im offenen Nebengemach, in dem Mahana, die Prinzessin von Lahore, schlief.

Das junge Mädchen lag auf einem Haufen gelbseidener Kissen in züchtiger Stellung, halb von dem Yaschmack, dem langen farbigen Schleier, verhüllt. Der reizende Kopf, von den entfesselten, wallenden Haaren umflossen, ruhte auf dem entblößten linken Arm, während die kleine zierliche Hand – eine Schönheit, die namentlich den indischen Frauen eigen ist – den knospend und fest gewölbten Busen schützend bedeckte, den die herabgeglittene Hülle entblößt ließ. Das sanfte Roth der Jugend, der Gesundheit und der Unschuld lag auf ihren dunklen Wangen, und der volle Mund war halb geöffnet, gleich als komme der Name des Mannes, dem ihr junges kindliches Herz schlug, über die rothen Lippen.

Reizende Träume mochten ihr Lager umgaukeln, denn mehr als ein Mal schwebte ein holdes, freundliches Lächeln über ihre Züge und die langen Wimpern der Lider zuckten, als wollten sie ihre Schleier heben, den Gegenstand des Traumes in Wirklichkeit den Augen der Schlummernden zu zeigen.

Ahnungslose, süße Unschuld! Spiegelt der Traum Dir nur Bilder des Glückes und der Wonnen des Lebens, ohne Dich zu warnen vor dem Tiger, der unter Blumen heranschleicht, Dich zu zerreißen?

Ach – auf der reinen Stirn des Mädchens liegt nur Frieden und Glück, kein Bangen und Fürchten.

Arme Mutter – hast Du den Sohn nur gewonnen, um die Tochter zu verlieren? Wo bist Du, stolze, Heimathlose Königin von Lahore, daß Du Dein Kind dem Mörder zur Beute lässest?

Die Maharani lag im tiefen Schlaf, nach so viel Stunden der Spannung und Aufregung, nach mancher bangenden Nacht. Auch sie träumte – vielleicht vom wiedererweckten Glanz des alten Thrones Rundschild Singh's, auf dem Dhulip Singh, ihr Sohn, saß.

Aber Du, Murad Khan, tapferer, junger, ungestümer Held! Du Liebling und Ebenbild des Krishna – Sohn von Kashmir – wo bist Du bei der Gefahr der Geliebten?

Aber die Stirn der Schlummernden war ja heiter – der Frieden eines glücklichen Traumes lag auf ihr.

Durch die ödesten Striche des Landes, welche den Ganges von seinem Bruder, dem Gogra, trennen, jagte die kleine Reiterschaar, die den geretteten Sikh-Prinzen geleitete, an seiner Seite der junge Khan, das Auge spähend umher nach jeder Gefahr, stolz und glücklich in dem Dienst, den er leistete, entschlossen, mit seinem Herzblut den Bruder Mahana's zu vertheidigen.

Wie sollte er auch fürchten für sie? War sie nicht unter dem Schutz der edlen Mutter und unter dem Dach des edlen, mächtigen Freundes, unter dem unverletzbaren Schirm der heiligen Gastfreundschaft? Hatte er nicht noch wenig Stunden vorher in ihr feuchtes, liebeschwimmendes Auge geblickt?

Glückliche Mahana, die Du von dem Tapfern, Schönen und Edlen geliebt wirst!

Der Teppich am Eingang des Gemachs hob sich – ein bleiches, fahles Männergesicht schaute hinein, stiere Augen lauschten durch das Gemach.

Nur die Athemzüge der Schlummernden belebten den Raum.

Dann glitt die Gestalt des Lauschenden herein – geräuschlos, wie die Bewegungen einer Schlange.

Kalter Schweiß perlte in dicken Tropfen von der blutig bezeichneten Stirn – die schmalen Lippen waren zusammengepreßt von dem Ringen eines entsetzlichen Entschlusses! – Arme Mahana! hätte Dein Auge sich geöffnet, Du wärest erbebt im Schreck vor dem Anblick dieses Gorgonenhauptes.

Denn gleich den Schlangen des Minervenschildes flatterten die Zipfel des Seidentuchs um seinen Hals, um seine Schultern.

Und wie die Schlange sich windet in unhörbaren Wellen zu ihrem ahnungslosen Opfer, wand sich der Bleiche über den weichen Teppich des Gemachs zu dem Lager des unschuldigen, schlummernden Mädchens.

Der kleine, zarte Fuß lauschte aus dem deckenden Gewand und kippte und wippte so zierlich im Takt, als klinge das Tamburin, die Flöte und die Trommel den Bayadern zum Tanz.

Arme Mahana – stört noch keine Ahnung den Frieden Deines Traumes?

Giebt es überhaupt Ahnungen? Streckt denn wirklich die Seele ihre Fühlfäden aus in dem Traume und Schlaf, den wir bewußtes Leben nennen? tastet sie umher, wie der Käfer nach der drohenden Gefahr, – giebt es eine fühlende und empfindende, Atmosphäre außer unserm Körper, die in Rapport steht zugleich mit Seele und Welt? Giebt es eine Trennung liebender Geister vom Körper, die kommen können aus weiter Ferne, uns zu warnen, wenn Unheil droht?

Wer ermißt die ewigen Fragen über die Materie der Seele, – wer beantwortet sie?!

Mahana schlummerte ruhig weiter, keine Ahnung schlich sich in ihren Traum, kein Schutzgeist nahte ihr mit warnendem Flügelschlag.

Der Bleiche war an ihrer Seite und beugte sich über sie, ihren Athem belauschend. Dann zog seine Rechte das verhängnißvolle Tuch vom Nacken und seine stieren Blicke beobachteten die Lage der Schlummernden, um ein schreckliches Werk zu vollbringen.

Sie mochte wohl zu ungünstig sein, denn der Furchtbare ließ das erhobene Tuch wieder sinken. Der Kopf der Prinzessin ruhte, wie erwähnt, auf ihrem linken gebogenen Arm – und dieser schützte noch das junge Leben.

Einige Augenblicke vergingen – Momente – so kurze Atome in der Ewigkeit und dennoch so lang, so inhaltschwer, daß der Kampf einer mächtigen Seele noch ein Mal all' seine Phasen durchtoben konnte.

Da regte es sich in dem Nebenzimmer.

Die unglückliche Gattin des Nena schien erwacht oder im Traume zu sprechen. Sie sang das schaurige Lied Ophelia's, von dem Weidenbaume am Bach.

Augenblicklich erwachte das Hindumädchen und erhob den Kopf, nach der Kranken zu lauschen.

Ihr Auge fiel auf das entstellte, blutgezeichnete Gesicht des Fremden und wurde starr vor Schreck.

Ihre erste Bewegung war die der Schamhaftigkeit, denn sie zog die niedergefallene Decke über den entblößten Busen. Zugleich aber öffnete sich der kleine Mund, als wolle er einen Ruf des Schreckens, der Hilfe ausstoßen.

Aber kein Ton kam über ihre Lippen. Noch ehe ein Laut sich ihnen entrungen, flog das Tuch über ihr Haupt und eine starke Faust umkrallte den zarten Hals und erstickte den Ruf.

Aus dem Gebüsch trat der Nena – er trug eine schwere, in eine Decke gehüllte Last, einer Menschengestalt ähnlich, auf seiner Schulter.

So trat er auf den Platz vor dem Springbrunnen, wo die Lughas jetzt ihr nächtliches Werk vollendet hatten, und warf die Bürde von seiner Schulter an der andern Seite des Grabes zu Boden.

»Nimm!« sagte er finster, »das Dach Srinath Bahadurs ist fürder kein Schirm mehr für den Gast!«

Er kreuzte die Arme, während der Guru die Decke von dem Opfer entfernte.

Ein junger in leichte Nachtgewänder gehüllter Frauenkörper lag vor ihnen – das Haupt noch in den Rimal geschnürt, unter dem die Locken und Flechten des Haars hervorquollen.

»Mähe Tschund,« sagte der Sirdar spottend, »wird sich künftig mit dem Sohne begnügen müssen, und Murad eine kalte Braut in die Arme schließen! – Legt die Geweihten der Dunkeläugigen in das Grab und tilgt seine Spuren.«

Mit der an ihnen gewohnten Schnelligkeit und ohne sich einen Augenblick zu besinnen, legten die beiden Lughas zuerst die Leiche des ermordeten Schotten in das Grab und neben diese, mit den Füßen nach der entgegengesetzten Seite, die des jungen Mädchens.

Im Nu bedeckte Erde die beiden Körper und das Grab füllte sich.

»Ich warte des Dritten!« sagte der Maharadschah mit dumpfem Tone.

Der Sirdar sah nach den Sternbildern.

»Es ist Zeit! – Wo ist das Lager der Bheels?«

»In den Ruinen des Tempels der Dunkeläugigen, in der Dschungel von Dscheddahgoor,« erwiderte einer der Lughas.

»Wie weit ist es dahin?«

»Vier Koß!«¹

»So laß uns aufbrechen. Kannst Du uns Pferde geben, ohne daß es die Aufmerksamkeit Deiner Diener erregt?« fragte der Guru den Fürsten.

Dieser nickte stumm und schritt voran nach dem Ausgang, der nach der Seite der Ställe führte. Die Lughas blieben zurück und vollendeten das Grab, über das sie so sorgfältig den ausgehobenen Rasen deckten, den sie mit dem Wasser des Springbrunnen befeuchteten, daß auch das schärfste Auge keine Spur des Geschehenen zu entdecken vermocht hätte.

Der Bahadur öffnete mit einem Schlüssel die Thür der Seitenmauer, verschloß sie sorgfältig und führte den Thug schweigend durch die Lorbeer- und Myrthengebüsche weiter bis zu den Ställen, in die er eintrat.

Wenige Minuten darauf erschien er wieder mit zwei nur mit ihren Decken gesattelten indischen Moustangs.

»Kein englisches oder arabisches Pferd würde den Ritt aushalten, den wir zu machen haben,« sagte er, indem er den einfachen Zügel von starken Bastschnüren des einen Thiers dem Gefährten reichte. »Fort denn!«

¹Indische Meilen, 3 auf eine deutsche.

Er warf sich auf das kleine aber starke Thier mit den zottigen, buschigen Haaren und den rothen wie Kohlen funkelnden Augen und sprengte davon.

Ihm folgte der Mahratte.

Zwei wilde Reiter flogen durch den Sumpf, den das austretende Wasser des Ganges alljährlich bei der Regenzeit füllte – zwei Reiter, gleich gespenstigen Dämonen der Nacht. Die kleinen kräftigen Pferde sprangen gleich Kobolden von einer Erhöhung zur andern, so einen Weg durch das Moor findend, wo jedes andere Roß beim nächsten Tritt versunken wäre.

Und als sie den festen Boden gewonnen und in das Dickicht der Dschungel eindrangten, stürzten sich die muthigen Thiere, vertrauend auf ihr hornartiges Fell, furchtlos in das Gestrüpp der Lianen, des Feigencactus und der zähen mit Dornen bedeckten Schlingpflanzen, kein Hinderniß kennend, überall sich Bahn brechend, die Reiter hatten nur genug zu thun, sich selbst zu schützen, und mancher Fetzen ihrer Kleidung blich im Hindurchfliegen an den Ranken und Dornen zurück.

Der tolle Ritt – der Maharadschah voran, der den Weg zeigte – mochte kaum mehr denn eine halbe Stunde gedauert haben, als die Dschungel sich lichtete und der jetzt aufgegangene Mond den Reitern einen freien Platz zeigte, in dessen Mitte aus einem Hügel sich die wohl-erhaltenen Beste eines uralten Hindutempels erhoben, durch ihre massiven dunklen Formen sich von dem Nachthimmel abzeichnend.

Aus dem Innern dieser Ruinen glühte ein Feuerschein und warf durch die Öffnungen des durch die Macht der Jahrtausende zerbröckelten Marmors grelle Lichter auf die riesigen phantastischen Trümmer und die Lichtung.

Die Reiter hatten diese kaum mit den ersten Sprüngen ihrer Moustangs betreten, als sie plötzlich am weitem Vordringen gehindert wurden, denn zwei dunkle Gestalten von wildem Aussehn erhoben sich wie aus der Erde gewachsen vor ihnen, fielen den Pferden in die Zügel und schwangen drohend gigantische Keulen.

»Haltet ein, Unglückliche! Wer seid Ihr, daß Ihr den Ausgestoßenen und Verfluchten zu nahen wagt?«

»Freunde der Bheels! Diener der ewigen Vernichtung!« antwortete die feste Stimme des Mahratten. »Wo sind die Häupter?«

»Im Tempel der Schrecklichen, Soma,¹ der Bruder der Surya,² hat sein Licht über die Erde erhoben, die heiligen Feuer brennen, und er, der im Namen der Mächtigsten, gebietet, wartet seine Stunde!«

Der Maharadschah hatte mit Interesse in dem klaren Licht des Mondes die Gestalten der beiden Waldbewohner, der Mitglieder des rauhen und verachteten Stammes der Bheels betrachtet, der durch ganz Indien gleich wilden Thieren gehetzt wird, nur in den rauhesten Gebirgen und Wildnissen sein Dasein fristet, und dessen Hand gegen Alle erhoben ist, wie die Hand Aller gegen ihn.

Es waren kräftige Männer, größer und von stärkeren Formen, als der gewöhnliche Hindu-schlag. Langes schwarzes Haar hing straff bis auf die Schulter nieder und bildete ihre einzige

¹Der Gott des Mondes.

²Die Sonne.

Kopfbedeckung. Ihr Körper war in Thierfelle gehüllt, das Rauhe nach außen gekehrt und von einem Binsenstrick um die Hüften zusammen gehalten. Große Metallringe hingen, durch ihre Nasenknorpel gezogen, über ihre starken Lippen und verlängerten ihre Ohrlappen zu unförmlicher Ausdehnung. Die Farbe ihres muskulösen Leibes war ein helles Mahagonibraun, nur durch Schmutz entstellt und verdunkelt. Im Übrigen erschien ihre Gesichtsform nicht unedel und der Ausdruck ihrer Augen kühn und trotzig. In der Hand trugen sie mächtige Keulen von schwerem Holz und der Eine einen langen Bogen mit Rohrpfilen, deren Spitze in das tödtliche Gift des geheimnißvollen Bohun-Upas-Baumes getaucht war.

Der Sirdar sprang von dem Pferde, es den Bheels überlassend, dafür Sorge zu tragen, winkte dem Fürsten, seinem Beispiel zu folgen und schritt nach den Ruinen der Pagode.

Ein seltsamer Anblick bot sich ihnen, als sie durch den halb zusammengefügten Bogen des Thors in den äußern Vorhof traten.

Ein Feuer von trockenem Dschungelkraut und Zweigen brannte in der Mitte des Raumes und um dasselbe lagerte ein zahlreicher Haufe von Bheels, Männer, Weiber und Kinder, theils schlafend, theils auf den Knien hockend im Kreise mit seltsamen Geberden eine Art von Trauergesang hermurmelnd, dessen eintönige Melodie zuweilen zu einem gellenden Klagelaut anschwell, gleich der Todtenklage der Irländer. Die doppelten Lichtreflexe des Mondscheins und der Flammen zeigten eine eigenthümliche Wirkung auf die Umgebung. Die grotesken riesigen Steinbilder, welche karyatidenartig die Pfeiler der Pagode bildeten, schienen in dem flackernden Licht lebendig zu werden und sich zu bewegen.

Das eintönige Gemurmel des Gesanges schwieg, als die beiden Fremden den Hof betraten, und Aller Blicke wandten sich auf sie. Tukallah hielt sich jedoch nicht mit der Menge auf, sondern schritt durch die Gruppen hindurch auf den Eingang der Pagode zu, an dem zwei bewaffnete Bheels lehnten, gab ihnen gleich den äußeren Wachen die Loosung und trat mit seinem Begleiter in das Innere.

Die geborstenen, ihres Schmuckes entkleideten Wände zeigten die Pracht, die ehemals hier geherrscht, in den Überresten der Vergoldungen und der Täfelung von seltenem Gestein.

In dem Hintergrunde des Tempels erhob sich der große Würfel von schwarzem Marmor, der vor Jahrhunderten, wahrscheinlich noch vor den Eroberungen der Mahomedaner, dem Bilde der Göttin zum Piedestal gedient hatte, und jetzt leer stand. Über ihm steckte eine Fackel an der Wand, und beleuchtete die Gruppe zwischen der hintern Seite des Steines und der Mauer.

Auf einem rohen Lager von Dschungelkraut und Thierfellen lag ein alter Mann, offenbar dem Tode nahe, mit geschlossenen Augen, die nur von Zeit zu Zeit sich öffneten und einen erlöschenden Blick auf seine Umgebung richteten.

Diese bestand aus drei Männern: einem ehrwürdigen Brahminen, den Tilluk, das Zeichen der höchsten Kaste, gleich Srinath Bahadur auf der Stirn; einem Bheel, dessen Haar mit drei aufrechtstehenden Adlerfedern geschmückt war, dem Zeichen der Häuptlingswürde, und dessen Züge unverkennbar das Gepräge der nahen Blutsverwandtschaft mit dem Greise trugen; und einem gelben Malayen in reicher kostbarer Kleidung und Bewaffnung. Tukallah machte den Dreien das Erkennungszeichen der Thugs, das die Bayadere dem deutschen Arzt in den unterirdischen Gewölben der Würgerburg verrathen hatte, und die Drei erwiederten es.

»Wer naht dem Lager Dessen, der bereit ist, der großen Mutter Rechenschaft abzulegen von seinen Thaten?« fragte der Greis. »Die Schatten des Todes, den ich achtzig Jahre dem Geschlecht des Erzeugers gebracht, trüben meine Augen!«

»Tukallah, Vater, den die Hindu Tantiah Topi nennen,« antwortete der Mahratte. »Er kommt, Deinen Segen und Deinen Willen zu empfangen.«

»So sind ihrer genug,« sagte der Greis – »der Sohn der Berge, der Weise der Städte, der Krieger des Mittags und der Herr der Wüste. Sei mir begrüßt Du, der Liebste der Diener der Bhawani! Aber mein Auge sieht der Bewerber fünf, wer ist jener dort?« Er deutete auf den Fürsten.

»Ein Thug gleich uns – zu dessen Gunsten ich meinen Ansprüchen und Deinem Erbe zu entsagen bereit bin. *Srinath Bahadur*, der Peischwa von Bithoor! Er kommt die heilige Spitzaxt zu küssen!«

Eine allgemeine Bewegung gab sich unter den Anwesenden kund bei der Nennung dieses Namens. Der Alte erhob sich auf seinen hagern Arm und starrte einige Augenblicke den Maharadschah an, der seinen Blick fest erwiderte.

»Auf Deiner Stirn ist Blut – Blut ist in Deinen Augen, Tod in den Falten Deines Mundes, Peischwa von Bithoor,« flüsterte der Greis, »sei willkommen im Bunde des Todes.« Er enthüllte mit einer Bewegung der Hand einen in seinem Lager verborgenen Gegenstand – es war eine stählerne Spitzaxt, von alterthümlicher Form. Ein großer, feurig rother Edelstein, ähnlich dem sagenhaften Karfunkel, bildete den Knopf des kurzen Griffes und schien von unermeßlichem Werth, denn er strahlte im Licht der Fackel, gleich einem Diamanten, rothe Blitze.

Der Greis hielt dem Maharadschah die Waffe hin, sie zu küssen. Statt sie jedoch mit dem Munde zu berühren, ergriff sie der Bahadur mit kräftiger Faust, entriß sie der Hand des Alten, und schwang die Axt hoch durch die Luft.

Ein Wuthschrei der drei getäuschten Bewerber um die oberste Macht des Bundes war die Antwort der kühnen That. Nur der Mahratte blieb ruhig – sein Auge begegnete mit dem Funkeln wilder Befriedigung dem fragenden des Nena, während sein Finger auf den Greis wies, der den kühnen Mann erstaunt anstarrte.

Der Maharadschah trat einen Schritt vor, die Schneide der Axt, das Feuer des Edelsteins funkelten gleich einem Blitz in dem Licht der Fackel, indem er die Waffe über dem Haupt schwang, und im nächsten Augenblick begrub die scharfe Spitze sich in dem Haupt des bisherigen Besitzers.

Ein noch wilderes Geschrei der drei Guru's antwortete dem Worde, und sie faßten nach ihren Waffen, um ihn zu rächen, aber der Mahratte warf sich zwischen sie und den Nena. »Im Namen der Göttin – er ist es, dem die Hand des Todten die heilige Waffe gereicht, er ist jetzt der Guru der Guru's und das Haupt des Bundes – die Bhawani selbst hat entschieden! Wagt Ihr es, ihr zu widerstreben, wo ich ihrem Ausspruch mich füge? Denkt Eures Eides und beugt Euch vor dem Herrn der heiligen Axt!« –

Und er selbst sank vor dem Nena auf die Knie und küßte demüthig sein Gewand. Und die drei Guru's beugten gleichfalls das Haupt und warfen sich nieder, mit der Stirn den Boden berührend zum Zeichen des Gehorsams – über ihnen aber stand der Srinath und schwang mit dämonisch leuchtendem Auge in stolzem Frohlocken die Axt um das Haupt.

Da plötzlich schrillte ein gellender Allarmruf durch die Luft – Schüsse ertönten, Trompetensignale – das »Hurrah« englischer Soldaten – Wuth- und Klagegeschrei und gellender Kampfruf!

Bestürzt sprangen die Guru's empor, ihre wuthflammenden Augen trafen den Nena, der Ruf: »Verrath!« zeigte ihren ersten Gedanken. Aber der Nena selbst war offenbar von dem Unerwarteten einen Augenblick bestürzt, und schaute rathlos umher.

»Schießt die Bestien nieder, die Mordbrenner! keinen Pardon den schwarzen Schurken!« hörte man laut die Stimme Mowbray's auf der Lichtung durch den Lärmen des Überfalls kommandiren.

»Bei der Waffe, die meine Hand hält,« schwor der Bahadur – »Brüder, die Hölle, nicht ich, hat die weißen Teufel über uns geführt. Kämpfe und rette sich Jeder so gut er vermag.«

Und das heilige Zeichen des Mörderbundes schwingend stürzte er allein voran nach dem Eingang der Pagode.

Zwei englische Soldaten waren eben im Begriff, in das Innere zu dringen. Der Nena erfaßte mit der Linken das Gewehr des Einen und drückte es zur Seite, während seine furchtbare Waffe den Kopf des zweiten bis zur Nasenwurzel spaltete. Dann sprang er in's Freie.

Die Scene war hier entsetzlich. Frauen und Kinder stürzten heulend umher, die Männer kämpften mit wildem Trotz aber offenbarem Nachtheil gegen die englischen Soldaten, die sie, auf der Verfolgung des entflohenen Prinzen begriffen und durch einen Spion von dem verdächtigen Lager der Bheels in der Dschungel unterrichtet und von einer andern Seite unbemerkt herangeführt, überfallen hatten, unterstützt durch das Lancier-Piket, das sich auf der Rückkehr von Bithoor dem Detachement angeschlossen hatte. Pistolen- und Gewehrschüsse knallten auf allen Seiten. Die einfachen Waffen der Bheels vermochten Nichts gegen die europäische Disciplin und Bewaffnung, und die Reiter Mowbrays, über die Lichtung vertheilt, verhinderten die Hindu's, sich in das schützende Dickicht der Dschungel zu werfen und trieben sie stets in die Bayonnete und Kugeln der Feinde zurück.

Mit dem raschen Überblick des künftigen Feldherrn erkannte der Nena die gefährliche Lage, und daß es gälte, zu sterben oder sich unerkant durchzuschlagen. Die Turbanbinde vom Haupt zu reißen und sie verhüllend um das Gesicht zu schlingen, daß nur die Augen frei blieben, war das Werk eines Augenblicks. Zugleich sah er Tukullah an seiner Seite, den Säbel in der Faust und mit ihm die drei Guru's.

»Der Galgen ist unser Loos, wenn die weißen Hunde uns fangen,« rief der Fürst. »Vorwärts, Brüder, und mir nach!«

Und über die Trümmer springend, den großen Eingang des Hofes vermeidend, der bereits von den englischen Soldaten besetzt war, eilte er nach der Seitenmauer und schwang sich leicht wie ein Vogel darüber hin.

Tukullah und der Malaye folgten ihm, die beiden Anderen waren bereits im Kampf mit herbeilaufenden Soldaten begriffen.

Der Bahadur eilte nach der Richtung davon, wo er die Moustangs zurückgelassen, aber drei heransprengende Reiter versperrten ihm den Weg. Die Lanze des Einen bohrte den Malayen an den Boden fest, Tukallah war im Kampf mit dem Zweiten – der Nena sah ihn fallen, von einem Pistolenschuß getroffen, während über seinem eigenen Haupte der Säbel des Dritten blitzte.

»Nieder mit den mordbrennerischen Hunden! Zu Boden mit dem Gesindel!«

Er erkannte die Stimme Mowbray's und tauchte nieder unter den Bauch des Pferdes, dem Hieb zu entgehen. Zugleich faßte er mit der Kraft eines Löwen das Bein des Offiziers und riß ihn aus dem Sattel.

»Zu Hilfe, Leute! zu Hilfe!« Aber die Spitzaxt des Nena hatte mit gewaltigem Hieb das Roß des zweiten Reiters getroffen, daß es schwer verwundet mit ihm davon sprengte, und ein fliehender Bheel beschäftigte den Dritten.

Der Maharadschah bog sich nieder zu dem Offizier, der unter seinen Knien am Boden lag, und lüftete den Schleier von seinem Gesicht; das Mondlicht zeigte klar und deutlich das teuflische Grinsen, das es entstellte.

»Kennst Du mich, weißer Hund?«

»*Hell and damnation* – Nena Sahib!«

»Stirb mit dem Namen auf Deinen Lippen!«

Die Spitze der Axt begrub sich in die Gurgel des Engländers.

Mit übermenschlicher Kraft warf der Fürst den Körper des Mahratten auf seine Schulter und sprang nach dem Dickicht der Dschungel.

Ein gellender Pfiff – in kurzer Entfernung beantwortet von einem rauhen Wiehern.

Das Antlitz, das der Nena nach dem Kampfplatz zurückwandte, spiegelte den Triumph eines Teufels. Die Hand schwang dräuend die Axt empor.

»*Tod den Faringi!*«

Das Geröhr und die Büsche der Dschungel schlossen sich hinter ihm und seiner blutigen Last.

Nena Sahib

oder

Die Empörung in Indien.

Historisch-politischer Roman aus der Gegenwart.

von

Sir John Retcliffe.

Dritter Band:

Der Sünden Ernte.

DER BALL.

Die majestätische, gigantische Polonaise aus Meyerbeers Propheten rauschte in den stolzen herausfordernden Tönen der Militairmusik durch den goldenen Saal des Fürstenschlosses zu Bithoor.

Wie eigenthümlich nahmen sich die Melodien des großen deutschen Komponisten, des größten musikalischen Meisters der Neuzeit, unter den tausendjährigen Sagen der Vedas, unter den klassischen Erinnerungen einer Urkultur aus, die von dem süßen Reich der Töne so wenig wußte und ihre Erinnerungen nur in gigantischen Marmor- und Steinmassen hinterlassen hat.

Aber der Schöpfer der Melodien des Robert, der Hugenotten, des Propheten – er ist ein Dichter in Tönen für *alle* Zeit und die Zauberromantik seiner Klänge ist glücklicher Weise nicht an das Opernhaus von Berlin oder die große Oper von Paris gebunden, sondern wandert frei durch die Welt, über die Meere, durch die fernsten Theile der Erde, und daß das Genie seinen Adlerflug jetzt so gigantisch weit und kühn nehmen kann, während der Künstlerruhm sonst mit Schneckengang durch die Welt kroch – das ist eine der größten Segnungen der fortschreitenden Kultur.

Und dieser Fortschritt ist um so nothwendiger, als die Menschen in anderer Weise immer die Alten bleiben, kleinlich, neidisch – dem Genius das Gewicht der Alltäglichkeit an den rauschenden Flügelschlag hängend und seinen Aufschwung um so mißgünstiger hemmend, je mehr sie es in der eigensten Nähe sich entfalten sahen.

So auch geht es *Meyerbeer*, dem großen Meister der Romantik im Reiche der Töne.

Wahrlich, hätte das für den Ruhm so empfängliche Paris den Napoleon der Musik nicht auf die Gipfel dieses Ruhms erhoben, sein gleichgiltiges, undankbares Vaterland würde es nimmer vermocht haben.

Erst wenn ein kalter Marmorstein mit den goldenen Buchstaben in einem jener Gärten der Ewigkeit in der launischen gallherzigen Königsstadt Preußens von dem kleinen freundlichen Mann, dem Aristokraten des Genies aus dem Stamme Juda, erzählt, wird sein Vaterland den rechten Stolz auf jene Zauberdichtungen der Töne voll Liebesgluth und Heldentraum, die er geschaffen, empfinden, und zu seinem Namen wallfahrten, wie zu den Namen Schillers und Webers.

Armes deutsches Volk, das den Sternenmantel seiner Begeisterung nur über die Gräber breitet und die Feier der Lebendigen den Fremden überläßt. – – –

Von dem Orchester brausten die Klänge – eine deutsche Hand, ein Landsmann des gefeierten Meisters, der Preuße, der Berliner Damerow dirigierte die englische Militair-Kapelle, die er geschaffen in dem fremden fernen Welttheil.

Ein buntes Gewühl von glänzenden europäischen Uniformen, Damentoiletten und orientalischen Trachten erfüllte den weiten Raum des prächtigen Saales. Das alte Europa schien sich ein Rendezvous gegeben zu haben zwischen diesen von Gold und Spiegeln bedeckten Wänden mit den braunen Stämmen der Muttererde der Nationen.

Volle sieben Monate waren vergangen seit den blutigen Szenen, die wir zuletzt dem Leser vorgeführt. Der Palast von Bithoor hatte seine goldenen Thore längst wieder dem leichten Volk der Schmeichler und den gelangweilten stolzen Gebietern des Landes geöffnet, von denen der jüngste Lieutenant dem eingeboren Fürsten eine Ehre zu erzeigen glaubte, wenn er seinen Festen beiwohnte, seinen Wein trank, seine Rosse zu schanden jagte und sein Gold verschleuderte.

Niemals seit jenem Abend, an welchem die beiden Offiziere auf den Befehl des kommandirenden Generals von Cawnpur¹ den flüchtigen Sikh-Prinzen im Bungalow Nena Sahibs suchten, hatte das Auge eines Engländers die unglückliche Gattin des Maharadschah wieder erblickt. Der Fürst war am andern Tage in Cawnpur erschienen, um bei den Behörden strenge Verfolgung der Bheels zu verlangen, von denen nach seiner Anzeige viele Mitglieder zur Sekte der Phansigars gehörten und deren räuberischen Streichen er die Entführung und die Vergiftung seiner Gattin zuschrieb, in Folge deren ihr Verstand und ihr Gedächtniß zerstört sei. Der ehrliche Zorn General Wheelers, unterstützt durch den Eifer des Residenten, der jeden Verdacht von sich ablenkte, hatte die strengste Untersuchung gegen die in der Dschungel von Dscheddagoor an jenem Abend gefangenen Bheels eingeleitet, aber die Männer läugneten trotzig jede Wissenschaft an dem Raube der Irländerin wie an der Flucht des Prinzen von Lahore, und gingen mit der Gleichgiltigkeit echter Asiaten zum Tode, als man zur Satisfaktion des Maharadschah ohne Weiteres eine Anzahl von ihnen zum Galgen verdammt. Das öffentliche Interesse an der Kranken, die sich auch in ihrem Glück nie der besondern Theilnahme der hochmüthigen englischen Damen erfreut hatte, war seitdem gänzlich geschwunden und man begnügte sich um so leichter mit der Auskunft, daß sie noch immer leidend sei, als der Maharadschah bald darauf die bisherige Abgeschlossenheit aufgab und die frühere verschwenderische Gastfreundschaft wieder eröffnete.

Das heutige Fest galt der Anwesenheit eines wichtigen Mitgliedes des großen Rathes von Indien, Sir *Lytton Mallingham*, der nach Cawnpur gekommen, um mit dem Maharadschah persönlich in einer wichtigen Angelegenheit zu unterhandeln, die derselbe seitdem bei dem obersten Gerichtshof der Compagnie anhängig gemacht, in der durch wichtige Dokumente unterstützten Forderung auf Anerkennung seines Erbrechts an dem Nachlaß seines in England verstorbenen Verwandten Dyce Sombres. Der Gouverneur von Audh, Sir *Thomas Lawrence*, mit einem großen Theil der Offiziere der Garnison von Lucknow, General *Wheeler* und seine Familie und viele eingeborne Fürsten und angesehene Personen hatten der Einladung zu dem Feste Folge geleistet, das, neben der allgemeinen Lust, den Charakter diplomatischer Verhandlungen und Zwecke trug.

¹Kaunpuhr.

Viele der Persönlichkeiten, welche unsere Erzählung bereits dem Leser vorgeführt, fanden sich hier vereinigt. Sir Lytton Mallingham begleitete seine zweite Gemahlin, und in dem glänzenden Äußern, in dem stolzen hochmüthigen Auftreten und der gänzlichen Beherrschung ihres Gemahls hätten wohl nur Wenige die ehemalige demüthige und intrigante Gesellschafterin der unglücklichen Lady Helene, das schlaue Werkzeug des Kabinetts der Tuilerien wiedererkannt. Sie, die sonst an den Augen, an den Launen ihres Gebieters zu hängen schien, galt jetzt als die Königin des Festes, die britischen Damen umgaben sie mit hundert Beweisen der Freundschaft und Zuvorkommenheit, ihr Ausspruch galt als absolutes Urtheil in allen Fragen der Fashion und ältere und jüngere Offiziere huldigten ihrem Geiste und ihrer Schönheit.

Ein Kreis eleganter und schöner Frauen umgab sie, viele darunter bekannt geworden durch ihr späteres entsetzliches Schicksal: *Editha Highson*, die Nichte, und Miß *Julia Wheeler*, die Tochter des Generals; die reizende Miß *Soldie*, Mistreß *Dorin*, die Gattin des Kommandirenden vom 10. Audher irregulären Infanterie-Regiment, Lady *Inglis*, bekannt durch ihr Tagebuch über die Belagerung Lucknow's, Mistreß *Bryson*, Miß *Palmer*, die Tochter des Obersten vom 48. Regiment, die Oberstin *Case* und Andere.

Auch unter den Männern, die diesen schönen Kreis edler Frauen in ernstem und heiterm Geplauder umstanden, befanden sich, außer den dem Leser bereits bekannten, zahlreiche Namen, deren blutiger Tod oder heldenmüthige Thaten in der Vertheidigung der Hauptstadt des Audh ihnen ein langes Gedächtniß in der Geschichte Indiens sichert: Capitain *Hayes*, Major *Gall*, Lieutenant *Grant*, Cornet *Raleigh*, *Farquharson*, der tapfere *Longueville Clarke*, die Capitaine *Orr*, *Folton*, *Farquson*, Major *Andersen*, Capitain *Graydon*, *Weston*, *Sinclair*, *Francis*, *Ramsay* und der Brigadier *Inglis*! Wie viele dieser Tapferen, im stolzen Gefühl des Lebens und der Herrschaft, sollte der Tod unter die Ferse der Verachteten und Geschmähten werfen, ehe der Mond zwei Mal seine Sichel erneut.

Aber nicht das Abendland – das stolze und mächtige Britannien allein – hatte in die goldenen Säle des Maharadschah von Bithoor die Vertreter der Schönheit und Tapferkeit gesandt – auch das Heimathland Indien war darin vertreten.

Vor Allem waren es zwei Frauen – berühmt durch die spätere Rolle, die sie spielten, – welche die allgemeine Aufmerksamkeit fesselten. Die Eine war die *Rani von Jhansi*, imponirend durch die kühne stolze Schönheit, die sie auszeichnete, die Andere die *Begum von Audh*, die Gattin des von der Compagnie entthronten Monarchen, der in Calcutta in einer Art von stiller Gefangenschaft gehalten wurde, obschon es hieß, daß er dort nur seine Pension verzehre.

Viel zu wenig hatten die Briten auf den Geist und die Energie der indischen Frauen gerechnet, in denen sie nur gewohnt waren, Geschöpfe noch untergeordnetem Ranges als die Männer dieses Landes zu sehen, beschäftigt nur mit Harems-Intriguen, mit Eitelkeit und Sinnenlust, und leicht zu beherrschen.

Der Beispiel der großen *Begum von Somroo* hätte sie eines Andern belehren sollen. Wenn auch erzogen in jener traditionellen Abhängigkeit der orientalischen Weiber vom Mann, unterscheidet die Frauen Indiens doch gar Vieles von der weiblichen Bevölkerung anderer Theile Asiens.

Zunächst erlaubt der Hinduglaube den Frauen an und für sich eine freiere Bewegung als in den Ländern, wo ausschließlich der Mohamedanismus regiert.

Sie bewegen sich frei auf den Straßen und im geselligen und Verkehrsleben mit Männern, zum Theil selbst ohne die äußere Verhüllung ihrer Reize.

Überdies empfangen sie durchgängig eine bessere Erziehung und höhere Bildung, als die Frauen der Türken und der Araber; die höheren Stände sind meist der Feder mächtig und das Lesen der Dichter und das Briefschreiben ist eine ihrer Hauptvergnügungen, Letzteres sogar eine Leidenschaft.

Der beste Beweis aber für die wichtigere und freiere Stellung der Frauen in Indien ist der Umstand, daß sie nach der uralten Sitte des Landes berechtigt sind zur Regierungsfolge. Nur selten tritt bei der Minderjährigkeit eines eingebornen Thronerben eine männliche Vormundschaft ein, wenn die Wittve Muth und Kraft genug hat, die Zügel der Regierung zu übernehmen, und wo keine männlichen Erben vorhanden, erbt die Frau, die Mutter oder die Tochter die Gewalt, und das Heer stellt sie häufig jubelnd an seine Spitze.

In der vertriebenen Königin von Lahore, der Rani von Jhansi und der Begum von Audh sollten der britischen Herrschaft die gefährlichsten Gegner erwachsen.

Die Letztere war eine Frau in höheren Jahren, vollbusig und stark, wie es die orientalischen Damen in Folge des gewöhnlichen müßigen Lebens im spätern Alter zu werden pflegen, ihr fleischiges Gesicht zeigte jedoch den Ausdruck scharfen Verstandes und einer gewissen List und Schlauheit in der tatarischen schiefen Stellung der Augenwinkel zur Nase und den weit geöffneten Nüstern. Sie war mit großer Pracht gekleidet, doch weniger amazonenhaft als die schöne Rani von Jhansi, die zum Zeichen ihrer Würde als Gebieterin über tapfere Krieger einen goldenen, reich mit den kostbarsten Steinen besetzten Säbel an ihrer Seite, und auf ihrem Turbau einen hohen Strauß von Reiherfedern, durch eine Brillantagraffe gehalten, trug.

Um diese schöne und kühne Frau hatten sich die englischen Offiziere gesammelt, die damals jene unglückliche Tigerjagd an den Grenzen von Ewalior mitgemacht – nur Mowbray fehlte in ihrem Kreise: die Spitzaxt des Herrschers der Thugs hatte dem falschen Vertrauten der Lüste und tyrannischen Handlungen des Residenten ein Ende gemacht. Dieser selbst bewegte sich mit all' der frechen Sicherheit und dem Übermuth der Macht in der Gesellschaft. Das Ausbleiben jeder Anklage des Nena und der Bericht seiner Spione hatten ihm die Gewißheit gegeben, daß das unglückliche Opfer seiner Lüste in der That unfähig geworden, durch seine Aussage Verdacht gegen ihn zu erheben. Freilich war es seinen sorgfältigsten Nachforschungen nicht gelungen, eine Spur des jungen Holländers aufzufinden, dessen Gestalt sich unerwartet so drohend vor ihm erhoben, aber er achtete zuletzt dieses Gespenstes der Vergangenheit nur wenig, da er sich nöthigenfalls im Bewußtsein seiner Macht sicher fühlte und der Maharadschah ihm mit dem größten Zutrauen und schmeichelnder Höflichkeit begegnete. In seiner insolenten gebieterischen Weise machte er der Gebieterin von Jhansi den Hof, deren stolze Schönheit seine Sinne gereizt, und auf deren Eroberung sein Ehrgeiz noch tiefere, weitergehende Pläne gebaut hatte. Nicht zum ersten Mal in der Geschichte des ostindischen Reiches wäre es gewesen, daß ein Europäer die Wittve oder Tochter eines indischen Fürsten geheirathet und dadurch auf den Thron eines jener vielen kleinen Reiche erhoben worden, denen die Compagnie unter dem Namen von Schutzstaaten noch einen Schein von Selbstständigkeit gönnte.

Diese Pläne waren es auch, die Majors *Rivers* bewogen hatten, vielen sonst gewiß nicht von der Compagnie geduldeten Handlungen und Einrichtungen der Rani seinen Schutz zu gewähren, worin er an dem Einfluß Sir Robert Mallinghams auf die Regierungsangelegenheiten Unterstützung fand.

Die Bewerbungen des Residenten um die fürstliche Wittve waren in der letzten Zeit offener hervorgetreten und begannen die allgemeine Aufmerksamkeit zu erregen. Sein Benehmen drückte die übermüthige Gewißheit des Sieges aus und in seinem finstern Auge, während er neben dem Divan stand, auf dem die schöne Frau lehnte, lag boshafter Triumph, als es den Offizier suchte, den sein Instinkt ihm als Rival verkündete.

An einen der Spiegelpfeiler in der Nähe gelehnt, halb von einem Bosket blühender und wohlriechender Blumen verborgen, deren Decoration in Zwischenräumen die Wände des Saales schmückte, stand Capitain *Delafosse* im Gespräch mit Major *Maldigri*, dem Befehlshaber der Leibwache der schönen Fürstin von Jhansi.

Auf diese waren seine glühenden Blicke unverwandt gerichtet und nur unachtsam hörte er auf die Worte seines Gesellschafters. Eine tiefe glühende Leidenschaft hatte sich seit jenem Tage, als er sich in die Flammen stürzte, dem Scheiterhaufen seine Beute zu entreißen und der Fremde ihm zuvor kam, seines Herzens bemächtigt. Vergeblich war er damals bemüht gewesen, sein Wort zu lösen, und dem armen O'Sullivan ein Rächer, seiner unglücklichen Schwester ein Retter zu werden, der Dienst rief ihn zurück nach Lucknow, ehe es ihm gelungen war, irgend eine Spur der Vermißten und des an ihr verübten Verbrechens zu entdecken, aber er hatte mehrfach die Gelegenheit benutzt, mit dem angeblichen Sardinier in brieflichem Verkehr zu bleiben und das unter so seltsamen Umständen begonnene Freundschaftsbündniß zu unterhalten. Wiederholt war er von diesem eingeladen worden, Jhansi wieder zu besuchen, aber theils die ungünstige Jahreszeit – mehr noch der Dienst als Adjutant des General Lawrence hatte ihn gehindert, dieser Einladung Folge zu leisten, wie sehr sein Herz ihn auch dahin zog.

Es war das erste Mal, daß er seitdem die Fürstin wieder sah, und jeder Blick, den er auf sie warf, steigerte die leidenschaftliche Bewunderung in seiner Brust.

Die Fürstin selbst, der Gegenstand aller dieser Pläne und Leidenschaften, zeigte stolze Ruhe, die sich wenig um alle die Erregungen kümmerte, die sie veranlaßt. Nur ein Mal, als der Resident in seinen dreisten Andeutungen zu weit ging, traf ihn ihr stolzes Auge und wies ihn in die Schranken zurück – dann setzte sie, als wäre Nichts geschehen, gleichgiltig ihr Gespräch mit der Begum von Audh über die Sitten der europäischen Tänzer fort.

Außer den beiden Fürstinnen befanden sich noch verschiedene andere indische Frauen in der Gesellschaft, die Familien der reichen Wechsler und Kaufleute, mehr oder weniger verschleiert, und scheu an dem Ende des Saales zusammengedrängt, das die indischen Gäste des Maharadschah eingenommen.

Dieser selbst und zuweilen auch Major *Maldigri* schienen den Verkehr zwischen den Repräsentanten der beiden Völkerschaften, den Herrschern und den Beherrschten zu vermitteln. *Maldigri* – wie wir den Korfuaner nach seinem angenommenen Namen nennen müssen – hatte seine angebliche Verwandte, seine schlaue Bundesgenossin bei dem Auftrag, der ihm geworden, begrüßt und sie seiner neuen Gebieterin vorgestellt. Die Gewandtheit der Marquise hatte sich dabei in ihrem vollen Lichte gezeigt. Ohne der Würde ihres Gemahls und dem übermüthigen Stolz, mit welchem die englischen Gebieter selbst die vornehmsten Eingebornen behandeln, Etwas zu vergeben, hatte sie es doch verstanden, der Fürstin auf besondere Weise zu schmeicheln, ihre Regierung, ihren männlichen Muth und ihre Schönheit öffentlich zu rühmen, während zugleich einige versteckte Anspielungen der Rani bewiesen, daß sie mit

den Geheimnissen des bereits über das ganze Land verzweigten Bundes der Chupatties oder heiligen Kuchen wohl vertraut sei und man auf ihren Beistand zählen könne.

Ein Tanz hat so eben geendet, die Offiziere und Gentlemen führten ihre Damen zurück zu den Plätzen und die Unterhaltung wogte auf's Neue durch den Saal. Kommende und gehende Gäste brachten Leben und Bewegung in die Gruppen und die Schaar der in kostbare Tracht gekleideten Dienerschaft des Maharadschah, zum Theil schwarze Sklaven, eilte mit den Silberbrettern umher, den Gästen kostbare Labung, den Sangarih – den eisgekühlten Scherbet – die zahllosen Confitüren und köstlichen Früchte zu reichen.

Die großen Thüren und Fenster des prächtigen Saales waren zum Theil geöffnet und gestatteten der mildwarmen Luft und den balsamischen Düften des Gartens freien Eingang. Der Garten selbst strahlte im Flammenschein unzähliger bunter Lampen und chinesischer Ballons, die Strahlen der Springbrunnen blitzten wie bunte Diamanten in die Höhe, und ein zweites Orchester, unter den Boskets versteckt, wechselte in Ouvertüren und süßen Harmonien mit den lustigen Klängen der Tanzmusik, die aus dem Saale niederrauschte. Lustwandelnde Gruppen erfüllten die Verandahs, stiegen die breiten Marmortreppen auf und nieder und bewegten sich durch die lange Reihe der prächtigen Gemächer.

In dem letzten derselben, in einem der beiden Flügel, die das offene Viereck des Gartens begrenzen und sich nach dem Bungalow erstreckten, das die gewöhnliche Wohnung des Maharadschah bildete – groß und geräumig gleich einem zweiten Saal, füllte die Hinterwand eine um mehrere Stufen erhöhte, mit kostbaren Vorhängen verschlossene Bühne, auf der bei den Festen des Maharadschah gewöhnlich chinesische Schauspieler oder Bayaderen in den Pausen des Tanzes Vorstellungen gaben. Die Einrichtung der Bühne ließ glauben, daß auch diesmal ähnliche Unterhaltungen der Gäste vorbereitet waren, aber der Vorhang war mit mehr als gewöhnlicher Sorgfalt geschlossen und zwei schwarze Diener, auf beiden Seiten aufgestellt, wiesen die Schaulust der Neugierigen zurück.

Wie in den Räumen, die seinen vornehmen Gästen gewidmet waren, zeigte sich die verschwenderische Gastfreundschaft des Nena auch in der Umgebung des Palastes und auf den von der Dienerschaft der Fremden und der herbeiströmenden Bevölkerung eingenommenen Plätzen in vollem Glanz. Große Feuer von edlem Holz brannten vor der Front des Palastes auf der Landseite, Feuerbecken mit wohlriechendem Harz sandten Wolken dustigen Rauches aus; – in dem offenen Parterre des prächtigen Gebäudes drängte sich die Schaar der Diener, der Seyce's, Pferdeknechte und Palankinträger, und auf langen Tafeln waren Lebensmittel und Getränke aller Art für Europäer, Hindu's und Mohamedaner aufgestellt, damit Jeder nach den Bräuchen seines Glaubens und den Bestimmungen seiner Kaste davon Gebrauch machen möge. Besonders dazu angestellte Diener vertheilten fortwährend Gaben an die Bettler und Armen, damit sie die Freigebigkeit des Maharadschah preisen und für sein Glück beten möchten.

Gaukler und Tänzer hatten an verschiedenen Stellen ihre wandernde Schaubühne aufgeschlagen und belustigten mit ihren Künsten die Menge, ja selbst die vornehmen Gäste auf der äußern Veranda des Palastes; Märchenerzähler hatten Kreise gläubiger Zuhörer um sich gesammelt und wandernde Sänger deklamirten die Verse des Hafiz oder die tausend Wunder der Kadambari.

Während so Alles umher Leben, Lust und Freude war und dem Vergnügen huldigte, schritt der Gebieter aller dieser Herrlichkeiten, mit dem orientalischen Ernst die freiere Beweglichkeit der europäischen Erziehung und die feine Höflichkeit der besten Gesellschaft verbindend, durch die glänzenden Räume, bald hier und dort seine Gäste anredend und für ihr Vergnügen sorgend.

Der Nena trug, wie gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten, die indische Tracht und sein Anzug strahlte von Diamanten und Juwelen, deren Besitz den Neid und Wunsch mancher stolzen europäischen Schönheit erregte. Seine Stirn war glatt, sein Auge heiter und aufmerksam, selbst der schärfste Beobachter hätte in diesem blassen Gesicht nicht die geringste Spur der Leiden und furchtbaren Leidenschaften gefunden, die sein Inneres zerfleischten.

Hier sprach der Fürst Offiziere an, von seinem Lieblingsthema, dem Sport, mit ihnen plaudernd oder eine Jagdparthie verabredend – dort überreichte er mit der vollendeten Galanterie eines Cavaliers einer Dame die duftende Rose, die er so eben von ihrem Zweige gebrochen, – oder drückte dem Beamten der Compagnie die Hand, der ihm begegnete, immer aber waren es die europäischen Gäste, denen er fast ausschließlich, bis zum unbedeutendsten Fähnrich herab, seine Aufmerksamkeit widmete, und für welche er die größte Sympathie zeigte. Nur wenn einer oder der andere der Europäer selbst einen Hindu oder eine hindostanische Dame in's Gespräch zog, oder wo es unbedingt seine Pflicht als Wirth erforderte, beschäftigte er sich sichtbarer mit seinen Landsleuten. Vor Allem waren es der Baronet und die beiden Residenten von Lucknow und Cawnpur, denen er seine Aufmerksamkeit und seine Zeit zu widmen bemüht war.

In diesem Augenblick nahte eben wieder der Nena der Gruppe der hohen Offiziere und Beamten, die an einer Thür der äußern Veranda in der Nähe der Lady Mallingham stand. Der Baronet hatte so eben seiner Gemahlin einen Herrn vorgestellt, dessen Kleidung zeigte, daß er der englischen Geistlichkeit angehöre.

»Euer Hochwürden,« sagte der Rath, »haben mir eine große Freude gemacht, daß Sie, der nothwendigen Ermüdung der Reise Trotz bietend, noch diesen Abend mich aufgesucht haben. Die Nachrichten von Calcutta müssen jetzt stets von hoher Wichtigkeit für uns Alle sein; denn wenn ich auch keineswegs die Besorgnisse einiger ängstlichen Gemüther hege, daß die Spuren von thörichter Unzufriedenheit und religiösem Eigensinn, die sich unter einigen Sepoy-Regimentern gezeigt und sogar Verbrechen erzeugt haben, von Bedeutung werden könnten, – so wird es doch immer beruhigend sein, zu erfahren, daß die Regierung energische Maßregeln zur Unterdrückung solcher Symptome ergriffen hat.«

»Wann haben Euer Hochwürden Calcutta verlassen?« fragte die Dame.

»Am Achten, Mylady. Da ich allein reise, machte ich den Weg ziemlich schnell, und ohne Aufenthalt bis Allahabad, bis wohin mich das Dampfschiff brachte. Ich hoffe in fünf bis sechs Tagen in Delhi bei den Meinen einzutreffen, denn ich muß gestehen, ich theile die Ansicht Ihres Herrn Gemahls über die Bedeutungslosigkeit der letzten Vorgänge nicht ganz.«

»Sind neuere, wichtigere Ereignisse in Calcutta bekannt, Sir?«

Der Fragende war der General Sir Henry Lawrence, der Gouverneur von Audh. Der General war ein Mann nahe an Sechzig, von hoher hagerer Gestalt. Sein lockiges blondes Haar, stark mit Grau gemischt, hing achtlos um die knochige Stirn – das Gesicht war schmal und hager, Mund und Kinn durch einen dick und lang herabfallenden Schnauz- und Knebelbart bedeckt.

Die tief in den Höhlen liegenden Augen schienen auf den ersten Anblick einen finstern, strengen Ausdruck zu haben, bei näherer Betrachtung aber ergab es sich, daß dieser Ausdruck mehr der einer gewissen Melancholie und Schwermuth war, gleichsam jener Ahnung, die auf manchen Physionomieen liegt, deren Träger einen gewaltsamen Tod zu finden bestimmt sind.

»In Barakpur und Burampur haben auf's Neue zwei Sepoy-Regimenter den Gehorsam verweigert,« berichtete der Geistliche, »unter Wiederholung des Vorgebens, daß die Patronen für die neu eingeführte Endfieldbüchse mit Rinder- und Schweinefett bestrichen worden. Man hat vergeblich den Soldaten erklärt, daß sie sich im Irrthum befinden und daß die Patronen nur in eine Composition von Öl und Wachs getaucht waren; – es ist eine traurige Erfahrung, Excellenz, daß die Unwissenden und Ungebildeten, wenn sie einmal sich einem Verdacht hingegen, schwer davon abzubringen sind. Überdies fürchte ich, man hat sich kaum die Mühe gegeben, ihnen Beweise zu liefern, die sie von ihrem Irrthum überzeugen konnten. Man hat ihnen befohlen, zu glauben, und – mit einem Befehl schafft man den Glauben nicht um.«

»Aber was hat man mit den Widersetzlichen gethan?« fragte General Lawrence.

»Zwei Regimenter sind gänzlich aufgelöst, die Sepoy's in ihre Heimath zurückgeschickt worden, das Schlimmste, was diesen Menschen geschehen kann.«

»Das ist eine Maßregel, die ich nicht billigen mag,« sagte heftig der Gouverneur von Cawnpur. »Mit solchen Schritten verbreitet man nur eine Schaar unzufriedener Müßiggänger in den Provinzen, die entwöhnt sind, sich ihren Unterhalt auf andere Weise zu erwerben und zum Vagabondiren und zur Wegelagerei greifen. *Goddam!* Wir haben solchen Gesindels bereits genug in diesem Lande. Wir haben hier ähnliche Vorgänge gehabt, aber –«

»General Wheeler hat es verstanden, durch rechtzeitige Strenge die thörichten Beschwerden zu unterdrücken und die Sicherheit des Landes aufrecht zu erhalten,« unterbrach eine fremde Stimme die Rede. Der Maharadschah hatte sich der Gruppe unbemerkt genähert und begleitete seine Worte mit einer höflichen Verbeugung gegen den General.

»Sie haben Recht, Hoheit,« entgegnete dieser, »Strenge bei Zeiten hindert oft argen Schaden nachher. Wir können darin von unserm großen Feinde Napoleon lernen, der bei den ersten Zeichen eines Aufstandes in Paris mit Kartätschen feuern ließ und seinem Bruder Joseph auf die Besorgniß, daß hundert Menschen das Opfer davon sein könnten, erwiederte: er rette Tausend damit das Leben!«

»So haben sich auch hier Spuren der Aufregung unter den Sepoy's gezeigt?« fragte eifrig der Geistliche.

»Die Gebräuche dieser Narren sind so hundertfach verklausulirt, jede Kaste hat ihre eigenen Sitten und Rechte, daß man mit dem besten Willen dagegen bei jedem Tritt anstößt. Doctor Bryce, unser lustiger Arzt vom Einundsiebzigsten, den Sie dort bemüht sehen, die Wittwe eines reichen Babu zu überreden, mit ihm eine Polka zu versuchen, hatte die von ihm selbst verschriebene Medizin eines kranken Brahmanensoldaten gekostet. Der Narr starb lieber, als daß er den durch die Christenlippen verunreinigten Heiltrank genommen, und seine Kameraden erhoben ein großes Geschrei deshalb.«

»Und was thaten Euer Excellenz?«

»Ich ließ den Hauptschreier, einen gewissen Mungul Pandey im Bungalow-Lager aufhängen, den Burschen zur Warnung,« entgegnete der alte Offizier heftig, »und gewiß ich that Recht, denn die Subordination muß aufrecht erhalten werden, möge man sonst so human über die Indier denken, wie möglich.«

Die Erwähnung des harten Urtheils verursachte eine augenblickliche Stille, die erst durch die Stimme des Maharadschah unterbrochen wurde. Es klang ein leichter Spott hindurch, als er antwortete: »Euer Excellenz haben ganz das rechte Mittel gewählt; bei Halbbarbaren, wie meine Landsleute noch sind, kann nur die Gewalt, der Strick oder die Kugel Gehorsam erzwingen. Für die Treue der Sepoy's von Cawnpur und Bithoor stehe ich deshalb ein. Indeß hätten Euer Excellenz meiner Ansicht nach noch einen Schritt weiter gehen sollen – dieser Mungul Pandy hat einen Bruder – warum hat man ihn nicht gleichfalls gehängt?«

»Aber er hatte Nichts verbrochen, so viel ich weiß.«

»Was thut das? Dasselbe böse Blut fließt auch in seinen Adern. Doch darf ich Euer Excellenz bitten, mich dem Sahib Padre vorzustellen!«

»Verzeihen Sie, Hoheit, daß ich es versäumt,« sagte der General, etwas betroffen über den versteckten Vorwurf, den er erhalten. »Erlauben Sie mir, Sie unserm gastfreundlichen Wirth vorzustellen, Sir. Seine Hochwürden der Dechant von Delhi, Master *Richard Hunter*, auf der Rückreise von Calcutta begriffen, ist uns hierher gefolgt, um uns Nachrichten aus der Hauptstadt zu bringen.«

Der Nena begrüßte den Gast mit der ausgesuchtesten Höflichkeit.

»Der Ruf der Frömmigkeit des ehrwürdigen Herrn,« sagte er, »ist selbst bei uns armen Heiden verbreitet, gleich dem der Milde und Menschenfreundlichkeit seiner edlen Gemahlin. Darf ich fragen, ob Mylady Sie begleitet?«

»Meine Gattin,« entgegnete der Dechant, »ist in Delhi zurückgeblieben, ich wollte sie den Anstrengungen der weiten Reise nicht aussetzen, da ihre Gesundheit leidend ist. Entschuldigen Sie, Hoheit, daß ich, auf den Ruf ihrer Gastfreundschaft vertrauend, die Wunder des Palastes von Bithoor mit eigenen Augen schauen wollte und meinen Landsleuten hierher gefolgt bin, da ich hier alte Freunde zu begrüßen hatte. Ich sehe, man hat mir nicht zu viel gesagt, und Alles, was dies gesegnete Land an Edlem und Glänzendem auszuweisen hat, scheint hier vereinigt.«

»Wenn mir recht ist, hochwürdiger Herr,« sprach der General, »genoß ja auch Lieutenant Sanders, mein Adjutant, gleich meinem Neffen Pond, zum Theil das Glück Ihrer Erziehung und Ihrer Begleitung aus dem Mutterland!«

»Der Wunsch, ihn wiederzusehen, ist mit eine der Ursachen, die mich die Gastfreundschaft des Fürsten in Anspruch nehmen ließen. Wir haben Gefahren zusammen bestanden, und ich habe mit Freuden gehört, daß er einer noch schlimmern glücklich entronnen ist, nachdem man ihn schon verloren gegeben, und sogar das Glück gehabt hat, Euer Excellenz Familie einen Dienst zu leisten.«

»Ganz recht – Sie meinen das geheimnißvolle Abenteuer mit den Thugs. Nun, der junge Herr hat sich den Dank bereits selbst genommen. Alfred,« rief er seinem vorübergehenden Sohn zu, »suche Lieutenant Sanders und bringe ihn mit Editha hierher, ein lieber Freund erwartet ihn. Wenn sich, ehrwürdiger Herr, in den Depeschen des General-Gouverneurs, die Sie uns mitgebracht, vielleicht die Ernennung Ihres Zöglings zum Capitain, die wir erwarten, finden sollte, können Sie gleich bei uns bleiben, um die Trauung des jungen Paares zu vollziehen.«

»Wie, Sir – Lieutenant Sanders und –«

»Wir feiern heute, wie Sie sehen, auf sehr glänzende Weise seine Verlobung mit Miß Highson, meiner Nichte.«

»Ich vermag Sanders nicht zu finden, Vater,« berichtete der junge Wheeler. »Das Gedränge ist zu groß.«

»So will ich Sie unterdeß unserm Wirth übergeben, um Sie mit den indischen Notabilitäten unsers Kreises bekannt zu machen. Die Begum von Audh und die kecke Amazone von Jhansi sind Personen, die Sie vielleicht interessiren werden.«

Der Maharadschah verstand den Wink, daß die Generale ihre Unterredung mit dem Rath fortzusetzen wünschten und führte den Dechant nach dem andern Ende des Saales, um ihn den Fürstinnen vorzustellen.

Während dessen hatte sich in dem Gewühl der Gäste unbemerkt eine Scene ereignet, die Schuld war, daß der Sohn des Generals weder seine Cousine noch deren Verlobten fand.

Editha war am Arm des Geliebten nach dem Tanz im Saal eine der breiten Marmortreppen hinunter nach dem Garten promenirt, um die köstliche Kühle der frischen Luft zu genießen.

Allein unter den Hunderten mit sich und seinem Glück wandelte das junge Paar durch die duftenden Boskets, zwischen den Girandolen bunter Lampen und Becken wohlriechenden Feuers, und suchte die möglichste Einsamkeit, um den freundlichen Scherzen der Freunde und Freundinnen zu entgehen.

»Theures Mädchen,« sagte der junge Mann, den Arm der Geliebten an sein Herz drückend, »wie glücklich macht mich dieser Tag, der mir Ihren Besitz sichert. Wer von uns beiden hätte geglaubt und gehofft, damals in jenen schrecklichen Stunden, die uns zuerst einander nahe gebracht, daß uns noch sonnige Tage des Glückes kommen, daß jener Kerker voll Mord und Schrecken den Himmel der Liebe uns öffnen würde.«

Sie waren im Gespräch an die Myrthenwand gekommen, hinter welcher das eherne Gatter den einsamen und dunklen Garten des Bungalow von dem glänzend erleuchteten Park des Palastes schied. Fast unwillkürlich, von dem Wunsche getrieben, der rauschenden Festlichkeit zu entfliehen, legte sich die Hand des Offiziers auf den Griff des Schlosses – die Thür gab nach und öffnete den Eingang in die einsamen Alleen und Boskets des Gartens.

»Der Zufall ist uns günstig, Editha,« fuhr der junge Mann fort, – »lassen Sie uns einige Augenblicke dem Geräusch dieses Festes entfliehen und uns selbst und unserm Glück leben. – Kommen Sie unbesorgt, der Nena ist unser Freund und wir begehen keine Indiskretion.«

Er zog sie mit sich fort und einige Augenblicke wandelten sie schweigend Hand in Hand durch die Gänge, bis das leise Plätschern der Fontaine sie anzog und sie sich auf eine Rasenbank im Schatten duftiger Jasminbüsche niederließen und lange trunken den süßen Odem des Abends und der Blumen einsogen, während das Geräusch des Festes, durch die Entfernung gemildert, zu ihnen herüberdrang und durch die Blätterwände die tausend Lichter gleich funkelnden Feuerfliegen hindurch blitzten.

Wie sucht das Menschenherz so gern die Stille, wenn es voll Glück ist! Wie bedarf das Eine zur Seligkeit nur des Andern, nicht des Geräusches und Gepräuges der Welt.

Ihre Hand drückte leise die seine – so saßen sie, ohne bemerkt zu haben, daß eine andere Gestalt ihre Einsamkeit theilte, ein Mann in der Tracht eines indischen Babu, der schon lange ihrem Wege gefolgt und hinter ihnen durch die Thür in den Garten des Bungalow eingetreten war.

In den weiten indischen Mantel gehüllt stand der Fremde hinter dem Stamm einer alten Cypresse verborgen, und jedes Wort der Liebenden drang zu seinem Ohr und wie ein Dolchstoß in sein redliches, trauerndes Herz.

»Ich weiß es nicht, woher es kommt,« sagte die junge Dame, »ich sollte froh und glücklich sein, und dennoch lastet es wie eine drohende Wolke auf meinem Herzen. Ist es das bangende Gefühl, daß alles Glück des Menschen auf Erden doch nur vergänglich – ist es die Ahnung eines neuen drohenden Unheils? – ich weiß es nicht! Aber ich habe, seit ich in diesem Lande bin, so viel Freundlichkeit und Liebe mir auch erwiesen worden, noch nie eine recht frohe Stunde gehabt. Ein unerklärbares Gefühl stößt mir Angst ein vor den Bewohnern dieses Landes. Ich war gewohnt, unter freien Menschen zu leben – nicht unter Slaven und ihren Gebietern. Es liegt etwas Furchtbares in diesen Verhältnissen, die mir vorkommen, wie der üppig grünende Boden eines Vulkans, den das unterirdische Feuer in jedem Augenblick zerreißen kann.«

»Was kümmern uns diese Verhältnisse, theure Editha,« rief der junge Mann. »Ihr Geist, noch befangen von den schrecklichen Szenen, die Sie erlebt, wird durch die Nachricht von einigen zufälligen Unruhen, wie sie alle Augenblicke unter diesem Gesindel vorkommen, auf's Neue geängstigt. Verbannen Sie jede Furcht, keine Gefahr bedroht uns mehr – nur glückliche, sonnige Tage liegen vor uns. Was kümmern Sie und mich die Verhältnisse dieses Landes? Wir haben sie nicht gemacht und müssen sie nehmen, wie sie sind. Meine Liebe wird Ihnen in der neuen Heimath das Haus bauen und Sie alles Andere vergessen machen.«

Ihre sanften blauen Augen wandten sich fragend auf ihn.

»Und ist diese Liebe auch wirklich so groß und ausschließend? Hat nicht bloß die Gefahr und der ritterliche Muth, der Sie antrieb, die Verlassene, ohne Sie Verlorene, zu schützen, Ihr Herz für Editha geöffnet? Wird dasselbe ganz und für alle Zeit von Editha gefüllt sein, die dem Mann ihrer Wahl nicht leidenschaftliche Gluth, sondern nur treue Neigung und Dankbarkeit entgegenbringen kann!«

»Zweifeln Sie in dieser Stunde? – nach Allem noch, was geschehen?«

»Eben in dieser Stunde noch möchte ich offen mit Ihnen sprechen, Stuart, über Eines, das schon lange schwer auf meiner Seele liegt. So schlicht und einfach dies Herz ist, verlangt es doch in der Liebe ein ungetheiltes. Erinnern Sie sich jener Erscheinung am Ufer des Ganges an dem Fest der Lichter, das die Hindufrauen begingen!«

Der Offizier schwieg. »Ich erinnere mich,« sagte er endlich leise, »ein zufälliges Ereigniß, das Sie beunruhigte . . . «

Editha's Hand lag auf der seinen. »Nein, Stuart, lassen Sie uns aufrichtig und wahr gegen einander sein, wie wir es Beide verdienen. Ich habe jenes Ereigniß nie gegen Sie erwähnt, aber, die Frau, die unser Spiel unterbrach – Sie kannten sie . . . «

Er wich ihrem Blick aus und wandte das Gesicht ab.

»Kein Geheimniß darf zwischen uns stattfinden, Stuart – sagen Sie es mir, jene Hindufrau war . . . «

»Anarkalli!«

»Anarkalli – die Tänzerin, die Furchtbare! Ich ahnte es! Sie haben stets der Erwähnung dieses Namens ausgewichen, wie schwer er auch schon in unser Leben eingegriffen hat. Stuart, um unsers künftigen Glückes willen – sagen Sie mir Alles. Sie liebten diese Frau, Sie danken ihr das Leben, Sie kennen sie noch – und die Furchtbare, die mir Grauen einstößt, obgleich sie auch mein Leben retten half – hat vielleicht heilige und ernste Rechte auf Sie!«

»Nimmermehr! – Ich will Ihr keusches Ohr nicht beleidigen, Editha, mit dem, was jenes Weib ist! Wie können Sie meine Liebe zu Ihnen mit solchen Verbindungen vergleichen, die

der Leichtsinn der Männer unter diesem heißen Himmel für kurze Zeit mit einer indischen Phryne schließen mag! Jenes Weib ist Nichts meinem Herzen und nie werde ich sie wieder sehen.«

»Aber Sie folgten ihr – Sie vertrauten ihrem Schutz, ihrer Hilfe das eigene Leben!«

»Es war der einzige Weg, ihren Beistand auch Ihnen zu sichern, Editha!«

»Und kein Versprechen, keine Verpflichtung bindet Sie noch an die Furchtbare? Als Ihre Verlobte habe ich das Recht danach zu fragen.«

»Was denken Sie von mir, Editha? Jenes Weib hat nie Antheil an meinem Herzen gehabt und ihr Gewerbe ist zu verächtlich, um Ihnen auch nur einen Gedanken der Sorge zu machen. Mögen wir nie wieder von ihr hören. Ihnen allein, Editha, gehört meine Liebe und hat sie vom ersten Augenblick an gehört, da mich das Schicksal in Ihre Nähe führte!«

»Meineidiger Faringi – Lügner mit der gespaltenen Zunge und dem schwarzen Herzen voll Undank und Trug!« unterbrach eine tiefe zürnende Stimme seine Betheuerungen, und wie aus der Erde erstanden, erhob sich eine dunkle Gestalt vor ihnen. Sie warf den Feredshi zurück und das Halbdunkel der Sommernacht zeigte den phantastischen Anzug und die leidenschaftlich erregten Züge, die flammenden Augen *Anarkalli's*, der Bayadere.

Mit einem Schrei des Entsetzens faßte die Engländerin zaghaft den Arm ihres Begleiters und drängte sich an ihn, aber sie fühlte, daß sein eigener Körper erbebte, und als ihr Auge sich von der gefürchteten Fremden auf den Mann ihrer jungfräulichen Liebe wandte, sah sie, daß sein Gesicht bleich, sein Auge unstät war.

Die Tänzerin lachte grell auf. »Die Bhawani sendet die Pfeile ihrer Rache in die Brust des Hindumädchens, das die Opfer ihrem Altar entzogen. Fluch meiner Thorheit, die glauben konnte, in dem Herzen eines weißen Mannes wohne die Dankbarkeit! – Bleiches Mädchen mit den Haaren von rothem Gold – Du fragst, ob Anarkalli ein Recht hat auf diesen Mann? Sieh' in sein Antlitz, das sich von Scham erfüllt zu Boden wendet vor der, die ihm mehr als ihr Leben geopfert, tausendmal mehr, als Du ihm geben konntest, denn sie gab ihm ihre Seele und lud den Fluch ihrer Götter auf sich zu ewigem Verderben!«

»Fort von mir, Freche!« rief der Offizier sich ermannend – »ich will Nichts zu thun haben mit der Genossin blutiger Thugs! Deine Höllenkünste hatten meine Sinne bestrickt, aber Du selbst zerrissest jedes Band, indem Du mich in die Hände der Mörder lieferst.«

»Und wer hat Dich wieder aus ihnen befreit?« fragte die Bayadere, sich stolz emporrichtend. »Wer setzte sein Leben ein für Deine Rettung und trotzte Allem, was schrecklich ist in diesem und jenem Leben? Hast Du vergessen, was Du gelobt, damit ich jene dort retten möge? Hat Deine Seele keine Erinnerung mehr für die neuen Schwüre, die Du dem armen Hindumädchen geleistet, als Nichts um uns war, denn die Tiefen der Erde? als sie den Thau des Himmels für Dich, den Verschmachtenden, sammelte und mit ihrem Leibe Dich schützte vor den Kugeln Deiner Feinde? Drei Mal rettete ich Dein Leben, und wo Deine Seele, undankbarer Christ, es nicht ahnte, stand Anarkalli zwischen Dir und dem Tode. Wagst Du zu läugnen, daß Du geschworen, diese hier zu meiden und mir, mir allein zu gehören?«

Der Offizier schaute finster vor sich hin, ohne zu antworten. »Was hat sie gethan, das sich mit Anarkalli's Liebe messen könnte? Ist meine Farbe auch die der heißen Sonne, mein Herz ist roth, wie das des stolzesten Christenmädchens und in meinen Adern fließt das Blut der alten Fürsten dieses Landes. Treuloser Faringi, ich warne Dich! Die Hand der Bhawani ist

über Dir und Anarkalli allein vermag Dich zu retten. Gieb es auf, das blasse Weib und fliehe mit der, die Dich mehr liebt, als ihr Dasein und der Du gehörst für jetzt und immer!«

Sie hatte seinen Arm ergriffen und wollte ihn fortziehen. Er suchte sich mit Gewalt von ihr zu befreien. »Fort von mir, unverschämte Dirne! Deine Frechheit hebt jeden Dank auf, den ich Dir schulde! Wage es nie wieder, mir und dieser Dame nahe zu treten!«

»So soll die Schlange, die ich um Deinetwillen gerettet, schändlicher Christ, auch das erste Opfer meiner Rache sein!« schrie die Bayadere, und ein Dolch funkelte in ihrer Hand, als sie sich auf die halb ohnmächtige Jungfrau stürzte.

Die That geschah so rasch, der Angriff des wüthenden Weibes war so heftig, daß der Offizier schwerlich seine Verlobte zu retten vermocht hätte. Aber ein anderes Auge, eine andere Hand wachte über ihr. Mit der Schnelle des Blitzes hatte der fremde Mann in Hindukleidung, der dem Paar aus dem Gewühl in die Einsamkeit gefolgt, sich zwischen die Engländerin und die Bayadere geworfen und den Arm der Letztern mit kräftiger Faust gefaßt. Von ihrem gewaltigen Druck fiel die drohende Waffe klirrend zu Boden und ein kräftiger Stoß schleuderte die Bayadere zurück.

»Wahnsinnige! Gott der Allmächtige, der diese Schuldlose aus den finsternen Tiefen der Würger-Kerker gerettet, wird sie auch ferner schützen! Entferne Dich, Unglückliche, und beweine die That, die Deine blinde Leidenschaft begehen wollte, oder ich rufe um Hilfe!«

»Wahnsinniger Du selbst!« zürnte die Tänzerin in hindostanischer Sprache. »Was entzieht Du die Falsche meiner Rache, während der Engel der Vernichtung bereits über ihnen Allen schwebt? – Ich sage Dir, ihr, die Du beschützt, statt Dich selber wie ein Mann an ihrem Undank zu rächen, wäre besser gewesen, mein Dolch hätte ihr Herz durchbohrt, statt des Schicksals, das sie in den Klauen des Tigers erwartet!«

Sie wandte sich noch einmal zu dem Paare und schüttelte drohend die Hand gegen dieses. »Verfluchte, die Ihr seid!« rief sie auf Englisch – »ehe Surya¹ sein Angesicht schaut in dem Spiegel des heiligen Flusses, wird meine Rache dennoch gesättigt sein. Denkt an Anarkalli, die Betrogene, wenn der schwarze Jammer über Euch ist!«

Sie war in den Gebüsch verschwunden, der Offizier aber, der die ohnmächtige Braut in seinen Armen hielt, rief: »Wer Sie auch sein mögen, Sir – und Ihre Stimme scheint mir die eines Freundes! – nehmen Sie meinen Dank für die Rettung des Theuersten, was ich besitze, und stehen Sie mir bei, meine Braut von hier zu entfernen!«

Ohne auf ihn zu achten, hatte der Fremde bereits seine Hilfsleistungen begonnen. Er hatte die Ohnmächtige zurück auf die Rasenbank gelehnt und Wasser aus dem Springbrunnen geholt, mit dem er ihre Schläfe benetzte.

Die junge Dame athmete schwer, dann schlug sie die Augen auf und blickte verstört umher.

»Was ist geschehen mit mir? wo ist die Entsetzliche, die mich ermorden will? O mein armes Herz, was habe ich hören müssen!«

»Beruhigen Sie sich, theure Editha,« bat der Offizier. »Sie sind bei Freunden, die Sie schützen.«

Sie stieß seine Hand zurück und schauderte. »Lassen Sie mich, Sir – wir haben Nichts mehr gemein miteinander – Sie gehören einer Andern, die Sie nimmer frei geben wird!«

»Beste Editha, kommen Sie zu sich! Sie werden anders denken über das, was geschehen, wenn Sie sich erst beruhigt. Lassen Sie mich Sie zu den Ihren geleiten!«

¹Der Gott der Sonne.

Er versuchte, sie empor zu richten und bot ihr den Arm. Aber wiederum stieß sie ihn zurück und stand jetzt aufgerichtet, und ihr Auge, als es forschend auf den Fremden fiel, zeigte Ruhe und Fassung.

»Sie sind es, Sir, der mich vor dem Dolch jener Rasenden schützte. Wer sind Sie?«

Er nahm den falschen Bart, den er um Lippen und Wangen trug, ab: »Ihr Freund, Miß!«

»Doctor Clifford?«

Der Ruf freudigen Erstaunens tönte zugleich von Beider Lippen.

Walding – oder *Clifford* – wie er sich während seines Aufenthalts in Cawnpur genannt, um jeder zufälligen Entdeckung zu entgehen, daß er seinen Dienst auf dem englischen Schiff heimlich verlassen, reichte stumm der Lady und dem Offizier die Hand.

»Aber wo kommen Sie her, mein Freund und Retter in dieser Verkleidung?« fragte der Lieutenant. »Seit Sie nach jener unangenehmen Untersuchung über die Flucht des Sikh-Prinzen Cawnpur verließen, haben wir Nichts wieder von Ihnen gehört.«

»Doch glauben Sie deshalb nicht,« sprach die Jungfrau, indem auch sie seine Hand erfaßte, »daß wir Sie deshalb vergessen. Editha Highson wird stets ihres Retters mit Dank gedenken. Sie hatten Recht, als Sie sich einen Freund nannten; denn nie hat die arme canadische Waise einen edlern und aufopferndern gekannt!«

»Und stellen Sie Stuart Sanders in die zweite Reihe?« fragte der Offizier gekränkt – »rechnen Sie die Liebe des Mannes, dessen Gefühle Sie geteilt, dem Sie sich freiwillig verlobt – für geringer?«

Der Arzt fühlte die Hand des Mädchens, ihren ganzen Körper erbeben. Sie brach in Thränen aus und lehnte sich weinend an die Schulter des ältern Mannes.

»Ein unglückliches Zusammentreffen hat Sie erschüttert,« sagte er mit mildem Trost, ob schon sein eignes Herz dessen schwer bedürftig war, – »der leidenschaftliche Zorn dieser Frau hat Sie verletzt – Sie werden ruhiger denken über Das, was Sie gehört und vergeben, wenn – Sie Zeit dazu behalten!« setzte er flüsternd hinzu. »Um Ihrer selbst willen, geben Sie mir Gelegenheit, Sie allein zu sprechen.«

Das Mädchen hatte sich zu fassen gesucht und die warmen Thränen getrocknet, die sie der verlorenen Ruhe ihres Herzens geweint.

»Gehen Sie, Sir,« sagte sie zu dem Verlobten – »und lassen Sie mich allein unter dem Schutz dieses Freundes. Ich kann und mag in diesem Augenblick nicht zu den Heiteren und Glücklichen zurückkehren und kann eben so wenig über das mit Ihnen reden, was mir das Herz zerrissen. Gehen Sie und vermeiden Sie, daß man mich sucht, denn ich bedarf einige Augenblicke der Einsamkeit, um mich zu fassen.«

»Aber kann ich Sie nach dem, was so eben geschehen, hier allein lassen? So hoch ich Doctor Clifford ehre . . .«

»Ich schwöre Ihnen als Mann,« unterbrach ihn dieser mit Bedeutung – »Miß Highson wird hier unter meinem Schutz sicherer sein, als in jenem glänzenden Saal unter den Augen und dem Schutz von hundert Ihrer Waffenbrüder.«

»Wenn Editha's Bitte Ihnen noch als Befehl gilt – ich will es! Gehen Sie! Doctor Clifford wird mich in jenen Garten zurückgeleiten.«

Der Offizier verbeugte sich gehorchend und entfernte sich, ohne noch ein Wort zu seiner Entschuldigung zu sagen.

Als sie allein waren, faßte das Mädchen beide Hände des Arztes, brach auf's Neue in lautes Schluchzen aus und lehnte ihr schönes Haupt an seine Brust.

»O Sie, mein bester, mein uneigennützigster Freund! Sie, der Sie die arme Unbekannte mit Gefahr Ihres Lebens den Händen der Mörder entrissen und mit der Zartheit einer Mutter für sie sorgten – rathen Sie mir, denn mein Herz ist schwer gebeugt von dem, was es hören mußte. Nicht der Dolch jenes dämonischen Weibes bedrohte Editha's Glück, sondern das, was sie hören mußte aus jenem Munde.«

»Aber sie ist Nichts als eine öffentliche Tänzerin – ein Weib, der Schmach und Verachtung preisgegeben – ein armes Hindumädchen!«

»Und wäre sie niedriger, als der niedrigste Paria – sie ist ein Weib, das ihn liebt, das ein Recht auf ihn hat, nicht durch die Gefahren, denen sie sich um seinetwillen ausgesetzt, sondern durch den Schwur der Liebe und Treue, den er ihr geleistet. Darf das Wort eines Mannes von der Zufälligkeit abhängen, ob Gott seine Geschöpfe unter einer heißern Sonne geboren werden ließ?«

Er drückte sie, im Innersten bewegt, leise an sich. »Sie sind ein edles Mädchen, Editha,« sagte er – »und glauben Sie mir, jenes glühende, leidenschaftliche Wesen ist mehr zu beklagen, als zu verachten. Wo der Mensch sein Höchstes, sein Alles an seine Leidenschaft setzt, da flößt das Gigantische dieser Leidenschaft immer Achtung ein. Lassen Sie uns hier niedersetzen, Miß Highson – denn ich habe Ihnen Wichtiges zu sagen und – jeder Augenblick Verzug vermehrt die Gefahr.«

Sie folgte ihm erstaunt zu der Rasenbank zurück und ließ sich an seiner Seite nieder; noch immer hielt er ihre Hand in der seinen.

»Wie Sie sehen,« sagte der Deutsche, – »habe ich dieses Land nicht verlassen. Ich weiß, daß ich Ihrem Einfluß, Ihren Bitten und Ihrem Dank für die geringe Hilfe, die ich einst Ihnen zu leisten im Stande war, die Niederschlagung der Untersuchung gegen mich und die baldige Entlassung aus der Haft verdanke, welche der Verdacht der Theilnahme an der Flucht des Lahore-Prinzen mir zugezogen. Dieser Verdacht, Miß, war nicht ohne Grund; die Flucht des Jünglings geschah mit meiner Hilfe und ich freue mich meines Antheils daran, denn Miß, es geschieht viel in diesem unglücklichen Reiche von Ihren Landsleuten, was die strafende Hand Gottes und die furchtbare Rache der Unterdrückten auf sie hernieder rufen muß. Aber wenn ich auch Cawnpur verlassen mußte, ich habe mich viel und lebhaft mit Ihnen, Editha, beschäftigt und mit – mit Freude gehört, daß Sie glücklich zu werden hofften an der Hand der Liebe. Jetzt aber, Editha, ist es nicht die Zeit, an das Glück der Ruhe zu denken – ein schwerer, entsetzlicher Sturm, der über dies unglückliche Land daher rauscht, bedroht auch Ihr Glück, mehr als die Eifersucht jener Rasenden, – ja selbst Ihr Leben, und Sie zu schützen bin ich hier und suchte Sie diesen Abend, dem ein schrecklicher Morgen folgen wird.«

»Barmherziger Gott – Sie erschrecken mich! was ist . . . was soll . . . «

»Fragen Sie nicht, Editha – denn wie damals, als ich Sie aus den Mordgewölben der Thugs führte, bindet ein Schwur meine Ehre und meine Zunge! Sie gaben mir damals unbeschränktes Vertrauen, Editha – wollen Sie mir auch jetzt es gewähren?«

»Ich vertraue Ihnen, wie meinem Vater – nein,« sie erröthete leicht, – »wie ich meinem Bruder vertrauen würde, wenn ich einen solchen hätte.«

»Dann glauben Sie blindlings dem, was ich Ihnen sage – Sie müssen fliehen mit mir, noch in diesem Augenblick, es gilt Ihr Leben!«

»Aber mein Oheim – meine Cousine – meine Landsleute – Stuart – sind sie auch bedroht – oder gilt die Gefahr mir allein?«

Der wackere Deutsche verhüllte schweigend das Gesicht mit den Händen.

»Ich vermuthe,« fuhr die Engländerin dringend fort, – »daß Sie von einem plötzlichen Ausbruch jener Empörung der Sepoy's auch hier sprechen, von der ich reden gehört. Sie übertreiben aber vielleicht, aus Sorge für mich, die Gefahr. Jedenfalls sind wir doch hier sicher.«

»Täuschen Sie sich keinen Augenblick, Miß – jene tapferen Männer und schönen Frauen Ihres Landes, die in den goldenen Sälen sich der Lust hingeben, tanzen auf dem Krater eines Vulkans, dessen Flammen nur des Signals warten, um Alles vernichtend empor zu lodern.«

»Entsetzlich! – aber lassen Sie mich fort – ich kann sie warnen; der Muth meiner Landsleute, die Erfahrung meines Oheims werden einen Weg der Rettung finden!«

»Unmöglich! – Sie selbst – das geringste Wort der Warnung von Ihren Lippen – würden den zündenden Funken in das Pulverfaß werfen.«

»Und wollen Sie mindestens die Meinen retten – wie mich?«

»Ich vermag es nicht – Sie allein kann ich beschützen, retten!«

»So will ich mit Denen sterben, zu welchen mich Gott und die Natur gestellt haben. Der Tod kann nach den bitteren Erfahrungen, die ich gemacht, nicht so schmerzlich sein! – Leben Sie wohl, mein Freund, und nehmen Sie den Dank eines unglücklichen Mädchens für Alles, was Sie ihm gethan haben.«

Sie wollte sich erheben, um sich zu entfernen, aber der Deutsche warf sich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee. »Bei den Gräbern Ihrer Eltern beschwöre ich Sie, ändern Sie Ihren Entschluß, Editha! Sie wissen nicht, welchem furchtbaren Schicksal Sie trotzen, – zehnfach furchtbarer, entsetzlicher, als rascher Tod! Der Tiger der Wildniß ist barmherzig, fürcht' ich, gegen die entfesselte Wuth dieser Männer! Erbarmen Sie sich um meinetwillen und folgen Sie mir!«

Sie sah ihn an – über ihre Züge voll Angst und Schrecken schwebte wie ein Sonnenblick im Gewittersturm ein mildes freundliches Lächeln, ihre Hand berührte leise das Haupt des Knieenden.

»Sie lieben Editha, mein armer Freund?«

»Ja, ich liebe Sie, Ediths aufrichtig, aus treuem redlichen Herzen, dessen Blut für Ihr Glück willig dahin strömen würde. Warum sollte ich in dieser schrecklichen Stunde das heilige Gefühl verläugnen, das meine Brust seit jener Nacht erfüllt, in der Sie im Gemach der furchtbaren Würgerburg an meinem Herzen entschliefen? Aber niemals, niemals würde ein Zeichen dieser trauernden Liebe Ihr Glück und Ihren Frieden gestört haben.«

»Und dennoch, mein Freund,« flüsterte die Jungfrau mit holder Anmuth, »kannte ich Sie. Glauben Sie denn, daß ein Weib so lange der sorgenden Liebe des besten und edelsten Mannes anvertraut sein konnte, ohne sein innerstes Gefühl zu verstehen und zu trauern darüber, daß sie ihm nur Dank und Freundschaft, nicht Liebe dafür zu bieten vermochte? Für Ihr Zartgefühl, für Ihr Schweigen schätzte Sie Editha Highson und hält Sie bis zum Tode für ihren treuesten Freund.«

Er küßte ihre Hand und fühlte den warmen Druck derselben. »Dann lassen Sie mich auch zeigen, daß ich Ihr Freund bin, und mich Sie schützen und retten.«

»Nicht allein – nicht ohne Jene, an die mich Pflicht, Liebe und Glauben fesseln. O, wenn Sie mich lieben, wenn wirklich so treu und mächtig die heilige läuternde Flamme in Ihrem Herzen glüht, so suchen Sie ein Mittel, meine Brüder und Schwestern zu retten, und Editha wird Sie segnen, auch wenn sie selbst als Opfer fallen müßte!«

Er war emporgesprungen und preßte ringend und verzweifelnd die Hand an die Stirn.

»Ich kann nicht glauben,« fuhr das Mädchen fort, »daß der Mann, der mich still liebte, den ich stets so edel und treu sah, zu jener Rotte falscher Mörder gehört, die das Leben Derer bedrohen, denen sie so lange geschmeichelt, deren Wohlthaten sie so lange genossen haben. Sie sind unser Landsmann, Engländer wie jene . . . «

»Der angenommene Name täuscht Sie, Editha, und jede Täuschung soll fern von mir sein. Ich bin kein Brite, sondern ein Deutscher.«

»So sind Sie doch desselben Stammes, desselben Glaubens und haben die heilige Pflicht, zu uns zu stehen in der Stunde der Gefahr. Brechen Sie das schreckliche Schweigen, sagen Sie Alles, was uns bedroht . . . «

»Sie haben Recht, Editha, ich bin kein Genosse von Meuchelmördern, wenn ich auch ein Feind der Briten bin, deren Tyrannei auch schwer auf mir gelastet. Aber wenn ich auch zum Verräther an dem finstern Geheimniß in seiner letzten Stunde werden, wenn ich Alles vergessen wollte, ich selbst vermag Nichts zu thun – ein furchtbarer Eid fesselt mich an die Feinde der britischen Herrschaft. Ich kann nur Sie retten, Sie allein, denn Sie sind ein Weib und England ist nicht Ihr Vaterland!«

»Britannien ist überall, wo seine siegreiche Flagge weht! Ich bin eine Britin und werde es mit meinem Tode besiegeln. Leben Sie wohl und – gedenken Sie Editha's!«

Seine Hand hielt die Entfliehende zurück. Indem er dies that, fühlte er zufällig den Druck des Ringes, den er am Finger trug und den Mähe Tschund, die enthronete Königin von Lahore, ihm gegeben für die Rettung ihrer Tochter vor dem giftigen Zahn der Cobra.

»Weilen Sie – um des Himmels willen! vielleicht sendet mir Gott ein Mittel der Rettung!«

Sie blieb zitternd neben ihm stehen, die Augen ängstlich harrend auf ihn geheftet.

»Ich wiederhole Ihnen, ich darf, ich kann Nichts thun, – ohne uns Alle zu vernichten. Jetzt aber, da Sie so viel wissen, ist es kein Verrath mehr, Ihnen mehr zu vertrauen, um Sie vor jeder Unvorsichtigkeit abzuhalten. Kein Europäer wird dies Fest frei – ich fürchte, lebend, verlassen. Das fünfte eingeborne Regiment, das die Garnison von Bithoor bildet, ist im Begriff, sich zu empören, und die Truppen von Cawnpur erwarten nur das Signal zu gleichem Thun. Deshalb hat das Fest des Nena hier fast alle Offiziere, fast alle Ihre Landsleute versammelt. Selbst wenn von Cawnpur Hilfe kommen könnte, kein Bote kann es erreichen, denn alle Wege sind besetzt.«

»Und alle, alle diese Soldaten, die so lange der britischen Fahne gefolgt, sie haben sich zu unserm Untergang geschworen?«

»Alle – nur die Sikh's schwanken noch. Sie harren ihres jungen Führers. Haben Sie Muth, Editha!«

»Wenn es die Rettung der Meinen gilt, wie eine Löwin!«

»Wohlan – Gott hat mir vielleicht den Gedanken eingegeben. Kein Mensch auf Erden kann den Ausbruch der Empörung, der schrecklichen Gefahr für Alles, was Brite heißt, mehr abwenden, – aber vielleicht ist es noch möglich, den Streit zwischen Hindu und Faringi in einen

ehrlichen Kampf zu verwandeln und sie Alle wenigstens glücklich in den Schutz von Cawnpur zurück zu bringen. Das Weitere liegt in der Entscheidung des Allmächtigen. Sind Sie zufrieden, wenn dies gelingt?«

»Ich bin es – nur wehrlos sollen die Mörder meine Landsleute nicht überraschen. Geben Sie uns redlichen Kampf, und Englands Kinder werden alle Leiden, die sein Gefolge bilden, willig ertragen.«

»Sehen Sie, durch die Cypressen hindurch, den Schimmer jenes einsamen Lichts in dem Bungalow?«

»Wie ich höre, ist dort die gewöhnliche Wohnung des Fürsten, unsers Wirths.«

»So ist es – doch ist sie in diesem Augenblick leer und nur ein Mann befindet sich dort; aber es ist der, der allein uns helfen kann. Sie selbst müssen ihm das Versprechen entreißen.«

»Aber wie?«

»Nehmen Sie diesen Ring,« er zog ihn von seinem Finger und gab ihr denselben, »und übergeben Sie ihn dem Mann, zu dem ich Sie führen werde. Sind Sie im Stande, sich einige indische Worte zu merken?«

»Ich hoffe.«

»Es wird gut sein, wenn er Sie zuerst für eine Hindufrau hält, er wird nicht anstehen, aus der Hand einer solchen den Ring zu empfangen und ihr das Versprechen seines Schutzes zu gewähren.«

Der Arzt sagte ihr hierauf einige Worte im Hindostani vor, und sie wiederholte dieselben.

Zugleich theilte er ihr auf das Genaueste mit, was sie zu thun habe, um jene Zusage zu gewinnen.

»Kommen Sie jetzt, Miß – und vertrauen Sie auf mich – ich bleibe in Ihrer Nähe und zu Ihrem Schutze bereit.«

»Einen Augenblick noch, mein Freund,« sie hob den Stahl auf, der der Hand der Bayadere entrungen worden und im Grase zu ihren Füßen blinkte, und verbarg ihn in ihrem Kleid. »So – nun bin ich bereit, und die Ehre Editha Highson's ist nicht mehr in der Hand wilder Rebellen!«

Er schritt schweigend voran durch die Gänge von Blumen und duftigen Sträuchern bis an den Flügel des Bungalow, der die Gemächer der Zenanah enthielt, und aus dem das einsame Licht schimmerte.

Die Jalousieen des bis zum Boden reichenden Fensters standen offen und gewährten den freien Einblick. Auf einem Rohrdivan ruhte ein Mann in prächtiger orientalischer Kleidung, den rothen Bund der Sikhs um den Kopf geschlungen, die Stirn gedankenvoll in die Hand gestützt, während die andere an dem reich mit Steinen besetzten Griff des Säbels spielte.

»Warten Sie hier einen Augenblick und betrachten Sie jenen Mann,« flüsterte der Arzt, »von ihm hängt die Möglichkeit Ihrer Aller Rettung ab.«

Er verschwand um einen Vorsprung der Veranda, kehrte jedoch schon nach wenigen Augenblicken mit einem großen indischen Yaschmack oder Schleier zurück und hüllte die Engländerin darein, so daß sie auf den ersten Anblick sich wenig von einer Hindufrau unterschied.

»Jetzt, Miß – ist das Weitere Ihre Sache, und Gott gebe, daß er den Ring aus Ihrer Hand annimmt. Haben Sie die Worte behalten?«

Er wiederholte sie ihr leise zwei Mal, und all' ihre Gedächtnißkraft zusammennehmend, sprach sie dieselben deutlich und richtig nach.

»So ist es gut, und jetzt . . .« er wies nach dem Eingang des Gemachs, indem er zugleich ein kurzes Pistol aus seinem Gürtel zog und den Hahn spannte.

Die Jungfrau öffnete leise die Jalousiethür und trat in das Zimmer. Der Krieger auf dem Divan war so vertieft in seine Gedanken, daß er das Geräusch nicht einmal merkte, und erst erstaunt empor fuhr, als die Dame bereits vor ihm niederkniete, ihm den Ring entgegenhielt, und in indischer Sprache die Worte sagte:

»Im Namen Gottes und im Namen Mahana's – ich und die Meinen bedürfen Deines Schutzes und Deiner Hilfe!«

Fast unwillkürlich hatte *Murad Khan*, denn der junge Sikhhäuptling war es, der hier den Gedanken und quälenden Zweifeln um die verlorne Geliebte nachgehungen, den Ring genommen und betrachtete erstaunt bald diesen, bald die Frau. Im ersten Moment hatte eine freudige Überraschung ihn durchzuckt, er glaubte Mahana selbst vor sich zu sehen, aber ein Blick auf die höhere Gestalt und die Worte der Bitte überzeugten ihn alsbald, daß sein voreiliges Herz sich geirrt.

»Das ist der Ring Mähe Tschund's, der Königin von Lahore, und kein Sikh wird verweigern, was in ihrem Namen gefordert wird,« sprach er hastig. »Wer Du auch seist, Dame, Murad Khan ist Dein Diener, so lange Du diesen Ring trägst, und Du und die Deinen stehen unter seinem Schutz, wie der geheiligte Gast unter dem Dach seines Wirthes!«

Die Engländerin hatte zwar die indische Antwort des jungen Kriegers nicht verstanden, aber sie begriff aus dem Ton derselben und der Annahme des Ringes sogleich, daß er ihr seinen Beistand gewähren wolle, und kühn entschlossen warf sie, sich erhebend, den Schleier zurück und redete ihn in englischer Sprache an.

»Ich bin eine Faringi, Sir, und komme, mich und die Meinen da unter Ihren Schutz zu stellen, wo man schändlich die heilige Sitte des Gastrechts mit der Ermordung unschuldiger Menschen verletzen will. Man hat mir gesagt, daß der Besitzer dieses Ringes von einem tapfern Krieger der Sikh jeden Dienst fordern dürfe. Es ist nicht das erste Mal, daß ich Sie sehe, ich weiß, daß Ihr Herz edel und voll Großmuth auch gegen den Feind ist und ich fordere von Ihnen, daß Sie den schändlichen Verrath, den man an uns zu üben beabsichtigt, verhindern und uns möglich machen, Cawnpur zu erreichen. Dann möge ein ehrlicher Kampf zwischen uns und den eingebornen Söhnen dieses Landes stattfinden, wenn diese glauben, von den Engländern gekränkt zu sein.

Er sah sie noch immer mit unverhehltem Erstaunen an, aber die edle, vertrauende Miene der Jungfrau, ihr offenes, kühnes Auftreten imponirte seinem ritterlichen Sinn.

»Wer bist Du, Mem Sahib? Du sagst, Du habest mich früher gesehen, aber ich kenne Dich nicht!«

»Ich bin die Nichte des General Wheeler und – oder ich war die Braut des Faringi, dem Murad Khan sein Roß Kamar¹ in der Thur ließ, um ihn zu retten.«

Der junge Krieger sah nachsinnend vor sich hin; offenbar kämpfte in ihm der Haß gegen die Faringi mit den edleren und hochherzigeren Gefühlen seiner Natur.

»Ich habe gehört,« fuhr die Engländerin fort, »der tapfere Sohn des weisen Gholab Singh liebe ein holdes und edles Mädchen. Bei der Liebe zu der Jungfrau aus seinem Volke möge er Die beschützen, die eine weiße Haut tragen, aber gern Mahana ihre Schwester nennen würden!«

¹Zorab?! — HP

Der junge Krieger erbebte bei dem Namen und sein dunkles Auge erglänzte in wildem Feuer. »Bei dem goldnen Thron des großen Rundschild,« schwor er, »Du sollst nicht vergeblich den Beistand Fattih Murad Khan's angerufen haben, Mädchen. Es ist genug, daß der Schutz dieses Daches geschändet ist durch den Verlust der Einen, die Murad Khan mehr liebt, als den Apfel seines Auges. Der Ring der Mutter Mahana's soll mit Murad's Blute ausgelöst werden, und – bei meinem Schwert! Du und Jeder der Deinen soll ungekränkt den Palast von Bithoor verlassen!«

Seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt, seine dunkle Brauen zusammengezogen und eine tiefe Falte stolzer Drohung und mächtigen Willens lag zwischen ihnen, als er so dastand, die Hand am Säbelgriff, majestätisch, als sei er Krischna, der jugendliche Götter-Heros der Hindu selbst.

Die Jungfrau sah unwillkürlich mit Vertrauen und beruhigt zu ihm empor.

»Dame,« fuhr der Sikhhäuptling fort, »Du kannst ruhig zu den Deinen zurückkehren. Du hast Murad-Khan aus seinen Träumen erweckt und er wird bei Dir sein in der Stunde der Gefahr. Woher Du auch diesen Ring empfangen – ich will es nicht wissen; aber sage Dem, der ihn Dir gab, daß Murad seine Pflicht zu thun bereit ist. Sobald ich den Gebrauch davon gemacht, den Du verlangst, werde ich ihn in Deine Hände zurückgeben; vielleicht mag er noch ein Mal Dir Dienste leisten. Man sagt, der Glaube der weißen Mariam heische von seinen Kindern, daß sie auch für ihre Feinde beten. So bete denn auch Du für Murad und seine Liebe!«

Und mit der ritterlichen Galanterie eines der Heroen der arabischen Blüthezeit faßte er des Mädchens Hand und geleitete sie zum Eingang des Gemaches zurück, wo er mit einer Verbeugung von ihr schied.

Wenige Minuten darauf sah Editha, bereits wieder im Schutz des deutschen Arztes, das einsame Licht des Bungalow erlöschen. Der Khan hatte ihn verlassen.

Vor dem Portal des Palastes hielten zwei Soldaten der Reiterabtheilung, welche die Ehrenwache der beiden Generale bildete und sie von Cawnpur begleitet hatte.

Sie gehörten zu dem Sikhregiment, das seit etwa zwei Monaten in Cawnpur stand und, wie alle anderen Regimenter von Eingebornen in den höheren Stellen durch britische Offiziere befehligt wurde. Der Oberst desselben war – wie dies eben so gewöhnlich – in einer höhern Civilbedienstung in Calcutta abwesend und hatte sein Regiment faktisch noch nie zu Gesicht bekommen.

Die Sikhs sind ein kühner, stolzer Männerschlag, geborene Krieger und Reiter, wie die arabischen Stämme und die Indianer der Pampa's und der Einöden von Texas. Da ihre Religion ein Gemisch des Muhamedanismus und Hinduismus, halten sie sich über beiden Sekten stehend und verachten beider Gebräuche. Sie sind die indischen Prätorianer, auf ihren Schildern den Tapfersten und Glücklichsten zur Herrschaft erhebend. Sie bilden die besten und zuverlässigsten Truppen unter den eingebornen Soldaten der Compagnie, und obschon keineswegs Freunde der Faringi, haßten sie doch noch mehr die Sepoy's, weil mit deren Hilfe die Engländer das Pendschah unterjochten und die Sikhs ihrer so lange bewahrten Freiheit beraubten.

Indem Fattih Murad Khan, der Sohn des nach Rundschild glücklichsten und klügsten Parteigängers der Sikh, seinen Weg vom Bungalow außerhalb der Gärten nach dem Platz nahm, wo

die Escadron der Sikhreiter um ein gewaltiges Feuer bivouacquirte, begegnete ihm Alamos, der Mexikaner, eines der Mitglieder der Cohorte des Nena.

Der Khan hatte eine Vorliebe für den kecken Spürer und Reiter gefaßt, der ihn bei der Flucht des Lahore-Prinzen begleitet hatte, und bei seiner Ankunft vor zwei Tagen im Bungalow des Nena zu seinem Bedauern erfahren, daß der Mann in Geschäften seines Gebieters abwesend wäre.

Um so überraschender war ihm die Begegnung des Mexikaners, den er weit entfernt glaubte.

Jetzt aber aufgeregt und beschäftigt durch sein der Engländerin gegebenes Versprechen, redete er ihn mehr durch Zufall und absichtslos an: »Du bist also zurück, Freund?«

»Seit diesem Morgen, Sennor.«

Die Antwort fiel dem Khan auf, weil er den Prinzen noch am Mittag nach dem Mann gefragt und eine ausweichende Antwort erhalten hatte.

»Deine Reise scheint anstrengend und lang gewesen zu sein, denn Dein Fuß ist nicht wie sonst der der Antilope und Deine Glieder sind matt!«

»*Valga me Dios!* Der Weg von Delhi hierher ist auch kein Kinderspiel in sechs Tagen und sechs Nächten. Und wäre nicht ein unglücklicher Zufall gekommen, der die Relais unterbrach, die der Prinz gestellt, so wäre ich zwölf Stunden eher eingetroffen.«

»So warst Du in Delhi?«

»In Mirut und Delhi. Ich zog mit dem Sirdar und dem 3. Regiment nach der Stadt und verließ sie erst, nachdem der Sieg uns gesichert war. Doch Ihr werdet das Nähere ja von Seiner Hoheit gehört haben.«

Der Khan sah ihn erstaunt an. »Was sprichst Du Mann – in Mirut und Delhi wäre ein Kampf ausgebrochen?«

»Wie Sennor – Ihr wißt es nicht? Am Zehnten¹ erhoben die Reiter vom Dritten die Fahne des Kampfes, zwei Infanterie-Regimenter waren mit uns, halb Mirut ging in Flammen auf und wir schlugen uns sechs Stunden lang mit den schuftigen Jägern vom Sechszigsten und den Dragonern der Garde. Tantiah Topi und der Mann, den sie den Derwisch Sofi nennen, obschon er ein geborner Soldat sein muß, thaten Wunder der Tapferkeit, aber wir mußten dennoch die Stadt räumen und zogen nach Delhi, wo Alles zum Aufbruch bereit war.«

»Und in Delhi!«

»*Caramba!* – der Mogulprinz erwartete uns und im Augenblick ging der Spektakel los. Der Kommissar flüchtete in den Palast von Saman Badsch, aber der Tanz war unser und was Engländer hieß, verloren. *Per Dios!* Sennor, ich bin an Rebellionen gewöhnt aus meinem eignen Lande, und daß – wenn das Blut erhitzt ist – Manches geschieht, was nicht gut ist – aber was ich dort erlebt, macht mir in der Erinnerung die Haut schaudern.«

»So war der Kampf in Delhi vorbereitet?«

»*Demonio!* – Akhbar-Jehan, obschon nichts als ein Hinduprinz, wie sie zu Dutzenden hier umherlaufen, mit Respekt vor Euch zu sagen, Sennor Khan! hatte die Sache trefflich in Gang gebracht mit dem alten französischen General, ganz nach dem Willen und dem Rath Seiner Hoheit des Maharadschah. Die Engländer wurden überrascht, daß sie ihre Hälse abgeschnitten fanden, ehe sie nur sagen konnten: *Goddam!*«

¹Mai.

Die Augen des jungen Kriegers sprühten Flammen, seine Zähne waren fest auf einander gebissen.

»Also mißtraut meiner Treue – getäuscht, betrogen!« murmelte er, während seine Faust sich krampfhaft ballte – »und Mahana sicher der Preis dieses Knaben, blos weil er den Namen einer Fürstenreihe führt? Ha bei Astraoth – sie könnten sich täuschen in ihren Plänen und Murad-Khan wird nicht mit sich spielen lassen.«

Dann zu dem Mexikaner sich wendend, der ihn erstaunt betrachtete und glaubte, der Khan bedauere, daß er nicht selbst bei dem Kampf zugegen gewesen, befahl er ihm: »Suche einen der Hausdiener des Nena, und laß ihn seinem Herrn sagen, Fattih Murad Khan begehre ihn zu sprechen und werde ihn an dem Springbrunnen des Bungalow erwarten.«

Joaquin Alamos verbeugte sich mit jener Höflichkeit, die den spanischen Abkömmlingen immer eigen, und schlug den Weg nach den Hallen des Palastes ein, der Khan aber setzte den seinen nach der Stelle fort, wo das Commando der Sikhreiter in stolzer Absonderung von den Hindu's und Mahomedanern sich unter einem riesigen Tamarindenbaum gelagert.

»Wo ist der Subedar, der die Gortschura¹ befehligt?« fragte er die Ersten, auf die er traf.

»Im Schloß, Sahib, bei dem Fest.«

»So rufe den Jemedar oder den Unteroffizier, der bei Euch ist! Ich habe mit ihm zu reden.« Der Mann erschien sogleich. Er war ein Akali, wie die wildeste Horde der Sikhs heißt.

»Kennst Du mich?«

»Wer sollte Fattih Murad Khan, den Sohn des weisen Gholab nicht kennen, die einzige Hoffnung der Sikhs! Du bist unser wahrer Herr und Gebieter, nicht der Faringi-General, der fern von seinen Kriegern ist.«

»Du hast die Chuppati's der Hindu gegessen?«

»Wir wissen, was geschehen wird, aber wir verunreinigen uns nicht mit den Anbetern der Kuh. Wir sind bereit, zu thun, was unsere Offiziere uns sagen.«

»Bana bak! so wirst Du meinen Befehlen gehorchen. Ist Rustam-Singh, der Subedar-Major,² mit auf dem Fest?«

»Nein, Tuwen-Sahib, er ist in Cawnpur zurückgeblieben.«

»So nimm Dein Pferd und reite schneller als der Monsoon über die Dschungel braust, zurück nach Cawnpur und gib Rustam-Singh dieses Kleinod und diese Botschaft.«

Er schrieb auf ein Blatt Pergament, das er aus dem Bund seines Turbans nahm, wo die Orientalen gewöhnlich Sachen von Werth oder Interesse aufbewahren, mit einem Silberstift einige Worte. »Sage ihm, er soll schnell sein, wie der Blitz, der über den Bergen von Kashemir zuckt. Vertraue keinem der Posten der Sepoy's, die Du passiren wirst, Deinen Auftrag, und ehe Du reitest, sende einen Mann nach jenem Palast, und lasse Nassir-Singh, Deinen Subedar, herausholen, ich muß ihn sprechen.«

»Du übernimmst die Verantwortung, Khan, daß ich meinen Posten verlasse?«

»Geh unbesorgt!«

Der Unteroffizier trat zu den Reitern zurück und ertheilte einen Auftrag. Gleich darauf sah man ihn in der Richtung von Cawnpur davon sprengen, indeß der Khan ungeduldig am Feuer auf und nieder schritt.

¹Leibwache.

²Der höchste indische Offizier bei den Nativ-Regimentern.

Major *Rivers* neigte sich zu der fürstlichen Amazone, an deren Seite er stand.

»Wie lange wird unser Freund, der Maharadschah, das Glück haben,« fragte er mit vertraulicher Höflichkeit, »die Krone der Frauen zu bewirthen?«

»Sobald die Begum aufbricht, werde auch ich die Haudah meines Elephanten besteigen. Ich denke, daß morgen schon die Geschäfte meiner Freundin beendet sein werden, und auch die meinen.«

»Ich wüßte nicht,« sagte der Resident mit Betonung, »daß die schöne Rani von Jhansi Geschäfte hat, um deren willen sie hierher kommen mußte. Sie weiß sehr wohl, daß ich stets bereit bin, ihr den Weg zu ersparen, und sie in ihrer Stadt zu besuchen.«

»Mein Geschäft war, dem Sahib Rath und seiner Begum meinen Besuch zu machen und dem Maharadschah Glück zu wünschen, daß er die Wolke der Trauer von seinem Haupte entfernt.«

»Der Nena, schöne Dame, sieht ein, daß es thöricht wäre, die Trauer über ein Unglück nachzuhängen, das nicht zu ändern ist. Möge die schöne Rani von Jhansi sich erinnern, daß ich schon früher ihr dasselbe gesagt, als ich die Gelegenheit hatte, ihre eigne Trauer über den Tod eines alten ungeliebten Gatten zu bekämpfen, und sie, die jetzt der Segen und das Glück ihrer Unterthanen und die Freude ihrer Verehrer und Freunde ist, vor den Flammen der Sotti rettete.«

Die Rani wandte sich rasch zu ihm und maß ihn mit einem spöttischen Blicke. »Wie – das Alles hätte Major Rivers gethan?«

»Wenn ich auch nicht selbst die schöne Rose von Gwalior aus den Flammen holte,« erwiderte der Resident mit brüsker Unverschämtheit, »und diesen Dienst untergeordneten Personen überlassen mußte, – so war ich es doch, der schon vorher Einspruch dagegen gethan und im letzten Augenblick noch die Sotti verbot.«

»Dennoch wäre das Verbot des Sahib-Residenten zu spät gekommen, wie er wohl weiß, wenn ein Tapferer nicht sein Leben geopfert, es auszuführen. Das Leben *Schanda's*, der Rani von Jhansi, ist nicht das Geschenk der Faringi, sondern Jenes dort.« Sie erhob die Linke und wies mit dem verstümmelten Finger auf Maldigri, den Befehlshaber ihrer Leibwache, der noch immer neben dem englischen Capitain stand, von Zeit zu Zeit sich in unruhiges Sinnen verlierend.

Der Resident verzog den Mund. »Ich will Major Maldigri keineswegs sein Verdienst schmälern,« sagte er, »indeß ich sollte meinen, das viel beneidete Vertrauen, mit dem die Fürstin von Jhansi ihren Diener beehrt und die Stellung, die sie ihm gewährt – bis jetzt mit Zustimmung der hohen Compagnie – wäre des Lohns genug für die kleine Ritterthat, ohne deshalb das Verdienst noch ergebenerer Freunde schmälern zu müssen. Ich werde die Ehre haben, Sie nach Jhansi zurück zu begleiten.«

»Der Vertreter unserer Herren in Calcutta,« erwiderte die Rani kalt, »ist auch Herr in Jhansi. Die Thore meines Schlosses sind ihm stets geöffnet!«

»O nicht so, schöne Frau – ich möchte dies Mal nicht als Offizier der Compagnie erscheinen, sondern in einer willkommenern Gestalt. Es ist Zeit, Hoheit, daß es endlich zwischen uns klar wird, und meine Bewerbungen um Deine Gunst eine entscheidende Antwort und Erhörung finden.«

»Ich verstehe nicht, was Major Rivers verlangt,« sagte die Dame kühl.

»Dann müßte die schöne Gebieterin von Jhansi keine Frau sein,« bemerkte der Resident, indem er gegen alle Sitte des Orients ihre Hand erfaßte. »Es ist Dir nicht unbekannt, Fürstin, daß ich schon lange mich um Deine Liebe und Deine Hand bewerbe, und diese Gelegenheit, mir das Glück zu bewilligen, nach dem ich strebe, ist so gut, wie jede andere.«

»Wenn Sahib Rivers die Hand einer Frau will,« entgegnete spöttisch die Rani, »so pflegt er sie zu nehmen, wie ich eben bemerke. Das Gerücht sagt, daß der Resident der Compagnie dies schon oft gethan und viele Verlassene nach der Rückkehr seiner Liebe seufzen.«

»Laß das Gerücht sagen, was es will, Dame. Die Sitten Deines Vaterlandes werden Dich nicht eifersüchtig machen auf die vergangenen Freuden eines Mannes. Deine Reize sind groß genug, um ihn allein zu fesseln, und ich verspreche Dir, daß Du als meine rechtmäßige Gemahlin allein über meine Liebe und meine Person gebieten sollst.«

»So will Major Rivers wirklich einer armen Hindufrau die Ehre anthun, sie zu seiner Gattin nach den Gebräuchen seines Glaubens zu erheben?«

»Ich stehe keinen Augenblick an,« erklärte hastig der Resident, getäuscht von der zustimmenden Rede der Fürstin, – »es verstößt zwar eigentlich gegen die anglikanische Kirche, indeß der Fall ist schon früher vorgekommen, und ich habe Einfluß genug, alle Bedenken und Hindernisse zu beseitigen. Später magst Du dann zum Christenthume übertreten, wie es die Begum von Somroo gethan. Meine Macht, reizende Schanda, soll Dich zur beneidetsten Frau Indiens machen. Ich werde sogleich mit Sir Lytton Mallingham sprechen und mir seinen Einfluß sichern. Wir können die Gelegenheit des Festes benutzen, um gleichfalls unsere Verlobung anzuzeigen, der die Verbindung dann, sobald die Zustimmung des Direktoriums eintrifft, folgen soll.«

Die Fürstin entzog ihre Hand dem feurigen Druck des hoffnungsreichen Bräutigams.

»Und wie gedenkt Major Rivers, was er eben beschlossen, seinen Landsleuten zu verkünden?«

»Ganz einfach: Edmund¹ Rivers, Major der Königlichen Armee und Resident der britisch-ostindischen Compagnie, zeigt seine Verlobung mit Schanda, der Fürstin von Jhansi, an.«

»Eitler Thor! Die Stimme Schanda's, der Rani von Jhansi, würde augenblicklich ihrem Volke erwiedern, daß sie eher noch ein Mal den Scheiterhaufen besteigen, als die Gattin eines Spions der Tyrannen ihres Vaterlandes werden würde!«

Ihr fester Blick begegnete mit verachtendem Stolz dem Ausdruck des Erstaunens und der Erbitterung, mit der sie der getäuschte Bewerber anstarrte.

»Bedenke, was Du thust, Weib, und mit wem Du Dein freches Spiel zu treiben wagst,« knirschte er bleich vor Zorn, »die Hand, die so lange Dich und Deinen Übermuth geschont und geschützt, kann Dich niedriger werfen, als die geringste Deiner Tänzerinnen steht. Willst Du nicht die Gattin Rivers werden, so sollst Du froh sein, seine Maitresse zu heißen, ehe das Jahr noch gewechselt hat! Mögen sich Jene wahren, die Du mir vorzuziehen wagst!«

»Schändlicher Faringi,« sagte die Rani stolz, indem sie mit einer raschen Geberde den Schleier über ihr Gesicht zog und sich erhebend ihm verächtlich den Rücken kehrte, »wahre Dich selbst, denn das Schwert des Gerichts schwebt über Deinem Haupt!«

Und ohne seiner weiter zu achten, winkte sie Maldigri zu sich heran, der, wenn er auch den Inhalt des halblaut geführten Gesprächs der Beiden nicht zu hören vermocht, doch erstaunt über die Zeichen, die dasselbe begleiteten, näher getreten war, während Capitain Delafosse

¹Früher »Hugh« (Anmerkung HP)

ihm folgte und mit einem zornigen, herausfordernden Blick auf seinen frühern Waffengenossen die Hand an den Degen legte.

In diesem Augenblick, ehe die Männer ein Wort der Frage oder Erklärung wechseln konnten, kam der Nena mit dem englischen Geistlichen an der Hand durch den Saal und schritt auf die Sitze der Begum und der Rani zu.

»Seine Hochwürden, der Dechant von Delhi, auf der Rückreise von Calcutta nach seinem Sprengel begriffen,« sagte er in indischer Sprache, die dem Geistlichen bereits vollständig geläufig war, wünscht die Bekanntschaft der erhabenen Königin von Audh und der mächtigen Fürstin von Jhansi zu machen. Mögen sie die Sonne ihres Antlitzes ihm freundlich zuneigen, denn er ist ein Heiliger unter seinem Volke und bringt den armen Hindu's die Segnungen des Glaubens, seines weißen Propheten.«

Der Dechant verneigte sich höflich vor der entthronten Königin und ihrer jüngern und schönern Gefährtin.

»Seine Hoheit, unser Wirth, mißt mir einen Namen bei, den ich nicht annehmen darf. Ich bin ein unwürdiger Diener des Evangeliums und Dessen, an den wir Alle glauben, ob wir ihn Gott den Allmächtigen, oder Brahma, den schaffenden Urgeist, nennen. Wenn ich das Licht des Christenthums schon Vielen Ihrer Brüder zu geben so glücklich war, so geschah es, weil die Grundsätze unserer Religionen sich nahe berühren. Viel habe ich gehört von dem starken Geist der edlen Königin von Audh und dem hohen Sinn der Fürstin von Jhansi. Mögen sie Beide überzeugt sein, daß sie stets aufrichtige Freunde unter den Engländern finden werden, selbst wenn sie in dem angeborenen Glauben beharren.«

»Der Glaube unserer Väter, Priester,« entgegnete die stolze Rani, »hat die Hindu's glücklich und rechtschaffen gemacht, lange vorher, ehe die weißen Männer von jenseits der Meere in unser Land kamen. Er ist so alt, wie die Welt selbst. Warum sollten wir ihn ändern für Neues, das wir nicht kennen, und von dem wir nicht sehen, daß es seine Anhänger gerechter macht, als wir sind.«

»Leider muß ich die Wahrheit dessen, was Du sagst, zugeben, edle Fürstin. Es geschieht Manches in diesem Lande von meiner Nation, was ich nicht billigen mag. Aber wir sind Alle fehlende Menschen und die Sünden der Einzelnen haben keinen Einfluß auf die ewigen Wahrheiten der Religion.«

»Das ist keine Gelegenheit, Vater,« beharrte die Fürstin, »um mit Dir über Allah, Brahma oder den Christengott zu streiten. Ich wundere mich nur, einen frommen Mann, wie Dich, hier zu sehen; denn ich hörte wohl, daß die Priester der Faringi reiten und jagen, aber ich wußte nicht, daß sie auch tanzen, wie jene Thörichten, die sich abmühen im Schweiß ihres Antlitzes, statt dies den Slaven und den Bayaderen zu überlassen.«

Der Dechant lächelte mild, sowohl über den nicht unbegründeten Vorwurf in Betreff des Treibens eines großen Theils der englischen Geistlichkeit, als über den Irrthum wegen des Zwecks seiner eigenen Anwesenheit. »Es ist nicht Sitte, daß die Priester unserer Kirche tanzen, Fürstin,« belehrte er freundlich, »obschon das zu den Gebräuchen manches heidnischen Cultus gehört, aber es giebt auch keinen Grund, weshalb sie nicht einem anständigen Vergnügen und einem Fest der Fröhlichen beiwohnen sollten. Aber – täuschen mich meine Augen nicht – Verzeihung, Hoheit, ich glaube einen Freund zu sehen, hier im fernen Indien und in fremder Tracht – *Capitain Grimaldi* – Sie, der lang Beweinte unter den Lebendigen hier . . . «

Er öffnete dem Freunde die Arme und der Grieche, unfähig sich zu verstellen und seine Person zu läugnen, sank an das Herz des Mannes, der ihm das Liebste genommen, was er auf der Welt besessen. Thränen aufrichtiger Freude flossen über die Wangen des ehemaligen Vikars, als er so unerwartet den Todtgeglaubten vor sich sah, dessen Andenken für ihn und seine Gattin ein heiliges Vermächtniß geblieben war.

»Wenn Sahib Maldrigi einen Freund gefunden,« sagte die Rani milde, »so möge er diesem gehören, so lange es das Schicksal ihm erlaubt. Die Stunden der Freude sind oft nur zu kurz. Seine Hoheit der Maharadschah möge uns unterdeß zu den Freuden des Gartens geleiten.« Sie sah sich vergeblich nach ihm um, der Nena, von einem der Diener gewinkt, hatte sich entfernt – ihr Auge begegnete dem ihres stillen Anbeters und ihn freundlich näher winkend, bat sie ihn, die Dienste ihres Offiziers zu versehen und sie und die Begum durch die Kühle des Gartens zu geleiten.

Capitain Delafosse bot ihr nach europäischer Sitte den Arm, und leicht darauf gestützt, ging sie mit stolzem Schritt und Blick an dem Residenten vorüber, dessen Zorn und Erbitterung diese öffentliche Zurücksetzung noch steigerte und der ihr mit boshafem Ausdruck nachschaute, obschon ihn ein eben gehörtes Wort veranlaßte, an seinem Platz zu bleiben.

Unterdeß hatte der Oberst der Gortschura der Rani, tief bewegt von widerstrebenden Gefühlen, den Arm seines englischen Freundes genommen und ihn aus dem Gewühl des Festes geführt, um einen stillen Ort zu suchen, wo sie ungestört ihre Fragen und Erinnerungen austauschen könnten.

»Und ist es denn wirklich,« fragte der Dechant, als sie jenen Saal erreicht hatten, in dessen Hintergrund die geheimnißvolle Bühne aufgeschlagen und der in diesem Augenblick bis auf die beiden schwarzen Wächter des Vorhanges verlassen war, indem er die Hand des Freundes fest in der seinen preßte, – »hab' ich Sie wirklich wieder, Sie, den vor unseren Augen die Brandung des Adriatischen Meeres unter den grausamen Schüssen jener deutschen Soldaten verschlungen? O welcher Kummer, welche schmerzlichen Erinnerungen wären mir und einem theuern Wesen erspart worden, wenn wir gewußt, daß Sie glücklich jenen Gefahren entkommen, in die Sie sich um unsertwillen gestürzt hatten!«

»Ich erwachte selbst erst zum Bewußtsein am Bord des französischen Schiffes, wohin mich die muthigen Matrosen, die mich aus dem Meere gerettet, gebracht hatten. Ich fand keine Gelegenheit, Sie damals von meiner Rettung zu benachrichtigen und – ich hielt es für besser, daß Sie dem Todten Ihre Erinnerung, als dem Lebenden Ihre Sorge schenkten.«

»Aber wie kamen Sie nach Indien? wie lange sind Sie hier und warum haben Sie mir hier nicht Nachricht gegeben, oder mich aufgesucht, und wie kommen Sie zu dieser Tracht?«

»Vorerst – lassen Sie uns Italienisch sprechen, Freund,« bat der Grieche, »denn es könnten Ohren in der Nähe sein, die unsere Erinnerungen nicht hören dürfen und man kennt mich hier nur unter der Veränderung meines Namens in Maldigri, und glaubt, daß Piemont meine Heimath gewesen. Seit fast fünf Jahren bin ich in Indien, zuerst in der Präsidentschaft Madras, jetzt im Dienst der Rani von Jhansi. Aber ehe Sie irgend eine weitere Frage thun – ist Lady Adelaide Ihre Gattin und – wo ist sie?«

»Adelaide ist mein Weib – ich sagte vorhin bereits, daß sie meinen Schmerz um sie getheilt. Aber ihre Gesundheit ist leidend von dem Klima Indiens und sie konnte mich auf der Reise nach Calcutta nicht begleiten, so sehr sie es auch wünschte.«

»Barmherziger Gott – und sie ist in Delhi zurückgeblieben?«

»Nicht gerade in Delhi. Sie ist bei einer Freundin in Ludhiana an der Grenze des Pendschab, in einer höher und gesünder gelegenen Gegend. Von dort erhielt ich ihre letzte Nachricht. Aber was ist Ihnen – was haben Sie?«

»Dem Ewigen sei Dank für seine Barmherzigkeit. Ihre Worte nehmen eine schwere Last von meiner Seele. Ludhiana ist befestigt und sicher – oh möchte sie seinen Schutz keinen Augenblick verlassen!«

»Um des Himmels willen, was ist geschehen – was meinen Sie!«

»So wissen Sie nicht – nein, es ist unmöglich! Fragen Sie mich nicht weiter, aber danken Sie Gott, der Lady Adelaide gerettet, und hüten Sie sich selbst, denn – was Engländer in diesem Lande heißt, steht auf dem Krater eines Vulkans!«

»Ich fürchte es selbst – aber erklären Sie mir als Freund, – als Christ . . . «

»Ich kann und darf nicht. Sie wissen, daß ich zu den Gegnern Englands gehöre, und ein Eid bindet mein Schweigen. Aber sein Sie unbesorgt, ich stehe für Ihre Sicherheit.«

Die raschen Tritte eines Nahenden störten die weiteren dringenden Fragen des bestürzten Dechanten. Es war Lieutenant Sanders, welcher eilig herbei kam auf die Nachricht, daß sein Erzieher und Freund unerwartet in Bithoor angekommen.

Die Begrüßung war herzlich und zeigte von der aufrichtigen Freude Beider, einander wiederzusehen, obschon der Geist des jungen Offiziers durch die Scene im Garten des Bungalow und die Strenge seiner Verlobten, die er indeß in ruhigerer Stimmung zu versöhnen hoffte, bedrückt, und auch der Geistliche durch die eben gehörten Andeutungen einer drohenden Gefahr zerstreut und bedrückt war.

Nachdem der erste Austausch der Grüße und Fragen vorüber war, heftete sich der Blick des Offiziers erschrocken auf den kaum beachteten Griechen.

»Um des Himmels willen, Sir, wer ist dieser Mann?«

Der Geistliche faßte seine Hand, »Ich sehe, auch er erkennt Sie wieder, Freund,« sagte er, »obschon es mich wundert, daß es nicht längst geschehen. Doch waren Sie ja damals nur kurze Zeit und in aufregender Gefahr zusammen. Aber besorgen Sie Nichts, er ist ein wackeres und biederes Herz, – ich bürge für sein Schweigen.«

»Sir,« sagte der junge Offizier hastig, ohne die Rede des Geistlichen zu beachten, »es sind länger als fünf Jahre, und dennoch glaube ich mich nicht zu täuschen. Sie sind Capitain Grimaldi aus Korfu, auf dessen Haupt die britische Regierung einen Preis gesetzt?«

»Und der uns und unsere Freunde rettete vor den Dolchen der Banditen, vergessen Sie das nicht, Stuart,« bat besorgt der Dechant.

»Beruhigen Sie sich, mein würdiger Freund! Es handelt sich allerdings um Gefahr, aber ich frage im Interesse dieses Herrn, den ich bisher nur flüchtig beachtete und deshalb nicht wieder erkannte.«

»Ich bin der Mann, den Sie als Capitain Grimaldi in Italien gekannt, Sir,« erklärte der Grieche.

»So hat meine Unvorsichtigkeit Sie absichtslos in Gefahr gestürzt.«

»Was ist geschehen?«

»Man sagte mir, daß Sie, mein verehrter Lehrer und Freund, unerwartet in Bithoor angekommen wären und bereits nach mir gefragt hätten. Indem ich Sie in der Nähe der indischen Fürstinnen suchte, denen Sie vorgestellt sein sollten, begegnete mir Major Rivers, der Resident. Er fragte, ob ich mich von früher nicht eines Major Grimaldi erinnere und in welcher

Verbindung derselbe mit Ihnen gestanden? Ohne Arg sprach ich von der heldenmüthigen Aufopferung dieses Herrn, den ich für todt hielt, bis das triumphirende Lächeln des Majors und die Worte: ›Grimaldi – Maldigri! jetzt hab ich sie Beide!‹ mich zuerst aufmerksam machte und ich forteilte, Sie aufzusuchen.«

»Ich kann unmöglich glauben,« beruhigte der Dechant, »daß hier auf der andern Seite der Erdkugel nach so vielen Jahren noch die Proscription der Regierung Bedeutung haben und Ihnen, mein Freund, Gefahr bringen könnte, es sei denn, daß – —« Sein Blick wurde besorgt, denn er gedachte der geheimnißvollen Andeutungen, die ihm so eben noch der Major gemacht hatte.

»Wenn es nöthig ist, daß Sie flüchten, Sir,« erklärte der Offizier, »so biete ich Ihnen meine Hilfe und meinen Schutz an. Ich würde es mir nie verzeihen, wenn ein Mann, dem ich wahrscheinlich mein Leben schulde, durch mich in Gefahr gebracht worden.«

»Ich erkenne Ihrer Beider Freundschaft und danke Ihnen,« sagte der Grieche. »Aber glauben Sie mir, ich bin besorgter um Sie, als um mich, und die Bosheit des Residenten, von dem ich allerdings glaube, daß er mich haßt, kann mich nicht erreichen. Die Entdeckung meines wahren Namens macht es nöthig, daß ich mich einige Augenblicke mit einer andern Person unterhalte; ich bitte Sie aber Beide, diese Stelle nicht zu verlassen, bis ich zurückkehre, – ich beschwöre Sie darum, um Ihrer selbst willen!«

Ehe noch die Engländer ihn näher befragen konnten, entfernte er sich schnell.

In der Thür kamen ihm die Generale, Sir Lytton Mallingham und der Resident mit der Begum von Audh entgegen. Der Rath winkte ihm freundlich zu, als der Major zur Seite trat und dann sich entfernte.

»Dieser Ort,« meinte General Wheeler, »wird zu unserer Unterredung der geeignetste sein, da er der entlegenste vom großen Saal ist. Entziehen uns Euer Hochwürden Ihre Gesellschaft nicht,« fuhr er zu dem Dechanten fort, der sich entfernen wollte, »wir werden Ihres Rathes und Ihrer Kenntniß des Landes vielleicht bedürfen. Lieutenant Sanders, ich bitte Sie, unsern Wirth aufzusuchen und ihn zu bitten, mit der Rani hierher zu kommen. Dann sorgen Sie dafür, daß wir auf eine Viertelstunde nicht gestört werden.«

Der Offizier verließ auf diesen Befehl den Saal, während sich die eingetretene Gesellschaft um einen Tisch niederließ und Sir Lytton Mallingham einige Papiere darauf ausbreitete.

Major Grimaldi hatte unterdeß den großen Saal erreicht und war in die Nähe seiner angeblichen Verwandtin gelangt. Ein Blick benachrichtigte sie, daß er Wichtiges mit ihr zu sprechen habe. Die gewandte Frau verstand sogleich den Wink.

»Die Aussicht auf die Volksgruppen ist in der That interessant,« sagte sie, sich den hohen Bogenfenstern der vordem Veranda nähernd, »sehen Sie, Monsieur Colonel, das Spiel der Mondbeleuchtung mit den Reflexen der Feuer? Bitte – reichen Sie mir meinen Shawl, Capitain, ich möchte jene Spiele der chinesischen Jongleurs in größerer Nähe sehen.«

Indem sie die beiden nächsten ihrer Anbeter beschäftigte, winkte sie dem Major. »Treten Sie näher, schöner Cousin, und leihen Sie mir Ihren Arm, wenn Ihre wilde Amazonen-Königin nicht etwa Ihre Dienste begehrt. Sie haben mich in der That zu – lange vernachlässigt und ich werde Sie dafür bestrafen, indem Sie mir eine ganze Viertelstunde lang von Ihren Elephantenjagden und Tigerkämpfen erzählen sollen.«

Und ihn scherzend mit dem Fächer auf die Hand schlagend, lehnte die Dame die ihre auf seinen Arm und ließ sich von ihm nach der Balustrade der Veranda führen.

»Sprechen Sie Italienisch,« flüsterte sie, »Diese Puddingköpfe reden ein so corrumptes Französisch, daß kaum Einer unter ihnen ist, der den Unterschied merken wird.«

»Ein unglücklicher Zufall, Madame, hat vor wenig Augenblicken meinen wahren Namen verrathen. Ich fürchte, daß Sie dies kompromittiren wird.«

»Wer weiß ihn?«

»Zwei zuverlässige Freunde bis jetzt, – aber außerdem Major Rivers.«

»Der Mensch ist gefährlich und seine Bosheit fürchtet nur das Ansehn des Baronets. Lassen Sie hören – war die Rede von unsrer Verwandtschaft?«

»Nein – er weiß bloß, daß ich Ionier und von der englischen Regierung geächtet war.«

»Sehen Sie dort jenen Burschen, Lady Inglis, wie er die Kugeln in die Luft wirbelt – *vraiment!* wunderbar! er balancirt dabei das Bayonnet der Muskete auf der Stirn – diese Leute machen merkwürdige Dinge. – Beruhigen Sie sich, dann kann er uns nicht schaden. Der Baronet ist ganz in meiner Gewalt. Die Griechen der Inseln sind verwandt mit vielen Familien Italiens, Ihr Name besonders. Ich werde sagen, daß Sie ihn auf meinen eigenen Wunsch geändert.«

»Sie sind unterrichtet, Mylady – das genügt!«

»Heben Sie mein Tuch auf, das ich fallen lasse. Es ist ein Papier darin für Sie, die Abschrift des geheimen Traktats mit dem Premier von Nepal, und Notizen über den Bestand der Bank von Calcutta und die Stärke der neuen Garnison. Geben Sie sie an Ihre Freunde und lassen Sie mich morgen vor unserer Abreise Ihren Bericht über die Fortschritte der Empörung empfangen. Ich habe Gelegenheit nach Pondichery.«

»Ich fürchte, das Gerücht wird unseren Nachrichten zuvoreilen. Delhi und Mirut sind in vollem Aufstand!«

»Mein Gott! und das lassen Sie mich so spät erst hören? Dann kann der Baronet unmöglich seine Reise nach dem Norden fortsetzen. Am Ende droht uns hier schon Gefahr!«

»Waffnen Sie sich mit all Ihrem Muth, Mylady; ich fürchte, Sie werden seiner bedürfen.«

»Sie erschrecken mich – man wird mit dem Ausbruch der Emeute doch warten, bis wir in Sicherheit sind? Sie sind verantwortlich für mein Leben und Sir Lytton ist uns zu wichtig, als daß er gefährdet werden dürfte.«

»Ich werde Sie schützen, aber die entfesselte Leidenschaft dieser Männer wird Nichts schonen. Sie spielen ein gefährliches Spiel, Madame, – der Brand, den unsre Hand leider schüren half, kann uns Alle vernichten!«

»Wie – bedauern Sie die Dienste, die Sie der Sache Frankreichs geleistet?«

»Ich fürchte, ich habe unrecht gehandelt, indem ich meine Hand bot, das Feuer zu entzünden. Ich bin ein Soldat und werde mit Denen fechten und fallen, die gegen die Unterdrücker meines eigenen Vaterlandes kämpfen. Aber das Spiel der Intrigue selbst wird mir mit jedem Tage verhaßter und ich werft die Kette von mir, die ich nicht länger tragen will.«

»Unsinniger! Sie sind verliebt in die schöne Amazone! Meinetwegen, erringen Sie sich ein Fürstenthum, aber seien Sie nicht undankbar gegen die Absichten Dessen, in dessen Auftrag wir nach Indien gekommen. Hüten Sie sich, noch einmal meine Pläne zu durchkreuzen, wie damals in Madras. Wenn ich meinen Schutz Ihnen entziehe, sind Sie bei der Eifersucht dieser Briten gegen alle Fremden verloren.«

»Ihr scharfer Blick, Madame, hat Sie dennoch getäuscht. Ich werde meine Pflicht erfüllen gegen den Kaiser, aber auch gegen die Fürstin, in deren Dienst ich getreten bin. Die Schrecken

ehrlichen Kampfes sind an sich schon groß genug, nicht daß es noch der Gräuel einer sici-
lianischen Vesper bedarf, und – ich traue dem lauernden Auge des Tigers nicht, der noch
schlimmere Rache als wir zu üben hat. Sein Sie auf Alles gefaßt, Madame – der Nena sinnt
auf Furchtbares!«

Brigadier Inglis trat herbei und beendete das Gespräch durch ein anderes über die Ausbil-
dung der Truppen der Rani, die der Grieche leitete. –

Der Maharadschah selbst, der Wirth des Hauses, hatte auf die Botschaft, die ihm der Diener
zugeflüstert, den Saal verlassen, und indem er mit derselben unterwürfigen Artigkeit, die er
fortwährend gegen seine europäischen Gäste fast geflissentlich an den Tag legte, sich durch
die Menge gewunden, gelangte er an den Eingang des abgesperrten Gartens zum Bungalow.

Der Blick, den er von hier aus sich umwendend nach seinem eignen Palast zurückschauder-
te, war furchtbar, grauenerregend. Das ganze Äußere des Nena schien sich mit dem Schritt,
den er aus der Gesellschaft that, wie mit einem Zauberschlage verändert zu haben! Die
schmeichelnde gefällige Haltung verwandelte sich in eine drohende, die Gestalt selbst schi-
en zu wachsen, und auf seiner breiten Stirn lag ein unsäglicher Schmerz gepaart mit einem
unbeugsamen Willen, während aus seinen Augen die Mordlust des Tigers funkelte.

In der That – nicht mit Unrecht hatte er damals in der Arena von San Francisco die Worte
gesagt: »ich liebe die Tiger!«

So trat er zu dem Khan, der ungeduldig seiner am Rande des Bassins harrte. »Du hast mich
sprechen wollen, ehe das Große geschieht, Fattih Murad Khan,« sagte der Maharadschah. »Ei-
le Dich, denn der Augenblick naht, in welchem Schiwa jenes Gezücht von Faringi vernichten
und der Feuerstrom, der mein Inneres durchtobt, in ihrem Blute gekühlt werden soll. Hast
Du Dich bedacht und wirst Du Theil, nehmen an dem den Göttern wohlgefälligen Werk, oder
verharrst Du noch in dem trägen Schmerz, der die Manneskraft schwächt?«

»Srinath Bahadur,« entgegnete der junge Mann mit entschlossenem Ton, – »ehe ich Dir
Antwort gebe auf Deine Frage – noch ein Mal, steh' Du selbst mir Rede! wo ist Mahana, die
Prinzessin von Lahore, die ich dem Schutze Deines Daches anvertraute?«

»Thörichte Frage – Du weißt so gut wie ich, daß sie verschwunden ist, am Tage der Abreise
ihrer Mutter, und daß wir erst glaubten, sie habe diese begleitet. Auch der Franke, mein
Diener, war mit ihr fort und alle Nachforschungen vergeblich – wir können nicht anders
glauben, als daß Beide todt oder daß Verrath im Spiel und das Mädchen von den falschen
Faringi geraubt worden ist und wie ihr Bruder in Gefangenschaft gehalten wird!«

»Verräther Du selbst, Du und diese Mähe Tschund, die mein Geschlecht stets betrogen!«
rief der junge Sikh. »Du hast sie an Akhbar Jehan, den Prinzen von Delhi verkauft als Preis
für seinen Beistand zu Deinen Zwecken!«

»Wahnsinniger Knabe! So wahr Du auf diesem Boden stehst – ich habe die Gewißheit, daß
der Leib Deiner Geliebten todt und ihre Seele auf den neun Wanderungen begriffen ist!«

Der Khan schauderte unwillkürlich – gleich als empfinde unbewußt seine eigne Seele die
sympathetische Ahnung, daß er mit seinem Fuß in diesem Augenblick selbst auf dem Grab der
so heiß Geliebten stand; und mit der gleich unbewußten Antipathie des Hasses gegen ihren
Mörder entgegnete er: »Und wenn es wäre, so trägst Du die Schuld allein; denn Deine Pflicht
war es, für ihre Sicherheit zu sorgen, indeß ich fern von hier war. Aber Du lügst, falscher
Hindu – warum sonst verschwiegst Du mir, daß Delhi die Standarte des Moslem-Propheten
gegen die Faringi schon erhoben hat und den Kampf begann!«

»Wie – Du weißt bereits, was ich Dir eben mittheilen wollte?«

»Willst Du mir in den Bart lachen, Srinath Bahadur? Besudele Deinen Mund nicht mit falschen Worten! Seit gestern weißt Du, was in Mirut und Delhi geschehen und daß Akhbar Khan – verflucht sei sein Name – den Aufstand begonnen und die Faringi aus Delhi vertrieben hat. Längst besprochen und eingeleitet war das Geschehene, und für die gefahrlose That hast Du dem bartlosen Knaben der Moslems Mahana, die Rose von Lahore, gegeben, die ein heiliges Versprechen mir verlobt hat!«

»Du redest irre, Khan – Mahana ist todt, ich schwöre es Dir bei den heiligen Broten! Daß in Mirut und Delhi der erste Schlag geschehen, war ein Zufall. Du weißt, daß heute das große Werk hier begonnen werden sollte. Streite nicht mit Deinen Freunden gegen das Kismet, das sich nicht ändern läßt.«

Der Sikhhäuptling wandte sich verächtlich von ihm. »Der Hindu bleibt ein Lügner gegen den Krieger des Pendschab, wenn er den Mund öffnet! Ich war ein Thor, daß ich glatten Worten glaubte, während meine jungen Augen gesehen, wie die verrätherischen Sepoy's bei Ferodschah das Blut ihrer Sikhbrüder für die Faringi vergossen! Aber höre, Maharadschah, was Dir Fattih Murad Khan, der Sohn Gholab-Singh's, zu sagen hat. Ein Mal hast Du den geheiligten Brauch der Gastfreundschaft verletzt und das Mädchen, das Dir anvertraut war, schutzlos den Händen der Räuber oder Mörder Preis gegeben! Nicht zum zweiten Mal sollst Du das heilige Recht des Gastes auf den Schutz seines Wirthes mit Füßen treten – ich will, daß Du jene Faringi-Männer und Frauen, die Du geladen unter Dein Dach, ungekränkt nach Cawnpur zurückkehren läßt. Dann laß uns morgen offen die Fahne des Kampfes erheben und ich und die Krieger der Sikh's werden an Deiner Seite stehen!«

»Thörichter Knabe – ich sollte das Werk lange gepflegter Rache selbst aufgeben, die Ferse, die über der Schlange schwebt, ihr den Kopf zu zertreten, wie ein Feigling zurückziehen?«

»Ich warne Dich, Srinath Bahadur!«

»Nimmermehr! Bei den Unterirdischen und allen Dämonen der Hölle! Wer sollte mich daran hindern?«

»Ich!«

Der Maharadschah zuckte verächtlich die Achseln. Dann, nach dem Palast zurückdeutend, fragte er mit drohend zusammengezogener Stirn:

»Weißt Du, Knabe, daß in jenem Hause dort der Tod weilt?«

»Ich weiß es!«

»Und Du wagst es, mir vorzuschlagen, meiner Rache zu entsagen?«

»Deine Rache sei die Befreiung Indiens, der Tod der Schuldigen – nicht der Mord des geheiligten Gastes!«

»Thor! Wer erlaubt der Schlange, die uns gebissen, sich zurückzuziehen, wenn sie in unserer Gewalt ist! – Geh' – ich werde mein Werk auch ohne Dich und Deine falschen Sikh's vollbringen. Du und der kaltherzige Franke, auf den die Rani vertraut, seid nicht die Männer, eine große That zu vollbringen. Srinath Bahadur bedarf Eurer Hilfe nicht!«

»So werde ich Dich hindern daran, zur Ehre Deines Namens!« sagte entschlossen der rit-terliche Sikh.

Der Hindufürst wandte sich zu ihm, sein Auge sprühte Flammen, seine Hand fuhr unwillkürlich an den juwelenbesäten Griff seines Handjars. Aber dem kühnen furchtlosen Blick des

jungen Kriegers belegend und von dem Gedanken an das Leid, das er ihm zugefügt, erfaßt – änderte er im Augenblick seinen Entschluß.

Seine Antwort war: »Versuche es!« Dann wandte er ihm den Rücken und schritt zurück nach dem Schauplatz seines Festes. –

Im Garten des Palastes kam ihm Lieutenant Sanders entgegen, ihn und die Rani von Jhansi zu der Conferenz zu bescheiden, welche der Rath und die Generale begonnen.

Wenige Augenblicke darauf schien der Maharadschah, wieder ganz in der höflichen, die Oberherrlichkeit der weißen Gebieter knechtisch verehrenden Maske des Hinduwirthes mit der Rani in dem Saal, während der junge Offizier vor dem Eingang Platz nahm, um den Eintritt Unberechtigter zu verhindern.

Nachdem der Maharadschah und die Rani Platz genommen, eröffnete der Rath sogleich die Verhandlungen.

»Da ich morgen bereits weiter nach Agra reisen muß, habe ich geglaubt, daß wir eben so gut hier die Angelegenheiten besprechen können, wegen deren ich zum Theil hierhergekommen. Damit keinerlei Mißverstehen und Mißdeutung stattfinde, wünschte ich, daß die Verhandlung vor beiderseitigen Zeugen geschehe, und die anwesenden, mit den Verhältnissen bekannten Personen werden genügen.«

Diese verneigten sich sämmtlich zum Zeichen der Zustimmung.

»Zunächst,« fuhr der Rath zur Königin von Audh fort, »wende ich mich an Ihre Hoheit. Durch die Proclamation vom 7. Februar vorigen Jahres hat die Compagnie, unter Bewilligung einer Pension von 150,000 Pfund Sterling, die Regierung von Audh an sich genommen. Wir wollen über die Ursachen nicht einen längst beendeten Streit wiederholen, genug, die Einverleibung ist Thatsache und muß demgemäß betrachtet werden. Zu ihrem Bedauern müssen die Compagnie und der General-Gouverneur dagegen erfahren, daß Ihre Hoheit, der man bewilligt hat, im Palast zu Audh zu bleiben, statt Ihren Gemahl nach Calcutta zu begleiten, fortwährend neue Intriguen und Proteste gegen die Regierung der Compagnie anspinnen.«

»Sage mir, was ich gethan, Sahib, und ich werde Dir antworten,« entgegnete die Königin. »Es gehen viele Lügen aus dem Munde meiner Feinde und der Wind hat sie zu Deinem Ohr getragen.«

»Zunächst ist hinter dem Rücken der Compagnie die Mutter Ihres Gemahls nach England gereist in Begleitung Ihres Sohnes, um bei dem Parlament und der Königin Beschwerde über die Annexation zu führen, der der König selbst sich doch unterworfen hat.«

»Das ist falsch – Du sprichst Wind, Sahib. Der König, mein Gemahl, ist der Gewalt gewichen, aber er hat seinen Turban in die Hand des Sahib Outram gelegt und keinen Vertrag unterschrieben. Soll der Beraubte nicht das Recht haben, sich zu beklagen gegen seine Unterdrücker?«

»Die hohe Compagnie,« sagte der Rath ruhig, »unterdrückt Niemand. Aber der zuchtlosen Wirthschaft in Audh, bei der das Volk zu Grunde ging, mußte ein Ende gemacht werden. Es ist der Regierung sehr wohl bekannt, woher der Widerstand des Königs kommt, der ein schwacher, nur von Weibern und Eunuchen beherrschter Fürst ist. Du selbst, Hoheit, bist die Ursache, Deine fortwährenden Aufreizungen und Ermahnungen stacheln ihn zum Eigensinn, ja zu Umtrieben und Verschwörungen gegen die Regierung, die ihn das Leben kosten können!«

»Die Compagnie möge beweisen, was sie durch Deinen Mund sagt!«

Der Rath öffnete ein Portefeuille und nahm zwei Briefe heraus, die er ihr vor die Augen hielt.

»Kennst Du diese Schreiben?«

Einen Augenblick entfärbte sich die entthronte Fürstin, dann – einen raschen Blick auf den Maharadschah werfend, wie um sich Beistand zu sichern – entgegnete sie mit Hohn: »Ich wußte nicht, daß die Faringi-Regierung Briefe stiehlt!«

Der Rath erröthete bis über die Stirn und sah die kecke Frau drohend an: »Wenn es die Interessen des Staates gilt,« sagte er ziemlich heftig, »hat die Regierung das Recht, die Correspondenz verdächtiger Personen zu überwachen. Ja, es ist ihr sogar die Anzeige zugekommen, daß Ihre Hoheit dem Mißvergnügen, das sich bei einigen Sepoy-Regimentern gezeigt, nicht fremd sein sollen. Ich bin hier, um Sie zum letzten Mal zu warnen, und Sie aufzufordern, diese Entsagungsakte auf den Thron von Audh für sich und Ihre Familie zu unterzeichnen.«

»Und wo ist die Unterschrift des Königs, meines Gemahls?«

»Der König wird sich nicht weigern, zu unterzeichnen, wenn Ihre Hoheit ihm mit Ihrem Beispiel voran gegangen. Die Compagnie verpflichtet sich, Ihnen, außer der Pension Ihres Gemahls, 60,000 Rupien jährlich auszusetzen.«

»Aber wenn ich mich weigere?«

Die Stirn des Rathes furchte sich. »So wird man die Mittel finden, Ihre Hoheit zu zwingen.«

»Welche, Sahib Rath?«

»Man wird die Pension des Königs einziehen und ihm und Ihnen den Prozeß wegen Hochverraths machen. Hier ist das Dokument, Hoheit, vollständig ausgefertigt, und hier die Urkunde der Pension; ich bitte, unterzeichnen Sie.«

»Möge die Hand verdorren, – die es thut,« rief kräftig die Begum. »Glauben die Faringi, daß eine Hindumutter das Erbe ihrer Kinder verkauft?«

»Ich sagte es Ihnen im Voraus, Sir,« bemerkte General Wheeler, der genug Indisch verstand, um den energischen Protest der Begum zu begreifen. »Das Weib ist störrisch wie ein wildes Pferd und die Nachsicht Seiner Herrlichkeit des General-Gouverneurs mit ihrem Treiben hat sie vollends verdorben.«

»Urtheilen Sie nicht so streng, Excellenz,« fiel begütigend der Dechant in französischer Sprache ein. »So nothwendig die Annexation dieses Landes gewesen sein mag, so hart muß sie den Betroffenen erscheinen, und Sie wissen, man urtheilt in Europa selbst sehr verschiedenen darüber.«

»Was weiß man in Europa von unseren Verhältnissen,« erwiederte der Rath barsch. »Wir haben unsere Privilegien und man wird sich hüten, dieselben noch weiter zu verletzen.«

»Aber das Privilegium der Compagnie läuft mit dem Jahr Achtundfünfzig ab.«

»Genug, ehrwürdiger Herr! bis dahin wenigstens – und ich hoffe zur Ehre der Gerechtigkeit der englischen Nation auch noch länger – sind wir die Herren dieses Landes, und gerade nur diese falsche Humanität wäre das Mittel, es zu verlieren. – Sie haben bis morgen Mittag Zeit, Hoheit, sich zu bedenken,« wandte er sich an die Königin. »Ich breche nach der Siesta auf und werde bis dahin Ihre Unterschrift erwarten. Weigern Sie dieselbe, so zahlt die Compagnie die Pension nicht weiter und General Lawrence hat die nöthigen Instructionen in Betreff der Überwachung Ihrer Person. Diesem Spiel orientalischer Intrigue muß ein Ende gemacht werden.«

Die Begum sah ihn mit einem höhnischen Blick an, bewahrte aber ein stolzes Schweigen.

»Es thut mir leid, Hoheit,« fuhr der Rath fort, zu dem Maharadschah gewandt, »daß ich in Ihr schönes Fest politische Verhandlungen und die Strenge der Regierung gegen eine Dame mischen muß, die wir gern schonen möchten. Ich bin überzeugt, daß unsere eigenen Angelegenheiten bei Ihrer Anhänglichkeit für die Sache der britischen Herrschaft sich leichter ordnen lassen werden.«

Der Maharadschah legte die Hand auf das Herz und verneigte sich mit falschem Lächeln. »Möge die glorreiche Compagnie noch tausend Jahre leben und die armen Hindu's gebildet und glücklich machen! Die Faringi werden keinen treuern Freund in diesem Lande haben, als Srinath Bahadur, den Sohn Bazie-Rû's,« betheuerte er, sich der englischen Sprache in der ihn betreffenden Unterredung bedienend. »Ich verlange Nichts als Gerechtigkeit.«

»So sagen sie Alle,« meinte der Rath, »ohne zu bedenken, daß den Interessen des Staates oft die persönlichen Ansprüche nachstehen müssen. Ich bedaure, Ihnen sagen zu müssen, Hoheit, daß Sie Feinde zu haben scheinen, die gegen Ihre Wünsche auftreten und selbst Ihre Treue zu verdächtigen bemüht sind. Doch – beruhigen Sie sich – General Wheeler hat Ihnen das beste Zeugniß ausgestellt und sich dafür verbürgt.«

»Mein Leben gehört der Sache der Faringi,« fuhr der Nena in seiner Betheuerung fort. »Was wären wir ohne sie? Bosch – Nichts! ich liebe die weißen Männer, ihre Sprache und ihre Sitten! Der Sahib Resident ist mein bester Freund und wird mir helfen, Euer Excellenz von der Aufrichtigkeit meiner Gesinnung zu überzeugen.«

Der Rath lächelte kaum merklich bei dieser absichtlichen Berufung und Major Rivers zeigte eine leichte Verlegenheit, die er jedoch mit seiner gewohnten Frechheit bald überwand, »Ich muß bestätigen,« sagte er, »der Maharadschah zeigt große Sympathie für unsere abendländischen Sitten und ich habe mich über seine Ergebenheit nicht zu beklagen. Ich möchte wünschen, daß seine Ansprüche geneigtes Gehör fanden.«

»Diese Ansprüche sind es, auf die ich zu sprechen kommen will,« sprach der Rath. »Sie haben wiederholt auf Verleihung des Peischwa-Titels und der Pension augetragen, die der verstorbene Peischwa von Bithoor bezogen.«

»Ich verlange Nichts als Gerechtigkeit, Sahib Rath. Ich bin der Sohn Bazie-Rû's.«

»Aber nur sein Adoptiv-Sohn, Sir.«

»Die Rechte der adoptirten Kinder sind geheiligt durch tausendjährige Sitte. Kein Indier wagt sie zu bezweifeln!«

»Aber nicht nach unseren Anschauungen und Sitten. Die Compagnie hat bei der Abtretung der Herrschaft des Landes dem verstorbenen Peischwa den Titel und die Pension gesichert, aber nicht das Recht, sie auf jeden Fremden zu übertragen. Bedenken Sie selbst, welche Lasten für alle Zukunft sich die Compagnie durch solche Consequenz auflegen würde.«

»Sahib Rath – ich war der Sohn Bazie-Rû's noch ehe jener Vertrag geschlossen ward – der Fall steht demnach anders, als Euer Excellenz folgern.«

»Die Sache wird sich vielleicht ausgleichen lassen, wenn wir über die zweite Angelegenheit uns verständigen. Sie haben eine Klage bei dem obersten Gerichtshof der Compagnie eingeleitet auf Herausgabe des Erbes eines Verwandten des Peischwa, also angeblich auch Ihrer selbst, des verstorbenen Dyce Sombre, des Enkels der Begum von Somroo.«

»Ich will nur Gerechtigkeit, Sahib Rath.«

»Gerechtigkeit und immer wieder Gerechtigkeit! Ich versichere Sie, es ist der Wille der Regierung, daß dem geringsten Mann in diesem Lande Gerechtigkeit zu Theil werde!«

»Ich werde Euer Excellenz an diesen Ausspruch erinnern.«

»Verstehen wir uns recht – ich halte Ihre Ansprüche in dieser Sache für keineswegs rechtlich begründet. Zunächst wiederhole ich Ihnen, daß Ihre Verwandtschaft mit dem Verstorbenen nur auf den indischen Sitten beruht, aber von keinem englischen Gerichtshof anerkannt werden würde.«

»Der Theil des Erbes, den ich hauptsächlich beanspruche, liegt in Indien, nicht in England.«

»Aber es ist Ihnen bekannt, daß Sir Dyce Sombre zur Zeit der Testamentsaufnahme gar nicht testirungsfähig war, daß man ihm wegen Geistesstörung die Disposition über sein Vermögen genommen hatte.«

»So behauptet die dabei interessirte Verwandtschaft seiner Gattin, obschon selbst in England namhafte Ärzte das als ein schändliches Unrecht erklärten. Auch ist das Testament nicht in England aufgenommen, sondern in Paris, und wissenschaftliche und amtliche Autoritäten haben die volle Dispositionsfähigkeit meines unglücklichen Verwandten bestätigt.«

»Das Testament ist auf eine so seltsame Weise jetzt zum Vorschein gekommen, nachdem es den amtlichen Feststellungen nach in London unter geheimnißvollen Umständen plötzlich verschwunden, daß die Regierung Aufklärung darüber verlangen muß, auf welche Weise Sie in dessen Besitz gekommen sind.«

»Der indische Diener meines Veters, Tukallah, überbrachte es mir nebst allen dazu gehörigen Dokumenten.«

»Wo ist der Mann? können Sie ihn als Zeugen stellen?«

»Euer Excellenz wissen, daß das Zeugniß eines Indiers wenig gelten würde vor einem britischen Gerichtshof. Ist Ihnen der Namen Tantiah Topi bekannt?«

»Ein Mahrattenhäuptling, wenn ich mich recht erinnere, nicht vom besten Ruf und stets mit den Feinden der Compagnie unter einer Decke!«

»Er ist, nebst dem ältesten Sohne Gholab Singh's, dem Murad Khan, ein Vertrauter der flüchtigen Rani von Lahore,« fügte der Resident bei, »und man hat genügenden Grund, ihm die Entführung Dhulip Singh's und noch manche andere Verbrechen Schuld zu geben.«

»Tukallah,« sagte der Fürst ruhig, »und Tantiah Topi sind ein und dieselbe Person.«

»Dann, Hoheit, erlauben Sie mir die Bemerkung, daß der Name wenig zu Gunsten Ihrer Sache spricht.«

»Ich verlange einfach mein Recht, Sahib Rath.«

Der Baronet wühlte einige Augenblicke in seinen Papieren, dann, ohne auf den Einwurf des Hindu zu antworten, sagte er: »Sie fordern die großen Besitzungen der alten Begum in Indien, über die, wie Sie wissen, die Compagnie längst verfügt hat, und außerdem einen bedeutenden Antheil der Erbschaft in England, zu der dort drei rechtmäßige Erben vorhanden sind.«

»Ein Erbe, Sir. Der Gattin des Verstorbenen steht nur die ihr bei der Verheirathung ausgesetzte Summe zu, und die eingereichten Dokumente beweisen, daß die eine Schwester nicht die rechtmäßige Enkelin der Begum und von dieser enterbt war.«

»Ich muß Ihnen bemerken, Hoheit,« sagte der Rath so mild als ihm möglich war, »daß Ihren Ansprüchen die Interessen angesehener und einflußreicher Familien entgegenstehen und daß im besten Fall Ihre Klage zur Entscheidung der Chancery¹ kommen müßte.«

¹Der durch seine über viele Menschenalter fortlaufenden Verschleppungen berüchtigte Gerichtshof für die Erbschaftsprozesse in London.

»Der rasche und unbestechliche Gang der englischen Gerechtigkeitspflege, wo es die Rechte der Erben zu vertreten gilt, ist bekannt,« erwiderte der Maharadschah mit Hohn. »Lassen uns Euer Excellenz auf meine Ansprüche an die indischen Güter zurückkommen. Nicht mein angeblich wahnsinniger Vetter, sondern schon seine Großmutter, die Begum von Somroo, bestimmte darüber.«

»Aber die Bestimmung war thöricht. Der Erbe der Güter soll davon eine Universität in Bengalen gründen und unterhalten. Gesetzt auch, Ihre Rechte auf dieses Erbe wären zu beweisen, so kann die Compagnie niemals gestatten, daß ein so wichtiges Institut von dem Willen und dem Einfluß eines eingebornen Privatmanns abhängt. Überdies ist eine Universität in Audh bei dem gegenwärtigen Culturzustand der Bevölkerung ein Unding, ja geradezu gefährlich. Es ist schon traurig genug, daß die Frechheiten der Presse geduldet werden. Es wäre weggeworfenes Geld. Die Regierung hat in sämmtlichen Präsidentschaften Schulen errichtet und kaum der fünfte Theil der Kinder benutzt sie. Die Regierung hat über die Besitzungen seit länger als zehn Jahren verfügt und aus einer neuen Aufnahme der abgethanen Sache kann nur Nachtheil entstehen. Sie müssen Ihre Klage zurücknehmen, Hoheit.«

»Wenn es die Compagnie befiehlt – ich bin ihr Knecht.«

»Die Regierung wünscht es, Sie ist bereit, dafür bei dem Direktorium Ihre Ansprüche auf den Peischwa-Titel nochmals zu befürworten.«

»Und mein Recht auf die Pension?«

»Im Augenblick erfordern die Finanzen der Compagnie die möglichste Sparsamkeit. Die Anforderungen, die man von England aus an uns macht, steigern sich mit jedem Tage. Wir werden später die Sache in Berücksichtigung ziehen. Kann die Regierung in irgend einer Weise Ihnen soust gefällig sein, so äußern Sie Ihre Wünsche. Wir haben mit Bedauern das Unglück gehört, das Sie in – einer Freundin betroffen.«

»In meiner Gemahlin, Sahib Rath,« unterbrach ihn der Maharadschah.

»In Ihrer Gemahlin denn, Fürst. Ich hoffe, daß die Herstellung der Dame bald so weit erfolgt sein wird, daß ihre Aussagen auf nähere Spuren des Verbrechens leiten können. Ich verspreche Ihnen die strengste Gerechtigkeit und energische Verfolgung der Bösewichter.«

Der Maharadschah erhob sich. »Ich nehme Euer Excellenz Versprechen an und werde Sie daran erinnern! – Darf ich unsere Gäste einladen, einzutreten und das Schauspiel anzusehen, das ich mit meinen geringen Künstlern der hohen Gesellschaft zu bereiten bemüht war?«

»Einen Augenblick noch, Hoheit, ich habe noch einige Worte dieser Dame zu sagen.« Er nahm ein neues Papier aus seinem Portefeuille und wandte sich zu der Rani von Jhansi.

»Ihre Hoheit zeigen sich unzufrieden mit den Anordnungen der Regierung. Sie protestiren in dieser Schrift gegen die Handlungen unsers bestellten, hier gegenwärtigen, Residenten und beschuldigen ihn einer unberechtigten Einmischung in Ihre Angelegenheiten!«

Rivers warf einen überraschten und gehässigen Blick auf die Rani, den diese mit einem stolz herausfordernden begegnete.

»Was geschrieben ist, ist geschrieben,« sagte sie mit erhobener Stimme. »Ich verlange Gerechtigkeit von der Compagnie für die freien Fürsten Indiens statt Tyrannei und Unterdrückung!«

»Du sprichst kühn, Dame,« warnte finster der Resident. »Die Regierung ist zwar gewillt, alle mögliche Nachsicht gegen Dich zu üben, aber sie verlangt Unterwerfung und Dankbarkeit, nicht Trotz und Übermuth!«

»Unterwerfung?« fragte die Fürstin stolz. »Schanda, die Rani von Jhansi, ist eine freigeborne Fürstin, nicht die Sclavin hab süchtiger Faringi! Sie ist Niemand Rechenschaft schuldig von ihrem Thun, als dem Scindia, ihrem Lehnsherrn und ihrem Gewissen. Dank – wofür? Daß man einen Spion in mein freies Land geschickt und jede meiner Handlungen von angestellten Spähern beschränken läßt?«

Die Generale hatten sich, gleich dem Baronet, unwillkürlich erhoben bei dieser kühnen Sprache der Rani. Das bleiche Gesicht des Rathes – dieses strenge marmorkalte Gesicht, das nie das Lächeln gekannt, und selbst jeden Schein des Empfindens verlernt zu haben schien seit jener furchtbaren Nacht, die ihm den Glauben an Weib und Kind und diese selbst raubte, – es röthete sich von dunklem Zorn und die Adern seiner Stirn schwollen bläulich auf wie züngelnde Schlangen.

»Verwegene! ist das die Sprache gegen Deine Herren, deren Mitleid allein Dich auf Deinem Scheintron duldet? Die Natter des Aufruhrs und des Verraths zischt aus Dir, und beim Kreuz von Sanct Andreas – sie soll zertreten werden! Das ist der Dank für die Wohlthaten, die England diesem Volke erwiesen!«

»Wenn die Weiber bereits solcher Sprache sich erdreisten,« stimmte der Gouverneur von Cawnpur bei, »was haben wir von den Männern zu erwarten? Das kommt von der Nachsicht, mit der man dieser Närrin das Soldatenspielen erlaubt hat.«

»Es möchte leicht sein, die Quelle zu sagen, aus der so rebellische Gedanken kommen,« sagte der Resident, sein Auge mit Bedeutung auf den Rath heftend. »Man kann nicht vorsichtig genug sein in der Wahl der Umgebung der Fürstin.«

Die Rani hatte mit festem, flammendem Blick, die gleich Ebenholz vom Bethel schwarzen Zähne auf die purpurrothen Lippen gepreßt, diesen Worten zugehört. Auf ihrer hohen, schmalen Stirn lag der Hohn des Triumphs und der Haß eines Jahrhunderts der Unterdrückung.

Mit einer wahrhaft majestätischen Geberde streckte sie den mit Ringen bedeckten Arm gegen ihre Gegner aus.

»Meine Herren? Stolze Faringi, die Ihr Euch die Herren und Gebieter in diesem Lande zu sein anmaßt – höret das freie Wort einer Frau, da den Mund der Männer die Furcht und der Verrath geschlossen hält. Frei und mächtig war der Hindu in seinem Lande, ehe der weiße Mann mit der gespaltenen Zunge an seine Küste kam. Der Ruhm Hindostans erklang durch alle Welt, und was Brahma den Menschen an Schätzen und Wissen gegeben, war in diesem Lande. Da kamen die Europäer und baten um Duldung an unseren Küsten – zuerst die Portugiesen, die Holländer und die Franken, zuletzt die verachteten Juden unter den Völkern, die Faringi! Voll Gastfreundschaft nahmen die Hindostani sie auf, aber aus den Gästen sind die Herren, aus den Slaven die Gebieter geworden. Die Krämer, die Handel treiben, sind die Tyrannen! sie, die feilschten um die Annah's, sie haben den Fuß verrätherisch auf den Nacken freier Völker gesetzt. Mit Betrug und List habt Ihr die Macht gewonnen, und mit dem Fluch von Millionen erhaltet Ihr sie. Betrogen habt Ihr die Fürsten um ihr Eigenthum – unterdrückt die Rechte der Nationen. Nicht der Mann am Kreuz, sondern die Gewalt und das Gold ist Euer Gott – Ihr schändet die Frauen und würgt die Kinder als Opfer Eures blutigen Glaubens! Betrug, Habsucht und Verrath sind Eure Waffen – aber reif ist die Ernte und blutig soll die Saat aufgehen, die Ihr gefäet! Ich, ein Weib, deren Rechte Ihr unterdrücken gewollt, künde Euch offen und frei den Krieg! Ich trotze Eurer Herrschaft und will Die schützen, die

zu furchtsam sind, ihre eigenen Rechte zu wahren!« Ihre Hand erfaßte die Entsagungsakte der Begum, und in zwanzig Stücke zerrissen schleuderte sie das Papier vor die Füße der Erstaunten. »Wie ich den Zeugen der Willkür vernichte, möge Eure Herrschaft in diesem Lande in Stücke gehen! ich – Schanda, die Rani von Jhansi – biete Trotz der Macht der Faringi und will meine Freiheit mit der Schneide meines Schwertes vertheidigen gegen den Frechen, der es wagte, die Hand einer freien Fürstin zu verlangen, wie gegen alle Tyrannen meines Volkes!«

»Wahnsinnige! – Nur als Gefangene sollst Du die Schwelle dieses Palastes verlassen!«

»Wage es, stolzer Faringi, mich anzutasten! Wahre Dein eigenes Leben, denn Du atmest in der Höhle des Tigers, der kein Erbarmen kennt!«

»Wache herbei! – Rufen Sie Ihre Offiziere, Excellenz! so unerhörter Trotz darf nicht ungestraft bleiben!«

General Wheeler eilte nach dem Eingang des Saales, während der Gouverneur von Audh, ein milder und nachsichtiger Charakter, den Zorn des Mitglieds des großen Rathes von Indien zu beschwichtigen suchte und das Benehmen der Fürstin von Jhansi als das einer fanatischen und durch irgend einen Umstand zum Ausbruch der Leidenschaft gereizten Frau darstellte.

In diesem Augenblick – noch ehe General Wheeler einen Befehl ertheilen konnte, flogen die Portièren der breiten Bogenthüren zur Seite, und auf den Arm ihres Wirthes gestützt, der bei dem Ausbruch des gefährlichen Streites sich rasch entfernt und das geeignetste Mittel, ihn zu enden, ergriffen hatte, trat Lady Mallingham ein, gefolgt von der ganzen Gesellschaft, die im Augenblick den Saal einnahm und für das angekündigte Schauspiel sich placirte. Diener trugen Sessel herbei für die Damen, der Strom der Conversation überwältigte jede Einsprache, und der Rath und die Generale sahen ein, daß dies nicht der Augenblick sei, um den Streit weiter zu führen und verschoben die Ergreifung strenger Maßregeln, gewiß, daß die Trotzige ihrer Straft nicht entgehen könne.

Unbekannt mit dem, was vorgegangen, lud ein Wink der Lady die beiden indischen Fürstinnen ein, an ihrer Seite Platz zu nehmen, während die Damen sich im Halbkreis gruppirten. Der Rath, die beiden Generale und der Dechant hatten gleichfalls im Kreise Platz genommen, und hinter den Sesseln sammelte sich die Menge der Offiziere und der vornehmen Eingebornen, die der Sahib zu dem Feste geladen.

Bei der steten Absonderung, die zwischen den englischen und den eingebornen Offizieren selbst in einem und demselben Regiment herrscht, indem die Briten die Hindu's von ihrem Umgang systematisch ausschließen, konnte es selbst einem weniger unbefangenen Auge, als der größte Theil der Gesellschaft dem Umstände gönnte, nicht ausfallen, daß die Sepoy-Offiziere sich im Hintergrund zusammendrängten, gleichsam die Ausgänge besetzt hielten, und bedeutsame Blicke und heimliche Reden mit einander wechselten.

»Nun, Hoheit,« sagte die Lady Baroneß zu dem Maharadschah, »wir sind voll Erwartung des Schauspiels, das Sie uns versprochen. Man hat mich versichert, daß Sie ein großer Verehrer der Dichter Frankreichs und Englands sind. Ich hoffe, Sie werden uns doch nicht eine der langweiligen Tragödien Racine's oder gar ein Drama Shakespeares zum Besten geben, sondern ein indisches Original, etwas Nationelles, Besonderes!«

»Mylady, Sie müssen vorlieb nehmen mit dem, was wir armen ungebildeten Hindu zu geben vermögen. Aber, auf meine Ehre, ich verspreche Ihnen, es ist ein Original.«

»Bitte, geben Sie mir das Programm dazu. Was wird es sein – ein Schauspiel – der Versuch einer indischen Oper, in der chinesische Sanger, unsere Ohren zerreißen? eine indische Göttermythe oder eine malayische Gaukelei?«

»Es ist eine Rhapsodie, Mylady, deren Text ich selbst den Versuch gemacht habe, in englische Verse zu übertragen. Sie ist dem Kadambari¹ das Banabhata nachgebildet und wird nach der Sitte der Franken durch stumme Gruppen dargestellt werden.«

»Also lebende Bilder – und Sie selbst der Dichter, Hoheit? das ist reizend. Ihr Fest, muß ich gestehen, läßt Nichts zu wünschen übrig und war so schön, wie ein orientalisches Ballet in der großen Oper. Ich gebe Ihnen zum Dank dafür die Erlaubniß, meine Hand zu küssen, Prinz, und bedauere nur Eines bei meinem Besuch.«

»Und darf ich fragen, welcher Umstand so unglücklich gewesen ist, Ihrer Herrlichkeit Mißfallen zu erregen?«

»Nicht mein Mißfallen, Hoheit – verändern Sie meine Worte nicht! Ich spreche nur mein Bedauern aus, daß es mir nicht vergönnt war, neben diesen indischen Damen auch die Schönheit unserer Wirthin kennen zu lernen, der es gelungen, die Liebe des berühmten Maharadschah von Bithoor so wunderbar zu fesseln.«

Der Hindufürst verneigte sich. »Ich werde die Ehre haben, Mylady, meine Gattin Ihnen vorzustellen, ehe das Fest zu Ende ist.«

»Wie, Hoheit – ich glaubte, Lady Margaretha sei durch Krankheit abgehalten, hier zu erscheinen?« fragte verwundert die Dame.

»Die Fürstin von Bithoor, Mylady, kennt ihre Pflicht zu gut, um nicht in diesen Hallen mit mir ihre Gäste empfangen zu haben.«

Die Antwort des Maharadschah war so laut und fest gesprochen, daß außer der Lady Malingham verwundert mehrere der Umsitzenden aufhorchten und den Mund zu Fragen öffneten.

In diesem Augenblick rief General Wheeler herüber: »Den Titel Ihres Schauspiels, Freund Bahadur? Sie haben uns noch dessen Namen nicht gesagt.«

Der Nena trat zurück und näherte sich der Bühne. »Es ist ein Gedicht des Subandhu, Sahib Excellenz, und führt den Titel: Die Rache des Liebenden! – Srinath Bahadur hat die Ehre, die hohe Gesellschaft um die Erlaubniß zu bitten, sein Spiel beginnen zu dürfen.«

Und in der tiefen geflissentlichen Demuth, mit der er sich verbeugte, lag ein unverkennbarer Sarkasmus und Hohn, und während er die Hand erhob, das Zeichen zu geben, begann sein dunkles Auge sich zu entschleiern und flog mit dämonischer Freude über den glänzenden Halbkreis, der ihn umgab.

Drei Schläge des Tamtams erschütterten die Nerven der Hörer und dann schmetterte eine rauschende wilde Musik durch den Saal von Cymbeln und Flageolets, Hörnern und der indischen Trommel, vermischt mit dem schrillen Ton der Becken und des Triangels, wie sie der orientalische Geschmack liebt bei seinen Festen und Auszügen.

Und aus dem wirren Getön dieser Musik, verborgen von dem Vorhang der Bühne, erhob es sich in sehnsüchtigen, lockenden Klängen, wie der Gesang der Budurubul, des Vogels der tausend Lieder, ein flötender Klarinetten, herzdurchbebend, träumend in süßer Melancholie, als malten die Töne die Erinnerungen einer süßen und unglücklichen Liebe. Hinter dem Vorhang hervor trat eine ernste Greisengestalt, gehüllt in weiße wallende Gewänder, den

¹Ein berühmtes indisches Liebes- und Heldengedicht.

schmalen Goldreif der indischen Barden um das lang flatternde Haar, den weißen ehrwürdigen Bart bis auf das rothe Brahminenzeichen herabfallend, welches das Gewand auf der linken Brust schmückte. Und während die süßen, schmelzenden Töne der Nachtigallenmelodie wie im fernen Echo verklangen, kauerte der greise Sänger sich zur Seite des Indierfürsten auf der Nampe der Bühne nieder und seine Finger rauschten über die Saiten der Laute, die er im Arm trug.

Dann – in dem einfachen, halb singenden Rythmus des indischen Recitativs entströmte der Wortlaut der Ghaselen in hindostanischer Sprache seinen Lippen.

Alles schwieg, neugierig durch den seltsamen Eingang des versprochenen Schauspiels. Jetzt erhob der Maharadschah die Hand und auch der indische Sänger schwieg. Aus seinem Arm nahm der Nena die Laute, mit kräftigem Accord griffen seine Finger in die Saiten und das Auge zur Decke erhoben, gleich den römischen Improvisatoris, wiederholte seine volle wohl-lautende Stimme die Ghaselen in freien englischen Versen nach dem Muster seines Lieblingsdichters, des abenteuerlichen Lord, der in Missolunghi sein Grab fand.

»Golden sind *Surikha's* Locken,
Wie der Sonne lichter Strahl,
Der der Blüthen duft'ge Glocken
Küßt im Himalaya-Thal.
Ihre Augen sind Saphire,
Eine Palme die Gestalt,
Und dem Säuseln der Zephyre
Gleicht des Lächelns Allgewalt.

Weiße Perlen sind die Worte,
Die aus der Rubinen-Pforte
Ihrer Lippen, den Korallen
Ihrer Zähne süß entfallen.

Wie der Antilope Kosen
Tritt ihr Fuß den Rasen nur,
Und ihr Odem gleicht der Rosen
Duft auf Schiraz sonn'ger Flur. –

In des Indus gelben Wellen,
In dem fernen Lande Sindh,
Unterm Zelt aus Löwenfellen
Lebt der Khan von Samarkind.

Stolz entsprossen aus dem Saamen
Mächt'ger Helden, ist der Namen
Tarapida's hoch bekannt
Durch das weite Inderland.
Seine Faust erschlägt den Tiger,
Nur in Wohlthun sucht er Lohn,
Und als treubewährter Krieger
Steht er an des Sultans Thron.«

Wieder rauschte die wilde Musik hinter der Gardine in den kriegerischen Klängen der Cymbeln und Becken auf, gleich als wollten sie den Ruhm des jungen Helden verkünden, den das Lied des Indierfürsten besang, der jetzt dem greisen Barden die Laute reichte, fortzufahren in seinem Text.

Und wiederum übersetzte er der Gesellschaft die Verse, den Tonfall mit leichtem Ausdruck wechselnd:

»Und von Kashemirs schönem Kind
Hört der tapfre Held von Sindh.
Der entbrennt in Liebesgluth
Ihm das Herz, wie jäh die Fluth
Von des Monsoons Hauch gefüllt
An Suretta's Küste schwillt.
Und er zieht zum fernen Land
Und er holt mit tapfrer Hand
Von dem Fuß des Dwalagir
Die Rose sich von Kashemir!
Und der Löwe von dem Sindh
Wird zum schuldlos frohen Kind.
Denn des Cama¹ Huld verhiess
Ihm der Liebe Paradies.
Von Kammari² bis Kabul
Singt die süße Burubul
Keinen Glücklichen ihr Lied,
Als Surikh' und Tarapid!«

Unter den zarten Molltönen der Flageolets rauschte der Vorhang zur Seite, und ein stauendes Ah! der Versammlung begrüßte das reizende Bild, das sich den Blicken zeigte.

An dem breiten Stamm einer Banane auf grünem Rasenteppich ruhte zwischen Rosen und Geranienbüschen ein Liebespaar, der Mann, eine prächtige Kriegergestalt in der malerischen Tracht der ritterlichen Afghanenstämme, Säbel und Schild zur Seite, das Haupt im Schoos eines schönen Mädchens mit köstlich blondem Haar, in die weiche blaue Tunika der Frauen der tübetanischen Hochgebirge gehüllt.

Wer Major Rivers beobachtet hätte, wie er auf das blonde Frauenbild starrte, würde gesehen haben, wie sein Antlitz sich mit fahler Blässe überzog.

Das Antlitz dort oben auf der Bühne unter dem Bananenbaum und dem Goldschleier des Gewebes von Tübet war ein ihm bekanntes – es glich Narika, der Odaliske von Kashemir, die dem Brand der Zenanah entflohen war, wie eine Rose der andern.

»*Ma foi!* Sehen Sie, meine Liebe, das Gesicht jenes Afghanen-Kriegers – gleicht es nicht zum Erstaunen unserm liebenswürdigen Wirthe selbst?«

»Ich glaube, es ist Baber-Dutt, sein Bruder, der die Rolle übernommen,« erwiderte Miß Wheeler.

»Und das reizende Geschöpf, das die Heldin des Gedichts darstellt, – wahrhaftig, das Bild ist entzückend und könnte in den Salons von White Hall oder der Tuileries dargestellt werden!«

¹Der Gott der Liebe.

²Die südlichste Spitze Indiens.

Zusammen rollte der Vorhang und verhüllte die Gruppe vor den Augen der Zuschauer. Wieder rauschte der Accord der Saiten und die Hindostani-Verse flossen von den Lippen des greisen Barden.

Und der Bahadur übersetzte die Verse, während wie in weiter Ferne die wilde Musik seines Volkes hinter dem Vorhang erklang.

»Die Dämonen sind dem Glücke
Feindlich, das uns Cama giebt,
Und in ihrer Bosheit Tücke
Hassen sie, was treu sich liebt.

Hin zu seinem Sandelthore¹
Ruft der Sultan von Lahore
Seinen Krieger Tarapida.
Und er läßt zurück Surikha,
Auf den Schutz des Bruders bauend,
Und der Treu' des Freundes trauend.
Hassan war wie er ein Krieger,
Und er hat das Zelt und Mahl
Von dem edlen Hindusieger
Schon getheilt wohl hundert Mal.
Doch im stillen neidet er
Seiner Liebe Glück ihm schwer,
Und als Tarapida fern,
Raubt er ihm des Lebens Stern! –
Jene zarte Frau'n-Gestalt
Bricht des Schändlichen Gewalt.
Tückisch stürzt er in's Verderben
Ihren Bruder, denn sein Sterben
Ist die Losung seinen Lüsten,
Und er schwelgt an ihren Brüsten
Und entehrt den zarten Leib
Mit Gewalt des Freundes Weib!«

Wilder und wilder rauschten die Accorde! –

»Nicht die Schande selbst bereuend,
Doch der That Vergeltung scheuend,
Birgt er in dem Schooß der Erde,
Daß sie nimmer kündbar werde,
Jetzt Surikha, bis der Götter Wort den Rächer
und den Retter Ihrem Jammer endlich weckte,
Den des Wahnsinns Nacht bedeckte!«

¹Die berühmten und kostbaren Thore des Tempels von Lahore aus Sandelholz, die bei der Eroberung des Pendjab von den Engländern geraubt wurden.

Und wie ein Beben ging es durch den Saal – kein Laut wagte sich zu rühren – denn selbst auf den stolzen und kalten Männerherzen lag es wie furchtbare Ahnung des Kommenden – die Gewißheit, daß die Verse des Hindufürsten eine entsetzliche Bedeutung hätten!

Bleiche Frauengesichter sah man im Kreise, und in den Augen Editha's glänzten Thränen des Mitgeföhls, während ihre Blicke angsterfüllt in dem Kreise der Männer die Gestalt des Retters suchte, der ihr und den Ihren Schutz gelobt vor der Rache des Nena.

Auch das Antlitz des Residenten war bleich – aber die Lippen zusammengepreßt, die Stirne in dunklen Falten und das Auge mit trotziger Drohung auf seinen Gegner geheftet, stand er auf den Säbel gestützt regungslos in der Mitte der Offiziere.

Ohne dem indischen Barden die Laute zurückzugeben und seinen Gesang abzuwarten, that der Hindufürst einen Schritt auf den Kreis der Gäste zu; aus seinem Angesicht schien das Blut gewichen, in seinen Augen glühte es, als habe ihn selbst der Wahnsinn erpackt, – einen schrillen Akkord riß seine Hand über die Saiten und dumpf und dennoch verständlich, bis in die fernsten Ecken des Saales, grollte seine Stimme, als er in dieser dämonischen, erschütternden Improvisation fortfuhr:

»Wollt Ihr schau'n das Ungeheur,
Wollt Ihr sehn, Ihr zarten Frauen,
Wie das Liebste und das Theure
Untergeht in Leid und Grauen? –
Wagt Ihr, was, noch jetzt zu fragen,
Tarapida's Heiz erfüllt?
Weibern nur gehört das Klagen,
Doch dem Rächer jenes Bild!«

Auseinander fuhr der Vorhang – in dunklem Kerkergewölbe, auf feuchter Binsenmatte kauerte die Jammergestalt der Hindufrau mit dem bleichen Angesicht, den starren Blicken des Wahnsinns, die zerstörten blonden Locken durch die hageren Finger gleiten lassend, und von den weißen Lippen schien Ophelia's Schmerzenslied zu zittern.

Und ihr zur Seite standen zwei Männer, einer in der einfachen Tracht der Ganges-Schiffer, den blanken Stahl drohend geschwungen in der Rechten, die Linke den weiten arabischen Mantel erfassend, der die schon fliehende Gestalt des Zweiten verhüllte.

Ein Schlag des Tamtam durchdröhnte gellend den Saal, wie der Ruf des Weltgerichts, der die Gräber spalten und die Verbrecher vor dem Throne Gottes entlarven wird.

Nieder fiel der Mantel des Fliehenden, seine Kleidung, sein Antlitz wurden sichtbar den hundert fragenden Augen – –

»*Goddam!* – Das ist Rivers, wie er leibt und lebt!«

Der Ruf des Doctor Brice schien wie ein electrischer Schlag die allgemeine Erstarrung zu lösen.

Die Generale und der Rath erhoben sich; – Unwillen in den rauhen, von Alter und Strapazen verhärteten Zügen, trat der Gouverneur von Cawnpur auf den Nena zu, dessen Auge mit starrem, furchtbarem Ausdruck auf dem Verfehmten haftete.

»Ich muß gestehen, Hoheit, das ist kein Spiel für ein Fest! Ich habe Ihre Launen und Excentricitäten immer mit Nachsicht behandelt und Sie protegirt, aber diese offenkundige Beleidigung eines britischen Beamten und Offiziers geht zu weit. Ich muß Erklärung fordern – was beabsichtigen Sie mit dem Mummenschanz?«

»Gerechtigkeit!«

Die Stimme des Nena dröhnte durch den Saal, als er das eine Wort sprach.

»Gerechtigkeit? – Seine Excellenz der Herr Rath hat Sie vorhin bereits darauf aufmerksam gemacht, daß das Wort eine vage Bedeutung hat. Für was und gegen wen verlangen Sie Gerechtigkeit?«

»Gegen die Entführer meines Weibes, Mahathma!«¹

»Wir beklagen Alle Ihr Unglück, aber Sie selbst wissen, daß die Dacoits, welche das Verbrechen wahrscheinlich begangen, noch nicht zu ermitteln waren.«

»Die Verbrecher sind hier!«

»Hier? – Enden Sie endlich die Räthsel, Hoheit, in denen es Ihnen zu sprechen beliebt. Wo sind die Schuldigen?«

»Dort!«

Seine Hand wies auf den Residenten.

»Also doch – Sie wagen es, die Anklage Ihres Bildes mit Worten zu wiederholen?«

»Ich wage es! Bei den heiligen Broten – bei dem Gekreuzigten der Christen – dieser Faringi ist der Räuber und Mörder meines Weibes!«

»Der Mörder?«

»Ja, Sahib General! Meinst Du, Srinath Bahadur werde das Lager seines Weibes verlassen, um den Fremdlingen seine goldenen Säle zu öffnen, wenn ein Hauch des Lebens noch auf den Lippen der Geliebten war? Schaut hin und seht das Opfer der Lüste eines weißen Mannes!«

Er streckte die Hand nach der Bühne – die Gruppe von vorhin war verschwunden, nur der Hindu-Schiffer noch zeigte sich den Blicken und neben ihm ein offener Sarg von Sandelholz mit den weißen und rothen Blüthen der Orangen und des Lotus. Auf dem Blumenkissen, in das weiße Gewand von indischem Mousselin gehüllt, lag eine bleiche abgezehrte Gestalt, das Auge geschlossen, die blonden Locken um das Todtengesicht – *Margarethe O'Sullivan*, die Gattin des Maharadschah von Bithoor!

»Es ist falsch – erlogen, was er spricht!« schrie der Resident durch die grauenhafte Stille, die sich bei dem Anblick über die ganze Gesellschaft gelagert. »Wird man der Lüge eines verrätherischen Schwarzen mehr glauben, als dem Wort eines britischen Offiziers? – Wo sind die Zeugen für seine wahnsinnige Anschuldigung? Soll diese Todte es sein, die ihres Verstandes beraubt gestorben ist?«

»Die stummen Gräber nehmen die Todten auf – aber sie geben sie auch wieder zurück zur Stunde des Gerichts,« sagte ernst der Maharadschah mit Hoheit. »Und die Gräber sollen sprechen, um Deine Tücke anzuklagen und zu verdammen für Zeit und Ewigkeit!«

Und hinter dem Sarg der schändlich geknickten Blume des grünen Irlands erhob sich eine seltsame Gestalt, ein Mann, bleich und leidend – kein menschenähnliches Angesicht mehr und dennoch fast Jedem bekannt in den Reihen der erschrockenen Gäste. Frei und offen war die schöne Männerstirn, von blondem lockigem Haar umspielt, das blaue Auge voll Gram, der obere Theil der Wangen und die Nase schön und edel geformt, in unverkennbarer Ähnlichkeit mit dem Leichenantlitz der Todten. Aber eine dunkle Höhlung gähnte statt des Mundes – ein Gewebe zerrissener und vernarbter Muskeln und zerschmetterter Knochen bildete den untern Theil des Gesichts statt Schlund und Kinn, entsetzlich anzuschauen, noch entsetzlicheres Leid dem Verstümmelten selbst.

¹Sir!

Die Gestalt, im europäischen Anzug eines Gentleman-Reiters, aber ein großes Tigerfell mit silbernen Klauen um die Schultern gleich einem Mantel geschlungen, trat langsam hinter dem Sarge hervor und mit schwankendem Schritt die Stufen der Bühne nieder, gerade auf den Residenten zu, der entsetzt, wie vor der Erscheinung einer andern Welt, zurückwich und die Lehne eines Stuhls mit zitternder Hand erfassen mußte, um sich aufrecht zu erhalten.

Dann blieb die Jammergestalt, die sich nahte, auf ihrem Wege stehn und hob die Arme gen Himmel.

Jetzt sah man, daß beide Ärmel leer waren vom Ellbogen-Gelenk – dem Mann fehlten die Arme und Hände.

»Der Teufel soll mich holen,« sprach Doctor Brice, indem er die Gläser seiner Brille abwischte, – »wenn da nicht wirklich das Grab seine Beute herausgegeben hat! Ned, mein Bester, wer hat die wundervolle Kur an Ihnen gemacht?«

»Edward O’Sullivan,« tönte die Stimme des Nena – »armer unglücklicher Bruder! zeige uns den Mörder Deiner Schwester!«

Und der Verstümmelte wankte weiter auf den Residenten zu, der zerrissene Schlund bewegte sich, als wolle er Worte von sich geben, aber nur der pfeifende Athem der Brust war zu hören, – nur in den Augen flammte der Strahl dessen, was die Lippe nicht mehr zu stammeln vermochte.

So trat er dicht heran an den Mörder seines Lebens und legte die beiden verstümmelten Arme auf dessen Brust.

Mit Gewalt hatte der Resident seinen Trotz und seine Fassung zurückgerufen. Ein egoistischer Bösewicht in jeder Ader, war er doch ein Mann von großem persönlichen Muth und Nichts fürchtender Kühnheit, wo es die Verfolgung seines Willens galt, wie wir ihn bereits an den Ufern des Somo gesehen. Er fühlte, daß er von Todfeinden umgeben und daß nur der Trotz der Frechheit sein Spiel zu retten und seine Gegner zu entwaffnen vermöge.

Mit diesem Bewußtsein hatte er auch seine volle Kaltblütigkeit wiedergewonnen, und sein trotzig höhrender Blick überflog und prüfte die Zahl dieser Gegner, um einige Augenblicke Zeit zu gewinnen.

In der That, sie war nicht klein! Dort der Maharadschah mit den das Furchtbarste verkündenden Falten der Stirn – an die Wand der Bühne gelehnt der Schiffer der arabischen Praua, gleich dem Löwen der Kaffern-Thäler zum Sprunge bereit auf seinen Femd – dort an den Nena gedrängt, der Babu, der Vater des Mädchens, das er in sein Harem geschleppt, – die Jammergestalt des so teuflisch geopfertem vertrauenden Freundes – und da der triumphirend stolze Blick der Hindufürstin, der er noch vor kaum einer Stunde Hand und Namen geboten, und deren höhrende Verwerfung seine Schande begonnen. »Es freut mich, Ned, daß Sie dem Tode entgangen sind, wenn auch freilich übel zugerichtet,« sagte Rivers mit kalter Entschlossenheit. »Warum zum Teufel ließen Sie Ihre Freunde so lange in dem Glauben, daß Sie nicht mehr unter den Lebendigen wären!«

»Schamloser Bösewicht,« schnaubte der Nena – »wagst Du es, der Nähe der Todten zu spotten!« Seine Hand lag an dem Juwelengriff seines Säbels. »Richtet Ihr selbst, stolze Krieger der Weißen, zwischen mir und Jenem, und sprecht Euer Urtheil, ob er mir gehört? Gebt Gerechtigkeit, wenn Ihr selbst auf das Erbarmen des Tigers hofft!«

Der Resident blickte um sich. Die Mehrzahl der britischen Offiziere war von ihm scheu zurückgetreten, er stand allein in dem Kreise und in vielen Gesichtern erkannte er den offenen Ausdruck der Verachtung und der Mißbilligung.

»Es ist Zeit, daß die Komödie zu Ende geht, denn ich sehe, diese Herren scheinen geneigt, ohne Untersuchung der frechen Verleumdung eines Mohren den Landsmann zu opfern, bloß weil jener ihnen prächtigere Feste und Mahle giebt. Ich fordere Ihren Schutz, Excellenz, gegen die Anklage der Bosheit. Der Maharadschah von Bithoor ist ein Verräther – ich klage ihn an des Einverständnisses mit den Feinden Englands! Jener Mensch dort, den er zu seinem Possenspiel gebraucht, ist ein Deserteur des 74. Regiments, ein Genosse der aufrührerischen Boers und Kaffern am Kap, *Peter Pretorius*, wie Capitain Delafosse bezeugen wird. Und der Führer der Leibwache einer Fürstin, die noch so eben ihren Haß gegen England kundgegeben, ist ein verwegener Abenteurer und Rebell, auf dessen Kopf Lord Ward in Korfu einen hohen Preis gesetzt, – kein Sardinier, wie man seine Beschützer betrogen, sondern der Jonier *Markos Grimaldi*. Mit diesen Rebellen stehen meine Ankläger im Bunde und der Zweck der Anklage ist, denk' ich, deutlich genug!«

Diese geschickte und dreiste Wendung war der Meisterstreich eines gewandten Fechters, und die Aufmerksamkeit und Theilnahme, bisher dem furchtbaren Geschick der unglücklichen Irländerin zugewandt und die allgemeine Stimmung gegen Rivers kehrend, änderte sich rasch zu dessen Gunsten.

Ein unerwarteter Zwischenfall kam der dreisten Läugnung des Bösewichts zu Hilfe.

Vom Eingang des Saales her forderte eine gebieterische Stimme laut den Durchgang: »Depeschen für Seine Excellenz den Gouverneur! Geben Sie Raum meine Herren!«

Durch die sich öffnenden Reihen der Militairs und Damen kam hastig ein fremder Offizier in der Uniform des 6. Garde-Drägoner-Regiments Ihrer Majestät. Sein ganzes Aussehn zeigte von den furchtbaren Anstrengungen einer langen und eiligen Reise. Seine Kleidung und sein Gesicht waren mit Staub und Schmutzkrusten förmlich bedeckt, die Augen blutunterlaufen, eine schwarze Wundbinde um die Stirn bewies, daß er vor Kurzem noch einen Kampf bestanden.

»Wo ist Sir Henry Lawrence, der Gouverneur von Audh? Wichtige Depeschen von General Barnard!«

»Ich bin General Lawrence. Wo kommen Sie her?«

Der Offizier salutirte. Man sah ihm an, daß er so erschöpft war, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte. Dennoch übte die militairische Disciplin ihre Gewalt über die Ermüdung der Natur.

»Von Delhi, Excellenz. Diese Briefe besagen das Nähere und fordern schleunige Weiterbeförderung. Ich habe den Weg in fünf Tagen und fünf Nächten zurückgelegt!«

»Dann muß ein Unglück die Ursache sein. Entschuldigen Sie, meine Damen!« Der General riß das Couvert der Depesche ab und durchflog sie mit den Augen – man sah sein freundliches mildes Gesicht immer ernster werden, die Falten seiner Stirn sich furchen und ein leises Beben der Hand. Die Anklage des Residenten, – der Tod der schönen Margarethe – der falsche Sardinier Maldigri, wie der drohende Zorn des Nena – Alles war vergessen vor dem Interesse an der Botschaft des fremden Offiziers, und die Engländer umdrängten fragend und vermuthend den General.

»Die Sache steht schlimmer, als wir befürchtet haben,« sagte dieser, dem Gouverneur von Cawnpur und dem Rath die Depeschen reichend. »Verheimlichung würde wenig nutzen – die Sepoy-Regimenter im Norden sind in vollem Aufstand, Mirut und Delhi sind von den Rebellen genommen, die schändlichsten Morde sind an unseren Landsleuten, an Männern, Frauen und Kindern verübt und der abgesetzte Mogul ist zum Kaiser von Indien ausgerufen worden. General Barnard fordert auf's Schleunigste alle disponiblen Truppen zur Verstärkung!«

Die schreckliche Nachricht, mit Blitzesschnelle sich auch zu den entfernter Stehenden verbreitend, erweckte allgemeine Aufregung. Man umringte den Offizier, der sich ermüdet auf einen Stuhl niedergelassen, und bestürmte ihn mit Fragen und Aufforderungen nach weiteren Mittheilungen. Er schilderte mit fliegenden lebendigen Worten die Gräuel, deren Augenzeuge er zum Theil gewesen, die heldenmüthige Aufopferung der englischen Offiziere und die Explosion des Pulvermagazins, das diese selbst in die Luft gesprengt.

»Danken Sie Gott, Sir,« wandte sich Oberstlieutenant Stuart zu dem Dechanten, der mit Entsetzen die Schilderungen anhörte, jetzt erst den Sinn der Andeutungen seines Freundes begreifend, »daß Lady Hunter sich glücklich in Ludhiana befindet, wie Sie uns erzählten – welch schreckliches Loos wäre sonst wahrscheinlich auch ihr zu Theil geworden!«

Der Dragoner-Offizier wandte den Kopf, »Lady Hunter, die Frau des Dechanten? – Ich weiß Nichts von ihrem Schicksal, aber ich sah sie zwei Tage vorher, ehe das Unglück ausbrach, bei einem Besuch des Lazareths.«

Der Geistliche sprang auf ihn zu. »Barmherziger Gott – täuschen Sie sich nicht, Sir? Lady Adelaide, meine Gattin in Delhi? Himmlischer Vater, dann ist sie ermordet von den blutigen Ungeheuern!«

Der Offizier sah ihn theilnehmend an. »Verzeihen Sie, hochwürdiger Herr, wenn ich absichtslos Ihnen eine traurige Nachricht gebracht – ich erkannte Sie nicht gleich und konnte unmöglich Ihre Anwesenheit ahnen. Leider ist es wahr, daß Lady Hunter sich in Delhi befand, sie traf in voriger Woche von einer Reise wieder dort ein. Aber noch ist nicht alle Hoffnung verloren – ich hörte Nichts von ihrem Schicksal. Vielen Frauen und Familien ist es gelungen, sich glücklich aus der Stadt zu retten, andere sollen noch von dankbaren Eingebornen verborgen gehalten werden. Lady Hunter steht auch bei diesen für ihre aufopfernde Güte und Menschenfreundlichkeit in so hoher Achtung, daß ich unmöglich glauben kann, man habe ihr Leides gethan.«

Alle in dem Kreise, der sich um den schmerzgebeugten Gatten gebildet, fühlten die geringe Sicherheit des gut gemeinten Trostes, und der Dechant selbst schüttelte zweifelnd das Haupt. »Wo der Mensch zu fanatischer Raserei entflammt, die Schranken der gewohnten Ordnung durchbricht und in dem Blut seiner Brüder sich badet – da kennt er nicht Achtung noch Dankbarkeit und wird zum wilden Thier! Gott der Allmächtige hat die theure Gefährtin an das Herz des Gatten gelegt und sie wieder zu sich genommen! Möge ihr Ende ein leichtes gewesen und ihre Seele bei ihm sein.«

Und die strömenden Augen barg er an der Brust des Freundes, der finster und schweigend zu ihm getreten war und ihn an das von gleichem Schmerz zerrissene Herz drückte, um das der Silberpanzer des Gwalior-Kriegers jetzt sich wölbte.

Während dessen hatten die Generale, der Rath und mehrere der älteren Offiziere eine rasche Berathung gepflogen und beschlossen, daß General Lawrence sofort nach Lucknow aufbrechen und der Rath in seinem Schutz sich nach der Hauptstadt des Audh begaben solle.

»Meine Herren und Damen,« erklärte General Wheeler mit erhobener Stimme, »die erhaltene Nachricht macht es uns zur Pflicht, auf's Schnellste nach Cawnpur zu eilen. Nach den Ereignissen, die leider schon kurz vorher die Eintracht zwischen den beiden Nationen zu stören gedroht, kann unsers Bleibens hier überhaupt nicht länger sein. Ertheilen Sie Ihrer Dienerschaft die nöthigen Befehle zum Aufbruch.«

»*Gerechtigkeit, Sahib General!*« erklang über alles Geräusch der allgemeinen Bewegung die mahnende Stimme des Nena.

»Das ist keine Zeit, um Ihre Klagen anzuhören und zu entscheiden, Sir,« sagte der General mit Strenge, »selbst wenn Sie dieselben auf eine passendere Art angebracht hätten. Bezeigen Sie Ihre gute Gesinnung für die Regierung, indem Sie die Schwierigkeiten, die sich ihr entgegenstellen, nicht noch erhöhen. Später wird sich Gelegenheit finden, Ihre Anschuldigungen zu untersuchen, bis dahin aber warne ich Sie, nicht Rebellen oder verdächtigen Personen Schutz zu gewähren.«

Er wollte sich entfernen – der Nena aber stellte sich ihm in den Weg.

»Ihre erste Pflicht ist, Sahib General, Gerechtigkeit für das Verbrechen zu üben. Niemand wird diesen Saal verlassen, ehe der Mörder mir nicht freiwillig ausgeliefert ist!«

»Sie gehen zu weit, Fürst,« ermahnte General Lawrence, »beruhigen Sie sich, wir ehren Ihren Schmerz und ich selbst verspreche Ihnen, daß die Sache später ohne Ansehn der Person untersucht werden soll.«

»Sie mißbrauchen unsere Nachsicht!« rief der Gouverneur von Cawnpur heftig. »Gehen Sie aus dem Wege und danken Sie es meinem frühern Wohlwollen, daß ich die Beschuldigung des Major Rivers nicht zunächst untersuchen und Sie verhaften lasse bis zum Ausweis über jene verdächtigen Persönlichkeiten, Sie sammt jener Rebellin!« Er wies auf die Rani von Jhansi und schritt vorwärts.

»Sahib General – Du weigerst Dich? Bedenkst Du, was Du thust?«

»Aus dem Wege, Sir, ich dulde keine Frechheit!«

Sir Hugh Wheeler legte zürnend die Hand an das Gefäß seines Degens.

Der Nena lachte höhnisch auf und sprang zurück.

»*Ram! Ram! Mahadeo!*«

Der wohlbekannte Schlachtruf der Hindu's, den er ausstieß, fand sein Echo in dem donnernden Gegenruf der zahlreichen Sepoy-Offtzieren auf allen Seiten des Saales:

»*Jai – jai – Kar!*«

Zugleich entstand unter den Letzteren eine allgemeine Bewegung, sie zogen die Säbel und stellten sich vor die Ausgangsthüren des Saales,

»Was bedeutet das?« schrie der General. »Verrath – Empörung?«

»Ja Empörung,« rief der Nena, »und dieser Schurke soll die erste Sühne des befreiten Hindostans sein!«

Und gleich dem Tiger, ohne seine Waffe zu ziehen, stürzte er sich auf den Residenten, erfaßte ihn am Kragen und versuchte ihn aus den Reihen der Engländer zu reißen.

Die That, der ganze Ausbruch der so lange und so geschickt verhehlten Gesinnung des Maharadschah kam Allen so unerwartet, daß Schrecken und Erstaunen selbst die Entschlossenheit der Muthigsten fesselten.

Im ersten Augenblick glaubten die Generale, daß nur das heißer durch die Adern wallende Blut den Nena zu einem Ausbruch der Erbitterung über die vereitelte Rache verleitet hätte,

aber die Überlegung weniger Augenblicke bewies ihnen, daß dieser Widerstand, diese Auflehnung gegen die englische Autorität eine vorbedachte und vorbereitete Sache sei, deren Folgen höchst gefährlich werden könnten.

»Zu den Waffen, Landsleute! Zeigt den Verräthern, daß britische Offiziere sich vor meineidigen Rebellen nicht fürchten!« befahl General Wheeler.

»Männer, seid Ihr wahnsinnig?« rief Sir Hugh Wheeler die Sepoy-Offiziere an. »Steckt die Waffen ein bis auf die Befehle Eurer Oberen! Jeder Ungehorsam würde mit dem Tode bestraft werden!«

Nur das tumultuarische Geschrei und der Ruf: »*Jai – jai – Kar!*« antwortete ihm. Die britischen Offiziere hatten ihre Säbel und Degen gezogen, die meisten aber waren gänzlich unbewaffnet, da sie jene zum Tanz, und um im Gedräng und der Hitze unbelästigter zu sein, in den Vorzimmern abgelegt. Die Frauen wurden ängstlich und begannen nach ihren Männern und Verwandten zu rufen, und sich aneinander zu drängen, obschon die durch eine so lange Reihe von Jahren der unbestrittenen britischen Herrschaft gewonnene Sicherheit und der Übermuth europäischen Stolzes noch in Keines Sinn die Furcht vor wirklicher Gefahr aufkommen ließ.

Lady Mallingham, die ihr Gatte noch keine Zeit gefunden, wegen der Anklage des Major Rivers gegen ihren angeblichen Verwandten zu befragen, der aber jetzt die Andeutungen des Letztern verständlich geworden, suchte ängstlich mit den Blicken Grimaldi, um sich nöthigen Falls unter seinen Schutz zu stellen. Sie fand ihn, – während alle indischen Mitglieder der Gesellschaft, auch diejenigen, welche nicht in die Verschwörung verwickelt waren und sich auf die Seite des Nena stellten, sich von den Engländern getrennt hatten und abgesondert hielten – nahe bei sich und dem Dechanten stehen, die Vorgänge aufmerksam und mit entschlossener Miene bewachend.

Sie legte die Hand auf seinen Arm. »Vetter Maldigri,« flüsterte sie, »Sie bürgen für meine Sicherheit!«

Er winkte ihr ungeduldig, ohne sie anzusehen. Seine Blicke waren fest auf die Begum von Audh gerichtet, die gleichfalls mit der Rani, seiner Gebieterin, nach der rechten Seite getreten war, während die Engländer auf der Linken sich zusammenschaarten.

Seine Hand hielt noch immer die des Freundes, der in seinem Schmerz, fast gleichgiltig gegen die Vorgänge um ihn her, seinen Platz nicht verlassen hatte.

Wir haben den Residenten verlassen in dem ihn bedrohenden Augenblick, als die Hand des Nena ihn bereits erfaßt und mit unwiderstehlicher Kraft in die Mitte seiner Todfeinde zu reißen versucht hatte.

Die Vorgänge, die wir in der Zwischenzeit erzählt, gingen so rasch und so gleichzeitig vorüber, daß die Gefahr des Residenten kaum von seinen Landsleuten bemerkt und von Wenigen beachtet wurde.

Zufällig stand der Verlobte der schönen Editha, Lieutenant Sanders, der bisher vergeblich sich bemüht hatte, der Dame sich zu nähern und eine Erklärung mit ihr herbeizuführen, in seiner Nähe. Rasche Entschlossenheit war eine der glänzenden Eigenschaften des jungen Offiziers, den ein längeres Leben, als ihm von seinem wahrhaft furchtbaren Geschick bestimmt war, gewiß zu einer Zierde der englischen Armee gemacht hätte.

Mit einer raschen Bewegung war er an der Seite des Bedrohten und ein kunstgerechter Boxer-Faustschlag zwang den Hindu, sein Opfer loszulassen und machte ihn zurücktaumeln.

Ehe er seinen Handjar ziehen, um sich auf seinen neuen Gegner zu stürzen, oder ehe einer seiner Mitverschworenen ihm zu Hilfe kommen konnte, hatte der junge Offizier den Residenten in die Mitte der Engländer gezogen.

Das Antlitz des Nena hatte sich mit dunkler Gluth bei dem Schlage gefärbt, seine Augen flammten jetzt wie die des Tigers, dem seine Beute entrissen wird, und seine Lippen zogen sich über die spitzen glänzenden Zähne zurück, wie die eines Raubthiers.

Er schüttelte seine Hand drohend gegen den Offizier. »Fluch Dir, Faringi! Hundertfachen Tod sollst Du sterben, daß Du gewagt, der Rache Srinath Bahadurs in den Weg zu treten!« Er sprang zurück an den Ausgang der Bühne. »Faringi!« schrie er laut, daß seine Stimme allen Lärmen übertönte, während seine Hand sich nach dem Sarge streckte, »stolzes Geschlecht feiler Tyrannen – Eure Zeit ist gekommen, Eure Herrschaft über das tausendjährige Geschlecht der Hindostani zu Ende! Bei jenem Leichnam, des Theuersten, das ich auf der Welt besaß, gelobe ich, kein Mann und kein Weib, die eine britische Mutter geboren, soll lebendig das Haus Srinath's verlassen, wenn Ihr nicht freiwillig den Verbrecher seinem Zorn überliefert!«

»Nimmermehr, frecher Heide!« zürnte General Lawrence, »wir sind britische Offiziere, nicht feile Söldner, die ihr eigenes Blut verläugnen. Lieber den Tod, als ehrlosen Schimpf! Nehmen Sie die Frauen in Ihre Mitte, Gentlemen, und lassen Sie uns den Ausgang erzwingen!«

»Zum letzten Mal! – gebt Rivers, den Mörder, den Mörder!« heulte der wüthende Hindu.

»Fest geschlossen! vorwärts!« kommandirte der greise General an der Spitze der Offiziere, die mit militairischer Disciplin unter zustimmendem Ruf eine Art von Quarré um die zitternden und weinenden Frauen gebildet hatten, und jetzt in geschlossener Colonne, die Bewaffneten voran, zum Ausgang des Saales drängten.

Der Nena schwang mit gellendem Hohnlachen seinen Turban.

Ein Commandowort erscholl.

Die Sepoy-Offiziere wichen zu beiden Seiten zurück und gaben den Raum zwischen den Säulen, welche die Zugänge bildeten, frei – die Engländer drängten rasch darauf hin.

Da flogen die schweren Teppiche, die als Portièren dienten, zur Seite, und hundert Gewehrläufe und glänzende Bayonnete startten ihnen entgegen, – dahinter die broncedunklen wilden Gesichter, die weißen Rache und Tod drohenden Augen der aufrührerischen Sepoy's.

Bestürzt wichen die Engländer zurück, ihre Blicke flogen umher, einen andern Ausweg zu suchen.

Der Nena klatschte in die Hände.

Auf dies Zeichen ging die hintere Gardine der kleinen Bühne aus einander, und etagenweise hinter einander aufgestellt erblickte man eine rothe Wand von Sepoy's, die Musketen im Anschlag, die Tod drohenden Mündungen nach dem Saale gerichtet.

Ein Schrei des Entsetzens erscholl – selbst den Tapfersten erbebt das Herz.

Wiederum ertönte grell und schneidend die Stimme des Nena.

»Liefert den Mörder aus! den Mörder!«

Ein Augenblick des Schweigens, des Zauderns erfolgte, während dessen sich Aller Augen auf General Lawrence, als den Höchstkommandirenden, wandten – aber auch nur wenige Sekunden dauerte das Schweigen und Zaudern, dann erklang fest und entschlossen der männliche Ausspruch des alten Kriegers.

»Nimmermehr! Die Fahne Englands soll durch keine Handlung der Feigheit in diesem Lande entehrt werden. Entlasse die Frauen sicher und ungekränkt, Bösewicht, und wir, die Männer, wollen mit Dir und jenen Verräthern kämpfen um unser Leben!«

Der Nena lachte höhnisch auf. »Erniedrigen will ich die stolze Fahne Englands zum tiefsten Staube! nicht kämpfen um Euer Leben, das mir verfallen! Sterbt denn in Eurem Trotz, Ihr Verfluchten!«

Er wandte sich nach dem Hintergrund, um den blutigen Befehl zu geben, aber plötzlich änderte sich die Scene auf's Neue.

Mit dem Sprung eines Löwen war der tapfere Führer der Leibwachen der Rani von Jhansi nach der Stelle gestürzt, wo diese und die Königin von Audh standen. Er hatte die Letztere umfaßt und mit Blitzesschnelle mitten in den Saal und vor die bestürzten Engländer getragen, indem er sie hier den drohenden Gewehren der Sepoy's entgegen hielt.

»Wer es wagt, auf jene Frauen und Schuldlosen zu schießen,« donnerte seine mächtige Stimme, »der wird das Herz seiner Königin durchbohren. Kämpft mit den Faringi's, Hindostani-Kameraden, aber mordet nicht die Wehrlosen!«

Zugleich mit der raschen und entschlossenen Bewegung Grimaldi's hatte sich ein anderer Mann in orientalischer Kleidung vor die Bedrohten geworfen, *Walding*, der deutsche Arzt, der bisher unter der Menge verborgen, sich schützend vor Editha Highson stellte. Neben ihm erschien, wie sein Schatten, Kassim der Thug, sein Mayadar.

»Bei dem Andenken an die Geschiedene, Fürst, vergieße nicht das Blut der Unschuldigen!«

Sein machtloser Ruf jedoch wäre an der Leidenschaft des Hindu unbeachtet verschollen, wenn die Kenntniß der Sitten und Verhältnisse, die der kühne Grieche bereits besaß, nicht ein wirksameres Mittel erwählt hätte, als den Aufruf an die Menschlichkeit und die Ehre erregter Orientalen, um das Verbrechen aufzuhalten.

Die Person der entthronten Königin galt den Sepoy's, deren Heimath größtentheils das Audh war, für heilig und unverletzlich. Sie erhofften in ihr die Wiederherstellung des alten und glänzenden Reichs und begriffen, daß bei einem allgemeinen Feuer auf die dichtgedrängte Gruppe der Faringi das tödtliche Blei unzweifelhaft auch sie durchbohren mußte.

Viele der Gewehre senkten sich – die wilden Krieger wußten nicht, was sie thun sollten und harrten eines neuen Befehls des Nena.

»Seid Ihr Feiglinge und Verräther gleich jenen Faringi, daß Ihr um einer Drohung willen Eurer Rache entsagt?« brüllte dieser. »Nieder mit Jedem, der uns in den Weg tritt!«

Das Gemurmel »Die Königin! schützt die Königin!« ging durch die Reihen der Sepoy's. Noch hatten diese nicht das Blut ihrer bisherigen Gebieter und Kameraden getrunken und waren noch nicht aus Menschen zu wilden Thieren geworden.

Der Hindufürst bemerkte, daß er bei dem ersten Ausbruch des blutigen Kampfes, dessen Führer er werden sollte, in Gefahr war, seinen Einfluß, sein Ansehn zu opfern.

»Schont das Pulver! stoßt sie mit dem Bayonet nieder und hütet die Königin,« befahl er.

Dieses Auskunftsmittel genügte vollkommen; die Sepoy's verließen ihre Stellung und rückten langsam von beiden Seiten nach der Mitte des Saales vor. Schon blitzten die Klingen, um sich im nächsten Augenblick in einem Kampfe zu begegnen, der nur mit dem Verderben aller Europäer enden konnte.

Plötzlich fesselte ein lautes: »Zurück!« die andringende Menge.

Zwischen den beiden Parteien, ohne daß man wußte, woher er in diesem gefährlichen Augenblick gekommen, richtete sich die Gestalt des jungen Khans der Sikh auf, und streckte beide mit Pistolen bewaffnete Hände den Sepoy's entgegen.

»Zurück!« wiederholte er – »daß Keiner wage, diesen Männern und Frauen ein Leid zu thun, bis sie Cawnpur erreicht. Sie stehen unter dem Schutz Fattih Murad Khan's!«

»Elender Sikh – wagst Du es, mir in meinem eignen Hause zu trotzen?«

»Ich trotze Dir, Srinath Bahadur, der Du das von Jahrtausenden geheiligte Recht des Gastes Deiner blinden Leidenschaft opfern und Deine eignen Götter beschimpfen willst. Beginne morgen Dein blutiges Werk, aber heute sollen diese ungekränkt Dein Dach verlassen, bei dem Haupt meines Vaters!«

»Ich speie auf das Haupt Deines Vaters und besudle die Gräber Deiner Vorfahren!« schrie der Nena in rasender Wuth. »Tödtet den Verräther, wenn er uns zu trotzen wagt! Vorwärts, Brüder, vorwärts, oder jene Faringibraut entgeht unsrer Rache!«

Die blutige Mahnung war begründet und veranlaßt durch die besonnene Thätigkeit, welche die Generale während des Streites um die eigene Rettung entwickelt hatten.

Auf ihre Weisung hatten sich die britischen Offiziere und Gentlemen, welche auf dem Fest des Nena sich befunden, enger geschaart, die Frauen an die schützende Wand gebracht und mit den Sesseln und einigen anderen Möbeln verbarrikadirt, indem sie sich bereiteten, selbst den Kampf zu beginnen.

Der Khan hob die eine Pistole zur Decke des Saales und feuerte in die Luft. Im nächsten Augenblick klirrten die Scheiben der Thürfenster, die nach der äußern Veranda liefen, und eine Anzahl von Kriegern sprang in den Saal und sammelte sich mit Blitzesschnelle um den jungen Häuptling.

Sie trugen die Uniformen der leichten britischen Kavallerie, doch statt der Kaskets oder Helme grünumwundene Turbans, und in ihren energischen dunklen Gesichtern leuchtete entschlossener Muth. Es waren die Sikhreiter von dem Commando, das den Gouverneur als Ehrenwache nach Bithoor begleitet hatte.

Wie als Antwort auf die Hilfe, welche den Vertheidigern der Faringi geworden, hörte man von dem Platz vor dem Palast das tausendstimmige Gebrüll: »Ram! Ram! Mahadeo!« den Schlachtruf der Hindu-Sepoy's, die ihre Kaserne verlassen und in gedrängten Massen den Palast umgaben. Dazwischen tönte der Ruf: »Tod den Sikhs!«

»Du siehst, Knabe,« hohnlachte der Maharadschah, »daß Du trotz jener Verräther in meiner Gewalt bist. Fluch über Dich, der mich zwingen will, das Blut unserer Brüder zu vergießen! Aber bei Schiwa, dem Zerstörer, wenn Du nicht weichst, ehe drei Mal diese Hand den Tamtam berührt, sollen die Kugeln der treuen Hindu Dich und sie Alle vernichten!«

Der Khan schleuderte ihm aus seinen dunklen Augen einen Blick des Hasses und der Verachtung zu. Der kurze Streit dieser wenigen Augenblicke rettete die britische Herrschaft in Ostindien, denn er regte auf's Neue allen Haß der beiden Völkerschaften, der Sikh's und Hindu's, auf, und erhielt der Regierung ihre tapfersten und besten Truppen, die Sikh-Regimenter, deren Abfall und Vereinigung mit den Hindu-Sepoy's die Engländer, trotz aller krampfhaften Anstrengungen des Mutterlandes, unbedingt vernichtet und für immer aus Indien vertrieben hätte.

Bei diesem Auftritt war keines der besonneneren Häupter der großen Hinduverschwörung, wie Tantiah Topi oder der unter dem Namen des Derwisch Sofi bekannte geheime Leiter

der Bewegung zugegen, um die Leidenschaft des Nena zu zügeln, und Major Grimaldi war zu empört über die befohlene Niedermetzelung der Frauen, als daß er anders, als mit dem Schwert in der Hand ihm begegnet wäre.

Viele der englischen Offiziere hatten sich bereits mit den überflüssigen Waffen der treuen Sikhreiter bewehrt; sie hatten jetzt wenigstens die Aussicht, nicht ungerächt zu sterben, wenn sie auch gegen die unverhältnißmäßige Überzahl sicher unterliegen mußten.

Als Major Grimaldi erkannte, daß es kein bloßes Morden, sondern, ein Kampf werden sollte, widerstrebte es seinem Ehrgefühl, eine Frau zum Schild gegen die Mörderrotte zu brauchen; er gab die Begum frei und ließ sie zu ihren Freunden eilen.

Ein Jubelruf der Hindu's begrüßte sie – nur eine Stimme schwieg, die Stimme der kühnen und hochherzigen Rani von Jhansi.

Sie blickte mit Bewunderung auf den Franken, den Führer ihrer Krieger, denn sie begriff sein tapfres und männliches Benehmen.

In den Jubelruf der Sepoy's, der die Königin begrüßte, erklang wie zum Hohn das Com-mando ihrer Offiziere in englischer Sprache:

»Gewehr auf! – Fertig zum Feuern!«

Die Gewehre klirrten empor – bei dem Nationalhaß der Hindu's gegen ihre Brüder jenseits des Sedletsch zögerte kein Einziger.

»Schlagt an!«

Wie ein Schlag rasselten die Gewehre an die dunklen Wangen der Krieger und die todbringenden Mündungen harrten auf's Neue auf ihre Opfer.

Die Hand des Nena schwang seinen Handjar gegen das eherne Tamtam, das an der Wand der kleinen Bühne hing. Sein Angesicht glühte dunkel, seine Augen sprühten Blitze, eine Hölle, die Blutgier eines Tigers, eines Teufels sprach aus ihnen.

Der Schlag dröhnte durch den Saal!

»Fest Männer – so wie die Schurken zu feuern wagen, gebt's ihnen zurück, und dann auf sie!«

Man hörte das Knacken der hundert Flintenhähne, die gespannt wurden.

Zum zweiten Mal hob sich die Hand des Hindufürsten, zum zweiten Mal schlug die Klinge auf das eherne Becken und erklang das Todessignal.

Viele der Frauen beteten, andere schluchzten, Lady Mallingham schrie laut auf und sank in Ohnmacht. Einige aber standen fest und muthig zu ihren Gatten und Vätern, Editha's kalte Hand ruhte, auf dem Arm des deutschen Arztes, ihr Auge vergebend auf dem jungen Offizier, dem bisher Geliebten, der in der vordersten Reihe der Kämpfer stand.

Zum dritten Mal schwang der Nena das todbringende Zeichen – das Frohlocken der Hülle lag auf seinen entstellten Zügen, wie sie jetzt im Triumph der Rache sich nach dem Opfer der grausamen Weißen, der Leiche Margarethens richteten.

Jetzt – – –

Da zitterte ein Laut durch den Saal – ein Ruf leise und doch jedem Ohr hörbar in der furchtbaren Spannung,

Ein wilder entsetzlicher Schrei, halb Jubel, halb Schrecken, antwortete ihm. Im nächsten Moment sah man den Nena vor dem Sarge knieen und seine Arme wie wahnsinnig emporbreiten.

In dem Sarg aufgerichtet saß die weiße Gestalt der Leiche, ihre hageren Hände bittend über der Brust gefaltet, die blassen Lippen leise Worte murmelnd, während aus den großen blauen, jetzt nicht mehr vom Fieber des Irrsinns unnatürlich glühenden Augen sich große Thränen lösten und über die weißen eingefallenen Wangen rollten.

Zugleich aber hörte man aus der Ferne ein donnerndes Geräusch eilig näher und näher kommen, wie den Galopp einer großen Reiterschaar.

»Margarethe! Geliebte meines Herzens! Hat Dich Lakschmi aus den Hallen des Edens zurückgeführt zu uns Sterblichen, oder bist Du die Peri, die kommt, ihren Diener zu rufen zu den göttlichen Wanderungen?«

Ihre zarten Finger legten sich auf sein Haupt und kühlten seine glühende Stirn.

Alles um ihn her, jeder andere Gedanken schien verschwunden für ihn.

»Nena – theurer Freund – wo bin ich? – Die Angst zersprengt mir das Herz! Habe ich geträumt oder alles das Entsetzliche wirklich gehört? Blut um meinetwillen?«

Er hielt sie bereits in seinem Arm. »Geliebte, Du lebst – die Götter haben Dich erweckt aus Deinem Todesschlaf und mir zurückgegeben! Du wirst die Meine sein und niemals mehr mich verlassen!«

Draußen auf dem Platz vor dem Palast schmetterten britische Reiter-Signale, die Erde schienen zu beben vor dem rasenden Ansprennen einer Kavallerie Masse.

Das Commandowort: »Halt!« fesselte die Reihen, noch waren die britischen Offiziere nicht sicher, was sie zu hoffen hatten aber dennoch löste jener Commandoruf es wie eine Felsenlast von ihrer Brust.

Es waren die tapfern Sikhreiter, die da unten hielten, das Regiment, das die Botschaft des Khan von Cawnpur herbeigerufen!

Jetzt standen sie dort unten, den Reihen ihrer gehaßten Rivalen, der Sepoy's, gegenüber, beide bereit, im Augenblick auf einander zu stürzen, des Signals zum Kampfe harrend.

Doctor Walding, der Arzt, stand bereits an dem Sarg der so wunderbar zum Leben Erwachenden, um den sich die Freunde des Nena drängten.

Eine Frau war ihm gefolgt – die einzige, die hier ein erhabenes Vergessen der Gefahr, eine himmlische Aufopferung übte, Editha Highson. Sie unterstützte die Kranke, deren leichte Schattengestalt der Nena mit kräftigem Arm aus dem Sarge gehoben und auf den Stufen der kleinen Bühne niedergelassen hatte, mit der liebenden Sorgfalt einer Schwester, obschon sie dieselbe zum ersten Mal in ihrem Leben sah. Ihr Tuch mit belebendem Odeur erfrischte die Schläfe der Schwachen, an ihrem Busen lehnte das blonde, vor Gram und Schmerz erbleichte Lockenhaupt derselben.

Walding hielt mit leichtem Finger ihren Puls – sein Auge blickte besorgt auf die Erstandene, mit schmerzlicher Theilnahme auf den Nena.

»Die gnädigen Götter haben sie mir wiedergegeben,« jubelte der Maharadschah. »Freund – Bruder! – erhalte sie mir, und Alles, was ich besitze, soll das Deine sein!«

Auf dem blassen, abgehagerten Antlitz der armen, mißhandelten Frau lag ein himmlischer Frieden, in ihren sanften und doch energischen Augen der ganze heiße Strom ihrer Liebe, der ihr junges Leben dem Sohn des Orients geweiht hatte von jener Stunde an, als er über die Schranke des Circus drüben jenseits des Weltmeeres sprang, dem bedrohten Bruder zu Hilfe.

Dieser Bruder – eine jammervolle Schreckensgestalt unter den Lebenden – er hatte nicht gewagt, der Schwester zu nahen, und stand unter der umdrängenden Gruppe hinter dem Sarge verborgen.

»Ich hörte Deine zürnende Stimme, ich hörte einen Ton, wie die Posaunen des Weltgerichts,« flüsterte die Erwachte, ihre Hand in der des Gatten, »und ich sah Dich in einem Meer von Blut. Auf mir lag es wie ein schweres drückendes Band, das meine Augen und meinen Athem schloß – nur mein Ohr war geöffnet und ich vernahm das Entsetzliche! O mein Geliebter, was willst Du thun? Was kümmern uns jene Männer und Frauen? – was ist geschehen – wo ist Edward, mein Bruder – wo sind unsere Freunde?«

Der Nena schluchzte laut, über ihre Hand gebeugt – vergeblich winkte ihm der deutsche Arzt, sich zu fassen. – –

Der Khan war zu den Generalen getreten, die bei dem unerwarteten Ereigniß einen Augenblick unentschlossen waren, was zu thun sei.

»Sahib General,« sagte er mit Achtung zu Sir Thomas Lawrence, »die Krieger des Pendschab sind bereit, Dich und die Deinen zu schützen – aber wenn ich Dir rathen darf, brich auf so rasch als möglich, ehe der Tiger auf's Neue seine Krallen nach Dir streckt. Wenige sehen die Sonne wieder, die ihn in seinem Lager gereizt, und die Übermacht ist gegen uns.«

Der General reichte ihm die Hand. »Ich danke Dir, junger Mann, und England wird niemals vergessen, was Du heute gethan, Du sollst unser Führer sein. Voran, meine Herren, nehmen Sie die Frauen in Ihre Mitte!«

Der Khan trat zurück, als bemerkte er die dargebotene Hand nicht. Dann die gespannte Pistole in der Faust, schritt er auf den Ausgang zu.

»*Hell and damnation!*« prahlte der Resident. »Sind wir Männer und Engländer? Sollen wir wirklich von hier weichen, jetzt, wo wir die Macht in Händen haben, ohne jenen Verräther unschädlich zu machen? Jene feigen Sepoy's werden nicht wagen uns Widerstand zu leisten, wo ein Regiment tapferer Sikhs unseres Rufes harret! Im Namen der Regierung fordere ich Sie auf, den Verräther und seine Genossen mir verhaften zu helfen!«

Er schritt kühn auf den Nena zu, der seiner nicht achtete, als das Auge seines unglücklichen Opfers ihn traf und zurückbeben machte.

Die Hand Margarethens O'Sullivan fuhr nach ihrem Herzen, ein krampfhaftes Beben erschütterte ihre ganze Gestalt. »Heiliger Gott – schütze mich vor dem Entsetzlichen! Nena, mein Gatte,« jammerte sie in herzerreißendem Ton, »habe Erbarmen mit mir – meine Seele ist schuldlos und Gott wird meinem Jammer gnädig – – gnädig –« ihre Lippen öffneten und schlossen sich krampfhaft, ihre Brust keuchte.

»Bhawani – Dunkeläugige – übe Barmherzigkeit! sie stirbt! sie stirbt! Zu Hilfe! rettet!« heulte der Maharadschah wie wahnsinnig, indem er sich auf den Körper der Geliebten warf.

General Lawrence hatte heftig den Arm des Residenten gefaßt und ihn zurückgerissen, ob schon mehrere der jüngeren Offiziere, und selbst General Wheeler, bereit schienen, seiner frechen Aufforderung zu entsprechen. »Danken Sie Gott, Sir, daß Ihnen die Stunde des Gerichts noch nicht geschlagen und Zeit zur Buße gegeben wird für die Schuld, die Sie auf sich geladen. Vorwärts, Gentlemen – das ist kein Ort ehrlichen Kampfes für einen Briten!«

Die Sepoy-Offiziere und die eingebornen Soldaten am Eingang waren unwillkürlich zur Seite gewichen – halb bestürzt über den unerwarteten Beistand, den die Engländer gefunden, zweifelhaft, was sie thun sollten, da die Stimme des Anführers fehlte.

Unbehindert eilten die Briten, Männer und Frauen, durch ihre geöffneten Reihen und die glänzenden Räume des Palastes, der Haupttreppe zu, welche die Sikhs von ihren Feinden geräumt und besetzt hatten.

Walding berührte leise die Schulter der jungen Miß, die im Gedräng des Augenblicks von ihren Verwandten vergessen worden und den Kopf der Leidenden hielt, worauf er sie emporhob und fortführte. »Schließen Sie sich Ihren Freunden an, Miß, so lange es noch Zeit ist,« bat er. »Hier können Sie nicht helfen – der erste Blick zeigte mir, daß es nur ein letztes kurzes Aufflammen der bereits erstarrt geglaubten Lebensgeister der Unglücklichen ist. Keine menschliche Wissenschaft vermag dem traurig zerstörten System zu helfen.«

»Dann ist *meine* Stelle dort,« sagte eine ernste Stimme neben ihnen, und alsbald sah man die Gestalt des Geistlichen neben dem Nena und seiner Gattin knien und die Sterbegebete der englischen Kirche mit feierlichem Tone beginnen.

»Wo ist der Arzt? wo ist der Arzt?« rief der Nena – um des Himmelswillen, helft!«

Aber menschliche Hilfe war vergebens. Eine jener eigenthümlichen Erscheinungen von Scheintod, welche die Wissenschaft zwar selten, aber doch zuweilen, zu beobachten Gelegenheit hat, hatte nach der langen Nacht des Wahnsinns die erschöpfte Nerventhätigkeit der unglücklichen Irländerin in eine lethargische Ohnmacht versenkt, deren Äußeres selbst die Kunst des Arztes getäuscht und ihn zu dem Glauben an den eingetretenen längst erwarteten Tod verführt hatte. Und mit jener seltsamen und geheimnißvollen Macht, welche die Natur in solchen Fällen zuweilen entwickelt, hatte die Hemmung der einen Lebensthätigkeit die andere erweckt und gestärkt. Das Ohr vernahm, während das Auge geschlossen blieb, der Geist erwachte, während der Brust der Athem fehlte, und das Gefühl der steigenden Angst über die ungewohnten drohenden Ereignisse um sie her sprengte zuletzt im entscheidenden Augenblick die Fesseln der krampfhaften Erstarrung.

Aber jede fernere Lebenskraft war in diesem durch die Gewaltthat und Bosheit eines Teufels zerstörten Körper vernichtet, wie der Arzt sogleich erkannte, und das in der frühern ungetrübten Reinheit noch ein Mal aufflackernde Licht erlosch bei dem Schreck und tiefen Grauen, das ihren Nerven die Stimme des Mörders ihres Glücks verursachte.

Ihr Scheiden von der Welt war jedoch sanft und schmerzlos, ohne daß ihr Auge sich wieder öffnete. Leiser und leiser wurde der Athem, während ihr Gatte sie in den Armen hielt und der Arzt die letzten Symptome beobachtete. Um sie her knieeten der Dechant, ihr Bruder und Narika, das Mädchen von Kashemir, ihre einzige Freundin im Kerker der Wollust und Entehrung, während die beiden indischen Fürstinnen, die Pabu's und vornehmen Hindu's stumm und ernst daneben standen, und um die traurige Gruppe her die Reihen der Sepoy's gleich dunklen Broncestatuen auf ihre Gewehre sich lehnd, die noch vor wenig Augenblicken hundert kräftigen frischen Leben den Tod gedroht.

Von dem Vorplatz des Palastes aber schmetterten in die heilige Stille der Sterbescene die Fanfaren der Reitertrompeten, die zum Aufbruch riefen, und klang der Lärmen der Diener, der Ruf der Palankinträger, das Schnauben der Rosse bei dem eiligen, fast einer Flucht ähnlichen Rückzug nach Cawnpur; denn von Minute zu Minute wuchs draußen die Schaar der aufrührerischen Sepoy's und die drohende Haltung der Bevölkerung.

Walding legte sanft die Hand der Irländerin nieder, die er in der seinen gehalten.

»Gott – Brahma – oder Allah – der allmächtige Lenker dort oben, der uns das Leben gegeben, nimmt es wieder auf in seine Hände, wenn es Zeit ist. Beugen Sie sich seinem Willen, Hoheit – Ihre Gattin ist bereits ein Engel im Himmelreich!«

Ein heiseres dumpfes Schluchzen aus der Brust des Hindufürsten antwortete dieser Ankündigung.

Der Dechant machte das Zeichen des Kreuzes über der Leiche, deren Lippen im Tode wieder jenes sanfte vertrauensvolle Lächeln umschwebte, das ihr Antlitz im Leben so reizend gemacht.

»Das aufrichtige Gebet des Dieners auch einer andern Kirche, als die Deine war, arme Dulderin,« sprach er fromm, »möge Deine Sterbestunde nicht schwerer gemacht haben. Gehe ein zu Seiner Herrlichkeit, wo der ewige Lohn ist für alle Leiden dieser Erde!« – Er trat einen Schritt zurück von der Leiche und sah sich im Kreise um – der einzige Engländer, der noch hier verweilte.

»Ich bin in Ihren Händen,« sagte er ergeben, »thun Sie mit mir, was Sie wollen!«

Die Hand Grimaldi's faßte seinen Arm und führte ihn ohne ein Wort zu sagen aus dem Saal und zur Treppe des Palastes.

Das Geräusch des Zuges der Faringi verlor sich bereits in der Ferne.

»Folgen Sie Ihren Landsleuten, ich werde für Ihre sichere Begleitung sorgen. Leben Sie wohl, Freund, und denken Sie freundlich meiner in dem großen Kampfe, der sich zwischen den Völkern bereitet!«

Der Dechant lag an seiner Brust. »Gott schütze Sie, Markos, und helfe mir das Unglück ertragen, das mich selbst zu Boden schmettert. Adelaide – mein Weib – —«

»Wenn sie noch unter den Lebendigen ist, soll sie gefunden werden. Leben Sie wohl – in einer Stunde bin ich auf dem Wege nach Delhi!«

DAS GOLDENE DELHI.

Blauer Himmel der Tropen – goldene Sonne des Orients – glühende Wunderpracht der Natur, und du, glühendere Leidenschaft feuriger Seelen und Herzen des Südens – o leihet eure Farben dem Sohn eines kalten Landes, die Stadt der Paläste, den Zauber versunkener Pracht und Herrlichkeit – das *goldene Delhi* zu beschreiben!

Der Löwe des Aufruhrs war entfesselt – der Tiger hatte Blut gekostet, das Blut seiner Herren, und lechzte, sich in einem Meer des berausenden rothen Stromes aus den Adern seiner Feinde zu baden.

Wollust der Rache – furchtbarster Rausch des zum Thier gewordenen Menschen – wie gigantisch wächst dein blutiges Haupt zum Himmel empor, wie freudig waten deine Füße in Mord und Entsetzen, wenn der Fanatismus der Religion noch deine Gluth schürt und dir zuruft: Tödtet! tödtet! tödtet! denn dein Gott sieht mit Wohlgefallen nieder auf die dampfenden Altäre, die du ihm baust.

Die verhängnißvolle Nachricht, die der Courier des Generals Barnard auf der großen von den Engländern gebauten Militairstraße von dem Aufstand in Mirut und Delhi nach Bithoor gebracht, bestätigte sich nur zu sehr.

Wir müssen fünf bis sechs Tage zurückgreifen in unsrer Erzählung, um die blutigen Ereignisse von ihrem Beginn zu verfolgen.

Ralph Ochterlony, der unversöhnliche Feind der Engländer, und Tantiah Topi hatten sich nach dem Norden begeben, theils ungeduldig über die Zögerung des Maharadschah, der, nachdem er sich die Oberleitung der Verschwörung gesichert, in finsterner Unthätigkeit am Krankenbett seines unglücklichen Weibes verharrte, theils weil es nothwendig war, daß an einem so wichtigen Punkte des großen indischen Reiches Männer von Energie und militärischer Einsicht die Operationen leiteten. Ein Zusammentreffen von Umständen, während beide Männer sich in *Mirut* befanden, war ihnen Veranlassung nicht länger zu zögern, sondern hier das Signal zum Ausbruch der Empörung zu geben.

Mirut liegt 35 englische Meilen nordöstlich von Delhi und bildet eines der Bungalowlager der indischen Armee. Es standen hier unter Befehl des General Hevitt das 1. Bataillon des 60. Königl. (Jäger-) Regiments, die 6. Königl. Garde-Drögoner (Karabiniers) das 3. Bengalische Reiter- und das 11. und 20. Bengalische Infanterie-Regiment. Bereits am 6. und 7. Mai hatten sich unter dem 3. Kavallerie-Regiment offene Spuren der Widersetzlichkeit gezeigt, indem 75 Reiter einer Schwadron sich weigerten, mit den neuen aus England gekommenen Patronen zu laden. Sie erklärten, daß dieselben mit Rinds- und Schweinefett bestrichen seien, das Erste ein Greuel für die Hindu's, denen die Kuh heilig, das Andere für die Mahomedaner, denen gleich den Juden das Schwein unrein ist. Die Sepoy's behaupteten, die Patronen seien der Anfang, ihnen das Christenthum aufzunöthigen. Die Widerspenstigen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Einsperrung verurtheilt.

Am 9. Mai wurde das Urtheil vor versammeltem Regiment verlesen, die Arrestaten wurden gefesselt und nach dem Gefängniß in *Mirut* abgeführt.

Am Morgen des 10ten erfuhr Tantiah Topi, daß einem der eingesperrten und degradirten Unteroffiziere nicht zu trauen sei, und daß derselbe eine Unterredung mit einem der englischen Oberoffiziere verlangt habe, wahrscheinlich um Geständnisse zu machen.

Es galt rasches Handeln.

Auf die von Mund zu Mund gegangene Botschaft der Häupter der Verschwörung rückten gegen Abend das 11. und 20. Regiment ohne Befehl der europäischen Offiziere, bewaffnet auf den Paradeplatz vor den Hütten, auch der Rest des 3. Kavallerie-Regiments erschien dort zu Pferde, in der Mitte der Reiter Tantiah Topi und der Derwisch Sofi, mit flammenden Worten die Sepoy's zur Befreiung ihrer Kameraden auffordernde Mehrere europäische Offiziere, darunter der Oberst des 11. Regiments, *Finnis*, eilten herbei. Er war ein harter, bei den Sepoy's verhaßter Mann, und ein gellendes Geschrei erhob sich in den Reihen bei seinem Anblick.

Oberst *Finnis*, der zu Pferde erschienen war, von einem Adjutanten begleitet, sprengte vor die Fronte des Regiments, und den unbekanntem Derwisch erblickend, befahl er zornig, denselben zu verhaften und in die Bungalows zurückzukehren.

Ein Hohngelächter antwortete ihm.

Er zog ein Pistol aus der Halfter und richtete es auf den nächsten Jemedar, als auf einen weithin schallenden Ruf des Mahratten-Sirdars die ganze Linie der Sepoy's die Gewehre auf ihn anschlug. Oberst *Finnis* hatte kaum Zeit, sein Pferd herumzuwerfen und ihm die Sporen zu geben, als auch schon die Salve erfolgte und er von sieben Kugeln durchbohrt zu Boden

stürzte, sein Pferd über ihn. Noch zwei der britischen Offiziere wurden erschossen, die anderen flohen so rasch sie konnten davon und dem Lager der englischen Truppen zu, um dort Schutz zu suchen, ohne daß die Meuterer sie dahin verfolgten.

Mit wildem Triumphgeschrei zogen diese nach Mirut, erbrachen das Gefängniß und befreiten die Gefangenen, wobei der des beabsichtigten Verraths Verdächtige mit Bayonnetstichen ermordet wurde.

Hierauf begannen sie die Bungalows der britischen Offiziere und Beamten zu plündern und niederzubrennen, und ermordeten, jeden Europäer, der in ihre Hände fiel, auf das Grausamste.

Der Aufstand brach gegen 6 Uhr aus. Es ist der stärkste Beweis für die Rathlosigkeit oder die Mißkennung der Gefahr der Engländer, daß erst gegen 9 Uhr das 60. europäische Jäger-Regiment und die Garde-Drögoner erschienen, um die Empörung zu unterdrücken.

In dem sich hierauf entspinnenden Gefecht wurden die Indier nach heftigem Widerstand zurückgedrängt und mußten das Lager räumen. Sie zogen sich auf der Straße nach Delhi zurück, ohne daß die englischen Truppen sie zu verfolgen wagten.

Delhi, die Hauptstadt des ehemaligen Reiches der Großmogule, liegt am rechten Ufer der 900 Fuß breiten Dschumna, des Nebenflusses des Ganges. Zur Zeit des Ausbruchs der Empörung lagen hier – das heißt in den drei englische Meilen nördlich von der Stadt belegenen Kasernements – das 38., 54. und 74. Bengalische Infanterieregiment und eine starke Abtheilung eingeborner Artillerie.

Ausgedehnte Weizenfelder zwischen zahlreichen und großartigen Ruinen umgeben im Norden und Westen die jetzige Stadt, die auf einer felsigen Hügelkette liegt. Der höchste Punkt auf diesen Hügeln ist der Felsen, auf welchem der Metcalf-Thurm steht und von hier aus genießt der Ankommende eine wahrhaft erhabene Aussicht auf die Wunder der versunkenen Größe Hindostans.

Das alte Delhi, im Sanskrit Indraprastha genannt, war viele Jahrhunderte vor der mongolischen Eroberung die glänzendste und volkreichste Stadt Indiens und ist jetzt nur noch der Schatten vergangener Größe. Es hat mit den Ruinenfeldern der alten Stadt einen Umfang von fast 7 deutschen Meilen und zählt jetzt noch eine Einwohnerzahl von 200,000 Seelen, während zur Zeit seines Glanzes diese sich auf zwei Millionen belief.

Nach den indischen Sagen ist es von einem Radschah gleichen Namens gegründet. In dem Mahabharata wird es unter dem Namen Indraprastha als die Residenz der Pandus oder Sonnenkinder aufgeführt, deren Reich lange vor der christlichen Zeitrechnung als das mächtigste Indiens galt. Die Straßen waren mit Gold gepflastert und wie die Sage erzählt, mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars voll Kostbarkeiten und der Palast der Pandus strahlte von Diamanten und anderen Edelsteinen.

Nach den Pandus herrschten lange Zeit indische Könige über Delhi, bis im Jahre 1011 Sultan Mahmud, der Ghasnaide, die Stadt erstürmte und plünderte und das Land zur Provinz seines Reichs machte. Später eroberte Sultan Mohamed, der Ghuride, die Hauptstadt und sein Statthalter Cattabeddin Aibeck gründete die erste der drei afghanischen Dynastien, die Delhi beherrschten, bis *Timur* 1398 sich zum Herrn des Landes machte. Sein Nachkomme, Sultan Baber, bestieg nach der Schlacht bei Panibat als erster Großmogul den Thron

und fast vier Jahrhunderte glänzte dieser unter der Regierung der mächtigen und weisen Mongolen-Fürsten, bis Nadir Schah von Persien im Jahre 1737 den Großmogul besiegte und Delhi plünderte und verwüstete.

Noch steht in der Blutgasse, die von jener Schreckenszeit den Namen trägt, die Moschee Nawschun und Dowla, auf deren Schwelle sitzend der Perser-Schah dem Gemetzel seiner Horden wohlgefällig zusah, während die geraubten Schätze und Kostbarkeiten um ihn her aufgehäuft wurden. Dreißigtausend Menschen wurden in wenig Stunden gemordet und 196 Millionen Thaler war die Beute an Werth, welche die Perser mit sich hinwegschleppten.

Noch zwei Mal, 1755 durch die Afghanen unter Abdallah und 1772 durch die Mahratten, wurde Delhi geplündert und verwüstet. Die Nachfolger der Großmogule blieben seit dem Tode Aurengzebs und der Perser Eroberung nur Schattenkönige auf dem Thron von Delhi, bis die Engländer Schah Allum II.¹ zwangen, ihnen gegen einen jährlichen Tribut von etwa 2 Millionen Thalern die Statthalterschaft von ganz Bengalen abzutreten, und die nach dem Sieg über Sindia 1802 auch Delhi besetzten und ihren Besitzungen einverleibten.

Die Compagnie ließ den alten Beherrschern Indiens Nichts als den leeren Titel, den riesigen Kaiserpalast und die Familiengüter (Tajul), nebst einer jährlichen Pension von 12 Lak Rupien (840,000 Thaler), während sie unter die Aufsicht eines von ihr eingesetzten Residenten gestellt wurden.

Der letzte Großmogul von Delhi beim Ausbruch der Empörung führte den Titel Abul Mozffer Sarajuddye Mahomed Bahadur Schah Badscha-i-Ghazie.

Die Wechsel der Dynastien und die wiederholten Zerstörungen der Stadt haben auch deren Lage vielfach verändert, so daß der ungeheure Flächenraum, den sie einnimmt, gleichsam drei Perioden zeigt. Die neue Stadt, von Schah Jehan 1631 erbaut und auch Dschehan Abad genannt, liegt auf der nördlichen Seite der Ruinen der Patanenstadt, die wiederum auf den Trümmern des alten Indraput (Indraprastha) erbaut worden, die vor dem Thore nach Agra (dem Delhi-Thor) in unübersehbarer Größe sich ausdehnen. Das heutige Delhi, das noch immer einen Umfang von ein und einer halben deutschen Meile hat, ist mit senkrechten crenelirten Mauern und einem Graben umgeben, und zählt sieben durch runde Bastionen geschützte Thore, im Norden das Kashemir- und Mohur-Thor, auf der Westseite das Lahore-Thor, südlich das Ajmer-, Turkmari- und Delhi-Thor und nach der Seite des Dschumna das Calcutta-Thor, von dem eine Schiffbrücke über den Fluß führt. Die umgebenden Mauern sind mit starken Wachtthürmen besetzt und laufen in acht ziemlich feste Bastionen aus.

Ein ziemlich großer Saal an einer offenen Veranda des ersten Stockwerks ist der Schauplatz der Scene, die wir dem Leser am Morgen des 11. Mai, eines Montags, vorzuführen haben.

Der Saal oder das Gemach gehören zu einem selbst in seinem Verfall noch großartigen Palast aus der Zeit Akhbars des Großen, der auf der Südseite des Platzes von Bagh Begum Simmreh liegt, mit der Aussicht rechts aus Chandeh-Choak, das berühmte Silberviereck von Delhi, auf dem alle Reichthümer der Erde zusammenzufließen scheinen, – links auf Dauri-Serai, den riesigen Kaiserpalast, der in seinen hohen Mauern eine besondere Stadt in der Stadt einschließt.

¹Regierte von 1761 bis 1805.

Vor dem Palast – es ist der der Prinzessin Dschehananara, die von den Moslems als eine Heilige verehrt wird, und deren Grabmal in der schwarzen Moschee sich befindet – öffnet sich die Straße, welche in gerader Richtung nach dem der Jamuna Musjid, der großen Moschee – dem Wunder der Welt führt.

So hat von dieser Stelle das Auge einen Überblick über die interessantesten und wichtigsten Punkte des neuen Delhi.

Fünfzehn oder sechzehn junge Mädchen, sämmtlich im Alter von zehn bis achtzehn Jahren, sind in diesem Saale versammelt, dessen Fußboden und Wände von weißem und buntem Marmor sind, an dem sich bis zu den Karmessen hinauf halb zerstörte Vergoldungen zeigen. Die Decke besteht aus Mosaiken von buntem Stein und Vergoldung. Aus dem Mittelpunkt der Rosetten sind die Edelsteine herausgebrochen, die sie sonst schmückten.

Die Jalousieen der Fenster und Thüren sind nur halb geschlossen, noch macht der Stand der Sonne nicht die gänzliche Abschließung und das Dunkel zur Nothwendigkeit, auch erträgt die weibliche Neugier willig einige Beschwerden.

Und diese Neugier scheint die meisten der schönen Bewohnerinnen zu beleben und aus der apathischen Ruhe zu scheuchen, der sie sonst sich so gern hingeben möchten. Das weite Gemach scheint eine Art Versammlungs- und Arbeitszimmer der jungen Damen und ist nur spärlich möblirt. Auf einem großen Steintisch in der Mitte stehen einige mit köstlichen Früchten gefüllte Körbe, theils aus rothem Thon, theils aus der schönen Silber-Filigranarbeit, wegen deren die Goldschmiede von Delhi berühmt sind.

Verschiedene Proben weiblicher Beschäftigungen – angefangene und halb vollendete Stickereien – ein Album und ein Zeichenapparat – eine zierliche Briefmappe und künstliche Blumen liegen auf der großen Tafel oder auf Rohrsesseln und gleichen Divans, die an den Wänden oder um den Tisch her stehen.

An einer Ecke des Saales befindet sich ein seltsamer Schmuck für Indien, ein ungewöhnliches Zeichen in der Umgebung von Engländerinnen: ein schönes Wachsbild der heiligen Jungfrau mit dem Jesusknaben, mit den köstlichsten Blumen Indiens in seiner Nische geschmückt.

Eben so auffallend ist die Erscheinung von zwei Frauen, einer ältern, etwa fünfzigjährigen, und einem jungen Mädchen von kaum zwanzig Jahren, die sich von den fünfzehn oder sechzehn anderen Damen, die hier versammelt sind, durch ihre Tracht und ihr Benehmen unterscheiden.

Die Letzteren sind nach ihrer Kleidung und der Farbe ihrer Haut sämmtlich Engländerinnen bis auf eine, deren tieferes, fast goldgelbes Colorit und bescheidene demüthige Haltung eine Tochter Hindostans vermuthen läßt. Die jungen Damen tragen alle weite Morgenkleider aus indischem Mousselin. Obgleich diese einen einfachen gleichförmigen Schnitt haben, läßt sich in der Haltung der älteren Mädchen, in der Coiffüre der zum Theil sehr schönen und reichen Haare, in der Art, wie die einfachen Kleider getragen werden, und in einigen Schmucksachen ein Cokettiren, eine brennende Lebenslust und ein gewisser Hochmuth nicht verkennen.

Noch schärfer tritt derselbe in dem Benehmen der jungen Damen, selbst derer, die noch dem Kindesalter angehören, hervor. Fünf oder sechs indische Dienerinnen befinden sich außer ihnen im Saal, meist junge, zierliche Geschöpfe, mit Nichts bekleidet, als dem weißen Linnenhemd und dem bunten, blauen oder gelben Rock, der von den Hüften bis auf die

Knöchel ihrer nackten, kleinen Füße fällt, deren zierliche Form gar manchen Fuß ihrer hochmüthigen Gebieterinnen beschämen dürfte. Ein rothes oder gelbes Seidentuch umschlingt ihr schwarzes Haar. Sie kauern auf dem Fußboden, bereit auf den Wink ihrer Herrinnen, wenn jede von ihnen ihre besondere Verrichtung hat und um keinen Preis für die ihrer Gefährtin eine Hand aufheben würde.

Die Eine ist bestimmt, die Wollenknäuel oder die Tücher, die den lässigen Händen der jungen Damen entfielen, aufzuheben; eine Andere, ihnen Wasser und Früchte zu bringen; die Dritte, die Panka zu drehen, die in der Mitte des Gemachs von der Decke hängt; die Anderen, ihnen Luft zuzufächeln oder die Nadeln zu fädeln u. s. w.

Die beiden Frauen, die sich durch ihre Kleidung von den jungen Damen unterschieden, trugen das ernste schwarz und weiße Gewand der Ursulinerinnen, denn der alte Palast, in den wir den Leser geführt haben, ist das Pensionat der französischen Nonnen, in dem eine Anzahl vornehmer und reicher junger Engländerinnen erzogen wurde.

Der sonst so starre und ausschließende Protestantismus der Briten ist gezwungen, in den Provinzen Indiens eine Ausnahme zu Gunsten der französischen Nonnen zu machen, theils weil englische Pensionate, mit Ausnahme eines einzigen in Calcutta, nicht existiren, theils weil die französische Erziehung moderner und der Ruf dieser Nonnen ein so vorzüglicher ist, daß sich die angesehensten Familien beeifern, ihre Töchter ihnen anzuvertrauen. Es bestehen derartige Pensionate in Madras, Delhi und selbst in Lahore.

Die ältere Nonne, Soeur *Angelique*, hatte ihren Platz unter dem Muttergottesbild genommen und las den jungen Damen aus einem französischen Buch vor. Die Erziehung der Ursulinerinnen ist keineswegs bigott und streng, aber durch Ordnung und moralische Aussicht auf das Beste geregelt. Indem diese bewundernswerthen und hochgebildeten Frauen den Verhältnissen der englischen Gesellschaft und des Landes Rechnung tragen, suchen sie durch ihre eigne Würde auf den Geist und Gehorsam ihrer Zöglinge zu wirken, mehr als durch Strenge, obschon sie viel mit Eigensinn und Hochmuth, ja oft mit böswilligem Trotz zu kämpfen haben.

Das Äußere der Schwester *Angelique* war durch den langen Aufenthalt in Indien fast so gelb und ausgetrocknet worden, als sei sie eine Tochter des Landes selbst. Das faltenreiche Gesicht war bleich und kränklich und sprach von körperlichen Leiden, aber der feste, ernste Blick und die feine, schön gebogene Nase zeigten Willenskraft und einen starken und mächtigen Geist.

Die junge Nonne, die bisher die Vorleserin gemacht und in der ziemlich ermüdenden Beschäftigung von ihrer ältern Gefährtin abgelöst worden war, bildete einen lieblichen Gegensatz zu dieser. Sie hatte eines jener reizenden sanften und edlen Gesichter, deren Jugendfrische das stuartähnliche schwarze Nonnenhäubchen mit der steifen weißen Krause nur noch mehr zu heben scheint, dem Beschauer unwillkürlich Bedauern einflößend, daß so vieler Liebreiz in klösterlicher Einsamkeit verblühen soll, ohne die höchste Bestimmung: Liebe zu geben und Liebe zu fühlen, empfunden zu haben.

Ihre Gestalt war unter Mittelgröße und besaß noch all die zierliche Rundung der Französinen, denn Soeur *Marion* zählte kaum zwanzig Jahre und war erst vor einem Jahre aus einem Kloster der Touraine in Indien angekommen. Sie hatte große vollgewölbte Augen von etwas schwärmerischem Ausdruck, eine edel geschnittene, die Linie der Stirn fortsetzende und an der Spitze leicht abwärts gebogene Nase, einen feingewölbten äußerst kleinen Mund

und einen hellen Blutteint, der zu ihrem lichtbraunen Haar schön kontrastirte. In diesem Augenblick befand sie sich, um frische Luft zu schöpfen, auf dem äußern Balkon, dessen Gitter-Werk von Stein, – so fein und schön gemeißelt, daß es einer Holzschnitzerei glich, – sie vor zudringlichen Blicken von der Straße her schützte, während es doch zugleich die Aussicht nach allen Seiten hin in die Wunderwelt der großen Kaiserstadt frei ließ.

An ihrer Seite, die Hand der jungen Nonne in der ihren, knieete die junge Indierin, die Tochter eines der reichsten indischen Babu's in Delhi, die jedoch, trotz des Ansehns und der Schätze ihres Vaters, nur durch die Fürsprache einer edlen Frau – der Gattin des Dechanten – Aufnahme in der Erziehungsanstalt gefunden hatte und von den jungen Engländerinnen gleichsam als Eingedrungene behandelt wurde.

Das Auge der jungen Nonne überflog in unschuldigem Wohlgefallen das bunte Gewühl der Straße zu ihren Füßen.

Dieselbe, vom Palast des Großmoguls ausgehend, durchschneidet die Stadt von Osten nach Westen und hat die im Orient ungewöhnliche Breite von mehr als 40 Schritt. Ein gemauerter Kanal fließt in der Mitte derselben und verbreitet in heißen Tagen Kühle und Erfrischung. In ihr liegen die reichsten Bazare und hier ist das größte Leben und Treiben, das stete Wogen einer geschäftigen Menge, denn in neuester Zeit hatte sich der Wohlstand und die Blüthe der gesunkenen Stadt wieder gehoben und ein lebhafter Handel mit Kashemir, Kandahar, Kabul, Bengalen und entfernteren Ländern schien den alten Glanz wieder an Delhi's Mauern fesseln zu wollen.

Das ganze interessante Leben der indischen Volkswelt stellte sich dem Blicke dar. Die Chandrie-Choak besteht aus zwei- oder dreistöckigen, von Sand- und Backsteinen erbauten Häusern, in deren unteren Etagen sich die offenen Bazare, in den oberen die Wohnungen der reichen Kaufleute und Wechsler befinden. Irgend ein noch unbekanntes Ereigniß, eine spannende Erwartung schien die Bevölkerung zu erregen, denn an offenen Fenstern, Balkonen oder Erkern, der alterthümlichen arabischen Häusern sah man Frauen und Mädchen festlich geputzt die Menge beobachten. Kopf an Kopf drängte sich das Volk von Bude zu Bude, Elephanten und Kameele suchten bedächtig sich durch diese Menschenmasse den Weg zu bahnen. Hier priesen die Verkäufer, auf der Schwelle ihrer Buden hockend, ihre Waaren aus, dort sah man schöne Frauengestalten in ihren weißen, luftigen Gewändern unter Lachen und Scherzen sich der Freude und dem Frohsinn überlassen. Musik, das Tambourin, die Cymbel und die Kesseltrommel ertönten, während Tänzerinnen und Gaukler einen kleinen Kreis um sich versammelt hatten, der mehr in Geberden als in Worten seinen Beifall zu erkennen gab. Ein schlauer Fruchthändler bot seine Hucka jedem Vorübergehenden, um Käufer an sich zu locken; Wasserträger zogen durch die Menge, das wohlthätige Element zum Verkauf ausrufend; Juwelnhändler öffneten von Zeit zu Zeit ihre Kästchen und zeigten den schönen Schmuck an Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen, denn Delhi's Goldarbeiten, besonders die in Filigrain, sind künstlicher, geschmackvoller und billiger, als irgendwo in Indien und übertreffen bei Weitem die gerühmten von Genua. Alle Länder und Stände Asiens schienen sich hier ein Rendezvous gegeben zu haben, der thätige ernste Parse, der wilde Afghane, der Perser mit seiner hohen Mütze von Lammfell und dem blauen Kaftan, der Ghurka, der Bewohner der Berge von Nepal, der Shawlhändler aus dem Himalaya und der schlaue bewegliche Chinese. Araber, Mohren und Juden, Derwische und Fakirs, der arme Kuli und Läufer neben geputzten

Bayadern, ernsten Brahminen und rothrückigen Sepoy's, Alles drängt sich in Gruppen zusammen, bis der Rüssel eines Elephanten bedächtig den Menschenknäuel auseinander schiebt oder der Ruf der Palankinträger, die irgend eine vornehme Dame oder einen trägen Europäer durch die Menge schleppen, eine Bahn in dem Gewühl öffnet.

Doch schien selbst dem unbefangenen Auge der französischen Nonne heute weniger als gewöhnlich das Interesse des Handels oder das Vergnügen diese Menge zu bewegen. Sie bemerkte, wie sich wiederholt Gruppen um einzelne Erzähler bildeten und sogleich auseinander stoben, wenn zufällig ein Europäer auf seinem Wege sich ihnen näherte. Die Sepoy's bewegten sich ernst und schweigend in dieser Menge, blieben bei einander stehen, oder tauschten Zeichen beim Begegnen, und maßen die Europäer mit finsternen Blicken. Die Kreise um die Märchenerzähler und Tänzer wechselten rascher als gewöhnlich, und die Blicke des Volkes wandten sich wiederholt nach dem Platz vor dem Palast, in den zwischen Gärten und der hohen Palastmauer die Straße mündet, die von der Schiffbrücke her führt.

Über dies Drängen und Treiben hinweg flog das Auge der Nonne die enge gerade Straße entlang nach den großartigen, die niederen Häuser überragenden Massen der Jammamoschee, dieses vollendetsten Baues des byzantinisch-arabischen Styls, das der Muselman als das Wunderwerk der Erde preist, und zu dem er aus weiter Ferne wandert. In Afghanistan und dem fernen Egypten, selbst auf den Bazars des hohen Sambul fragt der Moslem nach dieser Moschee und preiset Denjenigen glücklich, der sich ihres Anblicks erfreuen konnte.

Schah Jehan baute mit 7000 Menschen sechs Jahre daran.¹ Sie steht auf einem gleichseitigen, 450 Fuß breiten und 30 Fuß hohen Fundament aus rothen Sandsteinquadern. Breite Freitreppen führen von Norden, Osten und Westen durch große Thore in den Vorhof, an dessen westlicher Seite das prächtige Gebäude selbst sich erhebt, ganz aus weißem Marmor und rothem Sandstein gebaut, der mosaikartig in Linien und Arabesken eingelegt ist, oder in großen, zierlich gemeißelten Blöcken mit dem Marmor abwechselt. Ein mächtiges Portal, von zwei schlanken Minarets begrenzt und mit arabischen Inschriften aus dem Koran umgeben, führt in die von kantigen Säulen getragenen Marmor-Hallen und unter die Hauptkuppel. An den beiden äußersten Ecken erheben sich 150 Fuß hohe Minarets, zwischen denen und dem Hauptportal noch zwei hochgewölbte Dome über die Hallen hervorragten. Tag und Nacht brennen goldene und silberne Lampen in diesen Räumen, und aus Marmorbassins sprudelt der Wasserstrahl zu den Waschungen, die der Prophet den Gläubigen vorgeschrieben. – –

Miß *Victoria* ließ ungeduldig den Seidenknäuel und die Nadel fallen, mit der sie an einer Stickerei gearbeitet. »Sehen Sie noch Nichts von dem Zuge, Soeur Marie?« fragte sie, die Lectüre der ältern Nonne rücksichtslos unterbrechend. »Es muß bald acht Uhr sein, und die Hitze beginnt unerträglich zu werden.«

Schwester Marie winkte ihr verneinend zu und deutete nach der ältern Aufseherin; aber die junge, etwa achtzehnjährige Dame, die älteste der Pensionärinnen, achtete des Winkes nicht.

»Papa läßt unverständig lange warten! ich hoffe doch, daß die Schuld nicht etwa an dem Radschah liegt, den er uns vorführen will, es wäre sehr dreist von dem Nigger, unsern Teint der Mai-Sonne in diesem Lande auszusetzen, blos um seinen Flitterstaat zu bewundern. – Ich bitte Sie, Soeur Angelique, hören Sie auf mit der Lectüre von der heiligen Ursula – wir wissen die Geschichte bereits auswendig und unsere Freistunde hat begonnen!«

¹Von 1631–37.

Ein leichtes Roth färbte das blasser Gesicht der alten Nonne; sie schloß das Buch, erhob sich und trat zu der dreisten Sprecherin. »Es würde Ihnen Nichts geschadet haben, Mademoiselle,« sagte sie ernst, »wenn Sie zu Ihrem bevorstehenden Austritt aus dieser Anstalt jenes erhabene Beispiel christlicher Ergebung in Leiden angehört hätten, die der Himmel auch den Stolzesten und Mächtigsten senden kann. Die Beschäftigung mit dem Heiligen ist stets eine bessere Vorbereitung für das Leben, als die Sucht nach irdischen Eitelkeiten.«

»Sie wissen, Madame,« entgegnete das schöne Mädchen, erglühend über den erhaltenen Verweis, »daß ich nicht Ihrem Glauben angehöre, die Geschichten Ihrer Heiligen also nicht anzuhören brauche.«

»Ich bin die Schwester Angelique für Sie, Miß Frazer,« sagte die Erzieherin mit Strenge. »Sie wissen sehr wohl, daß wir in diesem Hause Niemandem unsern heiligen Glauben aufdrängen, aber die Angehörigen der jungen Damen, die uns anvertraut werden, schenken uns das Vertrauen, daß wir eben so wissen, wie wir unsere Lehren zu geben haben. Scheuen Sie sich, von der Legende einer heiligen Märtyrerin Vortheil zu ziehen, so bietet Ihnen Ihr Strickrahmen Gelegenheit zu einer nützlichen Beschäftigung und Sie haben nicht nöthig, die Achtung gegen eine Ihrer Lehrerinnen aus den Augen zu setzen.«

Die hellblauen Augen des schönen Fräuleins füllten sich mit Thränen, nicht solchen der Demuth und Reue, sondern des stolzen Zornes über die Demüthigung, die ihr geworden. Sie griff hastig nach der entfallenen Wolle, welche die vor ihr knieende Dienerin ihr reichte und stach sich bei der heftigen Bewegung die entgegengehaltene Nadel tief in die Hand.

»Ungeschicktes Thier,« zürnte die Miß und ein heftiger Schlag ihrer Hand traf das Gesicht des Hindumädchens, daß dieses theils von dem eigenen, theils von dem Blut der schlagenden Hand gefärbt wurde.

»Pfu, Miß Frazer,« zürnte die Nonne, »Sie vergessen Sich und mich. Was kann diese arme Hindu für den Verweis, den Sie sich zugezogen? Den Augenblick bitten Sie sie um Verzeihung.«

»Was fällt Ihnen ein, Madame? Die Tochter des Oberst Frazer sollte eine Nigger um Vergebung bitten? Nimmermehr!«

»Ich gehe, Ihr Betragen der ehrwürdigen Mutter zu melden,« sagte die Erzieherin mit Ruhe. »Sie wird darüber entscheiden.«

»Ich kann heute eben so gut die Pension verlassen, als es ohnehin morgen geschehen soll,« entgegnete schnippisch die Tochter des Residenten, »und werde meinen Vater bitten, sobald er von seinem Besuch bei dem König zurückkommt, mich abholen zu lassen. Mich dünkt, ich bin alt genug, um endlich die Schülerin abzulegen.«

Die alte Nonne blieb in der Thür stehen und wandte sich nach der leichtsinnigen Sprecherin um, indem sie bedeutungsvoll die Hand erhob. »Dem Himmel sei es geklagt, Miß, daß die Vorbereitungen, die Sie hier für das Leben erhalten, nicht bessere Früchte getragen. Ich will zu Gott und den Heiligen beten, daß er Sie erleuchten und Ihnen das nicht anrechnen möge, was Sie eben gethan!«

Sie verließ, ihren Rosenkranz fassend, den Saal, während ihre junge und schöne Gegnerin in der Mitte desselben in trotzender Haltung stehen blieb, im Innern selbst mit sich unzufrieden, und dennoch zu hochmüthig, um dies zu zeigen.

Die Nonne hatte kaum die Thür geschlossen, als alle die jungen Mädchen eilig von ihren Plätzen sprangen und ihre Gefährtin in wirrem Durcheinandersprechen über den Vorfall

umringten. Die älteren zollten ihrem Widerstände Beifall und beneideten sie um die bald erlangte Freiheit, während die jüngeren noch nicht wagten, eine so kühne Meinung laut werden zu lassen und sich begnügten, von den Folgen zu schwatzen.

An die arme Mißhandelte dachte Niemand.

Da faßte eine Hand die der trotzig und hochmüthigen Miß.

»Sie thaten Unrecht, Victoria,« sagte eine sanfte Stimme. »Schwester Angelique verdient Ihre Achtung und die arme Aurunga hat Sie sicher nicht mit Willen verletzt.«

Es war die junge Nonne, welche so freundlich zu der Erregten sprach, und augenblicklich beruhigte sich deren Leidenschaft. »O, mit Ihnen ist es etwas Anderes, Soeur Marie,« rief die junge Miß, ihr um den Hals fallend, »Sie wissen, wie lieb wir Sie Alle haben und daß, was Sie sagen, uns Gesetz ist, obschon Sie nicht viel älter sind, als wir selbst. Aber die bigotte Strenge der Schwester Angelique mag ich nicht leiden, sie quält uns halb zu Tode mit ihren guten Lehren und möchte am liebsten lauter Fromme aus uns machen, die sich von diesem Niggervolk alles Mögliche anthun ließen. Als ob die braunen Geschöpfe Rechte hätten, wie wir! – Da, nimm das als Schmerzensgeld und belästige uns nicht länger mit Deinem Geschrei!« Sie warf der Hindudienerin einige Silberstücke zu, indem sie jetzt erst, das arme Geschöpf des ersten Blickes würdigte.

Die Geschlagene kauerte, ohne daß ihre Gefährtinnen ihr genaht wären oder ihr Beistand geleistet hätten, in einem Winkel und das Blut lief immer noch aus der Nase, während die junge Indierin, die vorher mit der Nonne auf dem Balkon gestanden, sich bemühte, mit ihrem eigenen in Wasser getauchten Taschentuch das Blut zu stillen.

Die Geldstücke rollten über die Marmorquadern bis zu den Füßen der Gemißhandelten; aber gegen die gewöhnliche Habsucht der Indier nahm sie dieselben nicht auf.

Sie erhob sich vom Boden, kreuzte die Arme über der Brust zum Salam gegen ihre junge Landsmännin, und indem sie einen drohenden Blick voll Haß auf Miß Frazer schleuderte, verließ sie das Gemach.

»Sich da – ein Wunder,« lachte Jene, »eine Nigger läßt das blanke Silber liegen, das man ihr geschenkt. Ei seit wann sind Deine Landsleute so zartfühlend geworden, kleine Irma, daß sie englisches Geld verschmähen?«

»Sie haben Aurunga ein unersetzliches Leid zugefügt, Mam Sahib,« entgegnete das junge Mädchen schüchtern, »Sie ist von einer hohen Kaste und Ihr Schlag hat sie dieser beraubt.«

»Nun, was weiter, Miß? meinetwegen mag sie einer Kaste angehören, welcher sie will, was kümmern mich Ihre indischen Narrheiten?«

Das freundliche Gesicht der jungen Hindu färbte sich mit dunklem Roth bei dieser Imperitienz.

»Mancher stolze Faringi, Mam Sahib,« sagte sie ernst, »hat es schon bereut, die heiligen Sitten meines Volkes verhöhnt zu haben. Aurunga bleibt eine Brahminentochter, wenn sie auch eine Dienerin geworden, und ihr Auge drohte Ihnen Rache, als sie den Saal verließ. Nehmen Sie sich in Acht vor ihr.«

»Sie vergessen, Mademoiselle,« entgegnete die Engländerin stolz, »daß ich die Tochter des Obersten Frazer bin und daß dieser in Delhi befiehlt.«

»Sie dürfen die Sache doch nicht so leicht nehmen, Victoria,« bemerkte die junge Nonne. »Ich habe gehört, daß ein Hindu den Verlust seiner Kaste dem Beleidiger nie vergiebt, und es wird sich hoffentlich ein Mittel finden, Aurunga zu beruhigen.«

»Bah – was kann sie mir thun? irgend eine kleine Bosheit, vor der ich mich hüten werde. Kommen Sie näher, meine Damen, ich habe Ihnen etwas sehr Wichtiges und Erfreuliches mitzutheilen.«

Die Mädchen umdrängten sie. »Was ist es, was haben Sie uns zu sagen? Geschwind heraus damit, ehe Schwester Angelique zurückkehrt.«

»Nun so hört. Ihr wißt, daß ich morgen die Pension verlasse, da übermorgen der Geburtstag meines Papa's ist?«

»Leider ja!«

»Ich wünschte, wir könnten Dich begleiten!«

»Die Reihe wird auch an Euch kommen. Nun hören Sie. Papa giebt am Mittwoch zur Feier seines Geburtstags und um den Besuch des Rajah von Bhurtpur zu ehren, einen Ball. Die Offiziere von Mirut und viele von Aligur sind geladen.«

»Ei, da wird Lieutenant Willougby auch dabei sein?«

»Und der schöne Angelo Elton?«

»Und Procter?«

»Versteht sich – alle Offiziere der Garnison sind geladen und alle Familien, die auf Fashion Anspruch machen können. Auf diesem Ball werde ich zum ersten Male meine Stellung als Dame des Hauses repräsentiren.«

»Sie Glückliche!«

Der Neid lag auf den meisten der hübschen Gesichter.

»Sehen Sie, was ich hier habe?«

»Ei das sind Karten – vielleicht Einladungskarten zum Ball?«

»Gewiß – und zwar Einladungen für Sie – für die sechs Ältesten.«

»O wie schön – aber was nutzt uns dies? Wir dürfen ja nicht hin. – O das ist abscheulich, uns so zu foppen!«

»Auch daran ist gedacht – Alles ist bestens besorgt. Ich erwarte jeden Augenblick Lady Hunter, meine Tante. Sie wissen, daß diese großen Einfluß auf die ehrwürdige Mutter hat, und sie überbringt die Bitte meines Vaters, daß meinen Freundinnen aus der Pension gestattet werden möge, an unserm Fest Theil zu nehmen. Sie werden Urlaub erhalten, meine Lieben, ich bürge Ihnen dafür, so wahr mein Papa Resident in Delhi ist! Wie Schade, Soeur Marie, daß Sie uns nicht begleiten können.«

Ein leichtes trauriges Lächeln der Entsagung stahl sich über das schöne Antlitz der jungen Nonne. »Ich kenne die rauschenden Freuden der Welt nicht,« sagte sie milde, »und deshalb vermisse ich sie auch nicht. Ich wünsche Ihnen alles mögliche Glück in dieser mir fremden Welt, Miß, und vor Allem, daß Sie Ihre Heftigkeit zu zügeln wissen und lernen mögen, daß jeder Mensch Anspruch auf die Nachsicht seines Nächsten hat.«

Ein Diener des Hauses öffnete die Thür und meldete: »Die Mam Sahib Hunter, die Frau des großen Priesters!«

Lady Adelaide trat ein und Alle eilten ihr entgegen, denn trotz des verschiedenen Glaubens war die Dame eine besondere Beschützerin der Nonnen und in dem Pensionat sehr geehrt.

Irma, das junge Hindumädchen eilte auf sie zu und küßte ihr demüthig die Hand. Die Lady reichte die ihre der jungen Nonne und begrüßte freundlich die Mädchen.

Lady Adelaide hatte nur wenig von ihrer Schönheit verloren, obschon auf ihrem blassen, fast durchsichtigen Antlitz die Spuren innern Leidens und des krankhaften Zustandes, welchen das Tropenklima hervorgerufen, deutlich sichtbar waren. Ihre schönen Augen hatten jenen transcendentalen Glanz, jene eigenthümliche Klarheit und Größe angenommen, die man häufig gerade bei ihren Landsmänninnen findet, wenn jene entsetzliche Geißel der Krankheit, die auf ihrer Nation lastet, ihre Krallen auf das erwählte Opfer legt. Ein engbegrenzter Anflug fieberhafter Röthe auf den zarten Wangen, ein kurzer die Brust beengender Athem waren Symptome, die den erfahrenen Blick des Arztes besorgt gemacht hätten.

»Ich komme im Auftrage Deines Vaters, mein Kind,« sagte sie zu Miß Frazer, »Deine Freundinnen zu dem kleinen Fest auszubitten, das der Oberst übermorgen geben will. Lasse der ehrwürdigen Mutter meine Ankunft melden, und sie um eine Unterredung bitten, denn ich habe Eile, da ich der amen Mistreß Elkinson noch einen Besuch machen will und um zehn Uhr im Lazareth erwartet werde.«

»Mistreß Elkinson ist krank?«

»Seit drei Tagen, sie kann das Bett nicht verlassen und die Ärzte hegen Besorgniß. Dazu ist ihr Mann abwesend und die Aufsicht über ihr Kind nur fremden Dienern anvertraut.«

»Sie schonen Ihre kostbare Gesundheit zu wenig, Madame,« sagte die junge Ursulinerin. »Die Leidenden nennen Sie nicht umsonst den guten Engel von Delhi, und tausend Kranke und Hilflöse segnen Sie als Retterin, aber Sie vergessen sich selbst darüber. Jede Anstrengung ist in dieser Jahreszeit und in diesem Klima doppelt gefährlich.«

Die Lady richtete einen kurzen aber ausdrucksvollen Blick nach dem Bilde jener Schmerzreichen, die mit himmlischer Ergebung die tiefsten Leiden der Erde trug, und lächelte sanft: »Jede von uns, Soeur Marie, hat den Kreis ihrer Pflichten, und der Ihre ist auch nicht mit Rosen bekränzt. Ich war sechs Wochen von Delhi entfernt, mein Gemahl wollte es so, indem er glaubte, die frische Luft von Ludhiana würde meiner Brust wohl thun. Aber ich sehnte mich zurück nach meinen Kranken und ich hoffe, sie freuen sich meines Wiederkommens.«

»So sollten Sie wenigstens vermeiden, liebe Tante, sich in den Hütten der Hindu's und bei den widrigen Krankheiten der Eingebornen fortwährender Gefahr auszusetzen,« redete Miß Frazer ein. »Ich begreife nicht, wie man sein Mitleid an solche Geschöpfe verschwenden mag. Sie können sich den Tod dort holen.«

Die Lady legte mit einer unwillkürlichen Bewegung die zarte durchsichtige Hand auf die Brust. »Auch jene armen Heiden, Victoria, sind unsere Brüder und Schwestern,« sagte sie mild, »und bedürfen unsrer Hilfe mehr, als sie, denen das Licht des Christenthums leuchtet. Laß uns das höchste Gebot des Schöpfers erfüllen, der seine schöne Welt nicht bloß den Weißen gegeben.«

Sie liebte freundlich das Hindumädchen, das sich an sie gedrängt und mit Blicken von Verehrung und Bewunderung zu ihr emporschaute, als der Schall von Trommeln und Militärmusik und das laute Geschrei der Volksmenge von der Straße heraufdrang.

»Sie kommen! sie kommen! geschwind!« riefen die jungen Mädchen und eilten nach dem Balkon der Veranda.

»Es ist der Oberst, Dein Vater, ich begegnete dem Zug bereits auf der Kashemir-Straße,« sagte freundlich die Lady. »Laß Dich nicht abhalten, das Schauspiel anzusehen, und auch Sie, meine liebe Marie, widmen Sie immerhin einen Blick demselben, Sie sind noch zu jung, um allen Freuden der Welt zu entsagen, wenn Sie auch Gott danken mögen, daß Sie vor

ihren Versuchungen in diesen Mauern geschützt bleiben. – Ich will unterdeß Ihre Oberin aufsuchen.«

Sie drückte dem jungen Mädchen die Hand und entfernte sich in das Innere des alten Palastes.

Die jungen Damen und Mädchen waren in die Veranda geeilt, um den Zug des Residenten und des Rajah von Bhurtpur nach dem Dauri Serai, dem Palast der Großmogule, mit anzusehen.

Ein dichtes Menschengedränge wogte in der Chandi-Choak, über dessen Köpfe her die langen Hälse der Kameele und die mächtigen Rücken der Elephanten sichtbar wurden. Zuerst kam eine Anzahl Peons oder Polizeimannschaften, die mit ihren langen weißen Stöcken ohne Weiteres die Leute auf die Köpfe schlugen und bei Seite schoben, um dem Zuge Platz zu machen. Dann folgten die Sowars oder Kameelreiter des Rajah und auf prächtig geschirrten Pferden seine Hausdiener und Offiziere, sämmtlich in lange weiße Frauenröcke gekleidet, mit rothen spitz zulaufenden Turbanen, den Schild auf dem Rücken, den Säbel in der Faust. Eine Schaar von Musikanten schritt vor der Hauptgruppe des Zuges her, einen wahrhaft entsetzlichen Lärmen mit Cymbeln, Kesseltrommeln, Becken und Flageolets vollführend.

»*Fi don!*« schalt Miß *Forrest*, die Ohren zuhaltend, »das ist so abscheulich, und klingt fast eben so, als wenn die kleine Irma Klavier spielt. Sehen Sie, *Victoria* – da kommen die englischen Offiziere. *Angelo* ist darunter, und *Capitain Gordon Butler*.«

»Da neben Oberst *Ripley* reitet *Smith* vom 74sten. Aber wo ist Ihr Bruder, *Wally*?«

»Ich glaube, er hat die Wache im Arsenal.«

»Ah seht, wie *Willoughby* seinen ›Gibraltar‹ courbettiren läßt und herauf blickt. Glückliche *Victoria*, der Gruß gilt Dir!« Ein junger Offizier hob sein schönes Vollblut-Pferd, gerade als er dem Balkon gegenüber war und salutirte mit dem Säbel. Er war eine schlanke, hohe Gestalt, deren breite Schultern und schmale Hüften besondere Kraft andeuteten, das Gesicht gebräunt von der Sonne Indiens, von einem dunklen Backenbart gehoben.

Die Miß verbeugte sich über den Steinrand des Balkons und ließ den Strauß duftender Blumen, den sie aus einer der Vasen genommen, auf die Straße fallen.

Zugleich mit ihm flog eine einzelne weiße Rose nieder.

Noch ehe die Blumen den Boden erreicht, gleichsam während sie noch in der Luft schwebten, warf der Offizier sein Pferd zur Seite und mitten in die an der Seite des Weges drängende Volksmenge, so daß dieselbe eilig zurückwich und der Strauß und die Blume fast vor den Füßen seines Rosses auf die weißen Marmorquadern des Pflasters niederfielen.

Der Lieutenant streckte sein Pferd aus, und mit einer den wilden Sikhreitern nachgeahmten Bewegung warf er sich an der Seite des Sattels nieder, ohne diesen zu verlassen, so daß seine Hand bequem den Boden berühren konnte.

Als er wieder emporschnellte und das edle Thier unter seinem Sporenstich zugleich mit einem gewaltigen Satz vorwärts sprang, hielt seine Hand beide Zeichen – das Bouquet und die Rose.

Das kleine Abenteuer war so rasch vorüber gegangen, daß es kaum von den nachfolgenden Gruppen des Zuges bemerkt worden war. Desto genauer hatte man es auf dem Balkon der Pension der Ursulinerinnen beobachtet.

Miß *Frazer* wandte sich hastig um. »Wer warf die Rose – wer war es, der die Blume warf?«

Ihr Auge forschte fragend umher und blieb mit Erstaunen zuletzt auf der jungen Nonne hängen, die dicht hinter ihr gestanden, und deren hübsches Gesicht jetzt mit dunklem Purpur übergossen war, und die Augen beschämt zu Boden schlug.

»Wie, Sie, Schwester Marie, Sie warfen die Rose?«

»Verzeihen Sie, Miß,« sagte mit tiefer Verwirrung, aber doch nicht ohne das Erbtheil aller Evatöchter, der raschen Geistesgegenwart in solchen Fällen, die junge Nonne. »Verzeihen Sie, Miß, ich sah nicht, daß Sie bereits Blumen hatten und wollte Ihnen zu Hilfe kommen.«

»Nun, es wäre auch gar zu komisch,« lachte Wally Forster, »wenn Soeur Marie, unsere liebe Lehrerin, Victorien ihren Anbeter abspenstig machen wollte. Aber seht, Kinder, da kommt der Oberst und der Rajah – puh, was der für ein gelbes, grimmiges Gesicht macht in all dem Staat, den er angelegt.«

In der That nahte so eben die Hauptgruppe des Zuges der Stelle unter dem Balkon. Der Rajah von Bhurtpur erschien aus einem kolossalen, prächtig geschmückten und zierlich in Blau, Roth und Gelb bemalten Elephanten, auf dessen Kopf ein goldener Pfau sich erhob, dessen ausgespreiztes Gefieder im Licht der Sonne von Edelsteinen strahlte, so daß das Auge den reflectirenden Glanz kaum zu ertragen vermochte. Ein in weiße und rothe Gewänder gekleideter Kornak saß auf dem Nacken des Thieres und leitete mit einem Spitzstock seine plumpen, aber majestätischen Bewegungen. Der Rajah selbst, der nach Delhi gekommen, um bei der erwarteten Ankunft Sir Mallinghams, des Mitgliedes des Directoriums von Indien, diesem seinen Besuch zu machen, und bis dahin mit seinem zahlreichen Gefolge auf dem großen Ruinenfeld sein Lager aufgeschlagen hatte, saß in einer silbernen Haudah, hinter welcher ein Diener kauerte, der einen großen Sonnenschirm von Pfauenfedern über dem Haupt des Gebieters hielt. Der Rajah war ein noch junger Mann von etwa 25 Jahren, groß, stark, aber von Blatternarben entstellt. Er war unter der speciellen Aufsicht der Engländer erzogen worden und erst vor Kurzem, nach dem Tode seines Vaters, eines besondern Freundes der Engländer, zur Regierung gekommen, weshalb er auch die Gelegenheit benutzen wollte, dem einflußreichen Abgeordneten der Regierung in Calcutta seine Achtung zu bezeugen. Er trug ein blauseidenes langes Gewand, mit Goldborten besetzt und reich mit Juwelen geschmückt. Dicht hinter ihm auf Kameelen und Elephanten kamen seine beiden Brüder in grünseidenen Kleidern und seine neunzehn Barone und Minister in grellbunten Gewändern.

Neben dem Rajah ritt, gleichfalls auf einem Elephanten, der Resident, Oberst Frazer. Hinter dem Gefolge der Beiden kamen ein Trupp der Soldaten des Rajah zu Pferde, mit Lanzen, Schildern und Schwertern bewaffnet; eine Compagnie Sepoy's vom 74. Regiment bildete den Schluß.

Oberst *Frazer* grüßte, als er an der Erziehungsanstalt vorüber kam und die jungen Damen auf dem Balkon bemerkte, freundlich winkend hinauf, und auch der Rajah, von ihm aufmerksam gemacht, gab seinen Salem, indem er mit der Hand die Stirn und Brust berührte.

Der Zug setzte ohne Aufenthalt seinen Weg nach dem Platz vor dem Dauri-Serai fort und schwenkte sich um die westliche Seite desselben, um durch das große Thor seinen Einzug zu halten.

Der berühmte Kaiser-Palast von Delhi ist von einer 60 Fuß hohen Mauer von rothem Granit und einem großen Wallgraben auf drei Seiten eingefaßt, auf der vierten stößt er an die Dschumna. Er übertrifft an Größe bei Weitem den berühmten Kreml von Moskau und umschließt eine Menge von Gebäuden, Moscheen und Bädern.

Das Thor, durch welches der Zug den ersten Hof des Palastes betrat, bildete einen prachtvollen gothischen Bogen, wie bei einer der herrlichsten Kathedralen des Mittelalters, Alles von polirtem Granit und mit dem schönsten Schnitzwerk von Blumen und Arabesken nebst Sprüchen aus dem Koran bedeckt.

Am Eingang des Thores empfing sie Capitain Douglas, der Befehlshaber der Palastwache, der über dem Thor seine Wohnung hatte. Die Leibwache, nach dem europäischen Reglement eingeübt, aber in orientalischer Kleidung und mit Luntentinten bewaffnet, bildete im Innern zu beiden Seiten Spalier.

Der Hof, in den die Elephanten und vornehmsten Reiter jetzt eingetreten waren, während die Krieger des Rajah und die Sepoy's auf dem Platz vor dem Palast zurückblieben, war etwa 300 Fuß lang, von einem kleinen Kanal durchschnitten, und bildete den Stallhof. Die Reiter mußten hier die Elephanten und Pferde verlassen, indem die Etiquette bei Besuchen des seinen traurigen Scheinprunk mit ängstlicher Sorge festhaltenden Fürsten vorschrieb, daß man nur zu Fuß den Kanal überschreiten und die inneren Höfe betreten durfte.

Während des Absteigens näherte sich Capitain Douglas dem Residenten.

»Haben Sie weitere Anzeichen zu berichten, Capitain,« fragte dieser, »oder hat der alte Thor mit seinen Söhnen sich zum Nachgeben bequemt? *Goddam!* ich will ihn und das ganze Gesindel lehren, Umtriebe anzuzetteln und uns zu trotzen. Die Regierung thäte am Gescheidtesten, der ganzen Herrlichkeit ein Ende zu machen und die Familie auf und davon zu jagen.«

»Der alte Mann,« entgegnete der Capitain, »ist eine bloße Null und hat nicht einmal Kraft genug, um seine Weiber in Ordnung zu halten. Der Gefährlichste von der Familie ist und bleibt Prinz Jehan. Er ist ein kühner Mensch, besitzt die Liebe der Sepoy's, und wagt es, uns offen Trotz zu bieten.«

»Hat er sich in der letzten Zeit auf's Neue entfernt? Die lange Abwesenheit vor Beginn der letzten Regenzeit, über die er nur ungenügende Aufschlüsse gegeben, hat ihn verdächtig gemacht. Ich hoffe, Sie haben ihn streng beobachten lassen?«

»Man hat ihn seit einigen Tagen viel mit einem Mahratten und mit einem fremden Derwisch, die in einer Karawanseraï am Delhi-Thor wohnen, verkehren sehen. Ich sandte gestern Morgen eine Wache ab, um die Leute holen zu lassen und zu befragen, aber sie waren verschwunden. Doch, Colonel, dies ist es weniger, was mich besorgt hat.«

»Was sonst? – reden Sie!«

»Ich weiß nicht, mir kommt es vor, als zeige sich ein eigener trotziger Geist unter der ganzen Bevölkerung. Blicken Sie diese schwarzen Kerls an, die gewohnt sind, jedem Wink meiner Augen rascher zu gehorchen, als den Befehlen des Königs. Sie sehen finster und verdrossen aus und ich habe ihrer bereits fünf heute zum Arrest schicken müssen wegen Ungehorsams. Auf der ganzen Stadt scheint mir seit gestern ein anderer eigenthümlicher Geist zu liegen.«

»Sie haben Recht, Capitain – das Benehmen des Volks ist nicht das gewöhnliche. Es herrscht ein ungewohntes Schweigen unter der Menge – und doch ist Alles in Bewegung und Aufregung.«

»Lassen Sie uns auf der Hut sein, Sir – ich fürchte, es geht etwas vor, von dem wir nicht wissen.«

»Bah – irgend vielleicht eine ihrer religiösen Narrheiten, die ein unwissender Bursche verletzt hat. Sie werden bald genug mit ihrer Klage ankommen. Unterdessen will ich Ihnen hier

Gehorsam verschaffen und den alten Narren mit seinem Harem zur Ordnung bringen. Ich sehe, der Rajah ist bereit, lassen Sie uns vorwärts gehen. Wo erwartet uns der König?»

»In den Gärten am Fluß, Oberst!«

Auf ein Zeichen, das der Capitain gab, setzte sich der Zug in Bewegung, überschritt den Kanal und gelangte durch ein großes Portal in den zweiten, ein Viereck bildenden Hof, in dem der äußere Thron angebracht ist. Er steht in einer aus weißem Marmor gebauten Säulenhalle, dem Eingang gegenüber. Zwanzig Säulen in arabisch-byzantinischem Styl in zwei Reihen bilden die Front auf beiden Seiten; der Thron selbst ist oder war vielmehr ein marmorner Sessel, die Rückseite geschmückt mit Arabesken in florentinischer Mosaik, unter denen ein Orpheus, aus Edelsteinen gebildet, eine besondere Pracht zeigte. Vor diesem Throne ertheilten die Großmogule den Gesandten und den Vornehmsten des Reiches Audienz, wenn diesen anbefohlen war, auf Elephanten zu erscheinen, deren hier an 200 Platz hatten.

Jetzt, in dem Verfall der alten Herrlichkeit, wird der Hof zum Empfange der Besucher durch die Schobedars und die Hausdiener des Schattenkönigs benutzt, die hier Diejenigen, welche zur Audienz, kommen, mit der Tschoga oder dem Ehrenkleide versehen.

Aus dem Hof des äußern Thrones gelangten der Resident und sein Begleiter durch ein kleines nördlich gelegenes Thor in einen mit weißen Marmorplatten ausgelegten Hof nach dem Dewan-Kost, dem aus weißem Marmor gebauten offenen Audienz-Saal. Die gewölbte Decke desselben wird von 32 Marmorsäulen in zwei Reihen getragen. In der Mitte stand der berühmte Pfauenthron aus schweren Goldtafeln, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwei goldenen Pfauen in Lebensgröße, die ihre ausgebreiteten Edelsteinschweife erhoben hatten, und über denen ein Papagei in natürlicher Größe, aus einem einzigen Smaragd geschnitten, den prachtvollsten Thron der Erde zierte. Er hatte einen Werth von mehr als fünfzig Millionen Thalern. Den kostbarsten Stein des Thrones, einen Rubin erster Schönheit und Größe, hat Timur geraubt, den übrigen Edelsteinschmuck entführte Nadir-Schah mit sich nach Persien.

Zur Zeit unserer Erzählung war in Stelle des einst so prächtigen Thrones nur noch ein einfacher Sessel auf hohem Fundament stehend vorhanden, bedeckt mit dünnen Goldplatten und Perlen und Edelsteinen von geringerm Werth. Ein Himmel, von silbernen Säulen getragen, schwebte darüber, und wie werthvoll auch immer noch diese Nachbildung in europäischen Augen gelten mochte, so klang doch die Inschrift zur Seite in arabischen Lettern: »Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier! so ist es hier! so ist es hier!« in der Erinnerung an die vergangene Herrlichkeit jetzt nur wie ein Spott!

Südlich von Dewan-Kost, längs des Flusses, liegen die in arabischem Style erbauten Marmorpaläste des Königs und seiner Frauen, nördlich die Bäder, Gärten, die Wohnungen der Prinzen und eine kleine Moschee. Alles ist aus weißem Marmor mit eingelegter Edelsteinmosaik erbaut, wobei Pracht mit Üppigkeit und Bequemlichkeit wetteifern, und die zierlichen, mannigfaltigen Muster an den Säulen, Erkern und heraustretenden Hallen bewunderungswürdig kunstsinnig und geschmackvoll erschienen.

Aber auch damals schon, ehe noch die Kugeln der erbitterten Engländer einen großen Theil dieses prachtvollen Baues zerstörten, war Vieles in traurigem Verfall.

Zwei große Fontainen warfen ihre Strahlen in der Mitte des mit einigen großen Tamarinden, Bananen und Blumen aller Art besetzten Gartens in die Höhe, durch welchen der oberste Stabträger des entthronten Monarchen den Residenten und den fremden Fürsten, nachdem

er ihnen gleichsam alle Herrlichkeiten des Palastes auf dem Wege zur Schau gestellt hatte, vor seinen Herrn führte.

Der alte König von Delhi, jetzt ein Mann in den Siebzigen, befand sich in einem arabischen Kiosk mit vergoldeter und emaillirter Kuppel, der sich nach den Gärten in einer Säulenhalle öffnete, während die breiten balkonartigen Fenster nach dem Dschumna hinausgingen und den Blick auf die Schiffbrücke und das andere Ufer gestatteten.

Abul Mahomed, der letzte Großmogul von Delhi, saß auf einem mit Goldstoff überzogenen Divan, umgeben von seinen Söhnen und Verwandten, seinen sogenannten Ministern, Dienern und Eunuchen. Er war ein Mann von unförmlich dicker und plumper Körpergestalt, aber einem gutmüthigen apathischen Gesichtsausdruck. Er trug ein Gewand von rother Seide mit Goldborten verbrämt, nach Art eines Weiberrocks und einen kostbaren Shawl um die Schultern gelegt. Sein Turban war roth und mit einer kostbaren Agraffe von Smaragden geziert, die einen kleinen Busch von Reiherfedern hielt. Die dicken kurzen Finger waren fast bis zu den Spitzen mit werthvollen Ringen bedeckt, und zwischen den Lippen hielt er das Mundstück einer Hukah, deren langes gewundenes Rohr mit Perlen und Edelsteinen besetzt war.

Einen eigenthümlichen Kontrast zu dieser orientalischen Pracht bildete das einfach weiße Gefieder von zwei Tauben, die auf der Schulter und dem Arm des Nachkommen der mächtigen Beherrscher Indiens ohne Scheu vor der umgebenden Menge sahen und von ihm von Zeit zu Zeit geliebkost und gefüttert wurden.

Andere Tauben flogen durch die offene Halle ab und zu, und ein ganzer Schwarm, der auf den Gesimsen und auf dem Rande des Springbrunnens saß, erhob sich bei der Annäherung des Zuges und flog umher, denn eine Unzahl dieser im Orient ohnehin für heilig gehaltenen Vögel bewohnte den Garten und den Palast des Großmoguls, der eine große Vorliebe für sie hatte.

Der Resident sah, daß die Favorit-Begum des Mogul, *Sinat Mahal*, an seiner Seite saß, tief in Schleier gehüllt, während ihr junger Sohn *Dschumna Bukh* zu ihren Füßen kauerte und ihr alter Vater neben ihr stand. Die vierzehn anderen Söhne des Kaisers, darunter *Akhbar Jehan*, der Gefährlichste und Entschlossenste der Familie, *Bukthur* und *Timor Aly*, standen hinter ihrem Vater.

Als der oberste Schobedar sich dem Sitze des Kaisers näherte, warf er sich nieder und berührte drei Mal mit der Stirn den Boden. Dasselbe Ceremoniel wiederholten alle Hindu's, den Nasah eingeschlossen, dessen Familie von geringerer Abstammung war, als die des Moguls, wogegen viele andere Fürstenfamilien Hindostans, z. B. der Rajah von Jeypur, von weit älterer und vornehmerer Familie abstammen, und daher sorgfältig vermieden, Delhi zu betreten, um nicht einem Geringern als sie selbst, ihre Ehrfurcht bezeugen zu müssen.

Die Engländer begnügten sich mit drei tiefen Verneigungen, wobei der oberste Schobedar mit lauter Stimme ausrief: »Sehet die Zierde der Welt! Sehet die Zuflucht der Völker! Den König der Könige! Den König Abul Mahomed!«

Hierauf traten der Schatzmeister des Rajah und der Secretair des Residenten vor und legten auf einem weißen Tuch zu den Füßen des Königs die Totschakana, oder das übliche Geschenk nieder, denn es ist Brauch, daß bei jedem Besuch indischer Fürsten, sowohl unter sich als von den Engländern, Geschenke ausgetauscht werden, die zum Theil in Ehrenkleidern, Waffen, Juwelen u. s. w. und in Goldstücken bestehen. Um diesen Gebrauch zu regeln,

hat die ostindische Compagnie bestimmt, daß alle ihren Beamten gemachten Geschenke abgeliefert werden müssen und der Erlös einer besondern Kasse zu Gute kommt, aus der wieder die Gegengeschenke bestritten werden.

Die Totschakana des Rajah von Bhurtpur bestand in mehreren werthvollen Shawls, Edelsteinen und Goldstücken, von letzteren empfing auch der künftige Thronfolger eine geringere Anzahl.

Die Augen der Sinat Mahal und der Söhne des Moguls maßen mit Begier die Größe der Geschenke und in vielen Gesichtern zeigte sich Verdruß und Zorn, als der Resident nur ein Geschenk von zehn Goldstücken auf das Tuch werfen ließ und die Prinzen gar nicht bedachte.

»Rohanna Rû, der Rajah von Bhurtpur,« sagte der Oberst, der des Hindostani vollständig mächtig war, nicht ohne Spott, »wünscht dem mächtigen Schah Abul Mahomed seine Ehrfurcht zu bezeugen. Da er in Gesellschaft seiner und Deiner Freunde, der Faringi, kommt, so hoffe ich, Du wirst ihm das Licht Deines Angesichts zuwenden, obschon früher Eure Familien in Zwist lebten.«

»Er ist mir willkommen, Sahib,« sagte der alte Mann, »und Ihr möget die Hukah des Friedens mit dem Lichte der Welt rauchen.«

Der Rajah und der Resident wurden hiernach von den Babu's oder Schatzmeistern des Moguls in ein Nebengemach geführt und dort mit dem Gegengeschenk des Königs, einer Tschoga von flitterhaftem und werthlosem Aufputz bekleidet. Der Turban des Rajah wurde mit einem goldgestickten Schleier umwickelt und ebenso der Hut des Residenten.

Als sie in die Halle zurückgekehrt waren, brachten die Diener auf goldenen Platten Scherbet und allerlei Süßigkeiten und reichten sie umher, während vor jedem der Gäste eine Hukah niedergelegt wurde.

Der Rajah von Bhurtpur war als ein sehr schweigsamer Mann bekannt und die Unterhaltung daher eine sehr spärliche, sich auf Erkundigungen nach dem gegenseitigen Wohlergehen beschränkend.

Nach Verlauf einer halben Stunde erhob sich der Rajah, sich wegzubegeben, und sein Auge traf fragend den Residenten, als dieser ruhig sitzen blieb.

»Verzeihe Hoheit,« sagte Oberst Frazer, »daß ich Dich nicht begleite, ich habe mit dem ›Schatten der Welt‹ noch zu reden und Capitain Douglas wird meine Pflichten erfüllen. Morgen werde ich Dich in Deinem Lager besuchen.«

Der Mogul tauschte einen besorgten Blick mit seinen Söhnen und seinen Ministern bei dieser Erklärung des Residenten, doch er konnte der angekündigten Unterredung nicht ausweichen. Die Augen Akhbar Jehans und der Sinat Mahal aber begegneten sich mit Bedeutung, und der Sohn des Moguls trat an die hohen offenen Fenster des Pavillons, die nach der Dschumna hinaus gingen.

Ein triumphirendes Lächeln überzog sein braunes Gesicht, als er die Gegend überblickte und er hob einen Finger seiner linken Hand in die Höhe, seiner Vertrauten als Zeichen.

Unterdeß hatte sich der Rajah verabschiedet, und unter demselben Ceremoniel, wie er gekommen, den Gang eines trabenden Elephanten nachahmend, wie es die Etiquette der indischen Höfe vorschreibt, verließ er mit seinem Gefolge den Pavillon und den Garten, begleitet von Capitain Douglas.

Oberst Frazer und Lieutenant Willoughby blieben unter den Hindostani zurück.

»Ich habe Deiner Majestät zu melden,« sagte der Resident nach kurzer Pause, »daß die Regierung Ihrer Majestät der Königin Victoria und das Direktorium der hohen Compagnie sehr unzufrieden mit Deinem Verhalten sind. Es ist mir die Nachricht zugekommen, daß Deine Familie und Deine Diener Trotz und Ungehorsam gegen die Befehle des Capitain Douglas zeigen, und bei jeder Gelegenheit ihre Unzufriedenheit mit den Anordnungen der Compagnie an den Tag legen. Sie weigern sich, die Leute, die den Palast betreten, einer Prüfung zu unterwerfen, und überreden die Leibwache, daß sie nur den Befehlen der Prinzen Gehorsam schuldig seien.«

»Wallah, Sahib, was kann ich thun, ich bin ein alter Mann und die Knaben lachen mir in den Bart,« entgegnete der Sultan, »das Licht der Welt, der Sohn Akhbar Schah's ist bosch, Nichts, in ihren Augen. Du selbst weißt es am besten, da ich nicht einmal einen Eunuchen tödten lassen darf, der meine Augen besudelt hat.«

Der alte Mann spielte auf ein Ereigniß an, das kurz vorher vorgekommen war. Er lebte mit seiner Familie nicht im besten Vernehmen und mit seinen sogenannten Ministern in fortwährendem Streit, und besaß in der That so wenig Gewalt, daß er noch wenige Tage vor der Audienz sich genöthigt gesehen hatte, den Beistand des britischen Residenten in Anspruch zu nehmen, um seinen Hausminister aus dem Palast werfen zu lassen, den derselbe nicht freiwillig verlassen wollte. Eben so ging es ihm in seinem Harem. Eines seiner Kebsweiber wurde, ihm unbewußt, guter Hoffnung, bald darauf eine zweite, und es ergab sich, daß ein als Eunuch gekaufter Wächter des Harems die Ursache war. An dem Schlahenhändler konnte sich der ergrimimte Kaiser nicht rächen und den angeblichen Eunuchen durfte er nicht mit dem Tode bestrafen, da ihm solche Gerechtigkeitspflege streng von den Engländern untersagt ist. Erst nach vielen Bitten bei der über seine letzte Heirath erzürnten Familie erlangte er es, daß der Pseudo-Eunuch mit Peitschenhieben aus dem Palast gejagt wurde.

»Was geschieht, geschieht in Deinem Namen,« erklärte der Resident, »und Du weißt, daß Capitain Douglas bereit ist, Dir bei jedem billigen Begehren Hilfe zu leisten, auch wenn Du jene Männer,« er wies auf die Schaar der Söhne, »ein für alle Mal aus Deiner Nähe entfernen willst. Die Regierung von Indien hat auf meine Bitte eines ihrer obersten Mitglieder hierher gesandt, um die Sache zu untersuchen, denn ich weiß, daß Deine Söhne mit der vertriebenen Mähe Tschund, der frühern Königin von Lahore, und den Räubern der Thür in Verbindung stehen. Sir Robert Mallingham ist auf dem Weg hierher.«

»Ai! ai! Das ist schlimm,« jammerte der alte Mogul. »Es sind böse Buben, aber ich bin in ihrer Gewalt. Sie verlangen Geld von mir, und die Faringi geben mir keines. Ich bin ein geplagter Mann.«

»Du erhältst regelmäßig, was die Regierung Dir ausgesetzt hat, die Wirthschaft in dem Palast aber ist eine so liederliche, daß das Geld nicht für die Hälfte der Zeit ausreicht, und täglich neue Schulden bei den Babu's gemacht werden. Ich weiß, daß schon viele Kostbarkeiten verkauft und die Güter des Tajul¹ verpfändet worden sind. Das aber ist gegen den Vertrag.«

»Ist der Enkel Aureng-Zeb's, der Sohn der Herrscher Indiens ein Slave der Faringi, daß er nicht mehr wagen darf, über sein Eigenthum zu schalten?« zürnte Prinz Jehan, indem er sich kühn gegen den Residenten wandte.

¹Familienschatzes.

»Ich kenne Deinen aufrührerischen Geist,« entgegnete streng der Oberst, »und rathe Dir wohlmeinend, zu schweigen, bis die Reihe an Dich kommt. – Ein Kerl, Chuni mit Namen¹ der sich den Herausgeber und Redacteur einer indischen Zeitung nennt, läuft mit seinen Schreibereien in der Stadt umher, und liest dem Volk vor den Moscheen, den Pagoden und in den Kaffeehäusern mißvergnügte Artikel vor, die er im Auftrag des Königs geschrieben zu haben vorgiebt. Sie enthalten Klagen über die Engländer und fordern unsinniger Weise die Wiederherstellung des alten Reiches der Großmogule.«

»Inshallah! was kann ich thun! Der Chuni ist ein Lump, obschon er sehr gute Geschichten erzählen kann. Laß ihm die Bastonade geben. Es müßte freilich ein schönes Ding sein, wenn der Thron meiner Väter wieder so mächtig würde, als zur Zeit, da Ihr Faringi in dies Land kämet.«

»Wallah! Gutgesagt! Sehr wohl!« murmelte der gesammte Hofstaat.

»Deine Väter haben den Thron nicht gegen ihre eigenen Vasallen beschützen können und Du solltest den Engländern Dank wissen, daß sie Dich für viele Verräthereien wenigstens in dem Rest Deines Eigenthums beschützen,« entgegnete der Resident, der keine Lust hatte, sich über die Rechtmäßigkeit der englischen Besitznahme zu streiten. »Jener Kerl von Zeitungschreiber ist bereits festgenommen, und die Folter wird ihm das Geständniß abzwängen, was Wahres an seiner Behauptung und wer der Urheber jener Aufreizungen ist. Vorerst habe ich Dir, bis das General-Gouvernement weiter entscheidet, mitzutheilen, was ich für nöthig halte!«

»*Ai gusum!* Licht meiner Augen! was werde ich hören müssen?«

»Ich verlange von Dir, daß diejenigen Deiner Söhne und Verwandten, denen die Regierung Ursache hat, zu mißtrauen, und deren Namen auf diesem Papier verzeichnet sind, mit ihren Familien sofort Deinen Palast und Delhi verlassen, sich auf die Landgüter jenseits der Dschumna begeben, und nicht ohne meine ausdrückliche Erlaubniß sich von dort entfernen dürfen.«

»Inshallah, was muß ich hören!« jammerte der alte Herrscher. »Bin ich ein Vater und habe Kinder, daß ich sie verstoßen soll? Die Esel werden mein Grab besudeln, wenn ich gestorben bin!«

»Nimmermehr!« rief *Bukthur*, der zweite Sohn des Königs. »Kommt dieser Faringi hierher, unserm Vater in den Bart zu lachen? Wir sind in unserm Eigenthum, und er hat kein Recht, uns daraus zu vertreiben!«

Die Ankündigung der strengen Maßregel hatte unter der ganzen Familie eine allgemeine Bewegung hervorgebracht, aber der Resident kümmerte sich im Gefühl seiner Macht wenig darum, sondern fuhr fort:

»Das Zweite, was ich für nothwendig finde, ist die Entlassung des Gesindels, das Du Deine Leibwache zu nennen beliebst. Capitain Douglas klagt über den Geist von Widersetzlichkeit, der sich unter ihnen zeigt. Ich werde mit Brigadier Graves die nöthigen Verabredungen treffen, daß von morgen ab eine Compagnie Sepoy's die Wache des Palastes übernimmt.«

¹Derselbe trat später in dem Prozeß gegen den alten König als Zeuge auf. Die Verbreitung seines Journals findet in der oben angedeuteten eigenthümlichen Weise statt. Nachdem Chuni sein Journal geschrieben hat, geht er zu seinen Abonnenten, die entweder nicht lesen können, oder zu bequem sind, um es selbst zu thun, der Reihe nach umher und liest jedem das Manuscript vor.

Der König warf seinen Turban zur Erde. »Ich bin ein geschändeter Mann,« rief er. »Der Schatten des Unglücks ist über mir, – ich werde Asche auf mein altes Haupt streuen!«

»Schweige, Vater, oder antworte diesem stolzen Faringi, wie ihm gebührt,« schrie der Prinz Jehan, indem er an die Seite seines Erzeugers sprang. »Ihr habt die Enkel Timur's zum Schatten ihrer alten Größe gemacht, und wollt sie auch des letzten Zeichens ihrer Macht berauben, damit der Thron Aurengzebs der Schemel Eurer Füße werde! Brüder und Freunde, wollen wir noch länger die Erniedrigung der Herrscher des goldenen Delhi durch die schmutzigen Kaffirs dulden?«

»Nieder mit ihnen! nieder mit der Herrschaft der Faringi!« riefen zahlreiche Stimmen.

Der Oberst war aufgesprungen und hatte seine Hand an den Degen gelegt, – Lieutenant Willougby stand ihm bereits zur Seite.

»Das ist offenbarer Aufruhr,« rief der Resident, »und übersteigt meine, Nachsicht. Ich verhafte Dich, Akhbar Jehan, im Namen der Regierung! Du wirst sofort Dich auf die Thorwache begeben und meine weiteren Befehle dort erwarten.«

Der Hindu-Prinz lachte höhnisch auf. »Sieh zu, ob die Krieger Abdul Mahomed's, des Großmoguls von Delhi, seinen Sohn fangen und halten werden.«

»Zu Capitain Douglas, Willougby,« befahl der Resident. »Er soll sofort eine Abtheilung Sepoy's von der Hauptwache hierher kommandiren.«

Prinz Jehan hohnlachte. »Laß alle Soldaten, die Du hast, elender Kaffir, gegen uns ziehen, die ganze Macht Deiner weißen Königin wird Dir nicht helfen gegen den neuen Glanz des alten Thrones von Dewan-Kost. Brüder und Freunde, der Augenblick ist gekommen, uns zu rächen, und der Strahl der Sonne¹ führt die Söhne des Todes in unsere Mitte!«

Sein ausgestreckter Arm wies triumphirend durch die hohen Bogenfenster der Veranda nach der entfernten Schiffbrücke über den Fluß.

Die Staubwolke hatte sich genähert und einen langen dunklen Strom von Reitern aus ihrer Mitte geboren, der auf Pferden und Kameelen über die Brücke nach der Stadt eilte. Waffen blitzten im Sonnenlicht. Eine Masse Volks umdrängte die Reiter und bis hierher drang das jubelnde Geheul der Menge.

»Was bedeutet das? – wer hat die Wache an der Brücke, Willougby?«

»Lieutenant Waterfield. Doch die Sache hat keine Gefahr, Oberst Ripley muß von der Begleitung des Rajah bereits zurück und in der Stadt sein. Kommen Sie mit, Sir, ich darf Sie hier nicht allein lassen.«

Man hörte den schwachen Knall entfernter Schüsse, gleich darauf den starken Ton einer ganzen Salve.

»Inshallah! was geht mit mir vor? was ist geschehen? Habe Mitleid mit dem armen thörichteren Buben, o Sahib!« flehte der alte König, indem er seine Freunde, die Tauben, abschüttelte, sich in Angst trotz seiner Schwerfälligkeit erhob und auf den Residenten zuwankte.

Seine Söhne sprangen dazwischen.

¹Der Fluß Dschumna ist nach der indischen Mythe die Tochter der Sonne und die Schwester Yama's des Todestodesgottes.

»Erniedrige Dich nicht vor dem elenden Kaffir,¹ Kaiser von Hindostan!« schrie Akhbar Jehan. »Möge er fliehen, damit sein Blut nicht den Boden Deines Palastes beflecke! – Jene Krieger, die über die Dschumna strömen, sind die Reiter von Mirut, welche die Faringi erschlagen und uns zu Hilfe eilen.«

»Nimmermehr soll der Kaffir lebendig entkommen,« schrie der wilde Bukthur und riß ein Pistol aus dem Gürtel, es auf den Residenten erhebend, aber die Sinat Mahal warf sich schreiend dazwischen.

»Es ist kein Augenblick zu verlieren! Fort, Sir!«

Der Lieutenant faßte den vor Schreck und Staunen über die so gänzlich unerwartete Wendung der Dinge sprach- und willenlosen Residenten am Arm und zog ihn eilig aus dem Kiosk und durch den Garten, verfolgt von dem wilden Geschrei der Söhne und Diener des Königs.

Der junge Offizier war zum Glück mit den Wegen und Lokalitäten des Palastes genau bekannt und erreichte mit seinem Begleiter glücklich den Dewan-Kost.

Hier stürzte ihm, von einem Säbelhieb im Gesicht blutend, Sergeant Soyce, ein Engländer im Dienst des Capitain Douglas bei der indischen Leibwache, entgegen,

»Aufruhr, Mord, Gentlemen!« schrie der Mann. Eilen Sie, sich zu retten! Capitain Douglas sendet mich, er hält das äußere Thor!«

Jetzt hatte auch Oberst Frazer seine Geistesgegenwart und die volle Erkenntniß der Gefahr wieder erlangt.

»Wo sind die Pferde, Soyce? – wo sind meine Diener?«

»Im Hof der Elephanten, Sir – aber die Leibwachen haben ihnen befohlen, sich zu entfernen.«

Die Drei flogen, von dem Lärmen geleitet, durch den niedern Bogengang in den äußern Hof, wo sich ihnen eine Scene unendlichen Tumultes zeigte.

Die Leibgarden des entthronten Königs waren noch unter Waffen, aber ihre Reihen hatten sich in wilde Unordnung gelöst. Ein Theil von ihnen hielt das innere Thor besetzt, andere standen auf den Mauern und jubelten und schrieten, ein dichter Haufen hatte sich um die zitternden indischen Diener des Residenten gesammelt, die mit dem Elephanten und einigen Pferden im Hofe hielten, und wahrscheinlich längst die Flucht ergriffen hätten oder der Aufforderung der Soldaten, sich ihnen anzuschließen, gefolgt wären, wenn der Mahoud, ein dem Obersten treu ergebener Mensch und seit vielen Jahren in seinen Diensten, sich nicht standhaft geweigert hätte, den Platz zu verlassen, auf dem er seinen Herrn erwarten sollte.

Die beiden britischen Offiziere trugen über ihren Uniformen noch die Tschoda, das indische Ehrenkleid, das sie zur Audienz bei dem König hatten anlegen müssen und dieser Umstand rettete vorerst wahrscheinlich ihr Leben. Ehe einer der Meuterer auf sie aufmerksam geworden, waren sie mitten in der Gruppe und der Resident rief dem Mahoud einen Befehl zu, während Lieutenant Willougby die Hand auf den Bug seines edlen Rosses Gibraltar legte und mit einem Satz in den Sattel sprang.

In demselben Augenblick hatte er auch den Zügel der haltenden Hand des erschrockenen Dieners entrissen, rief dem Sergeanten zu, sich eines andern Pferdes zu bemächtigen, und tummelte das seine zur Seite des die Vorderknie beugenden Elephanten, um die herbeieilenden Soldaten aufzuhalten und dem Residenten möglich zu machen, die Haudah zu erreichen.

¹Dasselbe wie Giaur, Ungläubiger.

Es war keine Zeit, zu diesem Zweck sich der gewöhnlichen Leiter zu bedienen. Auf ein Wort des Mahoud streckte das durch seine Gelehrigkeit in ganz Delhi bekannte Riesenthier jetzt seinen Rüssel zur Seite aus, Oberst Frazer, der das Thier sehr liebte und häufig fütterte, setzte seinen Fuß auf den Rüssel, schwang sich mit Hilfe des Mahoud auf den Rücken und erreichte die Haudah. Sofort erhob sich der Elephant und schritt auf das Thor zu, gleich als sage ihm der Instinkt den Willen seines Herrn.

»Gebt Raum, Ihr schwarzen Schurken, und wehe dem, der eine Hand zu erheben wagt!« schrie der Lieutenant und sprengte auf das Thor an, das eine dichtgedrängte Menge der Leibwachen unter drohendem Geschrei versperrt hielt.

Sei es, daß die jahrelang gewohnte Autorität sie noch in Schranken hielt, oder daß sie erst den Befehl eines Anführers erwarteten, – sie begannen in der That, Platz zu machen.

In diesem Augenblick erschienen in dem Thor zum Dewan-Kost die Söhne des Königs, und der wilde Bukthur, die Flucht der Gefährdeten erkennend, sprang vor und rief, seinen Säbel schwingend: »Bei dem Bart des Propheten! laßt die unreinen Hunde nicht entkommen! sie sollen sterben in diesen Mauern!«

Einer der Leibwachen warf sich dem jungen Offizier entgegen und faßte die Zügel seines Pferdes, aber Willougby beugte sich vornüber, schlug ihn mit dem Säbelgriff ins Gesicht und spornte Gibraltar. Das edle Thier hob sich, sprang über den taumelnden Soldaten weg in den Bogen des Thores und galoppierte vorwärts.

Zugleich schob der Rüssel des Elephanten die dichtgedrängten Männer mit einem kräftigen Ruck zur Seite und machte den Weg in dem Thorbogen frei. Gleichsam als kenne er seine Kraft und wisse, daß er den Rückzug decken müsse, ließ der Elephant den verwundeten Sergeanten vorangehen, dem es gelungen, ein Pferd zu besteigen, und folgte alsdann.

»Schießt auf sie, Ihr Feiglinge! nieder mit ihnen!« schrie der wilde Hinduprinz, die Engländer verfolgend; sein Bruder Akhbar dagegen entriß einem der Soldaten, die sich fürchteten, den Elephanten zu treffen und seine Wuth zu reizen, das Luntengewehr und eilte die Mauer hinauf, den Nächsten zu folgen befehlend.

Die drei Reiter hatten unterdeß das Thor passirt und die Brücke erreicht, die über den Graben nach dem Platz vor dem Palast und dem Chandy-Choak führte, wo eine große Volksmenge mit Geheul und Geschrei sich versammelt hatte und eben einen englischen Kaufmann verfolgte, der in Todesangst über den Platz flüchtete, die ganze Meute hinter sich drein.

Auf der Brücke stand Capitain Douglas, den Säbel in der Faust, mit zwei europäischen Corporalen, die den Dienst mit ihm im Palast versahen. Alle Drei waren bemüht, mit Worten und Hieben auf der einen Seite die Thorwache abzuhalten, die Brücke zu sperren, auf der andern das Herüberdringen des Pöbels zu verhindern.

»Der Teufel ist los, Oberst,« rief diesem der brave Schotte zu, als er ihn erblickte, »ich glaube, das Gesindel macht Ernst. – Sie werden uns ermorden, ehe Ripley noch uns Hilfe senden kann!«

»Sie opfern unnütz Ihr Leben hier, Capitain – der Verrath ist im Palast wie auf den Gassen – meuterische Sepoy's von Mirut dringen über die Schiffbrücke! Lassen Sie uns eilen, die Residentur zu erreichen.«

Ein entsetzlicher Schrei, das Heulen der Menge übergellend, unterbrach ihn vom Platz her. Der unglückliche Europäer, nach dem die tobende Menge Steine, Messer und was ihr zur

Hand war, geschleudert, war von einem Steinwurf getroffen zu Boden gestürzt. Im Augenblick warfen sich Hunderte wie ein lebendiger Berg über den Unglücklichen her. Tulwars, Hangars und Messer funkelten durch die Luft, – jener Schrei war der Todesschrei des armen Opfers, das buchstäblich in Stücke gerissen wurde. Die Menge schwenkte jubelnd die blutigen Glieder und ein wilder Behischty oder Wasserträger hob den abgeschnittenen Kopf auf seiner Stange empor.

»Vorwärts, Gentlemen, oder wir haben das Schicksal jenes Unglücklichen,« rief Willougby und machte sich bereit die Sattelpistole in der einen, den Säbel in der andern Hand, auf die Menge einzusprenken, die sich bereits auf der andern Seite des Kanals mit drohenden Geberden versammelte.

Da knallten plötzlich mehrere Schüsse hinter ihnen und ein wildes Triumphgeschrei erhob sich auf der Höhe der Mauer, als einer der Corporale die Arme in die Luft warf und todt zu Boden stürzte. Umblickend sahen sie auf der Zinne des Thores Akhbar Jehan mit mehreren Soldaten beschäftigt, auf's Neue ihre Gewehre zu laden, während andere hinauf eilten, und aus der Wölbung des Thores unter der Anführung des Prinzen Bukthur ein Haufen meuterischer Leibwachen hervorstürzte.

»Retten Sie sich, Kameraden,« rief Capitain Douglas, »ich bin verwundet und werde auf meinem Posten sterben.« Er sank am Geländer der Brücke zusammen, eine der Kugeln hatte ihm den Schenkel durchbohrt.

Der Resident beugte sich über die Haudah.

»Manakjy,« sagte er zu dem Mahoud, »laß Moll helfen, den Capitain zu retten!«

Der treue Diener rief dem Elephanten einige Worte zu, – das verständige Thier näherte sich sogleich dem Ort, wo der brave Offizier von der Kugel der Meuterer gesunken war, schlang den Rüssel um ihn und hob ihn so leicht empor, als wäre es ein Kind.

Die Soldaten auf den Mauern und der Pöbel auf dem Platz stießen ein wildes Jubelgeschrei aus bei diesem Anblick, denn sie glaubten im ersten Augenblick, der Elephant werde ihren Feind in die Luft schleudern; aber der Jubel verwandelte sich augenblicklich in ein Wuthgeheul, denn das treue Thier reichte behutsam den blutenden Körper des Offiziers über seinen Kopf weg nach der Haudah, in die ihn der Oberst und der Mahoud hoben.

»Jetzt, Manakjy, vorwärts nach Saman-Badsch und nieder mit Allem, was uns in den Weg tritt. Soyce, sucht die Bungalows zu erreichen und holt Beistand und Sie, Willougby, so rasch als möglich in's Arsenal!«

»Sie entfliehen! Feuer! Feuer auf sie!« schrie der Prinz Jehan von der Höhe der Mauer. Speere wurden nach ihnen geschleudert, eine Anzahl Luntentflinten auf sie abgeschossen, aber die Kugeln flogen glücklich an ihnen vorüber und die eine, die den Elephanten traf, diente nur dazu, das riesige Thier in Zorn zu setzen. Es folgte, ein trompetenartiges Geschrei ausstoßend und den Rüssel schwingend, in plumpem Trabe dem jungen Offizier, der, den Sergeanten zur Seite, auf seinem edlen Pferd in gestrecktem Galopp über die Brücke und mitten in den heulenden Pöbelhaufen flog.

Den Einzigen, der Muth und Gewandtheit genug hatte, sich ihm in den Weg zu werfen, denselben Kerl, der das Haupt des unglücklichen Kaufmanns auf seiner Stange trug, schoß er nieder, und über ihn hinweg setzte das Pferd in kräftigen Sprüngen weiter und verschwand im nächsten Moment an der Ecke des Platzes.

Auch dem Sergeanten, obschon ihn einige Steinwürfe traf, gelang es, die Menge zu durchbrechen und den Eingang des Chandy-Choak zu erreichen, der jetzt verhältnißmäßig leer war und über den er unaufgehalten dem Lahore-Thor zu jagte.

Obschon er mit Ausnahme seines Degens ohne alle Waffen war, hegte Oberst Frazer doch keine Besorgniß, denn er kannte die Kraft und den Muth seines Thieres, und indem er sich und den Verwundeten so viel als möglich hinter den niedern Wänden der Haudah zu schützen suchte, rief er bloß »Saman-Badsch«, den Namen des Palastes, der zur Residentur diente und zwischen Gärten im nördlichen Theile der Stadt, in der Nähe des Kashemir-Thores lag.

Moll, der Elephant, kannte, nachdem der Mahoud ihm den Namen wiederholt, vollkommen seinen Weg und trabte mit großer Schnelligkeit, wiederholt sein schmetterndes Geschrei ausstoßend, über den Platz, was ihm in den Weg kam, unter seinen riesigen Füßen niederstampfend. Alles flüchtete vor der Kraft des Thieres und begnügte sich, die Flüchtenden mit Schüssen, Flüchen und Steinwürfen zu verfolgen und in gefahrloser Entfernung ihnen nachzurennen.

Der arme Corporal, der vergeblich versucht hatte, mit den drei Reitern sich zu retten, und zurückgeblieben war, wurde von der Bande Bukthurs in Stücke gehauen.

Das Geschrei, das von dem nahen Calcutta-Thor her drang, auf welches die Schiffbrücke über die Dschumna mündet, belehrte den treuen Mahoud, daß dort Gefahr für sie sei; er lenkte den Lauf des Thieres rasch durch die engern Gassen zur Linken und gelangte glücklich auf den Platz, in dessen Mitte der prächtige Palast des berühmten Wessirs Akhbars des Großen liegt. Der Platz war fast leer von Menschen, denn Alles strömte bei dem Tumult, der sich in der Stadt erhoben, an jene Orte, wo die Verwirrung und der Lärmen am größten waren. Das Thor des Palastes war zwar geschlossen; auf den Ruf des Herrn jedoch wurde es von dem diensthabenden Sepoy-Unteroffizier geöffnet und Oberst Frazer mit seinem Gefährten verließ im Hofe die Haudah des Elephanten.

Die ängstlichen oder finsternen Gesichter der umherstehenden indischen Diener bewiesen sofort dem Residenten, daß er sich wenig auf ihren Beistand würde verlassen können, indeß glaubte er jeden Augenblick das Herbeikommen militairischer Hilfe erwarten zu dürfen, und da in dem Palast nicht allein wichtige Papiere, sondern auch eine ziemlich bedeutende Summe Geldes enthalten waren, beschloß er, hier zu bleiben und nöthigenfalls seine Wohnung zu vertheidigen.

Bevor er den Hof verließ und dem Capitain folgte, den er bereits in ein Gemach des Palastes hatte bringen lassen, rief er den Mahoud zu sich.

»Manakjy,« sagte er zu ihm, »ich kenne Dich als den treuesten meiner Diener, und Du hast Deine Ergebenheit in der Stunde der Gefahr bewahrt. Hast Du den Muth, für mich Dich einer neuen Gefahr zu unterwerfen?«

»Sprich, Sahib, Manakjy ist Dein Diener und wird Dir gehorchen.«

»Du weißt, wo Miß Victoria, meine Tochter, sich befindet?«

»Die Mam Sahib ist in dem Hause der frommen Frauen.«

»Ich glaube zwar nicht, daß sie dort etwas zu befürchten haben, überdies muß General Graves bereits unterrichtet sein und jeden Augenblick mit den Truppen eintreffen, um die Unsinnigen zu züchtigen. Indeß wird Victoria sich unnöthig ängstigen und könnte sich leicht zu einer Unvorsichtigkeit hinreißen lassen. Eile zu ihr und beruhige sie über meine Sicherheit, und wenn ihr Gefahr droht, so führe sie hierher oder in die Cantonnements der Truppen.«

»Soll ich Kubadar mit mir nehmen, Sahib?« fragte der Mahoud.

»Nein, laß ihn hier, es würde nur die Aufmerksamkeit dieser Schurken auf Dich lenken. Ich vertraue auf Dich, Du wirst meine Tochter beschützen.«

»Ich habe mit der Mam Sahib als Knabe gespielt,« sagte der Mahoud, »ich werde thun für sie, was ein Mensch für den andern zu thun vermag. Aber es ist Schade, daß Moll nicht mit mir gehen darf, er hat den Verstand von zehn Männern und die Kraft von hundert.« Mit diesem Lobe seines geliebten Thieres machte der Mahoud sich auf den Weg, seinen gefährlichen Auftrag auszuführen.

Das Verhältniß dieser Menschen und ihrer Familien zu dem von ihnen gepflegten Thier ist in der That oft rührend. Der Elephant ist eben so dankbar für erzeugte Wohlthaten und Freundschaft, als rachsüchtig gegen Alle, die ihn beleidigen. Er gehört förmlich zur Familie seines Wärters und lebt mit dieser zusammen, spielt mit den Kindern und beschützt sie, und zeigt in vielen Fällen wirklich menschlichen Verstand.

Der Elephant, von dem hier die Rede ist, und der in den Kriegsberichten der englischen Armee, wie wir später sehen werden, mehrmals erwähnt wird, befand sich seit etwa zehn Jahren im Besitz des Obersten Frazer und war diesem von dem entthronten König von Audh noch zur Zeit seines Glanzes geschenkt worden, sammt dem Mahoud, einem noch jungen Mann von etwa einundzwanzig Jahren. Die Geschichte des Thieres, die wir hier nach dem Bericht eines Augenzeugen einflechten wollen, wird am besten das Verhältniß zwischen den Mahouds und ihren Thieren erläutern.

Es war im Jahre 1837, bei einem Besuch des neuen General-Gouverneurs von Indien, Lord Auklands, in Lucknow, als der König von Audh, Nassir-ed-Daula, zu Ehren seines Gastes große Thierkämpfe veranstaltete, bei denen Kubadar Moll die bedeutendste Rolle unter den hundertundfünfzig Elephanten des Königs spielte. Er war bereits in hundert Kämpfen Sieger geblieben und besaß schon damals nur noch einen der mächtigen Fangzähne, denn der andere war ihm Stück für Stück in den furchtbaren Kämpfen abgebrochen worden.

Kubadar Moll II. – ein Name, den seine Mutter bereits in Indien berühmt gemacht hatte – war damals noch jünger und viel wilder, als zur Zeit seines Auftretens in unsrer Erzählung. Er war ein furchtbarer schwarzer Bursche und wahrhaft schrecklich, wenn er sich in aufgeregtem Zustande befand. Es war eben die geeignete Jahreszeit der Brunft, und ein anderer riesiger Elephant, eben so schwarz, ward zu seinem Widersacher erkoren. Wenn sich zwei männliche Elephanten in der Wuth begegnen, beginnt der Kampf sogleich, und es bedarf keines Antriebes. Jedes dieser Thiere hat seinen eigenen Mahoud, der ihm im Nacken sitzt und die einzige Person ist, die sich ihm in solcher Zeit nähern darf; aber unter der Hand seines Mahouds ist das Ungethüm so fügsam wie ein Kind. Für den Wärter bedarf es keiner Vorbereitung zum Kampfe, als eines starken Riemens vom Nacken des Elephanten bis zu dessen Schwanz, um an diesem beim Kampfe einen festen Halt zu haben und nach Belieben vorwärts und rückwärts rutschen zu können, ohne herunter zu fallen. Daß die Lage des Mahouds während der Dauer eines solchen Gefechts keine angenehme ist, läßt sich denken, dennoch ist jeder Wärter auf den Ruf seines Elephanten so eifersüchtig, daß er es als die größte Schmach betrachten würde, seinen Posten zu verlassen. Der Sieg ist für ihn so rühmlich, als für das gigantische Thier, welches er führt und für dessen Ehre er besorgt ist. Das scheint jeder der

kämpfenden Elephanten auch sehr wohl zu begreifen; denn während der feindliche manchen Schlag nach dem Mahoud seines Gegners richtet und ihn ohne Zögern unter seinen Füßen zerstampfen würde, wenn er das Unglück hätte, von seinem Sitz herabzufallen, beschützt der eigene Elephant seinen Freund, der sich, wie der Schiffbrüchige an der Planke, an dem Riemen festklammert, auf das Sorgfältigste und parirt die Schläge, die ihm gelten.

Bei der Gelegenheit, wo Moll zur Belustigung des britischen Generalgouverneurs, des Königs und seines Gefolges, in die Schranken treten sollte, befanden die hohen Zuschauer sich in einem Palast, der dicht am Ufer der Gumty lag. Von der auf der Wasserseite erbauten Terrasse mit hohem Balkon konnten sie ohne eigene Gefahr den schmalen Fluß und das jenseitige Ufer, einen offenen Park, in welchem das Gefecht stattfinden sollte, gut übersehen. Auf ein von dem Könige gegebenes Zeichen näherten sich die beiden Elephanten einander von zwei verschiedenen Seiten, jeder mit seinem Mahoud im Nacken, indem Moll mit seinem einen Zahn eben so furchtbar aussah, wie sein großer, schwarzer, mit mehr als 2 Ellen langen Stoßzähnen versehener Gegner. Als sie einander ansichtig wurden, hoben beide ihre Rüssel und ihre Schwänze in die Höhe und trabten aufeinander zu, gleichzeitig eine laute Herausforderung trompetend. Moll und sein Feind stießen mit solchem Ungestüm aufeinander, daß man den Zusammenstoß der Köpfe weithin dröhnen hörte. Eine breite Stirn an die andere, die Rüssel senkrecht erhoben und die Zähne zwischen einander, setzten sie ihre Füße fest auf den Boden und stießen sich mit den Köpfen fort und fort, nicht mit entschlossener, lang anhaltender Anstrengung, sondern mit schnell wiederholten kurzen Stößen, wobei sich die Rücken wechselweise krümmten und ebneten. Die erst im Nacken sitzenden Mahouds verließen schnell ihre Plätze, und jeder seinen Kämpfer anfeuernd, schriean sie wie toll und handhabten ihre Treibmittel, die elfenbeinernen Stachelstöcke, tüchtig auf den Schädeln der Thiere.

Gewöhnlich bleibt bei solchem Zusammenstoß dem stärkern Thiere der Sieg, oft aber auch trägt die größere Beweglichkeit und Kampfgeübtheit denselben davon. Das Ende des Kampfes ist, daß der Sieger den schwächern zu Boden wirft, oder ihm, wenn er sich zur Flucht wendet, die Zähne in den Leib stößt.

Lange schwebte der Kampf zwischen Moll und seinem Gegner, doch endlich begann der erstere mit seinem einen Zahn in Vortheil zu kommen. Der eine Vorderfuß des andern Elephanten hob sich, und man erkannte bald, daß er auf den Rückzug denke. Moll's Treiber sah diese Bewegungen und wußte, was sie bedeuteten. Sein Geschrei klang wahrhaft dämonisch, indem er den Schädel seines Thiers mit dem Stachel bearbeitete. Doch Moll bedurfte keines Antreibens. Er war ein zu alter Kämpfer, um nicht zu wissen, daß bald ein neuer Lorbeer zu seinen früheren kommen werde, seine Kraft schien mit dieser Überzeugung zu wachsen und er begann eben so hitzig zu werden, wie sein Wärter. Die Streitenden standen während des Kampfes nur wenige Schritte vom Ufer des Gumty entfernt; der weichende Elephant zog sich langsam nach dem Wasser zurück, verließ plötzlich mit einem Sprunge rückwärts seinen Gegner und warf sich vom Ufer in den Fluß. Sein Mahoud kletterte am Strick über seinen Rücken und saß bald wohlbehalten auf dem Nacken, während der Elephant dem andern Ufer zuschwamm. Moll war wüthend über die Flucht seines Gegners; sein Wärter mahnte ihn zwar, zu folgen, aber er wußte entweder, daß es vergeblich war, oder er war zu wild, um zu gehorchen und schaute sich zornig nach einem Gegenstand um, den er angreifen könnte. Der unglückliche Mahoud, ihn noch immer stachelnd und anschreiend, verlor bei der plötzlichen

Wendung des Elephanten das Gleichgewicht und fiel zur Erde, gerade vor das Thier nieder, das er erst so wild und unlenksam gemacht hatte. Kaum hatte man den Mann herabfallen und unten auf dem Rücken liegen sehen, mit einem Beine unter sich und das andere ausgestreckt, beide Arme in die Höhe gehoben, als der eine gewichtige Fuß des Elephanten auf seine Brust trat und man das schreckliche Krachen der Knochen hörte. In wenig Sekunden war der Mann nur noch eine formlose Masse, aber das wüthende Thier war damit noch nicht befriedigt. Mit dem Fuß fest auf dem Leichnam stehend, faßte es mit dem Rüssel einen Arm, riß ihn vom Körper los, als wäre es ein Seidenfaden und warf ihn hoch in die Luft, daß das Blut weit umherspritzte. Dann faßte es den andern Arm, um das Gleiche damit zu thun.

Das Entsetzen, das die Zuschauer dieser schrecklichen Scene versteinerte, vermehrte sich noch, als man ein junges indisches Weib mit einem Kinde auf dem Arm von der Gegend, wo Moll hergekommen, so schnell, als es ihre Last erlaubte, herbeilaufen sah.

Der General-Gouverneur sprang empor: »Um Himmels willen – die Wahnsinnige rennt in ihr Verderben! Kann Nichts geschehen, sie zu retten?«

»Es ist des Mahoud's Weib,« entgegnete kaltblütig der König, indem er den Rauch seiner Houkah von sich blies – »ihr Verstand ist bosch, was kann ich thun?«

Der mit anwesende Resident, Oberst Law, hatte aber bereits Befehl gegeben, daß die Reiter mit ihren langen Spießen den Elephanten fortreiben sollten. Leider aber ging das nicht so schnell. Schon durch das Überbringen des Befehls war Zeit verloren, dann mußten die Leute vorsichtig sich von verschiedenen Seiten nähern, und ehe dies geschehen und sie ihre Spieße gegen den bei der Aufregung des Thieres um so empfindlichern Rüssel richten konnten, rannte schon das arme Weib, ohne die Folgen zu bedenken, auf den Elephanten los.

»O Moll! Moll! Du grausames, böses Thier, was hast Du gethan,« schrie die Frau, indem sie sich vor ihm niederwarf. »Du hast die Hand, die Dir wohlgethan, vernichtet, Du hast das Dach eingerissen, nun brich auch die Wände nieder! Möge die grausame Seele, die in Dir wohnt, niemals in das Paradies eingehen! Du hast meinen Gatten getödtet, der Dich so lieb hatte, nun ermorde auch mich und sein Kind!«

Damit warf sie den kleinen nackten etwa zweijährigen Knaben vor die Füße des Elephanten nieder. Man erwartete, das wilde Thier werde sich von dem verstümmelten Leichnam des Mannes nun zu dem Weibe und dem Kinde wenden und auch sie tödten, ehe die Reiter heranzukommen vermöchten, aber Moll's Wuth war vorüber. Der Koloß fühlte gleichsam Gewissensbisse über das, was er gethan hatte, sein Kopf beugte sich wie beschämt nieder, und große Thränen quollen aus seinen Augen, während er den Fuß von dem Körper des Getödteten wegzog. Die Frau warf sich nun selbst auf die Reste ihres Mannes, und der Elephant stand dabei, als ob er ihren Gram verstehe. Die Unglückliche jammerte laut, sich dann und wann zu dem Elephanten wendend, um ihm Vorwürfe zu machen, während das seiner Schuld bewußte Thier betrübt zu ihr hinblickte, und das Kind, ein Knabe von zwei Jahren, mit seinem Rüssel spielte, wie es wahrscheinlich schon oft gethan. Es war in der That ein rührender Anblick.

Jetzt nahten sich die Spießträger auf Pferden, welche schon an dieses Manöver gewöhnt waren. Sie kamen von beiden Seiten und berührten erst sanft den Elephanten, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Kubadar Moll warf die langen Ohren zurück und sah sie mit drohenden Blicken an. Wenn ihn auch das Weib des Mahouds, den er getödtet, beleidigen durfte, so sollten jene ihm doch nicht nahen, das konnte man an seinen entschlossenen Bewegungen

und dem Funkeln seiner kleinen Augen sehen. Sie stachen ihn wieder und diesmal schärfer. Da erhob er den Rüssel, stieß ein herausforderndes Brüllen aus und ging auf die Retter zur Linken los. Sie flohen in aller Eile und Moll folgte. Die frühere Wuth des Elephanten kehrte zurück, und als die Bande, die er angegriffen, Schutz gefunden und hinter den Bäumen verschwunden war, wendete er sich gegen die andere, die von ihm verfolgt, gleichfalls so schnell als möglich entflohen.

»Laßt das Weib ihn zurückrufen,« befahl der König, »er wird ihr folgen.«

Die Frau rief seinen Namen, und Moll folgte gehorsam ihrem Ruf und stellte sich ruhig an ihre Seite, wie ein Hund gethan haben würde.

»Das Weib mag mit dem Kinde das Thier besteigen und es fortführen,« sagte nun der König, und als ob der gewaltige Riese der Thierwelt diese Worte verstanden hatte, schlang er die Spitze des Rüssels mit der Sorgfalt einer Amme um den kleinen nackten Knaben und hob ihn auf seinen Nacken, wo der Bube, wie er bei Lebzeiten seines Vaters schon oft gethan, an den Ohren des Elephanten sich festhielt.

Die Frau legte ihre Hand leicht auf den Rüssel des Elephanten, und gehorsam ließ sich das Thier von ihr wegführen und in seinen Stall bringen.

Von diesem Tage an waren sie und der Knabe seine Wärter, seine Mahouds. Es litt keinen andern. Wenn Moll noch so aufgereggt, noch so wild war, so brauchte sie ihm nur zu befehlen, und er gehorchte; eine Berührung seines Rüssels durch ihre Hand reichte hin, die heftigsten Ausbrüche seiner Wuth zu beruhigen, und sorgfältiger wie die eigene Mutter hütete der Elephant den Knaben und spielte mit ihm.

Das war *Kubadar Moll II.*, zur Zeit unserer Darstellung bereits 74 Jahre alt, und der Mahoud, der ihn führte, war Manakjy, der Knabe, den seine Mutter einst vor die Füße des wüthenden Thieres geworfen hatte.

Der treue Mahoud empfand bald lebhaftes Bedauern, daß er seinen wackern und starken Freund hatte zurücklassen müssen; denn die aus den Straßen der innern Stadt auf den Platz vor dem Residentur-Palast hervorströmende Menge versperrte ihm den Weg und zwang ihn, mit ihr umzukehren. Er hegte große Besorgniß um das Schicksal seines Herrn und vielleicht nicht weniger um das seines Thieres und beschloß, vorerst sich Kenntniß von jenem zu verschaffen, ehe er seinen Auftrag ausführte.

Oberst Frazer war ein weder unter der Bevölkerung Delhi's noch im Allgemeinen unter seinen Dienern beliebter Mann wegen seines stolzen und anmaßenden Charakters, dessen Züge auch auf seine einzige Tochter übergegangen waren. Von jenen Eigenschaften schrieb sich auch das Erstaunen über die Vorgänge im Palast des Königs, das ihn förmlich überwältigte, weil er in seinem Stolz dergleichen für unmöglich gehalten hatte. Nachdem er jedoch den ersten Eindruck überwunden, war er, wie wir bereits gesehen, ganz der entschlossene, kaltblütige und muthige Beamte, der seinen wilden Feinden die Stirn bieten mochte, und hätte er irgend in seiner verzweifelten Lage Unterstützung gehabt, so würde es ihm wahrscheinlich gelungen sein, sich durchzuschlagen.

Während er noch in seinem Bureau beschäftigt war, die wichtigsten Papiere zusammenzupacken und Goldrollen und Banknoten in ein geheimes Behältniß zu verschließen, hörte er näherkommenden Trommelschlag, vermischt mit wildem Geschrei, und sprang nach einem

vordern Gemach des Palastes, das die Aussicht über den Platz bot. Von der Sanct Jakobskirche her, die in der Mehtung des Kashemir-Thores liegt, rückten ein Theil des 38. bengalischen Infanterie-Regiments und eine Abtheilung Artilleristen, an der Spitze Oberst *Ripley*, im Sturmschritt aus den Platz, während sowohl von der Schiffbrücke als aus dem Innern der Stadt sich eine dichte Schaar von Meuterern und ein Theil der Kameelreiter von Mirut heranwälzten. An der Spitze der letzteren tummelte Prinz Jehan sein schwarzes Roß, während seine Hand die grüne Fahne des Propheten durch die Luft schwang und seine Worte den Haß und Blutdurst der Reiter nur noch mehr entflamnten.

»Jetzt werden die verrätherischen Canaillen ihren Lohn empfangen,« rief der Resident dem schottischen Capitain zu, der auf einem Divan mit dem Verbinden seiner Wunde beschäftigt war. – »Ripley läßt seine Artilleristen schwenken, um sie abzuschneiden. Burrowes, der wackere Burrowes, befiehlt fertig zum Feuern. Ich höre die Ladestöcke rasseln! – Brav, Burrowes – keine Schonung den Verräthern!« – Er riß die Jalousie auf und ließ sein Tuch wehen.

Man hörte das englische Commando: »Fertig! – Schlagt an! – Feuer!«

»Was ist das? – was soll das heißen!« Das Gesicht des Residenten war blutlos, als er vom Fenster zurückfuhr.

Kein Schuß war gefallen.

Die Offiziere der Sepoy's sprangen erstaunt vor und redeten die Leute an. Aber von der andern Seite sprengten die Reiter herbei, voran der Prinz, der wenige Schritte vor der Front der Sepoy's sein Roß parirte.

»Männer von Hindostan!« erscholl deutlich vernehmbar die Stimme des Prinzen über den Platz herüber, »es ist nicht genug, daß Ihr Euch nicht befleckt mit dem Blute Eurer Brüder vom Dritten! Folgt ihrem Beispiel und werft die Ketten ab, welche jene Faringi um Eure Brust geschlungen, damit sie Euch zu ungläubigen Kaffirs machen, wie sie selber sind! Nieder mit ihnen, mit den Feinden unsrer Freiheit und unsers Glaubens, damit die besudelte Erde Delhi's in ihrem Blute gewaschen werde!«

»Schändlicher Empörer,« schrie Capitain *Burrowes* und stürzte mit erhobenem Degen auf ihn zu. »Du mußt sterben!«

Die Kugel eines seiner eigenen Sepoy's traf ihn im Rücken und machte ihn taumeln. Akhbar Jehan erhob sich in den Bügeln, zog ein Pistol und schoß den Wankenden mitten durch die Stirn. Er stürzte ohne Laut todt zu Boden.

Der Schuß war das Signal zu einer wilden Mordscene. Die Sepoy's feuerten auf ihre Offiziere und mehrere derselben stürzten; den Lieutenants Hyslop und Reveley und Capitain Gordon Buttler gelang es, mit der blanken Waffe sich durchzuschlagen und nach dem Kashemir-Thor zu entfliehen.

Der Resident sah auch den Commandeur der Truppen, Oberst *Ripley*, fallen, als aber die Sepoy's sich auf ihn stürzen wollten, um ihn mit Bayonnetstichen vollends zu tödten, wideretzten sich die Artilleristen und gestatteten, daß er von zwei anderen ihrer Offiziere nach der Hauptwache gebracht würde, wogegen sie jeden andern Gehorsam verweigerten und die Sache der Meuterer zu der ihrigen erklärten.

Capitain *Douglas* hatte sich bei dem Erschrecken seines Freundes und den Flintensalven von seinem Wundlager empor zu richten versucht. »Was ist geschehen, Frazer? Flüchten die schwarzen Schufte bereits?«

Der Oberst schloß das Fenster und trat zu ihm. Aber man hatte ihn bereits auf dem Platz bemerkt, wie das erhobene Geschrei und die drohenden Geberden der Menge bewiesen.

»Wir sind verloren, Douglas,« sagte der Resident; »wollen uns aber wenigstens wie Männer gegen die Schurken vertheidigen. Ripley ist erschossen, die Sepoy's haben gemeinschaftliche Sache mit den Empörern gemacht und ich fürchte, Akhbar Jehan führt sie hierher.«

»Tod und Verdammniß über die Blindheit, die uns so lange verhindert hat, der Schlange den Kopf zu zertreten!«

»Es ist zu spät jetzt zum Klagen! Nehmen Sie diese Pistolen, ich verlasse Sie, um am Thor die Vertheidigung gegen die Rasenden zu leiten. Mein Gott! wenn es nur Manakjy gelungen ist, meine arme Tochter zu retten!«

Er riß eine Doppelflinte von der Wand und sprang hinaus. Der schottische Capitain bemühte sich, mit Hilfe der Sessel sich bis zum Fenster zu schleppen, um zu sehen, was vorging. Dabei löste sich der flüchtige Verband und das aus der Wunde strömende Blut überschwemmte die Matten des Fußbodens.

Auf dem Platz war Alles Tumult und Verwirrung, Schüsse knallten – Geschrei – zwischen dem Pulverdampf grinsten die von Blutdurst erhitzten Gesichter fanatischer Mörder.

Ein Jubelgeschrei erhob sich in der Nähe, zwei Schüsse fielen dicht hinter einander im Hause, – dann wurde die Thür aufgerissen und Oberst Frazer, blutend am Kopf und an der Schulter, das rauchende Gewehr noch in der Linken, stürzte herein und verschloß die schwache Thür.

»Die verrätherischen Schurken! – ich kam zu spät – der Unteroffizier hat das Thor geöffnet – Gott erbarme sich unser und meines Kindes!«

Vor der Thür heulte die Meute der Verfolger – zwei, drei Stöße – und das leichte Holz flog in Trümmer. Die Menge stürzte herein, der Delhi-Prinz voran, und füllte das Gemach.

»Verfluchte Mörder!« rief der Schotte und schoß beide Pistolen in den dichtgedrängten Haufen ab, im nächsten Augenblick fiel er von zwanzig Säbelhieben und Bayonetstichen zerfleischt, glücklicher in dem raschen Soldatentod, als sein Gefährte.

Dieser versuchte mit der Linken mit einigen Degenstößen sich zu vertheidigen, aber die Waffe wurde zur Seite geschlagen und die Menge riß ihn zu Boden.

Über dem Gefallenen stand der Prinz, drohend seinen Tulwar schwingend.

»Daß Keiner wage, ihn anzurühren ohne meinen Befehl,« heulte der Wüthende. »Mein ist der Kaffir und soll mir büßen für die Schmach, die er uns gethan!«

Der Resident rang unter den Fäusten der Menge. »Tödtet mich, Elender, ich weiß als Soldat und Brite zu sterben!«

»Hamed!«

Ein kräftiger Schwarzer drängte sich auf den Ruf aus dem Haufen. Er hielt ein bereits bluttriefendes Messer in der Faust und sein gelbes Auge glänzte in Bosheit und grausamer Freude.

»Was befiehlt der Sohn des Herrn der Welt?«

»Reiße dem Faringi die freche Zunge aus dem Hals, mit der er das Haus Timur zu beleidigen gewagt! – Halt – zuvor durchsucht seine Taschen!«

Die Mörder rissen den Inhalt heraus und fielen über die Goldstücke her, die der Resident zu sich gesteckt.

»Ich weiß,« sagte der Prinz, »daß Du mehr als ein Lak im Hause haben mußt. – Gieb das Gold heraus, Kaffir, wo ist es?«

Der Resident schwieg.

»Wallah! der Bursche ist störrig! Kitzle ihn mit Deinem Messer, Hamed, daß er seine Zunge braucht, so lange er sie noch hat!«

Der Mohr packte die linke Hand des Unglücklichen und begann einen der Finger abzuschneiden, indem er mit seinem Messer an dem Gelenk sägte.

Der Oberst preßte die Zähne zusammen, um jeden Schrei des Schmerzes bei dieser grausamen Operation zu unterdrücken.

»Sprich, Kaffir! – Du willst nicht? – Weiter, Hamed – geschwind, wir haben mehr zu thun heut!«

Der Mohr sägte grinsend an der Hand, daß die Adern und Sehnen herunterhingen, bis der Gemarterte laut aufbrüllte.

»Töde mich, schändlicher Bösewicht, aber niemals sollst Du erfahren . . . «

Unter dem Jubel der Sepoy's schleppte der ehemalige Huckabedar des Residenten die Kasette in das Zimmer, die er, mit den Geheimnissen seines Herrn vertraut, mit den im Palast plündernden Sepoy's aus ihrem geheimen Versteck geraubt.

Die Augen der habgierigen Mörder weideten sich an dem Anblick des Goldes, auf das der Delhi-Prinz seinen Fuß setzte.

»Es ist das Eure, aber es muß in den allgemeinen Schatz kommen und redlich vertheilt werden. Jetzt, schmutziger Faringi, halte ich Deine Seele, der Du um jede Rupie mit den rechtmäßigen Gebietern dieses Landes geiztest. Verderben über Dich, Sohn eines Hundes! Thue wie ich Dir befohlen, Hamed!«

»Erbarmen, Prinz – töde mich – aber –«

Der Mohr stieß dem Unglücklichen den Griff seines Messers in den Mund. Dann, unter dem Geschrei seines Opfers, streckte er die schwarze Faust so tief als möglich in den Schlund des unglücklichen Offiziers und erfaßte wie eine Zange das zuckende Glied – ein gewaltiger Ruck – und ein Strom von Blut folgte dem an seinen Wurzeln aus dem Halse gerissenen Fleisch.

Der bestialische Mörder warf das Glied auf den Boden und grinste zu seinem Herrn empor wie um Lob für sein schreckliches Schlächterstück, während der Verstümmelte sich im Todeskampf am Boden wälzte.

»Nun, Schlange, zische noch ein Mal Deinen stolzen Übermuth gegen die Söhne Timurs!« schrie der Prinz in fanatischem Jubel, der durch den Anblick des Gräßlichen noch erhöht schien. »Fahre zur Hölle, stolzer Kaffir, und erinnere Dich im Todeskampfe, daß Akhbar Jehan das Kind Deines Blutes den niedrigsten Lastträgern zur Beute vorwerfen wird, damit selbst Dein Name geschändet sei!«

Ein verzweifelnder, Erbarmen flehender Blick aus den Augen des Sterbenden traf ihn und Ströme von Blut quollen aus dem zerrissenen Munde bei den krampfhaften Zuckungen, unter denen der Unglückliche flehend die Hände erhob.

»Jetzt, Brüder, nach dem Zollhaus und dem Arsenal, Bukthur zu Hilfe. Dort sind Gold und Waffen für uns Alle!«

Akhbar Jehan stieß den Körper des noch vor wenig Stunden von ganz Delhi (Befürchteten mit dem Fuß zur Seite und wandte sich zum Ausgang.

Ein furchtbarer entsetzlicher Donner erschütterte plötzlich die Luft!

Wir kehren zunächst zu Lieutenant Willoughby zurück, der im Carriere durch die sich sammelnden Volkshaufen die Straße nach dem Arsenal gewann und dieses glücklich erreichte.

Das Arsenal von Delhi besteht aus mehreren von einer Mauer umgebenen Gebäuden und Magazinen, zu welchen drei Thore führen, und liegt in der Nähe des Martellothurms an der Brücke, die hier über einen schmalen Arm der Dschumna zur Verbindung mit der großen Schiffbrücke geht. Es war daher sehr natürlich, daß sofort nach dem Überschreiten der Brücke ein Theil der Rebellen von Mirut sich nach dieser Seite wandte. Prinz Bukthur, der zweite Sohn des Königs, stellte sich an ihre Spitze und führte sie und einen zahlreichen Pöbelhaufen gegen das Arsenal, in dem bedeutende Vorräthe von Waffen, Geschütz und achtzehntausend Pfund Pulver aufbewahrt wurden.

Als Willoughby das Thor des Arsensals erreichte, traf er dort auf Sir Charles *Metcalf*, den Neffen des Besitzers des großen Hauses auf den Anhöhen im Norden der Stadt, wo später die Batterien der Engländer aufgepflanzt wurden, im Begriff, sich in das Innere der Stadt zu begeben, um nach der Ursache der gehörten Schüsse zu forschen. Der Offizier sprang vom Pferde, ließ es laufen und rief ihm zu, zurückzubleiben, aber *Metcalf* eilte davon und wurde in einer der nächsten Straßen erschossen.

In dem Arsenal kommandirte Lieutenant *Forrest*, bei ihm befanden sich seine Frau und seine drei Töchter, die Conducteure *Buckley* und *Scully*, der Unterconducteur *Crow*, der Sergeant *Steward* und ungefähr zwanzig andere Europäer, theils militairische Posten bekleidend, theils Aufseher und Arbeiter in den Magazinen, nebst einigen Artilleristen von den Ghurka's oder Bergbewohnern von Nepal.

Willoughby fand den Lieutenant bereits im Hofe, und berichtete mit flüchtigen Worten die Gefahr. Beide Offiziere beschlossen sofort, das Arsenal gegen jeden Angriff der Meuterer zu halten, und Lieutenant *Forrest* sandte seine Gattin und seine Töchter unter dem Schutz eines europäischen Artilleristen und zweier Ghurka's, denen er trauen zu dürfen glaubte, aus dem Arsenal, um sich durch das Kashemir-Thor nach den Bungalows zu flüchten. Glücklicherweise gelangten die Frauen bis zu dem Thor, wo sich bald mehrere Flüchtlinge unter dem Schutz Major *Abbott's* sammelten.

Schnell wurden die Thore geschlossen und vor jedes ein Sechspfünder mit doppelter Kartätschen-Ladung gestellt, so daß sie den Zugang beherrschten. Der Conducteur *Crow* und der Sergeant *Steward* übernahmen die Leitung der Vertheidigung an den Nebenthoren.

Zwei Sechspfünder wurden innen vor dem Hauptthor postirt, das durch eine Reihe spanischer Reiter geschützt war, zwei andere so, daß sie gleichzeitig das Thor und die benachbarte kleine Bastion beherrschten.

Während der Ingenieur des Arsensals, *Forrest*, diese Anstalten in aller Eile traf, widmete sich Willoughby, ein Mann von kühnster Entschlossenheit trotz seiner Jugend, einer noch furchtbarern That.

Das Pulvermagazin des Arsensals lag links von dem Hauptgebäude, zur Seite des Thores.

Der Lieutenant nahm den Conducteur *Scully* mit sich und öffnete den Thurm, der in seinen Gewölben die Pulverfässer enthielt.

»Lassen Sie viermalige Doppel-Ladung für jedes Geschütz nehmen, Conducteur,« befahl der Offizier.

»Ja ja, Sir!«

Der alte Artillerist gehorchte und die Cartouchen mit dem Pulversack wurden fortgeschleppt.

Als der Conducteur von dem Transport zurückkehrte, fand er den Offizier auf einem der Fässer sitzen, dem er mit einem Beilhieb den Boden ausgeschlagen.

»Fertig, Sir,« meldete der Conducteur.

Der Lieutenant hob den Kopf und sah ihn scharf an. »Sie haben keine Familie, Scully?«

»Nein, Sir!«

»Ich auch nicht, wir haben also nur an unsre Pflicht zu denken. Nach dem, was ich gesehen, fürchte ich, daß wir uns auf die Garnison nicht verlassen können. Wollen wir ungerächt sterben, wenn das Arsenal genommen wird?«

»Den Teufel, Sir! wir müssen so viele der verdammten Niggers¹ zur Hölle schicken, als möglich!«

»Das ist auch meine Meinung, und Sie sind mein Mann. Haben Sie das Nöthige bei sich, Scully, um eine Zündlinie zu legen?«

»Ein guter Artillerist ist nie ohne sein Handwerkszeug,« lachte der Alte. »Jetzt verstehe ich Sie, Sir, obschon ich *Goddam*, niemals gedacht hätte, daß ein so guter Gedanke in einem so jungen Kopf auftauchen könnte. Ich hörte immer, Sie liebten die Weiber, den Meßtisch und die Rennbahn mehr, als das Exerciren.«

»Jedes zu seiner Zeit, Alter,« sagte lächelnd der Offizier. »Legen Sie hier Ihre Zündlinie ein und zur Thür hinaus auf der Rückseite des Thurmes, daß die Schurken die Überraschung nicht zu frühzeitig merken. So, mein Mann. Nun zeigen Sie mir, wie ich am Sichersten das Feuerwerk in Gang bringe, wenn der Augenblick gekommen?«

»Wie Sir, Sie wollen das Pulver in Brand setzen?«

»Versteht sich – ich werde niemand Anderm die That zumuthen.«

»Halt, mein Lieutenant, das geht nicht. Sie sind nicht Artillerist und ein Versehen könnte Alles verderben. Gehen Sie auf Ihren Posten bei der Vertheidigung, dort kann Ihr Muth mehr nützen, und geben Sie nur das Signal, wenn Sie glauben, daß es Zeit ist.«

»Aber wer soll den Zunder in Brand setzen?«

»Wer anders als ich. Nur für den Fall, daß mich eine Kugel zum Tode trifft, merken Sie, wo das Ende liegt. – So bald Sie Ihr Tuch schwenken, zünde ich an.«

»Braver Mann – es ist gewisser Tod!«

»Das weiß ich, aber besser, als unter den Händen der schwarzen Henkersknechte zu enden. Ich hoffe, wir haben's nicht nöthig, und die Schurken wagen sich nicht an unsere Kanonen.«

Ein wildes Geheul und Geschrei antwortete ihm und zeigte, daß der Feind sich nahe. »*Goddam!* Da sind sie wahrhaftig schon. Lassen Sie uns an die Arbeit gehen, Sir, und vergessen Sie das Tuch nicht. Ich bediene die Kanone auf dieser Seite. – Noch eins,« sagte er, die Hand auf den Arm des Offiziers legend, der nach der Bastion eilen wollte, »Sie sind jung, Lieutenant, und das Leben ist für die Offiziere schöner, als für unsereinen!«

»Was wollen Sie damit sagen?«

»Nichts, als daß Sie sich erinnern mögen, daß das Pulver nicht nach unten drückt. Wen die Explosion verschont, der mag leicht im Dampf und der Verwirrung zu den Unseren entkommen.«

¹So nannten die Engländer die Hindu's.

Er ging zu seinem Geschütz, nachdem er den Eingang geschlossen, und der Offizier eilte nach der Bastion, auf deren Krone Forrest und die meisten anderen Europäer versammelt waren.

Bei der Kürze der Zeit war es leider unmöglich gewesen, Geschütze dort hinauf zu schaffen und tief bedauerten die Offiziere jetzt die Sorglosigkeit, die einen so wichtigen Vertheidigungspunkt seit Jahren schon im Gefühl übermüthiger Sicherheit von jeder Armirung entblößt hatte.

Die Meuterer hatten sehr wohl begriffen, daß es eine ihrer nächsten und wichtigsten Aufgaben sein müßte, sich des Arsenal's zu bemächtigen, um mit den darin befindlichen Vorräthen ihre Anhänger und die niedere Bevölkerung der Stadt zu bewaffnen. Der Haufe, den die Offiziere sich jetzt auf das Arsenal stürzen sahen, war daher der zahlreichste und bestand aus Soldaten von Mirut, den Leibwachen des Königs und einer zahllosen Pöbelmenge. Ein Blick auf diese fanatisirten Massen bewies ihnen, daß es hier einen harten Kampf gelten würde, wenn sie nicht bald Unterstützung der Truppen bekämen, welche die Damen Forrest und ihre Begleiter herbeirufen sollten.

Mehrere Schüsse, die aus der nahenden Menge auf sie fielen, nöthigten die Offiziere, ihre nutzlos exponirte Stellung zu verlassen und sich in das Innere des Hofes hinter die Geschütze zurückzuziehen.

Im nächsten Augenblick donnerten die Waffen der Empörer an das Thor und die Stimme Bukthurs verlangte Einlaß, indem sie die Drohung ausstieß, daß alle im Innern Befindlichen den schrecklichsten Tod erleiden sollten, wenn dem Befehl nicht sofort Folge geleistet werde.

Der Ingenieur-Offizier warf einen Blick auf seine kleine Schaar, – in allen Gesichtern drückte sich Muth und Entschlossenheit aus, selbst die Ghurka's, ohnehin keine Freunde der Hindu's des Binnenlandes, sahen gleichmüthig der drohenden Gefahr entgegen.

»Geht zum Teufel, Canaillen,« antwortete der Offizier mit erhobener Stimme, »und seht zu, daß Euer Gehirn nicht an diesen Mauern verspritzt, noch ehe die Regimenter anrücken. Wer den Hof zu betreten wagt, betrügt den Galgen um sein Futter!«

Ein gellendes Wuthgeheul begegnete der Schmähung des Briten, wilde Schläge und Schüsse donnerten gegen das feste Thor – durch den Lärmen hörte man das Commando der Anführer, welche Leitern herbeizuholen befahlen.

Die Engländer hatten sich mit Waffen aus den Vorräthen des Arsenal's versehen, mit Gewehren, Pistolen und Munition, um ihr Leben so theuer als möglich zu verkaufen, wenn es zum Einzelkampf kommen sollte. Lieutenant Willouby hatte in den Gürtel zwei Revolvers gesteckt und eine Patrontasche mit Munition umgehangen, in der Hand trug er ein Gewehr. So postirte er sich bei den beiden Geschützen gegenüber dem Thor, deren Commando der Genie-Offizier ihm anvertraut hatte.

»Kameraden,« sagte dieser, »haltet ein wachsames Auge auf die Mauern und den Ersten, der den Kopf darüber hebt . . . «

Er hatte noch nicht ausgesprochen, als Willouby's Gewehr an die Wange fuhr und sein Schuß krachte. Lautlos, durch die Schläfe geschossen, stürzte der Sowar, der sich der Erste von der Leiter auf die Mauer schwingen wollte, zurück.

Das Rachegeschrei der Stürmenden folgte dem glücklichen Schuß. Kugel auf Kugel warf jetzt die unter dem Allahruf und Kampfgeschrei: »Ram! Ram! Mahadeo!« an den Mauern Emporklimmenden nieder, aber die kleine Schaar der Europäer vermochte nicht so rasch zu

laden, als die Zahl ihrer Feinde auf Mauer und Bastion wuchs, Schüsse krachten von hüben und drüben, Lieutenant Forrest wurde an der Hand verwundet, Buckley durch die Schulter geschossen, einer der Ghurka's getödtet, schon sammelte sich ein Haufe innerhalb des Thors und bemühte sich, die Sperrbalken zu lösen.

»Feuer, Willougby, Feuer auf die Schurken, oder sie öffnen das Thor!«

Der Kartätschenhagel prasselte in der Entfernung von höchstens siebenzig Schritt in grader Linie auf den Steinquadern; das wilde Todesgeheul der Getroffenen erfüllte die Luft, zugleich löste Conducteur Scully das Geschütz, das die Bastion bestrich, über die in dichten Massen die Meuterer herauf drangen.

»Ruhig Leute, ruhig geladen, ehe Ihr den andern Schuß gebt!« klang die Stimme Forrest's.

Auf dem Pflaster des Hofes wanden sich die Verstümmelten in Todesgeheul oder versuchten, sich mit den zerrissenen Leibern in einen Winkel zu flüchten vor den Tod bringenden Schüssen der weißen Männer.

Die Laute des Schmerzes und Todeskampfs wurden durch ein Freudengebrüll von Außen her übertönt. Zwei der Eingedrungenen war es gelungen, den schweren Sperrbaum aus den Krampen zu heben, gleich darauf schlug eine der Kartätschen gegen das Schloß und sprengte die Riegel – ein gewaltiger Anlauf der Menge, und die Flügel des Thores wichen.

Willougby's zweites Geschütz riß eine Gasse in den dichten Haufen, der durch die geöffnete Pforte hineinstürzte wie unaufhaltbare Meeresfluth.

Über die Bastion her drang ein zweiter Strom und besäete mit seinen Leichen den Weg hinab.

Aber über die Todten, und Verwundeten eilten neue Schaaren vorwärts. »Jai! jaiikar! – Tödtet! Tödtet!« klang der tausendstimmige Ruf, in den das Krachen der Geschütze sich mischte, mit denen zwei Mal Forrest die Eindringenden in der Flanke faßte, daß der Kartätschenhagel wie eine riesige Sense die blutige Saat mähte.

Mit heroischer Kaltblütigkeit arbeiteten die Conducteure und Mannschaften an ihren Geschützen, ausgesetzt den Kugeln der Empörer, die jetzt von der Höhe der Mauer, von den Wällen der Bastion und zehn Stellen im Hofe, wo sie Posto gefaßt, auf sie feuerten.

Über die Hälfte der kühnen Vertheidiger war bereits verwundet, mehrere gefallen, dennoch kämpften sie wie die Teufel in den Feuerströmen, die um sie her blitzten.

Die Bedienung der Geschütze rechts, welche den Thorweg bestrichen, hatte vier Mal gefeuert, als ein wüthender Anprall der Sowars sie vertrieb und auf die Geschütze vor dem Hauptgebäude zurückwarf. Glücklicher Weise gelang es den Männern, ehe sie weichen mußten, die Kanonen umzustürzen.

Der alte Conducteur, der die Geschütze zur Linken kommandirte, sah auf den jungen Offizier fragend herüber, während er mit Wischer und Ladestock handthierte, aber der Lieutenant arbeitete im Pulverdampf, ohne sich um ihn zu kümmern, und seine Kartätschen brüllten eben zum dritten Mal den Feinden den Tod zu.

Noch ehe der Rauch emporgewirbelt, warfen sich die Männer wieder auf die Geschütze, um auf's Neue zu laden. Der Erste, der mit der Kartouche vortrat, stürzte, von einer Kugel getroffen, zu Boden, der Zweite hatte dasselbe Schicksal – Sergeant Stewart eilte vor und stieß die Patrone in die Mündung – es war die letzte – und seine letzte Handlung – ein Lastträger aus der Menge war im Pulverdampf bis zu den Geschützen gedrungen und stieß

ihm den Tulwar durch den Leib. Noch im Fallen umschlang der tapfere Soldat seinen Gegner und riß ihn mit sich zu Boden.

»Nieder mit den Faringi!« donnerte die Stimme Bukthurs, der auf dem Pferd Willougby's an der Spitze einer geschlossenen Schaar der Leibwachen sich über Leichen und Sterbende hinweg vom Thor her Bahn brach. »Auf sie! auf sie! tödtet sie!« Eine dunkle Wolke von Kriegeren drängte hinter ihm her und füllte den Eingang, von den Mauern, von der Bastion her warfen sich ganze Schaaren in den weiten Hof.

»*Old England for ever!*« Forrest hieb die Lunte auf das Geschütz – Scully's letzte Salve schlug von der Seite in die dicht gedrängte Menge – der Boden war mit Leichen besäet.

Hoch auf seinem Roß schwang unverletzt der wilde Prinz den Tulwar. »*Chalo Bhai!*«¹ Das Paradies ist Denen, die sterben für den Glauben!« Er spornte sein Pferd über die Leichenhaufen.

»Es ist zu Ende mit uns – lebt wohl, Kameraden! Gott sei uns gnädig!«

»Auf den Boden Alle! werft Euch nieder, rasch!« schrie Willougby.

Fast unwillkürlich gehorchten die Meisten. Das edle Roß Gibraltar, von seinem wilden Reiter gestachelt, stutzte dicht vor den Geschützen und hob sich in die Luft, gleich als weigere es sich, den Feind gegen seinen Herrn zu tragen. Der Offizier hob den Revolver, – aber der Anblick seines Lieblingsthiers ließ ihn den Entschluß bereuen, er sprang mit Blitzesschnelle vor die Kanone, hinter der er sich gedeckt, griff dem Pferd in das Gebiß und stieß es zurück, während sein Retter zum Schlage ausholte.

Das Pferd hieb einen Moment mit den Hufen durch die Luft und überschlug sich.

»Allah Akhbar! Zum Kampf! zum Kampf!« Die Menge stürzte heran.

Ein Blick durch die Lichtung des Dampfes zeigte ihm den alten Artilleristen, der auf den Stufen des Pulverthurms stand, die Lunte in der Hand, und nach ihm her schaute.

»Gott helfe uns, Freund Scully!« Er schwang das Tuch durch die Luft und warf sich zu Boden, dicht neben den vom Sturz besinnungslosen Feind und das Pferd, dessen Hufschläge Raum hielten in der andringenden Menge.

Ein furchtbarer Schlag erschütterte die Luft und machte die Erde erbeben, gleich als risse sie aus ihren Grundvesten – ein Flammenstrom schoß breit in die Höhe, gleich als öffne sich der Krater eines Vesuvs – und dichte Finsterniß hüllte minutenlang den Hof ein.

Durch diese Finsterniß, durch diese greifbaren Wolken von dickem Qualm, stürzte ein Regen von Mauertrümmern, Balken, menschlichen Gliedern und Waffen.

Die Mauern des Pulverthurms waren wie von dem Erdboden rasirt; – die Geschütze, welche in seiner Nähe gestanden, weit über die Bastion und das große Magazingebäude hinweggeschleudert, dessen Mauern wankten und zusammenstürzten. Der Thorbogen, eine große Strecke der Umfassungsmauer lag in tausend Stücke zerstreut, mächtige Quadern des Thurms waren bis über den Nebenarm der Dschumna geschleudert.

An tausend Menschen waren theils in Atomen in dieser schrecklichen Wolke mit emporgeflogen, theils von dem Luftdruck erstickt, von den fallenden Trümmern erschlagen oder verstümmelt worden. Mit wildem Schreckensgeheul flohen die Überlebenden von der blutigen Stätte. – –

¹Vorwärts Brüder!

Als Lieutenant Willongby von der Betäubung wieder zum Bewußtsein erwachte, kreisten noch immer Dampfwolken über dem Platz. Er begriff, daß wenn er aus Rettung hoffen wolle, er rasch und entschlossen handeln müsse. Seine Glieder waren unverletzt, nur von der Stirn rann aus einer leichten Wunde warmes Blut, ein Stein hatte im Fall ihn gestreift, aber der Körper des zitternden und keuchenden Pferdes ihn geschützt. Umhertastend fühlte er die Brust seines letzten Gegners unter seiner Hand sich leise heben und senken – er lebte gleichfalls noch. Der Griff des Dolches, den jener im Gürtel trug, kam in seine Finger, und er hob ihn einen Augenblick zum Stoß – im nächsten aber bedachte er, daß die That nicht besser als Mord sein würde, und steckte den Dolch zu sich. Dann bemächtigte er sich noch des Turbans des Prinzen und erhob sich. Da er eher hoffen durfte, zu Fuß unbemerkt zu entkommen, verlor er keine Zeit damit, sich um den Zustand seines Pferdes zu bekümmern, und der Trieb der Selbsterhaltung gestattete ihm eben so wenig lange Zeit, nach dem Schicksal seiner Kampfgefährten Nachforschungen anzustellen.

Indem er sich rasch seiner Uniform entledigte, um sich allein in die Tschoga zu hüllen, die er noch immer trug, fiel aus jener ein weißer Gegenstand zur Erde. Er hob ihn auf – es war die weiße Rose, welche die Ursulinerin vor kaum einer Stunde vom Balkon des Palastes der Chandy-Choak ihm zugeworfen. Die einfache Blume eröffnete eine rasche Flucht von Gedanken in seinem Sinn; er preßte sie an seine Lippen und barg sie im Gürtel, sein Entschluß war gefaßt. Die Patrontasche, die Revolvers und den Dolch des Prinzen unter dem weiten indischen Kaftan verbergend, den Turban tief in das von Blut und Pulverdampf mehr einem Bewohner der Hölle, als einem britischen Gentleman ähnlich gemachte Gesicht gedrückt, wagte er es, über die Trümmer und Leichen zu steigen und die Stätte der furchtbaren Explosion zu verlassen, wozu die allgemeine Verwüstung ihm hundert Wege bot.

Wie sich später ergab, war fast die Hälfte vom Rest der kleinen Besatzung, wenn auch nicht unverletzt, durch das rechtzeitige Niederwerfen der Vernichtung entgangen. Lieutenant Forrest hatte sich mit Einigen nach dem Lahore-Thor gerettet und dasselbe glücklich erreicht, während Andere im Schrecken und in der Verwirrung in das Innere der Stadt zurück gerieten.

Dahin, – nach dem Chandy-Choak – wandte auch Lieutenant Willougby seinen Weg, indem er unterm Schutz seiner Verkleidung und Entstellung den Kanal überschritt, und über den großen mit Cypressen und Tamarisken besetzten Begräbnißplatz eilte, welcher den alten Palast der berühmten Begum von Somroo – den Bagh Begum Simreh – umgibt und an die nördliche Häuserreihe des Chandy-Choaks oder Silbermarkts stößt.

Er hatte den Platz kaum betreten, als er Manakjy, den treuen Mahoud des ermordeten Residenten, neben seinem riesigen Thier herlaufen und dieselbe Richtung einschlagen sah.

Als der Zug des Residenten die Chandy-Choak passirt hatte, blieben auf dem Balkon der Erziehungs-Anstalt der französischen Nonnen die jungen Mädchen zurück, plaudernd über das Ereigniß und den Zug so lange wie möglich mit den Augen verfolgend.

»Seht, die Begleitung des Rajah bleibt auf dem Platz,« sagte Miß Frazer, das Glas vor dem Auge. »Auch Ripley kehrt wieder um. Ich glaube, das Schauspiel hat halb Delhi auf die Füße gebracht, – es ist ein Gewühl, wie am Moharremfest.«

»Ach ja, damals, als wir mit Willougby und Lieutenant Förster auf dem Elephanten durch die Straßen ritten und ich mich vor Moll so gewaltig fürchtete!«

»Narrchen – das Thier ist so gehorsam wie ein Schooßhund. Es folgt dem leisesten Wink Manakjy's.«

»Wer ist Manakjy?«

»Ei, der Mahoud meines Vaters, der Wärter Molls, Ihr kennt ihn ja.«

»Sagtest Du nicht, daß er der Verlobte Aurunga's ist, die Du vorhin gezüchtigt, und daß wir einer indischen Hochzeit beiwohnen würden?«

»Bah – er will allerdings die Niggerin heirathen, aber ich werde meinen Vater bitten, seine Einwilligung zu versagen. Aurunga soll zur Strafe ihres Ungehorsams den Mahoud nicht haben.«

»Wie, Miß Victoria!« rief die junge Nonne empört, »Sie wollten zwei Herzen von einander trennen, die sich vielleicht auf's Innigste lieben, blos weil Sie selbst sich einen tadelnswerthen Ausbruch Ihrer üblen Laune vorzuwerfen haben? Das wäre grausam.«

»Als ob diese Nigger ein so zartes Gefühl hätten! Manakjy kann der Mädchen genug bekommen, und ich werde ihn ausstatten. Was wissen Sie denn auch von der innigen Liebe solcher Geschöpfe?«

Ihr scharfer Blick fixirte dabei so fragend und nicht ohne Bosheit die arme kleine Nonne, daß diese unwillkürlich tief erröthete. Wally Forster, fast von gleichem Alter und gleicher Gestalt mit der schönen und stolzen Tochter des Residenten, kam der jungen Lehrerin vom Balkon aus unbewußt zu Hilfe.

»Es muß etwas Besonderes vorgehen in der Stadt und dem Palast,« rief die Miß, »alle Welt strömt dahin – die Kaufleute schließen ihre Läden –«

In diesem Augenblick erschien ein Diener an der Thür des Saales und zeigte der kleinen Irma mit bedeutsamer Geberde einen Brief; sie verließ eilig den Balkon.

Zugleich kehrte Lady Hunter in Begleitung der Schwester Angelique in das Gemach zurück. Auf ihrer bleichen, schönen Stirn lag eine unwillige Trauer, als sie auf ihre Verwandte zuschritt.

»Ich kam auf den Wunsch Deines Vaters hierher, Victoria,« sagte sie ernst, »um Dir und Deinen Freundinnen ein Vergnügen zu bereiten. Leider muß ich von dieser würdigen Dame erfahren, daß Deine Aufführung keine solche ist, die mir erlaubt, Dir eine Freude zu bereiten. Du hast Dich von Deiner Heftigkeit und Deinem Hochmuth hinreißen lassen, ein unschuldiges Mädchen zu schlagen, und weigerst Dich, die unweibliche und ungerechte Handlung durch Abbitte zu sühnen.«

»Ich bitte keine Dienerin, keine Nigger um Verzeihung!« entgegnete die Miß trotzig.

»Gott gebe, eigensinniges Mädchen, daß Du nie in die Lage kommst, an das Volk, über das Du Dich so erhaben dünkst, noch andere Bitten richten zu müssen, als eine solche, die der Fehlenden nur zur Ehre gereicht. Die Vorsteherin dieses Hauses hat entschieden, daß zur Strafe für Dich keine Deiner Freundinnen Deine Einladung annehmen darf!«

»Das wollen wir sehen,« rief widerspenstig die junge Miß, – »ich werde meinen Vater bitten, sein Ansehn zu brauchen. Sie nehmen bei jeder Gelegenheit diese Hindu's in Schutz, Tante, und zerstören den Respekt, den sie uns schuldig sind.«

»Der Zug kommt zurück,« rief eines der Mädchen aus der Veranda, »nein, ich irre mich – es sind nur die Indier – mein Gott, was geht dort vor!«

Ein entfernter Schuß wurde gehört, – ein Geheul der Volksmenge auf der Straße und dem Platz antwortete.

Alle Frauen eilten auf den Balkon, um zu sehen. Die Begleiter des Rajah und dieser selbst jagten bereits an der Mauer des Palastes entlang nach dem Delhi-Thor zu.

In diesem Augenblick stürzte die junge Hindu, die Tochter des reichen Babu, in den Saal, der durchsichtige goldgelbe Teint ihres kleinen reizenden Gesichts hatte einer fahlen Blässe Platz gemacht.

»Möge Lakschmi uns beschirmen,« rief sie, auf die Frau des Dechanten zueilend, »Cartikeia¹ hat die Bande des Friedens gesprengt und zieht auf seinem Feuerwagen durch die Stadt!«

»Was ist geschehen, was hast Du, mein Kind?«

Die Pensionairinnen drängten sich um sie her.

»Es ist Kampf in der Stadt zwischen den Faringi und den Männern meines Volkes,« schluchzte das Mädchen. »Der Babu, mein Vater, schreibt mir, daß große Gefahr, und daß ich mich verbergen solle, bis er kommen könne, mich zu holen.«

Eine Flintensalve von dem Dauri-Serai her und das Geheul der Volksmenge bestätigte den Schreckensbericht des Mädchens.

»Das ist ein Volksauflauf, der sich bald beruhigen wird,« besänftigte die Lady. »Lassen Sie für alle Gefahr die Thür nach der Straße schließen, Soeur Angelique, – Militair ist in der Nähe, die Wachen des Königs und die Peons werden bald die Ruhe wieder herstellen.«

»Gerechter Gott! wenn nur meinem Vater kein Unglück geschieht!« Miß Victoria flog zurück auf den Gitterbalkon.

Pulverdampf wirbelte von dem Thor des Dauri-Serai auf – auf der Brücke sah man Moll, den Elephanten des Residenten, der den Verwundeten zur Haudah emporreichte.

»Willougby! – Das ist Willougby auf dem Gibraltar! er sprengt hierher – barmherziger Himmel – er wird in die Hände dieser Rasenden fallen!«

»Nein – er wendet sich zur Rechten – jetzt ist er verschwunden!«

Ein tiefer Athemzug, wie aus befreiter Brust, war deutlich hörbar. Die beiden Hände auf das Herz gepreßt, todtenbleich, lehnte die kleine Nonne an einem der steinernen Pfeiler.

»Ein anderer Reiter jagt hierher, wahrhaftig – er durchbricht die Menge, – er hat die Straße gewonnen – um Gotteswillen, wer ist das?«

Schüsse knallten hinter dem Sergeanten drein, der im Carriere die Straße entlang flog.

»Vater! Vater!« schrie Miß Frazer und streckte die Arme aus, als könne ihre Stimme in dieser Entfernung sein Ohr erreichen.

»Beruhige Dich, Kind – er ist gerettet, das treue Thier trägt ihn sicher durch die Menge – und dort erreicht er eben die Straße nach dem Palast.« Die edle Frau war schreckensbleich, wie die Anderen, aber sie behauptete ihre Fassung und Ruhe, während, durch den Lärmen und das Schießen erschreckt, die übrigen Nonnen mit den jüngeren Pensionairinnen und die Äbtissin herbeieilten.

In der Verwirrung, die jetzt entstand, und welche die Lady vergeblich durch ihr besonnenes Zureden zu beruhigen strebte, fühlte sie sich am Gewande gezogen.

Es war Irma, das junge Hindumädchen, das ihr zur Seite winkte.

»Du siehst, was da draußen geschieht, Mem Sahib!« sagte die Kleine.

¹Der Gott des Krieges.

»Leider! es ist Aufruhr – Tumult, und es wird zum Blutvergießen kommen. Die armen bethörten Menschen, sie werden den Ausbruch der Leidenschaft schwer zu büßen haben. Wenn die Truppen nur bald kommen, damit größeres Unheil verhütet wird.«

»Du irrst, Mem Sahib,« sagte das Mädchen mit funkelnden Augen. »Nicht das Blut der Hindu's wird fließen, wohl aber das der weißen Männer. Ehe die Sonne untergeht, werden die Hindostani frei sein. Mein Vater befiehlt mir zugleich, meine Freunde zu warnen; sie sollen fliehen, da es noch Zeit ist. Kein Sepoy wird die Waffe erheben gegen die Befreier seines Landes und die Kämpfer seines Glaubens!«

»Welche unbesonnenen Worte muß ich von Dir hören, Kind! Die Macht der Engländer ist fest begründet in diesem Lande, und wenn sie auch manchmal gemißbraucht worden, so genießt Deine Nation unter dem Scepter Englands doch Ruhe und Wohlstand.«

»Worte sind Wind, wenn es gilt, zu handeln,« rief das Mädchen. »Mein Vater ist ein weiser Mann und achtet die Faringi, – er würde die Warnung nicht senden, wenn nicht die blutige Bhawani über Delhi schwebte. Bei Deinem und meinem Gott, Mem Sahib, beschwöre ich Dich, fliehe aus der Stadt und nimm Jene mit Dir! – Heilige Götter – es ist zu spät!«

Ein wildes Geheul – gellendes Hilfesgeschrei scholl aus der Chandy-Choak herauf. Die Lady, von Irma gefolgt, eilte nach dem Balkon, während die anderen Frauen und Kinder sich wie eine Schaar geängsteter Tauben zusammendrängten.

Ein Blick hinunter belehrte Adelaide, daß der Babu, Irma's Vater, die Gefahr nicht übertrieben. Der Pöbel begann bereits verschiedene von Europäern gehaltene Läden auf dem Silbermarkt zu plündern. Die unglücklichen Besitzer mit ihren Familien wurden herausgerissen und grausam unter tausend Mißhandlungen ermordet. Ihr Jammergeschrei klang entsetzlich durch den Lärm, die Schüsse, das Geheul, das von allen Seiten sich zu erheben begann.

Auf dem Platz vor dem Dauri-Serai entwickelte sich ein andres Schauspiel, das über den Charakter der Scenen, über die Wahrheit der Nachricht des Hindumädchens keinen Zweifel lassen konnte.

Reiter und Fußvolk von Mirut zog in dunklen Haufen vom Fluß her und vereinigte sich mit den Leibwachen des Königs. Von den Mauern des Palastes schwenkten viele Hände den Halbmond – die glühende Sonne spiegelte sich in zahllosen Waffen. Auf der Mitte des Platzes hielten zwei Männer hoch zu Pferde, der Eine, ein graubärtiger Krieger in der malerischen Tracht der Beludschen, der Andere in dem fliegenden zerlumpten Mantel eines Derwisches. Von den Beiden schien die Macht, die Leitung auszugehen, ihr Befehl sandte Haufen auf Haufen der bewaffneten Krieger, denen sich zahlloses Volk anschloß, nach allen Seiten. Boten flogen herbei, den Führern Bericht zu bringen – selbst Akhbar Jehan und der wilde Bukthur schienen ihren Anordnungen Gehorsam zu leisten und eilten in der Richtung, die ihnen angewiesen, mit ihren Schaaren davon.

Jetzt öffnete sich das Thor des Palastes, und auf seinen ersten Verschnittenen gestützt, schwankte die unförmlich dicke Gestalt des alten Königs von Delhi, unter Vortritt von Becken- und Trommelschlägern, heraus, gefolgt von Sinath Mahal, seiner Favorit-Begum, ihrem Sohn Dschumna Bukh und den älteren Söhnen, den Ministern und Dienern des Herrschers ohne Reich.

Die beiden Reiter sprangen von den Pferden und gingen dem alten König entgegen – ein tausendstimmiger Jubel erhob sich von dem Platz und begrüßte den Großmogul von Delhi.

Die Lady trat entsetzt zurück; dann eilte sie rasch entschlossen auf die Äbtissin zu. »Irma hat Recht – das ist kein bloßer Volkstumult, das ist eine Empörung, eine allgemeine Revolution. Sie müssen versuchen zu fliehen, Irma kann Sie geleiten und hoffentlich schützen. Leben Sie wohl, und möge der Himmel mit Ihnen sein!«

Sie winkte den Mädchen einen Abschiedsgruß zu und schritt entschlossen nach der Thür.

»Um der gebenedeiten Jungfrau willen, Mylady, wo wollen Sie hin?« Die Äbtissin, die Nonnen, die Mädchen warfen sich ihr in den Weg.

»Mit Gottes Beistand meine Pflicht erfüllen,« sagte die Lady mit erhobener Stimme. »Sie Alle vermögen zu fliehen, aber die arme Mistreß Elkinson und meine Kranken können Delhi nicht verlassen. Bei ihnen ist meine Stelle.«

Vergebens waren die Bitten und Vorstellungen der Geängsteten, die Lady beharrte auf ihrem heldenmüthigen Entschluß und bat die Äbtissin, Befehl zu geben, daß ihr die Pforte des Hauses geöffnet werde.

Es geschah – hinter ihr schloß sich sogleich wieder die Thür, doch nicht eilig genug, um zu verhindern, daß auch *Aurunga*, die indische Dienerin, das Haus verließ.

Jetzt sahen die Nonnen und die jungen Mädchen, die trotz der eigenen Gefahr die Theilnahme und die Neugier auf die Veranda getrieben, das seltsame Schauspiel, daß eine wehrlose Frau freiwillig sich mitten unter eine fanatische, zur höchsten Wuth entflammte Bevölkerung wagte, die im Begriff war, ihre Landsleute zu ermorden und zu bekämpfen.

Als sich die Pforte des schützenden Hauses hinter ihr schloß, blieb die Lady kurze Zeit auf der Schwelle stehen, um nach ihren Palankinträgern aususchauen.

Weder die Diener noch der Palankin waren zu sehen, eine tobende, brüllende, blutgierige Menge erfüllte den breiten Markt und mit jeder Minute gossen die Seitenstraßen neue Massen in den schrecklichen Strom.

Dann rasch entschlossen schlug Lady Hunter den Schleier ihres Hutes zurück und schritt auf die Straße, die Richtung nach der schwarzen Moschee oder Futepure Musjed einschlagend, in deren Nähe die verlassene Kranke, die Frau eines Compagnie-Beamten, wohnte.

Im ersten Augenblick schien die Menge, die eben einen neuen Laden erbrochen, ihre Anwesenheit nicht zu bemerken, aber im nächsten schon erscholl der brüllende Ruf: »Tödtet die Faringa! nieder mit der Faringa!« und hundert Hände streckten sich gegen sie, Waffen wurden erhoben, ein Sepoy schlug sein Gewehr auf sie an und einer der Reiter von Mirut, der sich in dem tobenden Haufen befand, spornete sein Pferd und schwang seinen Säbel, um der kühnen Frau das Haupt zu spalten.

Lady Adelaide sah, daß sie sterben müsse, und faltete die Hände, – ihr Blick harrte mit Ruhe dem Todesstreich entgegen.

In dieser furchtbaren Gefahr erscholl der kreischende Ruf einer Frauenstimme!

»Der Engel von Delhi! – Schützt den Engel von Delhi!«

Eine Hindufrau, ihrer Kleidung nach den unteren Ständen angehörend, stürzte sich gleich einer Furie zwischen den Sowar und die Bedrohte. »Unglücklicher, was willst Du thun? – Es ist der Engel von Delhi, den Dein Tulwar bedroht! Möge Agni jedes Glied Deines Körpers hundertfach verzehren, wenn Du wagst, ein Haar ihres Hauptes zu krümmen!«

Jetzt erkannten Mehrere aus der Menge die Lady, und der Ruf ihrer Mildthätigkeit, ihrer Güte und ihres Wohlthuns war so weit verbreitet, daß der allgemeine Ruf: »Ehre der Heiligen!

Schutz dem Engel von Delhi!« wie ein Lauffeuer durch die Masse ging und gleichsam einen Heiligenschein um das Haupt der Dame schlang.

Der Sowar wurde vom Pferde gerissen und wäre ermordet worden, wenn die Lady nicht selbst schützend die Hände über ihn gebreitet hätte.

»O meine Freunde, unglückliche verblendete Menschen, was thut Ihr?« sagte sie mit sanfter Stimme. »Werdet Ihr das Leid, das Ihr traget, durch den Mord Schuldloser ändern? Ich beschwöre Euch bei dem Gott, der über uns Allen wohnt, überlaßt ihm die Gerechtigkeit und befleckt Eure Hände nicht mit Aufruhr und Verbrechen!«

Ein augenblickliches Schweigen lag auf der Menge, – dann sprach die Megäre, deren Hände selbst von Blut triefen, das sie grausam vergossen, während sie wenige Augenblicke darauf ihr eigenes Leben für eine Tochter des gehaßten Volkes wagte:

»Engel von Delhi! Deine Stimme klingt wie der Gesang der Burubul und Dein Herz ist weiß wie der Schnee auf dem Gipfel des Dhawalagiri, den noch kein Fuß eines Menschen entweiht hat. Wir Alle wissen, daß Dein Gott Dich mit dem Geist der Güte und des Wohlthuns gesegnet hat, obschon Du eine Faringa bist. Es ist kein Mann meines Volkes in Delhi, der nicht zu Wischnu, dem Erhalter, für Dich betet, während er Deine Brüder verflucht und bereit ist, seine Hände in ihr Blut zu tauchen. Wandle Deinen Weg des Segens, Engel von Delhi, wir werden Dein Gedächtniß ehren, wenn Du von uns gehst, wir werden glücklich sein, wenn Du bei uns, Deinen braunen Kindern, bleiben willst, und kein Haar Deines Hauptes soll berührt werden von frevelnder Hand! aber schließe Deine Augen vor dem, was um Dich her geschieht, denn der Tag der Rache der Kinder Brahma's ist angebrochen und selbst Dein Wort vermag den Tulwar nicht zu bannen, der seine Scheide verlassen hat!«

Das zustimmende Gemurmel der Menge zeigte der Lady, daß das Weib die Gefühle Aller ausgesprochen. Sie beugte das Haupt und erkannte, daß über jene Grenze hinaus selbst ihr Einfluß machtlos sei und jeder neue Versuch nur das Gute gefährden würde, was sie zu wirken hoffen durfte.

»Sprich, Mem Sahib,« sagte das Weib, »wohin Du Deine Schritte lenken willst? *Paravana*, deren Knaben Deine Pflege dem Yama entrissen, als ihn die boshaften Faringi für ein geringes Vergehen zum Tode gemißhandelt, nachdem sie seinen Erzeuger getödtet – sie wird Deinen Weg ebnen und vor Dir herschreiten, damit Du siehst, daß die Kinder der heißen Sonne ein dankbares Herz im Busen tragen.«

Die zitternde Lippe der Lady nannte den Namen und die Wohnung der kranken Engländerin, zu deren Schutz sie den furchtbaren Gang gewagt, und sogleich streckte die Megäre das blutige Beil, das sie in der Hand hielt, nach jener Richtung aus und schritt durch die Gasse voran, welche zu beiden Seiten die Menge öffnete.

Viele der Männer und Frauen aus dem leidenschaftlich erregten Volk beugten die Kniee, als die Lady, ihrer Führerin folgend, vorüber kam, und berührten, Segenswünsche murmelnd, ihr Gewand.

Hinter dem Engel von Delhi aber schloß sich die Menschenwoge auf's Neue, das Geheul der Rache und Mordlust gellte zum Himmel empor und der Strom der Wüthenden stürzte sich wieder vernichtend auf die unglücklichen Europäer.

Man sah jetzt unter den Haufen, die sich nach allen Seiten wandten, neue Gegenstände ihrer Wuth, ein neues Feld der Zerstörung zu suchen, ein anderes Weib, ein Hindumädchen,

jung und hübsch, aber das Auge blutunterlaufen und Spuren von Blut noch im Gesicht, auftauchen und die Mörderhaufen anreden. Ihre wilden Geberden deuteten nach dem Palast der Prinzessin Dschehanara, und ihre Worte glichen lodernden Funken, die den Brand entzündeten.

Mit einem gellenden Geheul warf sich ein Haufen der blutigen Mörder auf die bisher so friedliche Stätte des segensreichen Wirkens der schuldlosen Nonnen. Das Versprechen, daß Gold und Weiber dort zu finden, daß sie in Christenblut ihre Rache kühlen konnten, entflammte noch mehr die wilden Gemüther.

Stangen – Waffen aller Art donnerten an die schwere Pforte und verlangten die Öffnung – Schüsse, knallten nach den Fenstern empor und die Kugeln zerschmetterten die Jalousieen oder platteten sich an dem mächtigen Steinwerk.

Die Hände ringend – schreiend – wehklagend stürzten in den Räumen des Palastes die Frauen und Kinder durcheinander. Schwester Marie hatte vom Balkon aus, die Lady besorgt mit ihren Blicken verfolgend, Aurunga, die mißhandelte Dienerin in der Frau erkannt, welche die Wuth der Mörder auf's Neue anregte und gegen ihr stilles Asyl wandte. Die Nachricht zog einen Strom von Verwünschungen der eigenen Freundinnen, die noch vor Kurzem sie um ihr Glück gepriesen, auf das Haupt der armen Victoria, die, zitternd in Angst um das eigene und des Vaters Leben, jetzt verlassen und hilflos dastand, mit Mühe nach Fassung ringend.

In dieser Noth, wo Keine Rath und Hilfe wußte und die Schläge der Mörder bereits an das Thor donnerten, erschien Irma nebst einer der Hindudienerinnen mit einem Berge von jenen langen indischen Schleiern und Feredschis beladen, in die sich die eingebornen Frauen des Landes beim Verlassen des Hauses zu hüllen pflegten.

»Hier,« rief sie und warf die Last auf den Boden, »nehmt rasch, hüllt Euch Alle darein, es sind so viel, als ich habe finden können, und Ganesa hat mir den Gedanken eingegeben, um Euch zu retten. Zuleina und ich werden Euch durch die Gärten geleiten, bis Ihr in Sicherheit seid.«

Sie stürzten Alle auf die Schleier und Mäntel, die Kleinen wurden in die Schleier der Nonnen gehüllt, die Erwachsenen verbargen sich unter der Hülle der Yaschmacks und Feredschis – und Zuleina, die Dienerin, die Einzige, welche Muth und Treue genug besessen, in der Stunde der Gefahr auszuhalten, indeß die anderen Diener durch die hinteren Ausgänge des Palastes entflohen waren, eilte mit der Äbtissin und einer der älteren Nonnen, die Kinder an den Händen führend, davon, um die Gefahr zu theilen und die Aufmerksamkeit nicht auf die Menge der Fliehenden zu richten.

Marion hatte mit eigener Aufopferung überall hilfreiche Hand geleistet, ohne an sich selbst zu denken, während auf der Straße immer wilder und drohender der Lärmen wuchs und Schuß auf Schuß durch die Fenster fuhr. Die zitternde Schaar der Mädchen war in dem hintern Flur des Palastes versammelt, um sich durch den Garten zu retten, als der Blick Irma's auf die junge Nonne fiel.

»Bei dem Haupte Wischnu's, eile Dich, Marie – wo ist Dein Schleier? – Miß Victoria, spüte Dich!«

»Sie hat Schleier und Mantel thörichter Weise an die alte Nonne gegeben,« sagte die Tochter des Residenten unwillig. »Für mich und sie hat Eure Eigensucht Nichts übrig gelassen!«

In der That waren Alle glücklich mit den Verkleidungen versehen, bis auf die junge Nonne und Miß Frazer; die Aufopferung der Einen und der Stolz der Andern hatten es verschmäht, sich bei Zeiten der Kleider zu bemächtigen.

Während Irma rathlos umherschautete, hörten sie vorn die Stöße eines schweren Balkens gegen die Pforte krachen, die in ihren Angeln zu wanken begann.

»Fort um der heiligen Jungfrau willen, rettet Euch!« rief Marion, »sie werden es nicht wagen, der Tochter des Residenten ein Leides zu thun! Ich suche uns Schleier und wir folgen Euch!«

Sie drängte die Mädchen mit Schwester Angelique, die bei ihnen zurückgeblieben war, und die widerstrebende Irma hinaus, und rannte zurück in die vorderen Räume, andere verbergende Gewänder für sich und Miß Frazer zu holen.

Diese, zagend, allein das Freie zu betreten, folgte ihr.

Die beiden Mädchen hatten eben die vordere Halle erreicht, aus welcher die steinernen Treppen emporführten zu den oberen Stockwerken, als das mächtige Thor in seinen Angeln wich und in Stücke zertrümmert in das Innere stürzte.

Die blutdürstigen Gesichter der Menge, die funkelnden Waffen erschienen vor den Augen der Unglücklichen – die junge Nonne warf sich vor die Pensionairin und sank in die Knie, den Tod erwartend.

In diesem Augenblick, als sich die Vordersten des Haufens anschickten, in das Innere zu dringen, erzitterte die Luft von einem gewaltigen Druck, und ein Krachen, als stürze das Himmelsgewölbe zusammen, ließ sich hören.

Es war die Explosion des Pulvermagazins im Arsenal.

Ein gewaltiger, von dem Zahn der Zeit gelockerter Steinblock des über dem Eingang schwebenden Altars löste sich von der mächtigen Erschütterung und stürzte, den über ihm schwebenden Pfeiler mit sich hinabreißend, zermalmend unter die Stürmenden.

Ein Jammergeschrei mischte sich mit dem Echo des Donners und dem Wuthgeheul der Menge, Staub und Dampf wirbelte empor und schied in dichten Wolken die Mörder von den Bedrohten.

Aurunga, als sie ihr Werk gethan und die tobende Schaar auf das Haus ihrer Gebieter gehetzt, eilte um die Mauern des Palastes, nach der Seite der Gärten, um jede Flucht der Weißen zu hindern, die sie zu Opfern ihrer Rache für die erlittene Schmach bestimmt.

Sie hatte noch nicht die Seitengasse verlassen, welche den alten Palast der Tochter und Pflegerin des unglücklichen Schah Dschehan, der Schwester Nurengzebs, von den nächsten Palästen trennt, als der Schlag der Explosion sie zu Boden warf. Sie erhob sich bald wieder, und erreichte jetzt den mit Cypressen und Cedern besetzten Platz, welcher die Gärten des Dschehanara-Palastes von dem Palast und dem Grabmal der Begum von Somroo scheidet.

Indem sie, die Pforte im Auge, aus welcher bereits die Nonnen mit den Kindern geflohen waren, weiter eilte, stieß sie auf Manakjy, ihren Geliebten, der neben seinem Thier herrannte.

»Der Gott des Krieges hat seine Schwingen entfesselt, die dunkeläugige Bhawani streckt ihre Hand über Delhi und fordert ihre Opfer,« rief ihr der Mahoud entgegen. »Gesegnet sei Cama, der mein Auge Dich wiederschauen läßt!«

»Was ist geschehen, Manakjy – wo willst Du hin?« fragte das Mädchen, sich mit ihm der Pforte nähernd.

»Unglück ist über uns – die Faringi haben einen Feuerberg in die Luft geschleudert, um sich zu retten. Der Sahib, mein Gebieter, ist erschlagen von dem Sohne des Königs, und sein letztes Wort an die Treue Manakjy's hat mich gesandt, die Tochter seines Blutes zu retten und unversehrt zu den weißen Männern, ihren Brüdern, zu führen!«

»Nimmermehr! Die Mem Sahib muß sterben wie ihr Vater, ihre Hand hat das Weib Deines Herzens entehrt und ihrer Kaste beraubt!«

»Das ist schlimm, Aurunga,« sagte der ehrliche Mahoud, indem er mit seinem Thier stehen blieb, »aber ich habe des Sahib Brod gegessen, bevor ich das heilige Wasser mit Dir trank. Er war gut gegen Manakjy, und Manakjy und Moll werden halten, was sie gelobt. Wenn Du mir nicht helfen willst, die Mem Sahib zu retten, so bleibe bei Moll, indeß ich mich in den Palast schleiche.«

»Die Rache der Hindostani ist auf den Fersen der Weißen,« rief triumphirend das Mädchen. »Die Tapferen meines Volkes haben meine Worte gehört und bringen bereits der Bhawani in jenem Hause ihre Opfer!«

»Dann muß ich um desto mehr eilen, sie zu retten,« meinte der treue Diener. »Moll, mein Freund, harre meiner hier und laß Niemand Dir nahe kommen.«

Der Elephant bewegte den Kopf, gleich als habe er die Weisung seines Führers verstanden.

Aurunga, die fürchtete, um ihre Rache zu kommen, und doch nicht wagte, ihrem Geliebten weitem Widerstand zu leisten, war mit der Schnelle des Windes, während er sich noch mit dem Elephanten beschäftigte, dem Mahoud nach dem Ausgang des Gartens vorausgeeilt, denn sie hatte zwischen den Bäumen hindurch gesehen, wie eine Anzahl von Frauen, in indische Schleier und Gewänder gehüllt, scheu durch die Pforte schlüpfen und über den Platz eilten.

Ihr Verstand, durch das Rachegefühl geschärft, begriff sogleich, daß unter dieser Verkleidung die Frauen und Zöglinge des Pensionats Rettung suchten, und ein Messer in der Hand, das sie in der Chandy-Choak aufgerafft, eilte sie den Flüchtigen mit den Sprüngen einer Pantherin nach und warf sich ihnen in den Weg.

»Wo ist die Tochter des Faringi-Sahib? Gebt sie heraus, oder Ihr Alle sollt sterben,« schrie sie ihnen entgegen, die blitzende Klinge schwingend.

Die Flüchtlinge drängten zusammen, wie eine Heerde, die der Wolf bedroht – selbst die muthige Irma erbebte vor der Drohung.

»Um des Himmels willen, Aurunga, laß uns fliehen! Die Dich mißhandelte, Victoria, ist noch im Palast!«

»Zeigt Euer Antlitz!«

Die Schleier wurden auf den Befehl gelüftet – die Hindu überzeugte sich, daß keines der angstbleichen Gesichter ihrer stolzen Feindin gehörte.

»Geht,« sagte sie, »und nehmt meinen Fluch mit Euch!«

Sogleich aber schien sie sich eines Andern zu besinnen. Sie faßte die Hand Miß Forsters und hielt das zitternde Mädchen zurück, während sie den Anderen ungeduldig sich zu entfernen, winkte.

Sie flohen wie Tauben, die von dem Geier verfolgt werden, in der Richtung des Lahore-Thors davon.

Aurunga wandte sich zu ihrer Gefangenen. »Sie eilen ihrem Verderben entgegen,« sagte sie finster, »Du allein kannst Rettung finden, wenn Du thust, was ich Dir sage.«

»O rette mich vor dem schrecklichen Tode,« flehte das Mädchen, die goldene Kette, die sie trug, vom Hals reißend und der Hindu bietend. »Alles, was ich besitze, soll Dein sein. Meine Eltern werden Dich belohnen . . . «

»Still,« gebot die Dienerin, die jetzt die Herrin geworden. »Hülle Dich in Deinen Schleier und antworte auf keine Frage, als mit einem Ja oder dem Neigen Deines Hauptes. Man muß Dich für die halten, die Du Deine Freundin nennst, sonst bist Du verloren.«

Sie riß das Mädchen mit sich fort und schleppte sie zur Gartenthür zurück, wo eben der wackere Mahoud anlangte.

Manakjy hatte die Flucht der Frauen gesehen, aber durch die Gewänder getäuscht, und weil fortwährend einzelne Gruppen von Eingebornen, Männer, Frauen und Soldaten – noch unter dem Eindruck des Schreckens der furchtbaren Explosion – über den Platz rannten, legte er kein Gewicht darauf.

Aurunga warf die Pforte in's Schloß und stellte sich vor sie. »Lakschmi ist mit uns gewesen,« sagte sie – »Du brauchst Dich nicht in die Gefahr zu stürzen, hier ist, die Du suchst – um Deinetwillen möge sie gerettet werden!«

Obschon der Mahoud die Tochter seines Herrn von Kindheit auf gekannt, hatte er sie doch in letzterer Zeit weniger gesehen, und durch die gleiche Gestalt und das europäische Gewand unter dem Feredshi getäuscht, begnügte er sich mit der Frage: »Bist Du die Mem Sahib?«

»Ich bin Victoria – rette mich,« erwiderte das Mädchen, das ihre Rolle begriff und das ihre Todesangst Verstellung lehrte, in englischer Sprache. Sie reichte dem Mahoud die weiße Hand und dieser, vollständig überzeugt, daß ein glücklicher Zufall ihm seine Aufgabe erleichtert, führte eilig den Elephanten herbei, hieß ihn niederknien und half dem Mädchen die Haudah erreichen, worauf er selbst seinen Platz auf dem Nacken des Thiers einnahm und dieses zum raschen Lauf aufstachelte. Der kluge Koloß gehorchte dem Willen seines Führers und in wenig Augenblicken war seine riesige Gestalt zwischen den Bäumen und angrenzenden Straßen verschwunden.

Mit dem Hohl lächeln eines teuflischen Triumphes schaute Aurunga ihm nach, dann lehnte sie sich mit dem Rücken gegen die Mauerpforte, entschlossen, jeden Weg der Flucht mit ihrem Körper zu versperren.

Mit Erstaunen und ohne sie zu verstehen hatte Lieutenant Willougby die Scene aus einiger Entfernung mit angesehen, ohne wagen zu dürfen, sich den Personen zu nähern. Jetzt aber, nachdem der Mahoud mit dem Elephanten verschwunden, schritt er entschlossen auf die Pforte zu, die, wie er wußte, in die Gärten des Dschehanara-Palastes führte, und vor der Aurunga, die treulose Dienerin, Wache hielt, um den Gegenstand ihrer Rache nicht entfliehen zu lassen.

Aber eine andere Person kam ihm zuvor – es war Irma, das junge Hindumädchen, die ihre, von einer umhertobenden Schaar der Meuterer gleich flüchtenden Tauben auseinander gescheuchten, aller Besinnung beraubten, Gefährtinnen verlassen hatte, und durch die Farbe ihrer Haut hinlänglich als Eingeborene kenntlich und daher keine Gefahr für sich selbst befürchtend, zurückkehrte, um die geliebte Lehrerin zu retten, die sie nur in der ersten Angst verlassen hatte.

Sie trug den Schlüssel der Thür in Händen, den ihre größere Besonnenheit mitgenommen, und versuchte jetzt, Aurunga mit Bitten und Versprechungen von ihrem Platz zu verdrängen.

»Du weißt, daß der Babu, mein Vater, reich ist,« sagte sie, – »er wird Dir und Manakjy eine Aussteuer gebe. Lasse mich hinein, Mädchen, wenn sie noch zu retten sind aus den Händen der blutigen Dewi, muß es sogleich geschehen.«

»Was kümmert Dich das Schicksal der Faringa!« erwiderte hartnäckig die Dienerin. »Ihr Schlag hat die Tochter meines Vaters zum Paria gemacht, dem der Himmel Brahma's verschlossen ist, – sie muß sterben, damit ich in ihrem Blut die Schande abwasche.«

»Sie that es im Zorn und hat durch Todesangst ihr Vergehen gebüßt! Bedenkst Du nicht, daß noch Eine bei ihr ist, die in derselben Gefahr schwebt und die stets Gutes Dir gethan, Schwester Marie, unsere Mutter und Freundin, mit dem Herzen, das Cama ihr gegeben!«

Aurunga schien einen Augenblick zu schwanken; wie alle Dienerinnen des Hauses, liebte sie die junge Nonne. Aber im nächsten Augenblick gewannen Haß und Rachsucht wieder die Oberhand in ihrer Seele und sie stieß das Kind zurück.

»Tochter des Babu – Deine Worte bethören mich nicht! Sie mag sterben mit ihr, sterben wie alle Weißen!«

Das Kind stürzte sich auf sie, mit Gewalt sie von dem Platze hinwegzudrängen, aber Aurunga war stärker und behauptete den Platz, als dem jungen Mädchen plötzlich Hilfe kam. Die starke Hand Willougby's erfaßte Aurunga und warf sie zur Seite. »Wo ist die Nonne? wo sind die Frauen?« herrschte seine Stimme der Kleinen zu, von deren Lippen er den Namen Marie's gehört hatte. »Fort – führe mich zu ihr!«

Die Thür war bereits, trotz des Widerstandes Aurunga's, von ihm geöffnet und er stürzte in den Garten, denn von dort tönte lautes Hilfesgeschrei.

Obschon Irma in dem von Pulver und Blut entstellten Manne den vermeintlichen Anbeter Miß Frazers nicht erkennen konnte, sah sie doch, daß es ein Faringi war, und mit dem Ruf: »Wenn Du ein Christ bist, rette Marie! rette Victoria!« eilte sie ihm nach.

Es war die höchste Zeit, daß die Hilfe erschien, denn die beiden Mädchen schwebten in der höchsten Gefahr. Miß Victoria, mit dem starken trotzigen Geist, der ihr eigen, hatte sich zuerst von dem Entsetzen erholt, mit dem die fürchtbare Explosion sie zu Boden geworfen, und den Dampf und den Schrecken der Menge, die sie bedrohte, sich zu Nutze machend, entfloh sie mit ihrer Gefährtin nach dem Garten, um den Vorausgeeilten auf alle Gefahr hin zu folgen. Aber sie fand die Thür verschlossen und jetzt, von Todesangst erfaßt, rannten die beiden Mädchen durch die Lorbeer- und Myrthenhecken des Gartens, um irgend ein Versteck zu suchen; denn bereits hörten sie das wüste Geschrei ihrer Feinde, die jetzt den Schreck überwunden und über die Trümmer der Thür in das Innere des Palastes gedrungen waren, und von Raub- und Mordgier erfüllt, sich in allen Räumen verbreiteten.

Einige Minuten gelang es ihnen, sich zwischen den dichten Hecken der Gesträuche und Orangenbäume zu verbergen, aber das weiße Gewand Victoria's verrieth sie den Blicken der Mörder, und mit wildem Jubel verfolgten diese ihre Beute.

Victoria – in dem Laufe strauchelnd, fiel etwa hundert Schritt von der Pforte des Gartens zu Boden, und mit heldenmüthiger Ergebung gab die französische Nonne die weitere Flucht auf, und sank neben ihr in die Knie.

Die Verfolger und der Retter waren fast gleichweit von den Unglücklichen entfernt und jene stürmten mit Geschrei und geschwungenen Waffen aller Art herbei, als der Vorderste

von einer Kugel aus Willouby's Revolver getroffen, zu Boden stürzte. Eine zweite, eine dritte Kugel schlug in den dichtgedrängten Haufen, der bestürzt inne hielt. Irma hatte die Miß emporgerichtet, sie streckte ihre Hände nach dem Offizier aus, den ihr geübteres Auge erkannte. »Retten Sie mich vor diesen Mördern, Willouby, und ich bin die Ihre!« Der vierte und fünfte Schuß stürzte auf's Neue zwei der Verfolger zu Boden, sie stoben erschrocken auseinander und wichen zurück. Der Lieutenant warf den abgeschossenen Revolver zur Erde und riß den zweiten aus seinem Gürtel, den Rest der Feinde, die vor dieser ohne Ende den Tod speienden Waffe Entsetzen ergriff, in die Flucht zu jagen; aber der Hahn schlug auf, ohne daß ein Schuß sich entlud – ein Blick belehrte den Muthigen, daß auf den zweiten Revolver die Pistons nicht aufgesetzt worden.

In dieser furchtbaren Lage gellte der Ram- und Allahruf von verschiedenen Seiten her, und über die Felder des Gartens stürzten neue Haufen fanatischer Mörder herbei.

»Richard! – rette mich! ich liebe Dich!«

Die Augen des jungen Offiziers, den die stolze Tochter des Residenten von Delhi anflehte, schwankten einen Moment lang zwischen den beiden Jungfrauen, von denen die eine die Arme nach ihm ausstreckte, die andere – die frommen braunen Augen so todergeben und schwärmerisch zu ihm wandte, dann sprang er vor, umfaßte die Nonne und hob sie wie eine Feder leicht auf seinen linken Arm.

»Folgen Sie uns, Miß!« rief er der Bestürzten zu, und eilig sprang er mit seiner Last nach der offenen Pforte in der Mauer. Von dem Instinkt der Lebenserhaltung getrieben, folgte ihm die Tochter des Residenten, so schnell sie vermochte, die Hand auf das Herz gepreßt, gleich als habe ein tiefer Schmerz dieses getroffen.

Schon hatten sie, die Verfolger auf allen Seiten hinter sich, die Thür fast erreicht, die Irma voranfliegend geöffnet hielt, als sich Aurunga mit wüthender Geberde dem Offizier in den Weg, warf und das Messer schwang.

Der Offizier faßte das Pistol am Laufe und ein schwerer betäubender Kolbenschlag schmetterte nieder auf das Haupt der Hindu die zu Boden taumelte. Aber noch im Fallen umklammerte sie ihre Feindin, deren Verderben sie geschworen, und riß sie mit sich zur Erde.

Der Offizier mit seiner Last sprang durch die Pforte in's Freie, und Irma, – mit einer Geistesgegenwart weit über ihr Alter – schlug die schwere Thür zu und drehte den Schlüssel im Schloß.

Jetzt erst bemerkte Willouby, daß Miß Frazer nicht bei ihnen, und das gellende Triumphgeschrei der Empörer belehrte ihn, daß sie bereits in ihrer Macht war. Er wollte umkehren, aber das Hindumädchen zog ihn mit sich fort nach der Seite, wo breite Oleander und Geranienbüsche zwischen den Bäumen sie mehr den fremden Augen verbargen.

»Die Bhawani hat gesprochen,« rief das Kind, »sie will ihr Opfer! Dein Leben gehört dieser, die Dich mehr liebt, als die stolze Faringa!«

Trotz der drängenden Noth des Augenblicks konnte der Offizier sich nicht enthalten, einen erstaunten, fragenden Blick auf das Kind und die zarte Gestalt zu werfen, die er auf seinem Arme trug, und zu bemerken, daß das Antlitz der jungen Nonne sich mit tiefem Purpur übergoß. Aber Irma ließ ihm keine Zeit zur Überlegung, denn sie zog ihn eilig weiter.

»Wohin nun – was sollen wir thun?« fragte der Offizier.

»Kennst Du das Grabmal der großen Begum im Simreh Bagh?« antwortete mit einer Gegenfrage das Kind.

»Ich kenne es – ich war mehrmals dort!«

»So suche es im Schutz der Bäume und Büsche zu erreichen und verbirg Dich dort. Niemand wird Euch an dem einsamen Orte des Todes suchen, wenn man Dich nicht eintreten sieht. Lebe wohl und Lakschmi sei mit Euch! Ich suche den Babu, meinen Vater, er allein vermag Euch zu retten.«

Sie reichte ihm den Revolver, den er bei dem Angriff im Garten weggeworfen und den sie aufgehoben, küßte die Hand der Nonne und eilte davon.

Willouby erkannte, daß es das Beste sei, dem Rath des Kindes zu folgen, und indem er die Nonne jetzt niedersetzte und mit der einzigen Aussicht zur Rettung bekannt machte, war Schwester Marie alle Klagen und ihre Angst zu unterdrücken bemüht, und suchte zunächst ihre Kleidung so zu ordnen, daß sie möglichst wenig auffiel. Dann schlichen beide zwischen den Bäumen und Büschen entlang und es gelang ihnen glücklich, in der allgemeinen Verwirrung, einen der Eingänge des großen von den Engländern zum Theil zu Magazinen benutzten, sonst aber leer stehenden, Palastes der Begum von Somroo zu benutzen.

Wir haben die Geschichte dieser merkwürdigen Frau bereits in den ersten Abschnitten unsrer Erzählung mitgetheilt. Der Palast, den sie sich in Delhi erbaut, und in dem sie den letzten Theil ihres so abenteuerlichen Lebens zugebracht, das noch aus dem Grabe heraus die Macht der Briten in Indien erschüttern sollte, bildet ein großes von Mauern umgebenes Viereck, auf dessen östlicher Seite, der Dschumna zugewendet, sich das Grabmal der Begum befindet.

Es erhebt sich zwischen riesigen Cypressen auf einen breiten Unterbau von Marmorquadern, zu dem von vier Seiten Stufen hinanführen, in Form einer Moschee, von zwei schlanken Minarets überragt, anscheinend ohne Verbindung mit dem Innern des Palastes. Der Eingang befindet sich auf der Seite des Palastes, und der innere Bau, der von oben her durch eine durchbrochene Kuppel sein Licht erhält, bildet eine prächtige Rotunde von Marmor und Mosaiken, in deren Mitte sich der Sarkophag der alten Fürstin, aus grünlichem Stein gemeißelt, erhebt.

Der abenteuerliche Charakter der Begum und die Erinnerung an ihre Gewaltthaten, fortlebend im Munde des Volkes, haben in seiner Phantasie diesen Ort mit Dämonen und bösen Geistern bevölkert, und um so mehr verödet, als sich keine religiöse Pietät an dieses Grab knüpft, da die Begum – welche schon lange Zeit vor ihrem Tode sich das Grab nach der Gewohnheit vornehmer und reicher Hindu's errichtet hatte – in den letzten Jahren zur katholischen Religion übergetreten war und zum Zeichen ihres Glaubenswechsels und zum Ärger aller gläubigen Hindu's und Mahomedaner ein großes Kreuz von weißem Marmor zu Häupten des Sarkophages stand.

Unter dem Schutz der Mauer und des dunklen Grüns der Cypressen erreichten die Flüchtlinge die Stufen der Plattform, die sich mehrere Fuß über die Mauer selbst erhob, und indem sie einen günstigen Augenblick erlauerten, gelangten sie in den engen Eingang des Tempels.

Erst hier, auf den Steinsarg der Begum gestützt, wagten sie es, Athem zu schöpfen und sich dem Gefühl der augenblicklichen Rettung hinzugeben.

Die Ruhe konnte jedoch nur kurz sein, denn der von Minute zu Minute gleich einem Sturm anschwellende Lärmen, das Schießen und gellende Geheul der rasenden Volkshaufen von den benachbarten Straßen und Plätzen her bewies, daß die Rebellion sich immer weiter verbreitete und gleich einer Lawine anwuchs.

Bis jetzt hatte der Offizier von Augenblick zu Augenblick noch das Eindringen der regulären Truppen von den Bungalows her in die Stadt und einen Angriff gegen die Rebellen in den Straßen erwartet, bei dem er mit seiner Geretteten sich den Freunden anschließen könnte. Als aber Zeit auf Zeit verrann, ohne daß die britischen Trommeln, das britische Commando sich hören ließen – als die Schüsse nur unregelmäßig und vereinzelt allein die Wuth der Feinde gegen ihre Opfer bewiesen, begann die furchtbare Wahrheit seiner Seele klar zu werden, – daß die Truppen mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht hätten.

Das Nächste, was der Offizier vornahm, war, den Ort, den sie sich zur Zufluchtsstätte gewählt, einer genauern Besichtigung zu unterwerfen, um die Mittel weitem Verbergens oder einer Vertheidigung darin zu prüfen.

Die runde Halle war leer – nur in der Mitte von dem Sarkophag unterbrochen, an dessen Kopfende an der Wand der schwache Strahl einer kleinen Fontaine, wie solche überall in den Palästen und Bauwerken der reichen Orientalen zur Kühlung der Luft und zu den Ceremonieen der Abwaschung angebracht sind, aus vergoldeter Röhre mit seinem leichten murmelnden Rauschen in ein Marmorbecken fiel, aus dem das Wasser durch eine andere Röhre seinen Abfluß nach Außen fand.

Zur rechten Seite dieser Fontaine befand sich die Thür zur Treppe des einen Minarets, die sich spindelförmig mit ihren steinernen Stufen in die Höhe wand.

Der Offizier untersuchte die Thür, sie war unverschlossen.

Auf der andern Seite des Springbrunnens hätte sich nach den Gesetzen der Symmetrie eine eben solche Thür nach dem zweiten Minaret öffnen müssen, das in der That etwa nur 6 bis 8 Fuß von dem ersten in der Luft entfernt war; aber die Mauer war glatt und fest und zeigte keine Spur eines Zugangs.

Das Minaret mußte demnach nur der Gleichförmigkeit wegen erbaut und im Innern leer sein.

Der Eingang des Grabmals war allerdings durch eine große eiserne Thür verschließbar, aber diese stand so fest eingerostet in ihren Angeln und war von so kolossaler Schwere, daß der junge Offizier vergeblich seine Kraft anstrebte, sie zu bewegen.

Er hatte während dieser Untersuchungen die junge Nonne auf die Stufen des Sarkophags niedergelassen, wo sie jetzt den Kopf an den kalten Stein des Sarges gelehnt saß, bleich und halb ohnmächtig von den Anstrengungen, dem Schrecken und den Anblick der Gefahren, denen bis jetzt die Hand der Vorsehung sie entrissen.

Richard Willoughby schöpfte in der Höhlung seines Turbans Wasser aus dem Becken der kleinen Fontaine, kniete neben dem jungen Mädchen nieder und benetzte ihre Stirn und ihre Schläfe mit dem erfrischenden Element.

Es hatte Etwas von der rührenden Zärtlichkeit einer Mutter für ihr Kind, als der junge Mann so an der Seite des viele tausend Meilen von ihrer Heimath entfernten, der fanatischen Wuth einer wilden Bevölkerung preisgegebenen jungen Mädchens sich befand, das keinen Schützer, keinen Freund hatte auf dieser Welt, als Gott und ihn.

Das eintönige Rauschen des kleinen Quells schien gleichsam die heilige Stille des Todes noch zu vermehren, die in diesem Raume herrschte, während draußen der wilde Lärm der entfesselten Leidenschaften tobte.

»Marion, theures, liebes Mädchen, erwachen Sie, fassen Sie sich, oder Alles ist verloren,« flehte halblaut mit innigem Tone der junge Offizier. »Gottes Hand hat uns sichtlich in diesen

furchtbaren Gefahren bisher beschützt, sie wird uns auch ferner nicht verlassen, wenn wir nur selbst es nicht thun. Bei diesem allmächtigen Gott schwöre ich Ihnen, daß Richard Willoughby bereit ist, sein Leben für Ihre Rettung zu opfern!«

Er küßte leidenschaftlich die kleine weiße Hand, die in der seinen lag. Plötzlich überlief dunkle Gluth das reizende Gesicht der Nonne und sie zog rasch die Hand aus der seinen, während ihre Augen sich mit dem Ausdruck sanften Vorwurfs zu ihm erhoben.

»Heilige Jungfrau vergieb mir,« flüsterte das junge Mädchen. »Was thun Sie, Sir! O lassen Sie mich nicht bedauern, daß Ihr Edelmuth mich vor jenen Gräßlichen errettet hat, und erinnern Sie sich, daß ich eine Braut Gottes bin und schon die Berührung eines Mannes eine Sünde für mich ist.« Sie bedeckte das Gesicht mit den Händen und begann zu weinen.

»Hören Sie mich an, Marion oder Soeur Marie, wie Sie genannt zu werden gewohnt sind,« sagte mit tiefer Erregung der junge Mann. »Die Macht einer furchtbaren, gemeinsamen Gefahr hat die Schranke gebrochen, die Sie bisher umgeben und mich sonst wahrscheinlich auf immer von Ihnen geschieden hätte. Wenn es der Tod so vieler Unglücklichen gestattete, möchte ich diese Gefahr segnen, denn sie hat erfüllt, was ich nicht ein Mal in Träumen zu hoffen wagte, sie hat mich mit Dem vereint, was mir das Theuerste auf der Welt geworden. Sie sind in diesem Augenblick nicht mehr die Nonne vom Kloster des heiligen Herzens, sondern *Marion Lapierre*, die Tochter Frankreichs, die Geliebte meiner Seele, die ich mir aus den Flammen und den Schwertern der wilden Feinde gerettet habe!«

Ein heftiges ängstliches Schluchzen hob krampfhaft den Busen der Jungfrau und der Thränenstrom benetzte durch ihre zarten Finger hindurch den Marmorboden.

»Ja, Marion,« fuhr der junge Mann fort, »die nächste Minute schon kann unser Verderben sein, aber vorher darf und will ich Ihnen sagen, daß ich Sie liebe, daß ich Sie geliebt, seit Sie diese Stadt betreten und ich zum ersten Mal Ihr sanftes Auge sah. Wenn ich sterben muß unter den Waffen der Mörder, so wird es jetzt wenigstens mit leichtem Herzen geschehen, als das war, mit dem ich seither gelebt habe.«

Die Nonne entfernte rasch die Hände von ihren weinenden Augen und sah ihn mit einem seelenvollen Blick an, in dem sich Angst und Bangigkeit mit einem Gefühl vereinte, dessen Ausdruck das Herz des jungen Mannes freudig erbeben macht. »O nicht so, Sir,« sagte sie flehend. »Sie sollen, Sie dürfen nicht sterben! Es ist genug – zu viel schon, was Sie gethan haben für ein so armes unbedeutendes, Wesen, das bis zum Augenblick ihres Todes Sie segnen und Ihrer mit – mit Dankbarkeit gedenken wird. Gehen Sie – lassen Sie mich jetzt, Sir, bei allen Heiligen beschwöre ich Sie darum, und versuchen Sie sich unter dem Schutz des Gewandes zu retten, das Sie tragen!«

»Wie, Marion,« rief der Offizier erstaunt und verletzt, – »Sie können glauben, daß ich Sie hier allem zurücklassen werde?«

Sie sah schüchtern zur Erde. »Warum mußten Sie durch einen Irrthum mich retten, Sir – warum nicht die arme Victoria, deren Tod ich Ärmste nun verschulde?«

»Ich bedaure das traurige Schicksal Miß Frazers,« entgegnete fest der Offizier, »aber nicht um sie zu retten verließ ich die Flammen des Arsenal und eilte nach dem Chandy-Choak! nicht Victoria Frazer war es, die mein armes Roß Gibraltar unter den Balkon des Palastes von Dschehanara zog – sondern die Hand, die diese Blume warf!« und er zog die weiße Rose aus seinen Gewändern und drückte sie an seine Lippen. – –

Ein gellendes Triumphgeheul, näher als bisher und anscheinend in der nächsten Umgebung des Grabmals der Begum, ersparte der zitternden, glühenden Nonne die Antwort.

Der Offizier lauschte einen Augenblick nach dem Lärmen, in den sich jetzt das Krachen näher Schüsse mischte, dann faßte er ihre Hand, die sie ihm zögernd überließ und zog sie rasch nach der Thür zur Treppe des Minarets.

»Diese Halle,« sagte er, »ist nicht sicher genug für uns; der Thurm bietet ein besseres Versteck, in dem ich, wenn es zum Schlimmsten kommt, uns mit Erfolg vertheidigen kann. Fassen Sie Muth, Marion, Gott ist mit uns und meiner Liebe!« Er schloß die Thür hinter sich, faßte sie um den Leib und trug die Willenlose, nur leise Widerstrebende, die Stufen des Minarets hinauf.

Auf der Höhe der steinernen Galerie, welche zum Ausrufen der Gebete des Muezzim die Spitze der Minarets umgiebt, sperrte eine Fallthür von schwerem Holz die Treppe. Der Offizier bat das Mädchen, sich ruhig auf den oberen Stufen niederzusetzen, während er selbst aus dem höhern Theil des schlanken Thürmchens mit Vorsicht die Umgebung recognosciren und sehen wollte, ob die Gefahr sich nahe.

Die Nonne gehorchte, und Willougby trat in die kaum Raum für zwei Menschen bietende Spitze des Minarets und schaute durch die Öffnung der auf die Galerie mündenden Thür hinaus auf den Platz.

Von dieser Stellung aus konnte er die ganze Scene sehen, die sich auf dem Platz zwischen dem Palast der Begum von Somroo und dem gegenüber liegenden Hause des Kischangar Radschah entwickelte. —

Wir bitten die Frauen, die dieses Buch lesen, die nachfolgende Scene zu überschlagen; denn sie ist zu entsetzlich, zu empörend für jedes menschliche Gefühl, um nicht den Sinn edler Weiblichkeit auf's Tiefste zu verletzen.

Und dennoch — so empörend, so abscheulich sie auch ist — sie ist kein Erzeugniß einer wilden ausschweifenden Phantasie des Autors — sie ist Wahrheit, schreckliche entsetzliche Wahrheit!

Diese Wahrheit, diese Wirklichkeit ist es, welche dem Verfasser die Feder in die Hand gezwungen, sie zu beschreiben, um von der furchtbaren Vergeltung zu berichten, wie er von der furchtbaren Schuld berichtet hat. — —

Von den Gärten des Dschehanara-Palastes her wälzte sich eine Volkswoge, Männer und Weiber des niedersten Pöbels, die Hände in Blut getaucht, die Augen funkelnd von Mordlust und Rachgier.

In der Mitte dieses Haufens wurde ein bleiches schönes Mädchen in weißem Kleide daher geschleift. Blonde Haare hingen aufgelöst um das in Todesschrecken erblaßte Gesicht.

Willougby's scharfes Auge erkannte die Unglückliche — es war Victoria Frazer, die stolze Tochter des Residenten, die ihn selbst noch vor kaum einer halben Stunde mit dem Geständniß ihrer Liebe um Hilfe und Rettung angefleht.

Das Herz des jungen Offiziers erbebte in seiner Brust. Er machte eine Bewegung, hinabzueilen, — die Unglückliche aus den Händen der Mörder zu retten — aber kraftlos sank er zurück an die Mauer — das Bewußtsein der Unmöglichkeit, der Vergeblichkeit seines Opfers überkam ihn mit erschütternder Überzeugung.

Von der Seite der Saman-Badsch her sprengte eine Reiterschaar, an ihrer Spitze auf edlem Roß Akhbar Jehan, der Delhi-Prinz. Hinter ihm d'rein kam es wie ein bunter Strom von

Waffen und bunten Trachten, dazwischen die rothen Uniformen der Sepoy's, die mit den Empörern gemeinschaftliche Sache gemacht, ihre langjährigen Waffenbrüder und Tyrannen zu bekämpfen.

Der Prinz parirte sein Pferd und erwartete den nahenden Volkshaufen.

»Männer von Delhi! Der Sieg ist unser, die Faringi sind vernichtet oder entflohen. Es lebe der Groß-Mogul von Delhi!« Ein Jubelgeschrei der zahllosen Menge antwortete.

Der Prinz winkte mit der Hand Ruhe.

»Hindostani!« fuhr er mit weithallender Stimme fort – »ob Ihr den heiligen Lehren des Korans gehorcht, oder den tausendjährigen Gesetzen Bhudda's – unser Aller gemeinschaftlicher Feind ist das verfluchte Geschlecht der Faringi. Möge es von dem Angesicht der Erde vertilgt werden, wie der Schnee des Himalaya von Surya, dem Gott Eurer Sonne. Nieder mit Allem, was dem Volk der Faringi gehört! Selbst das Kind im Leibe der weißen Frau mög' Eure Rache nicht verschonen, damit der Saame der Verfluchten nie wieder sein Haupt erhebe an den Ufern der heiligen Ströme. Schmach und Tod! Schmach und Tod den Faringi!«

Und »Schmach und Tod den Faringi!« heulte der Ruf der fanatischen Menge, und die Hände wilder Mörder zerrten das unglückliche Mädchen herbei und warfen sie vor die Hufe des Pferdes.

»Ein weißes Weib?« fragte der Prinz, der im ersten Augenblick die verstörten Züge des Mädchens nicht erkannte. »Warum tödtet Ihr sie nicht?«

»Es ist die Tochter des Sahib Residenten, Hoheit,« berichtete eine Stimme aus der Menge. »Wir erkannten sie, als Yama¹ bereits seine Hand über sie streckte, und wir bringen sie Dir, um Gericht über sie zu halten!«

Der Prinz bog sich über den Hals seines Pferdes und betrachtete die Unglückliche. Ein teuflisches Lachen befriedigter Rachgier zuckte über sein sonst schönes Gesicht.

Es war nicht unbekannt in Delhi, daß er vor etwa einem Jahre – bevor er in der Versammlung der Verschwörer auf der Burg der Thug als Bewerber um die Sikhprinzessin auftrat – durch einen Vertrauten dem mächtigen Residenten von Delhi sich zum Gatten seiner schönen Tochter angetragen hatte.

Wir haben bereits angeführt, daß solche Verbindungen – man könnte sie diplomatische Heirathen nennen – in Indien nicht ungewöhnlich sind. Die Ehre, sein einziges Kind mit einem Sprößling des Blutes Timur des Großen zu vermählen, der nicht einmal der wirkliche Erbe dieses Schattenthrones war, konnte jedoch den Residenten nicht verlocken, und er hatte mit beleidigendem Hohn den Vorschlag zurückgewiesen.

Der Augenblick abscheulicher Rache war jetzt gekommen. Der Orientale vergißt nie eine wirkliche oder vermeintliche Beleidigung – er wartet seiner Zeit und dann wehe Denen, die sein Haß getroffen.

Wir haben gesagt, daß über das Antlitz Akhbar Jehans das Lächeln einer boshaften teuflischen Freude sich legte.

Er zog eine Börse aus seinem Shawlgürtel und warf sie den Männern und Weibern zu. »Allah vergelte Euch, meine Freunde, Ihr habt mir einen großen Dienst erwiesen!«

Dann wandte er sich, um sein Opfer zu höhnen, zu der Miß.

»Du bist die Tochter Sahib Frazers, des Residenten der Faringi in Delhi und trägtst den Namen Deiner weißen Königin?« fragte er.

¹Der Gott des Todes.

Die Jungfrau hatte ihn in ihrer Angst erkannt. Sie erhob sich auf die Kniee und streckte flehend die Arme nach ihm aus. »Prinz, retten Sie mich vor diesen Entsetzlichen! Bringen Sie mich zu dem Residenten, meinem Vater, und er wird Ihnen ewig dankbar sein für den Schutz, den Sie seinem Kinde gewährt haben!«

Der Delhi-Prinz winkte zurück nach seinem Gefolge.

»Laßt den Sahib-Residenten mit eigener Zunge ihr sagen, daß die Macht der Faringi ihr Ende genommen!«

Mit teuflischem Hohngelächter streckte einer der Mörder der Unglücklichen das verstümmelte Glied auf der Spitze seiner Lanze entgegen, ein Anderer das blutige Haupt ihres Vaters.

Mit einem gellenden Schrei fiel das Mädchen zu Boden.

»Akhbar Jehan hat dem stolzen Sahib der Faringi geschworen, seinen Namen und sein Gedächtniß zu schänden! Der Hund, der sein Blut zu gut hielt, sich mit dem Saamen Timurs zu vermischen, soll im Tode noch sich schämen des eigenen Kindes. Reißt dem Weibe die verhaßten Gewänder der Faringi vom Leibe!«

Zwanzig Hände rissen die Unglückliche empor und die Kleider ihr in Fetzen ab. Vergebens sträubte und wand sich das Mädchen und flehte um Erbarmen – Erbarmen von Tigern in Menschengestalt! O wie entsetzlich wahr hatte vor einer Stunde erst das prophetische Wort ihrer edlen Verwandten gewünscht, daß sie nimmer in die Lage kommen möge, von jenen Menschen Andres zu bitten, als Vergebung für ein begangenes Unrecht!

Jetzt rang sie und flehte um den Tod – aber der Tod wäre Barmherzigkeit, wäre Mitleid gewesen, und wo ist Mitleid und Barmherzigkeit bei der entfesselten Leidenschaft eines Orientalen zu finden!

In Fetzen flog jedes Stück ihrer Kleidung, den sich windenden nackten Leib der Jungfrau drückten freche Hände zu Boden – wilde Megären ihres eigenen Geschlechts hielten die zuckenden bäumenden Glieder – – –

Der Prinz war vom Pferde gesprungen – und unter dem teuflischen Hohngelächter, unter dem höllischen Jubel der Menge, die ein Bachanal der Dämonen in wilden Sprüngen zu feiern schien – warf er sich auf die Unglückliche – – –

Zehn Mal schon hatte die Hand des Offiziers die Waffe erhoben, die Kugel der Mißhandelten zu Hilfe zu senden – und jedes Mal sank kraftlos der Arm wieder vor der Überzeugung, daß seine Hilfe vergeblich, daß sein tödtendes Geschloß nicht die Hälfte des Raumes durchmessen könne, die ihn von der schrecklichen Scene trennte.

Ein Aufschrei, der im Augenblick, als das unglückliche Mädchen zu Boden gerissen wurde, sein Ohr traf, lenkte seinen Blick zur Seite.

Es war Marie, die junge Nonne, die von Angst getrieben zu ihm emporgeklimmt war und jetzt todtenbleich mit weitgeöffneten, geisterhaften Augen das furchtbare Schauspiel anstarrte und die zitternden Hände nach ihm ausstreckte.

»O Sir – wenn es wahr ist – wenn Sie mich lieben – retten Sie, retten Sie die Unglückliche!«

Der junge Mann nahm sie in seine Arme und zog sie an seine Brust, was sie widerstandslos geschehen ließ. »Das ist kein Anblick für Sie, Marie, der selbst das Männerherz vor seinen Schrecken erbeben läßt! – Es ist unmöglich, der Ärmsten Hilfe zu bringen – Gott allein kann sie retten und rächen. Aber er zeigt mir den Weg meiner Pflicht – daß mein Leben Ihnen gehört, um Sie vor dem Schrecklichsten zu bewahren!«

Sie lag in Thränen aufgelöst an seiner Brust, während dort unten der gräuliche Jubel zum Himmel aufschrie. »O tödten Sie mich, Richard, tödten Sie mich! Lieber den Tod, als solche Entehrung!«

»Bei dem Gott, der über uns ist, und der seine Sonne scheinen läßt über jenen entsetzlichen Frevel,« schwor der Offizier, »diese Hand wird selbst den Stahl in Ihre Brust stoßen, ehe Sie den Händen jener Mörder verfallen sollen.«

Er umfaßte sie, um sie hinab zu tragen aus dem Vereich des empörenden Schauspiels, als der Knall mehrerer Flintenschüsse seinen erhobenen Fuß zurückhielt, und seine Blicke wieder nach jener Seite wandte.

Von dem Haus des Kischangar Radschah kräuselte Pulverdampf in die Höhe, – zwei der tanzenden Mörder um die schmachvolle Gruppe hatte das tödtende Blei zu Boden gestreckt, andere taumelten und schrieten im Schmerz der plötzlichen Verwundung.

»Verrath! die Faringi sind über uns!« ertönte das Geschrei und die feige Menge begann nach allen Seiten zu entfliehen. Aber bald sammelte sie sich von ihrem Schreck und erkannte, daß der Angriff nur von einer Anzahl Flüchtlinge ausgegangen sein konnte, die sich in jenes Haus gerettet haben mußten.

Dem war in der That so. Eine Anzahl von vierunddreißig Europäern mit Frauen und Kindern, darunter mehrere der geflüchteten älteren Pensionairinnen des Klosters, hatten, als sie sich nicht mehr aus der Stadt zu retten vermocht, sich in das steinerne Haus des Kischangar Radschah geflüchtet und dessen Zugänge verbarrikadirt. Die Gelegenheit, welche die dicht gedrängte Menge um das mißhandelte Mädchen zum Angriff bot, war zu verlockend, als daß der Muth und die Erbitterung der Europäer sich dieselbe hätte entgehen lassen können, da sie wußten, daß es in wenig Minuten doch zum Kampf kommen würde, und sie eröffneten daher denselben mit einer wohlgezielten Salve.

Akhbar Jehan hatte sich erhoben – sein Antlitz strahlte in teuflischem Triumph, als er auf sein halb bewußtloses Opfer höhnisch niedersah.

»Seid Ihr feige Parias, daß Ihr vor einer Handvoll dieser weißen Hunde entflieht? Unter ihren Augen soll Schande über ihr Geschlecht kommen, damit sie sehen, welches Schicksal sie erwartet! – Schleppt die weißen Weiber, die so stolz auf schwarzes Blut herabzuschauen pflegen, in den Schutz jener Cedern,« befahl er, als von verschiedenen Seiten drei oder vier andere Europäerinnen herbeigeschleift wurden, – »schändet ihr weißes Blut, bevor Ihr sie tödtet!«

Er stieß die Unglückliche, – den reizenden weißen Leib, den er so eben entehrt – mit dem Fuße den Männern des Pöbels, den wüthenden Fanatikern zu. »Nehmt die Hündin, die Tochter eines Hundes, und besudelt die Gräber ihrer Väter! – Zu den Waffen, Brüder! Kampf und Tod den Faringi!« Er schwang seinen Säbel gegen das Haus des Kischangar Radschah, das ein Theil der aufrührerischen Sepoy's bereits umzingelt hatte und wo Schuß auf Schuß gewechselt wurde.

»Ram! Ram! Mahadeo!« schrie der Prinz – »der Feldruf der Hindostani sei Eure Hochzeitsmusik! Chalo Bhai! Die Houris des Paradieses sind für die Kämpfer des Glaubens!«

Unter dem Ram-Geschrei der Krieger stürmte er nach dem Kampfplatz, der jubelnde Zuruf der entfesselten Dämonen begleitete ihn.

Jetzt begann eine Scene, deren Einzelheiten selbst der Pinsel eines Höllen-Breughel vergeblich zu schildern versuchen würde.

Der niederste Pöbel stürzte sich auf die unglücklichen Frauen. Das wimmernde Mädchen wurde an den Haaren hinter den mächtigen Stamm eines Baumes geschleift, der Schutz gab gegen die Kugeln der Faringi, die ohnehin jetzt ein anderes Ziel suchen mußten, als die Bedränger der Frauen. Die Unglückseligen wurden jeder Hülle beraubt zu Boden geworfen, und Lastträger, Soldaten, Männer der niedersten Kasten und des scheußlichsten Aussehens warfen sich auf sie und befriedigten an ihren widerstandlosen Leibern – nicht ihre Lüste und Begierden, sondern den wüthenden, grimmigen Haß einer Nation! Und wie so häufig das Weib, wenn es sinkt und zur Wuth entflammt, in seiner Leidenschaft zum scheußlichsten Abschaum jener Wesen wird, die Gott auf die Erde gesetzt, sie zu beherrschen, – thierischer als das Thier, gieriger als die Hyäne auf ihre Beute – so umtanzten und umheulten Weiber die fürchterliche Orgie, trieben die Männer herbei zu dem ruchlosen Werk und halfen in der entsetzlichen Schändung ihres eigenen Geschlechts.

Und wenn die Gier und der Hohn dieser Wollust genug gebüßt war, wenn selbst der niedrigste Gesell des Pöbels sich mit Ekel abwandte von dem entwürdigten Körper, dann waren jene Megären es, die hundertfache Martern für diesen noch vor wenig Stunden so reinen und keuschen Leib erfanden, welche die Busen aufschlitzten und mit den gierigen Händen in dem zuckenden Fleische wühlten; welche einzeln die nach Hilfe umherkrampfenden Finger der Unglücklichen, ihre Nasen, Lippen und Zehen abschnitten, die Augen ihnen ausdrückten und mit den scheußlichsten Grausamkeiten indischer Tortur ihren Todeskampf verlängerten.

Mitleidiger als seine Gefährten, hatte ein Sepoy das Bayonnet erhoben, um dem kraftlosen Leibe des schönen Mädchens, das sich einst Victoria Frazer nannte, den Todesstoß zu geben, als eine jener Megären sich zeternd und schützend über diesen Körper warf und mit dem Ruf, daß die Faringa ihr gehöre, den Soldaten vertrieb.

Das Weib war selbst schön und jung, nicht viel älter als das Opfer, dessen Kopf sie jetzt in ihren Schooß zerrte. Aber ihr Gesicht war von dämonischer Wuth verzerrt und von einer breiten klaffenden Wunde entstellt, die der Hieb mit einem stumpfen Gegenstand ihr zugefügt haben mußte.

Sie hob die blutunterlaufenen Augen und ließ sie mit Frohlocken im Kreise umherrollen. Willoughby erkannte sie mit Entsetzen – es war Aurunga, die Dienerin, die sich ihm im Garten des Klosters entgegengeworfen und die sein Schlag bewußtlos zu Boden gestreckt, noch im Fall die Feindin mit sich ziehend. – – –

Schuß auf Schuß fiel von dem Hause des Kischangar Radschah – die eingeschlossenen Europäer wehrten sich mit dem Muth der Verzweiflung. Drei Stürme der Sepoy's und der Pöbelschaar waren von ihnen bereits abgeschlagen worden, mehr als dreißig Hinduleichen deckten ringsum den Boden.

Unter dem Jubelgeheul der Menge wurden zwei Geschütze herbeigeschleppt und gegen das Haus gerichtet, das die Empörer an allen Seiten in Flammen zu setzen versuchten. Aber die Kugeln prallten ohne besondern Schaden aus der Entfernung an die Steinmauern, da sich die Artilleristen weislich außer der Schußweite der englischen Büchsen hielten. –

»Mem Sahib,« sagte die Hindudienerin voll grimmigen Hohns zu dem leise wimmernden Mädchen – »die Schönheit, auf die Du so stolz gewesen bist, hat Dich zur Bayadere gemacht, deren Leib jedem Manne sich preis giebt. Du machst dem stolzen Sahib, Deinem Vater Schande. Es ist Zeit, daß Dein Gesicht seine Larve ändert, da Du so gut weißt, ins Gesicht einer Andern zu schlagen!«

»Erbarmen Aurunga!« flehte das unglückliche Mädchen – »Erbarmen für das, was ich Dir gethan, wenn Du selbst auf die Barmherzigkeit des Himmels hoffst!«

Aber die Furie schlang das lange blonde Haar der jungen Engländerin um ihre linke Hand und riß das Haupt ihres Opfers wieder zurück, indem sie mit der Rechten ihr Messer schwang. »Seht her, Hindostani,« rief sie, »wie eine Brahminen-Tochter die Schmach vergilt, die eine Faringa ihrem Antlitz angethan!« Und während ein Kreis von menschlichen Ungeheuern gleich ihr sich um sie her bildete und den Körper der Unglücklichen festhielt, machte sie mit dem Messer einen tiefen Einschnitt quer über die weiße Stirn der Gefangenen und rund um ihren Kopf mit der Sicherheit eines scalpirenden Wilden aus den Einöden des Rio-Grande.

Dann, während das Geschrei der Gemarterten sich zu einem markdurchdringenden Geheul steigerte, rissen ihre Finger diese so weiße, jetzt blutgetränkte Stirnhaut vom zuckenden Fleisch und von dem ganzen Gesicht, daß dieses nur eine blutige scheußliche Masse von entblößtem Fleisch und Adern bot.

Nicht genug mit dieser unmenschlichen Grausamkeit, zog die Hand, um welche die blonden Locken des Mädchens geschlungen waren, mit kräftigem Ruck die Schädelhaut von dem blutenden Haupt, das jetzt einen wahrhaft entsetzlichen Anblick statt der frühern Reize bot.

Es ist eine eben so furchtbare als wunderbare *Thatsache*, daß die Unglückliche, das junge zarte, jedes Sybaritismus indischen Lebens gewohnte Mädchen diese entsetzliche Marter ertrug, ohne daß der Tod ihre Leiden sofort endete.

Mit dem Jauchzen von der Hölle entstiegene Dämonen rissen diese Teufel in Menschengestalt die Verstümmelte empor und trieben sie unter Hohn und Spott durch die Straßen der Stadt, während die glühende Mittagssonne der heißen Jahreszeit auf das blutende Fleisch brannte.

Vergebens flehte die Unglückliche um den Tod – mit den Spitzen ihrer Spieße und Messer trieben die Teufel sie verwärts. – – –

Der junge Offizier hatte das Entsetzliche mit angesehen – zuletzt gedankenlos – abgestumpft – unempfindlich. Eine geheime Macht schien seinen Fuß an der Stelle, sein Auge auf jenem schrecklichen Schauspiel festzubannen, während er das theure Haupt der Geliebten, in sein Gewand gehüllt, an die Brust preßte, um sie vor jenem Anblick zu schützen, den sein Wort ihr nicht einmal zu beschreiben wagte.

Aber ein Gedanke, ein heiliger Schwur erfüllte sein Inneres: daß ein rascher Tod das ihm so theure Wesen vor solchen Schrecken bewahren sollte.

Erst gegen Abend ließ das Feuer und der tapfere Widerstand der Europäer in dem zu einer Veste umgeschaffenen, jetzt von den Kanonenkugeln halbzertrümmerten Hause des Kischangar Radschah nach – ihre Munition war zu Ende und damit ihr Muth gebrochen.

Den Sepoy's gelang es jetzt, das Holzwerk an einer Stelle in Brand zu stecken, und von den Flammen bedrängt, erhoben die Christen, an einen Flintenlauf gebunden, ein weißes Tuch zum Zeichen, daß sie unterhandeln wollten.

Der Delhi-Prinz versprach ihnen das Leben und sie ungefährdet aus der Stadt zu entlassen, wenn sie ihre Waffen und alle Kostbarkeiten, die sie bei sich führten, ausliefern wollten. Sie verlangten die Anerkennung dieser Bedingung von dem König selbst, den die beiden fremden Leiter der Empörung bereits in den Straßen der Stadt zum Großmogul oder Kaiser von Delhi

hatten ausrufen lassen. Man führte den alten schwachen Herrscher in der Haudah seines Elephanten auf den Platz und er gelobte mit der Hand auf dem Koran die Bedingungen des Vertrages.

Jetzt verließen die thöricht Vertrauenden den Schutz des Hauses und übergaben ihre Waffen und ihre Habe den Empörern. Aber kaum war dies geschehen, als auf ein Zeichen des wilden Bukthur, der nach der Plünderung des Zollhauses und der Erstürmung der Hauptwache herbeigekommen, die Sepoy's sich auf die Unglücklichen warfen und sie trotz des Geschreis und der Gegenbefehle des alten Königs grausam ermordeten.

Die furchtbare Scene des Mittags wiederholte sich; während die Männer, von hundert Wunden bedeckt, fielen, wurden die Frauen geschändet und dann grausam verstümmelt und zu Tode gemartert. Kinder wurden in die Luft geschleudert und mit den Bayonetten aufgefangen oder ihnen die Glieder einzeln vom Leibe gerissen. Eine Offiziersfrau, die ihrer Niederkunft entgegensah, wurde geschändet, mit Dolchen aufgeschlitzt und das aus ihrem Leibe gerissene Kind sammt der Mutter in die Flammen des Hauses geschleudert, das die Empörer vollends angezündet hatten.

Einer andern jungen und schönen Frau wurde ein mit Pulver geladener Flintenlauf in den Leib gestoßen und losgebrannt – die Mörder schrieen jubelnd dazu, *das seien die Zimmermannskäfer*; mit denen die englischen Steuereinnehmer ihre Weiber und Töchter gepeinigt!

Das war die gräßliche Vergeltung eines wilden, seit einem Jahrhundert von der Nation, welche die Freiheit und die Menschenrechte auf dem Erdball vertheidigt, mißhandelten Volkes!

Wir haben den allgemeinen Gang der Ereignisse am Tage des Ausbruchs der Empörung nachzutragen.

Oberst Ripley war bei den ersten Zeichen des Ausbruchs und der Nachricht von der Annäherung der Meuterer aus Mirut nach den Bungalows gesprengt, und hatte die ersten Truppen zusammengerafft, um sich den Empörern entgegen zu werfen, während er den Brigadier Graves, den Commandeur der Besatzung von Delhi, von dem Vorgefallenen benachrichtigen ließ. Wir haben bereits gesehen, wie die Truppenabtheilungen, die er führte, als sie auf dem Platz vor der Residentur ihren meuterischen Kameraden begegneten, sich mit diesen verbündeten und auf ihre Offiziere feuerten, wobei der Oberst verwundet und nur durch den Schutz der Artilleristen nach der Hauptwache gebracht wurde. Es gelang ihm trotz seiner schweren Verletzung, sich zu retten, aber nur um wenige Tage darauf von einem Zemindar ermordet zu werden.

Das 54. Regiment war bereits vollständig zu den Empörern übergegangen und von dem 38. und 74. Regiment desertirten fortwährend die Mannschaften haufenweise. Die Offiziere suchten die noch übrigen Truppen so gut es ging zusammen zu halten und postirten sich auf dem Artillerieplatz bei der Batterie des Capitain Teissier und am Metcalfe-Thurm. Eine Anzahl Europäer, namentlich Frauen, hatten sich aus der Stadt und den Landhäusern gerettet, und obschon die Zahl der waffenfähigen Europäer dort kaum dreißig betrug, behielten sie doch den Posten am Kashemir-Thor, um Flüchtlingen Gelegenheit zu geben, zu ihnen zu stoßen, während nur 50 Schritt von ihnen entfernt Haufen der aufrührerischen Sepoy's lagerten, ihnen das Eindringen in die Stadt verwehrend, wo Kampf, Raub und Mord tobten.

Major Abbot und Capitain Procter hatten am Kashemir-Thor die Wache. Unter den Geretteten befinden sich außerdem Doctor Wood, die Offiziere Hyslop, Smith, Reveley, Osborn, Capitain Gordon, Butler, Angelo Elton und Andere, wogegen unfern des Thores, mit aus irgend einem Hause weggenommenen Damenkleidern bedeckt, die Leichen der Capitaine Smith, Edwards und Waterfields und vieler Anderer lagen.

Doctor *Batson*, Arzt beim 74. Regiment, hatte es übernommen, in die Stadt zu dringen und sich von den Vorgängen zu überzeugen und Botschaft nach Mirut zu bringen, um Hilfe von dort zu holen. Er nahm von seiner Frau und seinen drei Töchtern Abschied, verkleidete sich als Fakir, indem er sich das Gesicht, die Füße und Hände färbte, und wagte sich muthig in die Stadt.

Wir werden sogleich seine Schicksale nach der eigenen Beschreibung, die er davon giebt, weiter verfolgen.

Die Sonne ging unter, als die Majore Paterson und Elton an's Thor kamen und erzählten, daß sie von der Hauptwache entflohen waren, wo die Sepoy's ihre Offiziere niedergeschossen. Das Zollhaus, die Hauptwache, das Arsenal, alle öffentlichen Gebäude und die sämtlichen Forts befanden sich bereits in den Händen der Empörer, der Derwisch Sofi hatte seine Zeit nicht verloren. Brigadier Graves erkannte, daß die Lage der Dinge hoffnungslos war, und befahl den Rückzug.

In diesem Augenblick, als bereits die Dunkelheit eingetreten war, erschien Manakjy mit seinem Elephanten und dem geretteten Mädchen – er hatte sich in den Ruinen vor dem Lahore-Thor so lange versteckt gehalten, noch immer in dem Glauben, daß die junge Dame Miß Frazer sei, da sie ihm nur durch Zeichen geantwortet. Erst als sie sich an die Brust ihrer mit ihren beiden jüngeren Schwestern geretteten Mutter warf, und ihr Schleier fiel, erkannte der treue Diener die Täuschung, die ihm Aurunga bereitet. Er warf sich zu Boden, zerraupte sein Haar und mußte mit Gewalt von der Rückkehr in die Stadt zurückgehalten werden.

Noch hielt ein Theil des 38. und 74. Sepoy-Regiments bei den Offizieren aus, obschon die Leute sich weigerten, auf ihre Kameraden zu schießen. Da keine anderen Fuhrwerke zu haben waren, bestiegen die Frauen einige Kanonenwagen, und der Rückzug begann nach den Kantonirungen zu, indem man den Meuterern auch die letzte Position überließ. Jetzt aber liefen die Sepoy's zu Hunderten aus ihren Linien weg und entrissen den Offizieren die Fahnen. Vergeblich warf sich ihnen der Brigadier Grades entgegen und forderte sie auf, ihn zu erschießen. Viele sagten, sie hätten keine böse Absicht gegen ihre alten Offiziere, aber sie müßten sich ihren Kameraden anschließen, um für die Befreiung Indiens vom englischen Joch zu kämpfen. Alle Bande der Ordnung waren nun gelöst und Jeder flüchtete aus seine Hand oder mit wenigen Gefährten. Die Offiziere rissen ihre Epauletten ab und warfen ihre Uniformen fort, um nicht erkannt zu werden, und versteckten sich in Erdlöcher und dem hohen Dschungelgrase, wenn sie die nach Faringi suchenden umherstreifenden Haufen der Mordgierigen nahen hörten.

Als die Wagen der Frauen den Kantonnements sich näherten, wurden sie von einem mörderischen Feuer empfangen, das mehrere von ihnen verwundete. Sie flüchteten nach Sir T. Metcalfe's Haus, wo ihnen die Diener einige Speise reichten und sie an das Ufer des Flusses führten, sie in dem hohen Grase verbergend. Capitain Procter, Forrest, die Herren Salfeld, Vibart und Wilson waren bei ihnen. Kurze Zeit nach ihrer Entfernung wurde das Metcalfe-Haus von den Meuterern mit Geschütz beschossen, weil sie Europäer darin vermutheten.

In diesem Versteck blieben die armen Frauen und Verwundeten während des ganzen andern Tages, den brennenden Sonnenstrahlen, dem Hunger und Durst ausgesetzt, jeden Augenblick in Todesfurcht, von einer der umherstreifenden Banden entdeckt zu werden.

Erst am andern Nachmittag stießen der Brigadier, ein Offizier und der Handelsmann Marshall zu ihnen, welchen es gelungen war, mit Hilfe einiger mitleidigen Brahminen sich zu verbergen. Die Gesellschaft bestand jetzt aus dreizehn Männern, und da sie mit Gewehren und Säbeln versehen waren, hielten sie sich dem zufälligen Begegnen einer umherstreifenden Meutererbande gewachsen.

Als der Abend hereinbrach, erschienen die Brahminen wieder, brachten ihnen Chuppaties und Milch, und versprachen, sie an eine Furth der Dschumna zu geleiten. Sie mußten drei Meilen stromaufwärts marschiren, um diese zu erreichen und der Muth entschwand ihnen, als sie ihre Blicke auf den breiten und schnellen Strom richteten. Zum Glück war der Wasserstand niedrig. Zwei Eingeborne gingen voran – in der Mitte sahen nur ihre Köpfe noch aus dem Wasser – ein großer Mann konnte dasselbe durchwaten, ein kleiner mußte schwimmen oder ertrinken. Aber in dem Übergang über den Fluß lag ihre einzige Rettung – die Damen entschlossen sich zu dem Versuch und die Männer nahmen sie, von den Brahminen unterstützt, auf ihre Arme. Mehrmals wurden die Gruppen getrennt, von der heftigen Strömung fortgerissen, und nur verzweifelte Anstrengungen retteten ihr Leben. Endlich hatten Alle das schützende Ufer erreicht, sie entließen reich beschenkt ihre Retter und traten den Weg in das Innere an. Erst nach drei Tagen voll Schrecken, Noth und Anstrengungen erreichten sie die europäischen Truppen zu Mirut.

Wenden wir uns noch einen Augenblick zu den Abenteuern, welche Doctor Batson bei seinem muthigen Unternehmen zu bestehen hatte. Es wird einen Begriff von den Schwierigkeiten geben, welche jedem einzelnen Flüchtling zu bekämpfen blieben.

Doctor Batson wendete sich in seiner Verkleidung zunächst nach der Schiffbrücke über die Dschumna, fand dieselbe aber abgebrochen. Er kehrte nach den Kantonirungen zurück und versuchte mit der Fähre beim Pulvermagazin über den Fluß zu kommen; die Sowars hatten jedoch bereits die Bungalows erreicht und in Brand gesteckt, und die benachbarten Dorfbewohner strömten herbei, um plündern zu helfen. Doctor Batson eilte über den Paradeplatz, wobei die Sepoy's auf ihn feuerten, und war bis zum Garten am Kanal gelangt, als er von einigen Dorfbewohnern angefallen und seiner sämtlichen Kleidung beraubt wurde. Vollkommen nackt wanderte er in der Richtung nach Kurnaul zu, in der Hoffnung, die entflohenen Offiziere und Damen wieder einzuholen, aber kaum eine Meile von der Stadt begegneten im zwei Sowars, die mit gezogenem Säbel und dem Ruf: »*Ferunge! hy! maro! maro!*« auf ihn einsprengten. Der Arzt warf sich in flehender Stellung zu Boden und da er mit der mahomedanischen Religion und dem Hindostani vollkommen vertraut war, erhob er eine Lobrede auf den Propheten Mahomed und beschwor sie, seines Lebens zu schonen, wofern sie glaubten, daß Imam Mendhie kommen würde, die Thaten der Menschen zu richten. Nachdem er einigen Hieben glücklich entgangen war, gaben sie seinen Bitten Gehör und ließen ihn gehen, indem sie sagten: »Hättest Du nicht im Namen des Propheten um Gnade gefleht, so hättest Du sterben müssen, wie die anderen Kaffirs!«

Ungefähr eine Meile weiter traf er abermals auf einen Haufen Mahomedaner, die ihn mit dem Ausruf anfielen: »Hier ist ein Faringi! tödtet den Kaffir!« Sie fügten hinzu: »Ihr Faringi wollt uns Alle zu Christen machen!« schleppten ihn nach einem etwas über eine Meile von

der Straße entfernten Dorf und banden ihm die Hände auf dem Rücken zusammen, worauf einer von ihnen ausrief: »Kurreem Bur, hole Dein Schwert, wir wollen dem Kaffir den Kopf abschlagen.« Während aber Kurreem Nur sein Schwert zu holen ging, erhob sich im Dorf der Ruf: »Dhar! Dhar!« worauf die Mahomedaner, die ihn fest hielten, davon liefen. Batson stürzte fort, lief mit Anstrengung seiner Kräfte wieder nach der Straße zurück und entkam so den Unbarmherzigen. Er folgte der Straße nach Kurnaul und wurde bald darauf wieder von einigen im Delhi-Magazin beschäftigten indischen Schmieden angehalten, von denen Einer sagte: »Sahib, fürchte Dich nicht, komm mit nach meinem Dorfe und ich will Dir Speise geben. Gehst Du weiter, so werden Dich die Mahomedaner erschlagen, die in den Dörfern aufgestanden sind, um die Faringi zu berauben und zu tödten.« Er folgte den Schmieden nach Hause und wurde von ihnen freundlich behandelt, indem einer ihm eine Mütze, ein anderer Brot, ein dritter Milch gab.

Doctor Batson war so angegriffen, daß er nicht einmal schlafen konnte. Er theilte den Leuten mit, daß er ein Hakim, das heißt ein Arzt sei. In Folge dessen behandelte man ihn mit noch größerer Aufmerksamkeit als zuvor und führte ihn am andern Morgen zu dem Chowdrie des Dorfes, dessen Kind erkrankt war. Es gelang Doctor Batson, im Zustand desselben eine rasche Besserung herbeizuführen und der Chowdrie versprach ihm seinen Schutz. Bald aber kam die Nachricht aus Delhi, daß der König die Regierung angetreten habe und wenn ein Faringi in einem Dorfe verborgen gehalten würde, die Bewohner dafür mit Gut und Leben büßen sollten. Dadurch beunruhigt, führten die armen Leute ihren Schützling nach einem Versteck in der Waldung, wohin sie ihm bei Nachtzeit Brot und Wasser brachten, und wo er während des Tages der glühendsten Sonne, während des Nachts den heulend umherschweifenden Raubthieren ausgesetzt war. Nach fünf Tagen brachte man ihn nach dem Dorfe zurück und sperrte ihn vierundzwanzig Stunden in einem Hause, in einer Hitze und erstickenden Luft ein, die ihn fast tödteten. Es wurde nun beschlossen, daß er das Dorf Badru unter dem Geleit eines Fakirs verlassen sollte. Dieser färbte seinen ganzen Körper, gab ihm einige Lumpen zur Bedeckung und versah ihn mit der Halsschnur aus Kameelhaar, welche die Fakirs tragen. In allen Dörfern, durch welche sie kamen, wurden sie scharf befragt, da der Flüchtling sich aber mit ihrer Religion und Sprache vertraut erwies, behandelte man ihn überall freundlich. Sein Begleiter gab ihn für einen Cashmurer aus. In einem Dorfe wurde er nach dem Hause des Sewak Doß, Sunt Fakir Kubberen, gebracht und, da er mit seiner Religion bekannt war und mehrere Kubberen Kubbits hersagen konnte, erwies der Sewak ihm große Freundlichkeit. Dennoch wollte derselbe nicht glauben, daß er ein Cashmurer mit blauen Augen sei. »Deine Sprache, Haltung, Kleidung sind alle vollkommen, aber Deine blauen Augen verrathen Dich – Du bist sicher ein Faringi!« Doctor Batson gestand es ihm endlich zu, wurde aber mit derselben Güte behandelt, wie vorher. Einem im Hause vorsprechenden Sepoy, der sich mit Briefen zu den bei Ran stehenden Umballah-Truppen begab, übergab er einen Brief an den kommandirenden Offizier, worin er um Hilfe bat. Da aber ein Tag verging, ohne daß Beistand eintraf, wanderte er weiter und wurde in Hurchundpore von einem Zemindar aufgenommen und nach dem Dorfe Kaykratz befördert, wo 100 Mann von Ihund Rajah's Truppen unter dem Befehl zweier Offiziere von seinem eigenen Regiment, des Hauptmanns McAndrews und Lieutenants Mew, seiner harreten.

Wir haben diese Episode hier eingeschaltet, um, wie wir bereits gesagt, zu zeigen, mit welchen Schwierigkeiten Die zu kämpfen hatten, welche so glücklich waren, dem Gemetzel in Delhi zu entgehen.

Wir müssen nun zu den Schreckensscenen im Innern der Stadt wieder zurückkehren.

Der Tag war vergangen, ohne daß es einer Seele eingefallen war, das Mausoleum der Begum von Somroo zu betreten.

Irma konnte auf dem Wege zu ihrem Vater verunglückt – es konnten Ereignisse eingetreten sein, die den Babu, den angesehensten Kaufmann der Stadt, verhinderten, augenblicklich Etwas für sie zu thun.

Es galt also, geduldig dieser Hilfe zu harren – welche andere Aussicht blieb auch den Flüchtlingen im Minaret des Mausoleums, – es sei denn, daß sie sich den Mörderrotten überliefern wollten, um hier den Tod oder – noch Schrecklicheres zu finden!

Der junge Offizier fühlte die ganze Verantwortlichkeit, die er übernommen, die heilige Pflicht, die Hilflose zu schützen und für sie zu sorgen, die er von dem furchtbarsten Schicksal gerettet.

Er kämpfte lange mit sich selbst, ehe er zu einem Entschluß kam. Es war Abend und Nacht geworden unterdeß. Von der Höhe des Minarets sahen sie die Flammen auflodern, welche die Kantonnements verzehrten. An verschiedenen Orten der Stadt flammten andere Feuer in die dunkle Nacht – Freudenfeuer auf den öffentlichen Plätzen, um die der Pöbel und die Sepoy's Dämonen gleich tanzten, oder Häuser verhaßter Faringi, welche die wüthende Menge bis auf den Grund vertilgen wollte.

Beide hatten seit dem Morgen, mit Ausnahme der Erfrischung durch das Wasser des Springbrunnens, keine Nahrung zu sich genommen, und das Bedürfniß danach machte sich jetzt geltend. Marion ließ zwar keine Klage laut werden und unterdrückte muthig die Anwandlungen von Schwäche, aber der Offizier bemerkte sie wohl und die Überzeugung kam ihm, daß Etwas geschehen müsse, um ihre Lage zu sichern und zu erleichtern.

Sie saßen auf den obern Stufen des Thurmes und er hatte ihre kalte kleine Hand in die seine genommen. Das arme Mädchen hatte nach all den Schrecknissen, die im Laufe des Tages an ihr vorübergegangen, keinen Widerstand mehr.

»Haben Sie Muth, Marion? haben Sie festes Vertrauen zu mir?« fragte der Offizier mit zärtlichem Ton.

Ein leiser Druck der Hand gab ihm die Antwort. »Wie könnte ich zweifeln an Ihnen, der mein einziger Schützer ist,« flüsterte verschämt das junge Mädchen. »Warum fragen Sie mich danach?«

»Es muß ein Entschluß gefaßt werden, uns zu sichern und mit Nahrungsmitteln zu versehen, bis Irma von sich hören läßt,« fuhr der Offizier fort. »Ihre Kräfte sind zu Ende – Sie ertragen es nicht länger!«

»O ich –« flüsterte das Mädchen, indem sie die Hand gegen die Brust drückte – »sorgen Sie nicht um mich – ich fühle mich stark genug –« Ihr Erbleichen, das Zittern ihrer Stimme verrieth das Gegentheil.

»Hören Sie mich an, Marion,« erklärte der junge Mann. »Wenn ich glaubte, daß Gefahr für Sie damit verbunden wäre, würde ich mir jedes Glied eher von jenen Schurken zerreißen

lassen, als Sie auch für noch so kurze Zeit zu verlassen. Aber Sie sind vorläufig sicher in diesem Versteck, und damit wir hier bleiben können, bis uns Hilfe von außen wird oder die erste Blutgier und Ausschweifung jener Mörder sich gelegt hat, ist es nöthig, daß ich die noch herrschende Verwirrung benutze und mich auf eine Stunde hinaus wage. Ich werde suchen, das Haus des Babu zu erreichen. Bleiben Sie hier im Minaret, dessen Thür Sie hinter mir schließen müssen, und öffnen Sie nur, wenn Sie meine Stimme vernehmen. In einer Stunde bin ich zurück, wenn – ich noch unter den Lebenden bin!«

Das Mädchen hob bebend die Hände zu ihm empor – »O Sir, bedenken Sie – wenn Ihnen ein Unglück begegnete – was soll aus mir werden! Um meinetwillen stürzen Sie sich nicht in Gefahr!«

Er blickte fest auf sie, das helle Licht des Mondes, der sich jetzt über die Wipfel der Cypressen erhoben, ließ ihn ihr liebliches bleiches Gesicht deutlich sehen. Er nahm die eine der Pistolen und reichte sie ihr. »Wenn ich binnen zwei Stunden nicht zurück bin, Marion,« sagte er ernst, »so ist mir ein Unglück begegnet. In diesem Fall – ist der Tod besser für Sie als Leben, und die Gewißheit, daß Sie jenen Abscheulichen nicht zum Opfer fallen werden, wird mir selbst den Tod erleichtern. Schwören Sie mir, daß, ehe Sie in ihre Hände fallen, – Sie selbst – Ihren Leib retten und Ihre Seele Gott übergeben wollen!«

Die Nonne erbebt. »Ich bin eine Christin, Sir! Unser heiliger Glaube lehrt uns, daß Gott allein das Ziel unsers Lebens bestimmt.«

»Gott sieht in das Herz der Menschen, Marie, er will, daß Sie rein in sein Himmelreich eingehen. Den Tod zu wählen, um der Sünde, um der Schmach zu entgehen, ist kein Verbrechen gegen seine heiligen Gebote.«

Sie beugte das Haupt. »Ich schwöre es!«

Der Offizier ordnete seine Kleidung, um sein Aussehn so sehr als möglich einem Eingebornen ähnlich zu machen, Soeur Marie half ihm dabei, indem sie ihr weißes Kopftuch noch dazu verwendete.

Dann geleitete sie ihn die Stufen hinab bis zum Sarkophag der Begum, der von einem durch die Decke fallenden Strahl des Mondes beleuchtet, sich gespenstisch aus dem einsamen Dunkel umher erhob.

»Gehen Sie, Sir,« flüsterte die Nonne. »Gott und mein Gebet werden Sie begleiten.«

Sie sank an dem kalten Steine nieder auf die Knie – seine Lippen berührten wie ein Hauch ihre reine und keusche Stirn, zum ersten – vielleicht zum letzten Mal im Leben – dann verließ er vorsichtig das Mausoleum.

Er lauschte am Eingang – Nichts ließ sich hören in der Umgebung des Grabmals, nur aus den Straßen der Stadt, von den über den großen Platz des Palastes ziehenden Menschenhaufen, tönte Lärmen und Jauchzen, untermischt mit Pistolen- und Flintenschüssen, herüber, denn es gehört zu den Liebhabereien und Sitten des Orientalen, bei jeder Gelegenheit zwecklos sein Pulver zu verknallen.

Willougby trat in den Schatten der hohen Mauern, ließ sich an der Seite des Plateaus hinabgleiten und schlich unter dem Schutz der großen Oleander, Geraniums und Myrthenbüsche, welche den verwilderten Garten bildeten, nach der Pforte der Mauer, durch welche er mit der Nonne in den Umkreis des Palastes eingetreten war. Es gelang ihm, sie wiederzufinden – sie stand offen – und er schlüpfte hinaus auf den Platz.

Vorsichtig ging er weiter im Schutz der hohen Bäume. Plötzlich stockte sein Fuß – seine Nerven schauderten – der Strahl des Mundes fiel auf zwei gräulich verstümmelte weibliche Leichen, – er befand sich auf der Stelle, wo die Entehrung und Ermordung der unglücklichen Geschöpfe geschehen war.

Erst nachdem er seine Fassung wieder gewonnen, vermochte er seinen Weg fortzusetzen.

Er erinnerte sich, daß das Haus des Babu Durjan Saul in Jehan Abad unweit der Dschumna-Moschee lag, und um dasselbe zu erreichen, mußte er den Chandy-Choak oder den offenen Platz, vor dem Palast kreuzen. – Es gehörte der verzweifelte Muth des jungen Engländers dazu, um das Wagstück zu unternehmen.

Den Turban tief in das noch immer von Blut, Pulverdampf und Staub geschwärzte Gesicht gedrückt, die Tschoga um sich geschlagen und die Hand am Griff seines Pistols schritt er vorwärts und befand sich bald mitten in dem Gewühl der Straßen.

Niemand dachte während dieses Tages, während dieser Nacht an Ruhe. Ganz Delhi beging ein Fest theils des Blutes, theils der Freude über die Befreiung von der Herrschaft der Faringi. Die Häuser, die Straßen waren erleuchtet, wie an den Tagen des Moharrem-Festes,¹ wo die Häuser der Vornehmen wie der Armen für Jedermann geöffnet sind, der Hausherr, von seinen Angehörigen umgeben, auf einer Ottomane in den hellerleuchteten, mit Blumen geschmückten und mit Teppichen ausgelegten Räumen sitzt und dem Eintretenden seinen Salem zuruft, während Tänzerinnen und Musikanten ihr Spiel treiben und Scherbet und Süßigkeiten umhergereicht werden. Wie bei jener Gelegenheit trieb sich das Volk auf den Straßen umher, Männer, Frauen und Kinder, Musiker, Elephanten und Fackelträger. Aber statt der Papierlaterne, der Bilder, Blumen und Palmzweige trug diese Menge jetzt Waffen aller Art, die sie unter wildem Geschrei zusammenschlug, auf den Spitzen der Lanzen erhob sich hin und wieder aus diesem Gewühl das blutige verstümmelte Haupt eines Europäers und statt des Tabut, bei dessen Vorüberkommen sonst Alles Jubel und Gesang ist, zog unter dem fanatischen Jauchzen der Menge, von seinen Söhnen und Dienern geleitet, der alte willenlose König aus seinem Staatselephanten durch die Straßen.

Auf vielen Stellen brannten mächtige Feuer, um die in wilden malerischen Gruppen die Sepoy's und die Sowars lagerten und den wilden Tänzen der Bayaderen zusahen. Zuweilen auch ertönte ein wildes Geschrei in der Menge, ein gellender Todesruf, wenn es einer Rotte blutgieriger Fanatiker gelungen war, das Versteck eines armen Christen auszuspähen und das unglückliche Opfer hervorzuholen.

Dann drängte und ballte sich diese Menge zu einem Knäuel zusammen, in dessen Mitte der gellende Hilferuf zu einem Röcheln des Schmerzes – des Todes erstarb.

Ohne erkannt zu werden, ohne ein Abenteuer war der Lieutenant glücklich über den Silbermarkt bis in die Gegend der großen Moschee vorgedrungen. Obschon er das Hindostani nur unvollkommen verstand, konnte er aus den um ihn her geführten Gesprächen doch entnehmen, daß die Weißen aus Delhi vertrieben worden, die eingeborenen Truppen sämmtlich sich den Empörern angeschlossen hatten und daß von sachkundiger Hand alle Anstalten getroffen wurden, die Stadt des Großmoguls in Vertheidigungszustand zu setzen und zum Mittelpunkt der großen Empörung zu machen. Die Thore waren gesperrt, die Wälle und Bastionen mit Schildwachen besetzt, und er sah keine Möglichkeit, mit seinem Schützling die Stadt zu verlassen.

¹Ein indisches Fest, das im Februar stattfindet.

Eine tiefe Entmuthigung, ein herber Schreck überfiel ihn, als er sich dem Hause des Babu Durjan Saul nahte und sah, daß dieses von dem Pöbel, wie viele andere Häuser und Paläste, in denen Engländer oder solche gewohnt hatten, die für Freunde der weißen Männer galten, – geplündert und halb zerstört worden war. Die Thore waren eingeschlagen, das Innere verwüstet, das Hausgeräth zerschlagen oder gestohlen, und von den Bewohnern des Hauses keine Spur zu erblicken. Sie mußten getödtet oder entflohen sein, und mit Bedauern gedachte der Offizier des muthigen jungen Hindumädchens, das so aufopfernd ihm beigestanden, die Geliebte zu retten.

Es blieb ihm jetzt Nichts übrig, als zurückzukehren zu seinem Versteck und zu versuchen, unterweges sich einiger Lebensmittel mit List oder Gewalt zu bemächtigen.

Indem er sich dem westlichen Ende des Chandy-Choak und der dort belegenen schwarzen Moschee nahte, trat er in einer Seitenstraße zu dem offenen Laden eines Bäckers, legte ein Geldstück hin und nahm zwei Brote. Aber eben die Vorsicht und Eile, mit der er sich entfernen wollte, ohne auf das Wechseln des Geldes zu warten, erweckte den Verdacht des Bäckers, und da in diesem Augenblick ein Fackelträger vorbeilief, erkannte jener im Schein dieser Fackel die weiße Hand des Käufers und einen Theil seiner europäischen Bekleidung, der durch die Bewegung des Kaftans sichtbar geworden war.

Mit dem Ruf: »Ein Faringi! tödtet den Kaffir!« ergriff der Indier das Schüreisen seines Backofens und eilte dem Flüchtling nach, indem sich der Ruf wie ein Lauffeuer in die benachbarte große Straße verbreitete, und ehe einige Minuten vergangen waren, hundert fanatische Verfolger an die Fersen des Flüchtigen heftete.

Willouby eilte mit der Schnelle eines Hirsches vorwärts und stürzte sich in dieses Gewirr von Gassen und Gäßchen, das gleich einem Labyrinth die schwarze Moschee umgiebt. Zu kämpfen wäre hier Thorheit gewesen – Flucht war das Einzige, was retten konnte. Aber das Gewirr dieser so engen Gassen, das weder den Strahl der Sonne bei Tage, noch das Licht des Mondes zur Nachtzeit hereinbringen ließ, und das höchstens die Eingebornen kannten, war ihm gänzlich unbekannt und er mußte sich auf sein gutes Glück verlassen, während bei jedem Schritt ihm neue Verfolger zu erwachsen schienen.

Plötzlich ersah er in dem matten Dämmerchein der Nacht, daß er in eine Sackgasse geraten war und vor ihm eine Mauer von Mannshöhe seinen Weg versperrte.

Schon hörte er das Geschrei, die Tritte seiner Verfolger dicht hinter sich – eine Pistolenkugel zischte an seinem Kopf vorbei und plattete sich an der Mauer ab.

Der Offizier, der bis jetzt die Brote trotz seiner eiligen Flucht mit sich getragen, ließ diese jetzt fallen, legte die Hände auf die Mauer und schwang sich mit einer verzweifelten Anstrengung seiner Muskeln in die Höhe und über die Mauer hinweg, – als seine Verfolger herbeistürmten, war er bereits aus ihrem Bereich, und bei der geringen Sehnenkraft der Hindu's vermochte Keiner ihm das Kraftstück nachzumachen.

Während sie in das Haus stürzten und einen Eingang zu dem Garten oder Hof suchten, den die Mauer umgab, flog der Offizier über diesen Raum hinweg und schwang sich mit gleicher Kraft und Gewandtheit über die Wand auf der entgegengesetzten Seite. Er befand sich jetzt in einer ziemlich einsamen Gegend, wohin der Lärm der Verfolgung noch nicht gedrungen war, und indem er vorsichtig vorwärts eilte, konnte er bald sich als der Gefahr glücklich entgangen ansehen, und einen Augenblick ausruhen, um von der gewaltigen Anstrengung zu verschnaufen.

Er vermochte sich freilich in der ihm im Dunkel unbekanntem Stadtgegend noch nicht zu orientiren, doch kümmerte ihn das weniger, da die Stellung des Mondes ihm die Himmelsgegend angab und er beim Vorwärtsgehen in dem hellen Licht desselben bald auf bekanntere Theile stoßen mußte. Was ihn am meisten schmerzte und beunruhigte, war der Verlust der Brode, da er nicht noch ein Mal wagen durfte, sich auf gleiche Weise Nahrung zu verschaffen.

Indem er nach kurzer Erholung seinen Weg fortsetzte, fand er sich zu seiner Freude auf einem der großen Friedhöfe, die sich im Innern der Stadt an beiden Ufern des Kanals bis in die Nähe des Simreh-Palastes hinziehen. Er folgte der Richtung, die er jetzt einzuschlagen hatte, als das Vorüberstreifen einiger menschlichen Schatten zwischen den Bäumen und Gräbern, und das Geheul der Hunde ihm den Zweck in's Gedächtniß rief, zu welchem die Ausgestoßenen des Menschengeschlechts und die herrenlosen Thiere zur Nacht die Stätte der Gestorbenen durchziehen.

Es ist ein Jahrtausende alter religiöser Gebrauch der Hindu, auf den Gräbern ihrer Lieben Speisen und Nahrungsmittel auszusetzen für die Geister, die in der Zwischenzeit der Wandlungen durch das Weltall schweifen.

Am Morgen finden sie dann diese Schüsseln geleert, die Krüge rein – nicht die Geister der Todten haben die Gabe der Freunde und Lieben davon getragen, sondern die Paria's; – die armen Auswürflinge und Verstoßenen, durch deren Nähe und Berührung schon ihr glücklicherer Bruder sich verunreinigt glaubt, welche die menschliche Gesellschaft fliehen müssen wie die Leperos Mexiko's oder die Aussätzigen Ägyptens, sie finden ihre Nahrung und ihren Unterhalt auf diesen Gräbern.

Freilich müssen sie oft auch darum noch kämpfen mit dem gierigen Zahn der Hunde, die in Unzahl umherschwärmen und ihnen die Gaben der Barmherzigkeit streitig machen.

Der Gedanke durchzuckte ihn, daß die Hand Gottes ihn hierher geführt an diese Stätte, wo alles Leiden und alles Hassen der Menschen – ob Christ, – ob Hindu – den stillen Schlaf schläft – in diese Gärten der Ewigkeit, aus denen der ausgestreute Saamen emporwachsen soll für den jüngsten Tag! Er sollte ein Räuber werden an dem Erbe der Ärmsten, aber es galt für sie, die er mehr liebte, als das Leben, und er stürzte sich auf die Gräber, verjagte mit Fußstritten die heulende Meute und suchte mit seinen zitternden Händen auf den Grabsteinen nach den Opfern für die Todten.

Das Glück – thörichtes Wort mit seinem leichtsinnigen Gebrauch! – die *Vorsehung* ließ ihn an zwei oder drei Stellen eine Anzahl Chuppaties oder Kuchen aus Weizenmehl, an einer andern ein Säckchen mit Reis und verschiedene Früchte finden. Er war glücklicher, als hätte er einen großen Schatz aufgethan – in diesem Augenblick war das Brot mehr für ihn werth, als alle Diamanten Golkonda's.

Mit seinen Schätzen beladen, die er sorgfältig sammelte und in das Tuch der Nonne einknotete, machte er sich jetzt auf den Weg, die Verlassene und ihr gemeinsames Asyl wieder zu erreichen. Schon hatte er glücklich die ihn von dem Platz des Simreh Nagh trennenden Straßen durchschritten und sah zwischen den Wipfeln der Cypressen im Licht des Mondes die weißen Marmor Massen des Palastes und die Spitzen der Minarets schimmern, als aus dem dunklen Schatten vom Fuß einer der mächtigen Baume her ein klägliches Stöhnen sein Ohr traf.

Der Gedanke, daß einer seiner unglücklichen Landsleute hier hilflos liegen könne, durchfuhr seine Seele, und er näherte sich entschlossen dem Ort und fragte mit leiser Stimme in schlechtem Hindostani, wer dort sei.

Ein erneuertes Stöhnen antwortete ihm, dann vernahm er zwischen schmerzlichem Wimmern die Worte in englischer Sprache: »Wer Du auch seist – Christ oder Hindu! Wenn Du auf die Barmherzigkeit Deines Gottes hoffst, so ende meine Leiden und tödte mich!«

Die Haare auf seinem Haupte sträubten sich empor – diese Stimme war ihm nicht unbekannt – jede Rücksicht auf seine eigne Sicherheit aus den Augen setzend sprang er auf die Stelle zu, wo die wimmernde Gestalt lag, hob sie empor und trug sie an das Licht des Mondes.

Entsetzlicher Anblick! – diese mit Schmutz und Blut bedeckte Gestalt war ein nacktes Weib – dieser scheußliche, nicht mehr menschenähnliche, der Haut und des Haares beraubte Kopf, es mußte der Victoria's – des schönen, glänzenden Mädchens sein, dessen Rang und Reize noch vor wenig Stunden ihr alle Freuden, allen Glanz des Lebens versprochen.

Als die Unglückliche ihre, der Lider beraubten, Augen aus den blutigen Höhlen auf ihn richtete – da schauerte es wie Eis durch die Adern des Mannes, seine Knie wankten, die Muskeln seiner Arme erschlafften und er mußte den verstümmelten Körper auf den Boden setzen. Dann warf er sich nieder vor ihr auf die Kniee und ein Strom von Thränen benetzte ihre blutenden Füße.

»Allmächtiger Gott, erbarme Dich dieser Ärmsten und vergieb mir, daß ich sie in ihrer Noth verlassen mußte!« betete der gebeugte Mann.

»Richard! Richard Willoughby,« flüsterte die heisere Stimme der Geschändeten, »Dich habe ich geliebt, so erbarme Du Dich mein, da Gott kein Erbarmen für mich hatte. Gieb mir das Einzige, was Du noch geben kannst, den Tod!«

Er weinte laut.

»O wie es brennt – wie heiß – wie glühend! Flammen verzehren mein Gehirn und der Frost bebt durch meine Glieder!« wimmerte das Mädchen. »Barmherziger Himmel – Wasser, Wasser! – Kühlung für diese Gluth!«

Der Mann sprang empor – er dachte nicht mehr an sich selbst – nicht an die Geliebte. Er riß den Kaftan von seinen Schultern und hüllte den verstümmelten Leib darein, hob die Unglückliche auf seine Arme und rannte mit ihr quer über den Platz durch Schatten und Mondschein nach der Pforte des Hofes um den Palast der Begum.

Jener gute Geist, der die Flüchtigen schützt mit dem Zauberzweig, dessen Wehen Licht vor, Nacht hinter ihm schafft, wie das Märchen so reizend erzählt, er schirmte den muthigen Samariter.

Wenige Augenblicke darauf stand der Offizier, ohne daß der Blick eines Spähers oder eines zufälligen Verräthers ihn belauscht, athemlos am Eingang des Grabmals, lauschte vorsichtig nach dem Innern und betrat dann mit seiner Bürde die Rotunde.

Hier ließ er sie nieder auf die Stufen des Sarkophags in seinem Schatten und trat dann an die Thür des Minarets. Er fühlte, daß nur Frauenhand hier nützen könne und daß er das junge Wesen, das sich ihm anvertraut, auf den furchtbaren Anblick vorbereiten müsse, der seiner harrete.

Er klopfte drei Mal an und nannte den Namen der Nonne. Sogleich wurde der Riegel zurückgeschoben und die zierliche Gestalt der Französin erschien in dem dunklen Rahmen.

»Den Heiligen sei Dank, die Sie glücklich zurückgeführt,« sagte das Mädchen. »Ich habe mich fast zu Tode geängstigt über Ihr langes Fortbleiben, Sir, und nur das Gebet war mein Trost!«

An der Wärme ihrer Worte hätte der junge Offizier zu seiner Freude das Gefühl beurtheilen können, was ihr Herz erregte, wenn das seine nicht in diesem Augenblick von anderen Empfindungen zu sehr erfüllt gewesen wäre. Statt die Nonne in die Rotunde hereinzuführen, trat er in den engen Treppenraum, drängte sie leise zurück und faßte ihre Hände.

»Noch ein Mal, Marion, muß ich Sie fragen, haben Sie Muth – Muth, etwas Schreckliches zu ertragen?«

Sie erbebte, faßte sich aber bald. »Mit der heiligen Jungfrau Hilfe und – wenn Sie mich nicht verlassen, will ich Alles ertragen, was Gott über uns verhängt.«

»Dann bereiten Sie sich auf ein Werk der Barmherzigkeit vor, auf einen erschütternden Anblick – auf ein Leiden ohne Namen! – ich bin nicht allein zurückgekehrt!«

Ein schweres Seufzen vom Sarkophag her bestätigte seine Worte, dann folgten von dem Stöhnen des Schmerzes unterbrochen die Worte: Wasser! Wasser! Richard Willoughby, verlasse mich nicht noch ein Mal!«

Die Nonne drängte den Offizier zur Seite. »Heilige Ursula! – das ist Victoria's Stimme!« So flog sie an ihm vorüber der Stelle zu, von der die Schmerzenslaute gekommen waren.

»Victoria! liebe, theure Victoria!« rief die Nonne, – »Gott der Allmächtige hat Ihre Leiden gesehen – seine Gnade wird mit Ihnen sein!« Sie bemühte sich, die Unglückliche in den vom Mondlicht erhellten Raum zu ziehen, als sie plötzlich entsetzt zurückbebt.

Das hautlose Antlitz mit dem blutigen Fleisch, das in Folge der Sonnenhitze des Tages bereits an vielen Stellen zu schwären begonnen, starrte ihr gleich einem Medusenhaupt entgegen. Sie bedeckte die Augen und brach zusammen.

Die Verwundete stieß sie heftig zurück. »Fort, Schlange! Zu all meinem Elend auch Deinen Anblick noch! – Du bist es, die er gerettet, um mich den Mördern zu überlassen. Deine Rose! Deine Rose! – Fluch Dir und Allem, was den Namen Mensch trägt!« Dann sank sie zurück, von den Schmerzen überwältigt. »Hilfe! Hilfe! Ich verbrenne!«

»Hören Sie nicht die Worte der Unglücklichen!« stammelte vernichtet der Offizier. »Der Todesschmerz beraubt sie ihrer Sinne und läßt sie einem Engel fluchen.«

Die kleine zierliche Gestalt der Nonne schien zum Erhabenen zu wachsen, als sie sich erhob und ihre Hände zum Himmel empor faltete. »Nicht ein Engel bin ich, aber eine demüthige Dienerin Deines heiligen Glaubens, Jesus mein Heiland!« flüsterte sie. »Du allein weißt es, mein Gott, wie gern ich für sie gestorben wäre! Jetzt gieb mir Kraft, die erste Pflicht der Christin zu erfüllen.«

Und wie der Engel der Barmherzigkeit, dessen Namen sie verschmähte, schwebte sie zu dem Marmorbecken der Fontaine, zerriß ihre Kleider und tauchte die Stücke in das kühlende Element. Im nächsten Augenblick schon kniete sie neben der Frau, deren wahnsinniger Schmerz noch so eben den Fluch auf ihr unschuldiges Haupt herabgerufen hatte, und benetzte die entsetzlichen Wunden mit dem klarem Wasser. Das Gefühl der Frische that der Unglücklichen offenbar wohl und sie ließ Alles geduldig mit sich vornehmen, was die Nonne für zweckmäßig hielt, um ihre Leiden zu erleichtern.

Soeur Marie winkte dem Offizier jetzt, sie einige Augenblicke mit der Kranken allein zu lassen. Willoughby begriff, daß sie eine Pflicht der Weiblichkeit, der edlen Schamhaftigkeit an

ihr zu erfüllen hatte, und er benutzte die Gelegenheit, um die erbeuteten Lebensmittel in dem Minaret in Sicherheit zu bringen und von der Höhe desselben sich zu überzeugen, daß auch kein Verfolger ihre Zufluchtsstätte entdeckt habe und sie bedrohe.

Während der Zeit setzte die junge Nonne ihr Werk der Barmherzigkeit fort. Ohne Scheu vor den entsetzlichen Wunden wusch und verband sie dieselben, so gut sie es vermochte, dann entkleidete sie sich ihres eigenen Obergewandes und hüllte den Körper des armen Mädchens darein, statt des ungenügenden Männerkaftans. Miß Frazer ließ Alles ohne ein Wort – ohne einen Blick des Dankes geschehen, – der unendliche Jammer, den sie erlitt, gab bis jetzt nur dem Gefühl der Verzweiflung, der Erbitterung Raum in ihrer Seele.

Plötzlich stürzte Willougby die Treppe des Minarets herunter – sein ganzes Wesen zeigte die höchste Aufregung, den Schrecken vor einer drohenden Gefahr.

»Um Gotteswillen schnell fort von hier, Miß,« flüsterte er, »geschwind in den Thurm – Fremde sind vor dem Mausoleum, ich fürchte, sie kommen hierher!« Er sprang auf die Leidende zu, hob sie in seinen Armen auf und eilte mit ihr in das Innere des Minarets. Marion, mit Geistesgegenwart Alles rasch zusammen raffend, was sie verrathen konnte, folgte ihm.

Der Offizier verweilte einen Augenblick, um die Thür zu schließen, dann trug er das unglückliche Opfer, von der Nonne unterstützt, nach der Galerie des Minarets, indem er beide Frauen bat, jeden Laut des Schreckens oder des Schmerzes zu unterdrücken, der sie verrathen könne.

Durch die Öffnungen der Galerie konnten sie genügend den Platz vor dem Grabmal übersehen.

Eine Anzahl Sowars, ihrer Gesichtsbildung nach zum Stamme der wilden Beludschen gehörig, Männer mit finsternen Bronze-Gesichtern und bis an die Zähne bewaffnet, hielt zu Pferde vor den Stufen des Mausoleums, die nach außen auf den Platz führten. Der Schein der Fackeln, die fünf oder sechs Fackelträger zwischen ihnen erhoben, erhellte in Verbindung mit dem Mondlicht die Umgebung und spiegelte sich an den weißen Marmorwänden des Mausoleums.

In der Mitte des Halbkreises, den die Krieger bildeten, hielten zwei Reiter, dieselben, welche die Nonne sich erinnerte, am Vormittag auf dem Platz vor dem Dauri-Serai Befehle austheilend und den König begrüßend gesehen zu haben.

Es waren in der That der Derwisch Sofi und Tukallah oder Tantiah Topi, der Mahratten-Häuptling, der Guru der Thugs.

Beide betrachteten mit Aufmerksamkeit das ernste Gebäude vor ihnen, – es schien den Versteckten, als vermöchten die Blicke dieser Männer die steinernen Mauern zu durchdringen, so fest und forschend ruhten sie auf ihnen, während sie mit einander sprachen.

Dann wandte sich der Sirdar um zu den Kriegern.

»Der heilige Mann von den Ufern des Vaters der Ströme, der die Kaaba von Mekka gesehen, den heiligen Stein geküßt hat und von dem Großherrn aller Moslems gesendet ist, damit er unsere Brüder und uns, die wir von Bhudda stammen, von der Herrschaft der Kaffir befreien helfe, er wird mit mir in das Grabmal der Begum eintreten, unser Gebet für das Heil Indiens dort zu verrichten. Daß Niemand es wage, der Stätte zu nahen, das Gelübde, das wir erfüllen, zu stören! Bei Eurem Leben! – Wo ist der Oberaufseher des Palastes?«

Ein Mann trat aus der Menge, welche sich um die Krieger her zu sammeln begann und machte demüthig seinen Salam. »Wenn Du es erlaubst,« mächtiger Gebieter, der Du ein Held bist, gleich Krischna, Dein Slave hat die Ehre, der Aufseher des Bagh Begum Simreh zu sein.«

»Gieb die Schlüssel des Grabmals!«

»Der heilige Ort ist geöffnet allen Gläubigen, wie Du siehst, Herr, seit vielen Jahren, und es war unnöthig ihn zu schließen; die Geister, die zwischen Tag und Nacht die Welt durchfliegen, bewachen ihn. Aber der Schlüssel muß sich dennoch an diesem Bund befinden – seht – da ist er!«

Er reichte dem Sirdar einen großen Schlüssel von Kupfer. Der Mahratte nahm ihn und steckte ihn in seinen Gürtel. Dann wandte er sich zu seinem Begleiter.

»Komm!«

Die beiden Männer schritten die Marmorstufen hinauf zu dem Plateau, das freistehend auf allen Seiten das Mausoleum trug, nachdem jeder von ihnen eine Fackel genommen. – –

Der britische Offizier hatte alle ihre Bewegungen mit den Augen verfolgt. »Kein Laut – keine Regung!« flüsterte er, »die Gefahr ist da – Marion, denken Sie an Ihren Schwur!«

Ein leiser Seufzer – der nicht aus der Brust der Nonne kam – antwortete ihm. Er glitt, jedes Geräusch vermeidend, die Wendelstiege hinunter und befand sich in einem Augenblicke an der innern Seite der verschlossenen Thür.

Zu gleicher Zeit erschienen der Derwisch und der Mahrattenhäuptling im Eingang des Mausoleums. Der Schein ihrer Fackeln erhellte die Rotunde und spiegelte sich an dem grünen Marmor des Sarkophags.

Willouby konnte deutlich durch die kleine Gitteröffnung der Thür jeden Vorgang im Innern des Mausoleums sehen und die beiden Fremden beobachten.

Der Mahratte steckte seine Fackel in einen Ring an der Mauer und durchforschte mit einem Blick den Raum. Dann ging er geradesweges auf die Thür des Minarets zu und legte die Hand auf das Schloß.

Hinter der Thür kauerte der Engländer, die Hand am Drücker seines Revolvers, entschlossen, mit seinem Leben die beiden Frauen zu vertheidigen.

Tantiah Topi rüttelte an der Thür und legte das Auge an die Öffnung derselben. Das tiefe Dunkel, welches das Innere des Minarets erfüllte, und der Widerstand der Thür überzeugten ihn jedoch, daß diese verschlossen und ein Lauscher von dieser Seite nicht zu fürchten sei. Er kehrte zurück nach dem Eingang des Mausoleums, und kaltblütiger, als der junge Offizier, oder besser vertraut mit solchen Einrichtungen, beseitigte er leicht das Hinderniß, das ihre Schließung verhindert hatte, indem er die Ketten öffnete, welche am Boden die ehernen Flügel an den Marmorquadern der Wand festhielten.

Das Thor drehte sich jetzt leicht in seinen Angeln und wurde von der Hand des Mahratten verschlossen.

Willouby hatte bereits sich überzeugt, daß der geheimnißvolle Besuch des Grabmals durch die beiden Fremden nicht seiner Verfolgung und Entdeckung gelten konnte, sondern einen andern Zweck haben mußte. Seine Besorgniß verschwand, aber seine Aufmerksamkeit blieb dieselbe.

Der Mahratte war zu dem Derwisch zurückgekehrt, der, die Arme über einander geschlagen, vor dem Sarkophag stand und diesen in trüben Gedanken versunken betrachtete.

»Es ist Zeit!« sagte der Sirdar.

Der Derwisch fuhr aus seinen Träumen empor. »Einen Augenblick noch, Tukallah,« sprach er. »Bei dem Anblick dieses Grabes, das die Gebeine einer merkwürdigen Frau umschließt, tauchen so manche Gedanken in der Erinnerung auf. Welche seltsame Verbindung von Personen und Namen hat unser Schicksal hier vereint. Der Glaube der Moslem, deren Gewand ich trage, an das Kismet – an jene ewige und furchtbare Vorherbestimmung – er ist das einzig Wahre!«

Der Mahratte antwortete nicht, sein Äußeres bewahrte die finstere Gleichgiltigkeit, die ihm eigen war.

»Sie war die Freundin,« fuhr der Derwisch fort, – »eine Tradition sagt: eine Zeit lang selbst die Geliebte meines Großoheims, des Generals Ochterlony, dessen Name noch in ganz Indien lebt, dessen Denkmäler seinen Ruhm verkündigen. Seine tapfere Hand half den Briten dies Land unterwerfen und ihre Macht befestigen. Jetzt steht an dieser Stelle der Nachkomme seines Blutes, gerüstet, das Werk zu zerstören, das er gebaut, der erbitterte Feind Derer, für die er gekämpft und geblutet!«

»Es war Dein Kismet,« sprach eintönig der Mahratte.

»Ja wohl – mein Schicksal, und ich werde ihm folgen, wenn auch bei den Gräueln, die heute mein Auge gesehen, mir das Herz erbebt ist. Aus diesem Grabe heraus hat diese Todte ihren fleischlosen Arm hinübergestreckt über die Weltmeere und das Opfer aus dem Blut ihres alten Freundes bezeichnet, dessen sie bedurfte. Sie sandte Dyce Sombre über das Meer und machte mich zu seinem Freunde und dem Erben seiner Rache an dem grausamen England. Die Hand der Todten vermischte mein heißes Blut mit dem jener Frau, welche die Gluth des Südens nach dem kalten Norden brachte und deren heiße Leidenschaften, nur der Tod erlöschen konnte!«

»Georgia!«

Der Derwisch hatte die rauhe Mütze von Lammfell zu Boden fallen lassen, auf seiner Stirn, deren oberer Theil noch die weißere Farbe des Europäers zeigte, perlten die Schweißtropfen hoher Erregung. Er zuckte zusammen bei der kalten Nennung jenes Namens durch seinen Gefährten. »Seltsames Verhängniß,« fuhr er fort, »das mich zu dem Sarge der Frau führt, deren Enkelin diese Hand getödtet haben soll – diese Hand, die so oft in Liebe und Leidenschaft um jenen weißen und schönen Hals geschlungen war, den sie erdrosselt haben soll! Noch liegt der Schleier jener geheimnißvollen und furchtbaren That auf meiner Seele. Ohne sie wäre der Name Ochterlony nicht beschimpft, ohne sie hätte ich offen und muthig den Kampf für das unterdrückte Irland, für die mißhandelten Freunde, für Recht und Freiheit gegen das stolze England führen können, statt daß, wie jetzt, der Fluch von Millionen sich mit diesem Namen verbinden muß und das Blut tausend Unschuldiger, die seiner Farbe, seines Glaubens waren, gegen ihn zum Himmel schreien wird!«

Ein Lächeln verachtenden Hohns zog über das eherne, faltige Antlitz des Guru. »Capitain Ochterlony,« sagte er finster, »ist gestorben. Nur der Derwisch Sofi, der Todfeind der Faringi, steht vor mir. Wer das mächtige Werk der Rache vollbringen und das Volk der Hindu's befreien will, dessen Ohr muß taub sein für die Leiden der Einzelnen und sein Auge geschlossen für die Ströme von Blut! Er muß ein Sohn Schiwa's des Zerstörers sein, nicht blos mit dem Kleide, sondern auch mit der Seele!«

»Und ich will es sein!« rief der Irländer aus, seine Hand nach dem Sarkophag ausstreckend. »So wahr und wahrhaftig dieser Sarg den Körper der Begum birgt, deren Friede mit England

nur den Haß verbarg, den sie ihren Erben über das Grab hinaus hinterläßt! – so wahr will ich meine Seele härten gegen Alles, was Mitleid heißt für die Nation der Tyrannei! Aber Fluch und Wehe auch Denen, die mich dazu getrieben, Fluch der Hand, die den Mord vollbracht, der den Namen Ochterlony den Mördern und Empörern zugesellt!«

Der Mahratte sah ihn mit funkelndem Blick an. »So bewahrt Ihr die Rache für den, welcher Lady Savelli, Eure Feindin, getödtet!«

»Sie war einst meine Freundin! – Bei diesem Kreuze – Wehe dem Mörder, wenn die Hand Gottes je den Schleier seines Geheimnisses lichtet!«

Der Mahratte wandte sich ab. »Es ist Zeit, daß wir an unser Geschäft gehen. Du hast das Dokument aus der Kiste der Begum!«

»Hier ist es.«

»Und hier ist der Sarkophag, von dem es spricht! Laß uns beginnen.«

»Seltsame Frau,« sagte der Derwisch, indem er ein Stemmeisen und einen Hammer aus seinem Gewande zog und das erstere an den Marmorkitt setzte, der den steinernen Deckel des Sarkophags mit dem untern Theil verband. »Lange Jahre die Freundin und Bundesgenossin der Engländer, hat sie den Tag vorausgesehen, an dem Indien sich gegen die Herrschaft der Fremden erheben würde.«

Sein Schlag löste den Mörtel, – nach der Arbeit von etwa einer Viertelstunde, deren Geräusch der Mahratte durch das laute Hersagen von Gebeten übertönte, war die Verbindung gesprengt.

Die beiden Männer faßten den Steindeckel des Sarkophags, ein Ruck – er löste sich und sie hoben ihn ab.

Eine Decke von Asbest verhüllte die Stätte des Moders.

Der Mahratte schlug mit jener Ruhe, welche die Orientalen den Schauern des Grabes gegenüber auszeichnet, das unvergängliche Linnen auseinander – der Schein der beiden Fackeln fiel auf die Leiche.

Sie war in kostbare Seiden- und Brokatgewänder eingehüllt, die von dem Zahn der Zeit bereits zu zerfallen begannen. Der Körper der alten Begum selbst war zur Mumie zusammengeschrumpft und wohl erhalten. Die leeren Augenhöhlen allein zeigten das Werk der Verwesung.

Die Kleidung und die Attribute der Leiche verkündeten den seltsamen Charakter dieser Frau und ihr abenteuerliches Leben. Während die fleischlosen, mit kostbaren Ringen bedeckten Hände ein Crucifix der katholischen Kirche hielten, deren sie sich in den letzten Jahren ihres Lebens zugewendet, waren rings um sie her indische Götzenbilder und Amulette aufgehäuft. Zu ihren Füßen lagen ihr Säbel, ihr Dolch und ihre mit Gold und Perlmutter ausgelegten Pistolen, Waffen, deren sie sich so oft zu Thaten des Heldenmuths oder der wildesten Grausamkeit bedient hatte.

»Lies das Pergament jetzt noch ein Mal,« sagte der Mahratte, »es ist nöthig, daß wir auf alle Zeichen achten.«

Der Derwisch trocknete seine bleiche Stirn. Dann nahm er ein Pergament aus dem Busen, öffnete und las es.

»Im Namen des allmächtigen Gottes der Christen, im Namen Allah's, im Namen Brahma's, Wischnu's und Schiwa's. Ich Zeeb al Nissah,¹ genannt Sumrih, die Begum von Scherdhana, habe dieses geschrieben am sechsten Tage des Monats

¹Zierde ihres Geschlechts, der Beinamen, den die Begum von Schah Aulam erhalten.

Zilkaddé im Jahre 1237 des Hegira und dem 1822sten Jahre nach der Zeitrechnung der Faringi. Da ich fühle, daß ich in die Wandlungen des Paradieses eingehen werde, gedenke ich an das Volk, dem ich angehöre. In fünf Mal fünf Jahren nach meinem Tode wird etwas Weißes von den Ufern der heiligen Ströme verschwinden! Wenn der Mann, dem Gott mein Erbe gegeben, dann ein Herz für sein Volk hat, möge er meinen Sarg öffnen. Er wird in meiner linken Hand finden, was helfen mag, Indien seinen eingebornen Fürsten zurückzugeben; denn es ist nicht gut, daß die Kinder der heißen und der kalten Sonne zusammen wohnen. Möge der Gott der Christen mir verzeihen, was ich für die Söhne des Propheten und Bhudda's, meine Brüder, thue. Betet für die Begum von Sumrih, Ihr, die Ihr diese Schrift lesen werdet!«

»Die Hand der Todten hält das Zeichen, das ich hasse,« sagte der Sirdar. »Woge mein Bruder, der ein Christ ist, obschon sein Herz das eines Hindu, selbst nachsehen.«

Der Derwisch überwand seinen Widerwillen und löste die Hand der Todten von dem Crucifix. Ein kleiner goldener Gegenstand fiel heraus.

»Das ist ein Schlüssel – aber wozu führt er, welches Geheimniß soll er uns öffnen?«

»Du hast die Pergamente alle geprüft, die sich in dem Kasten fanden, den der Nena für Dyce Sombre, meinen unglücklichen Mayadar, als Erbe bewahrt hatte!«

»Der Nena selbst, Doctor Walding und ich haben auf das Genaueste die Dokumente gelesen. Außer den Juwelen und den Urkunden der Güter enthielt er nur diese Handschrift der Begum.«

»So müssen wir weiter suchen.« Er prüfte den Schlüssel genau. »Sich hier!« Er zog aus der Höhlung desselben einen fein gerollten Pergamentstreifen. »Lies!«

»Das Blatt enthält Nichts als eine rothe Zeichnung. Wenn ich mich nicht täusche, soll es den Umriß dieses Steinsarges darstellen.«

Der Mahratte besah genau das Blatt. »Da ist eine Hand, die nach einer Richtung zeigt. Auf dieser Stelle befindet sich ein Punkt, – laß uns suchen an dem Stein, ob wir ihn finden!«

Mit Hilfe der Fackeln untersuchten beide Männer auf das Genaueste das Grabmal.

»*Very well!*« rief der Derwisch, »hier ist eine Öffnung, in die der Schlüssel passen muß.«

Es war der erste Ausruf in englischer Sprache, der dem Begleiter Tantiah Topi's entschlüpfte, denn bisher hatten Beide sich im Gespräch des Hindostani bedient.

In der That hatte das scharfe Auge des ehemaligen Capitains, nachdem ein Mal sein Gefährte ihn auf die Lösung der Hieroglyphen gebracht, in einer der vergoldeten kupfernen Verzierungen, welche die Ecken des Steingestelles mit den Stufen verbanden, das Loch entdeckt.

Der Sirdar probirte den Schlüssel, er paßte. Nach einigen Versuchen hörte man ein Klappen von Federn, das aus dem Innern des Grabmals zu kommen schien, aber es zeigte sich keinerlei Öffnung, wie die Männer erwartet hatten.

Willouby hielt das Auge, an das Gitter gedrückt, damit keine Bewegung ihm entgehen möge, – er war fast eben so gespannt auf die Entwicklung, wie die Interessirten selbst.

Der Derwisch hatte noch einmal die Zeichnung zur Hand genommen und sie geprüft. Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen. »Hier ist ein Kreis gezeichnet – das ist's! Laß uns von dieser Seite unsere Kräfte probiren.« Die beiden Männer stemmten ihre Schultern gegen

die Seite des oblongen, etwa vier Fuß hohen Piedestals, das den Sarg trug, – ein schnarrendes Geräusch ließ sich hören, der mächtige Steinblock begann sich zu bewegen, drehte sich wie auf einem Zapfen und ließ eine eiserne Fallthür zwischen den Stufen des Unterbaues zum Vorschein kommen. Der Mahratte zog den Ring und hob sie in die Höhe. Ein trockener, dumpfer Luftzug strömte aus der Öffnung und drohte einige Augenblicke die Fackeln zu verlöschen.

»Hast Du die Lampe bei Dir, Tukallah?«

Der Mahratte zog eine kleine eherne Lampe von antiker Form aus seinem Gürtel, öffnete sie und zündete sie an dem Licht der Fackel an. »Laß uns hinuntersteigen, das Erbe der Begum zu beschauen,« sagte er. »Der Weg ist geöffnet.«

Beide Männer nahmen ihre Handjars zur Hand, dann stieg der Mahratte, die Leuchte hochhaltend, voran die Stufen hinab, welche in die gähnende Öffnung führten; der Derwisch folgte ihm.

Der britische Offizier mußte an sich halten, um nicht die Thür seines Verstecks zu öffnen und Jenen zu folgen, so groß war die Macht der Versuchung, der Neugier. Sein Verstand mußte ihm sagen, daß ein solcher Schritt sie Alle ins Verderben stürzen hieße, daß Geduld und Vorsicht ihn unzweifelhaft zu demselben Ziel führen würden.

Er entschloß sich zu warten.

Es verging eine Viertelstunde – durch kein Geräusch unterbrochen, als das seiner eigenen Athemzüge.

Dann stahl sich der erste matte Schein der Lampe aus der Tiefe auf die obersten Stufen der geheimen Treppe.

Zugleich fühlte er leise seinen Arm berührt und hörte ängstliche Athemzüge dicht an seinem Ohr.

Er wandte sich um – der schmale, dämmernde Lichtstrahl, der durch die vergitterte Öffnung der Thür fiel, ließ ihn das bleiche Gesicht der Nonne erkennen.

»Um der Heiligen willen – was geht vor, Sir! warum kehren Sie nicht zurück? – ich ängstige mich zu Tode mit ihr allein!«

Er preßte die kleine Hand. »Still, Marion – keinen Laut! Sehen Sie selbst!«

Aus der Tiefe stiegen zuerst der Derwisch, ihm folgend der Mahratte. Jeder von ihnen trug einen anscheinend schweren Beutel von Ziegenleder. Als sie ihn auf die Stufen des Sarkophags niedersetzten, tönte jener helle, feine Klang durch die Rotunde, an dem man das edelste Metall, das Gold erkennt.

»Laß uns zuerst Alles in Ordnung setzen,« sagte der Mahratte, indem er sich gegen den Stein stützte und diesen wieder in seine Fugen drehte – dann müssen wir beschließen, wie wir den Schatz in Sicherheit bringen.«

»Wir haben hier zwei Lak Rupien in goldenen Mohurs,« meinte der Derwisch, »das wird für die Kosten der Befestigung und andere Ausgaben genügen, während die Babu's den Sold der Truppen bezahlen müssen. Laß uns sogleich dem Nena Botschaft senden von dem, was wir gefunden. Der Schatz muß in Sicherheit gebracht werden, um den Zweck zu erfüllen, zu dem die Begum ihn gesammelt. Der Araber mit seiner Praua, der Dhulip Singh befreien half, möge seine Segel nach Delhi spannen, er ist ein Mann, dem man vertrauen kann und er kann unbemerkt das Gold nach Bithoor schaffen; denn ehe der Mond wächst, werden wir

die Faringi und ihre Slaven rings um Delhi haben, und die Habsucht des Königs und seiner Söhne ist groß genug, um dem Besitz dieses Goldes die Freiheit Indiens zu opfern.«

»Du hast Recht,« sagte der Mahratte, »das Gold muß in Sicherheit gebracht werden. Tod Jedem, dessen unberufenes Späherauge in das Geheimniß dringt.«

»Das Grab selbst möge sein Wächter sein. Der Ort ist verrufen als durch Dämonen bewohnt und nicht leicht betritt Jemand das Innere des Mausoleums.«

»Ich kenne Männer,« sagte finster der Guru, »die auf einen Wink von mir auf der Schwelle der Thür schlafen werden und wehe dem Unberufenen, der ihr naht. Es wird sich ein Vorwand finden, einen Posten Tag und Nacht an die Pforte dieses Ortes zu stellen – und der Schlüssel bleibt in unseren Händen.«

Sie schlossen den Mechanismus und legten den Schlüssel wieder in den Sarg; dann hoben sie dessen Steindeckel auf, schoben den abgesprengten Mörtel zur Seite und stellten die Lampe in einen Winkel.

Die Fackeln waren fast niedergebrannt, als sie die schweren Goldbeutel in ihre weiten Gewänder verbargen und sich dem Ausgang nahten.

Willougby hatte von der Unterredung genug begriffen, um die Gefahr zu erkennen, die sie auf's Neue bedrohte. Noch war er zu keinem Entschluß gekommen, als die Pforte bereits in ihren Angeln knarrte – ein Augenblick und sie schloß sich hinter den beiden Männern und man hörte das Knirschen des Schlosses, das seine Riegel vorschob.

»Der heiligen Jungfrau sei Dank,« sprach schwer aufathmend das Mädchen, – »die Gefahr ist vorüber, wir sind gerettet.«

»Unglückliche – Du irrst!« nur ein Wunder kann uns retten – wir sind lebendig begraben!«

Von allen Seiten strömten jetzt die bewaffneten Horden und Schaaren meuterischer Sepoy's nach Delhi, sobald der Ruf der Erhebung durch das Land erscholl. Die Umsicht und Thätigkeit des Mannes, der unter dem Namen des Derwisch Sofi bekannt war, unterstützt durch das Ansehn Tantiah Topi's, richtete sich hauptsächlich darauf, die Stadt zum Widerstand gegen den täglich erwarteten Angriff der europäischen Truppen fähig zu machen. Indeß General Hevitt, anstatt mit den englischen Regimentern von Mirut und den Umballah-Truppen, die größtentheils aus Sikh's und Ghurka's bestanden und daher treu geblieben waren, die Rebellen zu verfolgen und einen Angriff auf Delhi zu unternehmen, sandte erst Botschaft an die Generale Barnard und Anson, den Commandeur der Armee von Bengalen, und die Zögerung des Letztern, welcher erst wochenlang bemüht war, Truppen bei Kurnaul zusammenzuziehen, ließ den günstigen Augenblick verstreichen und schon nach wenigen Tagen war die Zahl der Aufständischen in Delhi auf zehntausend Mann gestiegen, so daß die Empörung nicht mehr durch einen tapfern Handstreich, sondern nur durch einen Feldzug und eine Belagerung besiegt werden konnte.

Die aufständischen Sepoy's behielten auf die Anordnung des Sofi, der alle seine Maßregeln hinter dem Ansehn des Königs und seiner Söhne verbarg, ihre Regimentseintheilung und ihre eingebornen Offiziere bei, an denen es nicht fehlte, da jede Compagnie deren drei zählt. Obschon die Mauern Delhi's nicht mehr so stark waren, wie vor der Zerstörung durch Mahomed Toghluk (1325), zu dessen Zeit sie nach der Schilderung des gelehrten Reisenden Ibn Batula eine Dicke von 11 Ellen hatten, waren sie doch stark genug, um einem ersten Angriff

zu widerstehen. Der Sofi ließ sie auf 24 Fuß erhöhen, den Graben bis zu 20 Fuß Breite und 16 Fuß Tiefe erweitern, die Bastionen ausbessern und den Brückenkopf der Brücke über die Dschumna befestigen.

Den sämtlichen Truppen wurde ein zweimonatlicher Sold ausgezahlt und die Tagesrationen wurden festgesetzt. Man hatte Überfluß an Geschütz und Munition, da die Arsenale und Magazine, mit Ausnahme des in die Luft gesprengten, mit all ihren Vorräthen in die Hände der Empörer gefallen waren. Einen Mangel an Lebensmitteln und Fourage brauchte man gleichfalls nicht zu besorgen, da für jetzt alle Zugänge frei waren, und selbst beim Heranrücken der Briten ihre Macht nicht so stark sein konnte, um die Zufuhr abzuschneiden.

Während auf diese Weise im Innern für die Vertheidigung der Stadt gesorgt wurde, durchzogen Abtheilungen der Reiter die Gegend, wiegelten die Garnisonen der benachbarten Städte auf, zündeten die Häuser der Europäer an, ermordeten die Steuereinnehmer, und raubten aus dem Schatze in Gurgohe 784,000 Rupien, die sie nach dem Königspalast in Delhi brachten, in dem man bald über zwei Millionen Rupien aufgehäuft hatte.

Im Innern der Stadt war jetzt eine größere Ordnung und Sicherheit hergestellt, so daß die reichen Kaufleute und Babu's, von denen sich viele geflüchtet und verborgen hatten, wieder zum Vorschein kamen und mit ihren Mitteln die Verbreitung der Erhebung unterstützten. Am eilften Tage nach der Vertreibung der Engländer aus Delhi versammelte der König die Babu's, und sie verstanden sich dazu, jedem Soldaten in Delhi täglich 4 Annah's¹ an Sold zu zahlen. Es war jetzt kein Haufen von Empörern mehr, der den Engländern gegenüberstand, es war eine geregelte Armee. — —

Wir müssen, während sich die Dinge auf diese Weise in Delhi ordneten, zu der furchtbaren und traurigen Lage zurückkehren, in welcher die einzelnen Personen, deren Schicksal wir verfolgt, sich befanden.

Tantiah Topi und der Derwisch Sofi hatten, um das Geheimniß des Sarkophags desto sorgfältiger zu bewahren, ihre Wohnung im alten Palast der Begum selbst aufgeschlagen. Um keine Aufmerksamkeit zu erregen, hatten sie das Grabmal nicht wieder betreten, aber einen Posten aus der Schaar der Thugs, die Tukallah mit leichter Mühe gleich einer Leibwache um sich gesammelt und die seinem Willen mit blindem Fanatismus ergeben war, hielt Tag und Nacht Wache vor dem verschlossenen Thor des Mausoleums.

Willougby hatte wohl Recht, als er mit der Sperrung der Thür sich und die Seinen lebendig begraben wähnte. Der Platz um das Mausoleum und den Palast glich seitdem einem Heerlager, aber im Innern dieser kleinen, von den Menschenwogen umgebenen Rotunde wohnte der Tod und der Jammer. Diese stete Nähe zahlloser Feinde zwang die Eingesperrten zu um so größerer Vorsicht. Nur im Dunkel der Nacht durften sie wagen, aus der Galerie des Minaret frische Luft zu schöpfen.

Die Lebensmittel, welche der Offizier so glücklich gewesen war, in der ersten Nacht auf den Gräbern der Todten zu erbeuten, und die zum Glück mit Ausnahme der Früchte nicht dem Verderben unterworfen waren, reichten bei der größten Sparsamkeit nur für etwa acht Tage.

Noch immer hofften die Unglücklichen auf ein glückliches Ereigniß, auf eine Hilfe von außen — auf Irma und ihren Vater!

¹1 Annah — $1\frac{2}{5}$ Silbergroschen; der sechszehnte Theil einer Rupie.

Die Hitze in dem engen Raum des Minarets, da sie sich nur von Zeit zu Zeit in den größern Raum des Mausoleums wagten, war in dieser Jahreszeit unerträglich, die Luft dumpf und schwül und das Leiden der drei Personen wahrhaft entsetzlich.

In dieser furchtbaren Lage zeigte sich die himmlische Geduld, die aufopfernde Christenliebe der jungen Nonne in ihrer ganzen Größe und wob einen Heiligenschein um ihr Haupt. Kein Wort der Klage, des Leidens entschlüpfte ihrem bleichen Munde, selbst kein Blick der verzweifelnden Seele wandte sich in der Gegenwart ihrer Gefährten zum Himmel. Trost – himmlischer Trost und Ergebung war allein auf ihren Lippen, Aufopferung in ihrem Herzen und in all ihrem Thun. Mit jener Umsicht und zarten Sorge, die allein Frauenhand zu leisten vermag, suchte sie die Leiden ihrer Gefährten zu mildern, ohne an sich selbst zu denken.

Diese Leiden überstiegen bei der jungen Engländerin jede Beschreibung. In Folge der glühenden Hitze, der ihre schrecklichen Wunden durch die barbarische Grausamkeit des Pöbels während eines ganzen Tages ausgesetzt gewesen waren, begann das seiner Bedeckung entblößte Fleisch zu faulen. Diese Fäulniß wurde zu einem einzigen ekelnden lebenden Geschwür, und der Geruch, den diese Verwesung bei lebendigem Leibe ausdunstete, war entsetzlich.

Am fünften Tage trat der Brand in die Wunden; der Anblick, den die Kranke bot, war eben so grauenhaft für das Auge, wie ihre Nähe für die anderen Sinne.

Dennoch verließ die Nonne sie fast keinen Augenblick. – Willouby trug ihr fortwährend Wasser aus der Fontaine des Mausoleums zu. Jedes irgend entbehrliche Stück ihrer Unterkleider hatten Beide verwendet, um Compressen und Binden für die Kranke zu machen.

Während sie so die körperlichen Leiden der Unglücklichen zu lindern versuchte, verrichtete die junge Nonne zugleich das heilige Amt des geistlichen Trösters. Worte der erhabenen Ergebung jenes mildesten und heiligsten Glaubens, der den Feind zu segnen lehrt, der alle große Schmerzen, alle Leiden des Menschenlebens, wie das Kind seine Thränen an die Mutterbrust, in den Schooß des Erlösers legt! – sie antworteten den leidenschaftlichen Ausbrüchen, den Klagen, der Verzweiflung der Unglücklichen, die sie zuerst gleich einer Feindin betrachtete, und aus dem Gefühl des Hasses erst allmählich zu einer dumpfen Resignation überging.

Der Offizier hatte sich entschlossen, das Geheimniß jener beiden Männer, die in der ersten Nacht das Gold aus den Gewölben des Mausoleums geholt, zu verfolgen, in der Hoffnung, dabei vielleicht einen Ausweg aus dem Gefängniß oder irgend eine Hilfe zu entdecken. In einer Nacht, während die Nonne den fieberhaften Schlaf der Kranken und die Umgebung des Grabmals auf der Höhe des Minarets bewachte, zündete er mit Pulver die Lampe an, welche der Mahratte in dem Gebäude zurückgelassen und versuchte, die verborgene Feder zu finden, welche das Steingestell des Sarkophags in Bewegung setzte und den unterirdischen Eingang öffnete.

Obschon er nur unvollkommen hatte beobachten können, gelang es ihm in der That, die Öffnung des Schlosses zwischen den vergoldeten Metallverzierungen zu finden. Zwar fehlte ihm der Schlüssel, von dem er nicht wußte, was die Männer mit ihm gemacht, als er aber einige kleine Schlüssel, die er bei sich führte, probirte, paßte der eine, und er hörte bei dem Umdrehen dasselbe Geräusch im Innern des Grabmals. Indem er seine Kraft gegen den Stein anwandte, gelang es ihm, diesen in seinen Angeln zu drehen und den unterirdischen Zugang zu öffnen.

Willouby streckte den Arm mit der Lampe aus und begann, die Stufen hinabzuschreiten. Er zählte deren fünfundvierzig. Die letzte schloß sich an einen Gang, der in gerader Richtung

etwa zwanzig Schritt fortführte. An seinem Ende befand sich eine eiserne Thür. Der Offizier fand sie unverschlossen und stieß sie auf – er trat in ein rundes kellerartiges Gewölbe.

Bei der großen Trockenheit des Erdbodens zeigte der unterirdische Raum nur wenig von Moder und Feuchtigkeit. Der junge Engländer hob die Leuchte in die Höhe, und nachdem er sich einige Augenblicke an das Halbdunkel gewöhnt, erkannte er, daß er sich in einem runden, etwa zehn Schritt im Durchmesser haltenden Gemach befand, dessen Quaderwände leider keinen andern Ausgang zeigten.

Rund umher an den Wänden standen offene Kisten, bis an den Rand mit Silbermünzen, silbernen und goldenen Geräthschaften aller Art, oder Beuteln gleich denen gefüllt, welche der Maharatte und sein Begleiter mit sich genommen, und die nach dem Klänge Gold enthielten. Auf einem Steinsitz am andern Ende des Gewölbes befand sich ein kleiner Koffer von schwarzem Eichenholz mit Silber beschlagen, dessen Deckel – wahrscheinlich von seinen beiden Vorgängern – geöffnet war. Indem er näher trat und das Licht der Lampe darauf fallen ließ, blitzte ihm der hundertfache Farbenglanz prächtiger Edelsteine und Geschmeide entgegen, das grüne Feuer kostbarer Smaragde, der violettblaue Glanz der Saphire und das Himmelblau der berühmten Türkisen von Nischnangpur, das Feuer der Diamanten sich vermischend mit den Schlangenfärbungen der Opale von Ceylon und dem Rosenlicht der Rubinen – das Alles beäugelte förmlich im ersten Moment die Augen des jungen Soldaten, die in diesem Lande doch an den Glanz von Gold und Edelsteinen gewöhnt waren.

In Mitten dieser Schätze, deren Werth mindestens vier bis fünf Cronen¹ betragen mußte, glaubte er sich in die Zauberhöhle Aladins versetzt und betrachtete mit einem gewissen Bangen diese Haufen von Gold und Silber, die dazu dienen sollten, das Blut seiner Landsleute zu vergießen.

Nachdem er sich auf das Genaueste an den Wänden überzeugt hatte, daß kein Ausgang weiter vorhanden, beschloß er, umzukehren. Eine kurze Überlegung ließ ihn bedenken, daß er nicht versäumen dürfe, sich hier vielleicht die Mittel für eine glückliche Eventualität ihrer fernern Flucht zu sichern, und er hatte genug von dem Gespräch und dem Brief der Begum verstanden, um jede Bedenklichkeit über das Recht zum Eingriff in dieses fremde Eigenthum zu beseitigen.

Er füllte daher seine Taschen mit goldenen Mohurs und indem sein Blick nochmals auf den Juwelenkasten fiel, nahm er eine Agraffe und ein Band von Diamanten und Rubinen, die er für die kostbarsten der Schmucksachen hielt, und steckte sie zu sich.

Alles, was er dem Feinde entzog, war offenbar ein Gewinn für die Sache seiner Landsleute.

Hierauf stieg er die Treppe wieder hinauf, drehte den Sarkophag wieder an seine Stelle und vertilgte sorgfältig jede Spur seines Eindringens. –

Er konnte den Frauen die Nutzlosigkeit seines Versuchs nicht verhehlen – mit jeder Stunde schwand ihre Hoffnung immer mehr, wurde ihre Lage immer furchtbarer.

Oft in der Nacht überschritt das Wimmern der Kranken, ihr klagendes Ächzen die Mauern des Mausoleums. Dann erbebten der Offizier und die Nonne, daß diese Laute zu Verräthern werden und die Feinde herbeiziehen möchten, während ihre Menschlichkeit, ihr Mitgefühl für die Leidende ihnen doch nicht gestattete, ein Unterdrücken ihrer Klagen von der Kranken zu verlangen.

¹Eine Crone – 1 Million Rupien.

Aber die Hinduwache, die vor dem ehernen Thor des Grabmals lagerte, erbebte noch mehr, als die Eingeschlossenen, wenn die stille Nacht jene Laute des Schmerzes zu ihren Ohren trug. Das war der ruhelose Geist der Begum, der um sein Grab wandelte und in den Wipfeln der mächtigen Cypressen stöhnte in Reue und Jammer, daß er dem Glauben des Propheten untreu geworden und zum Kreuz der Franken geschworen, habe.

Am siebenten Tage ihrer Leiden nahte für die Tochter des Residenten die Erlösung. Seit mehreren Stunden schon war der Schmerz verschwunden – das stete Zeichen des herannahenden Todes nach dem Eintritt des Brandes. Die Miß selbst schien es zu fühlen, daß Gott der Allmächtige ihre Gebete, ihre Seufzer nach dem Ende erhören wolle. Sie hatte wohl zwei Stunden still und stumm gelegen, ihr Geist mit sich selbst beschäftigt, während die Nonne an ihrer Seite betete.

Es war bei dem Scheiden des Tages von der Nacht, als sie flüsternd Schwester Marie bat, den Offizier zu rufen. Beide trugen auf jede Gefahr hin die Sterbende in den Raum der Rotunde und betteten sie auf die harten Stufen des Sarkophags.

»Ich fühle es,« sagte die Kranke, »meine Stunde ist gekommen. Der Wille Gottes hat sie lange verschoben, damit mein Herz sich demüthigen sollte vor ihm. Marie, können Sie der Unglücklichen, so unerhört über Menschenkräfte Geprüften, verzeihen, daß sie an Ihnen gefrevelt, und in dem Engel des Lichts, den der Himmel ihr gesandt, die Feindin gesehen hat?«

»Arme, liebe, unglückliche Victoria,« flüsterte die Nonne, – »dieses Herz hat nur Liebe für Sie, und Gott weiß es, mein Leben wollte ich willig hingeben, wenn ich Ihre Leiden mildern könnte!«

»Richtet mich auf,« bat die Sterbende, – »durch den Blutschleier vor meinen Augen schau ich dort oben das letzte Glühen des scheidenden Sonnenstrahls. Die Nacht kommt – die furchtbare Nacht! Richard Willoughby, liebe sie, liebe sie mit allen Kräften Deiner Seele! Möge mein Tod Euch die Freiheit und das Glück erkaufen – flieht! flieht dieses Land, das doppelt verflucht ist! – Deine Hand, Richard Willoughby, den mein junges böses Herz liebte! – Deine Hand, Marie – die ich so tief unter mir dünkte – – –«

Sie faßte mit krampfhaftem Zucken um sich – Beide reichten ihr die Hände, die sie zusammenzog und festhielt.

»Seid im Tode gesegnet – – ewig – ewig –«

Die Stimme der Nonne murmelte die Sterbegebete. »Vergieb, auf daß Dir wieder vergeben werde, wenn Du eingehst zu dem Lichte des Herrn! Der Erlöser am Kreuz segnete seine Feinde!«

»Allen! – Allen! – Aurunga! – Gott sei mir gnädig!« Ihre Stimme erlosch, ein leises Zucken der Hand nach dem verstümmelten Haupt, aus dem die Augen gräßlich hervorstarrten – ein Seufzer – dann war Alles still, stumm – der wunde, elende Körper des einst so schönen Mädchens rührte sich nicht mehr – ihre Prüfung war zu Ende!

Von der Spitze des Minarets schwand der letzte Sonnenreflex – mit jener Schnelligkeit, die in den Tropen den Tag zur Nacht umwandelt, trat die Dunkelheit ein.

Der Offizier hatte die abgekehrte Hand ergriffen und nach dem Puls geforscht, jedes Zeichen von Leben war erloschen.

»Sie hat vollendet – wohl ihr!«

Nur das leise Weinen der jungen Nonne antwortete ihm. Die bis zum letzten Augenblick in gewaltsamer Spannung erhaltenen Nerven fanden Beruhigung in dem solange unterdrückten Thränenstrom. — — —

Die Todte hatte überstanden – die furchtbarste Prüfung der Überlebenden sollte jetzt erst beginnen!

Am neunten Tage waren die Lebensmittel zu Ende, auch die letzte Krume der Chuppaties war verzehrt. —

An der Leiche der jungen Engländerin, im Angesicht dieses grausigen und entsetzlichen Schicksals hatte der Offizier das junge Mädchen an sein Herz gedrückt und sich selbst und ihr gelobt, mit ihr zu leben oder zu sterben.

Dieser Liebe, diesem Entschluß gegenüber fand die Nonne nicht mehr die Kraft des kalten Widerstrebens, die Erinnerung an das Gelübde, das sie von der Liebe schied.

Ihre strömenden Thränen, ihr zitterndes Anschmiegen zeigten ihm, daß jener Wurf der Rose die Botschaft einer stillen aber wahren und tiefen Neigung gewesen.

Dann kamen die Stunden des gemeinsamen Leidens, jener Gemeinschaft der versinkenden Hoffnung, der ermattenden Kraft, nicht mehr unterbrochen und gestört durch die Sorge um die sterbende Freundin.

In diesen Stunden der Sorge und des Schmerzes öffneten sich diese beiden jungen Herzen, und indem sie von Gott sprachen, zu dem sie gehen wollten, erinnerten sie sich des Glückes und der Seligkeit, welche die Erde bietet.

Sie liebten einander, sie lebten mit einander und waren bereit, mit einander zu sterben. Die gegenseitige Aufopferung, dieses Sorgen und Mühen, den letzten Bissen der Nahrung sich selbst zu entziehen und dem geliebten Wesen aufzunöthigen, wäre dem unbetheiligten Zeugen ein rührendes Schauspiel gewesen.

Dann kam der körperliche Schmerz – der Hunger!

Seit zwei Tagen fehlte den beiden Liebenden jede Nahrung – das Wasser der Fontaine war Alles, was sie genossen.

Die Kräfte des jungen Mädchens schwanden, ihr sanftes Auge war bereits matt und unstät.

Hand in Hand auf der obersten Stufe der Treppe des Minarets sitzend, sprachen sie davon, zu sterben. Zehn Mal schon, wenn sein Auge auf die bleichen, hohlen Züge der Geliebten fiel, war der junge Offizier versucht und halb entschlossen, die indische Schildwache am Eingang des Tempels anzurufen und sich den Feinden zu überliefern, um, wenn es sein müßte, selbst unter ihren Dolchen dem schrecklichern Hungertode zu entgehen.

Aber der Gedanke an das schreckliche Schicksal, das vor seinen Augen die blühende Tochter des Residenten erlitten scheuchte die Idee, den Entschluß zurück, noch ehe seine Ausführung versucht werden konnte.

Jetzt aber sprachen sie Beide entschlossen vom Tode, dem zu entgehen bisher so viele Kraft angewendet worden.

Sie waren übereingekommen, bis zum nächstfolgenden Abend die Qualen zu ertragen, und wenn bis dahin kein günstiger Zufall eingetreten, mit einander zu sterben. Marion hatte jetzt selbst von ihrem Geliebten verlangt, daß seine Hand ihr den Tod geben solle, um sie der Schmach zu entziehen.

Willouby hatte seine beiden Revolver untersucht und die Augen des dulddenden Mädchens waren seinen Bewegungen gefolgt, mit jener geheimnißvollen Wollust des Grauens, welche

die Vorbereitung des Todes mit sich führt. Der Offizier zeigte ihr den Mechanismus der Ladung und ließ das todtsprühende Schloß unter ihrem zarten Finger kreisen.

Im Laufe des Tages hatten sie häufig vermehrte Bewegung in der Stadt wahrgenommen – neue Zuzüge fremder Krieger strömten herbei – das sachverständige Auge des jungen Soldaten erkannte, daß mit Eifer an den Maßregeln der Vertheidigung gearbeitet werde.

Es war an dem Tage eine Alles erdrückende Hitze gewesen, 109 Grad¹ eine schwüle Luft, welche die Brust belastete und kaum das Athmen den beiden Europäern gestattete. Gegen Abend thürmten sich Wolkenberge an der Dschumna herauf und feurige Blitze zischten wie züngelnde Schlangen durch das Dunkel.

Eines jener heftigen Gewitter, wie sie nur die Tropen kennen, zog herauf. Etwa eine Stunde vor seinem Ausbruch, gleich einer dreisten Herausforderung der Donner Gottes, schmetterten Trompeten, Fanfaren und der scharfe Klang der Metallbecken durch die Abendluft, eine Schaar von 50 Reitern in reichen orientalischen Gewändern und Waffen kam im Galopp von der Brücke her über den Platz und ritt vor dem Palast der Begum auf. Der Offizier, den trotz seiner verzweifelten Lage und seiner körperlichen Leiden jedes militairische Schauspiel auf das Lebhafteste interessirte, bewunderte die außergewöhnlich gute Haltung dieser Krieger, an deren Spitze sich ein stattlicher, kostbar gekleideter Reiter von soldatischem Aussehn befand. An seiner Seite stand ein Mann in der Tracht eines arabischen Schiffers.

Der Derwisch und der Mahrattenfürst, die am ersten Abend das Mausoleum betreten und den Palast der Begum zu ihrem Wohnsitz genommen, kamen den Fremden am Thor des Palastes entgegen und bewillkommten sie. Dann lagerten sich die Reiter auf dem Hof und im Schutz der großen Hallen, während die Führer sich in das Innere des Gebäudes zurückzogen.

Der sich erhebende Sturm trieb rasch das Gewitter näher; das ferne Grollen des Donners verwandelte sich in gewaltige Schläge, welche die Grundfesten des Palastes zu erschüttern schienen. Die majestätischen Gipfel der Cedern und Cypressen beugten sich unter der Gewalt der empörten Luft, und die Blitze übergossen mit Tageshelle von Minute zu Minute die Stadt.

Das war die gewaltige Empörung der Natur, noch gewaltiger, mächtiger als die Empörung der Menschen – nur nicht so grausam, so blutig.

Bei dem Rollen dieser Donnerschläge hatte sich die junge Nonne fest an ihren Gefährten geschmiegt und das junge Paar sich vor dem tobenden Ungewitter in das Innere des Mausoleums geflüchtet.

Plötzlich – in einer Pause, welche die mächtige Sprache des Himmels zu machen schien – dünkte es dem geübten Ohr des jungen Soldaten, sich nähernde Stimmen und Schritte zu hören.

Das Schloß der ehernen Pforte des Grabmals rasselte, der Schlüssel drehte sich in demselben und die schweren Flügel öffneten sich.

Der Offizier hatte kaum Zeit gehabt, die Geliebte zu erfassen und mit sich fortzureißen nach dem Innern des Minarets, wo sie die Treppe hinauf flüchteten.

Es war keine Zeit mehr, die Thür zu verschließen und zu verriegeln, denn schon traten drei Männer in das Innere des Grabmals, und jedes Geräusch hätte ihre Anwesenheit verrathen.

Der Sturm brach durch die geöffnete Thür und streute die Funken der Windfackeln, die zwei von ihnen trugen, in feurigem Regen umher – nur mit Mühe gelang es der vereinten Kraft der Männer, die Flügel wieder zu schließen.

¹Fahrenheit – 35 Grad Reaumur.

Willoughby war, nachdem er das Mädchen in Sicherheit gebracht, zu der Thür des Minarets zurückgekehrt, um zu beobachten. Das Innere des Mausoleums war jetzt erhellt, er konnte die Eingetretenen deutlich erkennen, es waren der Derwisch, der Mahratte und der fremde Krieger, der Anführer der vor kaum einer Stunde eingetroffenen Reiterschaa.

Als dieser Mann jetzt im vollen Licht der Fackel erschien, konnte der Engländer keinen Augenblick daran zweifeln, daß Jener trotz der orientalischen Kleidung ein Europäer war.

Seine Gestalt war hoch und stattlich, sein Gesicht edel geformt, aber bleich und abge-spannt, wie von der Ermattung übermäßiger Strapazen. Er trug eine Art von kappenarti-gem, rundem Silberhelm, von einem feuerrothen Turbanbund umschlungen und mit einem Busch kostbarer Reiherfedern geschmückt. Unter dem gleichfalls rothen, fliegenden Kaftan umschloß ein weißes Gewand die Brust. Pistolen und ein Säbel von europäischer Form bilde-ten seine Bewaffnung.

»In diesem Augenblick,« berichtete der Fremde seinen Gefährtn in englischer Sprache, »muß Cawnpur bereits in, den Händen der Unseren sein und der Nena vor Lucknow stehen.«

»Und warum nicht in Lucknow selbst?« fragte ungestüm der Mahratte. »Die Zahl der Faringi in Audh ist nur gering. Ich hätte mehr von der Thätigkeit des Prinzen erwartet.«

»Das Beispiel Murad Khans hat böse Folgen getragen, die Sikhregimenter erklären sich überall gegen uns. In Benares, Firospur, Agra, Heiderabad und Allahabad werden sie nicht mit uns, sondern gegen uns kämpfen.«

»Der Verräther!« murmelte der Sirdar – »warum hat die Bhawani nicht seine schwarze Seele getroffen!«

Der Derwisch maß mit finsternen Blicken seinen Gefährten. »Es liegt unter diesem Verrath mir ein Geheimniß verborgen, das ich nicht zu enträthseln vermag. Dein eigener Bericht, Tukallah, hat den jungen Mann früher als einen der eifrigsten und kühnsten Anhänger der Sache der Freiheit dargestellt.«

»Ein persönlicher Haß gegen den Nena scheint ihn von uns abwendig zu machen,« meinte der Fremde. »Der Tod oder das Verschwinden seiner Braut, der Tochter der Königin von Lahore, hat seine Gesinnung geändert und uns seinen Arm entzogen.«

»Der Thor glaubt, daß sie Akhbar Jehan, seinem Nebenbuhler, gegeben worden ist, wäh-rend Schiwa, der große Vernichter, sie aus den Reihen der Lebenden genommen. Was ist ein Krieger, dessen Schwert an dem Odem eines Weibes hängt? Bosch – Nichts! Es war ihr Schicksal, Keinem zu gehören und wir werden mit den Sikhs kämpfen, wie wir mit den Fa-ringi kämpfen werden!«

Der Apostat seiner Nation schüttelte besorgt das Haupt. »Indien wäre unser, ehe ein Monat vergangen ist, wenn dieses Unglück nicht geschehen. Ohne die Sikhs und Gurka's konnten die Engländer sich nirgends halten. Auch Mähe Tschund ist seitdem von uns abgefallen.«

»Ich biete Dir eine andere, bessere, die rechtmäßige Herrscherin des Audh,« sagte unge-stüm der Mahratte. »Die Krieger des Scindia und des Holkar erheben die Waffen gegen die Tyrannen.«

»Ich büрге für sie. Die Rani versammelt bereits die Soldaten von Gwalior unter ihren Fah-nen.«

»Und warum,« fragte der Derwisch ernst, »ist Major Maldigri, der Paladin der Rani, in diesem Augenblick nicht an ihrer Seite? Glaubte er uns nicht allein kräftig genug, Delhi zu behaupten?«

Der Ionier, denn dieser war der Fremde, erröthete. »Ich bin mit dem Willen des Nena und auf den Befehl der Rani hier,« sagte er stolz, »um die Kriegerschaar den Vertheidigern Delhi's zuzuführen. Der Nena selbst verlangte, daß ich die Krieger begleitete auf die Botschaft, die Ihr ihm gesendet.«

»Wozu der Streit,« rief der Mahratte – »dieser Mann ist uns willkommen, obschon er ein Franke ist. Er wird das, was die Götter uns zum Beistand gegeben, dem Nena sicher zuführen. Laß uns den Eingang öffnen, damit wir ihm zeigen das Erbe der Begum.«

Er trat zu dem Sarkophag und winkte dem Derwisch, ihm zu helfen, den Steindeckel abzuheben.

Der Offizier hinter der Thür des Minarets erbebte bei dieser Bewegung.

Die beiden Männer hoben den Obertheil des Sarges. In diesem Augenblick machte ein greller Blitzstrahl das Licht der Fackeln erleichen, welche das Innere des Mausoleums erhellten, und der heftige Donner ließ die dicken Mauern erbeben.

In das Krachen dieses Donners mischte sich ein schwerer, dröhnender Fall, ein Klang von Stein auf Stein, ein Ausruf des Entsetzens.

Der Sargdeckel war den Händen der Männer bei dem Anblick, der sich ihren Augen bot, entfallen und zerschellte auf den Stufen des Sarkophags – der Schrei, des Staunens kam aus ihrem Munde!

Ihnen entgegen starrte nicht die vertrocknete Mumie der einstigen Herrin des Palastes, sondern ein Medusenhaupt, die scheußliche Verwesung einer andern Leiche – der gräßliche Anblick des Körpers der unglücklichen Tochter des ermordeten Residenten von Delhi.

»Verrath!« schrie der Mahratte – »Fremde sind an diesem Orte gewesen, sie kennen unser Geheimniß! Der Schatz ist gestohlen!«

»Ruhe, Freunde,« klang die Stimme des Irländers – »laßt uns genau untersuchen – wir müssen entdecken, woher dieser verwesende Körper gekommen!« Er hob die Fackel und warf das Auge forschend umher.

»Dort! dort!« schrie er – »die Thür ist offen! Tod dem Spion!«

Er stürzte auf die Thür des Minarets zu, welche der Offizier, von dem Eintritt überrascht, nicht mehr zu schließen gewagt hatte.

Ein Schuß blitzte – der Derwisch öffnete die Arme und fiel rücklings über zu Boden.

Mit der Schnelligkeit des Blitzes, der draußen über hin Kuppeln des Palastes und den Wipfeln der Cypressen zuckte, warf der britische Offizier die Thür in's Schloß und drehte den Schlüssel. »Wer sich naht, ist des Todes! Nur unsere Leichen sollt Ihr haben!«

Eine zweite Kugel pfiff an dem Mahratten vorbei, der nach der Pforte des Mausoleums gesprungen und sie zu öffnen bemüht war.

»Das sind Flüchtlinge – Faringi! Wache herbei!« übertönte seine mächtige Stimme das Brausen des Sturmes und das Rollen des Donners.

Es war ihm gelungen, das Thor zu öffum, der anprallende Wind warf selbst die Flügel auseinander, fegte in das Innere und verlöschte die Fackeln. Nur der schwache, durch den Sarkophag geschützte Schein der Lampe, die der Mahratte vorher angezündet, um ihnen in die Tiefe zu leuchten, verbreitete in den Pausen der zuckenden Blitze noch ein mattes Licht in der von dem Moder der Verwesung jetzt erfüllten Rotunde.

Die beiden Krieger, die in der Vorhalle des Mausoleums Wache gehalten, traten zitternd näher.

»Möge die Dunkeläugige uns schützen,« murmelte der Eine – »das Heer der Dämonen ist entfesselt in dieser verfluchten Nacht. Die Begum ist aus ihrem Grabe erstanden, uns Alle zu tödten!«

Der Mahratte stieß ihn mit der Faust zurück. »Die Bhawani verderbe Dich, Feigling! – Faringi sind in dem Minaret. Herbei mit Deinen Kameraden, damit die Verfluchten nicht entrinnen!«

Er riß dem Krieger das Gewehr aus der Hand und schoß es gegen die Thür des Thurmes ab, aber die dicke Planke schützte den Offizier, der tapfer auf seinem Posten aushielt.

Grimaldi, nicht achtend der Gefahr, war zu dem Gefallenen gestürzt, hob ihn empor und schleppte ihn aus der Rotunde. Bei dem Leuchten der Blitze erkannte er, daß der Getroffene die Augen aufschlug – der Wind und der Regen, die in sein Gesicht peitschten, gaben ihm die Besinnung zurück.

»Bist Du gefährlich verwundet, Freund?« fragte der Grieche, für den der Sofi noch immer nur der indische Derwisch, einer der Führer der großen Empörung geblieben war, da außer dem Nena nur der Mahratte und der deutsche Arzt das Geheimniß desselben kannten – »das Unglück, das uns in Deinem Verlust treffen würde am Beginn des großen Kampfes, wöge schwer!«

Der Sofi that einen tiefen Athemzug und fuhr mit der Hand nach der Mitte der Brust. »Hier – hier – aber ich hoffe – es geht vorüber – der Panzer hat die Kraft der Kugel gebrochen.«

In der That hatte ein Panzerhemd, das er unter den Lumpen des Fakirs auf der Brust trug, ihn geschützt, und nur die Kraft der Kugel, in solcher Nähe abgeschossen, ihn betäubt und zu Boden geworfen.

Die Schüsse, der Ruf der Wachen und des Mahrattenfürsten hatten unterdeß Allarm gegeben. Trotz des tobenden Unwetters stürzten von allen Seiten indische Krieger, die Thugs Tukallah's, die Reiter aus Jhansi herbei.

»Tod den Faringi!« heulte der Sirdar – »stürmt – stürmt! tödtet sie!« Mit geschwungenem Handjar trieb er die schauernden, in ihrem abergläubischen Schrecken widerwilligen Krieger in das Innere des Mausoleums, gegen die Thür des Minarets.

Hinter derselben, – zum Äußersten entschlossen – mit der britischen Kaltblütigkeit in der Todesgefahr, stand der junge Offizier und die Kugeln seines Revolvers, von fester Hand gezielt, warfen die beiden vordersten Sepoy's nieder.

Der anstürmende Haufe wich bestürzt zurück – ein Dritter fiel unter dem Schuß des Offiziers.

Dieser sprang zurück und reichte der Nonne, die hinter dem Steinpfeiler der Wendeltreppe geschützt, ihm nahe war, das abgeschossene Pistol.

»Muth, Marie – nicht ungerächt wollen wir sterben! Versuchen Sie, die Waffe zu laden – hier ist Munition!«

»Geben Sie her, Sir,« sagte das Mädchen, »diese Hand soll nicht zittern in dem Werk – nicht um Menschen zu tödten, sondern um Sie zu vertheidigen, so lange es Gott gestattet!«

Der Offizier war bereits wieder an der Thür mit dem zweiten Revolver, indem er in Gedanken die Hand Irma's, des jungen Hindumädchens, segnete, welche die Waffe bei dem Kampf im Garten aufgehoben und ihm bewahrt hatte.

Hätte seine Auge in diesem Augenblick die steinerne Schranke der Mauer, das Dunkel der Nacht durchdringen können, er würde gesehen haben, daß kaum hundert Schritt von der

Stelle entfernt, wo er sich mit dem Muth der Verzweiflung schlug, das junge Hindumädchen, an die er so eben gedacht, in Begleitung eines Mannes und einer hohen Frau, die in dichte Schleier gehüllt war, am Fuß einer der riesigen Cedern des Platzes stand und die Drei sich eifrig beriethen, während der Lärmen, der sich unter dem Zürnen der Natur um die Stätte des Friedens erhoben hatte, sie zu schrecken und zu verhindern schien, sich zu nähern.

Dann, als ob sie einen Entschluß gefaßt, trennte sich der Mann von ihnen und eilte durch den strömenden Regen dem Eingang des Palastes zu. —

Ein vierter Sepoy, durch die Schläfe geschossen, stürzte vor der Thür des Minarets zusammen, die seine Hand bereits berührt hatte.

Wieder ein Schuß — keine Kugel vergeblich — die Leichen und Verwundeten häuften sich auf den Steinfliesen des Mausoleums — die Thür des Minarets schien Tod und Verderben zu sprühen.

Tantiah Topi heulte vor Wuth und trieb mit grimmen Flüchen die Krieger immer auf's Neue zum Angriff. Der Wahn, daß sie mit den Geistern des Grabes zu kämpfen hätten, war ihnen jetzt zwar genommen, aber die Überzeugung durch die unaufhörlich fallenden Schüsse, daß eine starke Zahl von Engländern das Minaret besetzt halten müsse, hemmte ihre Kraft.

Der Derwisch war nach und nach wieder zur vollen Besinnung gekommen, aber noch schwach und halb betäubt lehnte er an den Marmorsäulen des Eingangs, von dem Griechen unterstützt, dem es widerstand, an dem Kampfe gegen Unglückliche Theil zu nehmen, die ihr Leben vertheidigten. Auf den Rath des Sofi ließ der Sirdar jetzt ein scharfes Flintenfeuer auf die Öffnung der Thür unterhalten, während zwei starke Krieger, mit Beilen bewaffnet, an den Wänden entlang von diesen geschützt zur Thür drangen und mit gewaltigen Schlägen sie aufzusprengen versuchten.

Der tapfere Engländer mußte die Vertheidigung des Eingangs aufgeben, ein Streifschuß hatte ihm bereits die Wange verletzt — es war unmöglich, sich länger hier zu halten — er drängte die Nonne, die mit entschlossener Ruhe im Licht der Blitze, das durch die schmalen Öffnungen des Minarets drang, den abgeschossenen Revolver glücklich auf's Neue geladen, — die Stufen der Wendeltreppe hinauf, sorgfältig wachend, daß der Steinpfeiler sie schütze.

Unter den Schlägen der Äxte brach die Thür in Stücke — über sie hinweg drangen die durch den Tod der Ihren entflammten Krieger in den Thurm.

Aber den ersten, der die Treppe betrat, warf aus dem Dunkel der Höhe die Kugel des Engländers zu Boden — der zweite fiel auf der dritten Stufe, die er erreicht.

Das Blut floß aus dem Eingang des Thurms und vermischte sich mit den Lachen, die den Marmorboden des Mausoleums bereits deckten.

»Chalo Bhai! Vorwärts! vorwärts!« heulte die Stimme des Mahratten.

Schritt vor Schritt, Stufe um Stufe zog sich der junge Held zurück, bereits selbst aus mehreren leichten Wunden blutend. Mit dem nahenden Ende schien seine Kraft des Widerstands zu wachsen. Jeder Schritt vorwärts, den die drängenden Feinde thaten, fällte einen der Ihren.

Aber die Masse der Feinde an der Kampfstätte selbst, um das Mausoleum her, wuchs mit jedem Augenblick. Das Gebrüll der Wüthenden übertäubte den Donner des Himmels.

Ein Sepoy, durch den Leib geschossen, wurde von seinen Kameraden aus dem Thurm nach dem Ausgang getragen und in der Nähe des Sofi niedergelegt. Dieser befragte ihn, ob er die Zahl der kämpfenden Faringi zu unterscheiden vermocht.

»Die bösen Geister sind mit den Kaffirs,« stöhnte der Sterbende – »nur das Feuer ihrer Geschosse sieht man. Eine Zauberin oder ein Weib ist unter ihnen – ich sah ihr weißes Gewand flattern hinter dem Stein!«

Maldigri ließ seinen Gefährten los – ein Gedanke zuckte durch seine Seele.

»Ein Weib, sagst Du? – Haltet ein! haltet ein! – Laßt mich voran!«

Er stürzte durch die Rotunde nach dem Eingang des Minarets.

»Zurück, Mörder! es ist ein Weib unter ihnen – gebt Pardon!« Er warf die Nachstehenden zur Seite und drang in den Thurm, die Stufen hinauf. »Ergebt Euch – ich bin ein Europäer wie Ihr, und büрге für Euer Leben!«

Das fahle Licht eines Blitzes zeigte ihm in der That ein weißes Gewand, aber in demselben Augenblick streckte sich ein dunkler Arm gegen ihn aus und eine Stimme dröhnte in seine Ohren: »Fluch dem Abtrünnigen! Fluch dem Feinde seiner Landsleute!« und mit dem krachenden Donner vereinte sich der Knall des Schusses.

Der Grieche stürzte rücklings über die blutgetränkten Stufen hinab.

Willougyb drängte die Nonne auf die Galerie des Minarets und sprang ihr nach – hinter ihm fiel die schwere Fallthür dröhnend in ihre Fugen. – – –

Durch die Menge vor dem Grabmal stürzte wehklagend ein Mann, der arabische Mantel wehte um seine Schultern. »Einen Hakim! einen Arzt – schafft einen Arzt! zu Hilfe! Capitain Grimaldi stirbt!«

Ein einziger Aufschrei antwortete ihm – dann flog eine Frau, durch die Menge – die Stufen des Grabmals hinauf. »Wo? – wo?« Der Schein der angezündeten Fackel zeigte ihr unter der Säulenhalle einen Mann am Boden, ein bleiches Gesicht – brechende Augen – einen Strom von Blut aus der Brust –

»Markos Grimaldi! Ewiger Gott – er stirbt!«

Der Verwundete, das Haupt im Schooß der Frau, schlug die Augen empor – ein Schauer der Freude ging durch seine Glieder, seine Lippen erbebten in dem zitternden Laut:

»Adelaide!«

»Der Engel von Delhi!« murmelten die Krieger und ihr Kreis wich zurück von der Gruppe.

– –

Der Sirdar selbst mit den kühnsten der Jhansi-Reiter, die den Fall ihres Führers rächen wollten, drang in den Thurm, den Silberschild, den er einem von ihnen entrissen, schützend über dem Haupt.

Aber kein Schuß fiel mehr – über die Leichen, in dem Blut ihrer Gefährten flogen ihre Füße die Stufen hinauf. Ein Beilhieb sprengte die Fallthür, die kräftige Faust des Mahratten warf sie in die Höhe, wuthflammend sprang er auf die Plateform der Galerie. –

Die Galerie war *leer* – kein Raum, daß sich ein Kind darin hätte verbergen können – und dennoch von den Vertheidigern des Minarets keine Spur!

Sie waren verschwunden! – – –

DER BLUTBRUNNEN ZU CAWNPUR.

Der Ausbruch der Empörung in Bithoor bei dem Ball im Schlosse Nena Sahibs war das Signal zur Erhebung des Audh und des ganzen Central-Indiens.

Während am andern Morgen die Königin von Audh eilig nach ihrem alten Herrschersitz aufbrach, um Lucknow und das Rohilcand in Flammen zu setzen, eilte die kühne Rani von

Jhansi zurück nach ihrer Residenz und erhob offen die Fahne des Kampfes gegen die Engländer. Die Truppen des Scindia von Gwalior, ihres frühern Lehnsherrn, verließen diesen, der zu den Briten hielt, und stellten sich unter den Befehl der Rani. Eben so geschah es mit dem Contingent des Holkar von Indore.

Die Nachricht von der Befreiung Delhi's und der Erhebung des Nena ging wie ein Lauffeuer durch das Land, und bald hatte die Empörung so überhand genommen, daß eine Unterdrückung derselben mit den vorhandenen Kräften der Compagnie nicht mehr möglich war, obschon fast durchgängig die Sikhregimenter und die Ghurka's, die nepalesischen Bergbewohner, unansehnliche, aber kühne und ausdauernde Soldaten, treu geblieben waren.

Man beobachtete in allen Garnisonen die Sepoy's und versuchte, wo ihre Treue verdächtig wurde, sie zu entwaffnen. Oft halfen dabei selbst noch Truppen, die wenige Tage darauf sich gleichfalls empörten.

In Jhansi waren sämmtliche Europäer, fünfzig an der Zahl, darunter Frauen und Kinder, ermordet worden.

Wir haben bereits erzählt, daß General Lawrence, der Gouverneur von Audh, sich von Bithoor eilig nach der Hauptstadt *Lucknow* zurückzog, von Sir Mallingham und seiner Gattin begleitet. Lucknow war ein wichtiger Punkt und der General traf eilig seine Vorbereitungen. Mehrere Tage blieb die Ruhe ungestört, doch die Sicherheit war eine trügerische. In der Nacht vom 30. zum 31. Mai begann das 71. Nativ-Infanterie-Regiment die Meuterei, indem es die Bungalows der Europäer in Brand steckte, mehrere Offiziere erschoss, darunter den Brigadier Handscombe, und den Versuch machte, sich der Kanonen zu bemächtigen. Der General war, wie gesagt, vorbereitet. Zweihundert Europäer, einige Compagnieen des 48. und 13. einheimischen Infanterie-Regiments und die einheimische reitende Artillerie, so wie das 7. Reiter-Regiment, waren hinreichend zur Vereitelung des Angriffs auf die Geschütze. Am Morgen des 31. Mai suchten die Empörer sich zu organisiren, wurden indeß von der Artillerie, der britischen Infanterie und den Reitern vom 7. Regiment zersprengt und bis nach Mudkipur, zehn englische Meilen von Lucknow, verfolgt, wobei ihnen eine Menge Leute getödtet und gegen hundert gefangen wurden.

Aber kaum von diesem Siege zurückgekehrt, empörte sich das 7. Reiter-Regiment zum größern Theil, das 13. Nativ-Regiment ging gleichfalls zu den Feinden über und von dem 48. blieben nur etwa 100 Mann treu.

So sah sich Sir Henry Lawrence genöthigt, die weitläufige Stadt aufzugeben und sich in die stark befestigte Residenz und in das von ihm erbaute Fort Mutschi-Baban zurückzuziehen. Lucknow zahlte, wie alle großen orientalischen Städte, eine bedeutende Anzahl von Müßiggängern, welche allen Christen fanatisch feindlich gesinnt und stets zu Angriffen auf ihr Leben und Eigenthum bereit sind. Diesen predigte ein von Bithoor gesandter Führer den Krieg gegen die Ungläubigen; sie rotteten sich zusammen, ermordeten in der Nacht zum 1. Juni einen Engländer, der unbesonnen sich aus der Residenz in seine frühere Wohnung gewagt hatte, entfalteten dann die grüne Fahne des Propheten und nahmen, verstärkt durch zwei empörte Sepoy-Compagnieen, 2000 Mann stark, in Hoosemabad, westlich der Stadt an den Ufern des Coomten, welcher Lucknow im Norden begrenzt, eine Stellung. Hier wurden sie von dem Capitain Carnegie, der mit einigen treu gebliebenen Truppen und den Peons oder Polizeisoldaten gegen sie marschirte, zersprengt, und als sie sich in der Nacht wieder

auf einer andern Stelle der Stadt gesammelt, nochmals auseinander getrieben, wobei sie viele Tode und Gefangene verloren.

General Lawrence verkündigte jetzt das Standrecht, zwei permanente Kriegsgerichte wurden eingesetzt und eine Menge Aufrührer unmittelbar nach ihrem Verhör gehenkt. Die kräftigen Maßregeln wirkten, die Bazars in der Stadt öffneten sich wieder, das Vertrauen kehrte zurück. Am 2. Juni wurden die Polizei und die treugebliebenen einheimischen Offiziere mit Geld belohnt und die kleinen europäischen Posten in der Nachbarschaft zur Sicherung der Stadt herbeigezogen. Alle christlichen Einwohner schlossen sich den Truppen als Freiwillige an. Die Ruhe schien wieder hergestellt. Sir Robert Mallingham blieb auf das Betreiben seiner Gattin in Lucknow, als dem sichersten Ort, da eine Reise durch das rings empörte Land zu gefährlich war; denn täglich gingen Nachrichten über die weitere Ausdehnung der Empörung ein. In Allahabad und Benares war gleichfalls die Empörung ausgebrochen.

Allahabad ist militairisch wie commerciell ein sehr wichtiger Punkt für die britische Herrschaft, da die Stadt am Zusammenfluß des Ganges und der Dschumna liegt und dadurch einen Wallfahrtsort der Hindu's bildet, an dem jährlich über 200,000 Pilger zusammentreffen. Die Empörung brach hier am 5. Juni aus. Ein Regiment Sepoy's, das sich zuerst treu bewiesen und sogar gegen Delhi geführt zu werden verlangt hatte, schlug plötzlich um und ermordete in der Nacht gegen 50 Offiziere, die außerhalb des Forts eben am Meßtisch saßen, darunter zehn junge Kadetten, die kurz zuvor aus England eingetroffen waren. Die Empörer bemächtigten sich der Brücke, die hier über den Ganges führt, und begannen dann mit dem Pöbel die Stadt zu plündern. Ein Mahomedaner stellte sich an ihre Spitze, nannte sich den Statthalter des Kaisers von Indien und ließ alle Europäer, die ihm in die Hände fielen, hinrichten. Auch ein Sikhregiment betheiligte sich an der Meuterei.

Auf diese Nachricht eilte Murad Khan, der tapfere junge Häuptling der Sikhs herbei. Mit seiner Hilfe gelang es der Energie des Obersten *Neil*, der in Allahabad kommandirte, des Aufstandes Meister zu werden. Er hatte für diesen Zweck nur eine Handvoll Engländer, eine Compagnie Madras-Füsiliere und ein treugebliebenes Sikhbataillon, sowie eine Anzahl bewaffneter Civilisten, die sich ihm als Freiwillige angeschlossen. Durch den Willen und die Überredung Murad Khans bezwungen, verließ das Sikhregiment die Reihen der Empörer und kehrte zum Gehorsam zurück. Als man in die Straßen vordringen konnte, wurden alle Eingebornen, welche irgend Widerstand zeigten, niedergestochen. Nachdem die Stadt beruhigt und besetzt war, schifften sich die Europäer auf einem Dampfer zur Verfolgung der längs des Flusses hin fliehenden Insurgenten ein, tödteten alle, welche sie erreichen konnten und zündeten jedes Dorf an, wo sie Bewaffnete trafen. Dann wurden Kommissionen zur Aburtheilung der Schuldigen niedergesetzt und eine Woche lang wurden täglich Dutzende derselben gehenkt.

Ebenso gelang es, den Aufstand in *Benares*, der heiligsten Stadt der Hindu's, zu Ausbrüchen des Fanatismus besonders geneigt, mit Energie niederzuschlagen, indem die Artillerie das empörte Fußvolk mit Kartätschenlagen zu Paaren trieb. Der Galgen war hier permanent und seine drei Stricke wurden selten leer. Ein Radschah mit seinen beiden Wessiren waren die Ersten, die daran aufgeknüpft wurden, bloß weil sie im Verdacht standen, die Unruhen zu begünstigen.

Aber an hundert anderen Orten siegte die Empörung und wurden die Engländer vertrieben oder ermordet. Selbst in der Nähe von Calcutta, in Barakpur meuterten die Regimenter,

und um die Mitte des Juni waren bereits zwei Drittheil der Armee von Bengalen in vollem Aufstand.

Kehren wir nach Cawnpur zurück, als dem Punkt, der zunächst von dem Ausbruch der Empörung im Audh bedroht war.

Von beiden Seiten wurden hier Fehler begangen. Es war eine große Unvorsichtigkeit von Seiten des General Lawrence, daß er das Sikhregiment, das in Cawnpur garnisonirte, auf die Botschaft des Generals Barnard nach Delhi marschiren ließ und nach Lucknow eilte, statt sich sofort mit allen treu gebliebenen Truppen gegen das allerdings durch seine natürliche Lage sehr feste Bithoor zu wenden und den Nena anzugreifen. Da dieser aber sich anfangs – von den Scenen des Balles tief erschüttert und in einem halb wahnwitzigen Zustand nach dem wirklichen Tode der Geliebten – ruhig verhielt, glaubte man Cawnpur nicht gefährdet oder kräftig genug, Widerstand zu leisten. Erst nach der Unterdrückung des ersten Aufstandes in Lucknow und auf die Botschaft, daß die Sepoy's der Garnison bereits zum großen Theil zu den Empörern übergegangen waren, sandte der Gouverneur von Audh 84 Europäer dem General Wheeler zur Verstärkung.

Nena Sahib hatte gleichfalls, im Tiefsten seiner Seele durch das schreckliche Ende der Gattin verwundet, die Zeit verstreichen lassen, statt sofort die erste Überraschung der Engländer zu benutzen und sich auf Cawnpur oder Lucknow zu werfen. Ein Fieber mit gräßlichen Phantasieen voll Tod und Blut fesselte ihn fast zwei Wochen lang an's Lager, das Doctor Walding bei Tag und Nacht kaum verließ. Da die großen Führer und Lenker des Aufstandes: Tantiah Topi und der Derwisch Sofi, sowie Major Grimaldi sich in Delhi befanden, leitete Baber-Dutt, sein Bruder, die Anstalten und mußte sich begnügen, das Heer der Aufständischen zu verstärken, das sich in Bithoor sammelte.

Erst in den letzten Tagen des Mai erhob sich der Nena, ein verwandelter Mann, von seinem Krankenlager. Das finstre Schweigen, das seit dem Verschwinden Margarethens seine Seele befangen, sein Wesen gleichsam umschattet hatte, war einer fieberhaften Thätigkeit gewichen, einer Überreizung der Sinne und des Geistes, die ihn keinen Augenblick rasten ließ. Aus seinen Augen sprühte ein unheimliches Feuer, das jetzt häufiger als sonst in jenen dämonischen furchtbaren Blick überging, der in den Momenten der höchsten Aufregung sonst an ihm bemerkt wurde.

Seine Wangen, früher voll und rund, waren eingefallen, dunkle Ränder lagen um seine Augen, und der sarkastische grausame Zug um seinen Mund hob sich in tiefen Falten hervor.

Mit Walding hatte sich Anarkalli, die Tänzerin, in die Pflege des Kranken getheilt. Sie wechselten in den Wachen an seinem Lager, ihre Hand reichte ihm sorgsam zur bestimmten Stunde die Medicin, und ihr Auge schien jede Spur der fortschreitenden Genesung mit Gier zu verschlingen.

Während dieser sorgfältigen Pflege fand sie, wie der Arzt bemerkte, Zeit und Gelegenheit, täglich mit fremden Personen des verschiedensten Standes: Hindufrauen, Sepoy's, Fakirs, Kaufleuten und Bettlern zu verkehren, die ihr Nachrichten aus Cawnpur brachten.

Während der ersten Tage des bewußtlosen Zustandes des Nena war die Leiche seiner unglücklichen Gattin der Ruhe der Erde übergeben worden.

War es Zufall oder Verhängniß – der Arzt, der die Anstalten leitete, hatte denselben friedlichen und schönen Platz gewählt, der unter dem Gesang des Bulbul und dem Rauschen der Fontaine die sterbliche Hülle der jungen Prinzessin der Sikhs barg. Ohne Ahnung von dem

schrecklichen Opfer der Thugs, dessen Tod so weit reichende und traurige Folgen für die Befreiung Hindostans haben sollte, gruben die Männer das Grab der Gattin des neuen Peischwa dicht an der Ruhestätte Mahana's und des alten Schotten, der ersten Opfer der Herrschaft des Nena über die Kinder der Finsterniß.

Als der Bahadur am eilften Tage die Augen aufschlug, die Hand an die Stirn legte und sein erstes Wort mit dem Blick voll Haß und Rache gluth der Name »Rivers« und eine Verwünschung des Verdammten war, legte die Bayadere den Finger auf seinen Mund.

»Möge die Hoffnung Hindostans schlafen und in der Ruhe neue Kräfte gewinnen. Sein Feind hat die Mauern Cawnpurs nicht verlassen. Er ist in seiner Hand und wird seiner Rache nicht entinnen. Die Krieger des Srinath umgeben die Stadt auf allen Seiten.«

Der Nena zog einen kostbaren Diamant vom Finger und reichte ihn der Tänzerin. Mit diesem Trost, den er erhalten, sank der Kranke in neuen Schlummer; mit diesem Trost erholte er sich wunderbar von Stunde zu Stunde. Am fünfzehnten Tage nach dem Ball bestieg er sein Roß und sprengte gen Cawnpur, – sechs Stunden nachher war die Stadt ringsum von einer Postenkette der Sepoy's umgeben, die der Nena selbst aufgestellt und revidirt hatte.

Jede der Abtheilungen war von Einem seiner Vertrauten, Einem jener furchtbaren Cohorte befehligt, die er selbst sich gezogen, den Männern von Stahl und Eisen, den *gebornen* Feinden der Engländer, bis auf Gibson, den Tigerjäger, den die Liebe zu seinem Zögling, der gewohnte Gehorsam, gleichgiltig gegen sein Vaterland gemacht, hatte.

Als der Nena wieder im Schloß zu Bithoor anlangte, ließ er den unglücklichen Bruder seines Weibes kommen.

»Edward O'Sullivan, mein Bruder,« sprach er zu ihm – »die Stunde der Vergeltung ist gekommen, die uns noch ein Mal die bösen Götter aus der Haut gewunden, in der wir sie hielten. Freue Dich, Bruder Margarethens! Bei dem Tod, der im Verborgenen trifft, ehe der Mond wechselt, will ich die Zunge des Verräthers ausreißen und Dir geben, will ich seine Arme unter tausend Martern vom Leibe hauen, und an die Stelle der Deinen setzen, und wehe Dem, der es noch ein Mal wagt, dem Tiger von Bithoor seine Beute streitig zu machen!«

Ein drohender furchtbarer Blick streifte bei den Worten das ruhige feste Auge des Arztes, dem der Nena sonst mit großer Achtung und Freundschaft begegnete.

Von diesem Augenblick an durfte der Verstümmelte den Nena nicht mehr verlassen.

Gleich seinem bösen Dämon stand Anarkalli die Bayadere an der Seite des Bahadur. Sie genoß seines vollen Vertrauens und er pflegte stundenlang geheime Unterredungen mit ihr. Das in ihrem Haß jetzt wie einst in ihrer Liebe leidenschaftliche Weib schien sich zu vervielfältigen im Dienst dieses Herrn und ihrer Rache. Mit geheimem Schmerz und wachsender Besorgniß sah der deutsche Arzt, wie sie täglich Spione aus Cawnpur empfing und wiederholt selbst unter unkenntlichen Verkleidungen auf halbe Tage oder Nächte verschwand, und wenn sie wiederkehrte, der höllische Triumph des Hasses auf ihrem schönen Gesicht lag.

Sie war ganz die Sutha, die Verlockerin, die Lieferantin der unglücklichen Opfer – aber nicht mehr des einzelnen Opfers, das sie unter den Küssen der Wollust dem drohenden Seidentuch überlieferte, – nein, ein Dämon im Großen, der seinem Herrn und Gebieter eine ganze Bevölkerung, tapfere Krieger, edle Frauen, unschuldige Kinder zu liefern bemüht war.

Der Arzt erbebte, wenn er sie sah, sie, deren Leib er einst begehrend umfassen in der Würgerburg der Wüste, ehe eine heilige und keusche Liebe seine Seele erfüllte. Er wußte, daß sie jenem furchtbaren Bunde angehörte, daß sie eine Sutha sei, aber hätte er geahnt,

daß der Mann, dem sie und er dienten, das Oberhaupt dieses Bundes war, er hätte auch die letzte Hoffnung aufgegeben, die er jetzt noch hegte, auf das Herz des Nena zu wirken in der Stunde der Noth.

In der Nacht des Tages, an dem der Peischwa, denn diesen Titel gaben ihm jetzt Alle, die sich ihm nahten, die Postenkette um Cawnpur besichtigt hatte, sah man in der Stadt eine große Feuersbrunst – auch das letzte der drei Nativ-Regimenter 5, 31 und 56, welche mit den Silhs die Garnison von Cawnpur ausgemacht, zündete seine Bungalows an und ging zu den Empörern über.

General Wheeler erkannte die Unmöglichkeit, die Stadt zu halten. Nach kurzem Kriegsrath wurde, hauptsächlich auf den Rath der tapfern Offiziere *Ashe*, *Moore* und *Halliday*, deren Namen der Leser zum Theil bereits in diesem Buche begegnet ist, beschlossen, selbst das Fort aufzugeben, als dem Geschützfeuer zu sehr ausgesetzt, und das auf dem höchsten Punkt des Ufers belegene Lazareth mit der anstoßenden Kaserne zu befestigen.

Hierhin zog sich General Wheeler mit seinen geringen Streitkräften zurück, – etwa 50 englische Artilleristen, 80 Mann, die ihm nach der Unterdrückung des ersten Aufstandes in Lucknow Sir Henry Lawrence unter dem Commando der Lieutenants Thompson und Delafosse zu Hilfe gesandt, und an 50 Offizieren verschiedener Regimenter, die, aus ihren Garnisonen vertrieben, sich hier versammelten, nebst den europäischen Beamten und Kaufleuten der Stadt. Die Zahl der waffenfähigen Europäer betrug etwa 250 bis 260, die Zahl der Frauen und Kinder, die zu ihnen gehörten: 240.

Noch während der Krankheit des Nena, in der letzten Hälfte des Mai, hatte General Wheeler durch einen Indier einen anonymen Brief erhalten, in welchem ihm der Schreiber in englischer Sprache anbot, die Frauen und Kinder sicher nach Allahabad geleiten zu wollen, und versicherte, daß Baber-Dutt, der Bruder des Peischwa, diese Flucht gestatten wolle. Die Handschrift schien dem General nicht unbekannt; – als Editha sie sah, wurde sie tief bewegt, denn sie hatte einen gleichen Brief erhalten – aber zu aufopfernd und edel, um ihre Verwandten in der Stunde der Gefahr zu verlassen, verschwieg sie, daß sie wohl wußte, man könne auf die Redlichkeit des Schreibers bauen, und General Wheeler, die Gefahr nicht so groß wärend und sicher auf baldigen Ersatz hoffend, schlug das Anerbieten aus. Nur eine Frau mit zwei Kindern fand sich an der im Briefe bezeichneten Stelle ein; – sie wurde von Ralph, dem Bärenjäger, und Gibson empfangen und über die Wachen der Sepoy's hinaus an die Ufer des Ganges gebracht, wo sie ein Schiff aufnahm und sicher nach Allahabad brachte.

Diese Bewilligung war das Geschenk Baber-Dutts an den deutschen Arzt, für die Pflege seines Bruders, und Walding verstand wohl die Warnung in den Worten des Nena. Er vermochte Nichts mehr zu thun und mußte das Weitere dem Willen Gottes überlassen.

Die Verschanzung der Briten in Cawnpur war 500 Fuß lang, und 200 Fuß breit und von 16 leichten Kanonen vertheidigt, aber leider schlecht mit Munition und Lebensmitteln versehen. Der Nena wußte, daß zwischen diesen Wällen sein Todfeind Rivers sich befand, dem sein Stolz nicht erlaubt hatte, bei Zeiten sich zu retten, obschon er fast von Allen seit jener entsetzlichen Erklärung auffallend gemieden wurde.

Vergeblich hatten daher die Empörer von Lucknow auf die Hilfe des Peischwa gerechnet und Botschaft an ihn gesandt; nicht um den Besitz von ganz Indien wäre der Srinath von der Stelle gewichen, wo er sein Opfer wußte. Am 5. Juni zog Nena Sahib unter dem Triumphgeschrei des fanatisirten Volkes, das ihn als seinen Helden, als den Befreiers Indiens begrüßte,

in Cawnpur ein. An seiner Linken ritt Edward O'Sullivan, dessen Pferd die riesige Gestalt Ralphs, des Bärenjägers, führte. Achttausend Sepoy's, Reiter und Fußvolk mit 35 Kanonen begleiteten ihn.

Die Engländer im Innern ihrer Verschanzungen hörten das Geschrei des Pöbels, sie sahen von den Parapets ihrer kleinen Bastion die drohende Wolke der Hemde sich gleich einer Schlange um die Stadt im Halbkreis ringeln, dessen Sehne die breite Fläche des heiligen Stro-
mes war. Auf die Waffen und Schaufeln gestützt, mit denen die Abtheilungen abwechselnd seit zwei Tagen und zwei Nächten an den Verschanzungen gearbeitet, Frauen und Kinder helfend, Erde und Steine herbei zu tragen, schauten sie mit trotzigem Blick auf diese Masse, die sie wie ein Atom in ihrer Umarmung zu erdrücken drohte.

General Wheeler selbst, angegriffen von den Anstrengungen und Bewegungen der letzten Tage, gebrochen in seinem Innern von Besorgnissen und dem Vorwurf, blind gewesen zu sein gegen die drohende Gefahr, lag krank in den gewölbten Räumen des Lazareths, von seiner Tochter und seiner Nichte gepflegt, während sein Sohn die Dienste eines Adjutanten versah und mit seinen Kameraden die Armirung der kleinen Wälle leitete.

Noch in der Nacht begann der Kampf, indem die Artillerie des Nena ihr Feuer gegen die Verschanzung eröffnete.

Der Nena selbst hatte nicht in einem der Häuser oder Paläste von Cawnpur Wohnung genommen, sondern sein Zelt an der Stelle des frühern Bungalow des Residenten Rivers aufgeschlagen, jenem Ort der Schande und des Verderbens unschuldiger Geschöpfe – dem Ort des schändlichen Gefängnisses der Frau, die er allein geliebt auf der Welt.

Hier, auf seinen Teppichen sitzend, in die weißen Mousselin-Gewänder mit dem rothen Zeichen auf der linken Seite gehüllt, den Tilluk auf der Stirn,¹ die mit Perlen und Edelsteinen bedeckte Houkah zwischen den Lippen, brütete er finster, seine rollenden Augen auf den Dampf der Batterieen geheftet, über seiner Rache.

Dann wieder sprang er plötzlich empor, verlangte sein Pferd und umkreiste in rasendem Galopp die kleine Veste, die seinen ganzen Haß einschloß, und entflammte seine Krieger mit Belohnungen und Drohungen zu neuen Anstrengungen.

Die Kanonade dauerte mit kurzen Unterbrechungen den ganzen Tag fort. Die große Geschicklichkeit der europäischen Artilleristen wurde durch das schwerere Kaliber der Artillerie des Nena wieder aufgewogen, die aus größerer Entfernung feuern und sich dadurch vor den wohlgezielten Schüssen der Belagerten sichern konnten, nachdem sie in dieser Beziehung blutige Erfahrungen gemacht hatten.

Dagegen thaten fortwährend die Endfield-Rifles der Engländer den Sepoy's bedeutenden Schaden. Die zahlreichen Offiziere, sämmtlich mit dieser furchtbaren Waffe versehen, schossen mit großer Sicherheit und auf weite Entfernung, und wo sich ein Sepoy unvorsichtig zu zeigen wagte, war er die sichere Beute der Schützen.

Der Tag verging unter diesem gegenseitigen Plänkeln – Jedermann begriff, daß es nur das Vorspiel eines blutigen Ernstes war.

Das Commando hatte Oberstlieutenant *Stuart* übernommen. Die Journale haben uns einen Theil der Namen der tapferen Vertheidiger der improvisirten Veste mit ihrem blutigen Geschick aufbewahrt.

¹In dieser Stellung zeigt ihn das in Europa bekannt gewordene Bild.

Außer Oberstlieutenant Stuart und den beiden Wheeler gehörten dazu Major Conelly und Moore, die Capitaine Ashe, Lowe, Forbes, der Brevet-Capitain Edward Delafosse, Lieutenant Sanders und Halliday, der Quartiermeister Follington, Doctor Tod-Brice, Oberst Williams, die Offiziere Brigh, Yack, Lindsay, Prout, Sir George Parker, Quin, Redmann, Supple, Rugnolds, Brole, Smith, Eckford, Dampster, Jarvis und Chalneus. Unter den Frauen befanden sich die Tochter des General Wheeler und seine Nichte, Miß Editha Highson, sowie Miß Soldie, eine schöne und reiche Erbin. –

Der Tag ging rasch in die Nacht über und die Belagerten stellten ihr Feuer ein, um nicht ihre ohnehin geringe Munition unnütz zu schwächen, während der Feind in seiner Kanonade fortfuhr. Oberstlieutenant Stuart befahl, die sechzehn Kanonen des Forts mit Kartätschen zu laden. Im Schutz der Dunkelheit gelang es, sechs von dem kleinsten Kaliber auf das flache Dach der Kaserne und des Hospitals zu schaffen. Die Posten waren verdoppelt, die nicht im Dienst befindlichen Männer nahmen einige Nahrung zu sich oder warfen sich im Schutz der massiven Mauern auf den Boden, ihre Waffen zur Seite, um einige Ruhe zu suchen nach den Anstrengungen des Tages und der Nacht.

Von Zeit zu Zeit schlug eine Vollkugel der nächsten Hindu-Batterie gegen die festen Mauern oder fuhr in den Erdwall, die Bresche erweiternd, die das Feuer des Tages bereits darin gerissen. Eine Anzahl von Männern, von zwei zu zwei Stunden sich ablösend, war unter Leitung des Lieutenant Halliday beschäftigt, die schmale Schranke auszubessern, die nebst ihrem Muth sie allein vor den Säbeln der Feinde schützte.

Der Offizier, dessen Leichtsinn und Übermuth wir einst die religiösen Gebräuche der Sepoy's beleidigen und nicht wenig zur Schürung des geheimen Feuers beitragen sahen, erfüllte jetzt mit der größten Aufopferung und Kühnheit seine Pflicht.

Es mochte gegen 11 Uhr sein, als zwei Frauengestalten in schwarze Mantillen gehüllt, aus der Thür des Hospitals traten, in dem die Kranken, die Frauen und Kinder untergebracht waren. Sie trugen kleine Körbe am Arm und trippelten über den freien Platz hinweg nach dem Wall, an dem die dunklen Schatten der arbeitenden und wachhaltenden Männer sich abzeichneten.

In der Nähe der Bresche trat ihnen ein Offizier entgegen. »Was wollen Sie hier, meine Damen? Es ist Befehl gegeben, daß die Frauen das Hospital nicht verlassen sollen. Der Platz hier ist gefährlich, der Feind hat sein Feuer noch nicht eingestellt und es könnte eine Kugel hier einschlagen. Kehren Sie zurück in das Gebäude.«

Die Stimme machte eine der Frauen erbeben. »Lieutenant Sanders,« sagte sie leise, »wird uns nicht hindern wollen, auch unsererseits eine Pflicht zu erfüllen. Wir wollen jenen Männern, die so angestrengt für unsre Sicherheit arbeiten, eine Stärkung bringen.«

»Ei was, glauben Sie es nicht, Sir, das ist blos ein Vorwand,« lachte die silberhelle Stimme der jungen Miß Wheeler – »Hugh schnarcht wie ein Bär, und die Angst und Neugier litt uns nicht länger in dem Zimmer des Generals. Alle anderen Räume sind mit Menschen und erstickender Luft gefüllt. Wir wußten Personen hier außen, die wir lieben, und an deren Wohl wir gewisse Verpflichtungen haben Theil zu nehmen – das ist die Ursach, daß wir die Ordre brachen.«

Der Offizier hatte bei dem ersten Wort, das sie sprach, seine Verlobte erkannt. Nach jener Erklärung im Garten des Palastes zu Bithoor hatten die eingetretenen Ereignisse, die

militairischen Pflichten, aber auch die absichtliche Sorge der Dame selbst jedes weitere Gespräch unter vier Augen bisher verhindert, ja Editha hatte es selbst so viel als möglich zu vermeiden gewußt, ihn zu sehen, und die Verhältnisse, die von Tage zu Tage wachsende, alle Aufmerksamkeit in Anspruch nehmende Gefahr hatte ihrer Umgebung unmöglich gemacht, die eingetretene Spannung und Kälte zu bemerken.

So war es das erste Mal, daß der Offizier der Geliebten ohne andere Zeugen als ihre Cousine nahe war.

»Miß Highson,« sagte er mit einiger Verlegenheit, »wird sicher meine Besorgniß desto mehr gerechtfertigt finden, nachdem ich sie erkannt. Ich kann nicht dulden, daß sie sich solcher Gefahr aussetzt. Ich danke ihr auf das Innigste für diesen Beweis ihrer Theilnahme, die ich kaum erwartet hätte.«

»Meine Theilnahme, Sir,« entgegnete Editha kalt, »gehört jedem unserer tapferen Vertheidiger in gleichem Maße. Wir sind die Töchter von Soldaten und hegen keine Furcht.«

»Und wollen auch die Frauen von solchen werden, wenn der abscheuliche Nena uns nicht etwa Alle den Hals abschneidet, ehe der Entsatz kommt,« spottete die junge Miß. »Ich für meinen Theil gestehe, daß ich den ganzen Tag wie Espenlaub gezittert habe, obschon ich eine Generalstochter bin. Editha hat alle Mühe gehabt, mich zu bereden, mit ihr zu gehen, und ich sehe daher gar keinen Grund, jetzt zu verschweigen, daß unser Gang hauptsächlich einer sehr unliebenswürdigen Person galt, die man Lieutenant Sanders zu nennen pflegt!«

Der Offizier erbebte freudig überrascht. »Wie, theure Editha, – darf ich glauben . . . «

»Ich wünschte allerdings, Sie zu sprechen – wenn es sein kann, auf einige Augenblicke allein, und da dies nicht in dem Hospital geschehen kann, haben wir Sie aufgesucht.«

»Und Sie scheuten die Gefahr der Kugeln nicht, Sie . . . «

Das Mädchen machte eine stolze und ungeduldige Bewegung mit der Hand.

»Wenn Sie Halliday oder etwa Forbes einen kleinen Wink geben wollen, daß ein Wesen wie Julia Wheeler in der Welt existirt und zwar in der Nähe dieser abscheulichen Erdhaufen,« lächelte ihre Begleiterin, – »so wird sich vielleicht eine Gelegenheit finden, das tête-à-tête meiner hübschen und so erschrecklich ernsten Cousine nicht allzusehr zu stören.«

»Das Feuer des Feindes hat nachgelassen, es fallen nur noch einzelne Schüsse,« sagte der Offizier – »Halliday wird seine Anweisungen ertheilt haben und abkommen können. Ich eile, ihn zu rufen, indem ich bitte, mir Ihre freundliche Gaben anzuvertrauen.«

Er nahm die beiden Körbe und ging nach der Bresche. Bald darauf kam er in Begleitung eines zweiten Offiziers zurück. Halliday, dieser war es, begrüßte erfreut die Tochter des Generals und zog sich mit ihr unter den Schutz der aufgehäuften Faschinen und Erdkörbe zurück, während Editha ihrem Verlobten einen Wink gab, ihr zu folgen.

Sie stieg furchtlos zum Parapet des Walles hinauf und ging auf diesem entlang trotz der dringenden Bitten des Offiziers.

»Ich wiederhole Ihnen, Sir, ich fürchte mich nicht, und vielleicht ist das Schicksal, hier von einer Kugel getödtet zu werden, ein glücklicheres, als das, was uns erwartet. Dieser Ort eignet sich am Besten, durch seine Verlassenheit zu dem, was ich Ihnen zu sagen habe. – Schicken Sie den Mann dort fort!« sie wies auf einen Soldaten, der am nächsten Geschütz lehnte.

Der Offizier trat zu der Schildwacht, bedeutete ihr, daß er einstweilen den Posten versehen werde und schickte sie nach der Bresche hinunter, ihren Theil an den dorthin gebrachten Erfrischungen zu empfangen.

Als sie allein waren, wandte sich der Lieutenant zärtlich zu der Geliebten. »Theure Editha,« sagte er, indem er ihre Hand zu fassen versuchte, »wie glücklich machen Sie mich durch die Vergebung eines Leichtsinns, der Sie betrübt hat. Ich schwöre Ihnen . . . «

Die Dame zuckte ungeduldig die Schultern. »Keine Täuschung, Sir! der Grund, wegen dessen ich Sie aufsuchte, ist nicht der Wunsch, unser Gespräch von Bithoor zu erneuen. Mein Entschluß in dieser Beziehung ist gefaßt und ich bitte Sie, nicht wieder darauf zurückzukommen.«

»So wollen Sie niemals verzeihen, was . . . «

»Hören Sie mich an, Sir, und beantworten Sie nur die Fragen, die ich an Sie thun will. Ich kenne Sie als einen tapfern, mit dem Charakter unserer Gegner vertrauten Soldaten. Was halten Sie von unsrer Lage? – aber antworten Sie mir, wie Sie einem Mann, einem Krieger antworten würden.«

Der Offizier zögerte einige Augenblicke. »Was ich Ihnen sagen könnte, ist nicht viel Tröstliches – ich fürchte, wir sind in einer bösen Klemme.

»Und der Ersatz, von dem mein Onkel spricht, auf den Alle hoffen?«

»Ich halte ihn für mehr als zweifelhaft. Die Ruhe in Lucknow ist trügerisch, eben so in Allahabad und Benares. Das Schlimmste ist, daß man die Gefahr unserer Lage nicht einmal ahnen wird.«

»Hat man denn keine Botschaft an unsere Freunde, an unsere Landsleute gesandt!«

Der Offizier machte eine bedauernde Bewegung. »General Wheeler, Ihr Oheim, Miß, hielt sich anfangs für stark genug, der Gefahr zu begegnen. Er glaubte nicht an die rasche Ausdehnung der Meuterei und an den Verrath aller seiner Truppen. Es war ein Unglück, daß wir das Sikh-Regiment marschiren ließen. Als er erkannte, daß Cawnpur nicht zu halten war, da war es zu spät und alle Verbindung durch die Empörer abgeschnitten.«

»Und glauben Sie, daß, wenn die Nachricht von unsrer gefährdeten Lage auf eine oder die andere Weise nach den benachbarten Garnisonen gelangen könnte, wir uns so lange zu halten vermöchten, bis Entsatz eintrifft!«

»Es wird Alles darauf ankommen, Miß, wie bald uns dieser Entsatz wird. Seit vier Tagen, seit die geringe Unterstützung von Lucknow angekommen, ist uns jede Verbindung nach außen abgeschnitten – wir wissen nicht, wie die Verhältnisse stehen, was wir zu hoffen oder zu fürchten haben.«

Die Miß sann eine Weile nach. »Sie wissen, Sir,« sagte sie dann, »daß vor acht oder zehn Tagen dem General das Anerbieten gemacht wurde, alle Frauen und Kinder sicher nach Allahabad zu geleiten!«

»Ich weiß es, und ich bedaure jetzt, schwer, daß ich nicht ernstlicher in Sir Hugh drang, das Anerbieten anzunehmen.«

»Aber wissen Sie auch, von wem dieses Anerbieten ausging?«

»Das Schreiben war anonym – wahrscheinlich von einem der Babu's, die uns verpflichtet sind und auf die Zukunft rechnen. Vielleicht auch war es eine Falle, und die unglückliche Mistreß Mac-Pherson hat für ihre Eile, uns zu verlassen, büßen müssen.«

»Der Vorschlag war aufrichtig und wahr. Ich kenne Den, der ihn machte und vertraue ihm.

»Wie Miß – Sie kannten ihn – und Sie zögerten, sich und Miß Wheeler zu sichern?«

»Unsere Stelle ist an der Seite unserer Verwandten.«

»Und wer war es – wenn ich fragen darf?«

»Es war ein Mann, der sich Ihnen und mir bewährte in der Stunde der Gefahr – ein Edler, der zehnfach sein Leben gewagt hat, die Ehre und das Leben Editha Highsons zu schützen – derselbe, dessen Rath uns allein aus den Händen des Nena rettete, als wir der Rache zum Opfer fallen sollten für die fluchwürdige That, mit der man sein Herz zerrissen.«

»Doctor Clifford – ein Verräther seiner Landsleute, das Werkzeug und der Vertraute des Nena, unser Feind?«

»Clifford oder Walding,« sagte die Miß mit Festigkeit, – »welchen Namen er auch führen mag, er ist ein edler Mann und vielleicht unser Gegner, aber gewiß nicht unser Feind!«

»Ich will nicht mit Ihnen streiten, Miß, aber – welche großen Dienste uns auch Doctor Clifford erwiesen hat, – ich liebe die Männer nicht, die ihrer Farbe, ihrem Glauben untreu und die Freunde unserer Feinde sind. Der Antheil des Doctors bei der Flucht des Sikhprinzen ist jetzt außer allem Zweifel.«

»Dennoch ist er der einzige Freund, den wir haben, und ich möchte nicht einen Makel auf seinem Andenken dulden. Er ist kein Engländer, und wenn ich manche seiner Worte richtig gedeutet habe, hat er von England schweres Unrecht erfahren; erinnern Sie sich auch, daß er nicht zu unseren Fahnen geschworen und den Dienst als Hospitalarzt – nur stellvertretend auf den Wunsch meines Oheims übernommen. Nicht Jeder, der in seinen Freundschaftsbanden von seiner Farbe und seinem Glauben abweicht, verdient deshalb unser – Mißtrauen.«

Die Nacht verbarg die dunkle Gluth, die bei diesen Worten das Gesicht des Offiziers übergoß.

»Wessen sich Miß Highson so warm annimmt,« sagte er nicht ohne Empfindlichkeit, »der muß auch in meinen Augen gerechtfertigt erscheinen. Darf ich fragen, in welchem Zusammenhang Doctor Clifford – unter anderm Namen kenne ich wenigstens den Herrn nicht – mit dieser Zusammenkunft steht? Ich darf Sie ohne genügenden Grund nicht länger an einer solchen Stelle einer Gefahr aussetzen, welche große Ehre auch für mich eine längere Unterhaltung mit Miß Highson ist.«

»Ich wiederhole Ihnen, Doctor Clifford ist der einzige Freund, und nach dem, was Sie mir über unsere Lage gesagt haben, vielleicht der Einzige, der uns retten kann. Ich habe viel über meine Pflicht nachgedacht und bin zu der Überzeugung gekommen, daß sie darin besteht, den geringen Einfluß, den ich vielleicht – auf Doctor Clifford besitze, zum Besten meiner Verwandten und Landsleute zu benutzen.«

»Aber was kann ich dabei thun, Miß?«

»Ich wende mich an Sie, Sir, – weil Sie allein den Edelmuth und die Aufopferung dieses Mannes würdigen konnten, und ich daher hoffte, Sie würden mir rathen und beistehen.«

»Ich begreife noch immer nicht, Miß, wie es mir möglich sein soll . . . «

»Ich habe ihm geschrieben,« unterbrach ihn das Mädchen, »hier ist der Brief. Es ist nöthig, daß er heimlich in seine Hände gelange. Vielleicht kennen Sie unter der Garnison einen Mann, der Kühnheit und Gewandtheit genug besitzt, sich in das feindliche Lager zu wagen und diesen Brief zu überbringen.«

Der Offizier sann einige Augenblicke nach. Wie unangenehm es ihm auch persönlich sein mochte, zu einem Verkehr seiner Verlobten mit einem Mann die Hand zu bieten, dessen biedere und treue Hingebung für ihn den Charakter einer beschämenden Last anzunehmen begann, in dem er unwillkürlich den Nebenbuhler ahnte, so fühlte er doch, daß es zu wichtig

sei, im feindlichen Lager Verbindungen zu haben, als daß er nicht jedes Bedenken hätte unterdrücken sollen.

»Weiß der General, Ihr Oheim, um Ihre Absicht, Miß?«

»Keine Seele – ich habe kein Recht dazu, Geheimnisse, die wir Beide allein über Doctor Clifford wissen, zu verrathen, und je weniger Personen um meine Absicht wissen, desto besser wird es für deren Erfolg sein.«

»Wohlan denn – wenn Sie nicht mich oder einen andern Offizier mit der Botschaft betrauen wollen – so kenne ich nur einen einzigen Mann, der mir Kühnheit und Schlaueit genug zu haben scheint, um den gefährlichen Gang mit einiger Aussicht auf Erfolg zu unternehmen.«

»Und wer ist dies?«

»Der Soldat, den ich so eben von diesem Posten entfernte – Mickey, den irländischen Sergeantmajor Stuarts – Sie müssen den dummdreisten und dabei doch unendlich schlaun Burschen, der überall ist, bemerkt haben.«

»In der That, ich glaube ihn zu kennen. Versprechen Sie ihm jede Belohnung. Damit Sie wissen, was dieser Brief enthält, Sir, bitte ich Sie, ihn zu lesen.«

»Sie werden erlauben, daß ich mich dessen weigere, Miß,« erwiderte der Offizier stolz. »Überdies wird es nöthig sein, die erste günstige Gelegenheit zu benutzen, womöglich noch in dieser Nacht.«

»Das eben dachte ich – die Bitte, daß Sie Kenntniß nehmen möchten von dem Inhalt dieses Briefes, entsprang aus dem Wunsch, Ihrer reifern Erfahrung das unterzulegen, was ich von Doctor Clifford erbitte.«

»Es wird genügen, wenn Sie mir die Ehre anthun, es mir mündlich zu sagen.«

»Ich bat ihn, mir auf irgend einem Wege Nachricht zukommen zu lassen, ob wir von Allaha-bad und Lucknow Hilfe zu erwarten haben. Vielleicht ist es ihm möglich, den Maharadschah, dessen Gunst und Vertrauen er zu besitzen scheint, zum Rückzug zu bewegen.«

Der Offizier schüttelte den Kopf. »Wenn der Orientale die Übermacht hat, pflegt er sie auf das Grausamste zu brauchen. Erinnern Sie sich, Miß, daß der Todfeind des Nena sich in unserer Mitte befindet.«

»Und sollten wegen des Einen, der ein Bösewicht ist, so viele Unschuldige leiden?«

»Es ist wahr – Major Rivers hat es etwas arg gemacht – indeß, er ist ein Engländer, und unsere Ehre gebietet uns, ihn zu schützen. Bei Jove! – ich wünschte, wir würden auf andere Weise ihn mit guter Manier los – das Gesicht der armen wahnsinnigen Frau in ihrem Sarg könnte mir den Arm fesseln, wenn ich einen tüchtigen Hieb gegen einen dieser schwarzen Halunken thun will. Doch da kommt unser Mann zurück, den ich Ihnen empfohlen habe. Wenn ich ihn recht kenne, ist er keineswegs der Bursche, ein Abenteuer dieser Art auszuschlagen.«

In der That kam Mickey, der Sergeantmajor und Proviantmeister des 31. Regiments, von dem Theile des Walles langsam dahergeschlendert, dem sich die beiden Damen zuerst genah hatten.

Der Irländer hatte – seit die Leser des Romans »Sebastopol« ihn in der Redoute von Inker-man und in den Schützengruben vor dem Malachof kennen gelernt – sich nicht verändert, etwa daß er brauner und magerer von der Sonne Indiens geworden war und in seiner neuen Charge ein höheres Air anzunehmen suchte, das ihm manchmal sehr komisch stand. Er kam jetzt daher, eine Flasche in der Hand, deren Löwenantheil er auf irgend eine Weise seinen Kameraden abzulisten verstanden hatte.

Von Zeit zu Zeit blieb er stehen, sie prüfend gegen den Himmel haltend, und dann wieder einen Schluck daraus nehmend.

»Akuschla, mein Liebling,« sagte er, behaglich sie streichelnd wie ein kleines Kind. »Der Rum, den die schwarzen Höllenhunde brauen, ist wahrhaftig ein nützliches Getränk, um die Augen offen zu halten in solcher vermaledeieten Nacht! – Jedem das Seine – der Lieutenant hat da so 'nen schmucken Unterrock, wie nur je einer um die Waden von Betty O'Flanaghan gehangen hat – bei Jäsus! es ist billig, daß ich für den Rest der Wache die Flasche behalte.«

Er war unterdeß herangekommen und blieb in einiger Entfernung von dem Paar stehen, bis der Lieutenant ihn näher rief.

»Mickey Free,« sagte er, »es giebt zehn Pfund zu verdienen, und uns Allen einen großen Dienst zu leisten, der vielleicht die Garnison retten kann, wenn Ihr einwilligt.«

»Jäsus – zehn Pfund sagen 'r Gnaden? So viel Geld hat meiner Mutter Sohn lange nicht beisammen gesehen. Und was soll ich thun dafür? Soll ich dem Kerl, dem Nena, vielleicht den Schädel mit meinem Kolben einschlagen?«

»Nicht ganz so viel, Sergeantmajor. Ihr sollt blos einen Brief überbringen.«

»Und an wen? wenn's 'r Gnaden gefällig ist!«

»Ihr erinnert Euch an Doctor Clifford?«

»Gott mein Härre werd' ich nicht? – Er pflasterte mir meinen Kopf zusammen, als ihn der Schurke Corporal O'Connas vom 56sten wegen der kleinen Merry, der Kammerjungfer, eingeschlagen hatte. Aber so wahr meiner Mutter Beine den besten Hopser tanzten, der je in Galway getanzt worden ist, ich tränke es dem Burschen ein.«

»Ihr versteht das Hindostani etwas?«

»All' Ihr Heiligen – was werd' ich nicht? Muß ich nicht für Oberst Stuart und die Offiziere mich genug herumzanken mit den schwarzen Halunken, um alle Tage eine Mahlzeit auf den Meßtisch zu stellen?«

»Ich meinte, ob Ihr genug Hindostanisch verstehtet, um Euch allenfalls in das Lager der Rebellen wagen zu können, ohne sofort erkannt zu werden?«

Der Irländer kratzte sich hinter den Ohren. »In das Lager der Pandy's¹ meinen 'r Gnaden?«

»Ja wohl – der Mann, den Ihr zu sprechen suchen, und dem Ihr den Brief übergeben sollt, ist Doctor Clifford und er befindet sich in der Nähe des Maharadschah von Bithoor.«

»Je nun – wenn's nicht anders sein kann – ich glaube, die Schufte mögen mich noch am besten leiden von Allen, die weiße Gesichter haben. Muschla – ich habe da einen Kerl, – er nennt sich Nudschur Dschewarri, wenn ich das Kauderwelsch recht verstehe, den könnt' ich beinahe einen Freund heißen, wenn der Halunke ein Christenmensch wäre. So ist er freilich Nichts, als ein schmutziges schwarzes Vieh. Aber das thut Nichts – er war der beste Corporal im ganzen Einunddreißigsten.«

»So wollt Ihr das Abenteuer wagen? Es handelt sich harum, sobald als möglich den Brief in des Doctors Hände und uns Antwort zu bringen.«

»Heiliger Sankt Patrik, was werd' ich nicht. Wenn 'r Gnaden mir nur Urlaub verschaffen wollen, damit ich nicht als Ausreißer gelte, will ich wahrhaftig den Rauch von des Nena Houkah in der Nase haben, eh' noch der Kerl seinen Rosenkranz beten kann!«

¹Schimpfnamen, den die englischen Soldaten den empörten Sepoy's gaben, nach dem Ersten (Mungul Pandi), der wegen Verdachts der Meuterei gehängt wurde.

»Ich werde sofort für Eure Ablösung sorgen und Euch bei Oberst Stuart rechtfertigen. Trefft demnach Eure Vorbereitungen, um einen günstigen Augenblick benutzen zu können. Vertrauen Sie gefälligst dem Mann den Brief an, Miß, und lassen Sie uns gehen.«

»Wenn ich den Sergeantmajor recht verstanden habe,« sagte Miß Editha, – »so will er sogleich sich auf den Weg machen. Lassen Sie mich hier bleiben, Sir, indeß Sie einen Mann zur Ablösung befehlen.«

Der Offizier verneigte sich schweigend und entfernte sich, – er verstand, daß die Dame mit dem Boten allein zu sein wünschte.

Diese benutzte in der That die Gelegenheit.

»Wenn Sie Doctor Clifford sprechen, mein Freund, so geben Sie ihm diesen Ring zurück, er wird ihm zeigen, wer Sie sendet, und sagen Sie ihm, daß ich all' meine Hoffnung auf ihn gesetzt habe und daß – wenn seine Anstrengungen uns nicht zu retten vermögen, Editha Highson auch in der Stunde des Todes seiner noch mit Achtung und Freundschaft gedenken wird. Gott geleite Sie auf dem gefährlichen Wege und sei Ihr Schutz!«

Der Irländer, mit mehr Takt und Gefühl, als man seiner rohen Natur hätte zutrauen sollen, beugte sich über die Hand, die sie ihm reichte, und küßte ehrerbietig ihre Fingerspitzen.

»Ich will drei Mal länger im Feugfeuer braten, als Pater O'Donnaghue, der alte habsüchtige Hund, mir in meiner Jugend zugesprochen wegen der paar lumpigen Äpfel, die ich aus dem Priestergarten stahl, wenn ich nicht jetzt lieber den Brief besorge, seit ich weiß, daß er von Ihnen kommt, Merry Dikson, der jungen Lady Kammerjungfer, hat mir viel Gutes von Ihnen erzählt, und die schwarzen Bursche sollen Mickey Free in einem Ölkessel siedend, wenn er sich nicht dankbar beweist für die Freundlichkeit, die Sie gegen das arme Mädchen gehabt haben. Sollten die Pandy's mir ihren Hanf zu kosten geben, so mögen Ihr Gnaden der armen Merry sagen.«

Eine Hand legte sich auf seinen breiten Mund – eine dunkle Gestalt, wie aus der Erde gestiegen, erhob sich zwischen dem Geschütz und der Brustwehr aus dem tiefen Schatten, der sie bisher den Blicken der Sprechenden verborgen.

»Still – keinen Laut!« flüsterte die Stimme des Fremden, mit den englischen Worten wenigstens die Erschrockenen beruhigend, die anfangs einen eingedrungenen Feind zu sehen geglaubt. »Nieder auf den Boden, Miß Highson, damit Ihr lichtetes Kleid uns nicht verräth! Keine Bewegung – so lieb Ihnen Ihr Leben ist!«

Der Fremde hatte Beide in den Schutz der Brustwehr gedrückt. An der Stimme erkannte jetzt die Dame den Sprecher. »Major Rivers . . .« flüsterte sie erstaunt und bestürzt.

»Er ist es, Lady, und bedankt sich für die freundliche Rücksicht, die Sie auf seine Sicherheit nehmen,« sagte der Resident spöttisch.

»Jedenfalls will ich freundlicher auf die Ihre bedacht sein. Blicken Sie durch die Enceinte der Brustwehr dort hinaus nach dem Fluß zu. Was sehen Sie?«

»Die Nacht ist zu finster,« entgegnete erschrocken das Mädchen, – »nur die vielen Feuerstiegen erhellen das Dunkel der Mangobüsche zwischen hier und dem Ufer.«

»Sie irren, Miß – das sind keine Leuchtkäfer, sondern die Luntentinten der schwarzen Schurken, die nach Ihrem Leben trachten so gut als nach dem meinen. Ehe fünf Minuten vergangen sind, werden wir sie hier haben – nein – *Goddam!* sie sind näher, als ich dachte!«

Er riß die Lunte, die in der Erde steckte heraus und sprang empor. »Der Feind, Kameraden! – Zu den Waffen! zu den Waffen!« schrie er mit aller Kraft seiner Lungen. Im selben Augenblick zischten ein Dutzend Flintenkugeln um ihn her, ohne ihn zu treffen, und ein wildes Geschrei, als sei eine Legion von Teufeln losgelassen, erfüllte die Luft.

»Wartet Kanailen – ich will Euch die Überraschung verderben!« murmelte der Major, indem er die Lunte hob.

Im nächsten Moment sprühte ein Feuerstrahl aus der Enceinte des Walles und ein Hagel von Kartätschen rasselte über den Boden jenseits des schmalen Grabens, den die kleine Besatzung am ersten Tage des Rückzuges rings um die unsichere Verschanzung aufgeworfen.

Ein Stöhnen des Schmerzes, der Jammerruf der Sterbenden und Verwundeten antwortete dem Schuß, der wohlgezielt in die dichtesten Rotten der Anstürmenden getroffen hatte. Als die Sepoy's sich entdeckt und die Besatzung zu ihrem Empfang vorbereitet sahen, – denn dem Schuß des Residenten folgte sofort eine Kartätschenladung von dem Dach des Hospitals, und von allen Seiten stürzten die Engländer auf die Wälle – brachen sie in Wuthgeschrei aus, und unter dem Schlachtruf: »Ram! Ram! Mahadeo!« stürzten sie sich in den Graben und begannen den Wall hinaufzuklimmen.

Zugleich ertönte auch von der Seite der Bresche her ein wildes Angriffsgeschrei.

Die Empörer hatten mit großer Schlaueit ihren Überfall geleitet. Während den ganzen Abend über ein schwaches Feuer gegen die am Tage geschossene Bresche auf der Seite nach der Stadt zu unterhalten worden war, hatte das 31. Nativ-Regiment unterm Schutz der Dunkelheit und der Mango- und Rohrgebüsche sich am Ufer des Ganges bis an die entgegengesetzte Seite der Verschanzungen geschlichen, und war hier auf ein Signal vorgerückt, um die Briten, die sie von den Anstrengungen des Tages ermüdet glaubten, von hier aus zu überfallen. Nur der Umstand, daß das 31. Regiment auf Befehl des Gouverneurs bereits in den ersten Tagen des Juni entwaffnet worden und daher viele der Sepoy's nur mit alten Luntengewehren versehen waren, verhinderte, das Gelingen des Überfalls, indem die regelmäßige Bewegung der wandernden Funken zeitig genug die Aufmerksamkeit und den Verdacht des Major Rivers erregte, der, von den anderen Offizieren gemieden, sich finster und über Plänen zur Vernichtung seines Feindes brütend, im Schatten des Walles zur Ruhe niedergeworfen hatte.

Wahrscheinlich wäre außerdem der Überfall gelungen, da im Augenblick, wo die Vertheidiger nach dem zuerst angegriffenen Punkte eilten, eine starke Schaar sich auf die Bresche selbst stürzen und den Eingang erzwingen sollte.

Jetzt, da der Plan mißlungen, warf der Maharadschah, der sich mit seiner Cohorte selbst unter den Kämpfenden befand, seine Schaaren zugleich gegen die Befestigung und der Kampf begann auf der ganzen Ausdehnung der Erdwälle.

Es war ein Glück, daß die Kartätschenladung, welche der Resident zuerst dem heranschleichenden Feind entgegengesandt, diesen einige Augenblicke stutzen gemacht und sogleich durch das Feuer von dem Dach des Hospitals unterstützt worden war, denn die Stelle blieb mehrere Minuten lang nur von Rivers und dem Irländer vertheidigt, und – wie strafbar und schändlich auch sonst ja der Charakter und die Handlungsweise jenes Mannes sein mochten – er bewies sich, wie schon oft im Augenblick der Gefahr, als ein kühner und tapferer Soldat, der, ohne seines Lebens zu schonen, mit der größten persönlichen Bravour Umsicht und Entschlossenheit vereinigte.

Das Geschütz noch ein Mal zu laden, daran war keine Zeit zu denken. Der Major stieß mit seinem Degen den ersten Sepoy nieder, der an dem Wall emporkletterte, während Mick den Wischer der Kanone gleich einer Keule handhabte und auf die Köpfe der Emporklimmenden niederschmetterte, indem er sich nicht versagen konnte, jeden seiner Hiebe mit einem entsprechenden Anruf zu begleiten.

»Ha – Freund Pandy,« sagte er bei dem Blitzen der Schüsse – »ich glaube, ich kenne Dein vermaledeites schwarzes Fratzengesicht. Bei der Seele meiner Mutter, 'r Gnaden, es sind unsere Schelme vom 31sten, die undankbarer Weise auf mich schießen. Der Teufel gesegne ihnen die Mahlzeit. Wart, schwarzer Halunke, ich will Dich lehren, noch einmal Hühner zu stehlen, die für den Tisch der Sahibs bestimmt sind, damit ehrliche Leute in Verdacht kommen, als hätten sie das Geld dafür in die Tasche gesteckt. Ich sagte es Oberst Stuart gleich, daß er den Halunken hängen lassen sollte, aber er hörte auf guten Rath nicht. Nun muß ich selbst dem schwarzen Teufel den Kopf einschlagen!« Damit hatte er bereits das Wort mit der That vereinigt, und dem ehemaligen Hühnerdieb den Schädel zerschmettert.

Unterdeß waren zu der Stelle des ersten Allarms mehrere Soldaten und Offiziere herbeigeeilt und betheiligten sich an der Vertheidigung. Unter den Ersteren, die herzustürzten, befanden sich Sanders und Halliday.

»Um Gotteswillen – wo ist Miß Highson? ist sie verwundet!« Der Ruf des jungen Offiziers erregte in hem Herzen des Mädchens, das im Schutz der Brustwehr des Walles zu den Füßen der beiden tapferen Vertheidiger kauerte, den warmen Strom der früheren Gefühle, als sie sah, daß er, gleichgiltig gegen Tod und Gefahr, nur an sie dachte, und sie streckte die Hand nach ihm aus – aber Rivers, der einen Augenblick Zeit gewonnen, wandte sich zu ihr. »Fliehen Sie geschwind, Miß – die Gelegenheit ist günstig und dieser Platz wird bald zu heiß für Sie werden! Wenn es uns gelingt, den Sturm zurückzuschlagen, ist die Gelegenheit die beste für Ihren Boten, die er finden kann!« Er hob die Zitternde auf und trug sie den Wall hinab bis an den Eingang des Hospitals. Dann sah man ihn im Scheine der Laterne, die im Eingang brannte, seine Briefftafel aus der Tasche ziehen, im dichten Kugelregen einige Zeilen kaltblütig auf ein Blatt schreiben, dies zusammenfalten und wieder in das Gefecht eilen.

Dies war jetzt, wie erwähnt, allgemein auf der ganzen Ausdehnung des Walles geworden. Die kleine Garnison vertheidigte sich mit eben so großer Tapferkeit als Ruhe und trieb die emporklimmenden Feinde mit Kolbenschlägen und der blanken Waffe zurück, während von den Dächern der Kasernen und des Hospitals herab ein scharfes verderbliches Feuer ununterbrochen auf die dunklen Massen der Stürmenden unterhalten wurde.

Die auf die Plateform des Hospitals geschafften leichten Geschütze erwiesen sich jetzt als ganz vortrefflicher Beistand und warfen ihren Kartätschenhagel mit unwiderstehlicher Gewalt in die Reihen der Feinde. Die Offiziere schlugen sich wie die Löwen des Landes, das ihre Nation wider Recht und Natur seit hundert Jahren unter ihre Füße getreten. Welche Anklage die Welt gegen die Tyrannei britischer Herrschaft, die Knechtung und Beraubung freier Völker – denen Gott einen andern Welttheil, einen andern Himmel und andere Blumen angewiesen! – auch erheben mag – jeder Einzelne des Volkes war ein Held an Muth und Aufopferung in dem Verzweiflungskampf um die Aufrechthaltung seiner Herrschaft.

General Wheeler hatte sich von seinem Krankenlager erhoben und leitete vom Eingang des Hospitals her die Vertheidigung. Das Geschrei der Kinder, das Geheul der Angreifenden,

das Knallen der Flinten- und Pistolenschüsse, der scharfe Klang der blanken Waffen – dazwischen der Donner der schweren Geschütze – das Alles bot eine Verwirrung und einen Lärmen, der die Sinne betäubte. Und zwischen den pfeifenden Kugeln, zwischen diesem Hölhengewühl eilten die Soldatenfrauen furchtlos hin und her, ihren Männern und Freunden Munition zutragend oder die Verwundeten unterstützend und in den Schutz der Gebäude zurückleitend.

Aber es waren nur Wenige, die diese Hilfe annehmen mußten oder vielmehr annahmen, denn mit der Bulldoggen-Natur, die dem Engländer inne wohnt, wichen die Soldaten, selbst aus mehreren Wunden blutend, nicht aus dem Kampf.

Von Zeit zu Zeit stieg eine Rakete von dem Dach der Kaserne, mit ihrem Funkenregen die Scene erleuchtend, oder eine Leuchtkugel warf minutenlang ihren hellen und so klaren Schein weit über die Gegend, daß auf ziemliche Entfernung jedes Gesicht deutlich erkennbar wurde.

In diesem Licht übersahen die höher stehenden Vertheidiger der kleinen Veste die Wogen von Feinden, die immer auf's Neue, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, gegen sie anflutheten.

Aber ein zweites emporflammendes Blaufeuer ließ diese geheimnißvolle Ursache deutlich erkennen – es war der Nena, der auf einem dunklen Pferde sitzend, umgeben von seinen Getreuesten, nicht weit von der Stelle, wo der erste Angriff geschehen, den Sturm leitete und Schaar auf Schaar gegen die Wälle sandte.

An seiner Seite stand ein Weib in der lockenden glänzenden Kleidung der Bayaderen. Ihr Auge war zufällig auf die Stelle des Walles gerichtet und ein lauter Schrei – selbst durch das Kampfgetöse hörbar – ertönte aus ihrem Munde.

»Dort – dort – da sind sie!«

Der Nena wandte sein dunkles Gesicht, seine Augen funkelten wie zwei Blitze herüber und kreuzten sich mit den Blicken seines Todfeindes, der einen Moment erbleichend zurücktrat.

Dann spornte der Maharadschah wüthend sein Roß, das mit gewaltigen Sprüngen durch den Kugelregen bis an den Rand des Erdgrabens setzte, der die Verschanzung umgab.

Aber so schnell das Roß auch war – die Bayadere blieb an seiner Seite, denn sie hatte neben dem Residenten den britischen Offizier erkannt, den ihre Liebe aus den unterirdischen Kerkern der Würgerburg befreit.

Die Augen der beiden Feinde blieben fest auf einander geheftet – der Resident streckte die Hand zurück. »Ein Gewehr – rasch – ein Gewehr!« zischte seine Stimme durch die fest auf einander gepreßten Zähne. Er wußte nicht, wer es ihm reichte – aber er fühlte die Waffe in seiner Hand und mit teuflischer Freude hob er sie zur Wange empor.

Der Nena streckte drohend die geballte Faust gegen ihn aus. »Verfluchter – Du mußt sterben!«

»So geh' voran!« Die Flinte lag fest und unbeweglich an der Schulter des Schützen – der Finger berührte den Drücker.

In demselben Augenblick erhob sich das Roß des Maharadschas zum Sprung – der Schuß krachte und Pferd und Reiter rollten übereinander in den Graben.

Der Resident warf zornig das Gewehr zu Boden. »Verdammt sei der Zufall!« Über den gefallenen Maharadschah her ballte sich ein Knäuel von Kriegern, mit ihren Leibern ihn deckend, kämpfend gegen die jubelnden Engländer, bemüht den Führer todt oder lebend unter der

Last seines Rosses hervorzuziehen und ihn aus dem Getümmel zu schleppen. Aus diesem Gewühl tauchte ein funkelndes schwarzes Augenpaar, ein entstelltes Frauengesicht plötzlich vor Lieutenant Tanders auf – »Anarkalli!«

Die Lippen schienen sich zu einer Verwünschung zu öffnen – die Hand, mit einem Dolche bewaffnet, erhob sich und stieß nach ihm. Nur durch eine rasche Wendung entging er dem sicher geführten Stoß, der abgleitend leicht seine linke Schulter verwundete.

»Der Teufel hole das Weibstück! Muschla, meine Liebe, ich glaube, Ihr möchtet einen britischen Gentleman an Eurer Nadel da aufspießen. Geht zum Henker, schwarze Vettel!« Damit stieß der Irländer, der neben dem Lieutenant focht, ziemlich unsanft seine eigenthümliche aber wirksame Waffe gegen die Bayadere und stürzte sie von der Höhe des Walles hinab.

Faust an Faust, Auge in Auge wüthete hier der Kampf noch einige Minuten um den zu Boden gestreckten Hindufürsten fort, während der Ruf der Hindostani: »Der Peischwa ist erschlagen! Rächt den Peischwa!« an den anderen Stellen den Muth und den Eifer der stürmenden Sepoy's minderte, während die rasch sich verbreitende Nachricht den Widerstand der Belagerten erhöhte – kurze Zeit noch und ihr Triumphgeschrei verkündete von mehreren Orten zugleich, daß der Feind im Weichen begriffen sei.

Das scharfe Auge des Residenten hatte recht wohl erkannt, daß das Bäumen des Pferdes im entscheidenden Augenblick wahrscheinlich seine mit so großer Sicherheit abgesandte Kugel verhindert hatte, ihr Ziel zu erreichen. Indem er mit einem abscheulichen Fluch die Hoffnung aufgab, daß nur die Leiche seines Feindes der Lohn aller Anstrengungen seiner Krieger sein würde, benutzte er einen Augenblick des allgemeinen Ringens, sprang auf die Brustwehr und – den Hieb eines Säbels parirend – erfaßte er dessen Eigenthümer, einen kecken in fliegende orientalische Gewänder gehüllten und daran kenntlichen Hinduoffizier an der Kehle. Unter dem herkulischen Druck seiner Finger öffnete sich der Mund des Unglücklichen nach Luft schnappend, seine Augen verdrehten sich und die Arme hingen schlaff am Leibe hinunter, während der kräftige Arm des Briten ihn zu sich zog und über die Brustwehr in das Innere der Verschanzung schleuderte.

Eben so rasch hatte er den Arm des Irländers ergriffen und ihn aus dem Kampfgewühl gezogen, indem er den halb bewußtlosen Hindu ihm zuwarf.

»Du und ich, mein Bursche, haben genug hier gethan und können jetzt an unsere Interessen denken. In fünf Minuten werden die schwarzen Schufte uns für diesmal den Rücken wenden, also hilf mir diese Beute in Sicherheit bringen.« Der Irländer hob den leichten Hindu wie ein Kind empor und schleppte ihn nach dem Hospital, aber Major Rivers, der ihm folgte, hielt ihn zurück.

»Nicht dorthin, Sergeantmajor – zuerst laßt uns unsere eigenen Geschäfte verfolgen – dem Galgen entgeht der Kerl nicht. Bindet ihm Hände und Füße – hier ist mein Tuch, und dann herunter mit seinem Rock und seinem Turban, und hülle Dich selbst darein.«

Mickey hielt erstaunt in der ihm befohlenen Arbeit inne und sah fragend auf den Offizier.

»Nun, verstehst Du nicht? Ich meine, wenn Du das Geschäft ausführen willst, das die Lady Dir aufgetragen, wird es hundert Mal leichter und sicherer sein, Du hüllst Dich in die Tschoga dieses Gentleman, als daß Du mit rothem Rock und steifer Halsbinde unter seine Gefährten läufst!«

Der Irländer schlug sich vor den Kopf. »Weiß Gott, 'r Gnaden, was meines Vaters Sohn für 'n Dummkopf war! Sie haben Recht – so wird's gehen, und es müßte mit dem Infernalischen zugehen, wenn die Bursche mich nicht für einen der Ihren halten sollten!«

»So tummelt Euch, Sergeantmajor – Ihr müßt mit den Nachzüglern zugleich die Wälle verlassen.«

Es bedurfte der Ermahnung nicht. Mickey streifte mit einer Gewandtheit und Eile den unglücklichen Hindu, einen Jemedar vom 31. Regiment, ab, die verrieth, daß wo es auf's Fouragiren, gleichviel ob in Kleidern oder Lebensmitteln, ankam – er in seinem Beruf war. In wenig Momenten hatte er Beinkleider, die Tschoga und den Turban und Gürtel des Hindu in der Hand und wollte beginnen, sich damit zu bekleiden.

Der Resident hatte nach dem Wall hin gehorcht und mit Befriedigung die wachsenden Zeichen von der Niederlage des Feindes vernommen.

»Ihr werdet am Besten thun, Kamerad,« sagte er, »wenn Ihr die Verkleidung außerhalb des Walles anlegt, denn sonst könnte leicht eine Kugel oder ein Bayonetstich eines der Unseren allen Euren Abenteuern im Voraus ein Ende machen. Für den Rath und die Hilfe, die ich Euch geleistet, fordre ich einen Dienst. Einstweilen nehmt diese Börse, Ihr werdet sie brauchen!«

»Euer Gnaden mögen befehlen. Ich sehe, die Leute haben 'r Gnaden verleumdet. Sie sind wirklich nicht so schlecht, als sie sagen.«

Der Offizier biß sich auf die Lippe. »Wenn es Dir glückt, in der Stadt Dich aufzuhalten, und dem Doctor den Brief der Lady zuzustellen, so suche in das Haus des Babu Tippto Singh zu gelangen, den Du kennen mußt, und Nurjesan, seiner Tochter, dies Billet zuzustecken.«

Der Ire sah ihn mißtrauisch an, indem er sich hinter den Ohren kratzte »Den Teufel, 'r Gnaden – man erzählte sich so eine Geschichte in der Stadt, als ob 'r Gnaden dem Vater und der Tochter einiges Schlimmes zugefügt hätten.«

»Narr! das Mädchen ist ganz auf unsrer Seite und wird uns helfen wo sie kann. Die schönste Hindu macht sich eine Ehre daraus, die Maitresse eines weißen Mannes gewesen zu sein. Doch nun fort oder es ist zu spät.«

Sie eilten Beide, in dem Lärmen und Gewühl unbeachtet, nach dem Wall zurück. Die Niederlage der Sepoy's war jetzt vollständig, und die Kanonen auf den Wällen, deren sich die Vertheidiger jetzt wieder bedienen konnten, beförderten mit jedem Schuß die Verwirrung und lösten jede Ordnung des Rückzuges zur wilden Flucht auf.

Den wüthenden Anstrengungen der Leibwächter des Nena war es gelungen, ihn bewußtlos und blutend unter dem Pferde und dem Leichenhaufen hervorzuziehen und fortzubringen. Als am Morgen die Belagerten sich aus den Verschanzungen wagten, von Major Rivers geleitet, dessen tapferes Verhalten bei dem Sturme der Nacht ihm wieder eine freundlichere Annäherung seiner Kameraden und Landsleute, bis auf Capitain Delafosse und einige Andere, gewonnen hatte, fanden sie nur das todte Roß des Maharadschas, und der Donner der Batterien verkündete ihnen bald, daß ihr unversöhnlicher Feind auf's Neue an ihrem Verderben thätig war.

Noch während des Sieges-Jubels der Soldaten half der Resident dem tapfern Irländer, ohne daß dieser nochmals mit Lieutenant Sanders gesprochen hatte, die Außenseite des Walls hinab gleiten. Wenige Augenblicke nachher war der Sergeantmajor, auf dem Leib über den mit Leichen bedeckten Boden weiter kriechend, den Augen des Nachschauenden entschwunden.

Indeß war dieser erste ermuthigende Sieg der Engländer nicht ohne schwere Verluste erkaufte worden. Erst nachdem der Kampf geendet und wenigstens für diese Nacht jede Gefahr beseitigt war, konnte man sie übersehen, und das Hospital wurde in der That jetzt eine Stätte, die diesem Namen entsprach. Doctor Brice war in voller Thätigkeit, Wunden zu verbinden, die Blei und Stahl geschlagen, und die Frauen, halfen ihm mit jener Sorge und Zartheit, die mehr noch als die Hand des Arztes die weibliche besitzt in diesem Geschäft. Aber gar Mancher lag draußen an den Wällen, dem weder die Sonde des Doctors, noch die Sorgsamt der Frauenhand helfen konnten, – kalt und todt, das starre Auge, das die Kameraden noch nicht Zeit gefunden, zu schließen, hinauf in den Nachthimmel gerichtet, an dem der Luftzug des Flusses den Pulverdampf in weißen Wolken davon trieb.

Unter diesen Leichen war Oberst Stuart, der wackere tapfere Offizier, der den Kugeln und Bayonetten im welterschütternden Kampf um die taurische Zwingburg glücklich entgangen, um an den Ufern des Ganges von der meuterischen Hand seiner eignen Soldaten zu fallen!

Das ist das Loos der Schlachten – der Würfel über dem Haupte des Kriegers! –

Doch glücklich die Todten aus dem ersten Heldenkampf um den Erdwall des Hospitals von Cawnpur!

DES IRLÄNDERS ENDE.

Die heiße und trockene Jahreszeit nahte ihrem Ende – sie dauert in Indien von Mitte März bis Mitte Juni – und die nasse – die Zeit der Regengüsse – mußte in wenigen Tagen eintreten.

Als Vorboten trübten bereits einzelne Wolken und Nebel den sonst so klaren Himmel, und unter ihrem Schutz war auch der Überfall des Nena auf die Verschanzung der Briten ausgeführt worden.

Der wackere Irländer, der noch Nichts von dem Tode seines alten Offiziers und Gönners wußte, da er sonst gewiß nicht das kleine Fort verlassen hätte, war glücklich über den Umkreis gelangt, innerhalb dessen noch wenige Minuten vorher das heiße Gefecht getobt hatte, nicht ohne daß er unterwegs den Vortheil mit der Ehre verband und einigen Leichen, an denen er vorüber kam, sorgfältig die Turbanbinden, die Gürtel oder Taschen plünderte. Nachdem er sich in das nächste Mangogebüsch geschlichen, machte er aus seiner Uniform ein Bündel, versteckte dies unter den Zweigen und zog die Kleider des gefangenen Sepoy-Offiziers an. Indem er sich Gesicht und Hände mit nassem Pulver einrieb, vermehrte er die Unkenntlichkeit des erstern, das schon Pulverdampf und Schweiß entstellte, noch mehr, und machte sich dann guten Muthes nach der Stadt auf den Weg.

Die kleine Verschanzung der Engländer um das Hospital lag auf der Nordseite der Stadt, unfern der Straße von Bithoor. Mickey wußte, daß die Familienhütte seines indischen Freundes oder Bekannten Nudschur Dschewarri sich auf der Ostseite befand, und da er diesen als einen vorsichtigen Mann kannte, der sich nicht gern unnütz in Gefahr begab, so hoffte er ihn, statt unter seinen Kameraden in der Stadt oder in den Cantonnements, bei seiner Familie zu treffen, zu welcher der verheirathete Sepoy sich gern nach dem Dienst zurückzieht, um während seiner freien Zeit statt des englischen Soldaten den indischen Gentleman, das heißt den privilegierten Müßiggänger, zu spielen.

In der Stadt und deren Umgebung, die er passiren mußte, herrschte nach dem Kampf und der Niederlage noch eine lebhaftere Bewegung. Die Sepoy's hatten eine Menge verwundeter Kameraden zurückgeschleppt und in dem Schein großer Feuer, die vor den Pagoden und

Moscheen brannten, war man beschäftigt, die Leidenden zu verbinden, oder waren Gruppen gelagert, welche die Ereignisse der Nacht besprachen.

Ein dichter Kreis solcher Lagernden umgab die Stelle, auf welcher der Nena sein Zelt hatte aufschlagen lassen, die frühere Villa des Residenten.

Der Irländer, indem er sich so viel als möglich im Dunkel hielt, kreuzte glücklich die Menge und gelangte auf den Weg, der nach der Hütte des Sepoy führte, den er aufzusuchen beschlossen hatte. Sie stand zwischen Bananenbäumen in einem Maisfeld, und nur, weil Mickey den Ort kannte, gelang es ihm, sie aufzufinden. Alles war dunkel in der Hütte und deren Umgebung und hatte den Anschein, als sei sie verlassen oder als habe keiner ihrer Bewohner eine Ahnung von Allem, was bereits in dieser Nacht geschehen.

Meister Free wußte jedoch sehr wohl, was er von dieser Ruhe zu halten hatte. Er öffnete die aus Bambusstäben gefertigte, nach der Volkssitte unverschlossene Thür und drang ohne Weiteres in das Innere. Hier tastete er auf dem Boden umher, bis ihm ein Fuß und ein Bein in die Hand kam, von dem er sich jedoch bald überzeugte, daß es dem Weibe seines würdigen Freundes angehörte. Daneben fand er endlich die richtige Spur, ergriff die Füße des Hausherrn und zerrte ihn ohne Ceremonie über die schreienden Kinder und die kreischende Frau zur Thür hinaus in's Freie.

»O Chalo, was thust Du mir?« jammerte der Sepoy – »Ganesa hat Dir Weisheit genug gegeben, um zu erkennen, daß die Glieder Nudschur Dschewarri's gelähmt sind und Cartikeia kein Wohlgefallen an ihm gehabt hatte, wenn er mit Euch gezogen gegen die verfluchten Faringi.«

Der Irländer verstand genug Hindostanisch, um den Sinn der letzten Worte zu begreifen. »Akuschla, mein Liebling, Du verdammter Schuft,« schrie er auf Englisch, indem er seine Worte mit einem gehörigen Tritt in die Seite des Indiers begleitete, »ich will Dich H. . . sohn lehren, auf die Faringi schimpfen. Weißt Du nicht, daß ehrliche Irländer d'runter sind? Steh' auf, Bursche, und laß ein Wort mit Dir reden!«

Der Indier war, wie von einer Feder geschnellt in die Höhe gesprungen, und in dem Glauben, daß die Engländer Cawnpur wieder erobert, begann er einen Strom von Verwünschungen in ihrer Sprache über seine eigenen Landsleute auszustoßen, bis der Blick auf Mickey, von dem er im Dunkel nur die Kleidung erkannte, ihn wieder stutzen machte.

»Nutz' Dein Maulleder nicht länger ab mit Deinem Wischiwaschi, Kerl,« brummte der Sergeantmajor – »Du würdest morgen beim Sonnenschein Dich nur ärgern, wenn Du siehst, daß wir eben noch so in der verfluchten Mausefalle sitzen, wie nur je zuvor. Ich frage Dich, Nudschur Dschewarri, der Du mich um manche blanke Rupie beim Einkauf betrogen hast, ob Du mich kennst?«

»Wie, Sahib Micko? Meine Augen müssen mit Blindheit geschlagen gewesen sein, daß ich nicht erkannt habe den Sahib. Wo kommen mein Gebieter her in dieser Kleidung? Was ist geschehen?«

»Laß uns einen Augenblick bei Seite gehen, guter Freund,« sagte vorsichtig der Irländer. »Ich glaube zwar nicht, daß die Schönheit, Dein Weib, oder Deine Ferkel von Kindern sonderlich viel Englisch verstehen, aber besser ist besser, wie Pater O'Donnaghue sagt, wenn er eine Schüssel mit geröstetem Lammsbraten neben einer Platte Kartoffeln stehen sah. Also komm' hierher, ich habe mit Dir zu reden.«

Er zog ihn eine Strecke fort, unter den Stamm einer riesigen Banane, wohin der Indier ihm mit keinem besondern Vergnügen über das Wiedersehn zu folgen schien.

»Nudschur wundern sich, daß Sahib Micko wagen,« meinte der Sepoy – »schlimme Zeit jetzt für Sahib Faringi. Der Nena, großer Peischwa, hassen alle weißen Männer und wollen sie todt machen mit Weib und Kind!

»Der Teufel geseigne es ihm! Höre, Mann – Du wirst Dich erinnern, daß Du es immer gut gehabt hast im Regiment und daß der Sahib-Major Dich sogar unverdienter Weise zum Corporal gemacht hat. Ich hoffe, daß eine dankbare Seele in Deiner schwarzen Haut steckt!«

»Nudschur Dschewarri großer Freund der Sahib Faringi, lassen sein Leben für sie und haben nicht gegen sie gekämpft.«

»Nun, das spricht für Dich! Du wirst Dich des Hakim erinnern, von dem die Leute erzählten, daß er bei der Flucht des Sikh-Prinzen aus jenem Fort die Hand im Spiele gehabt hat, das in Zeit der Noth nicht einmal gut genug war, uns gegen die Schufte, Deine Kameraden, zu schützen.«

»Nudschur kennt den Hakim! Er hat ihn gestern gesehen mit dem großen Peischwa der Hindostani.«

»Das erleichtert die Sache. Ich möchte mit ihm sprechen. – Du mußt mir eine Unterredung mit ihm verschaffen.«

Der Indier kraute sich verlegen am Kopf. »Sahib Micko weiß, daß mein Leben zu seinen Diensten steht. Aber Nudschar haben nur einen Hals, und der Nena besitzen ein böses Auge. Der Hakim sein ein großer Mann im Rath des Peischwa geworden und es könnte mir übel ergehen, wenn ich meine Hände mischen wollen in fremde Sachen. – Warum Sahib Micko nicht selber gehen?«

»Bei Jäsus – der Kerl ist verrückt! Wenn das Deine Freundschaft für die Faringi ist, Du schmutziges Vieh, dann kann sie mir gestohlen werden.«

Der Hindu hatte sich vorsichtig zwei Schritte zurückgezogen. »Nudschur Dschewarri,« meinte er – »sagen nicht, daß er es nicht thun wollen, aber Sahib Micko mögen bedenken, daß die Gefahr groß für armen Mann, der Nichts haben, als sein Leben. Was bekommen Nudschur dafür, wenn er mit dem Hakim sprechen?«

»Ah, ist es so gemeint? Gott verdamme Deine Seele, Du schwarzer Schurke,« sagte Mickey ärgerlich – »wo soll ich das Geld hernehmen? Ihr habt uns Alles gestohlen und ganz Cawnpur dazu!«

Der Hindu schüttelte schlau den Kopf. »Sahib General werden Sahib Micko nicht hierhergeschickt haben mit Botschaft für den Hakim, ohne ihm mitgegeben zu haben viel goldene Mohurs. Sahib General wissen, daß Nudschur ein armer Mann und brauchen Geld!«

»Du Spitzbube!« zürnte der Irländer, »ich weiß, daß Du fast so reich bist, wie ein Babu, aber Du verscharrst all' Dein Geld. – Möge Deine Mutter, die schwarze Kuh, verdammt sein. – Du sollst zehn baare Schillinge haben, wenn Du den Doctor zur Stelle schaffst.«

»Es gehn nicht, Sahib Micko, es gehn durchaus nicht!«

»Höre, Kerl,« sagte der Irländer, der ebenso zäh im Herausrücken, als sein würdiger Freund habsüchtig war – »hier ist eine blanke goldene Guinee, wie Du sie gar nicht zu sehen verdienst, und des Teufels Großmutter geseigne Dir Deinen schwarzen Undank. Aber nun mach', daß Du fortkommst!«

Allein der Indier rückte und rührte sich nicht von der Stelle – er hatte den Klang von mehr Goldstücken gehört, als Mickey das eine aus der Börse nahm, die ihm der Resident gegeben, und nicht eher, als bis der Irländer ihm fünf Guineen auf die Hand gezahlt und unter tausend bitteren Verwünschungen eben so viel versprochen hatte, wenn er den Doctor bringen würde, wurden sie Handels einig.

»Aber nun sprich, Du schwarzer Gauner,« grollte der Irländer, »wie willst Du die Sache anfangen und wo soll ich unterdeß bleiben?«

»Sehr leichte Sache, Sahib Micko,« meinte verschmitzt der Sepoy, der wußte, daß er seines Geldes sicher wäre – »der Hakim sein sehr guter Mann. Sahib in meiner Hütte liegen gehen, krank und verwundet, Nudschur sagen zu Sahib Hakim: kranker Mann liegen in seiner Hütte, und sicher sein, gleich mitzubringen!«

»Was das Vieh für Verstand hat,« brummte der Irländer. »Aber höre, hier ist noch ein Auftrag. Du kennst das Haus des reichen Babu Tippto Singh und seiner Tochter Nurjesan?«

Der Indier bejahte.

»Nun, wenn Du diesen Brief ihr zustecken kannst, will ich noch einen Mohur auf das Sündengeld drauf legen, das Du mir abgegaunert.«

»Für was haben Nudschur Dschewarri ein Weib? Die Frau können bringen diesen Brief ohne Gefahr, wenn Tag erscheint und die Tochter des Babu mit ihren Weibern die heiligen Waschungen macht.«

Mit diesem Versprechen kehrte der würdige Corporal nach seiner Hütte zurück, holte seine Frau und Kinder heraus, bedeutete der erstern, was sie zu thun hätte und jagte die anderen ohne Weiteres in das Gehölz, um sich dort einen andern Schlafplatz zu suchen mit dem Befehl, sich vor dem nächsten Abend nicht wieder blicken zu lassen. Dann zeigte er dem Irländer einen Fußpfad in die Maisfelder, wohin er sich zurückziehen könnte, wenn ja Gefahr nahen sollte, und wies ihm sein eignes Lager von Rohrmatten an, indem er der Frau befahl, bei Tagesanbruch nach den Ladeplätzen zu gehen, wenn er bis dahin noch nicht zurück sein sollte.

Es mochten noch etwa zwei Stunden bis Tagesanbruch sein, und es war dem Irländer gar nicht unbehaglich, nach den Anstrengungen bis dahin einiger Ruhe pflegen zu können. Die noch junge und ziemlich hübsche Frau des Sepoy nahm ganz unbefangen an seiner Seite wieder ihren Platz ein, und da weder die Moralitätsbegriffe noch das Zartgefühl bei Meister Mickey besonders stark waren, und er den Bruch der Gastfreundschaft überdies mit dem unglücklichen Irrthum von vorher bei sich entschuldigte, verfehlte er nicht, die Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft auf's Beste zu benutzen.

Bald nach dem Anbruch des Tages begann, wie schon früher erwähnt, die Beschießung der englischen Verschanzung auf's Neue. Der Irländer wurde von dem Donner der Kanonen aus dem tiefen Schlaf erweckt, in den er, trotz der Gefahr seiner Lage, gefallen war. Er befand sich allein in der Hütte, die Frau des Besitzers hatte sich bereits seit länger als eine Stunde entfernt, und obgleich die Zeit verrann und die Sonne immer höher stieg, kehrte weder der eine noch die andere zurück. Der Aufenthalt in der engen Hütte wurde durch die wachsende Hitze nachgerade unerträglich, und Mickey begann zu fürchten, daß sein indischer Freund

entweder zum Verräther geworden sei, oder durch Furcht abgehalten werden könnte, zu ihm zurückzukehren.

Endlich vernahm er herannahende Schritte – er faßte die Dschambea, die er einem der erschlagenen Indier abgenommen hatte, um sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, aber ein leises Pfeifen überzeugte ihn, daß es Nudschur Dschewarri, sein Bote sei, der zurückkehrte, und ein Blick durch die Spalten der Hüttenwand belehrte ihn, daß jener nicht allein, sondern daß wirklich der Arzt mit ihm war.

Der ehrliche Bursche, der sich bereits verloren gegeben, mußte sich mit Gewalt halten, nicht aus der Hütte zu stürzen und den Doctor zu bewillkommen, sondern die Rolle des Kranken fortzuspielen, da er nicht wissen konnte, ob nicht irgend ein Verräther sich in der Nähe befände. Doctor Walding ahnte überdies nicht, wer ihn erwartete, sondern nur seine Menschenliebe und seine Pflicht als Arzt hatten ihn bewogen, dem Sepoy zu seiner Wohnung zu folgen, als es diesem endlich gelungen war, ihn unbeschäftigt zu finden und seine Bitte vorzutragen, einem Schwerverwundeten Hilfe leisten zu wollen.

Um so größer war daher sein Erstaunen, als der Kranke sich plötzlich aufrichtete und ihn auf Englisch begrüßte. »Der Härre segne Ihr Gesicht, Doctor Clifford,« sagte er – »ich freu mich, meiner Seele, Sie wieder zu sehn, obschon es nimmer hübsch ist, daß ein weißer Christenmensch mit den schwarzen Halunken zusammen hält! – Na 's ist Ihre Sache und 's ist immer gut, wenn Einer auch beim Höllenfürsten 'ne Fürsprach hat. Schicken Sie den schwarzen Kerl hier aus der Hütte, dann will ich Ihnen was übergeben, das von so 'ner schönen Dame kommt, als nur je eine ihr Gesicht in diesem verwünschten Lande blös gezeigt hat! – He, ich merke, Sie kennen mich nicht, und verwundern sich, und da wird es gut sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit Mickey Free, Oberst Stuarts rechter Hand zu thun haben, der oft genug den Meßtisch versorgte, wenn Sie mit dem lustigen Doctor Brice daran speisten, der jetzt ein Gesicht machen wird, jämmerlich genug!«

»Mickey Free, der Sergeantmajor – ich erinnere mich!« rief Doctor Walding erstaunt – »aber um Gotteswillen, wo kommen Sie her, Mann – sendet Sie Doctor Brice?«

»Nicht daß ich wüßte, Doctor – 's ist was Besseres als von so 'nem Salbenschmierer. Da – nehmen Sie den Brief und lesen ihn und die Lady läßt Ihnen sagen, daß sie nimmer Ihrer vergessen wird, auch wenn Sie ihr nicht helfen könnten!«

Walding ergriff hastig den Brief und öffnete ihn; – sein freundlich ernstes Gesicht zeigte eine tiefe Bewegung, als er die Worte und Bitten der jungen Dame las, der seine stille Liebe gewidmet war und für die er bereits wiederholt sein Leben eingesetzt hatte. »Die Unglücklichen!« murmelte er, »warum haben sie mein Anerbieten nicht angenommen, ehe es zu spät war. Sagen Sie mir, Freund, haben Sie Miß Highson noch nach dem Sturm dieser Nacht gesehen? War sie sicher und keiner Gefahr ausgesetzt? ich bitte, sagen Sie mir Alles, was Sie über die Lage Ihrer Landsleute wissen, Sie dürfen mir ganz vertrauen!«

Er setzte sich neben den Boten und ließ sich von diesem Alles erzählen, was er über den Hergang des Gefechts und die Lage der kleinen Garnison wußte. Dann versank er in langes tiefes Nachdenken, das nur die Worte unterbrachen: »Ich fürchte – ihre einzige Hoffnung wird die Gnade des Nena sein – und diese ist gering, denn die Tigernatur in ihm ist entfesselt! Aber ihr Vertrauen soll sie nicht täuschen – er ist mir Dank schuldig – sein Leben – und keine Gefahr der Welt soll mich abhalten, jeden Versuch zu ihrer Rettung zu machen.«

Hierauf verabredete er das Nöthige mit dem Boten. Sie kamen überein, daß Mick bis zum Eintritt der Dunkelheit in der Hütte bleiben und dann mit Hilfe des Nudschur sich wieder auf den Weg zu den Seinen machen sollte, was leicht ohne Gefahr geschehen konnte. Der Doctor wollte ihn am Nachmittag noch ein Mal besuchen und ihm dann einen Brief für die Lady bringen – der Indier sollte ihn wieder zu dem Besuch abholen, da bei der Menge der verschlungenen und sich kreuzenden Pfade in den Reis- und Maisfeldern er die Hütte sonst schwerlich gefunden hätte.

Hierauf nahm Walding von dem Irländer Abschied und kehrte nach der Stadt zurück, um durch seine Abwesenheit nicht die Aufmerksamkeit des Nena zu erregen.

Aber das böse Geschick, das seine schwarzen Fittiche über die unglücklichen Vertheidiger von Cawnpur streckte, sendete den tückischen Zufall, um alle edelmüthigen Berechnungen des Deutschen zu Nichte zu machen und durch ihn selbst Jenen das Verderben zu bereiten.

Am Thore der Stadt, noch ehe der Nudschur ihn verlassen, begegneten sie der Bayadere, die mit einigen ihrer Genossinnen im Lager umherstreifte. Walding selbst theilte ihr mit, daß er einen in den Hütten liegenden Schwerverwundeten besucht hätte, aber der Argwohn Anarkalli's, deren Auge ohnehin seit jenem Abend des Festes zu Bithoor ihn streng bewachte, wurde durch seine Befangenheit rege, und er hatte sie kaum verlassen, als sie sich von ihren Gefährtinnen losmachte und ihre Nachforschungen begann, indem sie dem Sepoy heimlich folgte.

Dem wackern Irländer wurde in der That die Zeit gewaltig in seinem Versteck lang und mehr als ein Mal war er versucht, eine kleine Streiferei auf eigne Hand zu unternehmen, denn auch der Appetit fing sich gewaltig bei ihm an zu melden, und es war Nichts in der Hütte, als ein Paar schlechte Kürbisse. Endlich, als die Sonne beinahe im Zenith stand und mit ihren versengenden Strahlen alles Leben ertödtete, erschien der Indier, keuchend unter der Last von Lebensmitteln, mit denen er sich auf den Wink des vorsichtigen Mickey und auf dessen Kosten versehen hatte. Die beiden Freunde machten sich nun eilig daran, jeder seine eigene Mahlzeit zu bereiten, denn der strenggläubige Hindu hätte um keinen Preis gemeinschaftlich mit seinem Gast dies gethan. Die Hindu-Sepoy's der Armee von Bengalen halten streng auf die Beobachtung ihrer Religionsgebräuche selbst im Felde und kochen ihre Mahlzeiten daher abgesondert von den Muselmanen und Christen. Nur die Sepoy's von Madras – aus den verschiedensten Menschenracen der Tropen zusammengesetzt – zeigen sich gleichgiltig gegen die Vorschriften der Religion.

Der Sepoy grub vor seiner Hütte einen Erdkreis, in dessen Mitte er – dadurch gleichsam abgesondert von seinem Kameraden, – ein Feuer anmachte und seinen Reiskessel brodeln ließ, in den er kleine Würfel des mitgebrachten Hammelfleisches warf, während der Irländer am Stamm der Banane sein Fleisch röstete und mit Wohlbehagen den Geruch des Bratens in die Nase zog.

»Der Teufel soll mich holen, Freund Nudschur,« sagte er, »wenn meine Coteletten nicht ein ganz ander Ding sind, als Dein magrer Reispudding. Sei gescheut und lang bei mir zu.«

Damit streckte er ihm den hölzernen Spieß, an dem er nach orientalischer Sitte seine Fleischstücke geschmort, entgegen, aber der Indier wandte sich mit Abscheu davon, spuckte grimmig aus und sagte: »Sahib Micko ein schlimmer Mann, wollen seinen besten Freund beleidigen!«

»Na – sei kein Tölpel – ich wollte nur Dein eignes Bestes! Aber es kann kein Mensch verlangen, daß ein Schwein ein seidnes Halstuch trägt. Jäsus meine Seele, ich wollt meine ganze Aussicht auf die nächste Monatslöhnung geben, wenn wir eine Flasche ehrlichen Whiskey im Bereich der Hand hätten, um diese Fettigkeit sauber 'nunter zu spülen!«

Der Sepoy sah ihn schlau von der Seite an. »Was möchten Sahib Micko für einen guten Krug Jagory¹ dem armen Nudschur geben?«

»Bei der Seele meines Vaters, ich wette, dieser schwarze Schuft hat eine ganze Vorrathskammer davon! Heraus damit, Freund Nudschur, eh ich Dir den Hals umdrehe, und Du sollst eine richtige silberne Krone für Deinen Krug haben.«

Der Indier – der ihr Gelag nicht zufälligen Späherblicken aussetzen wollte und seinen Reis verzehrt hatte, – nöthigte seinen Freund, in die Hütte zurückzukehren, und brachte aus einer wohl im Gebüsch versteckten Grube einen mächtigen Krug des gegohrnen Palmensaftes zum Vorschein. Ehe er diesen jedoch zum Besten gab, ließ er sich von dem Irländer nicht nur den versprochenen Preis des Getränkes, sondern auch das Geschirr bezahlen, in das er den Antheil desselben schüttete, da – nachdem dasselbe durch den Lippen eines Christen berührt worden – es von ihm nicht wieder gebraucht werden durfte.

Beide begannen nun ein Gelage, bei dem zwar der Indier sich einer größern Mäßigkeit befleißigte, welches aber auch auf ihn wenigstens den Einfluß äußerte, daß er die bisherige ängstliche Besorgniß verlor und der muntern Laune seines Gefährten nach und nach freien Zügel schießen ließ.

Es dauerte nicht lange, so war der würdige Irländer auf dem besten Wege, sich zu berauschen. Er begann, seinem indischen Freunde allerlei Geschichten von Grün-Erin und der schönen Betsy O'Flanagan oder dem lustigen Pater des Kirchspiels zu erzählen, und wie er im Krimfeldzug, einem Lande, wo es so kalt sei, daß die Suppe im Topf gefroren, ein ganzes Bataillon bärtiger Rusfen allein zusammengehauen und in die Flucht gejagt habe. – – –

Zwei dunkle glühende Augen lauschten durch die Spalten der Vambuswand, ohne daß ein Geräusch die Nähe des Horchers verrieth. Nur die schillernde Eidechse schlüpfte mit leichtem Rascheln durch die Blätter und in den Zweigen der Bananen krächzten Papageien und indische Raben ihr heiseres Geschrei.

»Betsy ist die schönste Maid
Durch ganz Galway weit und breit.
Tally ho! Tally ho!

»Oder was meinst Du, schwarzer Bursche, zu dem Liede von Jim Connor und den englischen Rothröcken? Nun, war der beste Bläser im ganzen Süden und ein schnurriger Bursche dazu, der auch unter den Weißkappen gedient! Meiner Six – es muß eine lustige Zeit gewesen sein in Grün-Irland, als die Orangemänner Nacht für Nacht auf den Straßen durchgebläut werden durften und ein Parlament in Dublin saß, und ein ehrlicher Bursche seinen Usquebaugh trinken mochte, ohne daß ihm die Steuer im Halse stecken blieb. Höre, ich will Dir das Lied von Jim dem Bläser zum Besten geben!« Und mit einer Stimme, welche die leichten Wände der Hütte erbeben machte, begann er die Ballade:

»Mutter Margreth' sprach zum Lieblich:
Putz' die Pfeife, putz' die Pfeife,

¹Jagory oder Totty ist ein berauschendes Getränk, das aus Palmensaft gemacht wird.

Morgen giebt es ein Begräbniß,
Denn die blinde Stute schnaubt sich
Und die Unke schreit im Teich!

»Zum Teufel mit der alten Hexe – sie irrt sich – es sollte eine Hochzeit sein! Ich weiß es – der Lieutenant heirathet die Lady, die mir den Brief gegeben. Laß uns anstoßen, Bruderherz, schwarzer Halunke, auf die Braut! Des Satans Großmutter hole den Nena – wir wollen ihn durchbläuen, daß es eine Art hat, wenn er sich nicht davon macht!«

Der Indier hatte sich erhoben – obschon auch auf ihn das berauschende Getränk nicht ohne Wirkung geblieben war, befand er sich doch noch im Besitz seiner Überlegung und glaubte es an der Zeit, daß er sich wieder zum Doctor begeben müsse.

»Sahib Micko haben Zeit zu schlafen,« sagte er – »gehen erst fort, wenn schwarze Nacht da sein, Nudschur aber müssen zu Sahib Hakim gehen, wie er befohlen, und sich beim Jemedar melden.«

»Nun, so geh', Bruderherz, und hol meinetwegen den Pflasterkasten – der Teufel hole alle Eure Jemedare, Suhbedare und wie die Kerle alle heißen. Dein Weib läuft fort, Du gehst fort – den Henker wißt Ihr, was sich schickt gegen einen irischen Gentleman!«

Der Sepoy nahm sein Gewehr von der Wand, und nachdem er seinem Gefährten empfohlen hatte, in seiner Abwesenheit sich ruhig zu verhalten, verließ er die Hütte. Als er auf den freien Platz unter den Bäumen trat, glaubte er ein Rauschen zwischen den Maisstauden zu hören und die Federn der Ähren sich bewegen zu sehen, wie von einem Körper, der sich hindurchdrängte. Aber durch den Genuß des Getränkes weniger achtsam auf die Gefahr, glaubte er, daß irgend ein naschhafter Affe das Feld besucht habe, begnügte sich mit dem Ausstoßen eines verscheuchenden Geschrei's und wandte sich dann zu der kleinen Cisterne, die unfern den Bäumen angebracht war, und tauchte seinen Kopf einige Male in das trübe Wasser, ein Manöver, das weniger zu seiner Reinigung, als dazu diente, sein Gehirn wieder in den richtigen Stand zu bringen. Dann, nachdem er drei Mal nach der Seite ausgespieen, wo er eben mit einem Christen getafelt, machte er sich eilig auf den Weg zur Stadt.

Gibson, der Haushofmeister des Peischwa, trat in das Gemach, in welchem der deutsche Arzt in Erwartung des Sepoy, der ihn zu seiner Hütte holen sollte, eben seine Siesta hielt, und beschied ihn eilig zu seinem Gebieter. Walding fand den Peischwa auf seinen Kissen sitzend, an seiner Seite Anakalli, die Bayadere, deren wogender Busen und heißes Antlitz einen raschen Lauf oder eine heftige Bewegung verrieth. Vor ihm stand Danilos, der Uskoke, der Herr der arabischen Praua, der ihm Briefe überbracht zu haben schien, denn der Nena hielt einen solchen noch in seiner Hand.

Sein Gesicht, durch den Blutverlust und die Verwundungen, die er bei dem Sturz erhalten hatte, bleicher noch als gewöhnlich, zeigte unter dem Verband, der seine verletzte Stirn umgab, einen Ausdruck freudigen Triumphes – nur in der düstern Falte zwischen seinen Brauen lag finstrer Ernst, als aus seinen schwarzen Augen ein fast drohender Blitz auf den Eintretenden schoß.

»Was befiehlest Du, Hoheit?« fragte dieser, die kaltblütige Herrschaft des Arztes seinem Patienten gegenüber annehmend, obschon ihm im Innern unbehaglich unter dem scharfen Blick des Nena zu Muthe war und der Brief, den er bereits geschrieben und bereit hielt,

auf seinem Herzen brannte. »Ich habe mir erlaubt, Dir ausdrücklich für den heutigen Tag ungestörte Ruhe zu verordnen, damit das Wundfieber nicht heftig werden möge und Deine Heilung verzögere. Aber ich bemerke leider, daß meine Anordnungen keine Folge gefunden haben.«

»Es ist jetzt nicht die Zeit müßig zu ruhen, Sahib Doctor,« entgegnete mit einem leichten Hohn der Maharadschah. »Gönnst Du doch selbst Dir keine Rast und Ruhe für unsere heilige Sache, und scheust nicht die Mühe, obschon Du diese Nacht an meinem Lager zugebracht, und meinen Kriegern Beistand geleistet hast, das Lager der Verwundeten bis in die fernsten Theile der Stadt zu besuchen und überall Deine Hilfe zu spenden.«

»Das ist meine Pflicht als Arzt und Mensch, Hoheit,« sagte der Doctor nicht ohne eine leichte Verwirrung, indem er begriff, daß die Worte des Nena sich auf seinen Gang am Morgen bezogen, bei dem er der Tänzerin unglücklicher Weise begegnet war. »Jeder der meine Hilfe verlangt, hat Anspruch darauf!«

»Owh! Dann wirst Du sie um so weniger einem Freunde verweigern. Ochterlony sendet uns einen Kranken, es ist der Wessir der Leibwachen der Rani von Jhansi, unserer Verbündeten, ein Christ wie Du mit dem Herzen des Hindu, der schwer in Delhi verwundet wurde. Tantiah Topi und der Derwisch haben ihn dem Raïs anvertraut, da sie von Deiner Geschicklichkeit überzeugt sind. Er befindet sich in Bithoor und ich bitte Dich, mit dem Raïs und Gibson sogleich dahin aufzubrechen – die Pferde stehen bereit.«

Der Arzt erröthete leicht – der Wunsch oder besser der Befehl des Maharadschah, dem er sich schwerlich entziehen konnte, drohte ihn der Gelegenheit zu berauben, den Boten der Lady nochmals zu sehen. »Ich weiß nicht, Hoheit,« sagte er zögernd, »ob meine nähere Pflicht gegen Dich mich nicht nöthigen sollte, bei Dir zu bleiben, besonders, da Du so ungeduldig dem Rath des Arztes Dich ffügst und nur den Bitten des Freundes Gehör giebst.«

»Wenn Du Dich als den treuen Freund Srinath Bahadurs erweisen willst,« entgegnete dieser mit Bedeutung, »so thue, was ich verlangt habe und mache Dich eilig auf den Weg nach Bithoor.«

»Aber Du selbst . . . «

»Habe keine Sorge um mich, Franke. Das Mittel, Srinath Bahadur seine Kraft wieder zu geben, und flösse sein Blut aus tausend Strömen, ist der Schatz – theurer als Gold und Juwelen – den jene elenden Wälle der Faringi ihm umschließen! Geh' – und Lakschmi geleite Dich für Deine Treue, bis wir uns wiedersehen. Dieser Raïs wird Dir Nachrichten aus Delhi von dem Sieg unserer heiligen Sache erzählen!«

Es blieb dem Doctor Nichts übrig, als zu gehorchen, wenn er nicht das nur zu leicht erregte Mißtrauen des Fürsten wach rufen wollte, und nachdem er ihm noch einige dringende Vorschriften für seine eigene Gesundheit gegeben, die der Nena mit Ungeduld anhörte, verließ er mit Danilos das Zelt, vor dessen Eingang sie Gibson bereits mit drei gesattelten Pferden erwartete.

Der Vorhang des Eingangs war kaum hinter ihm gefallen, als der Maharadschah von seinem Lager emporsprang. »Du hast Recht,« sagte er – »auf seiner Stirn lag die Angst des bösen Gewissens! Wehe ihm, wenn auch in seiner Seele der Verrath wohnt – der Dank für mein Leben würde ihn nicht schützen!«

»Er ist ein weißer Mann und unter weißer Haut lebt immer die Falschheit. – Ich eile zu thun, wie Du mir befohlen hast.« Die Bayadere verließ das Zelt.

Walding hatte unterdeß die Gelegenheit benutzt, unter dem Vorwand, daß er einige Arzneien und sein Besteck mit sich nehmen wolle, noch einmal nach seiner Wohnung zurückzukehren. Der Uskoke und Gibson begleiteten ihn dahin und warteten vor der Thür, an der der Arzt zu seiner Freude Nudschur Dschewarri, den Sepoy-Corporal, seiner harren fand.

Eilig trat er in sein Gemach, wickelte hier die Antwort an Lady Editha, die er bereit hielt, in ein Packet mit einer Arznei, steckte einiges Nöthige zu sich und verließ dann wieder das Haus. An der Thür that er, als ob er den Sepoy eben erst bemerkte und rief ihn, schon im Sattel sitzend, zu sich.

»Es thut mir leid, Freund,« sagte er laut, »daß ich Deinen Kranken nicht mehr besuchen kann, aber der Peischwa sendet mich eilig nach Bithoor. Gieb ihm die Medicin, die dieses Päckchen enthält, es ist wichtig, daß er sie bald bekommt und trage Sorge für ihn. Sobald ich zurückgekehrt bin von Bithoor werde ich Deine Hütte wieder besuchen.«

Ein bezeichnender Blick verständigte den Sepoy, in dessen Hand der Arzt zugleich ein Goldstück gleiten ließ; dann gab er seinem Pferde den Zügel und sprengte mit seinen Begleitern auf der Straße nach Bithoor davon, ohne zu bemerken, daß die Bayadere in der Nähe des Hauses jede seiner Bewegungen belauscht.

Der Sepoy machte sich alsbald auf den Weg, aber er hatte noch nicht die Stadt verlassen, als ein Jemedar mit einer Wache ihn einholte und ihm zu folgen befahl. Der Hindu sah sogleich, daß ein Zufall ihn verrathen haben müsse und mit jenem Stoicismus, der die Orientalen gleichgiltig gegen das Leben macht, fügte er sich seinem Schicksal. Der Jemedar führte ihn nach dem Zelt des Nena, gefolgt von einer Menge Volkes, welche die Verhaftung versammelt hatte. Vor dem Eingang des Zeltes wurde das Roß des Maharadschah von seinem Soyce bereit gehalten – eine Anzahl Reiter hielt, auf die Befehle des Gebieters wartend, ringsumher.

In demselben Augenblick, als der Sepoy, fortgestoßen von einem Kameraden, das Innere des Zeltes betreten wollte, fiel sein Auge auf ein angsterfülltes Antlitz in der Menge – seine Arme waren auf den Rücken geschnürt und er vermochte kein Zeichen damit zu geben, – aber es genügte, mit einer bedeutsamen Wendung des Kopfes einen raschen Blick zu tauschen, und noch ehe der Teppich sich hinter ihm schloß, konnte er sehen, daß die Person, welcher der Wink geolten, sich rasch aus dem Gedränge verlor.

Der würdige Bote Editha Highsons hatte nach dem Fortgehen seines Gastfreundes noch keineswegs sein fröhliches Gelag aufgegeben, und fuhr mit seinem Singen und Trinken unbesorgt fort, bis der Boden des Kruges ihm bewies, daß auch der letzte Tropfen des edlen Getränkes geleert war. Es schwebte ihm dunkel vor, daß er bis zur Nacht Zeit haben werde, auszuschlafen und daß er sich daher keine Sorge zu machen brauchte, und es dauerte in der That nicht lange, so sank er auf die Bastmatte und ein lautes Schnarchen verkündete, daß er in einen tiefen Schlaf gefallen war. –

Es mochte eine Stunde vergangen sein, als eine junge indische Frau in fliegender Hast den Fußpfad daher geeilt kam, sich häufig umschauend, als fürchte sie Verfolgung, und in die Hütte stürzte.

Sie faßte den Arm des Schlafenden und schüttelte ihn heftig, indem sie die wenigen englischen Worte, die sie kannte, in ihre Rede mischte. »Sahib Faringi müssen fort, geschwind –

große Gefahr drohen dem Sahib und arme Tetukanah und arme Nudschur! Nudschur gefangen beim Peischwa – Peischwa kommen, um Sahib Faringi zu fangen!

Der Irländer, den es ihr endlich gelungen war aufzurichten, rieb sich schlaftrunken die Augen. »Was zum Teufel schwatzt die Närrin von Peischwa und gefangen? Laß mich schlafen – oder noch besser, komm her und küß mich, Du kleine hübsche, schwarze Katze!«

Aber die junge Frau entriß sich seinen Armen. »Tetukanah,« rief sie, »will Dich retten, weil Du an ihrem Herzen geruht und Du sie nicht verachtet hast, obschon Du ein weißer Mann bist. Nudschur Dschewarri ist von den Kriegern des Nena gefangen genommen, diese Augen sahen ihn in das Zelt des Peischwa schleppen und er winkte mir. Lakschmi möge sich unserer erbarmen, wenn sie Dich finden – das Leben eines Armen ist bosch – Nichts! ein Hauch des Pavana in den Augen des Mächtigen! Auf Fremdling – und folge mir!«

Der Irländer – obschon seine angemaßte Kenntniß des Hindostanischen sich auf die Ausdrücke beim Handel und im Verkehr mit seinen Untergebenen beschränkte, – hatte doch die Mittheilung der jungen Frau jetzt begriffen und die Kenntniß der Gefahr ernüchterte ihn vollkommen. Er sprang empor, griff nach seiner Waffe und ließ trotzig das Auge umher rollen, gleich als suche er den Feind.

Aber Tetukanah zog ihn halb mit Gewalt mit sich fort, indem sie ihn anflehte, ihr zu folgen, da Flucht und Verbergen allein sie noch retten könne.

»Sahib müssen in den Hain der stummen Leute¹ – der Ort ist heilig und Niemand wird ihn zu betreten wagen, wenn Sahib sich dort verborgen halten bis zur Nacht. Tetukanah wird wiederkehren, ihren Freund zu suchen, wenn Surya sein Licht unter die Weltschüssel verborgen hat und Soma über den Bogen des Himmels zieht!«

Sie hatte hinter den Hütten einen engen und furchenartigen Weg eingeschlagen, der mitten durch das Maisfeld führte. Nachdem sie sich eine Viertelstunde durch die hohen, sie ganz verdeckenden Halme hindurchgedrängt, gelangten sie an das Ende des Feldes, das in einem jähen Erdsturz zu einem schluchtartigen Wege führte, der zwischen dichtem Gebüsch verkrüppelter Tamarisken und Mangroven weiter führte.

Die Frau floh auf diesem Wege fort, und Mickey, dem die Gefahr die größte Behendigkeit verlieh, folgte ihr eben so eilig, denn es dünkte ihm, in der Ferne Rufen und Geschrei zu vernehmen.

In der That war dies auch der Fall, denn die Hindufran wandte sich zu ihm und sagte: »Die Krieger des Nena haben die Hütte erreicht – aber Lakschmi sei Dank, wir sind am Ziele!« Sie hielt jetzt vor einer hohen und dichten Hecke an, die von den dicken Blättern und Zweigen des stacheligen Feigen-Cactus gebildet war, jedoch keine Öffnung zeigte.

»Innerhalb dieser Wand ist der heilige Hain der stummen Leute,« sagte sie hastig – »die Stelle ist weit genug entfernt von dem Tempel der Priester, so daß diese Dich nicht bemerken werden. Kriech durch die Hecke und verstecke Dich im Gebüsch, bis die Nacht gekommen. Wenn Du drei Mal das Geheul des Schakals an dieser Stelle hörst, werde ich zurückgekehrt sein, um Dich zu holen.«

Mickey schaute verdutzt die von langen Dornen starrende Wand an, ohne zu wissen, wie er hinüber oder hindurch kommen sollte, denn seine Märtyrerlust war keineswegs so groß, daß er sich gesehnt hätte, eine nähere Bekanntschaft mit den fußlangen Stacheln zu machen. Aber Tetukanah zog ihn mit Gewalt nieder, riß ihm das weiße Obergewand vom Körper und

¹Der Affen.

hüllte Kopf und, Hände ihm ein. »Bist Du ein Mann, Faringi, daß Du den kurzen Schmerz fürchtest, wo es gilt, Dein Leben zu retten? Eile Dich – denn die Feinde nahen!«

In der That erklang ein gellender Ruf lauter und näher als die früheren und man hörte ihn deutlich von verschiedenen Seiten erwiedern. Der Irländer steckte mit einem Coup der Verzweiflung seinen Kopf, als den Theil seines Körpers, welcher unstreitig die beste Bahn brechen und die härtesten Schläge vertragen konnte, in das Dickicht voran und schob mit einem heldenmüthigen Entschluß durch die elastischen nachgebenden Zweige seinen Körper nach. Zwar waren das Gesicht und die Hände durch die Vorsicht der Indierin so ziemlich geschützt, aber an hundert anderen Stellen drangen die spitzen Dornen in sein Fleisch und Mickey steckte wie in dem Futter eines jener höllischen Instrumente des Mittelalters, das man die spanischen Stiefeln nannte, in der Wand, bis es ihm durch einen gewaltsamen, von einem tüchtigen Fluch begleiteten Ruck gelang, sie zu durchbrechen, worauf er kopfüber in einen flachen Graben fiel, der die Hecke auf der innern Seite begrenzte. Er hörte noch, wie Tetukanah ihm zurief, sich von der Hecke zu entfernen und die flüchtigen hastigen Schritte, mit denen sie selbst entflohen.

Sie war erst wenige Augenblicke in dem Dickicht der Mangrovebüsche verschwunden, welche den Hohlweg säumten, als denselben im vollen Galopp mehrere Reiter herauf gesprengt kamen, an ihrer Spitze der Peischwa selbst.

»Möge die Bhawani alle Verräther verderben – der Ungläubige ist auch hier nicht zu sehen!«

»Die Blume der Tapferkeit wolle seinem Diener ein Wort gestatten,« sagte einer der Offiziere zu dem Fürsten, der sein Roß unweit der Stelle parirte, an welcher der Irländer durch die Cactuswand geschlüpft war – »sein Lager war noch warm wie das Nest des Hasen, als wir die Hütte betraten. Der Kaffir kann unmöglich weit sein – er muß sich in den Feldern verborgen halten!«

»So stelle Wachen aus, entlang der ganzen Strecke, Mustapha, und Sorge, daß der Hund nicht entwischt! – Alamos und die Tänzerin sind auf seiner Fährte – der Mexikaner hat die Witterung eines Hundes und wird sie nicht verlieren.«

In der That hatte der Nena auch kaum ausgesprochen, als an derselben Stelle, an welcher Mickey mit seiner Führerin das große Maisfeld verlassen hatten, Joaquin Alamos, der Pfadfinder, erschien, gefolgt von dem Canadier Adlerblick und der Bayadere nebst mehreren Sepoy's.

»Wo ist der Spion? Habt Ihr den Faringi gefangen?« schrie der Peischwa sie an.

Der Mexikaner schüttelte verneinend den Kopf. »Noch nicht, Hoheit,« entgegnete er, »aber wir sind auf ihrer Spur.«

Der Nena ritt näher an ihnen heran. »So sind ihrer Mehrere!«

»Nein, Sennor Principe – es ist ein Europäer und ein indisches Weib. Sie muß ihn gewarnt haben vor der Gefahr und ihm den Weg zur Flucht zeigen.«

»Woraus schließt Du das?«

Der Mexikaner lächelte. »Den Mann hat die Sennora hier gesehen und ihn als einen Weißen erkannt. Es muß ein Faringi-Soldat sein, denn er ist ein unmäßiger Trinker und wir fanden, wie Du weißt, einen geleerten Krug an seinem Lager. Der Boden in den Maisfeldern ist weich – die Spuren eines Weiberfußes sind wohl zu erkennen, auch wenn er noch so leicht ist, und sie sind die eines nackten und kleinen Fußes mit Ringen an den Zehen. Die Frau, die den Engländer führte, muß also jung, eine Hindu und von niederm Stande sein.«

Der Nena nickte zustimmend. »Und wohin führen die Spuren?«

»Hierher, Hoheit – sie treten hier aus dem Felde.«

»So suche weiter – der elende Sohn einer Hündin kann nicht weit entfernt sein. Bringt den Gefangenen hierher!«

Von mehreren Seiten waren jetzt Sepoy's aus dem Felde herbeigekommen, die dasselbe nach allen Richtungen durchsucht – einer der Trupps führte den gebundenen Gastfreund des Irländers mit sich und schleppte ihn auf einen Wink vor den Nena.

»Dreifacher Sohn eines Hundes, der Du Deinen Glauben und Dein Land verräthst,« schnob der Peischwa ihn an – »gestehe, wen Du abgesandt hast, den Faringi zu warnen und ihn zu verbergen!«

»Möge der Schatten Deiner Gnade auf Deinen Slaven fallen,« winselte der Nudschur, zu den Füßen des Pferdes sich windend – »ich kann nur sagen, daß ein Mann diesen Morgen in meine Hütte gekommen, der sich für einen Kashmirer ausgab und unsere Sprache spricht, wie das Wasser des Quells sprudelt. Er sagte mir, er sei krank und befahl mir, den Hakim des Peischwa zu ihm zu holen. Bei dem Haupte Krischna's, dem der Peischwa an Macht und Tapferkeit gleichkommt – ich war bei ihrer Unterredung nicht zugegen und habe nur gethan, was sie mir befahlen. Er wird ein Sohn des Teufels gewesen sein und ist verschwunden, wie er gekommen.«

»Schurke – wagst Du Deine Lügen mir nochmals in's Antlitz zu speien!« tobte der Peischwa – »ich will Deinen Leib in Stücken auf die Gräber der Ungläubigen werfen lassen, wenn Du nicht gestehst!«

Der Ruf des Mexikaners unterbrach den Zornausbruch des Hindufürsten. »Ich habe die Spur, Hoheit – hier haben sie sich getrennt – das Weib ist nach jener Richtung entflohen!«

»Möge die Dunkeläugige auf ihren Fersen sein! Was ist aus dem Manne geworden?«

Der Mexikaner zeigte ihm einen Fetzen weißen Stoffes, der an den Dornen des Cactus hängen geblieben.

»Er ist hier hinein!«

»Das ist unmöglich – die Wand ist dicht wie eine Mauer und hoch. Hat er die Flügel eines Vogels, um darüber weg zu fliegen?«

»Es ist wie ich sage, Sennor Peischwa,« erklärte der Mexikaner. »Diese Dornen sind nach Innen abgebrochen, an diesem Blatte ist frisches Blut und dieser Stein ist durch einen Fuß von der Stelle gerückt, der sich dagegen gestemmt hat. Die Angst hat ihm die Kraft gegeben, diese Wand zu durchbrechen!«

»Stell' Wachen aus, Mustapha, und fort zu dem Tempel der stummen Leute. Dieser Sohn eines Hundes und einer Hündin soll sterben, ehe Surya's goldne Scheibe noch das Meer der Weltschlange berührt!«

Er sprengte im rasenden Galopp weiter, gefolgt von der Schaar zu Pferd und zu Fuß, den Weg verfolgend, der, aus der Schlucht hervortretend, an dem Wäldchen entlang bis zu einer großen Pagode führte, welche den Eingang zu dem parkähnlichen Gehege bildete, das den Wohnort der »stummen Leute« oder der heiligen Affen bildete.

Es ist bekannt, daß der Glaube der Hindu's die Pflege oder wenigstens die Duldung einer Menge von Thieren seinen Bekennern zur Pflicht macht, und man sieht daher in allen indischen Orten Vögel und Vierfüßler der verschiedensten Art sich ohne Scheu in den Straßen und auf den öffentlichen Plätzen umhertreiben. Der Geier und der Hund suchen in dem

Schmutz der Wege ihr Futter, der Kranich und der Ibis stehen nachdenklich auf einem Bein auf Mauern und Vorsprüngen, und die heiligen Kühe durchwandeln an manchen Orten in so großer Zahl die Straßen, daß sie selbst den Eingeborenen zur Last werden.

Zu diesen durch den Glauben der Seelenwanderung geschützten Thieren gehören auch die Affen, die an verschiedenen Orten Indiens besondere ihrem Unterhalt geweihte Stiftungen haben. So ist das Dorf Durgagund in der Nachbarschaft von Benares den heiligen Affen geweiht, und die Einwohner theilen Alles, was sie besitzen, mit diesen Thieren.

Eine ähnliche Einrichtung bestand an der Pagode in der Nähe von Cawnpur. Der Nena sprang vor dem Eingange von dem Pferde und trat, ohne sich um die Vorschrift zu bekümmern, wonach Niemand mit Waffen das Innere betreten darf, durch die Pforte des Tempels in das Gehege, indem er seinen Begleitern befahl, den Ausgang zu besetzen und ihm zu folgen.

Das Gerücht und Geräusch der Menschenjagd hatte sich noch nicht bis hierher erstreckt. Als der Nena den innern Raum betrat, fand er mehrere Brahminen, Fakire, Bettler und Gläubige um den Rand des gemauerten Bassins versammelt, in das die Marmorstufen der Freitreppe der Pagode führen, und wohin die Affen, deren es viele Hunderte von allen Gattungen in diesem Bezirk giebt, kommen, um zu trinken und sich zu baden.

Die Priester und Gläubigen waren beschäftigt, eine Anzahl von Affen zu füttern, die sich mit der größten Unverschämtheit benahmen, ihren Ernährern die Speise aus den Händen rissen und sie kratzten und bissen, während andere auf den nächsten Bäumen ihre mitunter sehr anstößigen Possen trieben.

Das plötzliche Erscheinen des Nena brachte unter den Menschen und Thieren eine große Bewegung hervor. Die Priester wollten mit Geschrei gegen den Eintritt Bewaffneter protestiren, aber einer der Brahminen erkannte den Peischwa und beugte sein Knie vor ihm, worauf sich alle zu Boden warfen. Da aber die Thiere weniger Respect vor einem Hinduprinzen haben, so näherte sich ihm in diesem Augenblick ein großer Affe und langte mit Grimassen nach dem von Gold und Steinen funkelnden Säbel des Peischwa – ein tüchtiger Kolbenstoß des Kanadiers jedoch stürzte das Thier wimmernd in das Bassin und die ganze Rotte zog sich schnatternd und zähnefletschend eilig zurück.

Einige kurze Fragen reichten hin, den Peischwa zu überzeugen, daß der Verfolgte den Ausgang noch nicht versucht hatte, und indem er seine Befehle ertheilte, waren die Krieger und die ganze Versammlung, die erfahren, daß es galt auf einen Faringi Jagd zu machen, im Begriff, sich in dem Gehege zu verbreiten, als aus einem entfernten mit Gebüsch und Bäumen dicht besetzten Theil desselben ein eigenthümlicher Lärmen herübertönte und mit jedem Augenblick zunahm.

Das Gehege war mit prächtigen Mangos, Baujanen, Akazien, Bananen, Pingalas und Tamarinden besetzt, über deren reich und üppig belaubten Kronen hin und wieder eine Palme ihre mächtigen Fächer spannte, oder die schlanke indische Fichte ihre Riesenbogen und Säulengänge schlug, während ein Heer von Mimosen, Aroideen, Farren und Orchideen ihre Ranken um die Stämme wand und in Trauben und Behängen von Baum zu Baum lief.

In dieser prächtigen tropischen Vegetation hauste das Heer von Affen und Meerkatzen, vom großen Chimpansee bis zum kleinen wie ein Damendhandschuh großen Löwenäffchen, in ungestörter Freiheit, nur ewig unter sich selbst in Streit und Zank, der sich nur zur Einigkeit wandelte, wenn es galt, sich gegen einen gemeinsamen Feind zu wenden.

Was daher an »stummen Leuten« in der Nähe des Bassins sich befunden hatte, eilte jetzt in grotesken Sprüngen der Gegend zu, woher jenes Geschrei ertönte. Der Lärmen, den die Affen erregten, das Quiken und Schnattern, Bellen und Zetern war in, der That ohrzerreißend und bekundete Nichts weniger, als ihren Anspruch auf den Namen, den die Hindu's ihrem Gehege gegeben. All ihr Zorn, all ihre Erbitterung schien sich auf einen Gegenstand zu concentriren, der sich in dem dichten und dunklen Laub einer indischen Fichte verborgen haben mußte, denn von allen Seiten wurden Steine, Früchte und Holzstücke nach jener Stelle geschleudert, und die Muthigsten und Kräftigsten liefen an den Stämmen auf und nieder und fletschten nach ihrem verborgenen Feind die Zähne, während andere Haufen auf dem Boden, wie von der Tarantel gestochen, umherhüpften und die merkwürdigsten Capriolen schnitten.

Hätte die Sache nicht ihre traurige schreckliche Deutung gehabt, der unbefangene Zuschauer hätte lachen mögen über diesen komischen Anblick.

Am Fuß eines mächtigen Pingalabaumes lag ein ziemlich großer Affe mit eingeschlagenem Schädel, und die Leiche ihres Kameraden bildete den Mittelpunkt der Hauptgruppe, aus der förmlich menschliche Schreie und Klagen ertönten.

Als der Nena und seine Begleiter dieser Scene sich eilig näherten, konnten sie schon in einiger Entfernung zwischen dem Geschrei der Affen die kräftigen Verwünschungen einer Männerstimme in englischer Sprache hören, die immer lauter und verständlicher wurden, je näher sie kamen.

»Des Teufels seine Gevatterkinder mögt Ihr sein, aber keine ehrlichen Thiere,« erklang die Stimme des Irländers. »Heiliger Patrik – im ganzen gesegneten Irland ist keine Creatur so boshaft, daß sie einen armen Kerl, der auf der Flucht ist, verrathen und fangen würde! – Ha ich kenne Dich ganz gut, Du blaunäsiger Schurke – Du magst Dich verstellen wie Du willst, ich weiß, Du warst diese Nacht mit unter den Verräthern beim Sturm auf den Wall! – Komm nur nicht zu nahe, Du stutzohriger Ohnehose, oder ich hau Dir die Hand vom Rumpfe!«

Es war offenbar, daß der ehrliche Mickey sich in dem Glauben befand, daß viele der Affen verkleidete Hindu's wären, auf der Jagd nach ihm begriffen. Dies ging noch mehr aus den nachfolgenden Worten hervor, die den Purzelbaum eines Affen von einem ziemlich hohen Ast begleiteten.

»Bei der Seele meiner Mutter, ich habe Dir's gesagt, Du schwarzer Halunke, daß Du mir nicht zu nahe kommen sollst! Jäsus mein Härre – daß ein Christenmensch wie ich, auch unter solches Gesindel fallen muß! Wenn ich nun einmal dran muß, möcht's meinewegen in einem tüchtigen Handgemenge sein, nicht wie eine Elster im Sprengel auf 'nem Baumzweig! Gottes Segen – da kommen die Anderen, nun wird der Tanz mit meiner Mutter Sohn losgehen!«

In der That hatten sich seine gefährlicheren menschlicheren Gegner dem Zufluchtsort genähert, den er unglücklicher Weise gewählt, indem er statt sich im Gebüsch zu verstecken, einen Baum erklettert und so eine Familie großer Chimpansees in ihrem Bereich gestört hatte.

»Dort – dort ist er – zwischen den Blättern,« rief die Bayadere, deren scharfer Blick den armen Kerl bald entdeckt hatte. Die Menge umgab die Stelle und aller Augen richteten sich nach der Krone des Baumes.

»Komm herunter, Kaffir – oder Dein Tod soll ein schrecklicher sein!« befahl die sonore Stimme des Nena.

Mickey, statt dem Befehl Folge zu leisten, begnügte sich damit, noch höher in den Wipfel des Baumes zu steigen und einen bessern Versteck zu suchen.

In der That bot das dicke Gewebe von Ästen und Zweigen auf der Höhe der in ihrem untern Theil glatten und geraden Stämme einen ziemlich guten Schutz, aus dem ein Mann nur durch einen persönlichen Angriff oder einen glücklichen Schuß zu vertreiben war.

»Nä – Härre,« parlamentirte der Irländer – »wenn's Ihnen gleich ist, möchte ich lieber hier oben erst einige Worte mit Ihnen reden, es wäre denn, daß Sie einem armen Kerl auf das Wort eines schwarzen Schentleman schwören wollten, seiner Haut Nichts zu Leide zu thun!«

Die Erbitterung des Peischwa stieg durch die seinem Zorn sich in den Weg stellende, eigentlich ziemlich lächerliche Situation, und er wandte sich mit flammenden Augen zu seinen Begleitern, indem er einigen befahl, die Bäume zu erklettern und Jagd auf den Irländer zu machen, um ihn lebendig zu fangen.

Sofort warfen vier oder fünf der gewandtesten Sepoy's ihre Musketen nieder und begannen an verschiedenen Stellen die dünneren Stämme der Fichte zu erklimmen.

Wir wissen nicht, ob unsere Leser das eigenthümliche Wachsthum dieses in Indien sehr häufig vorkommenden Baumes nach den früheren Andeutungen sich bereits vorgestellt haben. Der Stamm der indischen Fichte (*ficus*) schießt gerade und glatt bis zu einer gewissen Höhe empor, breitet dann wagerecht seine mit dicht belaubten dunklen Zweigen bedeckten Äste aus, deren Spitzen sich wieder zum Boden herabsenken, dort neue Wurzeln schlagen und einen Nebenstamm bilden, der sich in gleicher Weise fortpflanzt. Das Gewebe der Zweige in der Höhe ist so dicht, daß ein Mann wie auf elastischem Boden darüber hinwegschreiten kann, und das Laubdach dieses Blätterdoms so groß, daß oft viele hundert Menschen unter seinem Gewölbe Platz finden.

Aus diesen Umständen erklärt es sich, daß die Jagd auf den Irländer trotz der Zahl seiner Verfolger keineswegs eine so leichte war. Mickey kletterte wie eine Katze und fand nachgerade ein Vergnügen daran, seine Feinde zu narren, während jene Feigheit, welche die Sepoy's meist im einzelnen Handgemenge einem Europäer gegenüber zeigen, sie abhielt, ihm allzu nahe zu kommen, da er eben so, wie sie, mit einer blanken Waffe zur Vertheidigung bewehrt war und bereits einer der Sepoy's einen Hieb davon getragen hatte. Dennoch konnte es Mickey nicht verhindern, nach den jüngeren, weniger dichten und schützenden Bäumen hingetrieben zu werden.

»Schießt den ungläubigen Hund herunter!« befahl endlich der immer ungeduldiger werdende Fürst – aber keiner der Sepoy's wagte es, das Gewehr zu erheben, alle blickten mit scheuer Furcht bald auf den Nena, bald auf die Priester, da ein strenges Gesetz verbietet, im Bezirk der unter'm Schutz des Tempels stehenden Thiere eine Feuerwaffe abzubrennen, ja überhaupt schon das Tragen derselben verpönt.

Der Nena wandte sich erzürnt zu dem Kanadier in seiner Begleitung. »Diese Feiglinge sind schlimmer als die Thiere, um derenwillen sie sich zu Thoren machen. Bei der Dunkeläugigen, ich muß diesen Mann haben. Schieß ihn herab!«

Adlerblick hob zögernd die nimmer fehlende Waffe. »*Mordioux!*« sagte er rücksichtslos – »das ist keine Arbeit für mich, Monseigneur! Der Bursche kann sich nicht vertheidigen gegen mich, und es wäre so gut, wie ein Mord aus dem Hinterhalt.«

»Wagst Du es, über meine Befehle zu mäkeln, Schurke?« schnaubte der Nena ihn an. »Schieß, sag' ich, oder fürchte meinen Zorn!«

Der ehemalige Trapper, der sich auch nicht das geringste Gewissen darüber gemacht haben würde, den Irländer aus jedem Versteck nieder zu schießen, wenn dieser nur selbst ein Gewehr in der Hand gehabt hätte, zögerte noch immer, da er auf der andern Seite den Charakter seines Gebieters zur Genüge kannte, als ihm ein glücklicher Gedanke zu kommen schien. In diesem Augenblick wurde nämlich die volle Gestalt des Verfolgten sichtbar, als er einen der Sepoy's zurückwehrte; – wie ein Blitz fuhr die schwere Flinte an die Wange des Schützen, der Schuß krachte, und die Dschambea flog aus der Hand des Irländers, daß von der Gewalt des Stoßes ihm fast das Gelenk aus einander gerissen wurde.

Die Sepoy's in den Ästen des Baumes stießen ein Triumphgeschrei aus und eilten, sich auf ihren Gegner zu stürzen. Aber mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens eilte dieser auf dem Ast entlang und stürzte sich plötzlich mit einem Sprung hinunter mitten unter seine Feinde und zwar gerade auf den Schützen, der ihn so eben entwaffnet.

Der Stoß war so unerwartet und so schwer, daß der Kanadier trotz seiner Größe und Stärke wie von einem Felssturz getroffen laut- und regungslos zusammenbrach, Mickey aber, dessen Fall eben dieser Umstand gebrochen, war im Nu mit der Elasticität einer Stahlfeder wieder auf den Füßen, und den Mexikaner und einen der Sepoy's über den Haufen werfend, brach er in gewaltigem Anlauf durch den gefährlichen Kreis und floh in weiten Sprüngen durch den Waldgrund der Pagode und dem Eingang des Geheges zu.

Ein gellendes Geschrei von Verwünschungen und Drohungen erscholl hinter ihm und alsbald war die ganze Meute auf seinen Fersen. Aber die Todesangst verlieh dem Verfolgten eine wahrhaft wunderbare Muskelkraft und als er das Bassin und die Freitreppe der Pagode erreichte, waren seine Feinde noch weit hinter ihm.

Der Irländer war mit einem Sprung auf der Höhe der Stufen, warf einen alten Brahminen, der ihm entgegentrat, zu Boden und stürzte durch das offene Thor des Tempels in's Freie.

Mehrere Diener und Soldaten hielten vor der Mauer des Vorhofs die Pferde des Peischwa und seiner Begleiter; das Erscheinen des Flüchtlings war aber so plötzlich und von dieser Seite so unerwartet, daß Keiner aus dem zahlreichen Haufen Entschlossenheit genug fand, ihn aufzuhalten.

Das Aussehn des Armen war überdies furchtbar genug, um selbst das Herz eines muthigen Mannes erbeben zu machen, wenn er ihm gegenüber treten sollte. Seiner Oberkleider entblößt, mit bloßem Kopf und wirrem Haar hatten die langen Dornen sein Fleisch an vielen Stellen zerrissen und Schultern, Brust und Arme förmlich mit blutigen Schrammen bedeckt. Sein Gesicht war von Schweiß, Pulver und Blut auf das Scheußlichste entstellt, die Augen, blutunterlaufen, begannen von der furchtbaren Anstrengung hervorzuquellen und aus dem weitgeöffneten Mund keuchte ein mit jedem Schritt kürzer werdender heißer Athem.

Dennoch hielt er keinen Augenblick in diesem furchtbaren Lauf um sein Leben inne, sondern stürzte vorwärts, indem er sich nach der Richtung wandte, in welcher die Befestigung der Engländer lag.

Aber das Schicksal wollte die heldenmüthigen Anstrengungen des braven Burschen nicht unterstützen. Zwischen dem Gehege der »stummen Leute« und der Verschanzung der Engländer war eine weite Strecke aufsteigenden freien Landes, nur an einzelnen Stellen von Mangrove- und Karylbüschen und wenigen Bäumen unterbrochen, aber hin und wieder mit Wassergräben zur Befruchtung der Felder durchzogen, die seinen Lauf hinderten, und als er wild um sich schaute, gewahrte er, daß von zwei verschiedenen Seiten Haufen von Sepoy's,

durch den Lärmen und die jetzt hinter ihm drein fallenden Schüsse aufmerksam gemacht, herankamen und ihm den Weg nach dem Fort abzuschneiden suchten.

Der Nena hatte unterdeß gleichfalls mit seinen Begleitern den Ausgang der Pagode erreicht, sein Antlitz schien förmlich schwarz geworden vor Zorn und mit dem einzigen Wort: »Lebendig!« an Alamos, der ihm zur Seite war, wies er auf sein eigenes Pferd.

Erbittert über die ungenirte Art, mit welcher ihn der Irländer bei seiner Flucht zu Boden geworfen, sprang der Mexikaner mit einem Satz auf das treffliche Vollblutroß seines Gebieters, und indem er ihm die Fersen in die Flanke preßte und es zum vollen Galopp antrieb, begann er mit geschickter Hand den Lasso loszumachen, den er um seinen Gürtel gewickelt trug.

Noch eine verzweifelte Anstrengung machte der Irländer, den Sieg zu gewinnen. Er befand sich etwa noch zehn Minuten von den schützenden Wällen entfernt, und konnte bereits die dichten Haufen der tapferen Vertheidiger erkennen, welche das eigenthümliche Schauspiel auf die Schanzen und die Dächer gelockt, obschon nur wenige dessen Ursache begriffen. Daß dies aber von verschiedenen Personen geschah und er erkannt wurde, bewies ihm das Wehen eines Frauenkleides von der Höhe des Lazarethgebäudes und das Schwenken eines weißen Tuches, und gleich darauf donnerte ein Kanonenschuß, und eine Vollkugel ricochettirte in langen Bogen nach dir Richtung, in welcher einer der Sepoyhaufen herbeirannte, um ihm den Weg abzuschneiden.

Wenige Minuten noch und er wäre gerettet gewesen, denn auch die andere Schaar hatte einen gleich weiten Weg wie er selbst zu machen, um ihn abzuschneiden, – als er sich plötzlich an dem Rand eines breiten Grabens sah, den er selbst im Vollbesitz seiner Kräfte nicht zu überspringen vermocht hätte. Diese waren vielmehr jetzt zu Ende, die keuchende Brust fand kaum noch Athem und hinter sich hörte er das Triumphgeschrei seiner Feinde und den Galopp der herankommenden Pferde.

Da blieb er stehen, kehrte sich um und die Fauste geballt und vorgestreckt, erwartete er wie der Büffelstier, der sich zum Tode getroffen fühlt, das Horn gesenkt sich gegen die Jäger wendet, seine Verfolger.

Im nächsten Augenblick parirte in der Entfernung von etwa zehn Schritt von ihm Alamos der Mexikaner das Pferd des Nena mit so gewaltigem Ruck, daß es sich fast auf die Hacken setzte, hob sich in den Bügeln und ließ die gefährlichen Kugeln im engen Kreise um seinen Kopf sausen – eine Bewegung der Hand – und sie flogen durch die Luft und umschlangen die Füße des Irländers. Im selben Moment von der Hand des geübten Reiters um sich selbst gedreht, sprang das Pferd empor und der um den Sattelknopf geschlungene Riemen riß den Unglücklichen zu Boden und schleifte ihn in wildem Lauf über den Boden hin, während der Siegesruf des Gaucho sich in das Gebrüll des Gemarterten mischte.

Unter einer stattlichen Tamarinde außerhalb der Kanonenschußweite der Befestigung hielt der Nena auf einem andern Roß, und hierher schleifte der Mexikaner seinen Gefangenen, dessen Aussehn kaum noch menschlich zu nennen war.

Auf einen Wink des Peischwa wurde die Schlinge von seinen Füßen gelöst und er aufgehoben. Mickey war in den ersten Minuten so schwach, daß er nicht allein zu stehen vermochte, und seine Augen rollten wie bewußtlos im Kreise umher, während seine schaumbedeckten Lippen sich wiederholt öffneten und schlossen.

Bei diesem Anblick trat plötzlich ein Mann aus dem Kreise und schritt auf den Unglücklichen zu; es war Ralph der Bärenjäger. Der Riese öffnete seine Jagdtasche, zog eine lederne Flasche hervor, die wahrscheinlich Arac oder Toddy enthielt und reichte sie dem Gefangenen. »Da – trink,« sagte er – »Du magst zwar ein Spion sein, aber Du hast Dich als braver Kerl gezeigt und wirst Stärkung brauchen!«

Der Irländer sah ihn mit einem halbverwunderten Blick an, dann strich er sich die blutigen Strähnen der Haare aus dem Gesicht – ergriff die Flasche und that einen langen Zug daraus. Noch ein Mal hob er sie gegen das Licht, beliebäugelte ihren Inhalt und wiederholte schmatzend den Zug, der sie bis zum Boden leerte. »Nimm's nicht übel, Kamerad,« sagte er mit freundlichem Grinsen, »es wird wahrscheinlich das letzte Mal gewesen sein, daß Mickey Frey einen kühlenden Tropfen auf dieser Welt schluckt, und im Fegefeuer soll's noch heißer brennen, wie in diesem spitzbübischen Lande. Hab' Dank! Ich erkenne Dich, Du bist einer von des Nena Männern, und der da mit den rollenden Augen ist der Satan selber!«

Der Bärenjäger nahm schweigend die Flasche und trat in den Kreis zurück, ohne sich viel um den finstern Blick zu kümmern, den der Peischwa auf ihn warf. Das scharfe Getränk schien die Kräfte und Lebensgeister des unglücklichen Irländers in der That neu gestärkt und ihm den alten Muth wiedergegeben zu haben, denn er stand jetzt allein und sein Gesicht nahm einen Ausdruck von kühnem Trotz an.

Das Auge des Nena ruhte durchbohrend auf ihm. »Du bist ein Spion« – sagte er – »Du kommst aus jener Verschanzung der weißen Hunde – Du mußt sterben!«

»Ich fürchte selbst, Eu'r Gnaden,« entgegnete Mickey, der sogar in diesem schrecklichen Augenblick seine gewöhnliche Redeweise beibehielt, »Eu'r Gnaden müßten denn bei besonders guter Laune sein, was aber nicht zu erwarten steht. – Was aber den Ausdruck Spion betrifft, so – – –

»Was thatest Du hier? Wer schickte Dich ab? Jener Sohn eines Hundes, den die Kaffirs General Wheeler nennen?«

Der Irländer guckte bald rechts, bald links, bald nach dem Wipfel des Baumes.

»Wer mich geschickt – Eu'r Gnaden – o ich kam auf eigene Faust!«

Der Nena stampfte ungeduldig mit dem Fuße. »Bringt den Verräther her!«

Einige Sepoy's schleppten ihren Kameraden Nudschur Dschewarri herbei.

»Kennst Du diesen Hund?«

»Hm – es ist ein Corporal vom 31. Nativ-Regiment – der Schurke hat mich oft genug betrogen bei den Einkäufen – ich kenne viele Gesichter hier umher, so schwarz sie die Verrätherei auch gemacht haben mag.«

»Du brachtest ihm Nachricht aus dem Fort – Du hast ihn erkaufte und durch seine Hilfe mit dem Franken-Hakim verkehrt!«

»Muschla – was Eu'r Gnaden nicht Alles sagt! ich weiß kein Wort von der ganzen Geschichte und habe den Nudschur seit einer Woche nicht mehr zu Gesicht bekommen.«

»Lügner! Hier ist der Brief des Franken-Hakim an Diejenigen, die Dich gesandt haben!«

»Euer Gnaden mögen ihn bestellen lassen – Sie werden vielleicht den Leuten einen Dienst damit erweisen.«

»Sohn eines Hundes – wahre Deine Zunge oder ich lasse sie Dir aus dem Halse reißen! Wenn ich Dir nicht Glied um Glied von Deinem unreinen Leibe hauen lassen soll, so gesteh, mit wem hast Du sonst hier verkehrt und wem noch Botschaft gebracht, außer dem Hakim!«

Der schlaue Irländer merkte sofort, daß der Peischwa von den einzelnen Umständen seiner Mission durch den Nudschur noch keine Kenntniß erhalten, und überzeugt, daß er auf Gnade ohnehin nicht zu rechnen habe, dachte er zu hochherzig, um auch nur durch ein Wort ein Verräther an seinen Landsleuten zu werden.

»Ich betheur' Eu'r Gnaden bei Allem, was Sie wollen – ich weiß von keiner Botschaft und bin bloß zu meinem Vergnügen nach der Stadt gekommen!«

»Sind die Faringi, Deine Brüder, in jenen steinernen Häusern mit Brod versehen? Wie viel Männer zählen sie?«

»Heiliger Patrik, ich sollte meinen, Euer Gnaden hätten in dieser gesegneten Nacht Gelegenheit genug gehabt, sie zu zählen! Ich habe gehört, Euer Gnaden hätten 'nen Unfall gehabt, was mir sehr leid thun sollte.«

Die Farbe des Nena änderte sich fast in's Grüne bei dieser Erinnerung. Er wandte sich ohne Antwort zu den Männern die ihn umgaben.

Einen Augenblick schien er nachzusinnen über die Strafe, die er solcher Keckheit auferlegen wolle, dann winkte er den Mexikaner herbei.

Seine Hand wies nach zwei jungen schlanken Palmen, die in kleiner Entfernung, etwa zehn Schritt weit von einander, ihre Kronen in der Abendluft wiegten. Sie gehörten dem Geschlecht der Caryotas an und haben ein besonders zähes und elastisches Holz.

»Siehst Du die beiden jungen Bäume dort?«

»Ja, Sennor Peischwa!«

»Vermagst Du mit Deinen Schlingen ihre Wipfel zur Erde zu beugen?«

»Wenn mir einige dieser Tagediebe helfen wollen – gewiß Sennor!«

»So thue es!«

Der Mexikaner winkte drei oder vier der Sepoy's und ging mit ihnen der einen Baumgruppe zu.

Dw Irländer hatte von dieser Unterredung, bei der sich der Peischwa des Hindostani bedient, nur wenig verstanden, doch zweifelte er keinen Augenblick, daß es sich darum handle, ihn aufzuknüpfen, und er fuhr sich unwillkürlich mit der Hand an den Hals. »Zum Henker mit dem Gezauder,« murmelte er – »was sie für Vorbereitungen bedürfen! Können sie einem ehrlichen Kerl nicht einen raschen Soldatentod gönnen!«

Der Peischwa wandte sich zu ihm und deutete nach dem Hügel, auf welchem sich weit umher sichtbar die befestigten Gebäude erhoben, welche gegenwärtig den Schutz der Engländer bildeten. Die Entfernung war nicht so groß, daß man nicht bei der Klarheit der südlichen Luft selbst ohne Glas von einer Stelle zur andern mit scharfem Auge die Handlungen der Gruppen hätte sehen können. Während der Jagd und der Vorgänge, die wir eben beschrieben, war die Sonne immer tiefer zum Horizont gesunken und ihre letzten Strahlen ruhten jetzt vergoldend auf der Höhe jenes Hügels, den Erdwällen und den Mauern der beiden Gebäude.

Auf der Terrasse des Daches des Lazareths wurde eben ein Balken mit einem Querholz errichtet, und seine dunkle Linie war deutlich erkennbar. Eine Menschengruppe umdrängte seinen Fuß.

»Die Kaffirs, Deine Brüder,« sagte der Nena spöttisch, »errichten einen Galgen für einen der Gläubigen. Wer auch in ihren Händen sein mag, er wird zu sterben wissen für die Freiheit. Der Gott der weißen Männer vermag nicht Dein Leben zu retten – Du mußt sterben. Aber

wenn Du antworten willst auf meine Fragen, sollst Du sterben wie Nudschur, Dein Genosse und nicht wie ein ungläubiger Hund unter qualvollen Martern!«

Der Irländer kratzte sich hinter den Ohren. »Ich kann mir denken, wen sie da hängen wollen, obschon ich nicht davon wieder lebendig werden möchte! Major Rivers langte sich einen der Jemedare bei dem Gefecht dieser Nacht. Das Beste was Eu'r Gnaden thun können, ist, daß Sie ein Ende machen – die Zeit auf den Strick zu warten, ist gerade nicht sehr behaglich und ich hab' Eu'r Gnaden Nichts zu sagen!«

Der letzte Strahl der Sonne war verschwunden und die Dunkelheit trat mit jenem raschen Übergang ein, den man nur in den Tropenländern kennt.

Auf den Befehl des Nena wurden jetzt einige Äste harzigen Holzes angezündet, um als Fackeln bei der Exekution zu dienen. Der Mexikaner und seine Gefährten waren beschäftigt, die zweite Palme zu beugen und ihren Wipfel mit einem schweren Stein am Erdboden fest zu halten.

»Bindet seine Arme!« befahl der Nena.

Zwei Sepoy's warfen sich auf den Unglücklichen und schnürten ihm die Hände auf den Rücken.

Der Peischwa schaute ungeduldig nach dem Werk der Männer an den Palmen, das ihm zu lange währte. Er deutete auf den Baum, unter dem er hielt.

»Hängt unterdeß diesen Verräther seines Glaubens und seines Landes an jenen Ast! Der ungläubige Hund mag an seinem Gefährten lernen, was seiner wartet!«

Auf den Schultern eines andern kletterte einer der Sepoy's zu dem Ast empor, setzte sich rittlings darauf und schlang einen Strick von den Fasern der Kokosnuß darum, an dessen Ende sich eine laufende Schlinge befand. Man schleppte den Nudschur Dschewarri herbei und stellte ihn unter die Schlinge. Der Corporal machte keine Bewegung, sich dem ihm drohenden Schicksal zu entziehen, sondern überließ sich mit dem Stoicismus des Orientalen den Händen der Henker. Nicht einmal ein anklagender Blick erhob sich zu dem Manne, dessen Genossenschaft er den Tod verdankte. Er hatte sein Geld genommen, obschon er wußte, welche Gefahr damit verknüpft war – seine Philosophie fand es daher auch in der Ordnung, daß er die Folgen tragen müsse.

Nicht so der Irländer, dessen Rechtlichkeitsgefühl sich gegen die Bestrafung des Nudschur empörte. »Es ist 'ne Sünd' und Schande, so wahr der Härre lebt,« sprudelte er, »daß so 'ne arme Creatur hängen soll, bloß weil sie ihrer Natur nachgegeben, und auf's Commando ihres Sergeanten und für 'ne Hand voll Geld den Pflasterschmierer geholt hat. Lassen sich Eu'r Gnaden an Mickey Free begnügen, wenn Sie denn ein Mal durchaus hängen wollen! Der arme Kerl hat Weib und Kinder und um mich wird Niemand 'ne Thräne vergießen, es sei denn Betsy O'Flanagan, wenn ihr die Geschichte zu Ohren kommt, da sie 'n gutes Mädchen und obendrein 'ner Lady Kammerjungfer ist!«

Die Einsprache Mickey's würde seinem Schuldgenossen wenig genutzt haben, wenn nicht eine solche zugleich von einflußreicherer Seite gekommen wäre.

Die Bayadere nämlich trat zu dem Peischwa, deutete auf den Verurtheilten und dann nach der Gegend der Verschanzung und sprach eifrig zu ihm. Der Nena hörte sie finster an, aber das was sie sagte, schien Eindruck auf ihn zu machen; denn über sein Gesicht fuhr ein grimmiges Lächeln und – als schon der Corporal von seinen Henkern in die Höhe gehoben und die Schlinge um seinen Hals gelegt war, erhob er die Hand und rief:

»Halt! – Bringt ihn hierher!«

Während gehorsam die Henker den Strick lösten und den Sepoy herbeiführten, erstrahlte plötzlich in der Richtung der Verschanzung ein helles Blaulicht. Man erblickte in seinem Schein deutlich die Parapets der Wälle und die Dächer der Gebäude – an dem Galgen, der auf der Terrasse des Hospitals errichtet war, hing eine menschliche Gestalt in den letzten Todeszuckungen.

Der Nena lachte bitter auf, als er nach jener Seite hindeutete. »Deine Brüder – die Hunde! geben uns das Beispiel, und bei dem Schlangenhaar der Kali – es soll nicht verloren sein! – Geh,« – fuhr er zu dem Sepoy gewendet fort – »ich schenke Dir das Leben, aber bedenke, daß das Auge des Peischwa auf Dir ruht und seine Gerechtigkeit über Dir schwebt!«

Der Nudschur warf sich vor den Hufen des Pferdes in den Staub und betheuerte seine Treue und Ergebenheit. Dann zog er sich hastig in den Haufen seiner Gefährten zurück.

»Was giebt es – was flüstert Ihr?« fragte der Nena, dessen Falkenblick bemerkte, daß die beiden ehemaligen Trapper der Felsgebirge eifrig mit einander sprachen, der Adlerblick war jetzt gleichfalls herbeigekommen.

»Hoheit,« sagte Ralph – »dieser Kanadier meint, er habe in dem Licht, das die Engländer so eben über die Ebene warfen, zwei dunkle verdächtige Schatten sich bewegen sehen, und mir selbst kam es so vor, obschon meine Augen nicht mehr so gut sind, wie zur Zeit, als ich noch mit den Apachen und den tapferen Comanches den grauen Bären in den Klüften der Felsgebirge jagte.«

Der Nena dachte einen Augenblick nach – es schien ihm nicht unlieb zu sein, einen Vorwand zu finden, um die beiden weißen Krieger zu entfernen. »Nehmt ein Dutzend dieser Männer mit Euch und durchstreift die Ebene bis zu der Batterie des Subedar Vaillant, damit jene Söhne von Hunden und Eseln es nicht wagen, uns zu überfallen. Doch höre – wie lange sagtest Du, daß Du einen Gefangenen hättest leben sehen, den die braunen Krieger der Einöden Deines Landes zwischen den Wipfeln der jungen Bäume ausgespannt?«

Der rauhe Trapper schauderte, denn er erkannte jetzt die grausame Absicht des Hindufürsten.

»Drei Tage und drei Nächte, Hoheit,« sagte er kopfschüttelnd, indem er einen Blick der Theilnahme auf den Irländer warf – »aber es ist eine That, wie ich sie nicht mehr in meinem Leben zu sehen hoffe und wie sich nur für die rothen Teufel der Prairien schickt. Ich hatte –«

»Geht und vollführt meine Befehle!« unterbrach ihn der Nena gebieterisch. Dann – während die beiden Trapper mit einem Haufen Sepoy's davonschritten und sich bald in der Dunkelheit verloren, – wendete er sein Pferd zu den Palmenbäumen hin, indem er winkte, den Irländer ihm nach zu führen.

Mit Hilfe des Lasso's war es dem Mexikaner gelungen, die Wipfel beider Bäume zur Erde zu beugen und an einander zu befestigen. Als der Nena herankam, waren diese Vorbereitungen gerade vollendet.

»Man wird von der Behausung jener Hunde auf diese Stelle sehen können!«

»Carambo, Sennor Peischwa – ich büрге dafür. Wir sahen bei dem Licht, das sie warfen, deutlich den Galgen, den sie errichtet haben!«

»Ein Galgen ist des andern werth,« sagte mit Hohn der Nena. »Schnürt diesen Kaffir mit Händen und Füßen fest an die Spitzen der Palmen, und laßt sie ihn empor in die Luft schnellen. Wenn Surya seine ersten Strahlen über die Erdscheibe gießt, werden seine Brüder diese Frucht unserer Bäume sehen.«

Mit einem Jubelgeschrei warfen sich die Henkersknechte des Peischwa auf den unglücklichen Irländer und diesen zu Boden. Derselbe begann jetzt zu ahnen, daß etwas Ungeheuerliches mit ihm vorgenommen werden sollte, und begrüßte – da ihm die Hände gebunden waren – den Ersten, der sich ihm näherte, mit einem kräftigen Fußstoß. Aber die Übermacht war zu groß – der Mexikaner selbst scheute sich nicht, zu dem scheußlichen Werk mit Hand anzulegen, da ihm der Engländer nur als Feind galt und er bei ähnlichen Grausamkeiten in den ewigen Bürgerkriegen seines Vaterlandes oft genug mit geholfen, und trotz seines Sträbens, seines weit über die Ebene hin dringenden Gebrülls, seiner Bitten und Verwünschungen ward der Sergeantmajor mit festen unzerreißbaren Baststricken an den Gelenken der Füße und Hände an die ihrer Blätter beraubten Baumspitzen geschnürt.

Die Todesangst und Verzweiflung malte sich jetzt in furchtbaren Zügen auf dem Gesicht des braven Burschen, der so oft dem Tode getrotzt, ohne daß sein Geist irgendwie aus der gewöhnlichen Fassung gekommen. Aber das Unbekannte – Furchtbare dieser Marter, mit der man ihn bedrohte, schien all seine Sündhaftigkeit vernichten zu wollen.

»Heilige Mutter Gottes,« brüllte er – »schütze mich vor diesen leibhaftigen Teufeln und erbarme Dich meiner Seele. – Laßt mich beten – sag' ich – ein einziges Paternoster, wenn eine Mutter Euch geboren – laßt meine Beine los, ihr gottvermaledeiten Schurken – einen Soldatentod! einen ehrlichen Soldatentod! – Mord! Mord! Zu Hilfe Oberst Stuart – Betsy – arme Bet – zu Hilfe Kameraden – . . . «

Der tapfere Offizier, an dessen Seite er in blutiger Schlacht gestritten und zu dem er halb bewußtlos in diesem furchtbaren Augenblick um Hilfe rief, war ihm vorangegangen in die Ewigkeit! Der Nena gab ein Zeichen und der Mexikaner zerhieb die Bande, welche die Wipfel der Bäume zusammenhielten.

Ein entsetzlicher gellender Schrei, der nichts Menschliches hatte – man sah eine dunkle Gestalt in der Form eines Andreaskreuzes in der Luft zittern und hin- und herschwanken, von der elastischen Schwungkraft des zähen Holzes bewegt – fast im nämlichen Augenblick der Knall eines Schusses – eine convulsivische Bewegung jenes dunklen Körpers am Nachthimmel – –

»Was ist geschehen? wer that den Schuß? Bei Yama dem Unterirdischen – wehe dem unvorsichtigen Schützen!«

Die Bayadere hatte einem der Fackelträger diese aus der Hand gerissen und streckte sie hoch hinauf zu dem Unglücklichen, dessen Glieder auf das Grausamste von der Spannkraft der beiden Palmen auseinander gerissen wurden.

Aber kein Laut – kein Schrei des unsäglichen Schmerzes kam mehr von seinen Lippen – das Haupt des armen Dulders hing kraftlos zur Seite – ein Strom von Blut rann aus der zerschmetterten Stirn – der Irländer war todt, getödtet in dem Augenblick der grausamen Marter von der Kugel aus Freundes Rohr.

Der Nena stieß einen grimmen Schrei der Wuth aus, als er sein Opfer auf diese Weise so plötzlich aller Marter entrückt sah. Er legte die Hand an den Griff seines Säbels und sein drohendes Auge suchte im Kreise der Männer den verwegenen Schützen.

Rascher, als noch ein Wort des Zornes sich seinen Lippen entwand, fiel in einiger Entfernung ein zweiter Schuß – der gellende Ram-Ruf wurde hörbar, ein wirres Gewehrfeuer, und man vernahm ein Geschrei wie den Lärmen eines Kampfes und einer weitem Verfolgung.

»Das sind die Sepoy's der Amerikaner!« rief der Nena – »zu den Waffen, Männer – die Feinde haben einen Ausfall gemacht!«

Aber ein näher kommender Jubelruf der Hindukrieger benachrichtigte ihn alsbald, daß keine Gefahr zu fürchten sei, und die dunkle Gruppe, die sich nahte, aus Freunden bestände.

Adlerblick und der ehemalige Bärenjäger, die Gewehre in der Hand, traten in den Lichtkreis der Fackeln. Hinter ihnen her drängte sich das kleine Commando Sepoy's, das sich auf den Befehl des Nena ihrem Spähergang angeschlossen hatte – in seiner Mitte, von zehn Händen gehalten, eine fremde Gestalt.

Der Nena sprengte gegen die Gruppe.

»Was ist geschehen? gebt Antwort? Wo sind die Faringi?« herrschte er ihnen zu.

»Wir sahen ihrer nur zwei, Monseigneur,« sagte der Kanadier – »die sich in die Nähe gewagt. Der Blitz des Schusses, den der Eine nach jenem Körper dort that, verrieth sie und wir bringen einen Gefangenen, der Andere ist entkommen!«

Der Bärenjäger stieß den Kolben seiner Büchse aus den Boden. »Ich wünschte, der Andere wäre es auch,« murmelte er, »und verdammt sei das Gesindel, das ihn auffing. Es war ein wackeres Stück, hierher zu kommen und jenem armen Kerl die tagelange Höllenmarter zu ersparen.«

»Wo ist der Gefangene?«

Die Sepoy's stießen ihn in den Lichtkreis – die Tänzerin schlug mit einem Schrei wilden Frohlockens die Hände zusammen und sprang auf ihn zu.

Der Gefangene war Lieutenant *Sanders*, der Verlobte Editha Highsons, ihrer Nebenbuhlerin!

DER VERRATH.

In dem Zelt, das der Peischwa noch immer auf der Stätte des Bungalows des Residenten, seines Feindes, bewohnte, saß der Nena an einem niedern mit Papieren bedeckten Tisch, sein Auge unruhig darauf geheftet oder es zu seiner Vertrauten, Anarkalli der Bayadere, aufschlagend, die ihm gegenüber auf dem Divan kauerte und lebhaft zu ihm sprach.

Von Zeit zu Zeit horchte der Nena auf den dumpfen Donner eines Kanonenschusses; denn obschon neunzehn Tage seit dem ersten Sturm auf die Verschanzung der Engländer und der Hinrichtung des armen Mickey vergangen waren, hielt sich das improvisirte Fort noch immer gegen die Übermacht des Feindes.

Wenn je ein Heldenkampf gekämpft worden, der den Namen braver Soldaten in der Geschichte aller Zeiten berühmt gemacht hat, so war es die Vertheidigung dieser schwachen Erdwälle und einfachen Gebäude durch eine Hand voll Krieger gegen eine fast dreißigfache Übermacht – diese Vertheidigung fast ohne Munition, ohne Proviant; unter der glühenden Sonne Indiens, unter dem Pesthauch der Krankheit.

Längst schon hatten die Belagerten die Erwidrerung des schweren Geschützfeuers aufgeben müssen, womit Tag und Nacht die Batterieen der beiden französischen Offiziere des Nena, Cordillier und Vaillant, sie bedrängten. Die Munition war nur noch so spärlich vorhanden, daß sie kaum zur Abwehr der häufig wiederholten Stürme hinreichte und mit jedem

Tage mehr schmolz. Der ganze Proviant, den die Besatzung besaß, bestand aus Mehl, und auch dieses in so geringer Menge, daß schon nach den ersten Tagen Alle auf halbe Ration gesetzt werden mußten.

Man hatte sich der Hoffnung hingegeben, daß, wenn es ihnen gelänge, sich nur einige Tage gegen die Übermacht des Peischwa zu halten, die Nachricht von ihrer Bedrängniß bald Lucknow und Allahabad erreichen und ihnen von dort Hilfe und Ersatz kommen würde. Das Gerücht, daß der Sergeantmajor es unternommen habe, Kundschaft aus dem Lager des Feindes zu bringen, hatte sich am Morgen nach dem ersten Sturm rasch in der kleinen Garnison verbreitet – aber selbst als am Abend das schreckliche Schauspiel seiner Verfolgung und der Vorbereitungen zu seiner Hinrichtung vor ihren Augen sich entwickelte, gaben sie die Hoffnung auf baldigen Ersatz nicht auf.

Während General Wheeler, trotzend auf diese Hoffnung und zum Äußersten entschlossen, als Drohung gegen den Nena den gefangenen Jemedar aufknüpfen ließ, hatten sich Sanders und Capitain Halliday entschlossen, auf eigene Gefahr sich Überzeugung von dem Schicksal des armen Burschen zu verschaffen und vielleicht Etwas zu seiner Rettung zu thun. In dem Schatten der einbrechenden Nacht ließen sie sich von den Wällen gleiten und es gelang ihnen, vorsichtig über die Zwischenebene bis in die Nähe der Bäume zu gelangen, unter denen der Nena das grausame Strafgericht vollzog. Mit Schmerz in den wackeren Herzen erkannten sie, daß der Unglückliche aus den Händen der Mörder nicht zu retten wäre, aber die sichere Büchse Halliday's gab im verhängnißvollen Augenblick ihm wenigstens den raschen Soldatentod. –

Wir wissen, daß unglücklicher Weise die Rakete, welche die Belagerten warfen, sie dem scharfen Auge des Kanadiers verrathen hatte. Obschon weder Adlerblick noch der Trapper große Lust hatten, die wackere Freundesthat, als sie dieselbe bemerkt, mit einer Ergreifung der beiden kühnen Abenteurer zu vergelten, zwang sie doch die Gegenwart der Sepoy's zur Verfolgung, bei der Halliday in der Dunkelheit glücklich entkam. Er brachte die Nachricht von der That des Nena und von dem Fall des Lieutenants, den er unter den Schüssen der Sepoy's glaubte stürzen gesehen, zu haben, in das Fort. –

Aber Tag auf Tag verrann, ohne daß die ersehnte Hilfe sich blicken ließ, und die Einschließung des Feindes wurde immer enger, immer gefährlicher – die oberen Theile der beiden gewölbten Gebäude bildeten nur noch einen Schutthaufen, und Bresche auf Bresche lichte die schwachen Erdwälle, die nur mit der unsäglichsten Anstrengung während der Nacht wieder hergestellt werden konnten.

Vier schwere und blutige Stürme hatte die heldenmüthige Tapferkeit der kleinen Besatzung in der Zeit der neunzehn Tage abgeschlagen; die Frauen selbst fochten mit Muskete und Degen auf den Wällen und mancher tapfere Mann hatte das Kriegerschicksal Oberst Stuarts bereits getheilt.

Und nicht die Kugeln und der Hunger allein waren die grimmen Feinde, die an der kleinen Schaar zehrten und täglich neue Opfer forderten: die Leichen, die um die Wälle moderten und die keine der beiden Parteien zu begraben wagte, verbreiteten im glühenden Sonnenstrahl den Pesthauch der Verwesung, und die Harpye: Krankheit legte ihre hageren Krallen auf die Geängsteten. Wenn jetzt der Geier über dem eklen Fraß schwebte und die Hyäne, der freche Räuber der Gräber, oder der Schakal heulend die Nächte um die Wälle strich, sandten die Belagerten ein Dankgebet zu Gott für diese entsetzliche Hilfe.

Was unter diesen Umständen die an den sybaritischen Luxus der indischen Bedienung gewöhnten Frauen litten, welche Entbehnungen, welche Leiden sie erduldeten, kann nur Der ermessen, welcher weiß, wie der Europäer in diesem Klima lebt. Und dennoch entwickelten in dieser Noth, in dieser Gefahr gerade die Frauen einen Heroismus, der den physischen Muth der Männer überstrahlte, oder vielmehr allein ihn aufrecht erhielt.

Den größten Theil der Zeit war General Wheeler an das Krankenlager gefesselt gewesen, – nur von Zeit zu Zeit gelang es ihm, sich auf den Wällen zu zeigen und die Vertheidigungsmaßregel in zu besichtigen. Sein Geist wurde von Tage zu Tage mißmüthiger und finsterer, und die beiden jungen Wesen, die ihm nahe standen, übten mit unerhörter Aufopferung ein doppeltes Samariterwerk, indem sie ihn pflegten und zugleich allen Frauen der kleinen Besatzung in den Pflichten der Selbstverläugnung, in der unermüdlichen Sorge für die Kranken und Verwundeten, ja selbst in der Thätigkeit auf den Wällen, wenn sie, die zum Tode ermateten Männer ablösend, an ihrer Stelle Wache hielten, ein leuchtendes Vorbild waren.

Seit einigen Tagen fühlte der General jedoch sich wohler – sein Auge blitzte wieder streng und entschlossen wie sonst – sein Schritt war fest und mit Gewalt schien er der Schwäche zu gebieten. Am Morgen desselben Tages hatte man im Innern der kleinen Veste einen Pfeil gefunden, an dessen Schaft ein Brief gebunden war, dessen Adresse an den General lautete. In dem Augenblick, in dem wir unsere Erzählung wieder aufnehmen, waren sämmtliche Offiziere der Besatzung um den General zu einem Kriegsraath versammelt, nachdem während des ganzen Tages Alles, was Arm und Beine rühren konnte, mit der Instandsetzung der Waffen beschäftigt gewesen und der Rest der Munition und der Lebensmittel unter die Männer und Frauen vertheilt worden war.

»Bei der Dunkeläugigen, Mädchen,« sagte der Nena höhnisch – »Dein Witz scheint sich diesmal geirrt zu haben. Wir hätten eben so gut den eigenen Brief dieses Faringi an die Hunde seine Brüder schicken können, als die Schrift, die Du so trefflich nachgeahmt.«

»Möge der Peischwa, die Zuflucht der Hindostani, bedenken, daß der falsche Brief des Gefangenen erst diesen Morgen in ihre Hände gekommen. Die Faringi vermögen nicht bei der Hitze des Tages zu fechten, sie werden die sinkende Sonne erwarten. Wenn ein Funke von Muth in der Brust der Kaffirs ist, werden sie die Gelegenheit nicht vorüber gehen lassen, und der Gebieter Indiens wird die Rache an seinen Feinden befriedigen, können.«

»Hast Du heute den Engländer gesehen, Mädchen?«

Die dunklen Augen der Tänzerin funkelten in boshafem Triumph. »Anarkalli sieht ihn alle Tage, wenn Surya aus dem Wasser der Weltschlange taucht und wieder zu ihr niedersinkt. Sie setzt sich in den Winkel seines Gemachs und ihr Anblick erinnert ihn an seine Undankbarkeit, während ihre Erzählungen von dem Geschick seiner Brüder in ganz Hindostan sein Herz durchbohren.«

»Und wie trägt er seine Gefangenschaft, die längst mit den Martern des Todes geendet, wenn Du nicht sein Leben erhalten hättest, wie das Leben jenes Verworfenen, der es wagte, mit den Kaffirs zu verkehren?«

Die Züge der Bayadere nahmen den Ausdruck tödtlichen Hasses an, ihre kleinen Hände ballten sich krampfhaft. »Er ist stolzer wie Krischna und sein schwarzes Herz verachtet es, ein Wort der Bitte an die Blüthe der Granate zu richten, die ihm einst theuer war. Er ist ein

Krieger und ein Mann, ich gestehe es, aber ich will sein Herz brechen sehen und sein Auge weinen, wenn ich die glänzende Schlange vernichte, die mir seine Liebe geraubt!«

»Ich habe Dir geschworen mit dem Eide, den wir Beide kennen, daß Du wählen sollst unter den Gefangenen, wenn Dein Anschlag gelingt. Der Gedanke, ihm jenen Hund Nudschur Dschewarri zum Wächter zu setzen und diesen sich als einen heimlichen Freund der Faringi ihm zeigen zu lassen, war gut, aber ich fürchte, jene Memmen hinter den Wällen, die allen unseren Anstrengungen trotzen, wagen den Ausfall nicht, zu dem Dein falscher Brief sie in seinem Namen aufgefordert.«

»Die Bhawani wird ihre Diener nicht verlassen. Wer kann den weißen Männern trauen – ihr Sinn ist veränderlich. Die Nachricht, daß morgen die Reiter von Lucknow eintreffen, während sie bereits diese Nacht gekommen, und daß Du ihnen entgegen gezogen, wird sie verlocken. – Hat der Stern Hindostans von dem Kaffir-Hakim in Bithoor gehört?«

»Er sendet mir täglich Briefe, die ich die Flamme verzehren lasse. Er soll morgen den kranken Wessir der Rani nach Jhansi begleiten – bis dahin ist er ein Gefangener, der das Gebiet von Bithoor nicht überschreiten darf! Kassim, sein Mayadar, bewacht jeden seiner Schritte!«

»Nur das Grab ist die Kette, die immer bindet, und gehört jedem Verräther!«

»Schweig!« herrschte unwillig der Nena. »Nur der blinde Zorn ließ mich Finsterniß auf sein Haupt häufen. Ich danke ihm mein Leben und mehr als das – er war der Freund Jener, die ich nicht nennen will, bis sie gerächt ist in Strömen von Blut.« –

»Und dennoch hat er sie nicht wieder in Deinen Arm gelegt. Die weisen Männer der Christen rühmen sich, Alles thun zu können – warum machte er die Blume Deiner Liebe nicht wieder ihre Blätter erheben?«

Der Nena sah sie mit finstern Blick an. »Jede Wissenschaft hat ihre Grenzen. Die Pforte des Todes bleibt verschlossen vor den Hakims der Kaffirs, wie vor den Weisen der Brahminen. Es ist so wie es ist und es ist gut. Wenn die Lilie des Feldes geknickt ist von dem giftigen Hauch des Monsoon, kann sie nie wieder ihr Haupt erheben. Du bist eine Bayadere, deren Leib Jedem feil bleibt und weißt nicht, was die Reinheit und die Treue eines Weibes bedeuten!«

Eine dunkle Gluth überzog das Angesicht der Tänzerin und sie schien im Begriff, eine bittere Antwort zu geben, als der Teppich des Eingangs sich hob und die verstümmelte Gestalt Edward O’Sullivans eintrat. Seine Augen machten der Bayadere bedeutungsvolle Zeichen und sein verstümmelter Arm deutete nach der Seite, wo das Fort der Engländer sich befand.

Anarkalli sprang empor. »Sahib Eddo bringt Botschaft – es ist Nachricht da, daß die Faringi in die Falle gehen, die wir ihnen gestellt!«

Der Nena schlug mit seinem Dolch aus eine silberne Glocke, die vor ihm stand. Ein Hindu-Offizier trat ein und verneigte sich, die Arme auf die Brust gekreuzt, vor dem Gebieter.

»Was giebt es, *Maheb Sirdanok*?«

»Der weiße Sahib Suhbedar der Kanonen ist vor dem Zelt – er verlangt die Zierde des Weltalls zu sprechen!«

»Laß ihn kommen – geschwind!«

Der Offizier hob den Teppich und ließ Capitain Cordillier eintreten, der erhitzt und bestaubt aussah. Er trug die Kleider der Eingeborenen, wie seit dem Ausbruch der Empörung Alle der europäischen Gortschura des Nena bis auf Ralph und den Kanadier, die sich beharrlich geweigert, ihrer amerikanischen Jägerkleidung zu entsagen.

Der Nena wechselte sofort die Sprache und fragte ihn hastig auf französisch: »Was bringen Sie, Capitain? geschwind!«

»Es zeigt sich eine verdächtige Bewegung in der englischen Verschanzung, Hoheit – die Wälle sind gefüllt mit ihren Leuten! Ich glaube, sie bereiten einen Ausfall vor.«

»Diesen Ring für die Nachricht – Sie wissen, daß Ihre Geschütze nur in dem Fall eines Angriffs auf die Batterie feuern dürfen!«

»Der Befehl ist ertheilt, Hoheit!«

»Wo ist Aga Mustapha? Herbei mit ihm und den Offizieren! führt meine Pferde vor!«

Alles war Leben, Feuer, Energie an dem noch eben so ruhigen apathischen Orientalen.

Der Vorhang des Eingangs flog zur Seite – vor dem Zelte drängte es sich von Sepoy-Offizieren der Infanterie- und Reiter-Regimenter – die dunklen Bronzegeichter waren lebendig geworden in der Aussicht auf den Kampf. Baber-Dutt stürmte herbei: »Weiß der Peischwa, mein Bruder es schon, daß die Faringi ihre Schanzen verlassen?«

»Zu Pferd, Aga Mustapha, und führe Dein Regiment durch die Schlucht an der Pagode der stillen Leute. Erst wenn die Kaffirs handgemein sind am Thor der Stadt, brichst Du hervor und sperrst ihnen den Rückweg!«

Der wilde Moslem-Reiter flog davon.

Die Gestalt des Nena schien zu wachsen, indem er nach allen Seiten seine Befehle ertheilte.

»Wo ist mein Helm – wo ist mein Panzer, Sohn eines unreinen Thieres? – Fort, Rao Sahib, mit den Männern vom 31. Regiment – ihnen entgegen und locke sie im Plänklergefecht zwischen die Bungalows! – Besetze die Straße nach Bithoor, Mir-Sobdar und gib ihnen Dein Feuer von der Seite her!« Während dem waren die Diener beschäftigt, ihm den silbernen Kettenpanzer anzulegen.

Fernes Schießen wurde hörbar – ein Reiter kam inmitten einer Staubwolke daher gejagt.

»Die Faringi! die Faringi!« heulte er schon von fern – »sie haben den Hügel verlassen, sie dringen gegen die Stadt!«

Der Peischwa riß dem Diener den Turbanhelm mit den Pfauenfedern aus der Hand und drückte ihn auf's Haupt. »Zu Roß, Männer von Hindostan, und färbt Eure Säbel in dem Blut der Verhaßten!« Er legte die Hand auf den Rücken des edlen, mit Gold und Purpur gezäumten Pferdes, das man herbeigeführt, und war mit einem Sprung im Sattel. »Die Lanze – reicht mir die Lanze! – wo stehen die Reiter vom Fünften!«

»Am gelben Haus, Hoheit – am Bithoor-Thor!«

Das Pferd des Nena flog in gewaltigen Sätzen davon.

Unterdeß hörte man das Gewehrfeuer immer lauter und näher. Der falsche Brief, welcher auf den tückischen Rath der Bayadere den Engländern zugesandt worden, hatte seine Wirkung gethan.

In dem Kriegsrath, den General Wheeler mit den Offizieren der Besatzung gehalten, war es ziemlich stürmisch hergegangen, da die Ansichten über den Inhalt des Briefes getheilt waren. Derselbe lautete:

»Sir!

Seit neunzehn Tagen bin ich gefangen und streng bewacht, und erst jetzt gelingt es mir, Ihnen eine Nachricht zu geben. Der Nena bricht heute mit der

Hälfte seiner Leute auf, um eine Abtheilung unserer Landsleute aufzuhalten, die von Allahabad heranrückt. Lucknow ist in den Händen der Feinde – binnen zwei Tagen werden die Reiter von Aude hier sein und dann ist Alles verloren – was geschehen soll, muß gleich geschehen – ein Angriff auf Cawnpur kann den Nena zwischen zwei Feuer bringen und uns mit unseren Freunden vereinigen. Mein Gefängniß ist im gelben Hause am Bithoor Thor – ein uns ergebener Sepoy verspricht mir, diese Zeilen in Ihre Hände gelangen zu lassen, Gott nehme Sie in seinen Schutz!«

Der Sepoy-Corporal, den das Wort der Bayadere vom Strick errettet, hatte sich auf den von der Drohung eines martervollen Todes begleiteten Befehl das Vertrauen des gefangenen Offiziers zu gewinnen gewußt und ihm versprochen, einen Brief an seine Freunde im Fort gelangen zu lassen. Dieser Brief war mit jener eigenthümlichen Fertigkeit, welche viele Orientalen in mechanischen Nachahmungen besitzen, benutzt worden, um in der Handschrift des Offiziers das obige Blatt zu schreiben.

General Wheeler – unzufrieden über die Unthätigkeit, zu welcher er bisher gezwungen gewesen – hatte sofort beschlossen, noch am selben Tag den Versuch zu machen, sich durch die Rebellen zu schlagen und die Straße nach Futtchpoor und Allahabad zu erreichen, da in der That in Folge der verrätherischen Maßregeln des Nena die Zahl ihrer Feinde sich bedeutend vermindert zu haben schien. Es galt nur noch, die Art und Weise zu berathen, in welcher der Angriff geschehen sollte. Der General war der Meinung, Alles auf einen Wurf zu setzen und die Frauen und Kinder in die Mitte der Kolonne zu nehmen, während Oberst Williams und Capitain Ashe sich dem widersetzen. Endlich einigte man sich dahin, die Colonne zu theilen, die Mehrzahl der unverwundeten kampffähigen Männer – etwa hundertfünfzig an der Zahl – einen Angriff gegen die Sepoy's und den Versuch machen zu lassen, den Feind aus der Stadt zu vertreiben, wo man wenigstens sicher sein konnte, Lebensmittel, Munition und Schiffe zu finden, mit denen man auf dem Ganges eine südlichere, noch in den Händen der Engländer befindliche Station erreichen konnte. Der Rest von etwa fünfzig Kranken und Verwundeten sollte mit den Frauen unter dem Befehl der Capitaine Ashe und Delafosse in der Verschanzung zurückbleiben, um den Erfolg des Kampfes abzuwarten, und sich ihnen anzuschließen, oder den Rückzug zu decken.

Zur Zeit des Ausfalls hatte man die sechste Nachmittagsstunde bestimmt, um noch beim Licht des Tages zu kämpfen, während zu dieser Zeit bereits doch die größte Hitze des Tages vorüber war. Der General hoffte dann im Schutz der Nacht desto leichter den sich wieder sammelnden Feinden zu entkommen.

Jeder Einzelne hatte seine genaue Instruction, da jeder Mann für zehn, für zwanzig gelten mußte. Die fremden Offiziere, die sich in der kleinen Garnison zusammengefunden, hatten die Ehre für sich verlangt, als Tirailleure die Avantgarde zu bilden, Major Conally kommandirte sie – jeder that die Dienste des Gemeinen und trotz ihrer geringen Zahl waren sie eine gut bewaffnete, zum Äußersten entschlossene und daher nicht zu verachtende Schaar. General Wheeler mit den Artilleristen und dem Rest der Mannschaft bildete die Haupt-Colonne.

Als die Stunde herankam, nahmen Alle von ihren Kameraden, von ihren Weibern, Töchtern und Schwestern Abschied – Knaben drängten sich in ihre Reihen und verlangten trotzig mitzuziehen, – Soldatenfrauen, die Thränen gewaltsam zurückpressend, reichten mit zitternden Händen Muskete und Säbel ihren Männern. Bleich, aber mit entschlossenem Muth sagten die

Damen ihren tapferen Vertheidigern Lebewohl – die Strenge der Convenienz brach der Ernst dieser Stunde und manches lang verschlossene Gefühl verkündete die bebende Lippe.

Editha Highson trat zu dem ehemaligen Residenten, der sich bei der Berathung des Ausfalls ganz neutral verhalten und seit Sanders Gefangennahme dessen Adjutanten-Dienst bei General Wheeler übernommen hatte. »Sir,« sagte sie – »Sie werden sich erinnern, welches Gebäude Lieutenant Sanders als sein Gefängniß bezeichnet hat. Es wird mich glücklich machen, ihn aus Feindeshand gerettet zu wissen, da mein Auftrag die Veranlassung war, welche jenen unglücklichen Mann in's Verderben stürzte und ihn zu dem Wagniß trieb. Die Ruhe hat seitdem meine Seele geflohen.«

Der Major verneigte sich. »Unser erster Angriff soll jener Stelle gelten, verlassen Sie sich darauf, Miß Highson!«

»Toby, mein Junge,« sagte der Doctor, indem er im Vorübergehen dem langen, vom Elend und Hunger noch hagerer als früher aussehenden Fähnrich die Hand drückte, – »das ist eine verwünscht gute Gelegenheit, um der Cholera zu entgehen. Der Henker hole den Alten, der nicht will, daß ich mit Ihnen fechte und glaubt, ich sei zu Nichts gut, als Wunden zu flicken oder eine Kugel zwischen den Rippen hervor zu holen. Marschiren Sie immer getrost voran – der Teufel soll mich holen, wenn die spitzbübischen Sepoy's Sie nicht für Ihr eigenes Gespenst ansehen und es der Mühe werth halten, Blei an Ihnen zu verschwenden!«

Der Fähnrich ließ ein klägliches Lächeln schauen. »Ich wünschte, Doctor, die schöne Zeit am Meßtisch wäre erst wieder da – möchten Sie mich auch immerhin schrauben, wie's Ihre leidige Gewohnheit war!«

Ein kurzer Trommelwirbel gab das Signal. Der südliche Zugang der Verschanzung wurde geöffnet, die bereit gehaltene Bohlenbrücke über den Graben geworfen und die Schaar stürmte in's Freie.

Auf den Wällen sammelten sich die Zurückgebliebenen, die Frauen und Kinder. Der Waffenvorrath war an sie vertheilt worden; an den mit der letzten Munition, mit Stücken Eisen, Steinen, ja mit Knöpfen und Schmucksachen bis an die Mündung geladenen Kanonen, welche den Eingang beherrschten, standen die Männer; – Aller Augen verfolgten die Ausziehenden, Aller Herzen schlugen in banger Besorgniß und viele Kniee beugten sich und die Hände streckten sich zum Himmel im Gebet für die Theuren, die in den Tod gingen.

Da blitzte es hier – da – dort im Gebüsch auf und der leichte Rauch kräuselte empor in die durchsichtige Lust – die Tirailleurs schwärmten über die Ebene und waren bereits im Gefecht mit den feindlichen Vorposten.

Unaufhaltsam drangen die braven Offiziere vor – im Laufe jede Deckung benutzend – jeder Schuß der geübten erfahrenen Jäger fällte einen der Feinde – die Vorposten der Sepoy's zogen sich zurück, bald wurde der Rückzug zur Flucht!

»Hurrah für Alt-England! Drauf Kameraden – ein Wettrennen nach den Halunken!«

Der tapfere Conelly schwang den Säbel – bereits war man den Bungalows der Vorstädte so nahe, daß man den Wirbel der Trommeln, das wirre Geschrei der Menge innerhalb der Thore hörte, aus denen einzelne Haufen der Sepoy's daher gerannt kamen, ohne Ordnung und Commando zum wüsten Plänklergefecht.

»Vorwärts! vorwärts Kameraden!« schrie der greise General, der wie ein Jüngling an der Spitze seiner Truppen herankam. »Wir überraschen sie vollständig – die Stadt wird unser sein im Handumdrehen!«

Da krachte es von den Gärten der Bungalows an der Flußseite her – ein regelmäßiges Pelotonfeuer und der Mahadeoruf heulte aus jedem Gebüsch. Jeder Strauch, jede Hecke, das ganze Feld schien lebendig zu werden, hinter jedem Baum blitzte ein Gewehr hervor und knallte ein Schuß.

Der General taumelte an der Spitze der Colonne und stürzte zu Boden. Eine Kugel hatte ihm beide Kniee zerschmettert.

»Das ist Verrath! Sie sind vorbereitet auf den Angriff,« sagte kaltblütig Major Rivers. »Vier Mann von den Gewehren eine Bahre gebildet und den General darauf! fest im Feuer, Leute – Hornist das Signal zum Rückzug für die Plänkler. Ruhig zurück, Männer – ruhig zurück – und schließt Eure Glieder. Höll und Teufel – dort kommen die Reiter!«

Die tirailirenden Offiziere kamen, von den Sepoy's gedrängt, eilig zurückgerannt, und vereinigten sich mit der Hauptkolonne, Lieutenant Quin wurde von einer Kugel ereilt und stürzte – im Nu warfen sich die Feinde auf ihn und nach wenigen Augenblicken steckte sein Kopf auf einem emporgehaltenen Bayonnet.

Vom Bithoor-Thor her blitzte es von Gold, Waffen und Farben durch den Staubwirbel, der mit rasender Schnelligkeit sich daher wälzte – Lanzenspitzen – Reiherfedern – blinkende Säbel –

»Quarré! Formirt Quarré! Nieder das erste Glied und fällt das Gewehr – fest ihr Männer, sonst seid Ihr verloren. Nicht eher Feuer, als bis zum Commando!«

Der brave Conally hatte das Commando übernommen. Da fast die ganze Schaar aus Offizieren, Unteroffizieren und Sergeanten bestand, nur wenige Civilisten darunter, wurden die Befehle mit größter Schnelligkeit und Präcision ausgeführt.

Gleich einem Sturmwind kam die Reiterschaar – das siebente irreguläre Cavallerie-Regiment von Oude – herangebraust – der Nena an ihrer Spitze.

»Mahadeo! Mahadeo! – Tod den Faringi!«

Auf zwanzig Schritt Distanz erfolgte das Feuer der kleinen Phalanx – jede Kugel traf in den dichtgedrängten Reihen, – Pferde überschlugen sich – Reiter stürzten und wurden von den Hufen zertreten – Todesgeschrei und Verwirrung – die Colonne öffnete sich und stob rechts und links, nur wenige Reiter vermochten ihre Lanzen mit den Bayonneten zu kreuzen, eine neue Salve aus dem Innern des Quarrés jagte sie in wilde Flucht.

Der Nena, dessen Leben gefeit schien im dichtesten Kugelhagel, schleuderte mit kräftiger Faust seinen Speer zwischen die Feinde, einen Sergeanten durchbohrend, ehe er sein Roß auf den Hinterbeinen drehte und mit einem gräßlichen Fluch davon sprengte.

»Ruhig – Männer – um Gotteswillen Ruhe! Ladet die Gewehre – keinen Schritt eher – jetzt zurück – dicht an einander – so rasch Ihr könnt. Halten Sie die Glieder in Ordnung, Gentlemen!«

Die Colonne eilte im Sturmschritt den Weg zurück, den sie gekommen, um zwischen den Gärten der Bungalows das freie Terrain wieder zu erreichen. Ein Wolke von Schützen war um sie her, – in dem unaufhörlichen Heckenfeuer war kaum das Commando zu verstehen.

General Wheeler war von dem Krachen der Schüsse aus seiner Ohnmacht erweckt. »Laßt mich hier sterben, Kameraden – gedenkt der Weiber und Kinder – jeder Mann ist jetzt unentbehrlich!«

Wieder kamen die Reiter des Peischwa herangestürmt, diesmal in drei Schwadronen – vorsichtiger geworden durch den ersten Verlust, aber von gleicher Wuth beseelt.

Auf einen Wink des Majors wurde der General auf den Boden niedergesetzt und die Phalanx hatte sich im Nu wieder gebildet. Zwei Mal galoppirten die Speerreiter heran und brachen rechts und links aus – erst beim dritten Lauf stießen sie auf das Quarré. Der Anprall war fürchterlich, – die Kaltblütigkeit der Briten – das Feuer im letzten Augenblick umgab die kleine Schaar mit einem Wall von Leichen der Pferde und Menschen, aber noch die Stürzenden suchten sich heranzudrängen und mit Speer und Yatagan ihre Feinde zu durchbohren.

»Fest aneinander! – fällt das Bayonnet! Vorwärts!«

Mit dem Stahl brach die Heldenschaar sich Bahn durch den Gürtel der Feinde über Leichen und Sterbende hinweg – wiederum flohen die Reiter und ein donnerndes: *England for ever!* begleitete sie.

Zwei Männer umfaßten den Körper des Generals unter den Schultern; – es war kein Marsch mehr – ein Rennen, mit dem sie zurückeilten, dennoch möglichst fest geschlossen, die Offiziere auf den Flanken.

Zwanzig Mann ließen sie zurück auf dem Felde des zweiten Angriffs – jeder Schritt kostete ein Leben – eine Wunde.

Hinterdrein schwärmend der wüthende tobende Feind.

Ein flacher Hügel lag vor ihnen auf dem Weg; hatten sie seinen Rücken erreicht, so konnten sie die Verschanzung sehen, mußten von den Freunden gesehen werden. Ein rascher Lauf und sie waren oben – was stürzt – stürzt! wer nicht weiter kann, ist in wenig Augenblicken die Beute der jubelnden Feinde.

Jetzt sind sie auf dem Rücken des Hügels – da stockt der eilende Fuß – da läuft ein Murmeln des Entsetzens von Mund zu Mund; denn der Kriegerstolz preßt die Lippen zusammen, daß es nicht zum lauten Schrei werden kann.

Zwischen dem Hügel und dem Fort schwenkt ein zweites Reiter-Regiment ein, – ihnen den Weg versperrend! – seine Waffen blitzen im Strahl der sinkenden Sonne, sein wildes Geschrei macht die Luft erbeben, als es die Engländer erblickt und findet ein tausendfaches Echo auf der Seite der Verfolger.

Einen Augenblick sieht die tapfere kleine Schaar rathlos – verzweifelnd – aber es ist nur ein Augenblick; denn über die Turbane der Reiter hinweg, die ihnen den Weg sperren, sieht das Auge in der Entfernung von etwa 2000 Schritt die halbzerstörten Wälle des Forts, bedeckt mit den Gestalten der armen Frauen und Kinder, und ihr Entschluß ist gefaßt.

Der wunde General streckte seine Hand nach jener Richtung aus. »Kameraden – ich beschwöre Euch nochmals, laßt mich hier sterben und zögert keinen Augenblick, mit dem Bayonnet Euch Bahn zu brechen – es ist der einzige Weg!«

Rivers schwingt den Säbel, »Schande dem Soldaten, der seinen Führer im Stiche läßt. Connelly, das Commando – ich Sorge für den General!« und mit einem Heldenmuth, der in den Augen der Briten das Andenken mancher schändlichen That für immer verlöscht, schwingt riesenkräftig, wie er ist, er die hagere kranke Gestalt des Generals, der heroisch die Schmerzen seiner Wunden verbeißt, auf seinen Arm und stellt sich in die Mitte der Colonne.

»Die Hälfte Kehrt gegen die Stadt!« kommandirt Major Connelly – »Feuer auf die Schurken, um sie in Respect zu halten, und dann vorwärts auf jene Reiter! Gebt ihnen Eure Kugeln, wenn Ihr dicht an ihnen seid und dann geschlossen mit dem Bayonnet auf sie! –«

Eine wohlgezielte Salve treibt die verfolgenden Sepoy's von dem Fuß des Hügels zurück, – dann wirft sich die tapfere Schaar mit einer Wendung nach Rechts, als wolle sie den Hohlweg

und das Gehölz erreichen. Eine Abtheilung der Reiter sprengt dorthin, um ihnen den Weg zu versperren.

Aber plötzlich ändert die Colonne ihre Richtung und stürmt gegen die Kavallerie Aga Mustapha's. Eine Salve dicht an den Köpfen der Pferde, dann ist Alles Rauch und Verwirrung – die kleine Schaar verschwunden in der Woge von Reitern, die sie umgiebt – und die Krieger des Nena, die über den Hügelkamm dringen, jubeln Triumph: *Jai! jaai – kar!*

Aber plötzlich sieht man jenseits dieses Ringes der Vernichtung blutbedeckt die Heldenphalanx der Engländer hervortauchen, zwar decimirt, – fast auf die Hälfte ihrer Zahl geschmolzen, aber ungesprengt, ungebrochen, und ein donnerndes Hurrah! erschüttert die Luft.

Der Peischwa ras't – mit seinen neu gesammelten Reitern stürzt er sich im Carriere die Hügelseite hinab zur Verfolgung, – aber die Verwirrung des Reiter-Regiments von Lucknow ist so groß, daß die Reiter einander selbst bei jedem Angriff hinderlich werden, die befreundeten Kämpfer auf einander stoßen – kein Befehl mehr gehört werden kann und Alles hier- und dorthin sprengt.

Unterdeß ist der Lauf der Engländer bereits zum Rennen geworden, zum Rennen um Tod und Leben – sie hören schon den Zuruf der Ihren, sie sehen ihr Winken, sie sind dicht an dem Fort.

Da erst gelingt es dem Nena, sich nochmals mit seinen Schwadronen auf sie zu stürzen – er hat den Todfeind in der Mitte der Tapferen erkannt, er will ihn haben um jeden Preis.

Aber die Verfolgten, die keine Zeit mehr haben, sich zu formiren und über die schnell von den Vertheidigern geworfene fliegende Brücke in das Fort zu gelangen, stürzen sich auf den Zuruf der Capitaine Ashe und Delafosse in den Graben und die anstürmenden Reiter des Nena empfängt das letzte Kartätschenfeuer der Hüter des Forts, verstärkt durch Gewehrsalven; denn jede Frau, jedes Kind, das eine Flinte zu halten vermag, entladet sie in die dichten Reihen der Feinde, die Väter, Söhne und Brüder zu retten.

Die Reiter des Nena wenden sich zur Flucht, ihre Gefallenen decken den Boden – der Strom reißt gewaltig den wuthschäumenden Führer mit sich zurück – die Schaar der Engländer ist gerettet und hundert Arme strecken sich von den Wällen nieder, die Emporklimmenden herauf zu ziehen.

Auf der Höhe des Walls schwenkt Halliday höhrend die Büchse gegen den fliehenden Feind!

»*Old England for ever!*«

Sie sind gerettet – *noch ein Mal!*

DER BLUTBRUNNEN ZU CAWNPUR.

(FORTSETZUNG.)

DER EID.

Es war am Morgen nach dem so glorreichen aber unglücklichen Ausfall der kleinen Besatzung des Forts, als der Peischwa wieder in seinem Zelt saß, allein mit der rachsüchtigen Rathgeberin seiner Pläne.

Die Stirn des Fürsten war noch finsterer, drohender, als am Tage vorher – von seinem Zorn zeigten die Köpfe zweier seiner Offiziere, die er nach dem Gefecht wegen ihrer Fehler beim Angriff auf die Engländer hatte enthaupten lassen, – auf Lanzenspitzen inmitten der blutigen

Reihe der Häupter der gefallenen und ermordeten Engländer steckend, die rings im Kreise, eine schreckliche Trophäe, das Zelt umgaben.

Der Peischwa war in düsteres Brüten über einem neuen Entschluß versunken, das selbst seine Vertraute nicht zu stören wagte.

Plötzlich wurde der Teppich des Eingangs in die Hohe gehoben und der deutsche Arzt, den der Fürst, seinen Befehlen gemäß, bereits auf dem Wege nach Jhansi wähnte, trat in das Zeltgemach.

Der Nena fuhr auf, sein Auge funkelte und seine Hand fuhr nach dem Griff seines Dolches, ließ ihn aber im nächsten Moment wieder los. Mit einer gewaltsamen Anstrengung unterdrückte er seinen Zorn und sein Gesicht glättete sich zu jener heuchlerischen Maske der Höflichkeit, welche die Orientalen so geschickt anzunehmen verstehen.

»Mein weiser Freund sei willkommen,« sagte der Fürst, indem eine Handbewegung den Arzt einlud, sich neben ihm auf die Kissen niederzulassen. »Ich habe lange seinen Anblick entbehrt und mein Herz hat sich nach dem eines wahren Freundes gesehnt.«

»Und dennoch, Hoheit, war es Dein eigener und bestimmter Befehl, der mich zurückhielt und verhinderte hierher zu kommen. Ich mußte die Wachsamkeit Deiner Hüter täuschen, ja mit Gewalt mir den Weg erzwingen, um Dich zu sprechen!« In dem ernsten entschlossenen Tone des Deutschen klang die Entrüstung wieder über die angethane Beleidigung.

»Mein Bruder hat wohlgethan zu kommen,« wiederholte der Hindu höflich, »und ich werde Die strafen, welche ihm Gewalt entgegen gesetzt. Aber er hat nicht wohlgethan, daran zu zweifeln, daß ich immer sein Freund war und Alles zu seinem Besten geschieht. Der Wessir der Rani von Jhansi ist einer der Unseren und sein Leben für die Freiheit Hindostans ein Schatz. Die Pflicht des Hakims ist es, dort zu verweilen, wo seine Hilfe nöthig ist. Du wirst die Hand eines Freundes drücken und zurückkehren, um einen andern auf seiner Reise zu geleiten.«

»Nicht eher, Hoheit, als bis Du mir Rede gestanden, bis Du meine Fragen beantwortet, meine Bitten erhört hast! Du weichst vergeblich dem Gegenstand aus – ich werde dieses Zelt nicht in dieser schrecklichen Ungewißheit verlassen, die ich nicht länger ertragen kann! Das Gerücht ist zu mir gedrungen, daß gestern ein heftiges Gefecht, ein verzweifelter Ausfall der Engländer stattgefunden hat!«

»Der Pfeil Kartikeia's¹ neigt sich noch immer auf die Seite der Faringi – wir warten vergeblich auf den Sieg!«

»Aber ihre Lage muß furchtbar sein – es ist unmöglich, daß sie sich noch Tage halten – sie müssen dem Hunger und Elend unterliegen, wenn Du ihnen nicht Gnade gewährst.«

»Der weise Hakim,« sagte der Hindu lauernd, »scheint Freunde unter den Feinden seines Freundes zu haben. Es ist nicht gut, mit zwei Herzen zu lieben. Was schwarz ist, kann nicht weiß sein!«

»Ein ehrlicher gerechter Kampf verlangt noch keine Grausamkeit. Leider weiß ich, daß die Kriegführung dieses Landes die Schonung des Feindes wenig kennt – aber es giebt allgemeine Gesetze der Menschlichkeit, die der Hindu wie der Christ achten muß. In jenen Mauern, die Deine Krieger umringen, die Deine Kanonen zu Schutthaufen zerschmettert haben, sind unschuldige Frauen und Kinder – kämpfe mit den Männern, Deinen Feinden, aber erbarme Dich der Schuldlosen!«

¹Der Gott des Krieges.

»Die Brüste der Tigerin säugen den jungen Tiger! Wer die Schlange vernichten will, muß ihre Brut tödten!«

»Unbarmherziger! Du hast mein Leben gerettet aus der Hand der Meuchler – aber meine Kunst hat das Deine erhalten, als Du dem Wahnsinne nahe auf dem Krankenbette lagst! – Wir sind quitt! Aber Dein Gläubiger, Fürst, bin ich für einen andern Dienst! Gedenke, was Du mir geschworen hundert Mal an dem Lager jener Unglücklichen, die ein Teufel in Menschengestalt verdarb. Nicht die Pflicht des Arztes, – nein, die der Menschenliebe, der Freundschaft erfüllte ich, und hundert Mal gelobtest Du mit theuren Eiden Deinen Dank und die Gewährung jeder Bitte. Peischwa von Bithoor – ich erinnere Dich an Deine Schuld! Ich brachte Dir unter Schmerzen und Entwürdigung das Erbe eines geliebten Dahingegangenen – die Freiheit Deines Volkes – ich habe gelitten und geduldet für sie, als Du noch in Glück und Ruhe schwelgtest. Jetzt flehe ich Dich an – entwürdigte das große Werk der Befreiung Deines Landes, entwürdigte Deine erhabene Rache nicht durch ein Werk der niedern Grausamkeit – laß jene Unglücklichen, Schuldlosen ziehen – übe Großmuth, wie sie dem Sieger, dem Fürsten geziemt!«

Der Nena hatte unter den Papieren auf dem niedern Tisch, der zur Seite des Divans stand, eines genommen und reichte es dem Arzt.

»Kennst Du diesen Brief?«

Walding fuhr zurück. »Barmherziger Gott – es ist der meine. Wie kommt das Schreiben in Deine Hände, Peischwa?«

»Frage den Leichnam des Spions, dessen Fleisch die Geier von den Gipfeln der Palmen geholt, die an der Pagode der stummen Leute stehen. Das Auge des Hindu sieht scharf, wenn es gilt, den Verrath eines Freundes zu entdecken!«

Die Röthe des Unwillens flammte über das Gesicht des Deutschen. »Ich bin kein Verräther, weder an Dir, noch an der Sache, der ich mich in einer unglücklichen Stunde geweiht. Ich brauche dieses Briefes mich nicht zu schämen – er enthält einzig den Rath an jene Unglücklichen, den nutzlosen Kampf aufzugeben und sich an Deine Großmuth zu wenden. Er ist an eine Frau gerichtet, die nie Dich beleidigt, die – –«

Der Nena machte eine rasche Bewegung: »Schweige – ich mag den Namen nicht hören! Mein weiser Bruder möge sich erinnern, daß dieser Brief seit neunzehn Tagen in meinen Händen ist, ohne daß ich ihm Mißtrauen gezeigt! Ich habe mich begnügt, um seiner selbst willen ihn zu entfernen; denn ich sah, daß jeder Schuß auf jene Mauern eine Wunde in seinem Herzen wurde!«

»Aber den armen Irländer, warum tödtetest Du ihn?«

»Wer als Spion in das Lager des Feindes kommt, verdient den Tod eines Spions. Deine weißen Brüder haben einen meiner Tapferen an ihren Galgen gehenkt, obschon er im ehrlichen Kampfe gefangen ward. Srinath Bahadur wird Dir zeigen, daß er nicht gethan, wie die Faringi, die sich rühmen, einen bessern Gott als die Hindu zu haben.« – Er schlug auf die silberne Glocke und ein Offizier trat ein. »Führt den gefangenen Engländer hierher!« befahl er.

Die Bayadere, die mit wachsender Unruhe der Unterredung zugehört, machte eine Bewegung – aber ein strenger Blick des Nena bannte sie auf ihre Matte, und nach wenigen Minuten, die alle Drei schweigend zugebracht, wurde zum Erstaunen des Arztes Lieutenant Sanders herein geführt. Zugleich wurden auf einen Wink des Nena die Vorhänge des Zeltes

zurückgeschlagen, und eine Menge Offiziere und Diener, die am Eingang versammelt waren, drängten neugierig herbei.

»Welches Unglück, Sir – o wie beklage ich es, Sie in dieser Lage wieder zu sehen!« rief der Arzt, indem er dem jungen Engländer die Hand bot. »Arme Editha, – auch dieser Schmerz zu all' dem Leiden, die zu schwer sind für ein schwaches Weib!«

Der Offizier trat kalt zurück. »Vergrößern Sie Ihren Verrath und Ihre Gemeinschaft mit unseren Feinden nicht noch durch niedere Heuchelei, Sir,« sagte er mit Hohn. »Diese Männer, wenn auch Rebellen gegen ihre rechtmäßigen Herrn, mögen in ihrer eigenen Meinung ein Recht haben zum Kampf gegen die Engländer; den Europäer, den Christen aber, der mit ihnen Gemeinschaft macht, der das Vertrauen einer Frau mit dem niedern Verrath ihres Boten an unbarmherzige Mörder vergilt, – den möge der Fluch und die Verachtung jedes Ehrenmannes treffen!«

»Unglücklicher – Sie täuschen sich – jener Brief . . . «

Der Nena hatte sich erhoben. »Der weise Hakim sieht, welchen Dank er von den Männern seiner Farbe zu hoffen hat für Alles, was er für sie gethan,« sagte er ironisch. »Aber er soll mich nicht umsonst gemahnt haben an Jene, welche die verhaßte Farbe auf ihrer Wange, aber das rothe Blut einer Hindu in ihrem Herzen trug! Wird der Freund der falschen Faringi zufrieden und meine Schuld an ihn gelöst sein, wenn alle Bewohner jenes Forts Cawnpur unverletzt verlassen dürfen?«

»Fürst – das wolltest Du? Gesegnet sei der Engel, der Dein Herz gerührt hat! Mein Leben soll Deinem Dienst geweiht sein, denn Du verdienst es, einem Volk sein edelstes Gut zu erkämpfen!«

In seiner Begeisterung, in der Freude, mit der er die Hand des Peischwa an seine Brust drückte, sah er den lauernden Hohn nicht, der in dem Blicke dieser Augen zuckte.

»Die weißen Männer rühmen sich, die Slaven ihres Wortes zu sein,« fuhr der Peischwa mit leichtem Hohn zu dem jungen Offizier fort. »Will der Faringi-Jemedar mir sein Wort verpfänden, hierher zurückzukehren, wenn ich ihn als Boten an seine Brüder sende?«

»Ich gebe mein Ehrenwort als Offizier darauf!«

»Du wirst gehört haben, daß die Weißen, Deine Brüder, gestern einen Ausfall versucht und viele der Ihren verloren haben. Der nächste Sturm wird jene Wälle, auf die sie trotzen, in die Hand meiner Krieger bringen. Ich biete ihnen Gnade und schwöre bei dem Haupte Wischnu's, sie sollen lebendig mit ihren Waffen und zwei Lak Rupien Cawnpur verlassen dürfen, wenn, ehe Surya in das Weltmeer versinkt, die weiße Fahne auf ihrer Veste weht!«

Ein Murren des Unwillens erhob sich in den Reihen der Sepoy-Offiziere und Soldaten und einzelne Stimmen riefen laut, man dürfe die Faringi nicht ziehen lassen.

Das Auge des Nena blitzte unheimlich, seine träge Gestalt schien empor zu wachsen, als er die Hand an den Griff seines Säbels legte.

»Wer wagt es, dem Befehle des Peischwa zu trotzen?« donnerte seine Stimme über die Menge hin. »Slaven – wagt Ihr das Wort dessen, den die Götter gewählt zur Befreiung Hindostans, mit dem schmutzigen Hauch Eures Mundes zu begehren? Habt Ihr vergessen das Schicksal Aga Mustapha's und seines Suhbadar's, die gestern meinem Befehle nicht gehorcht!«

Das Geschrei wurde zum Murren – zum finstern Schweigen. Den grollenden Haß auf den düsteren Gesichtern wichen die wilden Krieger zurück.

»Hoheit,« sagte freudig der junge Offizier – »ich habe keine Vollmacht, zu unterhandeln, aber ich zweifle keinen Augenblick, daß General Wheeler und die ganze Besatzung gern Deinen großmüthigen Vorschlag annehmen werden. Gieb mir die Erlaubniß, ihn zu überbringen, und ehe zwei Stunden vergehen, will ich wieder auf dieser Stelle sein, und meinen Kopf oder den Vertrag Dir bringen!«

Der Peischwa trat an den Tisch und schrieb flüchtig einige Zeilen auf ein Papier. Es war jenes höllische Anerbieten, das unter der Maske der Großmuth den teuflischen Verrath barg und berüchtigt bleiben wird für alle Zeiten in der Geschichte menschlicher Gräuel. Das Gedächtniß zweier Offiziere hat ziemlich wortgetreu das Dokument der Nachwelt aufbewahrt.

»Ich Srinath Bahadur, der Sohn Bazie-Rû's, Peischwa von Bithoor, schwöre bei Wischnu, dem Erhalter, und auf das heilige Buch der Christen, daß der Sahib General Wheeler mit allen Männern, Weibern und Kindern, ihrer Habe, den Waffen, die ihre Hand tragen kann und ein und einer halben Lak Rupien freien Abzug haben sollen von Cawnpur auf vierzig Booten, den Fluß hinabzufahren, zwei Stunden ehe die Sonne schlafen geht, und keine Feindseligkeit sein wird zwischen den freien Hindostani und den weißen Männern Sahib Wheelers, so lange sie unter diesem Vertrage in Cawnpur sind. Dagegen muß der General alles, Geld, das über $1\frac{1}{2}$ Lak und die Kanonen in dem Orte lassen, so er bisher inne gehabt.

»Diese Verpflichtung übernehme ich, Srinath Bahadur, Peischwa von Bithoor, am 19. Tage des Mondes Rebi-el-Aker des Jahres 1273, welcher ist der 27. Juni des Jahres 1857 nach der Zeit der Christen.«

Der Nena reichte das Papier an Walding.

»O Fürst – gebiete, was Du willst, ich werde Dir gehorchen. Der Segen unschuldiger Frauen und Kinder wird Dein Lohn sein!«

Der Peischwa wandte sich zu dem Offizier. »Nimm dies Papier und diesen Brief, der den Deinen zeigen möge, daß dieser Mann stets der Freund seiner weißen Brüder war, und geh. Du aber, Hakim, kehre zu dem Wessir der Rani zurück und geleite ihn sicher nach Jhansi; denn der Peischwa hatte geschworen, daß Niemand seinen Befehlen ungestraft ungehorsam sein soll und wenn er Blut von seinem Blut wäre! Geh – ehe Surya den zehnten Theil seines Pfades am Himmelsbogen zurückgelegt, mußt Du auf dem Weg sein. Die Franken-Suhbadars werden Dich begleiten, um der Rani Beistand zu leisten bis der Sahib, ihr Freund, gesundet ist.«

»Major Maldigri,« berichtete der Arzt, »ist auf der Praua des Raïs zugleich mit mir von Bithoor gekommen, der Palankin und die Begleiter harren unser, den Weg anzutreten. Edward O'Sullivan ist bei seinen Freunden – er war es, der mir den Weg zu Dir öffnete!«

Ein rascher Blitz des Hohns zuckte über das eherne Gesicht des Hindu-Fürsten. »Der Bruder Margarethens weiß, daß Srinath Bahadur nimmer vergessen wird, was mit ihrem Stamme zusammenhängt. Geh und sende mir den Raïs. Ehe eine Stunde vergeht, werden die Franken-Suhbadars bei Dir sein!«

Der Arzt trat zu dem englischen Offizier, der sich bereit machte, das Zelt zu verlassen.

»Sir,« sagte der Doctor – »wenn ich auch in den Reihen Ihrer Gegner stehe und der Feind Ihres Volkes bin, so habe ich doch nie die heilige Pflicht des Christen vergessen – Vergebung Denen, die uns schmähten und beleidigten. – Im Angesicht der schrecklichen Nacht des Todes

vertrauten Sie einst des Fremden Ehre – warum nicht im Lichte des Tages, nachdem er mit so mancher Handlung gezeigt, daß er ein Herz hat für seine Brüder! Das Wort des Fürsten verbürgt Ihre Sicherheit, – mögen Sie glücklich Allahabad erreichen und sagen Sie ihr – daß Hermann¹ Walding willig sein Leben gegeben hätte für ihre Rettung.«

Er verließ schnell das Zelt – der Offizier wollte ihm folgen, als die Bayadere auf ihn zusprang und mit den Geberden einer Rasenden seinen Arm umklammerte. »Möge die Bhawani Dein Leben nehmen, ehe Du wieder zu der weißen Schlange zurück kehren sollst,« schrie sie, das Messer zuckend, das sie aus ihrem Gürtel riß. »Mein bist Du und todt oder lebend wird Anarkalli ihr Eigenthum bewahren!«

Die eiserne Faust des Nena preßte das Handgelenk des Mädchens zusammen, daß der Dolch ihren Fingern entfiel, und schleuderte sie zurück. »Elende Thörin,« zischte er in der Ramasyana² »sahst Du den Tiger je seine Beute aufgeben, weil er schmeichelnd mit ihr spielt?« Dann zu dem Offiziere gewandt fuhr er fort: »Eile, Sahib, denn die Sonne steigt und auch die Geduld eines Hindu hat ihre Grenzen! – Baber-Dutt, mein Bruder, wird Dich sicher durch die Posten geleiten und den Befehl geben, die Feindseligkeiten einzustellen!«

Auf seinen Wink verließ der Offizier das Zelt, begleitet von Baber-Dutt. Hinter ihm fielen auf den Befehl des Nena die Teppiche wieder nieder – er blieb allein mit der Bayadere und Kassim, dem Mayadar des Arztes, den ein Zeichen auf der Schwelle gefesselt gehalten, als sein Gebieter das Zelt verließ.

»Du bist Kassim, der Lughä?« sagte der Fürst.

Der Thug sah bestürzt und fragend auf die Bayadere, die er als eine Eingeweihte in die Geheimnisse seines schändlichen Gewerbes kannte. Auf einen Wink von ihr kreuzte er die Hände vor Stirn und der Brust, neigte sich und antwortete: »Was der Fürst der Fürsten sagt, muß wahr sein. Wo ist der Slave, der ihm zu widersprechen wagte?«

»Höre mich und begrabe meine Worte in Deiner Seele. Der weiße Hakim darf Cawnpur nicht wieder betreten. Du wirst ihn hindern daran mit Deinem Leben!«

»Und wenn er das seine wagt?«

»So nimm es! – was er thut, geschieht auf seine Gefahr.«

»Möge der Fürst es bedenken – er ist mein Mayadar. Ein großer Guru der Thugs hat ihn dazu gemacht, und die Seele Kassims dürfte nicht eingehen zu den Wanderungen, wenn er das heilige Gebot verletzte.«

Der Nena trat zu ihm und öffnete das Gewand auf seiner Brust und zeigte einen schwarzen Stein von dreieckiger Form, der, gleich jenem den Tukallah krug, an einer Schnur von seinem Halse hing, und die darauf eingegrabenen Zeichen.

Kaum hatte der Mörder diese erblickt, als er sich mit dem Angesicht auf den Boden warf.

»Meine Seele wird verdammt sein,« stöhnte er zitternd, »aber ich werde dem Oberhaupt aller Söhne der Dunkeläugigen, dem Guru der Guru's, gehorcht haben!«

»So gehe und thue nach meinem Befehl!« Er stieß ihn mit dem Fuß von sich, und der Mörder wand sich rückwärts aus dem Zelt.

»Erkläre mir – Du Gewaltiger . . . « Die Bayadere war fragend auf ihn zugetreten.

»Höre und schweige! – Was will der Haß eines Weibes sagen gegen die Gluth, die meine Seele verzehrt!« Seine Hand schlug an die silberne Glocke. »Laß *Nasyr-u-Daula*, den neuen

¹Zuvor Friedrich, Anmerkung HP

²Die Geheimsprache der Thugs.

Führer der Reiter von Audh kommen, und nach ihm *Haider*, den Jemedar der Geschütze. Wenn der Râis der arabischen Praua sich naht, so laß ihn eintreten. Fort!«

Kaum zwei Minuten nachher ließ der Teppich die, hohe, kräftige Gestalt des Beludschens erscheinen, dem der Peischwa die Führung des Reiter-Regiments übertragen, nachdem er den Obersten desselben im Zorn über die Niederlage des vorigen Tages hatte hinrichten lassen.

»Was gebietet der Peischwa?« fragte die tiefe Stimme des ehemaligen Wegelagerers.

»Du bist das Geschöpf meines Willens, Du wirst thun nach meinem Befehl. Laß Deine Sowars ihre Rosse besteigen und ziehe über den Fluß auf der Straße nach Lucknow. Wenn Du an das Grabmal Sadat-Aly-Khans gekommen, dann wende Dich zur Rechten und kehre zurück zu dem Fluß, dessen Biegung Dich den Augen der Faringi verbergen wird. Stelle Deine Wachen aus. Kein Christ darf lebend das Ufer von Audh betreten – bei Deinem Kopfe! Geh und schweige!«

Der Beludsche legte die Hand an die Stirn zum Zeichen des Gehorsams und entfernte sich. Nach ihm trat der Lieutenant der berittenen Artillerie des Peischwa ein, ein alter Sepoy von grimmigem Aussehn, der sich nur unwillig bisher den Befehlen der französischen Offiziere des Nena gefügt hatte.

»Haider, mein Freund,« sagte der Peischwa, »ich habe einen Auftrag für Dich. Wenn der Suhbadar-Sahib die Batterie verlassen, so bespanne vier Deiner leichten Kanonen mit den kräftigsten Thieren, die Du hast. Fülle Deine Kästen mit Kartätschen und fahre im Geheimen hinter den Hügeln des Ufers am Flusse entlang bis zu der Stelle, wo die Dawk¹ nach Futteh-poor vom heiligen Strome sich zum Lauf des Hinde wendet. Dort stelle Deine Kanonen und richte sie auf den Spiegel des Ganges. Du wirst meine weiteren Befehle erhalten. Geh und schweige, so lieb Dir Dein Leben!«

Die Augen der Bayadere leuchteten in dämonischer Freude, als sie diese Befehle vernahm. Der Nena ertheilte darauf noch verschiedene andere an einzelne Offizier, sandte dem französischen Capitain die Ordre, Maldrigi nach Jhansi zu begleiten, um die Befestigungen in Stand zu setzen und wußte die meisten Mitglieder seiner europäischen Gortschura durch verschiedene Aufträge zu entfernen. Jeder seiner Befehle war kurz und bestimmt, er schien den Entschluß, den er gefaßt, reiflich bedacht und alle Mittel zu seiner Ausführung vorher in seinem Geiste geordnet zu haben. Eine Stunde später, nachdem der Reisezug des Arztes und seines Reconvalescenten den Weg nach Jhansi angetreten, erschien der Uskoke, der Herr der Praua, zu dessen wilder Sinnesart und Thatkraft der Nena besonderes Vertrauen gefaßt. Mit ihm kehrte Edward O'Sullivan, der Verstümmelte, zurück in das Zelt seines Schwagers.

Ein grausames teuflisches Lächeln lag auf dem Gesicht des Peischwa, als er seine Hand auf die Schulter des unglücklichen Mannes legte und in sein zerstörtes Antlitz schaute.

»Der Bruder von Der, die aus den Gefilden der Seligen auf uns niederschaut,« sagte er frohlockend, »möge seine Augen erheben und sich freuen. Die Stunde der Rache ist gekommen und diesen Abend wird Srinath Bahadur das Grab seiner Gattin mit dem Blut ihrer Feinde begießen!« Dann winkte er der Bayadere, Wache zu halten, damit Niemand sie belauschen möge und führte den Irländer und den Râis in das innerste Gemach des Zeltes.

Erst als Anarkalli ihm zu melden kam, daß Lieutenant Sanders in Begleitung eines englischen Gentlemen aus dem Fort zurückgekommen und ihn zu sprechen verlange, endete die Unterredung.

¹Straße.

Der Peischwa erschien sofort. Sanders war von einem Gentleman, Namen Stacy, einem höhern Civilbeamten von Cawnpur begleitet, der mit seiner Frau und einem Kinde gleichfalls beim Ausbruch der Empörung in dem Fort Schutz gefunden hatte.

Die unerwartete Erscheinung des jungen Offiziers vor dem Eingang des Forts, unter dessen Bewohnern nach dem verunglückten Gefecht des vorigen Abends die Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung auf's Höchste gestiegen waren, und die Botschaft, die er brachte, erregten unbeschreiblichen Jubel. Die Frauen drängten sich Freudenthränen weinend an ihn und überschütteten ihn mit Segenswünschen, – selbst die harten, gefahrgewöhnten Männer schüttelten ihm gerührt die Hand, weniger glücklich, sich selbst gerettet zu sehen, als weil sie an das Leiden der Hilflosen dachten, die sie bisher beschützt hatten.

Der junge Offizier verlangte zum General geführt zu werden und hier erst vernahm er, daß dieser zum Tode verwundet war. Um sein Lager versammelt fand er seine Tochter und Nichte, Mr. Graham, den Caplan, und Doctor Brice.

Vergebens bemühte sich der Arzt, den Leidenden zu vermögen, seine Kräfte nicht durch weitere Sorge um das Schicksal der Besatzung aufzureiben; der alte Krieger, der am Rande des Grabes alles Zögern und alle jene Schwäche abgeworfen zu haben schien, die Vieles mit beigetragen hatte zu dem traurigen Stande der Dinge, richtete sich mit Gewalt in seinen Kissen empor und hörte, während sein Gesicht von der Hitze des Wundfiebers glühte, den Bericht des Offiziers.

»General,« erklärte der Doctor – »ich kann für Ihr Leben kaum wenige Stunden bürgen, wenn Sie sich nicht schonen und meinen Anweisungen nachkommen. Dieser Trank, der das fiebernde Blut kühlen soll, bringt Ihnen den Tod, wenn Sie sich aufregen.«

»Er thut mir wohl,« sagte Sir Hugh – »ich fühle es, daß er das Fieber vertreibt und mich kräftigt.«

»Es ist nur scheinbar – seine Wirkung wird später die entgegengesetzte sein, wenn Sie nicht thun, was ich sage.«

»Entfernen Sie die beiden Mädchen, ehrwürdiger Herr,« sagte der alte Offizier zu dem Caplan. – »Trösten Sie sie, und rufen Sie sie zu dem Gefühl ihrer Pflichten, denen sie bisher so tapfer entsprachen!«

Miß Wheeler und Miß Highson – an Gehorsam gewöhnt – wurden von dem Geistlichen aus dem Gemach geführt. Kaum waren sie entfernt, als der General die Hand nach dem Arzt ausstreckte.

»Doctor, ich bitte Sie nicht als Mensch, sondern befehle Ihnen als Soldat, mir zu sagen, wie lange ich noch zu leben habe!«

Doctor Brice zögerte einige Augenblicke, dann, auf einen strengern Blick des Fragenden, sagte er entschlossen: »Zwei bis drei Tage, General – doch wenn Sie sich nicht ruhig verhalten, nur eben so viele Stunden. Ich konnte es nicht wagen, bei Ihrer Entkräftung und Ihrem Alter die Amputation an Ihnen vorzunehmen.«

»Können Sie diesen Trank genügend verstärken, um mir für zwei Stunden die Kräfte zu geben, meine Pflichten zu erfüllen?«

»Ja, Sir – aber die Folgen sind desto schrecklicher. – Bedenken Sie, General, – es sind genug Offiziere im Fort, die – –«

»Ich führe den Oberbefehl im Namen Ihrer Majestät der Königin, und so lange ich es im Stande bin, werde ich Niemand ihn abtreten. Versammeln Sie die Offiziere sofort hier, Sir – indeß Sie, Doctor, Ihre verwünschte Medizin bereiten!«

Nach wenigen Minuten waren sämmtliche Offiziere und die angesehensten Civilisten um das Lager des Verwundeten versammelt.

Die Berathung konnte nur kurz sein, denn die Wahl war nicht zweifelhaft. Man befand sich nach dem Verbrauch aller Munitio n bis auf wenige Büchschüsse und sämmtlicher Lebensmittel in einer so trostlosen Lage, daß diese Bedingungen eines freien und ehrenvollen Abzugs wie ein unerwartetes Wunder, wie ein Geschenk des Himmels erscheinen mußten. Es galt nur die Besorgniß, ob darunter kein Fallstrick verborgen sein könne, aber die Erklärung des Lieutenants, daß sie dem Wort eines Europäers, Doctor Cliffords, die Begünstigung verdankten, der sich, wie Vielen bewußt, schon in jener Nacht zu Bithoor um die Rettung der Frauen verdient gemacht, – ferner der Umstand, daß sie sich nicht auf dem Landwege, sondern auf dem Fluß zurückzuziehen brauchten, den sie vom Fort aus leicht erreichen konnten, und die Erinnerung, daß der Nena jahrelang mit ihnen auf vertrautem Fuß gelebt hatte, unterdrückte jedes Mißtrauen. Überdies wurde beschlossen, keine Maßregel zur eignen Sicherheit zu versäumen.

»Gentlemen,« sagte der Verwundete, nachdem diese Beschlüsse gefaßt worden, »wir haben als Männer noch Eins zu besprechen. An der Pforte des Grabes, wie ich stehe, erscheint dem Auge selbst des Kriegers gar Manches in anderm Licht, als er es bisher angeschaut. Wir können nicht läugnen, daß unser Stolz auf die weiße Farbe uns zu mancher Ungerechtigkeit, zu mancher Härte gegen dies Volk verleitet haben mag! Major Rivers, Sie haben schweres Unrecht gethan an der armen Frau, wenn Alles wahr ist, dessen der Maharadschah Sie beschuldigte!«

Der Resident schaute finster zu Boden.

»Was auch geschehen ist, Sir – ich habe kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen,« fuhr der Kranke fort – »denn Sie waren es, der diesen verstümmelten Körper mit eigener Gefahr aus dem Getümmel der Schlacht trug, und es einem Vater möglich machte, sein Kind noch ein Mal zu segnen. Als Soldat haben Sie gesühnt, was Sie als Mensch Übles gethan. Aber ich fürchte, Rivers, Ihr Anblick könnte den Zorn des Mannes, den Sie so schwer gekränkt, auf's Neue erregen – deshalb zeigen Sie sich ihm nicht bei der Einschiffung – gehen Sie dem Nena aus dem Wege! –«

»Ich fürchte ihn nicht,« sagte bitter der Resident – »doch wenn es General Wheeler und diese Herren verlangen, bin ich gern bereit, mein Geschick von dem ihren zu trennen.«

»Ich hoffe, Sir – Sie denken so niedrig nicht von britischen Offizieren,« bemerkte Oberst Williams streng. »Dennoch ist der Rath des Generals nach Allem, was ich gehört, gut. Nur wie er auszuführen ist, weiß ich noch nicht.«

»Wir haben einige Kranke, die zuerst in die Boote geschafft werden müssen,« fuhr der General fort. »Major Rivers wird meine Uniform nehmen, – es wird nicht schwer halten, sich unkenntlich zu machen — er wird meine Stelle einnehmen.«

»Und Sie, General?«

»Das fragen Sie den dort,« er wies auf den Doctor. »Ich werde auf meinem Posten bleiben und noch im Tode die Genugthuung haben, Ihrer Majestät einen tapfern Offizier zu retten.

– Meine Stunde ist gekommen, Kameraden – ein Jeder an seine Geschäfte – die Augenblicke sind kostbar – und das meine ist es, zu sterben!«

Er streckte die Hände nach den Waffengefährten aus, die ihn schmerzlich bewegt, umringten, denn einige Worte des Arztes belehrten sie, daß jede Hoffnung vergeblich. Schon begannen die Vorboten des Deliriums sich zu zeigen und auf den Wunsch des Sterbenden zogen Alle sich zurück und Tochter und Nichte kehrten wieder zu seinem Lager.

Eine Stunde später war General Wheeler, wie es Doctor Brice vorhergesagt, unter den Sterbegebeten des Caplans und den Thränen der Frauen seinem Sohne gefolgt, der Quartiermeister des 1. Bengalischen Regiments und während der Belagerung des Forts von einer Kanonenkugel getödtet worden war.

Lieutenant Sanders und sein Begleiter überbrachten den noch vom General unterzeichneten Vertrag über den Abzug. Darin waren die Bedingungen des Peischwa angenommen und verlangt, daß alle Hindutruppen auf Kanonenschußweite von dem Platz der Einschiffung zurückgezogen bleiben, und daß das Fort nicht eher als übergeben betrachtet werden solle, bis die Boote abgestoßen wären. Der Nena nahm alle Bedingungen ohne Widerspruch an, ja er schien bei der besten Laune und begann, als wäre damit jede Feindseligkeit zu Ende, mit den beiden Parlamentairen eine Unterhaltung, ganz in der frühern ungezwungenen Weise.

Es wurde festgesetzt, daß die Einschiffung um 5 Uhr stattfinden und um diese Zeit vierzig Boote mit Segeln, Rudern und Lebensmitteln versehen am Ufer gegenüber dem Fort bereit liegen sollten. Die Abziehenden sollten selbst den Schiffsdienst versehen und kein Hindu sich ihnen nähern dürfen. Der Nena ertheilte Befehl, dies Gebot bei Todesstrafe bekannt zu machen.

Plötzlich – inmitten des Gesprächs – wandte er sich an den Offizier und sagte mit dem Tone soldatischen Freimuths: »Sie wissen, Sir, daß zwischen mir und Major Rivers persönliche Feindschaft besteht. Ich erkannte ihn gestern in der Mitte der Ihren, aber es war meinen Anstrengungen nicht möglich, bis zu ihm zu gelangen, wie gern ich auch meinen Säbel mit dem seinen gekreuzt hätte. Sagen Sie ihm, ich hoffe in der nächsten Schlacht dazu Gelegenheit zu finden!«

»Major Rivers, Hoheit,« erwiderte mit leichtem Erröthen der Lieutenant, »wird keinen Säbel mehr schwingen. Er ist bei dem letzten Angriff durch einen Schuß tödlich verwundet worden; als wir das Fort verließen, lag er im Sterben. Wir können nur seine Leiche zurücklassen.«

Das Antlitz des Nena war einen Augenblick todtenbleich geworden, ein innerer Kampf schien ihn zu erschüttern. Im nächsten faßte er sich gewaltsam und das Auge fest auf das verlegen sich höher färbende Antlitz des jungen Offiziers gerichtet, sagte er: »Die Kali hat die Hand auf einen Bösen gelegt! Es ist gut so wie es ist! Die Gentlemen mit der weißen Haut haben nur ein Wort, und es geht keine Lüge über ihre Lippen, wie über die der Juden und Priester. Ich glaube dem Jemedar des Generals!«

Die Farbe auf dem Antlitz des Offiziers wurde zur dunklen Gluth der Beschämung. Um den peinigenden Gegenstand zu beenden, erhob er sich mit seinem Begleiter und sie schickten sich an, sich zu entfernen.

»Wenn ich mich recht erinnere,« sagte der Peischwa – »so ist der tapfere Jemedar von meinen Kriegern viele Tage vor dem Abkommen gefangen worden, das ich mit dem General geschlossen. Es wird genügen, wenn dieser Sahib das Papier in das Fort bringt, und was besprochen ist, berichtet.«

Sanders trat bestürzt zurück. »Wie, Fürst – so muß ich Gefangener bleiben, während Ihre Großmuth meinen Kameraden freien Abzug gestattet? Das ist hart!«

»Sahib Sanders hat Freunde unter uns – wenn Alles geschehen ist, wie der Vertrag besagt – soll er seinen Kameraden folgen! Ich schwöre es bei dem Haupte Krischna's. Er soll Zeuge sein, daß auch die Krieger mit der dunklen Haut ihr Wort zu halten wissen und keine gespaltene Zunge haben!«

Ein finsternes, unheimliches Lächeln lag bei den Worten um seinen Mund, aber schon die nächsten waren der vorher gezeigten Freundlichkeit wieder voll und der Offizier wagte es nicht, durch Widerspruch gegen die getroffene Bestimmung die Laune des Despoten zu reizen.

Major Stacy entfernte sich mit der Botschaft und sofort wurden alle Anstalten getroffen, den Bestimmungen des Vertrages nachzukommen.

Unter der besondern Leitung von Danilos dem Uskoken, dessen Praua in der Mitte des Stroms lag, wurde eine Anzahl Fahrzeuge nach der bestimmten Stelle gebracht, theils flache Dschumptih's, wie sie zum Transport der Früchte und des Schlachtviehes gebraucht werden, Patinchars mit ihren baumwollenen Segeln, oder die eigenthümlichen Dinghis, die in ihrem Bau an die Schiffe der Phönizier und Römer erinnern. Die Serang's und Dandih's¹ verließen die Schiffe, so wie sie dieselben an's Ufer gebracht, und zogen sich in die bestimmte Entfernung zurück.

Die Sonne neigte sich zum Niedergang, als ein Kanonenschuß das Signal zur Einschiffung gab. Sofort marschirte eine kleine Abtheilung englischer Soldaten unter dem Schlag einer Trommel aus dem Fort, und nahm unter dem Befehl des Hauptmanns Ashe den Landungsplatz in Besitz, der etwa 1000 Schritt von dem Eingang entfernt war.

Dann brachte man die Kranken und Verwundeten, theils geführt, theils getragen, unter den Letztern auf einem Sessel General Wheeler. Er war von seinem Militairmantel bedeckt, doch seine Uniform, sein grauer Bart, waren selbst für die Fernsehenden deutlich zu erkennen, das Gesicht war unter seinem Hut verborgen. Zwei Offiziere, der Capitain Delafosse und Lieutenant Halliday gingen an seiner Seite, Miß Wheeler und ihre Cousine führend. Die Gesellschaft bestieg mit Stacy und seiner Gattin, Lieutenant Thompson und mehrere Soldaten das erste Dschumptih, das sogleich vom Ufer sich entfernte.

Die Einschiffung ging jetzt rasch von Statten – in weniger als 30 Minuten waren alle Boote gefüllt und zum Theil überladen, denn die Soldatenfrauen hatten, aller Befehle der Offiziere ungeachtet, den Artikel des Vertrages benutzt, um möglichst viel von ihrer in das Fort geretteten Habe mit sich zu schleppen. Major Conelly war der Letzte, welcher das Ufer verließ – als er den Rand der Barke betrat, hob er mit militairischer Courtoisie den Hut und schwenkte ihn wie zum Gruß und Dank hinüber nach der feindlichen Batterie, an deren Seite eine Anzahl Reiter hielt, unter denen der Fürst leicht zu erkennen war.

Der Fürst hielt ein Fernrohr am Auge, mit dem er die Einschiffung in jedes der Boote sorgfältig beobachtet hatte, um seinen Todfeind zu suchen, da er der Erzählung des gefangenen

¹Schiffssllhrei und Fähilwle.

Offiziers keinen Glauben beigemessen, und dem entsprechend seine Anordnungen getroffen hatte.

Aber vergeblich war die genaueste Prüfung der Einschiffenden; die ausgezeichnete und leicht zu erkennende Gestalt des Residenten war nirgends zu bemerken und der Peischwa wandte sich überrascht und heftig, als gerade das letzte Boot abstieß, zu dem Gefangenen, der wenige Schritte von ihm stand und mit erregten und schmerzlichen Gefühlen die Kähne sich entfernen sah, die seine Landsleute trugen.

»Wo ist der Sahib-Resident – mein Auge hat ihn nicht gefunden unter der Zahl jener Männer?« fragte er drohend.

Der junge Offizier warf einen prüfenden Blick über die breite Fläche des Stroms. Das vorderste Boot, in dem, wie er wußte, sich Rivers unter der Maske des verstorbenen Generals befand, war bereits über das Gebiet der Stadt hinaus und schwamm in der Strömung – das letzte fuhr eben an der Praua vorüber, die in der Mitte des Stromes noch unbeweglich ankerte.

»Major Rivers,« antwortete der Lieutenant, »ist außer der Macht seiner Feinde – ich kann es Ihnen jetzt mit Recht wiederholen!«

Der Nena warf ihm einen Blick zu, vor dessen drohendem, teuflischem Ausdruck selbst der unerschrockene junge Soldat erbebte, dann stieß er seinem Roß die scharfen Spitzen der Bügel in die Seiten und flog wie ein Sturmwind über die Ebene, die ihn von dem Eingang des Forts trennte.

»Legt Euch in die Ruder, Bursche, und arbeitet als thätet Ihr's für Euer Leben,« befahl Major Conelly, der von dem Stern des Bootes die Vorgänge am Ufer beobachtete. »Ich fürchte, der tolle Hindu entdeckt zu früh, daß wir die Leiche des Generals ihm gelassen! Der Teufel hole die Eile, daß wir sie nicht lieber begraben oder mitgenommen haben.«

Von allen Seiten waren unterdeß die in der verabredeten Entfernung in dichter Postenreihe das Fort umgebenden Sepoy's demselben genaht und stürzten sich in das Innere, um zu plündern. Der Nena warf sich vom Roß und eilte in das Lazareth, den Leichnam des Feindes zu suchen, dessen Tod er jetzt wirklich zu glauben begann. Alle Thüren standen offen, Alles zeigte die Spuren des hastigen Abzugs. In dem Gemach, das der Peischwa durchstürmte, befand sich das Lager des alten Generals – ein Teppich darüber hingebreitet, zeigte die Formen einer menschlichen Gestalt unter seinen schweren Falten.

Mit einem Sprung war der Hindufürst an dem Lager. »Verfluchter! so hat der Tod Dich vor meiner Rache geschützt!« Seine Hand riß die Hülle herab – die festen faltigen Züge des Generals starrten ihm entgegen. Um den Degenriff waren die Hände der Leiche gefaltet, deren Stirn noch feucht war von den Thränen der geschiedenen Frauen. Ein Zettel auf der Brust des Todten enthielt die Worte: »Die Leiche ihres gefallenen Generals vertrauen der Ehre des Peischwa von Bithoor zur soldatischen Bestattung – die Offiziere der Garnison von Cawnpur.«

»Höllischer Betrug! bei der Kali, der Hund denkt unter der Maske des grauen Schurken mir zu entwischen! Aber die Rache ist auf seiner Ferse!« Er riß mit roher Faust die ehrwürdige Leiche vom Lager und trat sie mit dem Fuß. »Sohn eines Hundes – unreiner Koth, der Du bist – niemals mehr wird Dein Mund dem Sohn Hindostans Gerechtigkeit verweigern! – Laßt die Hyäne und den Schakal ihr Mahl an ihm halten,« befahl er – »und möge seine Seele verdammt sein von Yama auf ewig!« Er stürmte fort; in wenig Augenblicken war er auf der Stelle, an der Sanders mit seinen Wachen zurückgeblieben.

»Elender Kaffir!« schrie er ihn an, »Du wagtest es, dem Peischwa Deine Lügen in's Antlitz zu schleudern! Wo ist jener Hund, der sich den Residenten von Cawnpur nannte?«

»Ich sagte es Ihnen bereits, Hoheit, Major Rivers ist außer Ihrer Gewalt!«

»Außer meiner Gewalt? Hältst Du den Peischwa von Bithoor für blind? Ihr schmutzigen Faringi habt mich getäuscht und wolltet mich um meine Rache betrügen! Der Bösewicht, der sich unter der Maske des todten Hundes davon schleichen wollte, wird der Hand des Rächers nicht entgehen! Gebt der Praua das Zeichen, die Verfolgung zu beginnen!«

Einer der Reiter schlang seinen rothen Shawl um die Spitze der Lanze und wollte sie empor-schwingen – aber der britische Offizier stürzte sich auf ihn und riß die unheilverkündenden Zeichen aus seinen Händen.

»Nena – halt ein – ich beschwöre Dich bei Deiner Ehre! Rivers steht unterm Schutz des Vertrages – Du nahmst Keinen aus! Nur um Deinen Zorn nicht zu reizen, wählte er auf das Verlangen des sterbenden Generals jene Verkleidung! Maharadschah von Bithoor – Du hast geschworen – der Vertrag ist heilig –

Der Nena lachte grell auf. »Narr! glaubst Du, daß Srinath Bahadur wie ein thörichter Knabe die sichere Beute entinnen lassen werde? Redlicher als die verfluchten Faringi ihre Verträge gegen die armen Hindostani halte ich mein Wort! Jenes Gezücht unreiner Thiere hat *unbehindert* das Fort und *Cawnpur* verlassen! Jetzt ist unsere Zeit gekommen! Mahadeo! Mahadeo! Auf die Verfluchten!«

Er hob sich in den Bügeln hoch und schwang seinen Turban durch die Luft.

Offenbar hatte man auf der Praua bloß auf dieses Signal gewartet; denn der Arm des Nena hatte sich noch nicht gesenkt, als von dem Bogspriet des arabischen Schiffes ein Feuerstrahl schoß, eine Dampfwolke emporwirbelte und die Luft den Donner eines scharfen Kanonenschusses herüber trug. Man sah die Kugel über den Spiegel des Stromes in der Richtung des bereits ziemlich entfernten Bootes des Majors Conelly ricochettiren, das jedoch glücklicher Weise nicht getroffen zu sein schien, denn es wendete sogleich zur Linken ab, nach dem Ufer von Audh.

»Verräther – schändlicher Verräther!« schrie der junge Offizier und sprang zurück; denn im Augenblick wurde ihm die ganze höllische Täuschung und die Absicht des Nena klar. »Du sollst Dein Werk nicht vollführen!«

Er riß die Uniform auf und einen Revolver heraus, den ihm die Freunde im Fort bei seiner Anwesenheit aufgedrungen. Die erste Kugel zerstießte den Reiherbusch auf des Peischwa Turban.

Mit Geschrei stürzten sich die Begleiter des Fürsten auf den Offizier. Vier Mal noch knackte der Hahn, drehte sich die verderbliche Schraube – drei der Männer sanken getroffen – dann erst gelang es, den Tollkühnen mit Blut bedeckt zu Boden zu schlagen.

»Bindet den Kaffir an jenen Stein!« lautete der Befehl des Nena – »während unsere Brüder die seinen jagen, wollen wir an der Marter dieses Sohnes einer Hündin unser Herz erfreuen. Einen Kahn – einen Kahn, um meinen Befehl zur Praua zu bringen! Ruft den Nachen an, der dort aus dem Schilf kommt!«

In der That schoß eben ein leichtes Boot, nur von einem einzigen Dandih gerudert, aus dem Rohr und Schilfdickicht des Ufers oberhalb des Einschiffungsplatzes hervor, da alle Fahrzeuge, mit Ausnahme der Praua, um die Engländer desto sicherer zu machen, am Morgen nach oberhalb der Stadt sich hatten zurückziehen müssen.

Einer der Sowars sprengte bis an den Leib seines Rosses in den Strom und schrie dem Laskaren den mit der Pistole in der Faust unterstützten Befehl zu, heran zu kommen.

»In das Boot, Mir-Aly, und wie der Sturm zur Praua! Der Raïs soll alle Segel spannen – im ersten Boot der Faringi befindet sich der Hund von Residenten, den Baber-Dutt mir lebendig bringen, oder nimmer wieder vor meinem Angesicht erscheinen soll!«

Der Reiter, dem der Befehl galt, warf sich, ohne zum Ufer zurückzukehren, vom Pferd in den leichten zum Schnellrudern gebauten Kahn, ohne viel des Fährmanns zu achten, dessen Gesicht zu Boden gewendet, nur erkennen ließ, daß er jung und zart gebildet, sei, und dessen Gestalt bei dem Befehl des Nena erbebte. Der Sowar ergriff das im Kahn liegende zweite Ruderpaar und herrschte dem Dandih seinen Befehl zu; – wie ein Vogel flog der schmale Nachen über die Wasserfläche der Praua zu, von deren Bogspriet Schuß auf Schuß den Strom entlang donnerte, während ihre beiden schlanken Masten sich wie mit einem Berg weißer Segel bedeckten und der leichte Rumpf durch die Wellen zu schießen begann.

Wir müssen einen Augenblick in dem Fortgang der Ereignisse verweilen, um dem Leser das Bild der Lage vor Augen zu führen, in der sich die Boote der Engländer befanden. Das vorderste schwamm jetzt etwa eine halbe Stunde jenseits der Stadt und vielleicht bald so weit von der Biegung des Flusses entfernt, hinter welcher verrätherisch die Kanonen und die Reiter des Nena auf beiden Ufern des Stroms der Herankommenden harrten. Hinter diesem ersten Dschunptih kamen die anderen Fahrzeuge mit ihrer Bemannung in verschiedenen Zwischenräumen, wie sie von dem Einschiffungsplatz abgestoßen, theils einzeln, theils in Haufen zusammengedrängt. Alle bedienten sich, außer der kleinen Segel, der Ruder; dennoch war trotz aller Anstrengungen ihr Fortschreiten verhältnißmäßig gering, weil, wie sich später ergab, sämmtliche Fahrzeuge durch an den Kielen befestigte und nachschleppende Säcke mit Kanonenkugeln behindert wurden.

Das letzte Boot – das größte von allen, in dem Major Conelly mit den meisten Offizieren sich befand, war in der Entfernung von vielleicht 500 Schritt der Masse gefolgt und hatte, zuerst von dem langen Geschütz der Praua bedroht, die jetzt rasch und leicht wie ein Schwan über den Spiegel des Flusses daher kam, sich nach dem linken Ufer – der Seite von Audh gewendet, um wenn sich das Feuer der Praua wirklich als ein direkter Angriff zeigen sollte, dort zu landen. Die Praua war auf starke Kanonenschußweite von ihm entfernt, als das Boot in der Nähe des Ufers auf eine Sandbank stieß und sich festrannte. Sogleich zeigten sich den Blicken der Unglücklichen wie aus der Erde emporgestiegen am Rande Reiterschaaren, das ganze Ufer schien lebendig zu werden, viele der Sowars trieben ihre Pferde so weit als möglich in das Bett des Stromes, und das Feuer, das sie auf die unglücklichen Inhaber der Boote eröffneten, ließ keinen Zweifel über ihre Absichten.

»Der Teufel hole indische Treue!« schrie der Major – »Kameraden, hier gilt es, unser Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen! Zielt sicher, denn wir haben keine Munition an die Schurken zu verschwenden!«

Ein lebhaftes Gewehrfeuer entspann sich auf dieser Stelle; als die Praua – deren Verdeck dicht mit Menschen besetzt war, – sich überzeugt hatte, daß das Boot der Engländer nicht von der Stelle konnte, setzte sie ihre Verfolgung der anderen Fahrzeuge fort. Auf dem Kajütendeck, hoch auf der Schanzverkleidung stand der Raïs, seine Befehle ertheilend, während die kräftige Hand von Jan¹ Pretorius, dem jungen Holländer, das Steuer drehte. Baber-Dutt, die

¹Pieter? Hendrik? (Anmerkung HP)

Bayadere, Edward O'Sullivan und Narika, das Mädchen aus Kashemir, das seit ihrer Flucht aus dem Harem des Residenten bei ihren Befreiern geblieben, standen mit dem alten Babu Tippo Singh in der Nähe des Steuers und in Aller Mienen und Geberden prägte sich der Eifer, und rachedürstige Haß aus, mit dem sie sich an der Verfolgung betheiligten.

»Wo ruderst Du hin, Sohn eines Esels,« schrie der Sowar, als er bemerkte, daß der Kahn des jungen Fährmanns zu weit nach dem rechten Ufer abgekommen, und die Praua auf seiner Leeseite hatte. »Halte zum Schiff, oder ich schlage Dir den Schädel ein!«

»Ja! ja! Sahib! Dein Wille geschieht,« antwortete die zitternde Stimme des jungen Fährmanns und einige Ruderschläge näherten in der That den Nachen dem Steuerbord der Praua, auf der man jetzt erst den Nachen und das Winken des Sowars bemerkte, der die Ruder niedergelegt und sich erhoben hatte. Im nächsten Moment sah man das Ruder des jungen Fährmanns durch die Luft schlagen, den Sowar taumeln und mit einem Schrei aus dem Kahn stürzen, der jetzt, von kräftigen und gewandten Ruderstrichen geführt, gleich einem Pfeil an der Seite der Praua vorüberschoß.

Die heftige Bewegung des Schlages hatte den verhüllenden Turban von dem Kopf des Rudersmannen fallen lassen, der sich nicht einmal Zeit nahm, danach zu fassen. Langes dunkles Frauenhaar flog jetzt fessellos um das unbedeckte Haupt und enthüllte ein von der Anstrengung geröthetes dunkles, aber liebliches Mädchenantlitz.

»Nurjesan, mein Kind! meine Tochter! was beginnst Du?« gellte die Stimme des alten Babu vom Bord des Schiffes. Einen flammenden Blick warf das Mädchen hinauf, und sich dann mit doppelter Kraft auf die Ruder, daß der Nachen der Praua weit voraus schoß, deren Schiffsvolk bemüht war, dem Sowar zu Hilfe zu kommen.

Jeder Ruderschlag schien die Kräfte des Hindumädchens zu verdoppeln und ihr leichtes Kanoë in der That gleich einer Schwalbe über den Spiegel des Flusses dahin zu fliegen. Rechts und links ließ es die Fahrzeuge der Faringi zurück, die bei dem Feuern in ihrem Rücken sich von allen Seiten zu zerstreuen und zum Theil den Ufern zuzusteuern begannen und stürmte vorwärts, dem voranziehenden Dschumtiah nach, das jetzt fast die Biegung des Flusses erreicht hatte.

»Sahib Rivers! Sahib Rivers halt ein!« tönte der Ruf der jungen Hindu – die Ruderer der Dschumtiah hielten auf den Befehl des Residenten inne und das Kanoë schoß an die Seite des Fahrzeugs.

»Nurjesan!«

Das Mädchen faßte den Bord des Fahrzeugs – ihr Auge hatte bereits den Räuber ihrer Ehre erkannt, an dessen Willen das Laster die Unschuldige geschmiedet, da der Resident sich des entstellenden Bartes entledigt hatte. Sie faßte seinen Arm und zog ihn zu sich hinüber in den Kahn; athemlos, mit fliegender Hast berichtete sie ihm leise den Verrath des Nena, die Aufstellung der Kanonen und Sepoy's am Ufer und den Befehl zu seiner Verfolgung. Aufmerksam seit dem Brief, den ihr die Frau des Hävildahr¹ überbracht auf Alles, was den Belagerten geschah und nach einer günstigen Gelegenheit spähend, den Residenten zu retten, war sie durch das Weib des Nudschur von den verrätherischen Maßregeln des Nena in Kenntniß gesetzt worden. Aber der Postenkreis, den der Peischwa um das Fort gezogen, machte es ihr unmöglich,

¹Sepoy-General.

zu den Engländern zu gelangen. Mit Hilfe der Frau verschaffte sie sich die Verkleidung und das Boot, das sie aus den Luftfahrten am Ufer des Ganges zu leiten verstand und benutzte die Gelegenheit, um aus dem Schilfdickicht, in dem sie verborgen gelegen, hervorzuschießen.

Der Resident überlegte einen Augenblick, während die Boote mit allen Kräften weiter ruderten. Ein Blick nach rückwärts zeigte ihm, daß die Praua die Reihe der Boote bereits erreicht hatte und mit Flintenschüssen begrüßt wurde. Ein allgemeiner Kampf entspann sich auf der ganzen Strecke, da überall am Ufer Sepoy- und Sowerhaufen emportauchten, und ein scharfes Gewehrfeuer eröffneten. Die Flinten und Büchsen der englischen Offiziere konnten bei der geringen vorhandenen Munition die Salven freilich nur spärlich erwidern, aber jeder der wohlgezielten Schüsse fällte sein Opfer, während das Feuer der Gegner bei der Entfernung und dem schlechtern Kaliber der Waffen ihnen nur wenig Schaden that.

»Der Faringi-Sahib hat Nurjesan gelobt, sie zu einer Frau zu machen,« sagte leidenschaftlich das Mädchen. »Sie hat Alles gewagt für ihn und kann ihn retten aus allen Gefahren, wenn Lakschmi, die Gebieterin des Glücks, mit ihnen ist, oder sie wird sterben mit ihm vereint, wenn Schiwa ihr Geschick bestimmt hat. Dieser Kahn ist schnell wie die Möwe, die über die Wellen streicht – der Mann meines Herzens möge zwei starke Hände der Seinen nehmen, uns im Rudern zu helfen, und wir spotten jener Praua. Ehe der Morgen anbricht, wird er in Allahabad sein. Aber das Rad der Zeit rollt – möge der mächtige Sahib der Faringi sich Nurjesan's Flehen erbarmen und mit ihr kommen.«

Eine finstere drohende Falte lag zwischen den Brauen des Residenten, sein Auge maß das Kanoë des aufopfernden Mädchens und funkelte dann triumphirend hinüber nach den nahenden Verfolgern.

»Hier hinauf, Nurjesan — schnell!« befahl er und hob das Mädchen an dem Rande der Dschumptih empor.

»Was beginnst Du, Sahib – ich muß bei Dir bleiben!«

»Gehorche Dirne!« er schleuderte sie mit Gewalt in das Fahrzeug, wo sie zu Boden fiel.

»Wer versteht das Schlagruder zu führen?« fragte der Resident. Mehrere Arme streckten sich in die Höhe. »Hierher, Ihr Beiden, geschwind in den Kahn. Halliday her zu mir, es gilt Ihr Leben!«

»Was soll das bedeuten – was wollen Sie thun, Rivers?«

»Fragen Sie nicht – es ist keine Zeit zu Auseinandersetzungen. Wollen Sie Ihr Leben retten, so folgen Sie mir!«

»Nicht ohne diese schutzlosen Frauen. Ein Mann von Ehre wird sie in der Gefahr nicht verlassen!«

»Thor – meinen Sie, es sei für uns keine Gefahr? – Schauen Sie dort hinüber! Jeder ist jetzt sich selbst der Nächste. Hierher Tompson und steuern Sie, wenn der Undankbare es verschmäht!« Seine Hand riß den jungen Offizier, der in der Nähe stand, halb mit Gewalt in den Nachen, und stieß denselben – der durch die vier Personen ganz gefüllt war – von der Dschumptih ab.

Das Fahrzeug hatte jetzt die Biegung des Flusses umfahren und befand sich im Angesicht der Kanonen der Sepoy's, die von der Höhe herab einen Hagelschauer von Kartätschen ihm entgegen sandten. Erschrocken stemmten die Ruderer gegen das Wasser und die Dschumptih wich stromaufwärts zurück.

»Jetzt ist es Zeit! – rudert für Euer Leben, Leute – dicht am Ufer hin, Thompson, ehe sie den Zielpunkt für uns finden!«

»Halt ein, Sahib! halt ein – nimm Nurjesan, Dein Weib, mit Dir!« schrie das Hindumädchen und schwang sich mit fliegendem Haar und wirrem Blick auf den Rand der Dschumptih. – »Sahib Rivers – denk an Dein Versprechen!«

»Der Kahn ist voll, schöne Nurjesan!« rief kaltblütig der Verräther. »Wenn das Glück gut ist, komm' ich, Dich zu holen! Vorwärts, Kameraden – dort ist bereits die verfluchte Praua!«

Er warf sich selbst auf die Ruder, und das leichte Kanoë, von drei starken Männern getrieben, vom vierten gesteuert, schoß wie ein Vogel nach der Deckung des hohen Ufers.

Hinter ihm ein kreischender Schrei – ein Sturz in's Wasser – dann hob sich aus den gelben Wellen des Ganges der bleiche Kopf des Hindumädchens, und ihre schlanken Arme theilten rüstig die Fluth.

»Sahib Rivers! Sahib Rivers – bei Deinem Gott, verlaß Nurjesan nicht, die Dir Leib und Seele gegeben!«

Einen Augenblick zögerte der Resident, zurückblickend – aber die Gefahr war zu dringend – jede Sekunde Zögerung der Tod. »Die Närrin,« murmelte er, mit verdoppelter Kraft das Ruder brauchend – »mag sie zum Henker ersaufen – sie wäre nur ein Hinderniß gewesen!«

Aber nicht dieser Tod war dem aufopfernden betrogenen Hindumädchen beschieden. Das Kanoë des Residenten schoß glücklich in den Schutz des Ufers und flog an diesem entlang, das dicht mit Rohr und Schilf bedeckt war – die kühne Schwimmerin folgte noch immer. Da rauschte und brach es in dem Rohr und eine Wasserfurche theilte die trübe Fläche – ein gräulicher Rachen mit dichten Reihen von weißen Zähnen schnappte empor, – grüne Augen funkelten – hoch auf gerade in die Höhe mit wild verzerrtem Gesicht sprang die Schwimmerin aus dem Wasser und schlug wild die Arme empor. »Zu Hilfe!« dann verschwand im Nu der junge Leib unter den Wellen und ein ringelnder Kreis von Blut war der einzige Rest so vieler Liebe, Jugend und Schönheit.

Und über die Fläche her, die der gepanzerte Rücken des riesigen Bewohners der Tiefe durchfurchte, ricochettirte ein neuer Hagel von Kartätschen und schlug unter die sechs oder sieben Fahrzeuge, die bereits diese Stelle erreicht.

»Zurück! zurück! stemmt die Ruder – rudert zurück!« befahl die ruhige feste Stimme des Capitain Delafosse – »die Kanonen würden das Boot in Stücke schmettern! Nach dem Ufer, Männer, nach dem Ufer!«

Aber schon flog die Praua unter dem Druck aller Segel heran und braßte quer vor der Linie der Boote, von denen zwei, die den Weg erzwingen wollten, unter dem Kugelhagel der Batterie sanken. Das Geschrei der Frauen und Kinder, die Verwünschungen der Soldaten und Befehle der Offiziere, das Hohn- und Jubelgeschrei der Sepoy's zwischen dem Brüllen der Kanonen und dem Knattern des Flinten- und Pistolenfeuers – es schien ein Gewirr, der Hölle entstieg. Die Praua, deren Führer die Dschumptih des Residenten nicht aus den Augen gelassen, stieß auf diese, von der Delafosse – jede Möglichkeit des Entkommens und Widerstandes vereitelt sehend, sein Taschentuch an der Spitze des Degens zum Zeichen der Ergebung schwang.

Ein Haufen der Schiffsmannschaft der Praua, an ihrer Spitze der Uskoke und der junge Boer, drangen sofort in die Dschumptih.

»Gebt den Sahib-Residenten heraus oder der Tod ist Euer Schicksal! Wir wissen, er ist verkleidet unter Euch – wo ist der Sohn eines Hundes?«

»Wenn dieser verrätherische Anfall der Person des Residenten von Cawnpur gilt,« sagte der Capitain entschlossen, – »so ist sein Zweck vereitelt; Major Rivers ist entflohen auf einem Kahn – wenn er den Kugeln jener Geschütze entgangen, ist er außer der Gewalt des Maharadschah! – Ich fordere Schutz und Freiheit für diese Frauen und uns auf Grund des Vertrages!«

»Kaffir, Du lügst!« tobte der Bruder des Peischwa, denn der Pulverdampf, der sich über den Fluß wälzte, verhinderte ihn in diesem Augenblick, das Kanoë zu sehen. »Durchsucht jeden Winkel, Brüder – der Hund ist verborgen unter ihnen.«

Seine Hand riß mit rohem Griff den verhüllenden Schleier vom Hut der Miß Wheeler, die zitternd ihre muthigere Cousine umschlungen hielt – aber im Nu zuckte der Degen Lieutenant Halliday's und eine tiefe Schulterwunde strafte diesen frechen Angriff.

Der Hieb war das Signal zu einem kurzen aber blutigen Gefecht. Die Begleiter Baber-Dutt's stürzten sich mit wüthendem Geschrei auf die kleine Zahl der Engländer am Bord der Dschumptih, während Andere die Frauen mit roher Gewalt auf die Praua schleppten. Halliday vertheidigte sich wie ein Rasender in dem kleinen Raum, jeder Hieb seiner treuen Klinge machte das Blut aus tiefen Wunden spritzen, während er selbst bereits aus zwei oder drei blutete und von der Zahl seiner Gegner bis zum Rande der Dschumptih zurückgedrängt war. In diesem Augenblick fiel zwischen den drohenden mordentflammten Gestalten der Gegner sein Auge auf ein bleiches verstümmeltes Gesicht, das kaum noch dem menschlichen glich – zwei verstümmelte Arme streckten sich dräuend gegen ihn aus . . .

»Edward O'Sullivan – Gott erbarme sich meiner!« Die Hand, die den Stahl so kräftig geschwungen, sank gelähmt von der bösen Erinnerung nieder – ein Hieb des Tomahawk von der Faust des holländischen Boers spaltete seine Stirn, und das brechende Auge noch, auf die gespenstische Erscheinung Dessen gerichtet, den er einst mit in die Klauen des Tigers zu treiben geholfen hatte, verschwand die Leiche des Offiziers in der trüben Fluth des heiligen Stromes.

Am niedern Mast des Dschumptih vertheidigte Capitain Delafosse sich mit Heldenmuth, bis ein Kolbenschlag die Klinge seines Degens zersplitterte und ihn in die Knie warf. Zehn Säbel blitzten todbringend über seinem Haupt, als plötzlich der Irländer sich vor ihm warf, schrille unverständliche Laute ausstoßend und mit dem eignen Körper den Mann schützend, der ihm allein an jenem Tage des Unheils Freundlichkeit und Wohlwollen bewiesen.

Der Räis, der die heftigen Geberden des armen Stummen so ziemlich zu deuten verstand, erkannte den Offizier, mit dem er damals gemeinschaftlich die Spuren der Entführung der Gattin des Nena verfolgt, und machte sich zu seinem Beschützer.

Seiner Waffen beraubt, wurde der Capitain nach der Praua gebracht und unter Deck in eine kleine Kajüte geschlossen, in der er zu seinem Erstaunen einen Europäer fand, der sich bei seinem Anblick in den äußersten Winkel kauerte und dessen wirrer Blick und unzusammenhängende Worte ihn bald überzeugten, daß er es mit einem Geistesgestörten zu thun habe.

Über der Verfolgung der Boote, die jetzt sämmtlich in der Gewalt der Praua und der am Ufer aufgestellten Sepoy's sich befanden, war der Abend heran gekommen; die Dunkelheit

bedeckte den Fluß und die Ufer, als die Praua, die Boote vor sich her, nach dem Ufer von Cawnpur zurück kehrte.

Der Uskoke, von Edward O'Sullivan begleitet, trat in den Raum, in welchem sich Capitain Delafosse als Gefangener mit dem Irren befand.

»Signor,« redete er den Offizier an, »ich bin ein rauher Seemann und ein geschwornen Feind aller Engländer, denen ich es verdanke, daß ich statt unter dem blauen Himmel Albaniens auf den Fluthen der Adria mit der Schwalbe lustig zu kreuzen, unter diesem Himmel voll Gluth mit Heiden, die nicht den Namen der Panagia kennen, auf schmutzigem Wasser schwimme, das nicht das Grab ehrlicher Seeleute, sondern jedes schuftigen schwarzen Bettlers ist, der nicht die Rupie für den Scheiterhaufen bezahlen kann! Aber wenn ich auch ein Feind der Faringi bin – ich weiß die Braven und Tapferen jedes Volkes zu schätzen, und der Capitano Grimaldi würde es nimmer dem Milchbruder vergeben, überlieferte er einen seiner Freunde dem Henkerschwert dieser braunen Teufel. Hier ist die Verkleidung eines Bannia,¹ – unter jener Luke finden Sie einen Kahn, mit dem Sie das Ufer erreichen können, ich selbst werde das Steuer der Praua führen und so Ihre Flucht sichern. Mögen die Heiligen mit Ihnen sein, bis wir uns wieder im Kampfe begegnen. Am Ufer von Audh schwärmen die Sowars des Peischwa – der Weg ist zu gefährlich für Sie. Am Besten ist's, Sie schlagen die Dawk² von Gwalior ein und erreichen den Zug des Majors – er kann noch nicht weit sein, da er erst kurz vor Mittag Cawnpur verlassen. Sagen Sie Markos Grimaldi, was Danilos für Sie gethan – unter seinem Schutz werden Sie sicher sein!«

»Ich danke Ihnen von Herzen,« sagte der Engländer, die Hand des Uskokens schüttelnd – »aber darf ich meine Kameraden, die armen Frauen in dieser unglücklichen Lage verlassen?«

»Beim Acheron – ich sehe nicht, was Sie ihnen helfen könnten! Der Nena wird rasen, daß jener Schurke, dem ich einst das Bungalow-Harem anzündete, seiner Rache entwischt ist. Die Sowars verfolgen ihn am Ufer – mein Steuermann und der alte Babu sind auf dem Fluß hinter ihm drein – wenn der Teufel ihm nicht hilft, wird er ihnen nicht entinnen! Sorgen Sie für Ihren eigenen Kopf, Signor, der wenig genug in dieser Zeit werth ist! Dem Löwen sich in den Rachen stürzen, wäre Wahnsinn.«

Er warf ihm die Kleider hin. »Thun Sie, was Sie wollen, Signor, aber in einer halben Stunde wird es zu spät sein. Ohnehin ist die höchste Vorsicht nöthig, denn wir haben einen Dämon von Weib an Bord, dessen Auge Nichts entgeht!«

Der Irländer trat auf Delafosse zu, – seine Bewegungen, sein flehender Blick zeigten deutlich seinen Wunsch und ersetzten die Sprache. Er deutete wiederholt mit den verstummten Armen nach der Richtung, welche der Gefangene bei der Flucht einschlagen sollte.

»Hier sind ein Taschen-Kompaß, Pistolen und ein Dschambea,« fuhr der Uskoke fort. »Es wird kein Schade sein, wenn Sie im Dunkel einem von dem Gewürm aus dem Sattel helfen und sich hinein. Leben Sie wohl, Signor, und San Theodoro sei mit Ihnen! Handeln Sie ohne Furcht – der arme Bursche im Winkel dort wird Sie nicht verrathen!«

Er zog den Irländer mit sich fort und verschloß die Thür.

Einige Minuten stand der Capitain in Zweifel, was er thun solle, aber die Überzeugung, daß: zu bleiben, sich nutzlos der Gefangenschaft des Nena – vielleicht noch einem grausamern Loos – preisgeben hieße! die Hoffnung, daß wenigstens das Leben der hilflosen Frauen

¹Indischer Getreidehändler.

²Straße.

jetzt nicht gefährdet sei – und im Grunde der Seele vielleicht der Gedanke, in der Begleitung des edlen Condottieri die Frau wieder zu sehen, deren Bild seine ganze Seele erfüllte, ließen ihn rasch einen Entschluß fassen.

Er warf die vom Kampf zerfetzte Uniform von sich und beeilte sich, die indische Kleidung anzulegen.

Zu seinem Erstaunen bemerkte er, daß der Irre zögernd näher und näher kam, bald die abgeworfenen Kleider, bald ihn selbst betrachtend.

»Fürchtest Du auch, daß sie Dich fangen, Kamerad?« flüsterte der Wahnsinnige, »es ist recht, daß Du den rothen Rock von Dir thust – er leuchtet durch die Stämme der Palmen und der Tamarinden, wenn Du zum Liebchen reitest. Es ist eine schlimme Farbe und zieht die Augen der Schlangen an!«

»Wer bist Du – Unglücklicher? Du bist ein Engländer?«

»Die fünften Dragoner sind ein schönes Regiment!« fuhr der Irre fort, indem er dem Offizier die Kleidung anlegen half, – »und Rookeby, mein Pferd, war ein treues Thier. Aber seit die Schlange den armen Edward und Helene, meine schöne Helene, gefressen – ist es vorbei mit uns. Sieh – sie haben mir diese Kleider gegeben, damit der böse Mann mich nicht finden soll!«

»Bedauernswerther! – kann ich etwas für Sie thun? Sprechen Sie!« Der Capitain hatte die Lampe gelöscht, die der Räis angezündet und die Luke geöffnet. Als er hinaus sah, fand er dicht darunter ein mit Rudern versehenes Boot treiben und hörte auf dem Verdeck den Lärmen der Laskaren und Sepoy's. Das Bogspriet der Praua war bereits der Stadt zugewendet, von der ein wüstes Toben herübertönte, während der Schein großer Feuer und zahlloser Fackeln das Ufer erhellte und weit hinaus auf die Fläche des Stroms spiegelte. Ein gellendes Triumphgeschrei, als hielten die Dämonen der Hölle ihre Walpurgis, schallte herüber jedes Mal, wenn ein Boot landete und die unglücklichen Gefangenen an's Ufer geschleppt wurden.

»Wer Sie auch sein mögen, unglücklicher Mann,« sagte der Capitain – »leben Sie wohl und Gott gebe Ihnen das Licht der Vernunft – ich kann Nichts weiter für Sie thun!« Er faßte das Tau, welches das Boot hielt, und glitt an ihm hinab, mit angespannten Fibern lauschend, ob an Bord der Praua Jemand seine Flucht bemerkt.

Capitain Delafosse hatte jedoch noch nicht die Ruder ergriffen und sich zur Abfahrt bereit gemacht, als er sah, wie ein dunkler Schatten an dem Tau ihm folgte, und im nächsten Augenblick saß der Irre vor ihm auf der Ruderbank des Bootes.

»Richard wird mit Dir gehen,« sagte der Wahnsinnige – »Richard will den rothen Rock der Faringi sehen, sie werden ihn schützen vor der Boa, besser als diese Hindu!«

Es war keine Zeit zu Gegenvorstellungen; der Capitain – zum Theil von der Nothwendigkeit, zum Theil von Mitleid für den Armen, den er für einen Kameraden erkennen mußte, bewegt, stieß von der Praua ab und im nächsten Augenblick schwamm das Boot unbemerkt auf der Fläche des Stroms.

Von hier aus konnte er die Scenen am Ufer beobachten, und das Blut stieg ihm zu Kopf, das Herz wollte ihm brechen, als er sah, wie seine braven Kameraden von den Sepoy's unter Mißhandlungen gebunden aus den Booten geschleppt, wie die Frauen und Kinder grausam verhöhnt und beleidigt wurden. Mehr als einmal war er im Begriff – hinüber zu rudern und sich unter die jubelnden Feinde zu stürzen, aber die Überzeugung, daß er keine Hilfe bringen, daß er Nichts thun könne, als die Zahl der Opfer vermehren, ließ ihn davon wieder abstehen, und um so rasch als möglich diesen Scenen zu entfliehen, strengte er alle Kräfte an und

ruderte stromauf, bis er oberhalb der Stadt der Stelle gegenüber war, in deren Nähe die so tapfer vertheidigte Verschanzung lag, an der sie sich, vor wenig Stunden freudiger Hoffnung hingegeben, eingeschifft hatten. –

Die Ankunft der Boote mit den Gefangenen in der Stadt hatte die ganze Bevölkerung dort versammelt und den Platz, an dem er landete, völlig einsam gelassen. Der Offizier verließ den Kahn und sein irrer Begleiter folgte ihm wie sein Schatten, zuweilen wirre Erinnerungen vor sich hin murmelnd oder seine Phantasieen dem Capitain geheimnißvoll zuflüsternd, den das Mitleid verhinderte, ihn hier seinem Schicksal zu überlassen.

Delaffosse suchte sich zunächst zu orientiren, was ihm nicht schwer wurde, da der Mond mit seinem hellen Schein über den Horizont emporzusteigen begann. Er sah ein, daß er zunächst die Straße nach Bithoor passiren und auf weitem Umwege die Stadt und die weitgedehnten Vorstädte umgehen müsse, um den Weg nach Gwalior zu erreichen, auf welchem er, nach dem Rath des Uskokens, Major Maldrigri folgen sollte. In der Nacht und unterm Schutz seiner Verkleidung fürchtete er die Gefahr des Erkennens nicht. Nur war es nothwendig, den Irren möglichst zur Erkenntniß ihrer Lage und zum Schweigen zu bringen; da derselbe gleichfalls die Kleidung der Eingebornen trug, war von seiner Begleitung Nichts zu besorgen.

»Kamerad,« sagte der Capitain – »ich will Sie nicht verlassen, aber unter der Bedingung, daß Sie das strengste Schweigen beobachten, was auch geschehen möge. Ihr und mein Leben hängt davon ab! Lassen Sie uns aufbrechen, denn jeder Augenblick ist kostbar!«

»Still,« flüsterte der Irre – »siehst Du die Schlange dort im Mondschein gleiten – hörst Du das Weinen des armen Knaben, wie er nach Wasser ruft?«

»Es sind die Schakals, die über die Ebene schweifen, Kamerad, ihr Geschrei tönt wie das eines Kindes.«

»Thor – die Anaconda ist's – der Knabe, mein Knabe, mein süßer Edward wimmert nach Wasser. Ich bin sein Vater – laß mich hin zu ihm!«

Der Capitain, der ihn mit Gewalt zurückhielt, indem er fühlte, welche gefährliche Last er sich mit diesem Begleiter aufgebürdet, horchte aufmerksam in die Nacht.

In der That kam es ihm vor, als ob er zwischen dem fernen Geräusch der Stadt und dem Gekreisch des Schakals, den ihr Kommen aufgeschreckt und der über die Ebene kreiste, ein leises Stöhnen – den englischen Laut: *water!*¹ hörte.

Er schauderte in der Tiefe seiner Seele – nochmals, klarer und deutlicher hörte er den Laut: *water!* – *water!*

Das konnte nur ein Landsmann, ein Engländer sein. Entschlossen schritt er in der Richtung vor, aus der jene Töne des Jammers erklangen.

Es war jene Stelle, an welcher Lieutenant Sanders so heldenmüthig versucht hatte, das Signal aufzuhalten, das seine Landsleute vernichten sollte.

Der Mond trat klar und hell über den Saum einer Wolke, sein weißes Licht zeigte einen niedern breiten Stein – darüber ausgebreitet – die Füße und Hände an dies steinerne Kreuz geschnürt, einen Märtyrerleib.

»Wasser – bei der Barmherzigkeit Gottes – wer Ihr auch seid – einen Tropfen Wasser!«

»Allmächtiger – diese Stimme – Unglücklicher – wer bist Du?«

Es war unmöglich, die unglückselige Jammergestalt zu erkennen. Achtundvierzig Wunden von Säbelhieben und Speerstößen hatten diesen jungen, vor wenig Stunden noch kräftigen

¹Wasser.

Körper so gräßlich zerfleischt, daß Kleider, Fleisch und Blut eine einzige Masse bildeten, an der bereits der Zahn des Schakals sein furchtbares Mahl im ersten Schatten der Nacht begonnen.

Während die Praua den Booten nachjagte, hatte die entfesselte Rachgier des Nena seiner Umgebung ein gräuliches Spiel bereitet. Nachdem der unglückliche Offizier, der seinen Zorn gereizt, zu Boden geworfen und auf Befehl des Peischwa an jenen Stein gebunden worden, versuchte jeder der wilden Reiter im Galopp vorübersprengend an dem Körper des Unglücklichen seine Geschicklichkeit, indem er ihm mit Säbel und Lanze eine Wunde beibringen mußte, die ihn nur zerfleischte, ohne ihn zu tödten.

Die Augen waren dem Unglücklichen ausgestochen, sein ganzes Antlitz von Säbelhieben zerfetzt und mit geronnenem Blut bedeckt – von Zeit zu Zeit lief das Zucken der mit diesem langsamen entsetzlichen Sterben ringenden Jugendkraft durch die zerfleischten Glieder.

»Fluch dem Tage, der mich geboren zu solchen Schmerzen,« wimmerte der Leidende. »Bist Du ein Engländer, so reiche Sanders, dem von Teufeln Gemarterten, einen Tropfen Wasser und tödte ihn!«

»Lieutenant Sanders – unglücklicher Kamerad! ich bin Delafosse, Capitain Delafosse und werde Sie nicht verlassen. Fort Mann – raffe Deine Vernunft zusammen und eile nach dem Fluß – schöpfe in diesem Turban Wasser und bringe es schnell!«

Ein Blitz von Verständniß leuchtete in dem Auge des Wahnsinnigen. »Lionel holt Wasser,« sagte er – »Lionel weiß, wie es thut, nach Wasser zu schmachten, wenn der giftige Brodem der Anaconda die Luft durchglüht! Hätte Lionel Wasser gehabt, dann wäre der süße Edward nicht gestorben!« Damit lief er hastig nach dem Fluß und kehrte in wenig Augenblicken wieder, den Turban mit Gangeswasser gefüllt.

Der Capitain zerriß seinen Kaftan und wusch das Antlitz des Gemarterten, dann flößte er ihm etwas Wasser ein. Der Irre war eifrig bemüht, ihm bei dem traurigen Geschäft zu helfen und lief wiederholt nach dem Ufer des Stroms, den Turban zu füllen, Delafosse erkannte bald, daß hier jede Hilfe vergeblich sei und nur die kräftige Natur des jungen Offiziers seine unbeschreiblichen Leiden verlängert hatte. Kaum verständlich in abgebrochenen Worten theilte dieser ihm die Scene mit, deren Opfer er geworden, und Delafosse fühlte sein Herz erbeben bei dem Gedanken, daß seine unglücklichen Kameraden und die armen Frauen der Tigerlaune eines solchen Feindes in diesem Augenblick preisgegeben –

Sein Haar sträubte sich – seine Nerven erstarrten – denn von der Stadt her rollte durch die Nacht der Donner einer Flintensalve – ein Mal – zwei Mal – zum dritten Mal, und selbst in diese Entfernung drang das Echo des höllischen Triumphgeschreis der Menge herüber.

Der Wahnsinnige begann unheimlich zu lachen und in wilden Sprüngen um den Stein zu tanzen. »Hurrah, lustig!« rief er – »sie haben die Anaconda getödtet! Lionel kann wieder reiten auf Rookeby, seinem Pferd, und der kleine Edward wird die süßen Augen öffnen!«

»Mensch – mache mich nicht wahnsinnig, wie Du selbst es bist!« rief verzweifelnd der Capitain. »Wenn ich denken müßte, daß jene Schüsse unseren Landsleuten geglolten! wenn jenes Ungeheuer – –«

»Flieht – flieht!« stöhnte der Sterbende – »Rettet Euch, da es noch Zeit ist! Aber bei der Barmherzigkeit Gottes, zuvor macht meinen Leiden ein Ende – tödtet mich!«

Delafosse hatte das Gesicht in die Hände verhüllt, er rang nach einem Entschluß. Endlich hatte er ihn gefaßt – ohne ein Wort zu sagen, fuhr er in seinen Hilfsleistungen für den Leidenden fort, befreite seine zerfetzten Glieder von den Banden und netzte seine gräßlichen Wunden mit Wasser.

»Den Tod! gebt den Tod!« flehte der Arme – »das ist gräßlicher, als in der Mordhöhle der Thugs!«

»Kamerad,« sagte der Capitain – »Gott der Allmächtige hat ein furchtbares Schicksal über Sie verhängt – beugen Sie sich seinem Rathschluß – bald wird seine Barmherzigkeit Ihre Leiden geendet haben und Ihre unsterbliche Seele in seinen Schooß aufnehmen! Bis dahin weiche ich nicht von Ihrer Seite, man müßte mich denn von hier reißen. Denken Sie an die Ewigkeit – Gott ist barmherzig, und der Soldat, der jetzt stirbt, geht uns Anderen nur voran!«

Er setzte sich zu dem sterbenden Kameraden, netzte von Zeit zu Zeit seine Lippen und betete mit ihm die Gebete der Jugend, die Beide vielleicht so lange vergessen hatten!

Eine Stunde war vergangen – der ferne Lärmen der Stadt begann zu verstummen – die Feuer erloschen. – –

»Das ist Rookeby, mein Pferd!« rief plötzlich der Irre – »ich kenne seinen Hufschlag – aber dort – seht Ihr die Augen der Anaconda, wie sie funkeln und glühen und größer und größer werden! Barmherzigkeit – schützt mich vor der Schlange!«

Er stürzte zu dem Capitain und kauerte sich zitternd in seinen Schatten.

Über die Ebene von der Stadt her kam näher und näher ein wüthender Galopp.

Anfangs klein – wie der Schimmer eines der prächtigen Leuchtkäfer, welche seit dem Anbruch der Nacht die Luft zu Tausenden durchflogen, – dann immer größer und größer werdend mit rasender Hast blitzte ein Licht aus dem fernen Dunkel und wurde zum hochgeschwungenen Flambeau.

Beleuchtet von dem gespenstigen Doppelschein der Fackel und des Mondstrahls keuchte im rasenden Galopp ein Roß herbei – eine Gestalt warf sich vom Sattel, im Windhauch flogen die buntseidenen Gewänder – die Perlenschnüre des Haars, die Edelsteine und goldenen Spangen und Tressen leuchteten und blitzten im Licht – aber nicht heller, nicht feuriger, als die leuchtenden, suchenden, dunklen Augen!

»Sahib, wo bist Du? – Ewiggeliebter, wo bist Du?«

Delafosse hatte die Hand am Kolben des Pistols – aber die Gestalt, welche die Schatten der Gruppe am Stein erblickend jetzt herbeiflog – trug die Gewänder einer Frau, – ihre Schellen und Goldbleche rauschten und klangen bei der heftigen Bewegung, – er folgte unwillkürlich der Hand des Wahnwitzigen, die ihn zurückzog.

»Das ist die böse Fee, die uns verrathen – den armen Edward und meine süße Helene,« flüsterte der Irre – »die Schlange steht in ihrem Solde!«

»Sahib Sanders! – Sahib Sanders – wo bist Du?«

Die zerschlagene, zermalmete, verstümmelte Gestalt des unglücklichen Offiziers krampfte in die Höhe bei dem Ton dieser Stimme, die blutigen Höhlen seiner Augen wandten sich gegen sie, welche bei dem Anblick in gräßlichem Aufschrei die ihren bedeckte.

»Mann meiner Liebe,« rief das Weib mit schneidenden Tönen – »meine Thränen sollen Deine Wunden bethauen, meine Küsse sie schließen und Dich dem Leben erhalten! Die Falsche, die uns trennte – sie kann es nicht mehr! Der Fluch ist über ihr, die Dein Herz von mir gewandt, und der Fluch soll über Den kommen, der es gewagt, Dein Blut zu vergießen!«

»Verflucht seist Du selbst, *Anarkalli*, blutige Mörderin und Genossin der Mörder!« stöhnte der zuckende Mund des Sterbenden – »Fluch – Fluch Dir – und – Fluch – –«

Er brach zusammen – ein Schauer rieselte über die blutige Gestalt – dann streckte sie sich regungslos auf dem steinernen Schmerzensbett. Delafosse sprang herbei – er fühlte nach dem Herzschlag – horchte nach dem Athem. –

»Seine Leiden sind zu Ende – Gott der Herr nehme seinen Geist gnädig auf!«

»Todt? tod?« gellte der Schrei der Tänzerin. »Zu Yama gegangen, ohne Der, die ihn liebte über Alles, vergeben zu haben? Ich Unglückselige, daß ich ihn lassen konnte in den Klauen des Tigers!«

Sie riß die Flechten ihres schönen Haares auf, daß die schmückenden Perlen und Juwelen weit auf dem Boden verstreut wurden. Sie zerriß, ihr seidenes Gewand, sie zerraupte das fliegende Haar und preßte die Nägel der Finger in das warme Fleisch ihres Busens.

»Hast Du gehört, wie er Dir fluchte? So fluchte Helene auch dem bösen Verführer, der sie in den giftigen Brodem der Schlange gelockt!« flüsterte der Irre. »Aber weine nicht – ein Frauenherz hat unendliche Liebe und aller Haß schmilzt wie der Schnee in ihm, der Geliebte braucht der Dürstenden nur das Blut aus seinen Adern zu trinken zu geben!«

Ihre Augen starrten ihn an — halb bewußtlos – dann sank sie am Stein nieder. Eine kurze Weile darauf hörte der Capitain, der diesen Schmerz nicht zu stören wagte – leise, seltsame – dann immer lauter und lauter schwellende Töne – es war ein monotoner ergreifender Gesang, der aus ihrem Munde kam – schon ein Mal hatte er die feierlichen Töne vernommen – dort in Jhansi am Scheiterhaufen des Rao – die Todtenklage der Hindufräule um den gestorbenen Gatten!

Wir führen den Leser auf kurze Zeit in die Stadt zurück. Die schrecklichen, entsetzlichen Szenen, die wir vor ihm zu entrollen haben, sind nur von einem Menschen berichtet worden, einem Augenzeugen, dem Hävildahr Nudschur Dschewarri, der, als es ihm nach der Schlacht von Cawnpur gelang, zu den Engländern zu entfliehen, seine Aussagen vor den Behörden zu Protokoll gab.

Die unglücklichen Gefangenen, Männer, Frauen und Kinder, waren unter Mißhandlungen aus den zurückgeführten Kähnen gerissen und nach dem Platz geschleppt worden, an dem der Nena stand, von der Mörderschaar umgeben, die das blutige furchtbare Spiel an dem Körper des jungen Parlamentairsten geübt.

Mehrere Feuer brannten auf dem Platz, der Schein von hundert Fackeln, mit dem Strahl des Mondes, verbreitete Tageshelle über die dichtgedrängte Menschenmasse, diese Tausende von dunklen Gesichtern mit dem wilden Ausdruck von Haß und Blutgier.

Mit Säbelhieben und Lanzenstößen trieben die Sepoy's die Unglücklichen herbei, die Männer ihrer Waffen beraubt, mit gebundenen Händen, mit allen Spuren des Kampfes, die Frauen und Kinder verzweifelt und weinend. Der Nena musterte sie mit gierigem Auge, aber Haufe auf Haufe erschien – und der Mann, den er suchte, war nicht darunter. Die Adern an den Schläfen des Peischwa schwollen gleich blauen und rothen Strängen und der fest zusammen gekniffene Mund verkündete das drohende Unheil.

»Wo ist der Raïs der Praua? Wo ist Baber-Dutt, mein Bruder? warum kommen sie nicht?« murrte der Fürst und seine Stimme klang wie das Knurren des Tigers, der hungrig nach seiner Beute verlangt.

Endlich erscholl ein Ruf des Triumphes – die Praua hatte die letzten Gefangenen an's Ufer gesetzt, der Uskoke, die Tänzerin und Edward O'Sullivan nahten mit ihnen.

Auf dem braunen Gesicht des Seeräubers aus dem ionischen Meer spiegelte sich finstere Entschlossenheit, so trat er vor den Nena, während von der Bayadere sorgfältig bewacht, die Sepoy's hinter ihm die Tochter und Nichte des Generals, Master Stacy und seine Gattin und die anderen Europäer, die auf der Dschumtiah gefangen genommen worden, herbeiführten.

»Wo ist Baber-Dutt, mein Bruder?«

»Er ist verwundet durch einen Inglese und liegt am Bord der Prana.«

»Und der Bote, den ich Euch sandte, ist sein Auftrag vollführt?«

»Wenn Du den Suhbadar Mir-Aly meinst, Hoheit, der liegt noch halb ersäuft auf dem Deck. Ein tolles Weibsbild schleuderte ihn in's Wasser.«

Der Nena stampfte wild mit dem Fuß. »Wo ist der Mann, der sich den Residenten nannte?« schrie er mit furchtbarer Stimme.

»Rivers? Der Teufel hole ihn – er ist auf einem Kahn entkommen, wenn ihn die Kartätschen nicht zerrissen oder mein Steuermann eingeholt hat, der mit dem Babu auf seiner Spur ist, wie der Wolf auf der Fährte des Hirsches!«

Ein heiserer Schrei der Wuth, der getäuschten Erwartung drang aus der Kehle des Nena, wie das Brüllen des verwundeten Tigers klingend. Sein Gesicht wurde fahl, die Augen blitzten wie wahnsinnig umher – gleich als suchten sie ein Opfer der in ihm kochenden Wuth.

In seiner Nähe, von den Sepoy's dahin gestoßen, stand unglücklicher Weise die arme Mistreß Stacy, eine junge hübsche Frau, mit ihrem vierjährigen Knaben, der sich nach dem ersten Schrecken mit kindlicher Neugier von der Mutter losgemacht hatte und mit der Hand die von Juwelen funkelnde, goldene Säbelscheide des Nena berührte.

Das blutunterlaufene Auge des Peischwa fiel auf ihn – er hob die Faust, deren Muskeln sich wie Stahl zusammenspannten und ließ sie auf das blonde Lockenhaupt des Kindes niederfallen.

Ein widrig knirschender Ton – das Blut spritzte aus dem gebrochenen Schädel und mit einem einzigen Ächzen stürzte das Kind todt zu Boden.

Selbst die blutgierigen Sepoy's wichen einen Augenblick erschrocken über die grausame That zurück.

Mit einem herzerreißenden Aufschrei warf sich die unglückliche Mutter über die Leiche ihres Kindes.

Obschon ihre Arme gefesselt waren, stürzten zwei der Gefangenen aus dem Kreise auf den Peischwa los – Master Stacy und Major Conelly, dessen rechter Arm von einem Schuß gelähmt war, der aus drei bei dem verzweifelten Gefecht erhaltenen Wunden blutete.

Den unglücklichen Vater schlug ein Sepoy zu Boden.

»Schändlicher Wüthrich,« zürnte der Offizier – »mit diesen Händen, wenn sie frei wären, wollt ich die lügnerische Zunge Dir aus dem Halse reißen, die ehrlichem Kampf gegenüber heuchlerische Eide geschworen. Möge die Verachtung einer ganzen Welt Dich strafen für Deine Treulosigkeit!«

Der Peischwa – bleich – kalt – zog ein Pistol aus dem Gürtel und spannte mechanisch, ohne daß sein starrer Blick nur vibrirte, den Hahn.

»Morde auch mich,« schrie der Major – »es ist ein Ehrentod für einen braven Soldaten, von der Hand des Verraths zu fallen!«

Ein Blitz, ein Knall – der Major stürzte mit zerschmettertem Schädel nieder – einige Augenblicke noch zuckte und krümmte sich die kräftige Gestalt in ihrem Blut am Boden – dann – eine starre Leiche.

»Treibt die Gefangenen dort zusammen! – Trennt die Weiber und Kinder von ihnen!«

Die Stimme des Befehls klang rau, ruhig, kalt.

Es waren entsetzliche, furchtbare Szenen, als die Sepoy's die Frauen von der Brust ihrer Männer, die Schwester vom Bruder, das weinende Kind vom Herzen des Vaters, die Tochter aus der Nähe ihres Erzeugers rissen.

Der Jammer der schreienden, weinenden Frauen und Kinder wurde von dem Hohnlachen der Mörder, dem fanatischen Triumphgeschrei des Pöbels erstickt.

Der Nena winkte Anarkalli, die Bayadere, die mit dem Lächeln teuflischer Befriedigung neben ihm stand.

»Suche die weißen Mem Sahibs aus, die für das Harem des Peischwa taugen,« befahl der Nena – »diese Nacht soll eine Nacht der Lust und des Triumphes sein!«

Der Hindufürst schritt an der Reihe der weinenden Frauen entlang, denen im Angesicht ihrer knirschenden, machtlosen Väter, Brüder und Gatten ein so furchtbares Schicksal verkündet wurde.

Drei der Frauen bezeichnete der wählerische Finger der Bayadere als passend für ihren Herrn,

Es waren Miß Soldie, die Tochter eines Offiziers und die junge Frau eines Beamten – alle drei gefeierte Schönheiten.

Da die Unterredung zwischen dem Nena und der Tänzerin im Hindostani geführt worden, so ahnten die armen Wesen noch nicht das Geschick, das ihrer harnte und das selbst bitterer war, als der Tod, den sie erwarteten.

Plötzlich blieb der Peischwa stehen und sein Finger wies auf Editha Highson, die selbst in dieser schrecklichen Lage den eigenthümlichen Reiz nicht verläugnete, der über ihre ganze Erscheinung ausgegossen war.

»Diese Faringa ist schön. Sie soll das Lager diese Nacht theilen, das ihre Brüder einsam gemacht!«

Die Augen der Bayadere funkelten boshaft. »Der Peischwa möge eine Bessere für die Freuden seines Lagers wählen – dies Weib verdient die Ehre nicht!«

»Du bist eifersüchtig. Ich habe es gesagt! es möge geschehen!«

»Der Peischwa hat ein Versprechen zu erfüllen!«

»Welches? rede!«

»Der Stern der Hindostani hat der Granatblüthe zwei der Gefangenen geschenkt.«

»Das ist wahr – wähle sie!«

»Dies Faringi-Weib ist die Person, die ich begehre.«

»Ich werde Dir Schmuck und tausend Rupien geben, dafür daß Du sie mir diese Nacht überlässest!«

»Der Peischwa von Bithoor,« sagte die Bayadere, »trägt die Rache im Herzen, aber er ist nicht der Einzige, der die Wunde zu sühnen hat, welche die Faringi ihm geschlagen. Das Bett des Peischwa wäre eine Gnade für dies Geschöpf!«

»Gut – sie ist die Deine! Was willst Du mit ihr beginnen?«

»Du sollst es sehen!« Sie trat zu dem dichten Kreis der Sepoy's, der die Gruppe umgab – ihr dunkles Auge flog suchend umher. Dann zuckte eine boshafte Freude über ihr schönes Gesicht – sie hatte gefunden, was sie wollte und winkte einem Nähghuh (Corporal) der Sowars, näher zu treten.

Es war ein Mohr von riesiger Gestalt und Körperkraft, aber scheußlichem, wildem Aussehn. Der mit dicken Lippen besetzte breite Mund spaltete das Antlitz in zwei Hälften, die nur durch eine Doppelreihe spitzgefeilter Zähne, glänzend weiß wie Elfenbein, mit einander in Verbindung schienen. Schmal geschlitzte Augen mit gelben feuchten Augäpfeln senkten sich in spitzen Winkeln unter einer kaum zwei Finger breiten Stirn zur breiten Wurzel der flachen Nase – schwere Kupferringe zerrten die Ohren bis fast auf den Schultern nieder – der Mann erschien in der That als ein Musterbild wilder Häßlichkeit und Kraft.

»Du hast ein Haus in Cawnpur?« frug die Bayadere.

»Du sagst es, schöne Tochter des Tempels,« grinste der Mohr. »Deine Augen können es von hier aus erblicken.«

»Hast Du ein Weib?«

»Einen Dämon – alt und häßlich! Ich wünschte, sie wäre jung und schön, wie Du. Dazu eine Schwiegermutter, die noch schlimmer ist als die Frau – der Prophet hat die alten Weiber zum Schrecken der Gläubigen bestimmt.«

Die Bayadere löste eine der breiten goldenen Spangen von ihrem Arm und reichte sie dem Sowar. »Gieb diesen Schmuck Deinem Weibe, damit sie nicht eifersüchtig sei, wenn Du diese Faringa heute Dein Lager theilen lässest!«

»Mashallah! Diese Houri soll die meine sein?«

»Der Peischwa hat sie mir gegeben und ich schenke sie Dir als Sclavin. Aber Du schwörst bei Deinem Propheten, daß sie noch in dieser Nacht die Stelle Deines Weibes vertreten wird?«

»Wallah! Wallah!« sagte der Sowar erfreut. »Wo sind meine Augen, daß sie das Glück sehen? Du bist selbst eine Houri und *Abdullah* ist kein verstümmelter Mann!« Er faßte unter dem frechen Gelächter und den schändlichen Reden seiner Gefährten den Arm der jungen Miß und schleppte sie mit sich hinweg.

Vergebens klammerte sich das unglückliche Mädchen an ihre Muhme, vergebens streckte sie hilf flehend die Arme nach ihren Unglücksgefährten aus und warf sich dem Nena zu Füßen, um einen schnellen Tod flehend; denn eine entsetzliche Furcht vor einem unbekanntem Etwas, vor einem schrecklichen Schicksal, dem der Tod vorzuziehen sei, bemächtigte sich ihrer Seele. Der Peischwa schritt achtlos weiter an der Reihe der zitternden und weinenden Frauen entlang.

Nur ihre Feindin – das Weib, das ihr Verderben geschworen – blieb zurück, mit dämonischem Blick sich an der Angst ihrer Nebenbuhlerin zu werden.

Sie preßte die kleinen zarten Hände auf den wogenden Busen.

»Morgen,« flüsterte sie – »morgen wird sie nicht besser sein als ich! wenn Surya sich erhebt über die Erdscheibe, will ich ihn zu ihr führen und sie ihm zeigen als die Odaliske des verachtetsten Kriegers. Das wird meine Rache sein, und er wird Anarkalli gehören auf's Neue!«

Das Auge Editha's hatte die Tänzerin erkannt, das drohende Gespenst, das sich im Garten zu Bithoor zwischen ihr und dem Verlobten erhoben. Ihr Stolz kämpfte einige Augenblicke, dann warf sie sich hilflos zu ihren Füßen; denn die frechen Hände des Sowars und seines Weibes, das bereits habgierig den goldenen Reif ihrem Manne abgenommen und dafür zu Allem bereit war, versuchten auf's Neue, sie fortzureißen.

»Du bist ein Weib, Du verstehst meine Sprache!« schluchzte die Unglückliche – »schon einmal hast Du mich befreit aus der finstern Höhle der Mörder – Du bist der einzige Schutz, den ich anrufen kann, wo alle Freunde fern sind! Bei der Mutter, die Dich geboren, bei Allem, was Dir heilig und theuer, Mädchen – rette eine Unglückliche vor einem schlimmern Schicksal, als dem Du sie einst entrissen!«

Die Augen der Bayadere flammten. »Wahnsinnige! – Du selbst mahnst mich daran, daß Du mir seine Liebe stahlst, während ich Dir wohlthat! Die Mutter, die Anarkalli geboren, hat das Erbarmen aus ihrem Herzen gerissen. Vor Deinem weißen Angesicht verläugnete er mich als eine Erniedrigte – Entehrte – sein Auge soll sehen, daß dieser weiße Leib dem Niedrigsten zu seinen Lüsten diene! Fort mit ihr, Abdallah!«

»Entsetzliche – so will ich sterben mit den Meinen!«

Sie riß sich los und flog auf den Kreis der gefangenen Männer zu, nach welchem mit lautem Geschrei die englischen Frauen ihr folgten.

Der Nena hatte seinen Gang geendet und war an seinen frühern Platz zurück gekehrt.

»Es ist Zeit, mit den Kaffir's ein Ende zu machen,« sagte er – »mögen die Gillis Pultun¹ vortreten und ihre Flinten bereit halten!«

Ein Murren ging durch die Reihen der braunen Männer, sie waren noch nicht gewöhnt an diese Massacre im Großen.

»Sahib Wheeler hat unsers Pultun's Namen groß gemacht, und sein Sohn war unser Quartiermeister,« sagten sie – »wir wollen die Sahib's nicht erschießen; thue sie in's Gefängniß!«

Aber sofort schrien die Nadire Pultun: »Was ist das für eine Rede? sie in's Gefängniß zu setzen! Wir erschlagen die Männer, wenn der Peischwa es befiehlt!«

»Mögen die Feiglinge von uns gehen,« rief dieser, »die das weiße Blut der Tyrannen nicht zu vergießen wagen! Wo sind die Tapfern, die mir beistehen werden? *Nirgut Sing*, führe Deine Compagnien hierher!«

Der alte Subahdar, derselbe, der bei jenem Nachtessen im Bungalow, bei welchem die Tigerjagd beschlossen wurde, Oberst-Lieutenant Stuart auf die durch Halliday hervorgerufene Unzufriedenheit der Leute aufmerksam gemacht hatte, legte grimmig die Hand an die Stirn zum Zeichen des Gehorsams.

»Die erste und zweite Compagnie der Nadire Pultun² mögen antreten!« Ein kurzes Horn-Signal – die Sepoy's sammelten sich wie auf dem Paradeplatz und traten in ihre Reihen. Der Subahdar und die Offiziere stellten sie in einem Halbkreis, den Gefangenen gegenüber.

Der Subahdar – das Auge auf den Nena geheftet, der sein Pferd bestiegen hatte, um besser den Platz dieser grausamen Schlächtereie zu übersehen, gab mit lauter Stimme das – wie ein gräßlicher Hohn klingende – englische Commando:

»Achtung!« –

¹Vom 1. bengalischen Nativ-Regiment.

²Es war das 31. Nativ-Regiment, das den schrecklichen Befehl ausführte.

Die Reihen der Sepoy's richteten sich – in den Gruppen der unglücklichen Frauen, die durch das Commando aufmerksam gemacht wurden, zeigte sich eine Bewegung!

»Geladen! – fertig zum Feuern!«

Ein Aufschrei des Entsetzens erhob sich unter den Engländerinnen, deren Zahl mit den Kindern 152 betrug.

In diesem Augenblick war es, wo Editha Highson sich von dem Sowar und seinem Weibe losriß, und auf die Bedrohten zueilte. Mit dem Geschrei: »Wir wollen mit unseren Männern sterben!« warfen sich die Frauen zwischen die Compagnieen der Sepoy's und die Gefangenen.

Es war eine furchtbare herzerreißende Scene. Die Frauen umklammerten ihre gebundenen Männer, ihre Väter und Brüder und erklärten unter Jammergeschrei, man möge sie mit ihnen tödten, sie wollten sie im Tode nicht verlassen! Vergebens war das Zureden, der Befehl der dem Tode Geweihten – die Unglücklichen umschlangen ihren Leib, wanden fest die Arme um sie und flehten sie mit Thränen an, sie mit ihnen zugleich sterben zu lassen.

Scenen des Jammers, – Scenen der tiefsten Erregung, der aufopferndsten Hingebung – des Todesschmerzes der Trennung! Die Männer beschworen ihre Frauen und Töchter, sie zu verlassen und das eigene Leben zu retten, die Frauen und Mädchen bestanden darauf, mit denen zu sterben, denen ihre Liebe gehörte!

Hundert und drei Engländer, tapfere Männer, die seit zweiundzwanzig Tagen hundert Mal dem Tode muthig in's Auge gesehen, sie erwarteten ihn jetzt mit zitterndem Herzen, mit bebender Lippe; denn was ihnen das Theuerste auf Erden war, mußten sie zurück lassen in den Händen abscheulicher Mörder.

»Reißt die Weiber von ihnen – schleppt sie zur Seite!« donnerte der Befehl des Nena.

Die Gillis-Pultun, – die Männer, die sich geweigert hatten, ihre ehemaligen Vorgesetzten und Kameraden zu erschießen, sie stürzten sich jetzt ohne Bedenken auf diese hilflosen, jammernden Frauen und zerrten sie mit Gewalt hinweg.

»Zeige, Arabella, daß Du das Kind eines Soldaten bist,« sagte Oberst Williams, indem er sich vergebens aus den umschlingenden Armen seiner Tochter los zu machen strebte – »gönne jenen Schurken nicht die Freude, daß der Ruhm von zwanzig Schlachten verdunkelt wird von den Thränen eines alten Mannes!«

Mistreß Stacy ließ sich starr ohne Widerrede hinwegführen – sie trug die Leiche ihres armen Kindes von dem bewußtlosen Körper ihres zu Boden geschlagenen Mannes mit sich fort.

Mehrere Frauen wurden ohnmächtig fortgeschleift, viele konnten nur mit der äußersten Gewalt von ihren Lieben gerissen werden.

»Toby, mein Junge,« sagte Doctor Brice zu dem langen Fähnrich, dessen rechter Arm zerschossen an seinem hagern Leibe herunterhing, weshalb auch die Sepoy's nicht für nöthig gehalten hatten, ihn zu binden – »Sie sind der Einzige, der einen Arm frei hat. Ich kann Ihnen nicht versprechen, daß ich Ihnen den andern dafür kuriren werde, aber ich hoffe, Sie werden einem alten Freunde eine Bitte nicht abschlagen.«

»Sprechen Sie, Doctor – was soll ich thun, um Sie zu retten?«

»Bah – davon ist nicht die Rede! Nur diese beiden weißen Arme, die wie Eisenspangen meinen Hals umschlingen, helfen Sie mir lösen, denn meine Hände sind gebunden. Zum Henker – daß so viel Kraft in Weibersehnen und so viel Liebe in einem Weiberherzen stecken!«

Eine Thräne rollte aus dem spöttischen, zwinkernden Auge des lustigen Doctors, den die junge hübsche Frau, mit der er seit kaum vier Monaten verheirathet war – eine ihm verwandte Waise, die er aus England hatte kommen lassen – fest umschlungen hielt.

Vergeblich bemühte sich die linke Hand des Fähnrichs – selbst die rohen Fäuste zweier Sepoy's, die sie fortzuschleppen kamen, wandten nutzlos alle Kräfte an. Die Arme der jungen Frau hielten im Starrkrampf wie stählerne Klammern, und schon wollten die Unmenschen mit ihren Säbeln die zarten Finger zerschneiden, als der Arzt sie mit einer Bewegung von sich stieß.

»Geht zum Teufel, Schurken,« rief er, »und laßt die Frau wo sie ist. Sie mag an diesem Platz eben so gut sterben wie an einem andern und wird vielleicht weniger leiden. Ich kenne Dich, Bursche – ich heilte Dich im vorigen Jahr vom Sumpffieber, das das Mark Deiner Knochen verzehrte – sei dankbar und laß diese Frau wo sie ist!«

Der Sepoy zog in der That seinen Kameraden mit sich fort.

»Laßt die Kaffir sich niedersetzen,« befahl der Nena – »ihre Zeit ist gekommen.«

Viele – fast die Hälfte der Engländer waren mehr oder weniger schwer verwundet. Sie lagen am Boden, oder richteten sich auf ihre Knie empor, andere zwangen die Sepoy's, sich niederzusetzen – viele verweigerten es und verlangten stehend den Tod zu empfangen.

»Kameraden,« rief der tapfere Capitain Ashe, »laßt uns diesen Mördern zeigen, daß britische Soldaten als Männer zu sterben wissen. Ein Hurrah für die Königin! ein Hurrah für Alt-England!«

Und aus dem Munde der hundert Schlachtopfer der Rache und des Hasses donnerte ein dreimaliges, begeistertes Hurrah zum Nachthimmel empor.

Der letzte Ton war noch nicht verklungen, als man die Stimme des Subahdar hörte.

»Fertig zum Feuern! – Schlagt an!«

»Halt! Haltet ein! – Wollt Ihr Menschen – Christen! morden, ohne ihnen die Zeit gegönnt zu haben, zu ihrem Erlöser zu beten? – Allah – Brahma oder Gott – wir glauben Alle an Einen – so gönne denn, wenn Du für Deine eigene Seele hoffst, Maharadschah von Bithoor, Denen, die Du ermorden willst, ein Gebet zu ihrem Gott!« Die ernste tiefe Stimme des würdigen Geistlichen, der General Wheeler in seiner Todesstunde getröstet und jetzt in der Mitte der Gefangenen stand, schien den Todeswink auf den Lippen des Peischwa zu fesseln.

Er zog eine kostbare Uhr aus dem Gürtel. »Dein Verlangen ist gerecht, Padre,« sagte er – zehn Minuten sind Dir und den Deinen bewilligt.«

Caplan *Graham* hob die Augen zum Himmel. »Erweise mir die Gnade, Fürst,« bat er – »meine Hände von den Banden befreien zu lassen, damit ich das heilige Buch der Christen aus meiner Tasche nehmen kann.«

Der Nena winkte – die Stricke, welche die Hände des Caplans gefesselt, wurden zerschnitten. Der würdige Geistliche zog ein Exemplar der heiligen Schrift aus seinem Rock und schlug es auf's Gerathewohl auf.

Finster – den Tod erwartend – standen die Männer um ihn her – der Nena hielt die Uhr in seiner Hand, das Auge des Subahdars war auf seinen finstern Gebieter gerichtet – stiller und stiller wurde es in dem Kreise, wie in ehrfurchtsvoller Scheu wich die Menge zurück.

Die Stimme des Caplans erhob sich – es war der hundertundzweite und dritte Psalm, den seine zitternde Hand aufgeschlagen.

»Herr, höre mein Gebet und laß mein Schreien zu Dir kommen. Verbirg Dein Antlitz nicht vor mir in der Noth; neige Deine Ohren zu mir, wenn ich Dich anrufe, so erhöre mich bald!

Denn meine Tage sind vergangen wie ein Rauch, und meine Gebeine sind verbrannt wie ein Brand!«

Aus den Gruppen der Frauen, die von ihren Hütern festgehalten wurden, tönte lautes Schluchzen herüber.

Und immer lauter und kräftiger tönte die Stimme des Geistlichen:

»Denn ich esse Asche wie Brod und mische meinen Trank mit Weinen vor Deinem Dräuen und Zorn.

Meine Tage sind dahin wie ein Schatten, und ich verdorre wie Gras.

Du aber Herr – bleibest ewiglich und Dein Gedächtniß für und für!«

Aus der Schaar der Opfer sprang ein junger Offizier empor – sein Haar gesträubt, seine Augen rollend. Der Unglückliche – Lieutenant *Brown* war wahnsinnig geworden in den entsetzlichen Schrecken dieses Todes. Er eilte mit wilden Sprüngen, Schaum vor dem Munde, mit den Armen die Luft durchfechtend, auf die Reihen der Sepoy's zu, die mit jener eigenthümlichen Scheu und Achtung, welche alle unkultivirten Völkerschaften den Geistesgestörten zollen, ihm Raum machten und ihn hindurchließen.¹

Wieder zwischen dem Schluchzen der Frauen hörte man die Worte des Geistlichen:

»Er wendet sich zum Gebet der Verlassenen, und verschmäheth ihr Gebet nicht.

Daß er das Seufzen der Gefangenen höre, und losmache die Kinder des Todes.«

Mann um Mann – wie sie da standen um den Diener des Herrn – beugten das Haupt unter seinen Worten und sanken einer nach dem andern in die Knie.

Der Nena winkte – man hörte zwischen den vollen Tönen des Geistlichen den kurzen Befehl:

»Fertig zum Feuern! — Schlagt an!«

»Du hast die Erde gegründet und die Himmel sind Deiner Hände Werk.

Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras; er blühet wie eine Blume auf dem Felde.

Wenn der Wind darüber gehet, so ist sie nimmer da, und ihre Stätte kennt sie nicht mehr.

Die Gnade aber des Herrn währt von Ewigkeit zu Ewigkeit über die so ihn fürchten – – –«

Die Stimme des Geistlichen erlosch, er sank in die Kniee und breitete seine Hände zum Himmel empor.

»Gott verdamme Euch, Schurken! schießt! schießt! damit dieses Leiden ein Ende hat!« schrie Capitain Forbes, der am Arm und Bein schwer verwundet am Boden lag.

»Herr, in Deine Hände befehle ich meine und dieser Brüder Seele! Herr, vergieb unsre Sünden und nimm – –«

»Feuer!«

¹Lieutenant Brown wurde von seinen Landsleuten später in Cawnpur gefunden und wahnsinnig nach England gebracht.

Ein donnernder Knall – Rauchwolken umher – einzelne Schreie des Schmerzes – dazwischen wilde Verwünschungen und Todesgestöhn –

Als der Rauch emporwirbelte, sah man die tapferen Vertheidiger von Cawnpur nach allen Seiten mit ihren blutenden Leibern den Boden decken, viele der Kräftigeren im Todeskampf sich bäumend, oder verwundet auf einen Arm gestützt, drohend den andern den Mördern entgegengestreckt – ein Anblick des Schreckens und Entsetzens.

Eine Kugel hatte den Arzt und seine Gattin durchbohrt, auf dem so heiter spottenden, auf dem so liebevollen Antlitz lag bereits der Frieden des Todes.

Nur der lange Fähnrich stand aufrecht neben der Gruppe, ein Blutstrom rann aus dem semmelblonden Haar über das bleiche hagere Gesicht. Er schwang begeistert in der Linken sein blutiges Tuch: »Hurrah für Alt-England!« dann stürzte auch er.

Auf einen Wink des Peischwa warfen sich die Sepoy's auf dieses Feld des Mordes — ihre Säbel und Yatagans begannen ein grausiges Geschäft, das Leben und Leiden zu tödten, wo es noch zuckte und athmete.

Das Gebrüll der entfesselten Mordgier übertönte das letzte Ächzen der Sterbenden.

Zehn Minuten nachher war Alles beendet, man hörte nur noch das Wimmern und Geschrei der Frauen, die Zeugen dieses schrecklichen Schauspiels gewesen waren und jetzt von ihren Wächtern fortgeschleppt wurden.

Der Nena ritt bis dicht an die Gruppen der Todten. Er löste die Turbanbinde vom Haupt, beugte sich nieder vom Sattel und tauchte sie in die breiten Blutlachen, die den Boden deckten.

Dann wandte er sein Roß und ritt langsam davon. – Keiner wagte ihm zu folgen!

Anarkalli, die Bayadere, begleitete die Schaar, welche die unglücklichen Frauen und Kinder nach dem sogenannten gelben Hause, dem ehemaligen Lazareth schleppte. Dort befand sich ja auch das Gefängniß des Mannes, dessen Körper und Seele jetzt ihr Eigenthum war, da der Nena ihr sein Leben gegeben, und ihr Haß das Weib, das er ihr vorgezogen, in den tiefsten Staub erniedrigte.

Die Schändung und Entehrung dieser Frau wollte sie ihm in's Angesicht schleudern, das sollte ihre Rache sein für seinen Undank.

Während die Gefangenen in den ehemaligen Krankensälen eingesperrt wurden, eilte sie zu dem Gemach, das bisher zum Gefängniß des jungen Offiziers gedient und das sie täglich betreten hatte, um sich mit eifersüchtigem Hohn an seinem Schmerz zu weiden.

Die Schildwacht vor der Thür fehlte zu ihrem Erstaunen – sie zog die Riegel zurück und öffnete die Thür – das Gemach war leer.

Ein wilder Schreck durchzuckte ihr leidenschaftliches Herz. Dann erinnerte sie sich, daß der Nena den Offizier während des ganzen Tages nach dessen Rückkehr aus der britischen Verschanzung an seiner Seite behalten hatte, – er mußte in seinem Zelte sein.

Dennoch überkam es sie wie eine unheimliche Ahnung, von der sie sich selbst keine Rechenschaft zu geben vermochte – sie flog mehr, als sie ging nach dem Ort zurück, wo das Zelt des Nena aufgeschlagen war.

An dem Eingang harrten Sepoy's mit den drei unglücklichen Opfern, die sie selbst für das Lager des Peischwa von Bithoor gewählt.

Ihre erste Frage war nach dem Nena – er war noch nicht zurück. Hunderte hatten ihn die Stadt verlassen und den Weg nach Bithoor einschlagen sehen, aber Keiner hatte gewagt, ihm zu folgen.

Die Bayadere stürzte auf die Offiziere des Nena los, die in Gruppen des Gebieters harrten, triumphierend von der eben begangenen gräulichen Heldenthat sich unterhaltend.

»Wo ist der Faringi-Jemedar, den der Peischwa gefangen hielt und heute mit der Botschaft zu seinen Brüdern sandte?«

»Du meinst den Kaffir, der am Abend gefangen wurde, als das Licht des Weltalls den Faringi-Spion durch die Bäume zerreißen ließ?«

»Du sagst es! wo ist er? ich muß ihn sprechen!«

»Dann suche ihn im Paradiese,« lachte der Moslem. »Der Kaffir hat den Lohn seines Verraths auf der Stelle empfangen, wo er den Peischwa belogen, im Angesicht der Hunde, seiner Brüder. Der Peischwa hat seinen lebendigen Leichnam zum Futter der Hyänen und der Schakals zurückgelassen!«

»Schurke – Du lügst.«

»Wärest Du nicht schöner als die mandeläugigen Houri's, Du solltest das Wort mit der Spitze meines Säbels verschlucken! Wenn Du mir nicht glauben willst – so gehe hin und überzeuge Dich selbst!«

»Wo? wo? wenn Du ein Mann bist, so antworte mir!« Ihr Auge glühte, die Broncefärbung ihres Gesichts begann sich in die matte Farbe der Asche zu wandeln.

Der Subahdar beschrieb ihr die Stelle – ehe er noch geendet, hatte die Bayadere einem der Seyce's¹ die Zügel des Rosses entrissen, das er in der Nähe hielt, und sich in den Sattel geschwungen.

Das spottende Hohngelächter der Männer drang hinter ihr drein, als sie in rasendem Galopp davon jagte, über den Platz hinweg, auf dem noch die blutigen Leichen der Gemordeten lagen – bleich und kalt – das starre Auge hinaufgerichtet zu dem Nachthimmel, zu jener Sternenvelt, wo der Haß schweigen soll, aber auch die Liebe!

Im Fluge riß ihre Hand von dem Holzstoß, den die Sepoy's an der Mordstätte angezündet, die brennende Fackel und schwang sie durch die Luft, daß weit hinter der gespenstigen Reiterin die Funken stoben!

»Geh voran Weib und bereite das hochzeitliche Lager! Der Prophet hat mein Haus gesegnet mit dem Befehl der Houri. Mich verlangt, nach ihrem Willen das Faringa-Weib zu umarmen!«

Die habgierige Megäre, deren Eifersucht das geschenkte und versprochene Gold gänzlich beseitigt, eilte davon. Der Mohr faßte mit dem Grinsen vorempfundener bestialischer Lust den Arm Editha Highsons und befahl ihr zu folgen.

Willenlos – das starre Auge so lange sie es vermochte, nach der schrecklichen Stelle gerichtet, wo die Leichen ihrer Landsleute über einander her lagen – folgte sie dem Sowar, der von einem jubelnden, höhrenden und in Glückwünschen sich ergehenden Haufen seiner Gefährten begleitet wurde.

¹Pferdediener.

Thräne um Thräne rann über dies bleiche, von dem Elend der Belagerung hagere aber unendlich schöne Gesicht – die Züge dieses Gesichts aber blieben starr und eisig, die Bewegungen ihres Körpers mechanisch, wie die einer lebenden Statue – so furchtbar hatte das blutige Schauspiel, dem man sie beizuwohnen gezwungen, auf ihre Nerven gewirkt.

Erst als sie die Thür des Hauses erreichte, vor der die Familie des Sowars, bestehend aus seinem Weibe, seiner Schwiegermutter und einem Knaben, sie erwartete, schien ihr das Bewußtsein ihrer Lage zurückzukehren. Sie warf einen Blick der Verzweiflung, der Angst, des Wahnsinns um sich, streckte die Arme flehend in die Höhe, indem sie in die Knie sank und rief:

»Hermann, mein Freund! mein Geliebter! rette Editha!«

Aber nur wildes Hohngelächter antwortete dem flehenden Ruf der Verzweiflung, der rothe Schein der Fackeln warf sein Licht nur auf eine Versammlung von Dämonen, auf boshaft funkelnde Augen, vom Fanatismus und Blutgier flammende Mienen.

Und das ernste, milde Antlitz des Freundes zeigte sich nicht unter ihnen.

Abdallah der Mohr zog sie gewaltsam empor und hob die Sträubende auf seinen kräftigen Arm.

»Vater im Himmel sei barmherzig und gieb mir den Tod,« murmelte das Mädchen, indem sie ihr bleiches Haupt, erschöpft von dem vergeblichen Widerstand, auf die Schulter des Schwarzen niedersinken ließ – aber kein rettender, rächender Blitz zuckte vom Himmel – das Auge Gottes war geschlossen in seinem unergründlichen Willen – die furchtbare Tragödie der triumphirenden Rache eines wilden leidenschaftlichen Volkes nahm – gewaltig in ihrem Ganzen, – entsetzlich, empörend in ihren einzelnen Szenen – ihren Fortgang, und der schwarze Krieger trug unter dem Jubel seiner Kameraden das weiße Mädchen, dessen Blut geschändet werden sollte durch den Verachtetsten der dunklen Race in sein Haus, dessen Thür die Frauen schlossen.

Wir folgen dem unglücklichen Mädchen in das Innere des Hauses, während die brüllende, jubilirende Menge vor demselben Stand faßt, einige Trommeln, Pfeifen und Becken herbeischafft, und unter dem höllischen Lärmen dieser Instrumente üppige Tänze und Gesänge beginnt, wie sie bei den Hochzeiten der niederen Kasten Sitte sind.

Das Haus bestand aus einem kleinen Vorraum und einem einzigen größern Gemach, in dem die ganze Familie zusammen hauste, das Lager des Sowars und seines Weibes im Winkel nur durch eine Matte von dem andern Raum geschieden. Die alte Hexe hatte einen großen Krug gegohrnen Palmensaftes herbeigeschafft, an dem sich die beiden Weiber und der Knabe bereits zu berauschen begonnen. Eine Lampe erhellte diese schmutzige Höhle, deren ganzes Mobiliar in einigen Decken und Matten, einem Kessel und einigen Krügen nebst den Waffen des Sowars bestand.

Dieser, als er seine Gefangene in der Mitte des Gemaches niedergelassen, ergriff zunächst den Tottykrug und löschte mit langen Zügen seinen Durst. Dann reichte er ihn dem Mädchen und lachte spöttisch auf, als sie mit einer schauernden Bewegung das Getränk zurückwies.

»Bakalum!« sagte er, über die Gestalt der Jungfrau mit geilem Auge streifend – »thu' wie es Dir gefällt! bei meiner Seele, ich hoffe, Du wirst Stärkung brauchen!«

»Haif! Haif!«¹ schrieen die Weiber, indem sie über die Ärmste herfielen. »Seht was diese Faringa, für Seide und Putz trägt, während die ehrlichen Frauen eines wahren Gläubigen das

¹Schande! Schande!

Schlechteste haben. Was braucht Abdallah, der Sowar, ihren Staat? es ist genug, wenn er ihren Leib hat!«

Damit rissen sie dem bebenden Mädchen die Ohrringe aus, die Kette vom Hals, die Ringe von den Fingern, die Kleider vom Leib – selbst die Schuhe von den Füßen. Die Unglückliche ließ widerstandlos Alles mit sich geschehen, nur machtlos sich vertheidigend, als die Megären sie selbst der Unterkleider schamlos berauben wollten, bis der Mohr sie mit einigen Fußritten von dem Opfer hinwegtrieb, das ihm allein gehörte.

Die durch die schönen, reinen Formen des fast ganz entblößten Oberkörpers gereizte, durch das vergossene Blut und das berauschte Getränk entflammte Gier des Mohren ließ seine gelben mit Blutadern durchzogenen Augäpfel in wildem Feuer glänzen.

»Ai dschänum!« sagte er – »es ist Zeit, daß wir unser Lager suchen. Der Prophet giebt die Houri's den Gläubigen zu ihrem Vergnügen. Löscht die Lampe, ihr Satanskinder, und begeben Euch in Euren Winkel. Und Du, weiße Taube der Eisgebirge, komm auf das Bett unsrer Freude!«

Der rohe Griff des lüsternen Mohren an den entblößten Busen, mit dem er sie fortziehen wollte hinter die Bastmatten, machte der Unglücklichen das Schicksal völlig klar, zu dem sie bestimmt war und schien all ihre erstarrte Lebensthätigkeit auf ein Mal zu erwecken. Mit verzweifelterm Geschrei riß sie sich los von dem Mohren, warf sich auf die Knie und flehte in herzerreißenden Beschwörungen, sie zu schonen oder lieber zu tödten, als zu entehren.

Aber nur das Toben des Mannes, das Hohngelächter der Weiber antworteten ihr. »Der Vater und die Mutter dieser Hündin sind geschändet,« riefen sie, »will sie Besseres verlangen? Mach ein Ende mit ihr, Abdallah, wenn wir nicht glauben sollen, daß Deine Mannheit bosch, Nichts ist!«

Und der Mohr, die Augen von Zorn und wollüstiger Gier blutunterlaufen, umfaßte Editha mit gewaltigem Arm, schleppte sie hinter die Matte, und der Kämpfenden, Ringenden riß seine rohe Faust die letzten Hüllen vom Leibe, daß der jungfräuliche reizende Körper schändlich den gierigen Blicken, den frechen Betastungen preisgegeben lag.

»Hermann – wo bist Du? – Hermann Walding – rette Editha – zum letzten Mal!«

Der matte Ruf verklang wie im Todesgestöhn – draußen tobte und lärmte die Meute der wilden Mörder in wilden Tänzen und wüstem Geheul – heiserer und heiserer wurde das Geschrei des kämpfenden Mädchens, matter und matter ihr Ringen, die gigantischen dunklen Arme des Mohren umschlangen unwiderstehlich den weißen zarten Leib und erstickten jede Kraft – – in Stelle des süßen wonnigen Seufzers beseligender Liebe ein letzter entsetzlicher Schrei – dann streckten sich willenlos diese zarten Glieder, die Zähne preßten sich fest wie im Krampf auf einander, die Augen schlossen sich und eine wohlthätige Ohnmacht umfing ihre Sinne und bewahrte wenigstens die Reinheit der verzweifenden Seele.

Die Lampe erlosch! – Ein höllischer Jubel der Dämonen vor dem Hause des Verbrechens begrüßte dies Zeichen und verkündete den Abzug der Rotte.

Mit seinem bleichen, ruhigen, kalten Strahl für all das Elend der Erde stieg der Mond empor – derselbe Mond, der das steinerne Schmerzensbett ihres Verlobten erhellte. – – –

Er sandte seinen letzten Schein in den entweihten Raum – an den Wänden der Hütte schnarchten in unruhigen Träumen der Trunkenheit die Weiber und der Knabe – auf seinem Lager in apathischem Schlaf ruhte der Schänder; – es mochte eine Stunde nach Mitternacht sein.

Der Zipfel der Matte hob sich, ein todtenbleiches Gesicht, ein irres, gläsernes Auge lugte in das Gemach – dann glitt ein weißer Schatten durch den Mondstrahl hin wo die Gewänder der Weiber lagen und hüllte sich in den Feredshi der Frau des Sowars.

Es war nur ein Augenblick, – im nächsten stahl sich der Schatten zurück zu der Binsenmatte und schlüpfte dahinter.

Was glänzte im silbernen Mondstrahl in der Hand dieses bleichen, nächtlichen Gespenstes? – Stahl – war es der Stahl der Dschambea, deren Stelle jetzt leer war an der Wand der Hütte?

Ein gurgelnder Laut – eine wilde, schlagende Bewegung – dann Todesstille; – wiederum tauchte der Schatten empor, aber das Mondlicht traf nicht mehr auf blanken Stahl – von der Schneide tropfte es in dunklen Perlen –

Nieder beugte sich der Schatten an der Wand über den Matten der Schlafenden – drei Mal! – drei Mal tönte der gurgelnde röchelnde Laut, dunkle Glieder bäumten sich, schlugen um sich im Kampf.

Dann wurde es stiller und stiller. Wich der Mondstrahl von dem hellen festgestampften Sande des Gemachs oder – was zog so dunkel weiter und weiter darüber hin im langsamen Strom? – –

An der Thür rasselte es – der leichte Holzriegel, der den Eingang schloß, wurde gehoben, die frische Nachtluft strich durch die Öffnung in das stumme, unheimliche Gemach – der weiße Schatten glitt aus dem Haus und eilte über den Platz – die Hand schleuderte einen schweren Gegenstand von sich – auf dem nächsten Stein klirrte es wie Eisen.

Dreißig Schritt vom Hause entfernt, öffnete sich die niedere Rundmauer eines tiefen Brunnens, breit und groß gleich einer Cisterne. Das Wasser füllte, da die nasse Jahreszeit erst begonnen und der Strom noch nicht hoch geschwollen war, kaum ein Drittel der Tiefe des Brunnens.

Der weiße gespenstige Schatten, dessen helles in Unordnung übergeworfenes Gewand im versinkenden Licht des Mondes mit dunklen, feuchten Flecken besäet schien, warf sich am Rande des Brunnens nieder auf die Kniee und rang die Hände zum Nachthimmel empor.

»Barmherziger Gott beschütze ihn und vergieb meine Schuld wie ich vergebe allen Schuldigen! Nimm auf mein unsterblich reines Theil in Deine Gnade! –«

Ein Stöhnen – ein Fall – aus dem Brunnen herauf klang das Echo plätschernden Wassers – am Nachthimmel *vom Norden der Stadt her* flammte der Schein einer Feuersbrunst! – Eine weiße und eine schwarze Taube schwangen sich empor. Ob sich die Seelen begegnen im Äther auf dem Wege zu Himmel und Hölle??

Die Todtenklage der Bayadere erstarb im leisen Echo, das über die Ebene zog; ihre zarte dunkle Gestalt erhob sich von der Leiche des Geliebten.

»Du bist einer der Faringi-Sahibs, die in jenen Wällen kämpften und mit den Booten flohen?« fragte sie in ernstem, strengem Ton in englischer Sprache den Capitain.

»Du sprichst die Wahrheit. Ich bin Capitain Delafosse,« antwortete der Offizier entschlossen.

»Jenen dort kenne ich. Doch es ist gleichgiltig, wie er zu Dir gekommen ist. Warum bleibst Du bei diesem Manne, während so nahe bei Dir der Nena alle Deine Brüder tödten ließ?«

»Wie – die Engländer, die man trotz des Vertrages gefangen genommen, wären ermordet?«

–
»Hörtest Du nicht die Flinten der Sepoy's, glaubst Du, der Tiger würde die Beute seinen Krallen entgehen lassen? Ich war es, die es ihm rieth, damit dieser mein bleibe. Sprich, Faringi, warum bliebst Du bei dem sterbenden Manne, statt zu fliehen?«

»Weil er ein Sterbender war, schändliches Weib, die Du Dich selbst Deiner Grausamkeit rühmst. Rufe Deine Henkersknechte, damit sie noch ein Opfer finden.«

»Du sollst leben, Faringi – Du und der Mann dort, dessen Geist die Götter zu sich genommen. Ich selbst will Euch die Mittel zur Flucht geben. Die Hand der Dunkeläugigen, der Unbarmherzigen liegt schwer auf Anarkalli. Dort steht mein Roß – es ist kräftig genug, Euch Beide auf seinem Rücken davon zu tragen, bis Ihr ein zweites gefunden. Du sollst es haben, wenn Du mir einen Dienst erweist.«

»Welchen?«

»Hilf mir den Körper dieses Todten in jene Mauern tragen, die Ihr so tapfer vertheidigt.«

»Was willst Du thun mit dem unempfindlichen Körper? Willst Du den Leichnam eines tapfern Mannes noch beschimpfen in Deinem unersättlichen Haß?«

Die Bayadere lächelte verächtlich. »Wisse, Faringi, daß Anarkalli diesen Todten geliebt hat! – Thue, was ich Dir gesagt, denn weil Du sein Freund warst, sollst Du weit sein von dieser Stätte des Fluches, ehe der Morgen tagt!«

Unwillkürlich gehorchend dem Einfluß dieser Frau, rief Delafosse seinen Gefährten herbei, suchte ihn zu beruhigen und redete ihm zu, den Körper des jungen Offiziers ihm tragen zu helfen.

Die Bayadere wickelte den kostbaren Shawl von ihren Hüften, in das feste Gewebe hüllte der Capitain den zerfetzten Leichnam, dann faßte er das Kopfende, der Irre, leise vor sich hin singend und murmelnd, die Füße, und so trugen sie die Last der Bayadere nach, die, das Pferd führend, mit der Fackel ihnen voran schritt nach dem mehr als halb zerstörten Fort zu.

Am Eingang desselben band die Tänzerin das Pferd an, dann betraten sie den Hof.

Man sah hier in dem Schein der Fackel und dem Lichte des Mondes die Spuren der Verwüstung und Zerstörung durch die Belagerung, den eiligen Abzug und die Plünderung der Sepoy's. Das Auge der Bayadere forschte umher – dann schritt sie auf die Mitte des Hofes zu, wo ein hoher Haufen von Balken und Faschinen lag, mit denen man während der Belagerung die Breschen des Walles ausgefüllt hatte.

Auf ihren Wink legten die beiden Männer den Leichnam des Offiziers auf das Holzwerk.

»Jetzt geht und möge Lakschmi, die Geberin des Glücks, mit Euch sein!«

Der Capitain faßte die Hand seines armen Schutzbefohlenen und entfernte sich schweigend mit ihm.

Draußen band er das Pferd los und bestieg es; dann half er seinen Gefährten hinter dem Sattel Platz nehmen.

Einen Augenblick noch verweilte er am Eingang – denn aus dem Innern des Forts erhoben sich, zuerst leise, dann lauter und lauter die nämlichen Töne, wie er sie vorhin an dem Platze der blutigen That gehört. Auf der Höhe der Faschinen zeichnete sich gegen den Nachthimmel die Gestalt der Bayadere, den formlosen Körper im Arm – ein fliegender Nebel – ein wallender Rauch schien die knieende Gestalt zu umziehen. Ein Gefühl der Angst, des Entsetzens ergriff den Offizier und er gab dem Pferde den Zügel und sprengte davon, denn der Irre begann

auf's Neue unruhig zu werden hinter ihm bei diesem Gesang, der so eintönig traurig zum Himmel zu schwellen schien.

Als er eine Strecke von dem Fort entfernt das Pferd anhielt und zurückschaute, sah er aus der dunklen Umgebung der Erdwälle eine hohe Feuersäule empor lodern.

Er erkannte die Deutung des Gesanges Anarkalli's, der Bayadere!

Zwei Tauben schwangen sich empor – eine schwarze – eine weiße! – Werden sie auf dem Flug durch den Äther einander begegnen?

AUS DEM JENSEITS!

Tod! – – –

Seltsames – räthselhaftes Wort, – was ist deine Bedeutung? Warum erfüllt uns dein Laut – diese einfache drohende Sylbe fast in allen Sprachen der Erde – mit ehrfürchtigem Schauer?

Bist du wirklich das Vergehen, das Aufhören aller Kraft?

Oder bist du blos die scheidende Schranke, die das Lebendige überspringt von einer Welt zur andern?

Ich beuge mich und schlage an die Brust und spreche: ich bin ein Christ – oder vielmehr: ich glaube an das Christenthum! Denn wer kann sagen außer Ihm selbst, der am Kreuze starb: »ich bin ein Christ!« – aber ist es denn so unvereinbar mit dem Christenthum zu glauben an jenen uralten heiligen Mythos aus dem Lande, von dessen blutigen Kämpfen und entsetzlichen Thaten ich Dir erzähle, mein Leser?

Ich glaube an die Wanderung der Seelen! – »Seelen können nicht sterben!« schrieb ein mir theurer, nie gesehener, aber nie vergessener Freund meiner Jugend – »Seelen werden den Himmel schauen!«

Ich glaube an die Wanderung der Seelen – ich glaube an das Band der Seelen über Zeit und Raum – ich glaube an die Rückkehr der Seelen zu den Theuren, die sie zurückgelassen auf der Erde!

Welcher denkende Mensch hat nicht bereits in ernsten Stunden die Nähe geliebter Verstorbener gefühlt? Wer möchte daran zweifeln, daß die Todten die Blumen des Frühlings und der Erinnerung sehen, die wir auf ihre Gräber legen?

Auf dem Wege von Gwalior nach Jhansi – etwa 24 bis 25 deutsche Meilen – überschreitet man bei der Festung Calpi die Dschumna – vorher zwei ihrer Nebenflüsse.

Der Zug des Signor Maldigri oder Grimaldi, der in Folge der Verhandlung im Zelte des Nena erst zu einer spätern Morgenstunde von Cawnpur aufgebrochen war, hatte der steigenden Hitze wegen bald Halt machen müssen und erst nachdem diese sich linderte, den Weg fortsetzen können. Der Abend war bereits angebrochen, als man sich Calpi näherte, und etwa eine Stunde von der Stadt entfernt, am Saume eines prächtigen Mangohams im Schein großer Feuer die Spitzen und Wimpel vieler weißen Gezelte erblickte, Reiter ihnen entgegenstürmten und bei der Nachricht, wer die Reisenden seien, in gellenden Jubel ausbrachen,

den Dscherrid oder Wurfspeer in die Höhe schleuderten und zum Theil den Palankin umringten, in welchem der Wessir sich befand, zum Theil zurück zu den Zelten sprengten, wo die Nachricht, die sie brachten, große Bewegung hervorrief.

Ein Reitertrupp nahte von dort zum Empfang der kleinen Karawane, an seiner Spitze auf weißem Araberpfard eine hohe Frauengestalt in prächtigen kriegerischen Gewändern. In dem großen Rubin, der als Agraffe den Reiherbusch ihres Turbans hielt, flammten die Reflexe der Fackeln nicht leuchtender, glänzender, als der stolze glühende Strahl ihres dunklen Auges.

»Heil der edlen Rani von Jhansi! – Heil Maldigri-Khan, ihrem tapfern Wessir!« schrienen die Reiter und Fackelträger.

Von der Haudah seines Elephanten, die er bestiegen, sah der deutsche Arzt ein merkwürdiges Schauspiel.

Bei dem Rufe der Reiter hatten die Palankinträger der kleinen Karawane sofort ihren eintönigen Gesang eingestellt und mit den begleitenden Laskaren und Gepäckträgern angehalten. Die Reiter bildeten einen Halbkreis um die beiden Palankine, die nebst dem Elephanten und mehreren Pferden und Maulthieren zum Reisezuge des Kranken gehörten.

Beide Palankine standen dicht neben einander. Noch ehe sich die Vorhänge derselben öffnen konnten, war die Rani, denn diese befand sich in der That an der Spitze der entgegenkommenden Reiter, vom Pferde gesprungen und trat hastig auf den Palankin zur Rechten zu.

»Sei willkommen, Sahib Maldigri,« sagte sie. »Lakschmi sei gepriesen, die den Pfeil der Dunkeläugigen von Dir abgewendet und Dich mir wieder gegeben hat, einen zweiten Krischna. Ich komme Dir entgegen auf dem Wege, und auch dies ist das Werk der Gebieterin des Glückes.«

Sie hatte die Hand ausgestreckt – aber ehe diese sie noch berührt, öffneten sich die Gardinen des Palankins und heraus trat – nicht die Gestalt des Kranken, Genesenden, sondern eine hohe Frau in dunkle Gewänder gehüllt und der zurückgeschlagene Schleier zeigte das edle und schöne, aber von Leiden und Anstrengungen hagere und bleiche Antlitz einer Faringa.

Die trotzige, glühende, in ihrer vollen Kraft und Schönheit stolze Hindufürstin fuhr zurück wie von einer giftigen Schlange gestochen, bei dem Anblick dieses bleichen, leidenden Gesichts, das, obschon ihm bereits die Frische der Jugend fehlte, dennoch die schwermüthige Schönheit einer duldbenen, erhabenen Seele zeigte. Der so ernste, ruhige, milde Blick der Engländerin und das fragende, drohende, kühne Auge der stolzen Hindufürstin kreuzten sich wie zwei Stahlklingen.

Diese zwei Frauen – beide erhaben an Geist und Körper, beide hochherziger Gefühle und Gedanken voll, – hatten sich nie im Leben gesehen, die eine kaum von dem Dasein der andern gehört, und dennoch fuhr die Begegnung in beider Herzen wie ein schreiender Mißton, wie ein kaltes schneidendes Eisen.

Diese seltsame Scene hatte nur die Dauer von Sekunden. Die Vorhänge des zweiten Palankins rauschten zurück, während sich die Lady ernst und höflich verneigte und die bleiche, abgemagerte Gestalt des tapfern Condottieri erschien auf den Kissen des Innern, bemüht, sich emporzurichten, um die Fürstin zu empfangen, deren Dienst er sich geweiht. Von beiden Seiten traten die Frauen auf ihn zu und erfaßten seine Hände, ihn zu unterstützen – die Weiße, die Engländerin und die Dunkelfarbene, die Hindufrau.

Wiederum kreuzten sich ihre Blicke, noch ehe der Mund ein Wort gewechselt.

Zugleich hatte der Arzt seine Haudah verlassen und war heran getreten.

»Gott und diesen Freunden, sei es Dank,« sagte der Kranke in der bilderreichen Landessprache, indem er versuchte, vor der Rani seine Knie zu beugen, »daß ich das Angesicht der edlen Fürstin von Jhansi wieder schaue im Lichte der Sonne. Möge ihr Schwert der Schrecken ihrer Feinde und ihr Herz die Quelle der Freude für Alle sein, die sie lieben und verehren. Welchem glücklichen Zufall verdankt es der arme Kranke, seine Gebieterin schon hier begrüßen zu können?«

Die Rani beantwortete die Frage nicht. Ihr dunkles forschendes Auge verließ sein bleiches Gesicht, auf dem noch alle Spuren der schweren überstandenen Krankheit lagen, einen Moment, um nach der Gestalt der Rivalin zurückzukehren.

»Wer ist dieses Weib?«

»Ein Engel an Güte und Milde, der nicht umsonst diesen Namen trägt, – meine Freundin und Pflegerin, – Lady Hunter – *der Engel von Delhi!* – Dies, meine edle Freundin,« fuhr er zu Lady Hunter in englischer Sprache fort, »ist die berühmte Rani von Jhansi, die stolzeste aber auch die hochherzigste der Frauen, deren Werth nur von Adelaide Seymour übertroffen wird.«

Die Gattin des Dekans verneigte sich und bot mit einem edlen Anstand der Hindu, die Hand. »Wenn uns auch der Glaube und das Vaterland trennt, Hoheit,« sagte sie in gebrochenem Hindostani – »die Sorge um den Freund wird eine gemeinsame sein, und ich habe genug von Ihnen gehört, um Ihren Namen hoch zu achten!«

Die Rani trat einen Schritt zurück, ihr Auge blieb durchbohrend und stolz. »Sei begrüßt,« sagte sie kalt – »aber ich kann die Hand einer Faringa nicht in Freundschaft berühren. Niemand soll ein Haar Deines Hauptes krümmen, obgleich es das Haupt eines verfluchten Geschlechts ist, so lange Du unter dem Schutz Xaria's, der Rani von Jhansi bist.«

Lady Adelaide hatte zwar nur wenige der Worte verstanden, aber deren Inhalt zur Genüge aus der Haltung ihrer stolzen und leidenschaftlichen Gegnerin erkannt und begnügte sich mit einer ruhigen Verbeugung. Der Kranke dagegen befand sich in offener Verlegenheit zwischen diesen Frauen und beeilte sich, die eingetretene Stille durch die Vorstellung des Doctors zu unterbrechen, den er dem Wohlwollen der Rani als den Freund und Arzt des Nena und seinen Retter vom Rande des Grabes empfahl.

»Ich kenne den Sahib Hakim,« sagte die Rani hastig, ihm die Hand reichend. »Er ist ein Franke, wie Du, kein Faringi! Ganesa hat mit Weisheit sein Haupt und Cartikeia sein Herz mit Muth gesegnet. Er sei willkommen. Ich werde dem Peischwa morgen selbst danken, daß er mir seinen Freund gesandt hat, um den meinen zu heilen!«

»Dem Peischwa?« fragte der Major erstaunt. »Deine Hoheit ist auf dem Wege nach Cawnpur?«

»Mit tausend Reitern meiner Gortschura, die ich selber führen will, da Dein starker Arm erlahmt ist von dem bösen Auge der Krankheit. Er bedarf der Tapferen, um die Faringi, die wie Du weißt, noch immer ihm hinter ihren Wällen mit der Hilfe böser Geister trotzen, von Cawnpur zu vertreiben, da Calpi in den Händen der Unseren ist!«

»Auch Calpi? – Es befindet sich in diesem Augenblick kein Engländer mehr in Cawnpur!«

»Was sprichst Du für Wind, Hakim? Der Nena hat sie erschlagen? Gelobt sei Brahma, der Sieg ist den Kindern der heiligen Ganga geblieben!«

Ein donnerndes »*Ramchandri-ky-jai!*« erfüllte die Luft. Die Sowars der tapfern Gortschura, die hinter ihrer Gebieterin sich versammelt, schwangen ihre Säbel und Speere und schlugen an ihre rasselnden Schilder.

Ihr tapferer, jetzt von der Wunde gelähmter Führer, schüttelte den Kopf. »Du irrst, Hoheit! Nicht das Schwert des Nena hat diese tapferen Männer überwunden. Seine Großmuth war es. Er hat ihnen freien Abzug gewährt gegen Übergabe des Forts nach zweiundzwanzigtägiger heldenmüthiger Vertheidigung. Die Engländer sind in diesem Augenblick bereits weit hinab den Ganges auf dem Wege nach Allahabad! Unser Freund, der Hakim hier, war Zeuge des geschlossenen Vertrages, ehe wir abreisten!«

»Sagst Du die Wahrheit?«

»Bei meiner Ehre!«

Die Rani schüttelte zornig die Zipfel ihres Gewandes. »Dann mögen die Hunde die Gräber seiner Väter beschimpfen! Fluch über den entmannten Feigling! Er ist schlimmer, als der niederste Paria, der sein Blut für die Freiheit Hindostans gegeben! Ich sage mich los von ihm und möge die Welt sehen, was ein Weib im Kampf für sein Vaterland vermag. Laßt die Claschy's¹ die Zelte wieder befestigen und die Seyce's die Rosse abzäumen, wir kehren zurück nach Jhansi, ehe Surya am Himmelsbogen empor steigt. Du aber, Sahib, sei willkommen unter dem Zelte Xaria's trotz der Botschaft, die Du ihr gebracht!«

Sie gab das Zeichen zum Aufbruch und schweigend legte der Zug die kurze Strecke bis zu dem Lager zurück, das die Reiter der Rani unter den Bäumen des Waldes aufgeschlagen hatten.

Ungeschmälert selbst durch die Nachricht von der zu Cawnpur geschlossenen Capitulation, welche ihre Feinde von einem bereits sichern Untergange gerettet zu haben schien, war der Jubel, mit welchem die Männer der Gortschura ihren tapfern Wessir begrüßten, der trotz der Kürze der Zeit, die er sich in Jhansi befand, durch seinen Muth, seinem Umsicht und sein Wesen bereits die so leicht entzündbare Begeisterung dieser Kinder einer heißen Sonne, aber auch die schwierige Gabe ihres Vertrauens gewonnen hatte. Das größte Zelt unfern des der Rani wurde ihm eingeräumt, und wie befremdend der wilden Schaar auch die Erscheinung der Engländerin sein mochte – sie wagten nicht zu fragen, und überdies hielten die Meisten sie für eine Gefangene und fanden es daher nicht einmal auffallend, daß sie eine Abtheilung des Zeltens ihres kranken Führers einnahm.

Während die Offiziere der Gortschura dem Wessir ihren Besuch machten und ihre Berichte abstatteten, ließ die Rani den Franken-Arzt zu sich entbieten.

Er fand sie in tiefen Gedanken auf ihrem Teppich sitzend. Sie hatte die weiblichen Dienerinnen entfernt, ein stummer Schwarzer, einer ihrer vertrauten Haussclaven führte ihn ein und reichte ihm die Hukah.

»Ich ließ Dich zu mir rufen, weiser Hakim,« sagte die schöne Fürstin, »um aus Deinem Munde die nähere Geschichte des Verraths zu hören, den der Peischwa von Bithoor begangen. Ich bitte Dich, rede!«

Welland² erzählte, ohne seine eigene Betheiligung zu erwähnen, den Entschluß des Nena, die Absendung des Parlamentairs und die Bedingungen, so weit sie ihm bekannt, welche der Peischwa den unglücklichen Belagerten hatte bieten lassen. Um die Leidenschaften der

¹Zeltschläger.

²Walding — Anmerkung HP.

bittern Feindin der Engländer nicht unnöthig zu reizen, unterdrückte er selbst jedes Wort der Theilnahme an deren Leiden.

»Dein Auge sieht scharf und Dein Mund redet klar, o Hakim,« sagte die Fürstin, »obschon ich fühle, daß Du nicht Alles sagst, was Du weißt; denn ich sah Dich an jenem Tage, als der Nena an den Ungläubigen die Schmach seines Weibes zu rächen schwur, zwischen seinem Zorn und einer der Frauen Deiner Farbe stehen. Doch der weise Lokman sagt: Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold! – Laß uns von unserm Freund, dem Wessir sprechen.«

»Von Major Maldigri?«

»Du sagst es. Wird die Farbe der Gesundheit und der Kraft auf seine Wangen zurückkehren und sein Arm wieder den Säbel schwingen können gegen den Tiger der Dschungel, wie gegen die Feinde dieses Landes?«

»Ehe ein Mond vergangen, Hoheit, wird Signor Maldigri die frühere Kraft und Gesundheit besitzen, wenn kein unglücklicher Zufall dazwischen tritt. Ich selbst werde ihn mit Deiner Erlaubniß nach Jhansi begleiten, so will es der ausdrückliche Befehl des Peischwa.«

»Ich danke ihnen dafür, Dich aber, weiser Hakim, bitte ich, diesen Rubin an Deiner Hand zutragen, zum Zeichen des Dankes Xaria's, daß Du ihr den Mann gerettet, den sie am höchsten achtet unter den von Brahma Erschaffenen.«

»Meine Kunst, Hoheit,« sagte der Arzt, indem er den kostbaren Ring dankbar neben den schwarzen Diamanten der Königin von Lahore steckte, »hat nur wenig gethan, sie hat nur das Fieber gebändigt – der Lady verdankt er sein Leben, die seit dem Augenblick, als er die Wunde empfing, ihn nicht verlassen und an seinem Lager Tag und Nacht zugebracht hat.«

Der Blick der Rani verfinsterte sich. »Wer ist diese Frau? – die Worte, die der Wessir durch Deine Hand mir von seiner Pflegerin schrieb – enthalten wenig! – Welches Recht, welche Pflicht hat sie, ihr Leben an das dieses Mannes zu setzen und ihn hierher zu begleiten?«

»Lady Hunter,« berichtete Walding, »ist die Gattin eines würdigen Geistlichen, desselben, den der Wessir an jenem Schreckensabend zu Bithoor beschützte. So viel ich selbst weiß, kennt er sie aus früheren Jahren und rettete sie, in einem fernen Frankenlande aus schweren Gefahren, was sie jetzt ihm lohnt. Sie war in Delhi bei dem Ausbruch der Erhebung, aber der Ruf ihrer Mildthätigkeit und Sorge, mit der sie seit Jahren am Krankenlager der Hindu's wie der Christen waltete, sicherte ihr den allgemeinen Schutz und den Namen des Engels von Delhi!«

»Es mag sein; aber was will das bleiche Weib hier, wo der Wessir in den Händen Derer ist, die ihn lieben?« wiederholte die Ram ihre Frage.

»Sie begleitete den Kranken nach Bithoor auf der Praua seines Freundes und Dieners. Sie wünscht jetzt, nachdem sie seine Genesung gesichert sieht, zu ihrem Gatten zurückzukehren, aber ihre Hoffnung, ihn unter den Engländern in Cawnpur zu finden, hat sich nicht bestätigt. Dechant Hunter hatte Cawnpur schon vor der Belagerung verlassen, und Niemand konnte mir sichere Auskunft geben, wohin er sich gewendet, ob nach Lucknow oder Allahabad. Der Wessir glaubte Calpi noch in den Händen der Engländer und hielt es für sicherer, sie dieser Festung anzuvertrauen – als – hörten Sie nichts, Hoheit – das war ein Schrei um Hilfe – der Donner von Schüssen – – –« Sein ernstes männliches Gesicht wurde von einer Schreckensblässe überzogen und bot alle Zeichen einer plötzlichen nervösen Aufregung – er ließ das Rohr der Hukah fallen und beugte den Kopf vor, als horche er auf Töne in der Ferne.

»Du täuschest Dich, weiser Hakim,« entgegnete die Rani. »Mein Ohr ist scharf wie das der Kinder der Wüste, aber ich höre Nichts, als das Gespräch der Soldaten vor ihren Zelten. Ich bitte Dich, fahre fort – warum zog die Faringa nicht mit ihren Brüdern davon auf dem Strom nach der Erlaubniß des Nena?«

Der Arzt trocknete die großen Perlen eines kalten Schweißes, der seit einigen Augenblicken seine Stirn befeuchtete. Seine Glieder zitterten, sein ganzes Nervensystem schien erregt. »Es war zu spät, als wir die Großmuth des Peischwa erfuhren,« sagte er verwirrt. »Überdies hoffte Major Maldigri unter seinen eigenen Truppen – – Ich wünschte, ich – –« Er sprang empor und preßte die Hände gegen das Herz – sein Gesicht zeigte eine Leichenfarbe – sein großes Auge flog krampfhaft umher.

Es herrschte eine tiefe Ruhe in dem Zeltgemach – ein Luftstrom zog durch die halb geöffneten Seidenvorhänge, durch deren Spalten man zuweilen die dunkle Ebene, die Schatten des Waldes und die entfernten Gruppen der lagernden Hindukrieger im Scheine der Wachtfeuer erblickte.

»Allmächtiger Gott – das ist keine Täuschung – man ruft mich – das ist *ihre* Stimme!«

In den Zweigen des riesigen Mango, unter dessen Schutz das Zelt der Fürstin aufgeschlagen war, rauschte der Abendwind. – –

»Hermann, mein Freund! mein Geliebter! rette Editha!« –

Der Arzt taumelte auf den Ausgang des Zeltes zu, während die Fürstin mit Erstaunen seinem ihr unbegreiflichen Gebahren zusah. »Verzeihung, Hoheit – ich muß fort – fort! ich halte es nicht aus hier.« – –

»Du bist krank, Hakim! Das Fieber ist in Deinen Adern. Geh in Dein Zelt und mache Dein Blut fließen. Ich werde dem Wessir selbst meinen Beschluß verkünden!«

Er riß den Vorhang zur Seite und sprang hinaus. Jenseits des Kreises der Wachen, der den geheiligten Umkreis des Zeltes der Fürstin umgab, stieß er auf Kassim den Mayadar, der hier seiner zu harren schien.

»Schaffe Rosse herbei – rasch – die schnellsten! Ich muß zurück nach Cawnpur, in diesem Augenblick!« Der Thug sah ihn gleich einem Trunkenen nach dem Zelte des Wessirs taumeln.

»Nach Cawnpur!« murmelte der Lughä. »Bei dem Stahle der heiligen Axt – nimmer sollst Du dahin gelangen! so hat es der Guru der Guru's befohlen.« Er wandte sich nach dem Zelt der Rani, das diese eben verließ, umgeben von einigen der vornehmsten Offiziere der Gortschura.

Der Thug blieb an ihrem Wege stehen, warf sich zur Erde und sagte: »Möge die schlanke Palme der Tapferkeit ihren Wipfel zu dem Staube neigen. Ihr Diener hat ihrem Ohr ein Geheimniß zu flüstern.«

»Wer bist Du? was willst Du?« Die Fürstin blieb auf ihrem Wege nach dem Zelt des Kranken stehen.

»Dein Slave,« sprach knieend der Thug, »hörte Dich zürnen über die Großmuth des Peischwa, die den Faringi-Hunden in Bithoor das Leben geschenkt.«

»Möge Krischna, der Held, ihn dafür strafen!«

»Die Faringi sind blind geboren wie die Hunde, aber sie sind schlechter als diese, denn sie werden niemals sehend!« flüsterte der Thug. »Auch die Franken, Deine Freunde, wissen nicht, daß der Spiegel des heiligen Stroms ruhig fließen mag, während in seiner Tiefe das mächtige Krokodil lauert!«

»Was meinst Du? – sprich!«

»Der Peischwa ist der Peischwa! Er ist die Sonne des Weltalls und sein Herz ist voll von Haß gegen die Kaffirs. Die Faringi werden Cawnpur frei verlassen, aber kein weißes Gesicht wird lebendig Allahabad erreichen!«

Das Auge der Hindufürstin funkelte in grausamer Freude. »Mögen sie alle verschwinden wie der Thau der Nacht vor dem Strahle der Sonne! ich bitte dem Peischwa das Unrecht ab, das ich ihm gethan, Du aber nimm zum Lohn für die Nachricht dies Gold!« Sie warf ihm eine der Spangen zu, die ihren Schildarm zierten und wollte weiter schreiten. Aber der Thug warf sich ihr nochmals in den Weg.

»Möge Dein Angesicht ewig leuchten! Der Peischwa hat seinem Slaven einen Auftrag gegeben. Jener Franken-Hakim darf nicht zurück nach Cawnpur, nicht eher, als der erhabene Gebieter ihn ruft.«

»Was kümmert das mich? Der Hakim ist nicht in meinem Dienst. Sein Ungehorsam komme auf sein oder Dein Haupt. Laß mich vorüber!«

Sie schritt weiter. Der Mörder steckte mit habgieriger Freude das werthvolle Geschenk ein und blickte dann finster der Fürstin nach, wie sie in das Zelt des Kranken trat.

»So möge denn die blutige Bhawani ihr Opfer empfangen und die Seele Kassim's dem ewigen Tode preisgegeben sein,« sagte er grimmig. »Wenn der Kaffir auf seiner tollen Laune besteht, muß er sterben! Das Wort des Guru der Guru's geht über den Eid des Mayadars. Fluch diesen Kindern der Hölle!«

Er machte sich langsam auf den Weg in die Nähe des Zeltes des Wessirs, ohne den Befehl weiter zu achten, den ihm der Arzt gegeben. — — —

Wir müssen einige Augenblicke zurückkehren in das Innere dieses Zeltes, als Doctor Walding dasselbe verlassen hatte, um dem Ruf zur Rani Folge zu leisten, nachdem er für die Bequemlichkeit seines Kranken gesorgt und indem er ihn unter der Sorge der Lady zurückließ.

Die Besucher waren bald entfernt worden, sie begriffen, daß der Genesende nach der anstrengenden Tagesreise im Palankin der Ruhe bedurfte.

An dem Kissenlager, auf dem der Condottieri ruhte, saß die Lady, ihre Hand in der seinen.

»Es ist Zeit, mein Freund,« sagte die edle Frau, »daß ich einen Entschluß fasse. Mein Werk ist gethan, ich weiß Sie in der Sorge und unter dem Schutz von Personen, die Ihren Werth kennen und Sie lieben, und bald wird die Kraft Ihnen wiedergekehrt, bald werden Sie jener stolze, mit dem Leben kämpfende Soldat wieder sein, zu dem Adelaide Seymour in den Tagen der Jugend mit Bewunderung ihre Augen erhob. Wollte Gott, dieser Geist und dieser Muth kämpften für eine würdigere Sache, als für die Sache der Grausamkeit und des Fanatismus!«

»Es ist auch die Sache der Freiheit und der Unabhängigkeit, Adelaide, für welche diese Männer — ja schwache Frauen — ihr Schwert erheben, wenn auch schrecklich genug das gährende Blut der heißern Sonne sie zu grausamen und entsetzlichen Thaten treibt, vor welchen der gesittete Mensch schauernd das Auge verhüllt. Hochherzige und edle Gefühle und Gestalten, die der civilisirtesten Nation zur Ehre gereichen würden, leben auch unter diesen anscheinend so Wilden und Unbarmherzigen. Das zeigte Ihnen die Achtung, die Ehrfurcht, mit denen selbst der roheste Pöbel im Sturm der wilden Empörung Ihnen begegnete, das bewies Ihnen Irma, das Hindumädchen, die — ein Kind noch — so muthig ausharrte zur Rettung

ihrer Freunde und die durch die Geheimnisse des Mausoleums der großen Begum im Augenblick der höchsten Gefahr Geretteten mit Gefahr des eigenen Lebens verbarg und durch hundert Gefahren zu den Truppen General Barnards geleitete.«

»Angelique! – Richard Willoughby!« flüsterte die Lady. »Gott sei mit ihnen, den edlen lieben Gestalten, und geleite sie glücklich aus diesem unseligen Lande!«

»Und glauben Sie mir, Adelaide, wie Diese werden Hunderte, Tausende durch gute und freundliche Menschen gerettet worden sein. Der Charakter der Hindu ist freundlich, anhänglich und geduldig. Aber der Druck und die Tyrannei eines Jahrhunderts, Leiden, wie ich sie Ihnen von dem Maharadschah von Bithoor erzählt – sie mußten das Lamm zum Tiger machen, wie vielmehr Leute, in deren Köpfen die heißen Leidenschaften der Tropen gähren. Glauben Sie mir, Freundin, schon in den Adern der Kinder Italiens und meiner eigenen Heimath rollt das Blut anders, gewaltiger, stürmischer, als in den Adern der Söhne und Töchter des kalten Nordens und vielleicht wird bald die Zeit kommen, wo auch dort das Schwert endlich mit Erfolg gegen die fremde Herrschaft in Blut getaucht wird!«

»Gott der Barmherzige möge die Beleidigung wie die Rache vergeben,« weinte die Lady – »o wohl, es ist wahr, auf die böse Saat muß der Sünden Ernte folgen und die Guten und Gerechten gehen unter in den Kämpfen der Bösen und Schlechten. Dort oben allein, wenn diese Körper der Erde zurückgegeben worden, ist Ruhe und Glück und dort, mein Freund, werden auch wir uns wiederfinden – denn die Zeit ist gekommen, wo wir nochmals, zum letzten Mal, scheiden müssen auf dieser Erde!«

Der Kranke richtete sich besorgt empor. »Wie meinen Sie das? Sie denken doch nicht an das wahnsinnige Unternehmen, jetzt, wo ich Ihnen Schutz gewähren kann, mich zu verlassen, nachdem Sie die günstige Gelegenheit, die Ihnen der Babu Durjan Saul in Delhi bot, den englischen Offizier und die Nonne zu begleiten, um meiner willen ausgeschlagen!«

»Damals, mein Freund,« erwiderte die Lady mit Resignation, »hatte Gott mir eine heilige Pflicht gegeben, indem er Sie noch einmal auf meinen Lebensweg führte, damit das arme Herz nicht mehr leiden möge in dem Gedanken, daß dies edle Leben untergegangen für mich. Daß meine Hand, meine schwache Sorge es erhalten konnte, vielleicht für Hohes und Großes noch auf dieser Erde, das mein Freund, war ein unverhofftes und theures Glück, das seine Strahlen über die kurzen Tage werfen wird, die der Allmächtige mir noch bestimmt! Jetzt, mein Freund, bedürfen Sie meiner nicht mehr und es ist Zeit, daß ich dem Ruf einer andern Pflicht folge, der Pflicht der Gattin, die in Tod und Gefahr an die Seite des Mannes gehört, dessen Namen sie trägt.«

»Aber Sie haben gehört, daß Calpi gegen unsre Erwartung sich seit zwei Tagen in den Händen der Rebellen befindet! Die Nothwendigkeit gebietet, daß Sie uns nach Jhansi begleiten. Sobald sich dann eine Gelegenheit findet – –«

Mit einem traurigen Blick legte die Lady die Hand auf seinen Arm. »In Jhansi, mein Freund, würde ich schwerlich willkommen sein. – Ihnen winkt dort Ehre und – Glück, mich würde man für eine Feindin halten, die man um Ihretwillen ertrüge. Die Laskaren des wackern Räis, Ihres Milchbruders, die uns hierher geleitet, werden mich zurückführen nach Cawnpur. Wer würde einer armen Frau etwas zu Leide thun? und Ihr Name wird mir nöthigenfalls Schutz sichern auf der Praua, wie meinem armen geistesgestörten Landsmann, bis sich die Gelegenheit findet, Lucknow oder Allahabad zu erreichen und meinen Gatten aufzusuchen.«

Der Major schwieg, finster vor sich hinblickend; er fühlte, daß in dem plötzlichen Entschluß der Lady noch etwas Anderes – ein geheimer Grund, den er so wenig wie sie andeuten mochte, verborgen lag, und das kalte stolze Benehmen der Rani selbst bei dem unerwarteten Zusammentreffen gab ihm die Überzeugung, daß es nicht gut gethan sein werde, seine britische Freundin mit nach Jhansi zu führen.

Dennoch war er entschlossen, ihre Sicherheit unter keinen Umständen dem Zufall oder ihrer eigenen Sorge zu überlassen. Der Entscheidung jedoch entthob ihn der ungestüme, hastige Eintritt des Arztes.

Ein Blick auf den sonst so ruhigen, besonnenen Mann zeigte Beiden, daß ihm etwas Ungewöhnliches, Aufregendes begegnet sein müsse.

Sein Auge war irr, unstät, als suche es hinaus ins Weite. Kalter Schweiß perlte in dicken Tropfen von seiner Stirn – seine Hände flogen in fieberhafter Erregung.

»Major,« sagte der Deutsche, »wenn Sie glauben – nicht meiner Hilfe als Arzt – sondern meiner Theilnahme und Hilfe als Mensch einen Dank zu schulden, so geben Sie mir das Mittel, auf der Stelle so rasch als möglich nach Cawnpur zurückzukehren. Ein Pferd – das schnellste Ihrer Pferde – ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen werth und theuer ist!«

»Doctor– was ist geschehen – erklären Sie uns. –«

»Nichts – nichts! Wenn Sie einen Funken Mitleid und Theilnahme für mich haben – ein Pferd! Allmächtiger Gott – jede Minute Verzögerung ist Tod und Verderben!«

»Sie sollen abreisen, wenn Sie darauf bestehen, Doctor! Ich werde sogleich Befehl geben, daß einige Reiter sich fertig machen, Sie zu begleiten. In einer Stunde soll Alles zum Aufbruch bereit sein! Aber sprechen Sie – was ist geschehen!«

Er hatte sich erhoben, um einige Befehle zu geben. In diesem Augenblick wurde der Besuch der Rani gemeldet und die Hindufürstin mit ihrer Begleitung trat in das Zelt, dessen Seitenwände von den Dienern zurückgeschlagen wurden.

Der Major, auf den Arm des Arztes gelehnt, ging ihr entgegen. »Möge Deine Hoheit verzeihen,« sagte er, »wenn Dein Diener Dich nicht begrüßt, wie es seine Pflicht ist. Noch ist meine volle Kraft nicht zurückgekehrt, aber bald hoffe ich, wird dieser Arm das Schwert führen können zur Vernichtung aller Feinde der edlen Rani von Jhansi!«

»Dein Rath, tapferer Khan,« erwiderte mit einem brennenden Blick die Rani – »ist Deinen Freunden so wichtig wie Dein Arm. Ich danke Wischnu, dem Erhalter, und diesem weisen Hakim, daß sie Dich für Xaria gerettet. Diese Nacht möge mein Freund und Feldherr seine Kraft stärken, damit wir morgen aufbrechen können nach Jhansi. Damit der Khan sieht, wie sehr seine Freunde die Freunde Xaria's sind, sollen fünfzig Reiter der Gortschura morgen bei unserm Aufbruch diese Faringa sicher nach jedem Ort geleiten, den die Kaffirs, ihre Brüder, noch besitzen, und den sie wählen wird!«

Der Wessir verbeugte sich, er begriff, daß diese Gunst ein Befehl war. »Es geschehe, wie Du sagst, Hoheit. Ich werde die nöthigen Anordnungen treffen. Der Hakim, mein Freund, will uns gleichfalls verlassen und plötzlich nach Cawnpur zurückkehren. Seiner Sorge werde ich diese Dame anvertrauen.«

»Nein – nein – um des Himmelswillen nein,« stöhnte der Arzt, indem er sich von dem Kranken losriß. »Ich muß fort – jede Minute Verzögerung ist Tod und Verderben. Bei der Mutter, die Sie geboren, Signor – bei Allem, was Ihnen heilig und theuer – ich muß fort – fort – und wenn ich zu Fuße nach Cawnpur wandern soll!«

»Das ist seltsam, – was soll ich davon denken? – Doch wie es auch sei, mit Deiner Erlaubniß, Hoheit, soll dieser Mann nicht sagen können, daß Markos Grimaldi ihm undankbar seine Bitte verweigert habe. Laßt das beste Pferd satteln, das in der Nähe ist!«

Alle waren vor den Eingang des Zelttes getreten, einige der Seyce's waren beschäftigt, einen starken arabischen Renner herbeizuführen.

Das Aussehn des Arztes glich dem eines Todten, so farblos war sein Antlitz, so starr hervortretend sein Auge.

Er faßte krampfhaft den Arm des Majors. »Zweifeln Sie nicht an meinem Verstand, Sir,« sagte er keuchend – »aber – glauben Sie an Ahnungen – an den Magnetismus der Seele?«

»Es giebt viele Dinge, die über unsre Erklärung hinausgehen – wir Südländer sind geneigter, an die Welt der Geister zu glauben, als die Männer, die aus dem kalten Norden stammen.«

»Geben Sie mir eine Waffe, Signor – es geht in diesem Augenblick etwas Furchtbares, Entsetzliches vor – ich fühle es – hier in meinem Innern – mir ist, als triebe eine unwiderstehliche Gewalt mich zurück – ich höre deutlich eine geliebte Stimme, die mich um Hilfe ruft – jetzt – jetzt – allmächtiger Gott, es ist zu spät!«

Der Aufschrei, mit dem er in die Knie brach, war so grell, so entsetzlich, daß er selbst die wilden Seelen umher erschütterte. Im nächsten Augenblick raffte sich der Arzt wieder empor und wankte, taumelte auf das Pferd los, das man eben herbeiführte – er streckte die Hand rückwärts aus und fühlte, daß ihm der Griff eines persischen Dolches von dem Wessir hineingelegt wurde. Krampfhaft umschloß er ihn und versuchte, an dem Pferde emporzuklimmen, – auf den Wink der Rani hoben ihn zwei der Retter in den Sattel.

Dann – mit einer gewaltsamen Anstrengung – erfaßte er den Zügel, warf das wirre Auge einen Moment lang im Kreise umher und heftete es dann starr in die Ferne. Im nächsten donnerten die Hufschläge des galoppirenden Rosses über den harten Boden, und Reiter und Pferd – durch die Menge brechend – verschwanden im Schatten der Nacht und der riesigen Mango's. – – –

»Sein Geist muß gestört sein,« sagte der Wessir – »es ist unmöglich, daß er in diesem Zustand den Weg findet. Gebiete, Hoheit, daß einige Reiter ihm folgen – wir dürfen ihn nicht sich selbst überlassen.«

Die Rani streckte den Arm aus und wies nach der Straße. Auf flüchtigem Pferde galoppierte ein weißer Schatten vorüber, der Spur des Arztes folgend.

»Wer ist das?«

»Es ist der Diener, der mit ihm gekommen – sein Begleiter und ein Freund des Peischwa,« sagte die spöttische Stimme der Rani. »Sie eilen voran nach Cawnpur, die Rückkehr Derer zu melden, für die kein Platz ist in Jhansi!«

Auf der Ebene – auf der weißen kalkigen Fläche lag gespenstisch der noch weißere Mondschein.

Husch – auf den bleichen Mondstrahlen reiten die bleicheren Geister. Drüben im Osten, vom heiligen Flusse her, zog eine dunkle Wolkenwand empor, zuweilen zerrissen vom electrischen Strom. –

Eines der Gewitter zog am Ganges herauf, die in der beginnenden Regenzeit kurz, aber mit gigantischer Kraft toben.

Die Nacht war erhaben schön – über zwei Drittheile des Horizonts der klare Mondschein – in der dunklen Wolke der leuchtende Blitz – ein leichter Wind, der Vorbote des Gewitters, erfrischend von der Fläche des Stroms über die Ebene daherstreichend und die Zweige der Akazien, der Teaks und Pipala's, die hohen Kronen der Palmen schüttelnd, im Zephyrlaub der Tamarinden rauschend und von den tausendartigen Büschen und Blumen den geheimnißvollen narkotischen Duft streifend und ihn durch die Luft streuend.

Tausende – nein Millionen fliegender, zitternder, lebendiger Funken von rothem und grünem Feuer – nach und nach verlöschend unter dem Schutz der Blätter vor dem nahenden Unwetter!

Drüben im undurchdringlichen Dschungelgebüsch der scharfe, mißtönende Schrei des Pfau's, der das wandernde Raubthier, den prächtigen, blutgierigen Tiger begleitet! oder das heisere Geheul des streifenden Schakals, der klaffende Ruf des jagenden, wilden Hundes.

Durch diese majestätische Öde ein wild daher galoppirendes Pferd – nein ihrer zwei – denn aus weiter Ferne antwortete das Echo des Hufschlags und ein dunkler Punkt erscheint mit gleicher Eile auf dem weißen Bande der Straße.

Aber was kümmert den ersten Reiter das verfolgende Echo – ist es ein Freund oder Feind, er hört nicht ein Mal, daß er nicht allein diese Öde durchfliegt.

Den Oberkörper fast auf die Mähne des Pferdes gelegt – gleichgiltig gegen die wunderbaren Schönheiten und die geheimnißvollen Gefahren der Nacht, jagt Walding, der Arzt, dahin – das Auge noch immer starr in die Ferne gerichtet.

Bereits naht der tolle Reiter dem Hinde – es ist eine Stunde nach Mitternacht – die letzten Strahlen des Mondes fallen über die Ebene und den weißen staubigen Weg.

Plötzlich stutzt das Pferd und prallt zurück – der Reiter klammert sich mit den Knien fest, um nicht zu fallen – aber seine Hände fahren krampfhaft nach dem Herzen – sein krauses Haar sträubt sich empor. – –

Auf dem Mondstrahl reiten die Boten der Gräber! – –

Der Reflex des Lichtes auf der Atmosphäre scheint sich zu schattenhaften Formen zu ballen – wie ein Nebel zieht es von Osten daher, schneller als der Gedanke – schneller als der Funke, der um den Gürtel der Erde fliegt!

»Barmherziger Gott beschütze ihn und vergieb meine Schuld wie ich vergebe allen Schuldigen! Nimm auf mein unsterblich reines Theil in Deine Gnade!« – Ein Stöhnen – ein Fall das Echo plätschernden Wassers – – –

Ist es der Nachtwind, der vor dem Gewitter daher rauscht über die Ebene? – ist es das geheimnißvolle Flüstern einer andern Welt, für die der Raum nicht existirt und nicht die Zeit –?

Der deutsche Arzt liegt am Boden – das Bewußtsein geschwunden – in tiefer Ohnmacht des Geistes und Körpers – wenige Schritte von ihm schnaubt das keuchende, erschöpfte Roß.

Auf der Straße kommt mit der Schnelle des Sturmwindes Kassim, der Mayadar, herangejagt. Schon von ferne sieht er die Gruppe und parirt näherkommend verwundert sein Pferd.

Dann sich aus dem Sattel werfend, eilt er zu dem Körper seines Herrn, den er todt wähnt von dem Sturz oder einem glücklichen Zufall.

»O Kali, erhabene Gebieterin,« sagte der Thug, indem er die Hände nach der dunklen Wolle mit den züngelnden Blitzen ausstreckte – »Du beschüttest Deine Diener und sendest in dem Tode dieses Ungläubigen Rettung meiner Seele vor der Vernichtung, damit sie, wenn ihre Zeit gekommen, die heiligen Wanderungen antreten möge, weil meine Hand sich nicht gegen den Mayadar erhob, dem ich den Eid geschworen. Gesegnet sei'st Du, Dunkeläugige, Mächtige, vor deren Hauch das Leben der Menschen verschwindet!« Er beugte sich nieder zu dem Körper und legte die Hand auf ihn, um ihn jedes werthvollen Gegenstandes zu berauben.

Plötzlich zuckte er zurück, wie von einer Schlange gestochen – seine gierigen Finger hatten den Herzschlag des Ohnmächtigen gefühlt.

»Bei allen Dämonen – verflucht sei der Kaffir, er ist nicht todt, nur betäubt. Was soll ich thun mit dem ungläubigen Hunde? – Ich darf ihn nicht tödten, wenn er mich nicht dazu zwingt – oder meine Seele würde ein Nichts sein! – Mein Eid gebietet mir, ihm in Gefahr beizustehen. Aber wie hindere ich ihn, nach Cawnpur zu gehen?« Seine Blicke flogen ängstlich umher – der bewußte Mörder, mit dessen Hilfe schon zahllose Schlachtopfer gefallen waren, ohne daß er je den geringsten Scrupel dabei empfunden, der Räuber, der noch so eben den todten Körper bestehlen wollte – er dachte mit keinem Gedanken daran, die Gelegenheit zu benutzen und diesen schwachen Funken von Leben vollends zu ersticken.

Da zeigte ihm ein funkelnder Blitz in der Ferne zur Linken über das Dickicht der Dschungel dunkle Formen am Horizont.

»Das ist der Tempel von Dscheddapur! Jetzt weiß ich, wo ich bin und was mir zu thun bleibt. Gesegnet sei die Dunkeläugige!«

Er legte, den Körper des Ohnmächtigen über den Sattel, seines eigenen Pferdes, nahm es an dem Zügel und führte es am Rande der Dschungel entlang. Bald darauf betrat er sie auf einem kaum sichtbaren Pfade, den das Licht der Blitze ihm zeigte.

Es war in der That dieselbe weithin sich dehnende Dschungel, in welche er an jenem furchtbaren Abend, an welchem der Maharadschah von Bithoor die geliebte Frau wahnsinnig zurück erhielt und in den Bund der Thug trat, mit Tukallah von Norden her gedrungen war, um die Bheels und das sterbende Oberhaupt des furchtbaren Bundes aufzusuchen.

Von der Straße von Cawnpur her, von welcher Mowbray mit den Soldaten gekommen, den Sikhprinzen verfolgend, war die Dschungel auf verschiedenen mehr oder weniger offenen Wegen zugänglich, die nach den Ruinen des uralten Tempels der Bhawani liefen. Das Gewitter zog jetzt mit furchtbarer Schnelle herauf und in dem Schein der Blitze gelangte der Lugh bald mit seiner Last an die mächtigen Ruinen des Tempels, band sein Pferd an einen Stein und trug dann den noch immer ohnmächtigen Körper in das Innere der Pagode und legte ihn hinter den mächtigen schwarzen Steinwürfel, der einst das Bild der scheußlichen Göttin getragen.

In dem Lichte der Blitze hätte man auf den Quadern des Bodens, an derselben Stelle, an welcher jetzt der ohnmächtige Körper des deutschen Arztes lag, noch die dunklen Spuren des Bluts sehen können, das der Nena hier vergossen, um Ströme folgen zu lassen!

»Möge er hier liegen bis Wischnu ihm den Geist zurückführt. In dieser Nacht und aus dieser Wildniß wird er sich nimmer mehr entfernen können, um das Verbotene zu thun. Wenn das Gewitter vorüber, werde ich nach Cawnpur reiten, um dem Peischwa Nachricht zu bringen.«

Er verließ das Innere des Tempels und suchte sein Pferd auf, das er in einer der halb verfallenen Hallen zum Schutz gegen das Wetter unterbrachte, das jetzt in voller Wuth loszubrechen drohte.

Die Luft wurde schwül und zum Ersticken; die Electricität schien wie eine feuchte dunstige Wolke auf den Spitzen und Blättern dieses Dickichts von Boere, Kameelkraut und Schilfen zu lagern, welches den Boden der Dschungel bedeckte und sich bereits unter dem Hauch des Windes zu beugen begann, nur den zündenden Funken erwartend, der sie entstammen sollte. Die goldfunkelnden Insekten der Nacht hatten ihren Schein verloren, die Vögel und Thiere, deren Stimme man sonst in krächzendem und schreiendem Concert hörte, sie schwiegen ängstlich und verbargen sich unter dem Gebüsch, unter den Steinen, unter den Trümmern. Der Lughä sah die Schlangen sich vorüber winden, er hörte den Schakal heulen, den wilden Eber durch die Büsche brechen, sah das graue Rebhuhn furchtlos an dem Fuchs, seinem Feinde, vorüber flattern, der nur bemüht war, seine Höhle zu erreichen.

In diesem Augenblick, als er an dem riesigen Steinbild lehnte, das den Pfeiler des Eingangs bildete, und auf dieses zitternde Aufathmen der Natur hinblickte, brach das Gewitter in seiner vollen Majestät los. Der Sturm fuhr in seiner gewaltigen Kraft über die Ebene her, peitschte das Rohr und die zähen Gräser der Dschungel, die ganze Atmosphäre schien rings in Flammen zu stehen und ein Donnerschlag, so gewaltig und furchtbar, daß er den Jahrtausende alten Riesenbau in seinen Grundvesten zu erschüttern schien, rollte über seinem Haupt.

Der Mörder fühlte seine Kniee sich beugen und zitterte wie die Halme, die draußen der Orkan schüttelte – im nächsten Moment aber richtete er horchend den Kopf in die Höhe – nach diesem gewaltigen Donner, in dem Rauschen dieses Regens, der wie ein Strom vom Himmel goß, hatte sein scharfes Ohr einen andern Laut vernommen.

Es klang wie ein heiseres Brüllen und Schnauben, das mit der Schnelle des Sturmwindes heran zu kommen schien.

Der Lughä erbebte – ein Sohn der indischen Wüsten, erkannte er sehr wohl diesen Laut und die Gefahr, die ihm drohte.

Einer der eingebornen Herren dieser Wildniß, einer der mächtigen Räuber der Dschungel nahte, um in den Ruinen den gewohnten Schutz zu suchen vor dem Wetter.

Der Lughä warf blitzschnell das Auge umher. Nur gewohnt, seine Brüder, die Menschen zu jagen und zu tödten, ließ das Nahen der Bestien seine Nerven erbeben, und er sah sich nach einem Schlupfwinkel um. Schon hatte er die Hand auf das Piedestal einer halbgebrochenen Säule gelegt, um sich zu deren Höhe emporzuschwingen, wo ihn kein Thier der Wildniß erreichen und er sich in Sicherheit vertheidigen oder das Vorübergehen der Gefahr abwarten konnte, als ihm plötzlich der Gedanke an den Mann kam, den er hilflos im Innern des Tempels nieder gelegt.

Noch vor wenig Minuten war er entschlossen gewesen, diesen Mann zu ermorden, wenn er auf seinem Willen bestehen sollte, und dafür das Schrecklichste, was sein Glaube ihn lehrte, die Vernichtung seiner eigenen Seele einzusetzen.

Und jetzt – er brauchte keine Hand zu rühren, nur das eigene Leben zu retten, jetzt konnte ein günstiger Zufall ihn von Jenem befreien!

Aber es war sein *Mayadar*, dem er Schutz geschworen!

Nicht einen Moment lang bedachte sich der Lughā – er zog die Hand von dem rettenden Steiw zurück, warf sich auf ein Knie mitten im Eingang, und legte die blanke Klinge des Krys an seine Seite.

Dann, schneller als der Gedanke, löste er den Gürtel und wickelte das weite Obergewand, das er trug, um seinen linken Arm.

Erst nachdem er diese, kaum Sekunden dauernde Vorbereitungen getroffen, spannte er den Hahn des einzigen Pistols mit langem Lauf, mit dem er bewaffnet war.

Ein zügelnder Blitz, dem ein zweiter erschütternder Donnerschlag folgte, zeigte ihm deutlich den heranspringenden Feind.

Es war ein langgestreckter, großer Panther mit hohen Weichen und fast schwarzem Fell, der in mächtigen Sprüngen flüchtend aus der Dschungel brach und gerade auf ihn zurannte; – ihm folgte fast unmittelbar ein zweites Thier – die Pantherin!

Die Bestie, in wilder Flucht daher springend, fühlte die Witterung des Feindes nicht eher, als bis ihr glühender Athem ihn berührte. Der Rachen öffnete, die Pranke hob sich, aber zu spät; – denn in der Pause dieser Donner des Himmels krachte der künstliche Donner der Menschen, und die Kugel, in dieser unmittelbaren Nähe abgeschossen, zerschmetterte den Schädel des Thieres.

Der Panther stieß ein Geheul aus, schlug mit den scharfen Krallen nach seinem Feind und stürzte zusammen, aber dieser, verwundet an der linken Schulter, hatte kaum Zeit das Pistol fallen zu lassen und den Krys zu ergreifen, als die Pantherin in gewaltigem Ansprung über ihn herfiel und ihn zu Boden warf.

Nun erfolgte in dem erneuten Schein der Blitze und unter dem Krachen der Donnerschläge ein rasender Kampf, den das Geheul des von den Stichen des Krys getroffenen Raubthiers und das Geschrei des von ihren Krallen und Zähnen zerfleischten Menschen verkündete.

Dann wurde das Geheul der Pantherin schwächer und schwächer, und in dem langen anhaltenden Schein der Blitze konnte man die Gestalt des Lughā sich keuchend aus dieser Lache von Blut und Fleisch auf die Knie emporrichten sehen, auf die zerbrochene Klinge des Krys sich stützend.

Das letzte Röcheln des Thiers verkündete seinen Tod.

Plötzlich fühlte der Lughā eine Hand aus seiner blutenden zerrissenen Schulter.

»Kassim, mein Freund – ich danke Dir für das, was Du gethan! Wenn Du stark genug bist, so erhebe Dich – und laß uns die Pferde wieder besteigen!«

Der Thug fuhr empor – das fliegende Licht des electrischen Stroms zeigte ihm die Gestalt, das bleiche starre Gesicht seines Herrn.

»Was willst Du thun, Sahib – wo willst Du hin?«

»Nach Cawnpur!«

»Es ist unmöglich, Sahib! Die Götter selbst verbieten es mit ihren Donnern.«

»Laß mich vorüber – was kümmern mich die Blitze des Himmels!«

»Du darfst mich nicht verlassen, Sahib – ich kann nicht von der Stelle, mein Blut rinnt, meine Arme, meine Brust sind zerrissen von den Krallen der Panther, mit denen ich gekämpft um Deinetwillen!«

»Armer Kassim! armer Freund! aber ich kann nicht bleiben bei Dir – ich muß fort – fort – laß mich vorüber!«

»Undankbarer Christ – Du sollst nicht nach Cawnpur, so lange Kassim lebt!«

»Wer wollte mich hindern?«

»Ich – mit meinem Leben!«

Der Lughā sah die bleiche Gestalt des Arztes im Schein der Blitze zurückbeben – dann hörte er wie mit hohler Grabesstimme die Worte:

»Ich weiß, Du bist ein Thug, aber ich werde Dich zuerst tödten! – Geh aus dem Weg – ich muß nach Cawnpur!«

»Niemand! Sei verflucht in Ewigkeit, wie Kassim es sein wird!« Der blutende Lughā stürzte, grimmiger als der Panther, den er so eben erlegt, auf den Mann, dessen Leben er mit seinem Blute vertheidigt.

Dann erfolgte ein zweiter Kampf – ein Ringen, nicht mit der Bestie der Wildniß – sondern Mensch gegen Mensch unter dem zuckenden Licht der Blitze und dem Donner des Himmels.

»Hier ist der Ort, Kamerad – halte das Pferd fest, das wir gefunden und laß den Zügel nicht aus der Hand, bis Du ihn festgebunden, Diese Mauern werden uns wenigstens schützen vor dem scheußlichen Wetter. Ich habe das Mittel, Feuer zu machen, wenn es uns gelingt, trocken Geröhr zu finden!«

»Uns friert – und der arme Lionel kann nicht helfen. Ja, ja, die Nacht ist keines Menschen Freund, wenn die Schlange von draußen lauert!«

»*Goddam!* – Kaum dem Tod entgangen – Feinde überall, das höllische Wetter über uns und einen Wahnsinnigen zur Seite – da mag der Teufel die Geduld nicht verlieren. Was ist das – ich trete auf einen weichen Körper – zurück Mann, bis ich Feuer geschlagen!«

Ehe das Zündholz in der hohlen Hand des Offiziers noch loderte, hörte man die Pferde wiehern und von der andern Seite her einen gleichen Ton sie begrüßen.

»*By Jove* – wir sind nicht allein hier! Nun, wie Gott will – ich bin es müde, um solches Leben zu kämpfen!«

Von der Hand geschützt, flammte der Docht der kleinen Kerze eines Taschenfeuerzeugs in die Höhe und verbreitete seinen dünnen Schein, während der verkleidete Offizier mit der Rechten am Griff der Dschambea vortrat.

»Die Schlange! die Schlange – ich sah ihren gefleckten Leib! tödte sie, tödte sie – ehe sie uns sieht!« kreischte der Irre, – indem er den Arm des Capitains faßte.

»Lassen Sie los, Sir, und verhalten Sie sich ruhig. Das ist ein Panther und hier ein zweiter – bei Gott – beide in ihrem Blut. Aber dort – er trat einige Schritte vor in das Innere des Tempels – das sind Menschen, Hindu's – nun gilt's!«

Er ließ den Griff der Dschambea fahren und zog mit der raschen Entschlossenheit eines bewährten Soldaten ein Pistol.

Von der Gruppe auf den blutigen Marmorquadern des Bodens erhob sich langsam eine Gestalt, ein bleiches, weißes Antlitz. Die halb orientalische, halb europäische Kleidung des Mannes war blutbefleckt – in seiner Rechten hielt er einen persischen Dolch, dessen Griff von kostbaren Steinen funkelte.

»Wer redet Englisch – sind Europäer hier?« fragte die gespensterhafte Gestalt.

»*By Jove* – ich sollte es meinen! Wer seid Ihr, Freund? ich sehe – Ihr habt einen tüchtigen Kampf hier bestanden!« Er wies nach den todtten Panthern.

Das Auge des Andern aber folgte seinem Finger nicht, es ruhte auf dem blutigen Körper zu seinen Füßen.

»Er wollte mich hindern, nach Cawnpur zu gehen. Er mußte sterben!« murmelte er dumpf.

»Wer – der Panther? bei Gott, dann war die Bestie Euer Freund, Mann?«

»Nicht der Panther, Sir – denn Sie sind ein Engländer, obschon Sie das Gewand eines Hindu tragen. Dieser da zu meinen Füßen that es!«

»Und Sie haben ihn ermordet dafür? Ich glaube, ich muß mit lauter Verrückten zu thun haben. Aber mir ist, als kennte ich Ihr Gesicht – als müßte ich es schon gesehen haben.«

»Möglich, Sir! aber wenn Sie ein Christ sind, so sagen Sie mir, wo ich mich befinde und zeigen mir den Weg nach Cawnpur.«

»Nimmermehr – wer Sie auch sein mögen, Sie sind ein Landsmann und ich darf Sie den Weg nach Cawnpur nicht verfolgen lassen!«

»Dann muß ich Sie tödten wie diesen da,« sagte der Arzt einfach.

»Aber wenn Sie einen Fuß nach Cawnpur setzen, werden Sie selbst getödtet. Dieser schurkische Nena ermordet alle Engländer, die in seine Hände fallen.«

»Die Engländer haben gestern Mittag Cawnpur verlassen!«

»Aber der wortbrüchige Bandit hat sie verfolgen lassen – sie sind zurückgebracht nach Cawnpur und dort ermordet. Ich selbst bin durch ein Wunder entkommen.«

Der Arzt stürzte auf ihn los und faßte krampfhaft seinen Arm. »Ermordet? – Barmherziger Gott! – aber ich wußte es – hier – hier –« er preßte die Hand auf Stirn und Herz – »Editha Highson – Sir – was wissen Sie von Editha Highson? –«

Der Capitain sah ihn traurig an. »Die Lady befand sich mit uns und ihrer Cousine in demselben Boot – die Frauen wurden gleichfalls gefangen nach Cawnpur zurückgeführt – aber ich kann nicht mit Bestimmtheit sagen, was ihr Schicksal gewesen ist, ob der Wütherich sich selbst an dem Leben der Hilflosen vergriffen hat. Ich bin Capitain Delafosse, Sir, und ein Wunder – die Hilfe eines Freundes rettete mich aus der Gefangenschaft und rieth mir, den Schutz Major Maldigri's, des Wessirs der Rani von Jhansi, zu erreichen, den ich kenne. Aber wer sind Sie, Sir? –«

»Walding, der Arzt – Doctor Clifford, wenn Sie es lieber wollen.«

»Ich kenne Ihren Namen – ich erinnere mich, Sie flüchtig bei einer Anwesenheit in Cawnpur und an jenem Ballabend in Bithoor gesehen zu haben. Man nannte Sie einen Verräther an Ihren Glaubensgenossen, aber ich hörte Besseres von Ihnen im Fort. Als Mensch, als Christ müssen Sie die Grausamkeit des Nena verwünschen, wie ich.«

Der Arzt sah ihm mit finsterner Entschlossenheit in's Gesicht. »Ich gehe, ihm meinen Fluch in's Gesicht zu schleudern! Mein Vertrauen mißbrauchte er, die tapfere Schaar aus den schützenden Wällen zu locken – seinen heiligsten Eid schwor er mir und nicht eher, bis ich Sie Alle gerettet glaubte, verließ ich Cawnpur.«

»Aber was führt Sie zurück und hierher? Das Gewitter trieb uns in diese Ruine, die ich von Jagdstreifereien her kenne. Wir fanden an der Dschungel ein herrenloses Pferd und glaubten in der Pause des Donners einen Schuß zu hören.«

»Fragen Sie nicht, Sir! Ihr großer Dichter sagt: Es giebt Dinge zwischen Himmel und Erde, von denen wir uns nicht träumen lassen! Das Gewitter hat ausgetobt – Sie werden den Wessir zwei Stunden von hier diesseits Calpi lagern finden. Geben Sie mir Ihre Dschambea und nehmen Sie diesen Dolch dafür – er wird Grimaldi zeigen, daß wir uns begegnet sind. Sagen

Sie ihm, bei dem unglücklichen Eid, den wir einst zusammen auf jenem Felsengrab geleistet und der sich so bitter gerächt an uns – ich ließe ihn beschwören, Sie zu retten. Und jetzt, Sir – halten Sie mich nicht auf und lassen Sie uns diesen Ort des Fluches verlassen. Ihr Weg geht nach Westen – der meine nach Osten. Ich weiß, daß Alles vorüber – daß sie ein Engel im Himmel sein muß! Aber noch bleibt mir eine Pflicht auf der Erde!«

Und mit gesenktem Haupt, ohne weiter eine Antwort den Fragen des Engländers zu geben, schritt er hinaus – fand instinctartig das Pferd des Lughä und mit ihm den Weg aus der Dschungel.

Das Ungewitter war mit jener Schnelle vorüber gezogen, mit der in jenem Klima häufig die Erregungen der Atmosphäre, wechseln – am klaren Himmel blinkten Sterne und im Osten über den Ganges her erhob sich ein weißer Schimmer, der erste Vorbote des kommenden Tages.

Der Arzt schwang sich stumm in den Sattel – stumm winkte er mit der Hand zurück den Flüchtigen – ließ den Zügel auf dem Hals des Pferdes ruhen und ritt langsam in der Richtung nach Cawnpur davon.

Um das Haus des Nähghuh Abdallah drängte sich eine bunte Menge, schreiend und wehklagend – das Ungeheure, dessen Zeugen sie waren, schien selbst diese mordgewohnten Gemüther mit unbekanntem Schrecken erfüllt zu haben.

Die Kameraden und Nachbarn des Sowars waren am Morgen gekommen, ihm Glück zu wünschen zu der Nacht und nach der obscönen Sitte des Orients die Ausstellung des Betttuchs zu verlangen.

Man hatte die Thür des Nähghuh offen gefunden – und eintretend an den Wänden des Gemaches die Frau, die Schwiegermutter und den Sohn des Mohren in ihrem Blut, mit abgeschnittenem Halse – todt und kalt.

Als man den Vorhang hob, fand man auf dem Lager des Sowars diesen selbst – nur der Halsknochen verband noch den widrigen Kopf mit dem riesigen Rumpf.

Die Faringa war verschwunden – blutige Fußspuren führten zur offenen Thür, aber draußen hatte der Regen sie verwaschen.

Dann erinnerte sich einer der Nachbarn, ein Ruiwallah, der Baumwollenklopfer, daß er, in der Nacht aufstehend, kurz vor dem Ausbruch des Gewitters einen Schatten hatte über den Hofraum gehen und zu dem Brunnen oder der Cisterne sich wenden sehen.

Der Brunnen war fast bis zum Rande gefüllt durch die heftigen Regengüsse der Nacht.

Das war Alles, was der bleiche Reiter, der wohlbekannte fränkische Hakim des Nena, der sich langsam dieser gestikulirenden, hin und her redenden Menge genähert, hatte erfahren können. Er kam vom Zelt des Nena und wußte bereits, daß dieser noch nicht zurückgekehrt war.

Der Arzt hörte Alles bewegungslos, ruhig an – keine Muskel seines bleichen Gesichtes veränderte sich – es schien ihm Alles bereits bekannt. Auf seinen kurzen Befehl holte man Stangen und Haken und senkte sie in die Tiefe des Brunnens – ein – zwei Mal versuchend.

Schweigend, neugierig drängte sich die Menge um den Rand. Beim dritten Mal hob sich eine Welle blonden Haars über die trübe Fluth – dann ein weißer Arm; – ein Aufschrei der Menge – dann kam ein blasses entstelltes Antlitz zum Vorschein mit gespenstisch geöffneten

Augen – eine schlaffe Frauengestalt – die Männer hoben den Leichnam Editha Highsons aus dem Wasser und legten ihn vor dem Pferde des Arztes nieder.

Lautlos war die Menge.

Stumm wie sie stieg der Hakim vom Pferde. Er hob den Körper der Lady auf und legte ihn quer über den Sattelknopf. Dann stieg er wieder zu Roß, nahm die Leiche in seine Arme und ritt langsam davon.

Niemand wagte ihn zu hindern. Die Nachschauenden sahen, daß er den Weg nach Bithoor einschlug, denselben, welchen am Abend vorher der Peischwa genommen.

An der Stelle, an welcher Margarethe O'Sullivan von den feilen Dienern der Lüste des britischen Residenten entführt worden war – an der Stelle, auf dem Wege zwischen Cawnpur und Bithoor, wo Tantiah Topi und der Derwisch Sofi dem Maharadschah die erste Nachricht von dem Raub gebracht und das Saamenkorn der Rache in die Brust geworfen, aus dem so furchtbare Saat empor wuchern sollte – zieht sich ein Wäldchen von Kokospalmen und Tamarinden an der Schlucht entlang, die, von hoher Brücke überwölbt, die Straße durchbricht und weit hinein läuft zwischen die Felsen.

Auf breiten natürlichen Stufen steigt man von der Seite von Bithoor her, zum Grunde der Schlucht nieder, in deren Mitte ein frischer, rieselnder Quell zum heiligen Strome eilt.

Langsam erhebt sich der Grund der Schlucht, von gigantischen Bäumen überragt; eine undurchdringliche Mauer von Lyanen und Cycadeen, die ihre Gehänge von Stamm zu Stamm tragen, rahmt sie ein. Wo die Schlucht zu Ende, über dem Quell, erhebt sich ein schöner eirunder Rasenplatz, das Wasser im Grunde erfrischt die Gräser, der Schatten der riesigen Tamarinden hält die brennenden Strahlen der Sonne ab, und geschützt gegen Hitze, Sturm und Dürre scheint ein ewiger Frühling auf diesem blumenbedeckten Teppich zu wohnen, um den die duftige Rose von Schiraz und das dunkle Laub der Myrthe einen Halbkreis bildet, die Marmorbank überwölbend, die ein Lieblingsplatz der armen Tochter des fernen Irlands war.

Am Fuß dieser Bank erhob sich jetzt ein einfacher Grabhügel – Blumen und Gräser sein Schmuck, kein stolzer Marmorbau, wie er die letzte Ruhestätte der Großen und Mächtigen dieses Landes zu verkünden pflegt. Unter diesen Blumen und Gräsern schlief ein Herz, so gut und voll Liebe, wie wenig geschlagen – so gebrochen und unglücklich, wie wenige gewesen – Margarethe O'Sullivan's, der Gattin des Maharadschah von Bithoor, die der deutsche Arzt hier begraben, als der Nena im wilden Fieber ras'te!

Ein Mann saß auf diesem Grabe. Die Wetter der Nacht waren über ihm hingegangen, der Sturm hatte die Wipfel der Tamarinden gebeugt, die Donner des Himmels hatten die Felsen erschüttert, die Wolken ihre Schleusen geöffnet – was kümmerte es ihn! Auf das Grab vor sich hatte er ein Tuch gebreitet, ein blutgetränktes Tuch, und der Regen hatte die Flecken gewaschen und das Blut hinein in das Erdreich, das die Todte deckte, der er so viele Leben zum Sühnopfer gebracht und mehr noch zu bringen geschworen!

Es war Morgen geworden – die Sonne stand seit einer Stunde über dem Horizont – noch immer saß der Nena auf dem vom Blut der ermordeten Faringi getränkten Grabe.

Da nahten langsame feste Schritte auf dem Felsboden der Schlucht und stiegen hinauf zur geheiligten Stelle.

Ein Mann – gebeugt unter einer schweren Last, die er in seinen Armen trug, das Auge gesenkt, achtlos gegen Alles umher – stieg herauf.

Der Nena wich von dem Grabe zurück – seine Augen ruhten mit dem Ausdruck des Entsetzens auf dem Mann und seiner Last, die dieser neben dem Grabhügel der Irländerin niederlegte.

Es war auch eine Todte – eine Frauenleiche mit langem, triefendem Haar!

Der Zuletztgekommene kniete zwischen dem Grabe und der Leiche nieder. »Hier sollst Du ruhen,« sprach er aus tiefer Brust, – »schlummert sanft, Ihr Frauen, eine neben der andern, bis der Tag der Auferstehung auf die Nacht des Lebens folgt, – ihr – die Opfer zweier Nationen, der Civilisation und des Barbarismus, der Sünde und Rache! Schlummert sanft und Gott der Herr richte Eure Verderber!«

Dann die Hände und die Augen zum Himmel erhebend, trafen diese Augen auf den Nena.

Das Antlitz des bleichen Mannes röthete sich, in seinen Augen begann jener Zorn zu flammen, der aus den Augen der Schwertengel des Herrn glühte, als sie die Geister der Finsterniß zurückschleuderten in ihre Tiefen.

»Wo kommst Du her gegen meinen Befehl? Wer ist diese da, mit deren Nähe Du das Grab einer Heiligen besudelst?« fragte die grollende Stimme des Nena.

»Ein Opfer Deines Treubruchs, Peischwa von Bithoor! Eine unschuldig Gemordete, deren Gedächtniß auf Deiner schwarzen Seele brennen möge, gleich ewigem Feuer!«

»Hund von einem Kaffir! wagst Du mir Schimpf in's Angesicht zu schleudern am Grabe Der, die ich liebte!« Seine Hand riß den Säbel von der Seite und schwang ihn drohend über dem Haupte des Deutschen.

»Schlage, Peischwa von Bithoor,« sagte der Arzt ruhig. – »Du erschlägst einen Deiner Feinde. Was thut ein Mord und ein Opfer des Verraths mehr auf die Seele eines Meuchlers!«

Der Nena ließ die Hand mit dem Säbel sinken. »Was willst Du von mir? Ich rächte mein Weib und habe geschworen, ihr Grab mit dem Blut der Faringi zu tränken. Geh! ein Weißer fühlt nicht wie ein Hindu. Bringe dies Weib hinweg – ich kenne sie nicht!«

»Peischwa von Bithoor – Diese war es, die den letzten Hauch der Frau empfing, die Du liebtest. Während Deine blinde Rache ihre Opfer suchte, starb an ihrer Brust Margarethe O'Sullivan!«

»Du hast Recht – ich erinnere mich, ich hätte sie schützen sollen! aber ich habe sie nicht getödtet!«

»Blinder Barbar! – glaubst Du, Deine Hand allein mordet und nicht Dein Wort? Srinath Bahadur, Du hast das Weib, das ich liebte, der Schande, dem Tode gegeben. – Du fluchtest den Faringi an diesem Grabe, – an der Seite dieser Todten fluche ich Dir! Nicht ein Befreier Deines Vaterlandes bist Du mehr, sondern sein Verräther und Mörder. Der Kampf für die Freiheit ist ein heiliger in allen Ländern der Erde, – Du aber hast die Freiheit entweiht und den Kampf geschändet. Srinath Bahadur – Du stehst am Wendepunkt Deines Glücks! Wate in Strömen von Blut, berausche Dein teuflisches Herz an Gräuel und Entsetzen. – Das Schwert des Rächers ist Deiner Hand entnommen, und der Sieg flieht den niedrigen Mörder! Ohne Dach soll Dein Haupt, flüchtig Dein Fuß, ohne Treu und Glauben Freund und Feind Dir sein, wie Du selbst ohne Treue dem Freund und Feind warst. Wie der Tiger Deiner Dschungeln, Tiger Du selbst, sei ein gehetztes Wild auf der Erde, die Du groß und frei machen konntest!

Schänder des Andenkens eines edlen Weibes – Mörder des andern – Vernichter des Schönen und Edlen auf Erden – *sei verflucht! – sei verflucht! – sei verflucht!*«

Und drei Mal in das Grab seines eigenen Weibes greifend, schleuderte er davon drei Mal die Erde dem Schritt um Schritt zurückweichenden Hindufürsten in's Antlitz.

Dann – ohne sich um ihn zu kümmern – wandte er sich zu der Todten und küßte ihre blasse Stirn.

Der Nena war entflohen! – – –

Stunden verrannen. Im Schweiß seines Angesichts grub und grub der Arzt mit der breiten Klinge der Dschambea, – er grub ein Grab an der Seite des Grabes.

Fremde Schatten verdunkelten die Strahlen der Sonne, die gedämpft und gemildert durch den Blätterdom drangen.

»Geben Sie uns unsern Theil am Werk der Barmherzigkeit, Doctor Clifford,« sagte eine Stimme hinter ihm, – »am Grabe zu helfen eines der armen Opfer wird uns Segen bringen in den Gefahren die eignen Weges!«

Der Arzt schaute gleichgiltig empor aus der Grube – am Rande derselben stand Capitain Delafosse mit dem wahnsinnigen Engländer. – Lady Hunter knieete neben der Leiche Editha's an der Marmorbank. Wenige Schritte entfernt standen fünf oder sechs der kühnen Reiter der Gortschura der Rani. Dreißig andere, mit Dienern, Rossen und Elephanten, lagerten am Eingang der Schlucht zur Siesta in der brennenden Mittagshitze.

»Wir sind auf dem Weg nach der Hauptstadt des Audh,« fuhr der Capitain fort. »Der Wessir, unser Freund, hat uns gestattet, dem Geleit dieser Lady uns anzuschließen. Ich habe ihm geschworen, sie sicher nach Lucknow mit seinen Reitern zu führen. Kommen Sie mit uns, wenn Sie die heilige Pflicht erfüllt, zu der der Geist Gottes Sie nach Cawnpur getrieben!«

Walding schaute starr ihn an und dann auf die Todte. »Wissen Sie, was diese mir war?«

»Editha Highson – die unglückliche Braut des unglücklichen Sanders – –«

»Ich habe sie geliebt!«

Er verhüllte sein Angesicht in die Hände, heiße Thränen machten sich Bahn durch die zitternden Finger – zum ersten Mal seit der furchtbaren Botschaft aus dem Jenseits!

Das krause braune Haar des Arztes war weiß geworden während der Arbeit, bei der sie ihn gefunden!

Die Leser, die nach den anderen Gestalten des Buches fragen, werden sie wiederfinden in neuen Schilderungen aus der in mächtigen Wogen rollenden Geschichte unsrer Zeit.

Der Verfasser.